Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

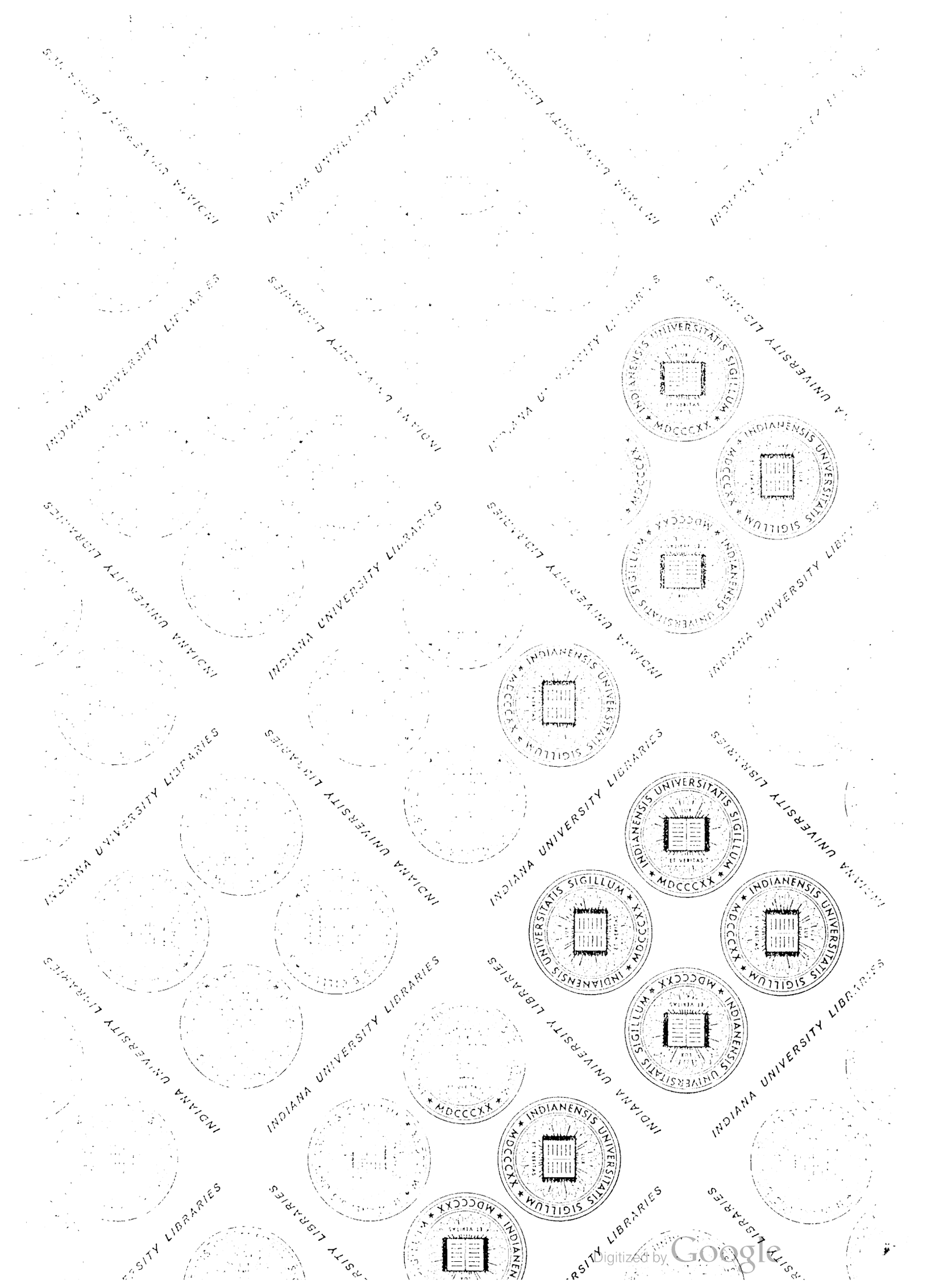
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Gegenwart

Digitized by Google

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtzehnter Band.

(Nr. 27—52.)

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Berlin 1880.
Verlag von Georg Stilke.
Behren-Straße 4.

Digitized by Google

184289

AP30
.G3
v.18

3-4-27 gen.

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

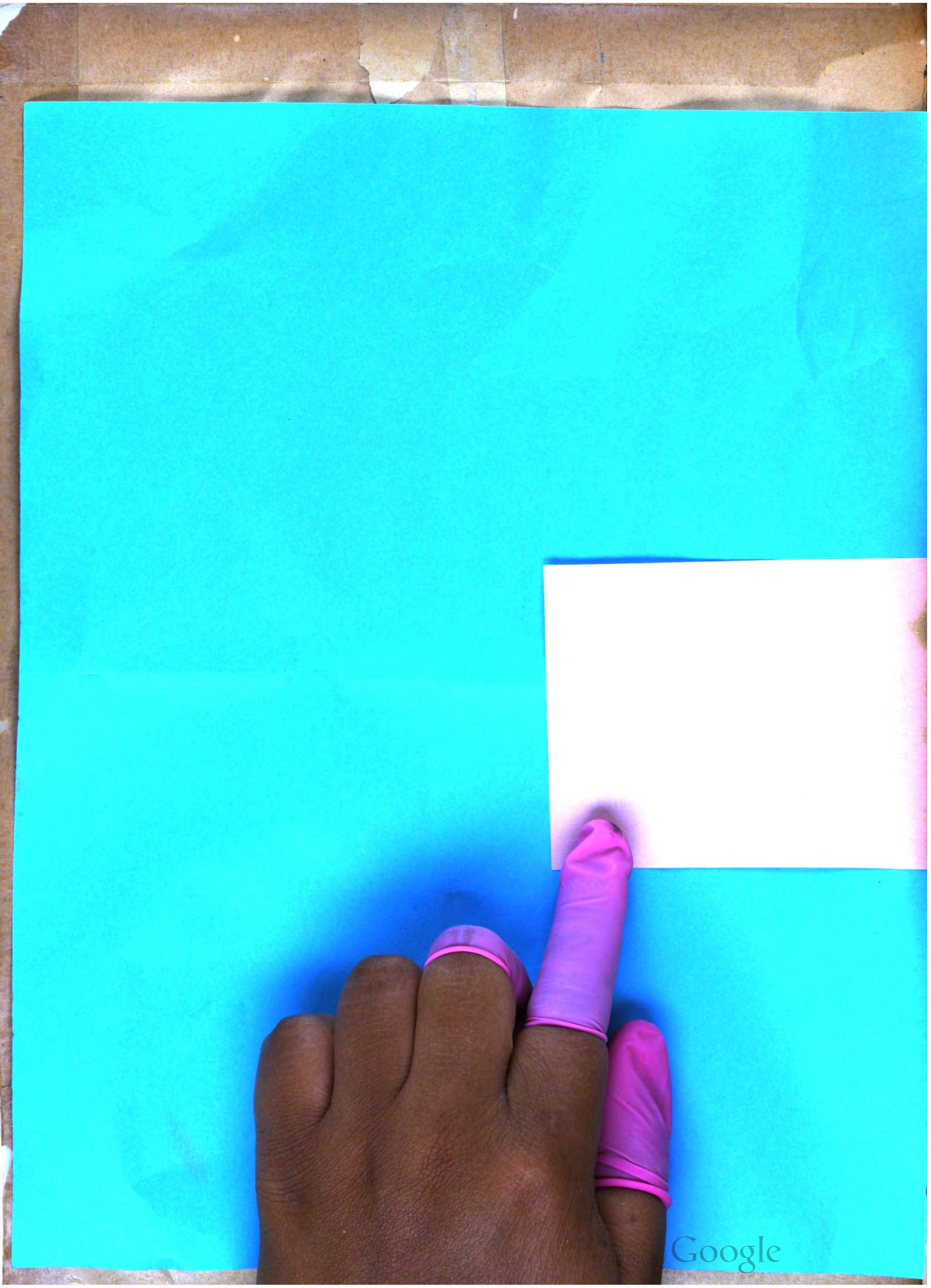
Digitized by Google

TO THE READER OF THIS VOLUME

Kindly handle this book with the utmost care on account of its fragile condition. The binding has been done as well as possible under existing conditions and will give reasonable wear with proper opening and handling.

Your thoughtfulness will be appreciated

Digitized by Google


Digitized by Google

Register.

Achtzehnter Band.

Seite

D'Abreſt, Paul, Wanderungen durch Frankreich 141
Adeptus, Nach der Conferenz. 33
Agrippa, Vom fünfzehnten deutſchen Juriſtentage. 213
— Die Seceſſion 413
Arnold, Hans, Die Seceſſion in der nationalliberalen Partei. . 161
B., S., Das Mädchen aus der Fremde. Luſtſpiel in 4 Acten von Franz von Schönthan 222
Bagge, Selmar, Johann Sebaſtian Bach von Philipp Spitta . 262
Beckmann, W., Die kunſtgewerblichen Alterthümer auf der Ausſtellung in Düſſeldorf 78. 91. 125
Berg, Johannes, Warum kaufen die Leute keine Bücher? . . 9
Bettelheim, Anton, Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880) 276. 312. 328
Boetticher, Adolf, Die Zukunft der Funde von Olympia. . . 323
Brachvogel, Udo, Exit Ulysses S. Grant 50
Braun-Wiesbaden, Karl, Carl Georg Wächter. Zur Erinnerung 54. 71
— Hexen und Hexenproceſſe 152
— Die größte Dichterin der rothen Erde 260
— Der große Viehpatron. Reiſereminiscenzen aus Steiermark und Kärnten 363
Breitinger, H, Rimini und die Republik von San Marino . . 202
Blind, Karl, Die parlamentariſche Lage in England. . . 19. 34
— Das Ergebniß der engliſchen Parlamentsſeſſion 97
Bluntſchli, Das Inſtitut für Völkerrecht und das Manual des Kriegsvölkerrechts für die Armeen 1
— Das Inſtitut für Völkerrecht. Bericht über die Verſammlung zu Oxford 1880 . . . . . 209. 227
Brückner, A., Ein Engländer über Rußland 273. 291
Carriere, M., Leſſings perſönliches und literariſches Verhältniß zu Klopſtock, von Franz Muncker 37
Dahn, Felix, Zum fünfzigjährigen Profeſſoren-Jubiläum des Lehrers der Kirchengeſchichte Dr. Carl Haſe zu Jena. . . . 37
— Zum 700jährigen Regierungs-Jubiläum des Hauſes Wittelsbach 133
Dohm, Ernſt, Theodor Mommſen 53
Döring, A., Ein Aufſtieg zu den Kreuzblumen der Kölner Domthürme 188
Ebe, G., Das Mäcenatenthum in der Kunſt . . . 27. 43. 73. 106
— Parlamentariſches über Kunſt und Kunſthandwerk 280
Ehrlich, H., Gaſtſpiel der kaiſerl. öſtreichiſchen Hofopernſängerin Fräulein Bianchi am Krolltheater 47
— Gaſtſpiel der Herren Nachbaur und Reichmann im Kroll'ſchen Theater 94
— Aus dem Muſikleben 124. 300
— Muſik und Moral 233. 250
— Opern und Concerte 269. 350. 366. 382
— Randgloſſen zu Richard Wagners neueſter Veröffentlichung . . 332
Eyſſenhardt, F., Aus Manzonis literariſchem Leben 168
Fontane, Th., Gloria. Spaniſcher Zeitroman von Perez Galdós 22
G., F. H., Die Lage in Frankreich 289
Geiger, Ludwig, Charles de Villers Briefe aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe 56
— Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Dargeſtellt von M. Rieger 229
Geßner, L., Congreſſe und Conferenzen 164
Goldſtein, Max, Schwarze und weiße Weihnachten 420
Gopčević, Spiridion, Die politiſche Lage Oberalbaniens 225. 243. 258
Greif, Martin, Der Hohenſtaufen Ahn 276
Grobbeck, Carl, Rare et curieux 68
— Krieg im Frieden, Luſtſpiel in fünf Acten von G. von Moſer und F. von Schönthan. — Die Näherin, Geſangspoſſe in vier Acten von Ludwig Held 190
— Der Sekretär. Luſtſpiel in 3 Acten von Ernſt Wichert 365
Groth, Klaus, Lebensabend 275

Seite

H., K., Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines inactiven Offiziers nach ſeinen Erzählungen aufgezeichnet . . 82. 115. 147. 307. 395
Hellwald, Friedrich v., Werden und Vergehen, von Carus Sterne 361
Hermann, J., Gedanken über die Reform des höheren Unterrichts 119. 138
Herrig, Hans, Ein moderner „Freigeiſt" 85
— Die Romantiker und der Katholicismus 214
Holtzendorff, F. v., Internationale Krankenzüge 241
— Politiſche und unpolitiſche Zeitgloſſen 337. 357
Hopfen, Hans, Berliner Notturno. Freie Phantaſie über den Askaniſchen Platz 11. 29
— Allerhand Bayriſches 358
Hopp, Ernſt Otto, Die Quäker und ihr Dichter 277
Jung, Georg, Aus meiner Jugendzeit von Heinrich Leo . . . 3
K., L., Karl Friedrich Leſſing und die Ausſtellung ſeiner Werke in der Nationalgalerie 315
Kalkſtein, v., Die Verfaſſung der nordamerikaniſchen Union . . 305
König, Willibald, Die deutſche Kunſtgewerbehalle im Rothen Schloſſe zu Berlin 384
Landsberg, Emil, Ein Nachwort zum franzöſiſchen Nationalfeſte. 49
Lexicologos, Brockhaus' Converſations-Lexikon 266
Lindau, Paul, Lucciola. Novelle von Gräfin M. Keyſerling, geb. von Dönniges 25
— Ueber die Aufführung der beiden Theile des „Fauſt" in der Einrichtung von Otto Devrient 45. 60
— Der deutſche Michel. Luſtſpiel in vier Aufzügen von L. Nötel. Bernhard Baumeiſter 62
— Das Jubiläum des Théâtre français 1680—1880 . . . 75. 121
— Von allem Möglichen und einigen andren Dingen 93
— Eduard Hallberger zur Erinnerung 164
— Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von Hugo Wittmann . 199
— Ein Buch über die Schauſpielkunſt von einem Schauſpieler . . 216
— Ein deutſcher Standesherr. Schauſpiel in 4 Acten von Karl von Moy. Warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Schwank in einem Act von Karl Perron 236
— Jacob Offenbach 251
— Ein franzöſiſches Buchdrama. L'hospitalière par Ferdinand Fabre 264
— Geld und Schriftſtellerei 314
— Für die Jugend. Ein neues ABC, von Paul Meyerheim und Johannes Trojan 325
— Nora. Schauſpiel in 3 Acten von Henrik Ibſen 346
— Meiſter Amor. Roman in 2 Bänden von Adolf Wilbrandt . 377
— Der letzte Band der Ahnen von Guſtav Freytag 398
— Haus Lonei. Luſtſpiel in vier Aufzügen von Adolf L'Arronge . 423
Lingg, Hermann, Auszug der Mauren 22
— Feſtgedicht zur Einweihung und Vollendung des Kölner Doms 245
Lotheiſſen, Ferdinand, Jüdiſche Geſchichten, von Karl Emil Franzos 197
Lübke, W., Kunſtgeſchichtliche Literatur 219
Luthmer, F., Luxus im Kunſtgewerbe 401
M., W., Das fünfzigſte Jahresgedächtniß der Unabhängigkeit Belgiens 65
Magnus, H., Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften 333
Mähly, J., Aus neuern Literaturen. Eſſays von H. Breitinger 89
Marées, G. v., Die Entwickelung des franzöſiſchen Heerweſens ſeit dem deutſch-franzöſiſchen Kriege 81. 99
— Das heutige franzöſiſche Heerweſen und ſeine Verſchiedenheiten im Vergleich zur deutſchen Armee 130
Medicus, Robert Wilms 248
Melle, W. v., Die Hanſaſtädte und das Verlangen der deutſchen Induſtrie nach Exportlägern 145
Mohr, Wilhelm, Ein Kapitel zum belgiſchen Nationalfeſt. Belgiſche nationale Muſik 109

5406 83.

Digitized by Google

WITHDRAWN

Seite

Morning, Hans, Das Urbild von J. J. Rousseaus Julie . . 181
Mützelburg, Adolf, Zum „Tannhäuser in Paris“ 200
Noiré, Ludwig, Die Philosophie des Werkzeugs 100
Oberammergauer, Der, Im paradeisgaertle und hernacher, ein frumm christlich kumedigspiel. Wies in Druck der Rustico-campius 5
P., A., Jähns' Geschichte des älteren Kriegswesens 422
Philosophus, Der Föderalismus in Frankreich 113
— Washington oder Cromwell? 193
Pietsch, Ludwig, Die Düsseldorfer Kunst- und Gewerbe-ausstellung 40
— Marroco, das Land und die Leute 156
— Die akademische Kunstausstellung zu Berlin 205. 220. 253. 267
Proelß, Johannes, Ernst Wicherts Heinrich von Plauen . . . 418
Pz., C., Ein bayerischer Erzähler 310
Rogge, Walter, Das Ministerium Taaffe und die galizische Kaiserreise 177
— Vor Eröffnung des Wiener Reichsrathes 321
Samter, Adolf, Die Eigenthumsfrage 393. 415
Scherr, Johannes, Rabelais 293
Schlaeger, E., Bruno Bauers kritische Diagnose der gegenwärtigen Aera 129
— Ueber Auswanderung 179
— Der internationale Freidenkercongreß in Brüssel 257
Schlesinger, Sigm., Aus meinem Münchner Notizbuche . 81. 103
Schmidt-Weißenfels, Das oberschlesische Volkstheater 344
Schneegans, A., Friederike Brion von Sesenheim 135
— Deutsche im Orient. 211
— Die Dome zu Köln und zu Straßburg 245
Schönthan, Paul v., „Odilo“ von Oscar v. Redwitz 341
Schults, Hermann, Poeten wider Willen 187
Schwarzbach, Bruno B., Spaziergänge auf Ceylon . . 284. 298
Spielberg, Hans v., Die Arlbergbahn. Eine Studie 339
Stettenheim, Julius, Unterredung mit dem Redacteur Meier. Bericht eines in Berlin weilenden Staatsmannes 13
Stieler, Karl, Ammergau 105
Stinde, Julius, Die angebliche Blaublindheit der Urvölker . . 185
Stommel, Cuno, Aus der Werkstatt des Genius 133. 155
Storm, A., Karl Gutzkows hinterlassener Roman 59
Trojan, J., Zu Ferienanfang 14
— Der Lahme 152
— Weihnachten 418
Volz, Robert, Betrachtungen über die Höflichkeit 380
Waldmüller, R. (Ed. Duboc), Von Bagna-Louka nach dem Lande der Zulukaffern 169
Weigert, Albert, Gedichte von Julius Rodenberg, Emil Rittershaus und Victor Blüthgen 296
Weisbrodt, Gustav, Krieg und Kriegsrecht 196
Woas, Franz, „Das Zeitalter des Dampfes“ 373
Zabel, Eugen, Der Sohn Coralies, Schauspiel von Albert Delgit. Mit dem Strom, Lustspiel von Marie von Ernest 173
— Das Berliner Ballet 237
Zacharias, Otto, Charles Bradlaugh und seine Bestrebungen . 66
Zedlitz-Neukirch, v., Die kirchenpolitische Vorlage 17

Notizen.

Georg Büchmann, Geflügelte Worte 15. Germanische Volksmärchen und Göttersagen 63. R. Siemering 110. K. G. Andresen, Sprachgebrauch 110. Lepsius und Traube, Schauspiel und Bühne 110. Jahres-Supplement 1879—80 und 17. Band des Meyer'schen Conversationslexikon 110. Meyers deutsches Jahrbuch 111. Jacob Mähly, Geschichte der antiken Literatur 111. Robert Proelß, Altenglisches Theater 111. Rabelais' Gargantua und Pantagruel von F. A. Gelbke 111. Alois Hauser, Stil-Lehre 126. K. Braun-Wiesbaden, Landschafts- und Städtebilder 126. Joseph Kürschner, Jahrbuch für das deutsche Theater. II. Jahrgang. 127. Dekamerone vom Burgtheater 142. Uebersetzungen 142. Gottschall, Dramatische Werke, 11. und 12. Bändchen. 142. Ernst Wichert, Heinrich v. Plauen 142. Verzeichniß der Werke lebender Künstler auf der LIV. Ausstellung der K. Akademie der Künste zu Berlin 158. Ein bekannter Schauspieler in Süddeutschland 159. Dr. Moritz Meyer, Die neuere Nationalökonomie in ihren Hauptrichtungen auf historischer Grundlage und kritisch dargestellt von G. W. 174. Schriftstellertag in Weimar 239. Eugen Sierke, Kritische Streifzüge 239. Jean Bernard, Aus alter Zeit 255. Albert Brockhoff, Schicksale eines Todtenkopfes 271. Georg Büchmann, Auch ein Schriftsteller 271. K. G. Nadler, Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's! 271. Dr. A. Cybulski, Geschichte der polnischen Dichtkunst 286. Johannes Scherr, Germania 301. Rheinfahrt 302. Unser Vaterland 302. Italien 302. Schweizerland 302. Alex. Wagner, Spanien 303. Emil Schlagintweit, Indien 303. Frh. v. Hübner, Spaziergang um die Welt 303. Jacob v. Falke, Hellas und Rom 303. Kaspar Scheuren, Der Rhein 303. Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften 317. Franz Lipperheide, Blätter für Kostümkunde 318. F. Hottenroth, Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit 318. Albert Kretschmer, Die Trachten der Völker von Beginn der Geschichte bis zum XIX. Jahrhundert 318. Jacob v. Falke, Kostümgeschichten der Culturvölker 319. Rubinsteins Oper „Der Dämon“ von H. E. 319. Le roman des familles, Revue bi-mensuelle publiée sous la direction de M. G. van Muyden 334. Gustav Oeser, Die Kunstwelt 334. Rankes Weltgeschichte von Dr. K. Br.-W. 335. „Berlin vor 100 Jahren“, von Th. L. 351. Wochenschau 366. 385. 405. 425. Georg Ebers, Aegypten in Bild und Wort 367. Die schöne Müllerin 367. Alfr. v. Wurzbach, Goldene Bibel 367. Dürer, Holzschnitte und Stiche 368. Scherr, Germania. Kleine Ausgabe. 368. Unser Vaterland 368. Meisterwerke der Holzschneidekunst 368. Bilder für Schule und Haus 368. Kunsthistorische Bilderbogen 368. Kunst und Leben 369. Künstlerlaunen 369. Allotria 369. G. Scherer, Volksliedersammlung 369. Jungbrunnen 369. Julius Lohmeyer Sonnenscheinchen 369. Leiden des jungen Werther 369. M. Carriere, Das Weltalter des Geistes im Aufgang 369. Osw. Marbach, Goethes Faust 369. K. J. Schroer, Faust 369. Amalie Sohr, Heinrich Rückerts Leben und Wirken 370. Fr. Hornseck, Schenkenbuch 370. Ganghofer und Neuert, Der Herrgottsschnitzer von Oberammergau 370. Das erste Kind, wie's lacht und schreit 371. Dr. Joh. Fastenrath, Stimmen der Weihnacht 371. Der Messias von Bayreuth 370. Klaus Groth, Drei plattdeutsche Erzählungen 371. Neue Folge von Ed. Hildebrandts Aquarellen von Lud. Pietsch 386. Omar Chajjâm, Die Lieder und Sprüche. Deutsch von Fr. Bodenstedt, von Albert Weigert 386. G. Grote's Verlag in Berlin 387. Gustav Doré, Illustrirte Werke (Verlornes Paradies und Rasender Roland) 387. G. Kastropp, „Kain“, von Albert Weigert 405. P. Chr. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen von Walter Reinmar 405. Theodor Ströfer's Kunstverlag in München 406. „Deutsche Jugend“, herausgegeben von Jul. Lohmeyer 406. Freytag-Galerie 407. Nachlaß Mirza-Schaffy's 407. Hans Hopfen, Mein Onkel Don Juan 407. Ebers, Der Kaiser 407. G. Freytag, Aus einer kleinen Stadt 407. Wilbrandt, Meister Amor 407. Spielhagen, Angela 407. Gebr. Opbacher in München, Buntdrucke 407. Illustrirter Hausschatz für die Jugend von Max Bern 407. Annie Brassey, Sonnenschein und Sturm im Osten 407. Alfred Fabians Vorlesungen 426. A. Gutbier, Rafael-Werk 426. Deutsche illustrirte Volksbücher 426. Edwin Schloemps Verlag in Leipzig 426. J. Kleinmichel und V. Blüthgen, Im Flügelkleide 427. Conversationslexika 427. Spanien 427. Damen-Almanach 427. Feine Küche 427. Nordlandfahrten 428. Hartlebens Verlag, Wien, Pest und Leipzig 428. Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger 428. Alfred Meißner, Dichtungen 428. Dr. David Müller, Geschichte des deutschen Volkes 428. Illustrirtes Donau-Album 428. Eine neue musikalische Zeitschrift 428.

Offene Briefe und Antworten ꝛc.

Von einem deutsch-russischen Abonnenten der „Gegenwart“ 31. Von Adam Müller 63. Von J. Mähly 95. An Friederike Kempner 111. F. G. in Oldenburg 111. Frl. L. R. in Gotha 111. Von Walter Robert-Tornow 127. Von Anton Bettelheim 142. Von Verschiedenem 143. Von Ferdinand Hiller 158. Von Verschiedenem 159. Von B. L. 175. Von Prof. Leo A. Stäger 207. Ein eifriger Leser der „Gegenwart“ 207. J. H. A. N. Ein Liebeslied in neuer Orthographie 223. Von Carl Peters 287. Von Bluntschli 287. Von Georg Büchmann 335. Von Dr. E. Schlief 335. Von Verschiedenem 335. Von E. Schläger 335.

Bibliographie.

Seite 15. 47. 95. 127. 143. 175. 239. 255. 287. 319. 351. 371.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 3. Juli 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Institut für Völkerrecht und das Manuel des Kriegsvölkerrechts für die Armeen. Von Bluntschli. — Heinrich Leo. Von Georg Jung. — **Literatur und Kunst:** Im paradeisgaertle und hernacher. ein frum christlich kumedigspil von dem Oberammergauer. gibts in druck der Rusticocampius. — Warum kaufen die Leute keine Bücher? Von Johannes Berg. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Notturno. Freie Phantasie über den Askanischen Platz. Von Hans Hopfen. — Unterredung mit dem Redacteur Meier. Bericht eines in Berlin weilenden Staatsmannes. Von Julius Stettenheim. — Zu Ferienanfang. Von J. Trojan. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Das Institut für Völkerrecht und das Manuel des Kriegsvölkerrechts für die Armeen.

Von Bluntschli.

Als im September 1873 eine kleine Anzahl Männer von verschiedenen Nationalitäten aus Europa und Amerika, welche alle sich mit der Wissenschaft des Völkerrechts ernstlich beschäftigt hatten, in der flämisch-belgischen Stadt Gent zusammentraten, um eine freie Akademie für Völkerrecht zu gründen, waren dieselben sich der Schwierigkeit einer solchen Stiftung wohl bewußt. Man fragte sich: Wird es gelingen, die bedeutendsten Vertreter der Völkerrechtswissenschaft aus allen civilisirten Völkern zu einem engeren Vereine und zu gemeinsamen Arbeiten zu einigen? Wenn das glückt, werden die Mitglieder fortdauernd die nöthigen Opfer an Zeit, Fleiß, Geld für die gemeinsame Sache verwenden? Wird die Akademie sich über die streitigen Fragen und Probleme des Völkerrechts verständigen können, oder wird der Gegensatz der Nationen und der Schulen die Unsicherheit und den Widerspruch der Meinungen vermehren und schärfen? Wie werden sich die öffentliche Meinung und wie die Regierungen zu der Akademie stellen? Inwiefern wird dieselbe eine moralische und geistige Autorität gewinnen?

Die meisten dieser Fragen lassen sich heute nach siebenjähriger Existenz und Wirksamkeit der unter dem Namen „Institut de droit international“ („Institut für Völkerrecht“) ursprünglich mit dem Sitze Gent, jetzt mit dem Sitze Brüssel ins Leben gerufenen Akademie mit Sicherheit beantworten. Man darf es behaupten: Das Wagniß ist geglückt, wenngleich weitere Förderung und eine allgemeinere und wirksamere Anerkennung desselben noch dringend zu wünschen sind.

Es waren von Anfang an nur 50 Stellen für ordentliche Mitglieder des Institus in Aussicht genommen worden. Alle diese Stellen sind allmählich mit Männern besetzt worden, die in der wissenschaftlichen Welt wohl bekannt und angesehen sind. Wenn auch nicht alle Völkerrechtskundigen von Ruf an dem Institute Theil nehmen, wie z. B. ausnahmsweise Phillimore dankend abgelehnt hat, so ist es doch unbestreitbar, daß die Mehrzahl der bedeutendsten Autoren der Völkerrechtswissenschaft in dem Institute Sitz und Stimme haben, oder gehabt haben. Die elf Stifter des Instituts sind alle noch am Leben und alle noch thätig. Von anderen, seither gestorbenen Mitgliedern von Namen sind zu erwähnen die Franzosen Hautefeuille und Cauchy, der Italiener Graf Sclopis, der Deutsche Heffter. Von gegenwärtigen Mitgliedern nenne ich nur die thätigsten, aus Belgien: Rolin-Jacquemyns, Rivier, Laveleye, aus Deutschland: von Bar, Bluntschli, Geßner, Goldschmidt, von Holtzendorff, aus England: Bernard, Holland, Lorimer, Twiß, Westlake, aus Frankreich: Lucas, de Parieu, Renault, Clunet, aus Italien: Mancini, Fiore, Pierantoni, Brusa, aus den Niederlanden: Asser, Beer-Pourtugael, aus Nordamerika: Dudley-Field, Lawrence, Woolsey, aus Oestreich: Neumann, aus Rußland: Besobrasoff, Martens, aus der Schweiz: Moynier, Ch. Brocher, aus Südamerika: Calvo, aus Spanien: Landa.

Wer diese Namen überblickt, wird schwerlich bestreiten, daß die Vertretung der Völkerrechtswissenschaft in dieser freien Akademie wohl jeden Vergleich aushält mit der Besetzung irgend einer auch der berühmtesten Staatsakademien. Es gilt daher überall in der civilisirten Welt als eine wissenschaftliche Ehre, unter die Mitglieder des Instituts erwählt und aufgenommen zu werden.

Auch die zweite Frage nach den dauernden Opfern und Arbeiten der Mitglieder ist durch die Erfahrung in befriedigender Weise beantwortet worden. Sowohl die „Revue de Droit Internationale“, welche durch ihren gediegenen und reichen Inhalt unter den Zeitschriften einen sehr geachteten Namen und eine weite Verbreitung in allen Culturlanden der Welt errungen hat, als das sogenannte „Annuaire de l'Institut“, dessen dritter Band soeben veröffentlicht worden, geben ein klares Bild von den wissenschaftlichen Leistungen des Instituts. Alle völkerrechtlichen Ereignisse aus neuerer Zeit sind darin beachtet und alle völkerrechtlichen Fragen, welche die Gegenwart aufregen, beleuchtet worden. Das Institut und seine Mitglieder haben die freiwillig übernommene Pflicht, „dem Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt in völkerrechtlicher Beziehung zum Organe zu dienen“ (Statuten Art. 1), gewissenhaft und unermüdlich ausgeübt. Sie haben an der richtigen Aussprache und Erklärung völkerrechtlicher Grundsätze und Normen vielfältig und ernstlich sich betheiligt, einer fortschreitenden Codification und der principiellen Praxis wissenschaftlich vorgearbeitet, und jeder Zeit die Grundsätze der Humanität und Gerechtigkeit mit Muth und Besonnenheit vertreten.

Die Generalsecretäre des Instituts, in den ersten Jahren Rolin-Jacquemyns in Gent und, seitdem derselbe Minister des Königs von Belgien geworden ist, Professor Rivier in Brüssel haben in uneigennützigster Weise ihre volle reiche Kraft der Leitung und der Sorge für das Institut zugewendet, und dafür große Opfer, auch ökonomische gebracht. Die jährlichen Versammlungen des Instituts, in Gent, in Genf, im Haag, in

Digitized by Google

Zürich, in Paris, in Brüssel, wurden jedes Mal von einer bedeutenden Zahl der Mitglieder besucht, obwohl viele derselben große und kostspielige Reisen zu machen genöthigt waren. Es ist ebenso die Aussicht vorhanden, daß auch die Versammlung zu Anfang September in diesem Jahre zu Oxford von vielen Mitgliedern besucht werde.

Diese Anstrengung und diese Resultate sind nur zu erklären aus dem lebendigen Bewußtsein von dem hohen Werthe des Völkerrechts für die Civilisation der Völker und für die Bestimmung der Menschheit, und aus der Liebe zu dem Völkerrecht, welche die Akademiker beseelt.

Die Besorgniß, daß die Mannichfaltigkeit der Nationalitäten und der Sprachen, und der Gegensatz der Schulen und der staatlichen Politik zu einem heftigen Meinungskampfe und zu einer babylonischen Verwirrung führen werde, hat sich bald als ganz eitel und unbegründet erwiesen. Fast über alle völkerrechtlichen Fragen, welche in Betracht gezogen wurden, ist jedes Mal und ziemlich bald ein Einverständniß erzielt worden. Bei weitem die meisten Aussprüche und Meinungsäußerungen des Institutes sind einstimmig gebilligt worden, oder mit sehr großer Mehrheit zu Stande gekommen. Ueber untergeordnete Dinge wurde wohl hin- und hergestritten, bis das rechte Wort gefunden war. Im Großen und Ganzen zeigte es sich, daß die Grundsätze und die Rechtsansichten Aller wesentlich dieselben seien. Völlig unbefangen verhandelten Engländer und Russen, Deutsche und Franzosen mit einander. Die Eifersucht, die Vorurtheile und die Leidenschaften der verschiedenen Völker mußten sich zurückziehen vor dem redlichen Streben, die Wahrheit zu erkennen und zu bezeugen, und das nothwendige Recht, welches auch die Feindschaft der Völker in menschlich bestimmten Schranken hält, zur Geltung zu bringen. Wenn in unsrer Zeit die nationalen Triebe und Neigungen die Völker schärfer als früher sondern und trennen, so werden sie hinwieder durch das internationale Gefühl der Zusammengehörigkeit und der wechselseitigen Bedürfnisse zu einer völkerrechtlichen Lebensgemeinschaft verbunden, welche nicht minder berechtigt ist als die nationale Gestaltung des Staates. In den Völkerrechtsweisen ist dieses Gefühl naturgemäß zu klarer Einsicht gesteigert. In diesem Bewußtsein reichen sie sich die Hände und arbeiten sie einig und gemeinsam an der Stärkung, Klärung und Vervollkommnung des Völkerrechts.

Nur der große Gegensatz der Rechtsansichten, welcher die Jurisprudenz der größten Seemacht mit Bezug auf die Frage der Seebeute von der aller übrigen civilisirten Staaten trennt, ist auch in dem Institute noch nicht zur Ausgleichung gekommen. Es stehen sich auch hier die Meinungen der englischen und den nicht-englischen Völkerrechtsmänner unversöhnt und schroff gegenüber. Jene wollen die Seebeute noch nicht aufgeben und setzen dem Argumente der Nordamerikaner und der Continentaleuropäer, daß das Privateigenthum zur See ebenso gut geachtet werden müsse, wie zu Lande, die Behauptung entgegen, daß die Contributionen und Requisitionen, welche die Armeen in feindlichem Lande fordern, im Grunde nur eine regulirte Staatsbeute seien. Indessen haben sich auch in dieser Frage in dem Institute schon manche Annäherungsmomente und Uebergangsbrücken gezeigt. Es haben sich bereits auch englische Akademiker gefunden, welche die Barbarei und das Unrecht der Seebeute mißbilligen, wenn nur für die staatliche Sicherheit ihrer Inselstaaten durch vorläufige Beschlagnahme feindlicher Schiffe hinreichend gesorgt werde. Hinwieder haben nicht-englische Juristen zugestanden, daß einer Seemacht ganz analoge Rechte mit Bezug auf die feindlichen für Kriegszwecke verwendbaren Privatschiffe zustehen müssen, wie der Landmacht mit Bezug auf die Eisenbahnen. Allmählich wird auch dieser Flecken der bisherigen Völkerrechtspraxis gereinigt werden können, wenn auch England einmal die dem Handel durch feindliche Kreuzer drohenden Gefahren an seinen eigenen Handelsschiffen erfahren und diese Erfahrung die Augen der Politiker für die Gerechtigkeit und Wahrheit der völkerrechtlichen Anerkennung des Privateigenthums öffnen und schärfen wird.

Die öffentliche Meinung hat sich ebenfalls fortwährend dem Institute sehr zugeneigt und anerkennend erwiesen. Das beweist sowohl das Verhalten der Presse in allen Culturländern als die Aufnahme der Mitglieder des Institutes zur Zeit der Jahresversammlung. Auch von Seiten mancher Staatsregierung hatte sich das Institut mehrfältiger Auszeichnung zu erfreuen. Hier wird aber noch ein Mangel wahrnehmbar, welcher der Berichtigung bedarf.

Das Institut war in den ersten Jahren seines Bestandes noch so scheu, und für die nothwendige Selbstständigkeit und Unbefangenheit seines wissenschaftlichen Berufes so ängstlich besorgt, daß es jede nähere Beziehung zu den Regierungen zu vermeiden bemüht war. Es fürchtete auch, daß das anfangs erregte Mißtrauen, daß das Institut gegründet worden sei, um die Interessen einzelner Großmächte wider andere zu unterstützen, genährt werden könnte, und man glaubte, den wahren neutralen Charakter der Akademie dadurch am besten zu wahren, daß man sich von jedem unmittelbaren Verkehre mit den wetteifernden Staaten ferne hielt.

Die Staatsregierungen ihrerseits konnten es dem Institute nicht verdenken, daß es ohne staatliche Autorisation und Beihülfe enstanden war. Sie wußten wohl, wie schwer, um nicht zu sagen, unmöglich es für die Genossenschaft der europäisch-amerikanischen Staaten gewesen wäre, sich über eine völkerrechtliche Akademie vorher zu vereinbaren, und es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß dieses Problem leichter und mit mehr Aussicht auf Erfolg durch freien Entschluß der Privaten zu lösen sei.

Die Staatsregierungen hatten aber auch keine Veranlassung, gewissermaßen sich dem Institute aufzunöthigen, und Ursache, erst zuzusehen, was das Institut leisten werde.

Nun aber ist die Sachlage doch eine andere geworden. Zu voller Wirksamkeit kann eine völkerrechtliche Akademie doch nur dann gelangen, wenn die Staatsregierungen, welche die Träger, Handhaber und Schirmer des Völkerrechtes sind, dieselbe ihrerseits beachten, benutzen und fördern. Die Unbefangenheit und die Selbstständigkeit des Institutes sind heute nicht mehr bezweifelt noch bedroht. Das Institut darf sich zu Gunsten der Sache, die es vertritt, ohne Scheu und ohne Besorgniß nun an die Regierungen wenden, für welche es mit arbeitet, wenn es für die Klärung und Sicherung des Völkerrechtes thätig ist. Die Regierungen aber können, indem sie das Gutachten der Männer der Wissenschaft je nach Umständen einholen, die Vorschläge derselben in Erwägung ziehen, streitige Rechtsfragen durch dieselben untersuchen und entscheiden lassen, die Zwecke des Institutes sehr erheblich fördern. Wie die Regierungen überdem die äußern Mittel des Institutes fördern, wie sie es moralisch anerkennen und in Anspruch nehmen, so kann auch diese Beihülfe, da sie einem Ziele dient, welches zugleich das Ziel der ganzen civilisirten Welt und aller Staaten ist, nur gebilligt werden. Eine ganz geringfügige Beihülfe der einzelnen Staaten würde vollkommen hinreichen, um die Existenz des Institutes auf die Dauer zu sichern und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. Die Selbstständigkeit desselben aber würde dadurch auch in ökonomischer Hinsicht gekräftigt.

In der Versammlung zu Brüssel (September 1879) wurde der Antrag gestellt und einstimmig gutgeheißen, daß das Institut ein allgemein verständliches, für die Armeen brauchbares, dem heutigen Stande des Völkerrechtes entsprechendes Manuel des Kriegsvölkerrechts ausarbeiten lasse und den Regierungen zur Verfügung stelle. Die Kriegsartikel, welche den Truppen in vielen Staaten mitgetheilt werden, sind meistens schon vor mehreren Jahrzehnten verfaßt worden und zum Theil veraltet. Selbst die Lieber-Lincoln'sche Instruction für die nordamerikanische Armee von 1864 bedarf doch heute einer Umarbeitung. Die neuen Manuels für das französische, russische, niederländische Heer sind ebenfalls der Verbesserung fähig. Eine gut stilisirte, populäre und zugleich wissenschaftlich richtige kurze Darstellung war so eine würdige Aufgabe der Akademie.

Digitized by Google

Ein solches Manuel ist zunächst von Herrn Moynier in Genf, einem der Stifter des Instituts, im Anschluß an die Brüsseler Erklärung von 1874 entworfen und vielfältig von anderen Akademikern näher geprüft und gelegentlich berichtigt worden. Im Juni hat sich dann eine Commission des Institutes zu Heidelberg versammelt, um in gemeinsamer Arbeit den Text des kriegsvölkerrechtlichen Handbüchleins für die Armeen durchzuberathen und festzustellen. Es hatten sich außer Herrn Moynier dazu eingefunden Professor Rivier aus Brüssel, die Herren Hall aus London, Holland aus Oxford, Martens aus St. Petersburg. Von Deutschen nahmen Theil die Heidelberger Professoren Bluntschli und Schulze. Alle Beschlüsse wurden nach ernster Debatte schließlich einstimmig gefaßt.

Die Redaction ist durchweg klar, kurz, scharf, ohne doctrinär zu werden, doch principiell, auch für den einfachen Unteroffizier und Soldaten faßlich.

In Oxford soll nun das Werk, wie es von der Commission im Einzelnen festgestellt ist, nochmals berathen und darüber im Ganzen entschieden werden. Dann erst wird es im Namen des Instituts in einer Anzahl Exemplaren den sämmtlichen europäischen Staatsregierungen mitgetheilt und denselben anheim gegeben werden, das Manuel für ihre Truppen zu benutzen.

In dieser Weise, und um so einem allgemein empfundenen praktischen Bedürfnisse Befriedigung zu verschaffen, wird vermuthlich noch während dieses Jahres das Institut für Völkerrecht officiell den Staatsregierungen nahen und seine Arbeit ihnen zur Verfügung stellen.

Es ist zu hoffen, daß auch die Staaten die Dienste, welche ihnen das Institut anbietet und leisten kann, gerne annehmen und benutzen, und dadurch das gemeinsame Ziel der Ausbildung und Befestigung des Völkerrechtes fördern werden.

Heinrich Leo.*)

Wenn der im Jahre 1878 in Halle verstorbene Professor Leo, zuletzt Mitglied des Herrenhauses, wohin früher alle solche Petrefacten überwundener Culturstufen abgelagert zu werden pflegten, eine Zeit lang in Deutschland populär war, so verdankte er dies nicht sowohl seiner Bedeutung als Historiker, als vielmehr der schlagfertigen und oft witzigen Grobheit, mit der er den Liberalismus vor dem Jahre 1866 bekämpfte. Seitdem mochte er doch wohl merken, daß der Liberalismus — wenn auch lange latent — eine Macht sei, die sich nicht hinwegspotten läßt, und er verstummte bis er starb. Darin war er klüger wie Herr Stöcker, der heut zu Tage, sehr zur Unzeit, seine Rolle übernehmen will, und statt des Witzes, der originalen Naturanlagen und der wissenschaftlichen Bedeutung seines Vorgängers, nur die comparirte Dressur und Bildung eines praktischen Theologen einzusetzen hat. Leo, obschon er Protestant war, gesteht seine große Abneigung gegen die Theologie und Prediger seiner Kirche, er zeigt vielmehr eine starke Hinneigung zu katholisirendem Mysticismus. Als ihn in späteren Jahren Jemand frägte, warum er denn nicht lieber gleich übertrete, antwortete er: Er bleibe nur in der protestantischen Kirche, um als der Letzte die Thür zuzumachen. Darin war er consequenter und aufrichtiger als Herr Stöcker und Consorten.

Leos Aufzeichnungen tragen den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit, und wenn ein Mann von so originaler Bedeutung die Genesis des Wesens gibt, worin er später der Welt bekannt wurde, so ist das jedenfalls von großem Interesse. Außerdem sind die Schilderungen des Studentenlebens nach den Befreiungskriegen, des Wartburgfestes, der Demagogenuntersuchungen ꝛc. höchst interessant.

Die kratzbürstige Rüpelhaftigkeit seiner Jugendjahre, seine Abneigung gegen das Wesen und die Ansichten des gebildeten Bürgerstandes, schildert uns der spätere Professor mit einigem Humor und Behagen. Man sieht daraus, daß die Grobheit und Unliebenswürdigkeit, die Neigung gegen den Strom zu schwimmen, bei ihm Naturanlage war.

Larochefaucoult in seinen Maximes spricht von den Menschen, die dem Streben und der herrschenden Richtung ihrer Zeitgenossen nur darum Opposition machen, weil sie eine erste Rolle zu spielen sich ohnmächtig fühlen und für den zweiten oder dritten Rang zu viel Ehrgeiz haben. Wenn Leo seine kleine, unansehnliche Persönlichkeit, seine Unfähigkeit in allen Künsten des Gefallens und der Liebenswürdigkeit, gepaart mit brennendem Ehrgeiz und einer guten Portion Energie, in diesem Buch beschreibt, dann begreift man, wie er zu dem Haß und der rohen Polemik kam, die er zeitlebens gegen die Kreise hegte und ausübte, denen er doch vermöge seiner socialen Stellung und seiner geistigen Befähigung von Rechtswegen hätte angehören sollen. Wie mit der Bildung überhaupt, so ging es ihm auch mit den Frauen. Er erzählt von den Nähstunden, die seine Mutter hielt, um etwas Geld zu verdienen:

„Die Mädchen, welche dahin kamen, waren sämmtlich aus befreundeten Familien in dem Alter von 9 zu 15 Jahren. Diese Mädchen wollten nun mich neunjährigen Jungen theils betanten, theils, wenn ich meine Selbstständigkeit diesen Wesen zu entziehen suchte, nahmen sie Rache durch allerhand kleine Neckereien und Verhöhnungen, die mich bei der bittern Stimmung, in die mich mein Schulverhältniß versetzte (dort konnte er sich natürlich auch nicht vertragen), unendlich verdrossen und mich mit unendlichem Stolze innerlich, mit wilder Grobheit äußerlich, wo mir dies Weibszeug in den Weg kam, erfüllte."

Dieser unglücklichen Nähstunde schreibt er zu, daß sich sein „flegelhaftes Verhalten gegen junge Damen bis in sein späteres Schüler- und Studentenleben hineinschleppte", daß „je leidenschaftlicher ich mich zu einem weiblichen Wesen hingezogen fühlte, ich krankhaft eine um so kräftigere Flegelei entwickelte". Vieles von diesem Wesen sei ihm zeitlebens haften geblieben, und er dadurch „gehindert worden, in ein eigentlich freundliches, vertrautes Verhältniß mit Frauen zu kommen". Die Nähschule war da wahrlich sehr unschuldig daran. Die meisten Jungen müssen solche Bemutterung durch ältere Mädchen erdulden, ohne dadurch für das ganze Leben eine verbitterte Stimmung gegen das ganze weibliche Geschlecht sich anzueignen. Es gibt eben Naturen, die statt der Muttermilch mit Geifer auferzogen zu sein scheinen, die als Jungen Jedem die Zunge herausstrecken, und bis an ihr Ende, dem Kettenhunde gleich, Alles anbellen, was sich da regt. Was sie auch bewege, Liebe oder Haß, das Resultat bleibt dasselbe. Im ersteren Falle giftige Polemik für das Befreundete, im letzteren directer Krieg gegen das Mißliebige. Wenn er z. B. der steten, allerdings durch Armuth nothwendig gewordenen Arbeitsamkeit seiner Mutter mit Dankbarkeit gedenkt, so kann er doch nicht umhin, im Gegensatz dazu, „nahbefreundete Damen" in einer so rohen und unfläthigen Weise zu zeichnen, daß sich die Wiedergabe vor einem gebildeten Publicum geradezu verbietet (S. 43).

Man sieht, Leo schont sich selber nicht und gibt ein klares Bild seines Wesens. Wie den Frauen, so stellte er sich jedem herrschenden Interesse, Geschmack, jeder die Zeitgenossen anmuthenden Form gegenüber. In frühester Jugend wurden holländische Seehelden und die französischen Ritter, Bayard, du Guesclin ꝛc., deren Lebensbeschreibung durch Zufall in seine Hände kamen, seine Helden: „Mit den antiken Helden wußte ich mich aber gar nicht zu finden. Später ward mir klar, was mir bis dahin alle Helden Griechenlands und Roms zum wahren Ekel und Abscheu gemacht hatte. Es war die Klassicität, mit welcher die Darstellung ihrer Geschichte bearbeitet war, und diese im späteren Alterthum so hoch gepriesene Manier, dieses reflectirte, formenglatte Wesen, was aus Xenophon und Sallust, aus Plutarch und Tacitus bis fast in alle neuesten Wiedererzählungen von Anekdoten des Alterthums hereinglänzt,

*

*) Aus meiner Jugendzeit, von Heinrich Leo. Mit Photographie. 8. 242 S. Gotha 1880, Friedrich Andreas Perthes.

Digitized by Google

hat mich angewidert von kleinauf bis heute noch. Ich verabscheue alle Klassicität ..., sie ist mir so ekelhaft, wie eine geschminkte Leiche." Daß in Folge dessen auch Schiller sehr schlecht wegkommt, ist folgerichtig: „Das rhetorisirende Pathos solcher Figuren, wie des Marquis Posa und anderer bedürfen eine erwachsenere Seele, um sie herumzureißen und die concret sittlichen Mächte in ihr zu verderben." Dagegen zog „Goethes herrlicher Götz von Berlichingen, der auch unter den neuen Bekanntschaften war, alle sympathetischen Nerven meiner kleinen Person an sich". In späteren Jahren wurde er durch Herodot und Aristophanes einigermaßen mit dem griechischen Alterthum ausgesöhnt. Der unfläthige Witz des Letzteren mußte allerdings sehr anheimelnd auf ihn einwirken, darin findet er zum ersten Mal „die reinste Naivetät und Natürlichkeit". Wie gesagt, überall von frühester Jugend an, eine wahre Passion mit conträrem Wind zu segeln. „Im allerübelsten Verhältniß zu seinen Mitschülern", weil er nur mit den Bauernjungens, nicht aber mit den Kleinbürgerlichen sich vertragen kann. „Der Bauer hat die Anlage, wenigstens ein ganzer Mensch zu werden, ... dagegen der kleine Handwerksmann ist mit seltenen Ausnahmen seiner ganzen Bildung nach zu einer gewissen geistigen Verkrüppelung prädestinirt." Diesen Gegensatz zwischen Stadt und Land erweitert er als einen allgemeinen und durchweg feindlichen, und daß er dabei mit ganzer Seele auf der Bauern Seite steht, sagt er zum öfteren. Hier haben wir also schon im Keim das berühmte Wort des späteren Professors und Herrenhäuslers, der einen frischen fröhlichen Krieg herbeiwünscht, damit all das skrophulöse Gesindel zu Grunde gehe. Daß Leo durch seine bedeutenden Arbeiten über solche Länder und Epochen, wo nur die Städte die Geschichte machten, wie in Italien und den Niederlanden, von seinen krankhaften Jugendeindrücken nicht kurirt wurde, ist kaum zu erklären, wenn wir hier nicht von seiner eigenen Hand seine Jugendgeschichte und in ihr die Ursache vor uns hätten.

Ein „kleines, unansehnliches Kerlchen", dürftige Verhältnisse, dabei Renommisterei, Unverträglichkeit und brennender Ehrgeiz, zu seinem Glück auch große Energie. So erschienen die bewegenden Mächte der Zeit ihm als Feinde und die passiv und vegetativ sich verhaltende Masse der Bauern als Freund. Solche Leute, wenn von so geistiger Bedeutung wie Leo, sind nachher die geborenen Vertreter von Conservativen, Agrariern, Anti-Semiten, Pietisten und andern Spielarten der Reaction, bei welcher Talent und wissenschaftliche Bedeutung seltener vorkommen und die deshalb dem unruhigen Ehrgeiz eine größere Rolle und mehr Befriedigung in Aussicht stellt. Eine geistige Felonie bleibt es immer. Es ist dies die Genesis vieler solcher Matadore, nur daß sie selten so aufrichtig sind, uns ein so klares Bild derselben zu geben.

Auch was die Religion und deren Unterricht in der Schule betrifft, befindet sich Leo in demselben, allem Herkömmlichen feindseligen Zustand. Sehr geistvoll schildert er uns die Zustände in kleineren deutschen Städten, wie Rudolstadt, die übrigens überall dieselben sind:

„In einem solchem Zustande nun herrschender Mediocrität auf engem Raume, wo Jeder dem Andern in Topf und Glas guckt, pflegt sich von selbst auch die Erscheinung der Sünde auf eine gewisse Mediocrität zu reduciren. Teuflische Naturen, großartige Sünder, erschütternde Charaktere fühlen von selbst, daß dies ihr Terrain nicht ist; was zurückbleibt sündigt mit Leidlichkeit, und es theilt sich solchen Kreisen eine humane Stellung zur Sünde mit. Man ärgert sich, oder macht sich lustig über die mediocren Sünden des Andern, trägt sie aber im Ganzen human, macht höchstens im sogenannten Räsonniren seinem Herzen Luft, kommt aber nie dazu, die Sünde und den Fluch, der in dieser humanen Mediocrität liegt, sich selbst zum Bewußtsein zu bringen. Die weitere Folge ist dann, daß sich solchen Räumen als herrschendes sittliches Gefühl das der Selbstgerechtigkeit mittheilt, und was die Kirche in ihren Sakramenten von Reue, Buße und Besserung verlangt, läuft äußerlich, ohne daß irgend eine Persönlichkeit einmal durch einen inneren religiösen Blitz zerschmettert zu werden pflegt, her. Im Jahre von Zeit zu Zeit zum Abendmahle zu gehen, ist ein Theil der hergebrachten Diät, wie das Schröpfen im Frühjahre; und Alles, was über den Bereich solcher Erscheinungen in asketischer oder gemüthlicher Weise hinüberstrebt, wird von den Gebildeten als abgeschmackter Pietismus, von den Ungebildeteren als Verrücktheit verhöhnt." Leo verlangt demnach, daß der Religionslehrer damit anfangen soll, „einen Zorn, eine Rebellion gegen diese gemäßigte Sündenruhe, gegen diesen Seelenschlaf zu predigen". Sein vortrefflicher Lehrer, Abeken, habe zwar „wohl und deutlich das Wesen der Sünde erläutert, auch die Einzelnen nicht nur, wo er sie auf der Bahn der Sünde traf, heilsam ermahnt, gerührt, aber uns in eine entschiedene Opposition zu bringen zu der Art und Weise, wie man in Rudolstadt in Sündenschläfrigkeit hinlebte, hat er versäumt; dazu war sein Wesen zu ruhig, zu human". Das ist nicht nach Leos Geschmack und Naturell. Krieg überall dem skrophulösen Gesindel, das vermag kein humaner Mann wie Abeken: „Ein durchdringendes, ernstreligiöses betendes Bewußtsein wußte er unsern Gemüthern doch nicht einzupflanzen, er vermochte es nicht, weil uns das rechte Sündenbewußtsein fehlte, was, wenn er es uns mitgetheilt hätte, uns in nothwendigen religiösen Kriegszustand hätte setzen müssen mit Eltern und Umgebungen, mit der ganzen Stadt." Vor Jahren verstand das der Waisenhausvorsteher in Elberfeld besser, gerieth aber in dieser schlechten Welt und sogar unter Friedrich Wilhelms IV. frommen Regiment in Untersuchung und Strafe.

Mit 16 Jahren hätte das „böse Weibszeug" es unserm Helden doch beinahe angethan. „Es war noch keine Verliebtheit, aber ein planloses, ungesundes Beschäftigen mit weiblicher Anmuth." Dennoch, als die im Stillen Angebetete einen Andern vorzog, beschloß er mit gewohnter Neigung zum Extremen, sich todt zu saufen, und hätte es mit gewohnter Energie nach viermonatlicher Uebung auch beinahe fertig gebracht, wenn nicht eine gefährliche Krankheit ihn zur Umkehr gebracht hätte. Aber ohne herausforderndes Extrem ging es bei ihm einmal nicht. Das „arme blasse kleine Menschlein mit blutloser graugelber Gesichtsfarbe vom Saufen", das noch vor einem Jahre den „verlumptesten, wildesten und versoffensten Studenten darstellen wollte", warf sich nun der damals auftauchenden Turnerei in die Arme, natürlich vor allen Dingen in äußerster Uebertreibung. „Kein Rock war mir altdeutsch, kein Beinkleid grobleinen genug." Mit 17½ Jahr macht er sich auf nach Breslau zur Universität. „Ich hatte mich mit einem alten, sehr niedlich gearbeiteten Haudegen meines Vaters behangen, und bildete so mit dem Tornister auf dem Rücken, und dem altdeutschen Barett auf dem Kopfe wohl eine sehr lustige Figur." Als er später in Berlin zu Jahn wallfahrtete, verhöhnte ihn die Straßenjugend, besonders auf einem Spaziergang im Thiergarten. „Mir, der von Jugend auf sich das dickste Fell gegen Pöbelhohn erworben hatte, war es kaum aufgefallen. Nun aber im Thiergarten ward es Schlottmann zu toll und er forderte Jahn auf, daß er mir zureden solle, das phantastische Zeug abzuthun. Jahn nahm die Partei meines Rockes: man solle mich lassen, so phantastische Kleidung sei für junges Volk ganz gut." Der berühmte Turnvater entwickelt hier überhaupt Ansichten und Lehren, die als Vorbild gedient haben könnten für Tölke u. A. Am lustigsten ist es, wie dieser sonderbare Jugendführer unserm Studenten das Studium der Medicin ausredet. „Was ich mit der Medicin wolle? Im Ganzen helfe sie zu gar nichts; noch seien genau noch so viel Menschen gestorben, als geboren werden, und wenn sich auch nicht leugnen lasse, daß die Aerzte manches braven Mannes Leben länger gefristet hätten, so stehe dem entgegen, daß auch mancher durch falsche Behandlung selbst der besten Aerzte früher gestorben sei, als die Natur allein ihn ausgespannt haben würde, und dann wären auch Schurken genug dadurch gefristet worden, also der Nutzen sei $+ a - a = 0$."

Aus dem Studentenleben im Anfang dieses Jahrhunderts, aus der Geschichte der Burschenschaft, dem Wartburgsfest, wobei unser Held stets unter den Tollsten war, enthält das Buch höchst Interessantes. Besonders merkwürdig ist der Einfluß der aus dem Felde zurückgekehrten Studenten, die zum Theil schon Offi-

Digitized by Google

ziere gewesen waren, durch welchen hauptsächlich der alte Pennalismus mit seiner Rohheit und Lächerlichkeit vielfach beseitigt, die Burschenschaft gegründet und der neue Geist inaugurirt wurde. Heut zu Tage ist in Deutschland der erwachsene Mann längst zu solchem politischem Bewußtsein und Thatkraft gekommen, daß eine politische Action der Unmündigen, wie sie damals stattfand, unmöglich und lächerlich sein würde. Und dennoch haben die Kriege von 1866 und 1870 ebenfalls, und zwar durch das Institut der Reserveoffiziere, wesentlichen Einfluß gehabt auf Verbesserung des äußeren Anstandes und Erhöhung des Nationalgefühls. Die Corps, obschon sie jetzt eine sehr kleine Minorität bilden und irgend einen geistigen Einfluß gewiß nicht prätendiren können, haben dadurch, daß die große Mehrzahl der Mitglieder Offizierscandidaten sind, eine gewisse militärische Reserve und einen Schliff angenommen, der wenigstens gegen frühere geistlose Rohheit als Fortschritt erscheinen muß.

Etwas Aehnliches hat sich in den aristokratischen Kreisen Rußlands nach den Kriegen von 1813 u. s. f. gezeigt. Die große Militärverschwörung von 1825 ging, wie besonders in den Memoiren eines Dekabristen zu lesen ist, von den Offizieren und der vornehmen Jugend aus, die in diesen Jahren durch Berührung mit der Civilisation des Westens seitdem von einer idealeren Staatsform der Zukunft träumten.

Die Beschreibung des Wartburgfestes in seinem Buch ist höchst interessant, ungemein plastisch, und sogar mit einem Anflug von Poesie geschrieben. Die Lächerlichkeiten werden mit Schonung behandelt, wie z. B. die Verbrennung der Bücher durch Maßmann, Niemand wußte warum und Niemand hatte sie gelesen. Höchst ergötzlich ist es, wie Maßmann noch ein Jahr nachher fortwährend über den Büchern sitzend betroffen wird, um doch wenigstens nachträglich zu erfahren, für was er ein solch feierliches Autodafé veranstaltet habe. Wir erhalten allerdings das Bild eines wüsten Durcheinander höchst unklarer Ideen. Diese jungen Freiheitsschwärmer wollten z. B. keine Juden unter sich dulden, obschon Lessings Nathan doch schon damals seit vierzig Jahren Eigenthum der deutschen Nation war. Um die Christlichkeit des Festes recht zu betonen, ward am folgenden Tage Nachmittags das Abendmahl genommen, und es fand sich auch ein angesehener Geistlicher bereit, den aufgeregten und theilweise betrunkenen jungen Leuten dies zu reichen, wobei es natürlich zu ärgerlichem Skandal kam. Wer heut zu Tage noch Juden proscribirt und sein Christenthum, wie ein Corpsbursch seine Farben, auf statt in der Brust trägt, der mag nach Canossa wallfahrten, auf die Wartburg gehört er nicht mehr. Aber trotzdem hat Leo Recht, sich jener Tage „gewissermaßen wie eines Maientages seiner Jugend zu erinnern".

Es wiederholte sich hier der nur zu häufige Fall: der Messias wollte nach den Freiheitskriegen bei uns einziehen, doch mochte ihn Niemand anerkennen. Und so kann denn auf die Burschenschaft und das Wartburgsfest das Wort des Erlösers angewandt werden: „Aus dem Munde der Unmündigen hast du Lob zugerichtet." Im Jahre 1848 wollte man das Wartburgsfest wiederholen. Es ward sogar die Republik proclamirt, — aber spurlos ging es vorüber, weil damals schon die Männer an der Arbeit waren.

Obschon Leo zu der extremsten Seite der Burschenschaft gehört, mit Sand und Follenius verkehrt, und viele Verschwörungsreisen gemacht hatte, so wurde er doch bei den nachfolgenden Untersuchungen nicht verhaftet oder zur Strafe gezogen. Trotz seiner renommistischen Bärbeißigkeit hatte er den praktischen Instinct, einen Boden, der zu heiß wurde, bei Zeiten zu verlassen. Er liebte die Grobheit, wie der ältere Cato, theilweise aus Naturanlage, theilweise, sobald er später Glück damit machte, in bewußter Manier. Aber er liebte nicht, wie der jüngere Cato, die Besiegten und ihre Sache; er hielt es lieber mit der siegreichen Macht. Davon finden sich mehrfach die Beispiele in diesem Buch, und ob nicht auch sein Stillschweigen, seitdem Bismarck 1866 sich mit dem Liberalismus verbündete, dahin sich deuten läßt, ist nicht unwahrscheinlich. Wäre er nicht 1878 gestorben, so könnte er ja heut zu Tage mit Stöcker, Stroßer und Consorten die alte Rolle wieder aufnehmen, allerdings mit etwas mehr Geist und Originalität, als diese Herren zu entwickeln vermögen. Es ist aber doch ein Glück, daß solche Originale allmählich aussterben, und daß die Rüpelei in Anzug, Benehmen, Wort und Schrift in Deutschland immer weniger Anklang findet.

Mit dem Ende seiner Studienzeit endigen auch diese Aufzeichnungen Leos.

Georg Jung.

Literatur und Kunst.

Im paradeisgaertle und hernacher.

ein fruim christlich kumedigspil

von dem

Oberammergauer.

gibts in druck

der Rusticocampius.

das sein die person, die agiren thun:

GOTT der HERR.
adam und eva.
die schlang.
der cherub.
kain.

(N. B. den kain agirt der oberammergauer selber, der das stuck gedichtt hat und auch den epilogus vorbringen wird.)

der erst actus spilt im paradeis, wie auch der ander, der dritt und der viert actus. adam ligt und schlaft. is nacht. dann gehet die sunn uff, die vöglein singen und adam erwacht.

adam.
reckt die arm.

ein gsund schlaf im weich gras,
hab auch traumt, weis nit was,
als hätt mir einer mit macht
in leib griffen, daß kracht.

GOTT der HERR.
kummt.

wie gehts dir, adam?

adam.

Herr, nit schlecht!
hab gut gschlafen.

der Herr.

das is recht.
ICH hab kein ruh bei tag wie nacht,
die knecht schlafen, der Herre wacht
über himmel und erd, über mensch und thier,
is ein beschwerlich handwerk schier.
sechs tag arbeit, dann geruht
und alles in sein art war gut.
nachschieben gilts wol after noch,
denn jed schöpfung hat ihr loch. —
sag, wi gfallts dir in paradeis?

adam.

ich red aufrichtig —

der Herr.

auf all weis.

Digitized by Google

adam.
is nit zu kalt und nit zu heiß,
gern thu in das gras mich streck,
die zwetschke, birn und apfel schmeck,
auch hab gern so rumgaffen,
mit eichkatz spilen und mit affen,
und löw und tiger brüllt dabei,
auch elefant macht groß gschrei
wenn ich sie auf einander hetz,
und mich an ir zorn ergötz,
doch immer is der nemlich spas,
fehlt mir, Herre, weiß nit was.

der Herr.
ICH dein schöpfer kunnt dirs sagen,
die langweil, adam, thut dich plagen.

adam.
is möglich, Herr.

der Herr.
is so dein natur.
dir felt ein gspil, ein creatur,
dir gleich, kein so eichkatzluder,
der aff is auch nit recht dein bruder.

adam.
Herr, mag wol sein, ich will was mehr.
ein ding wie ich. wo nem ichs her?

der Herr.
so hat dir traumt, gelt, in der nacht?
der Herr hat alles vorbedacht.
nam dir ein ripp —

adam.
drum hats so kracht!

der Herr.
draus schuf ich dir zum zeitverteib
ein ding, die eva, nennst sie weib.
wie du und anders doch, versteh,
dort kummt sie schun in dein näh.
der mann, die männin. kein frag,
daß eins für ander taugen mag.
sei artig, adam, rat ich dir,
kannst auch fräule sagen zu ihr.
der Herr geht furt. in den Himmeln singen die englein Alleluja.

adam.
so steht mir gar ein weib ins haus.
bin baß gierig. wie schaut sie aus?
die eva kummt.

eva.
is ers? der Herre nennt ihn mann.

adam.
das is ein gar nit übel gspann. —
wenn man der fräule dinen kann. —
er tappet nach ihr.

eva.
was will er mir der grob bengel?
sie schlahet ihn uff die hend.

adam.
bis gut. dunkst mir schier ein engel.
er tappet wieder nach ihr.

eva.
laß er mich.

adam.
bist aus meiner ripp.
bist mein gspann. sei ein gut wip —
er will sie um den leib nemen.

eva.
er is mir gar ein derb gsell.
sie schlahet ihn.

adam.
bist bös? wart, dich straf ich schnell —
er will nach ihr langen. eva schreit. der Herr kummt zuck.

der Herr.
is nit mein will, ihr zankt und keift,
einander in die haar schier greift.
ICH will, ihr sollt zu euer gnügen
hübsch friedsam beinander ligen.
der Herr geht. die engel singen.

adam.
der Herr wills. eva, kumm zu mir.

eva.
muß ichs? hab kein groß begier —
si tritt langsam zu adam.

adam.
das kummt, das kummt. wie bistu sauber!
er gibt ihr küß.

eva.
wie is er gach. ein recht rauber —

adam.
na, sei nit wild. gib mir ein kuß.
wir lagern untern baum —

eva.
wenns muß —
sie geben einander küß.
hier endt der erst actus.

der ander actus.

adam und eva unterm baum. der Herr.

der Herr.
von allen bäumen sollt ihr essen,
nur von dem einen nit indessen.

eva.
warum?
si stehet uff.

der Herr.
was fragst, eva? sei folgsam, schau.
ICH bin der Herr.

eva.
und ich die frau.
sie macht ein faust auf adam.

der Herr.
was gut und bös, ihr wißt es kaum,
doch das is der erkenntnißbaum,
eßt ihr davon, wär eur verderben,
ihr müßtet flugs des todes sterben.

eva.
die frucht is schön —

der Herr.
nit für dein maul.
die schal is bunt, der kern is faul.
so richtt euch brav nach mein gebot,
das wissen wär euch not und tod.
der Herre gehet. sang der engel.

eva.
was sagst, adam? die frucht mir gfallt,
und er verbeuts, der grämlich alt.

adam.
muß daß man ihm sein willen thu.

eva.
der apfel laßt mir nimmer ruh. —
was raschelt da vom baum herunt?

adam.
das is die schlang.

Digitized by Google

eva.

ihr haut is bunt.

die schlang kriecht herbei.

die schlang.

ihr schaut die rote apfel an?
so greift doch zu. brich sie dir, manu.

adam.

darf nit. is des Herrn verbot.

die schlang.

sterbt ihr davon? is kein not.
eßt nur, du und dein weib, dein gspann,
flugs werden die augen euch auftan.
noch seid ihr blind. faßt frohen mut,
eßt und ihr wißt, was bös und gut.
seid gscheidt, ich raths eng nit zum spott,
greift zu. ihr werdet sein wie GOTT.

eva.

adam, wie GOTT —

adam.

trau nit der schlang.

die schlang bricht ein apfel und reicht in der eva dar.

die schlang.

wie rot. beiß drein und sei nit bang.

eva.

gib her. die zeit wird mir schier lang —

die eva beißet in den apfel.

adam.

was thust? du stirbst!

eva.

vom apfelbiß?
das schmeckt so gut, das schmeckt gar süß.
versuchs.

sie reicht adam den apfel.

adam.

der Herr hats untersagt —

eva.

bist ein schwach mann, der nichtens wagt.

adam.

wie du gethan, ich thu gleich dir.

er beißt in den apfel.

das schmeckt wie sauer apfel schier.

eva.

doch haben wissen wir zum lohn.

adam.

wo is der wurm?

eva.

er kroch davon.

adam.

nu, weißt du was? ich bin ein thor,
und nach dem biß just wie bevor.

eva.

eins weiß ich, daß wir nacket sein.
ich scham mich schier.

si halt die hend vor die augen.

adam.

man findt sich drein.
ich sorg, wir thaten missethat.
ich mach uns schürz aus feigenblatt.
du hast die schuld. ich thats ungern.

eva.

verstecken wir uns vor dem Herrn.

si kriechen in ein gebüsch.

damit endt sich der ander actus.

der dritt actus.

der Herr.

adam, wo bist?

adam.

Herr, nacket schier,
drum versteck ich mich vor dir.

der Herr.

sag, du hast gessen von der frucht?

adam.

das weib hat mich dazu versucht.

eva.

ich as. die schlang sie trog uns, sieh!

der Herr.

si sei verflucht vor allem vieh,
soll kriechen auf dem bauch indessen,
ihr lebelang nur erd fressen.
du aber, weib, ob dein uneren
in schmerzen kinder sollst gebären,
dein willen unterworfen sein
dem mann. er is dein herr allein.
adam, verflucht der acker dein,
nur dorn und distel soll er tragen,
und welkes kraut füll dir den magen,
brod sollst essen und sunst nichts
im schweiße deines angesichts;
wie ICH dich schuf aus lem und erden,
ein lemkloß sollst du wieder werden,
der tod dein los nach kümmernissen,
sollst sterben, weil du wollteſt wissen.
aus thierfell schaff ich euch die röck —
flugs zieht sie an und schert euch weg!

der Herr gehet erzürnt davon und unter thunder und blitz endt sich der dritt actus.

der viert actus.

eva.

so solln wir furt ausm paradies?

adam.

das is dein schuld. der apfelbiß.

eva.

und ich dir untertänig sein?

adam.

dein herr. das is mein trost allein.

eva.

und ich leid groß leibespein.

adam.

wer luſt hatt, muß auch leid ertragen.

eva.

ich mein, das is dir leicht zu sagen.
der mann hat kein solchen plagen.

der cherub kommt mit dem feuerschwerdt.

der cherub.

ihr seid noch da? fort. dort naus.

eva.

laß uns ein bissel noch im haus.

cherub.

daß ins paradeis ein menschenkind
uns brächt[illegible] nur Engel sind!
fort alle b[illegible] nächt[illegible] tur gschwind.

eva.

laß dich e[illegible]ten, cherub mein,
ich will re[illegible] mit dir sein.

Digitized by Google

cherub.
dein weib, adam, ängelt mir —

adam.
wo ist ein stecken? wart, helf dir!

cherub.
ja, straf sie nur, zu des Herren lob.

eva.
mann wie engel sind beede grob.

cherub.
na, wirds? da naus!

adam.
in erdenpein.
dem weib verdank ich das allein —

eva.
er geht nit auf mein winken ein.
der cherub mag kein mannsbild sein —

cherub.
bald wird das Eden wieder rein —

der cherub verjagt adam und eva mit dem flammenschwerdt und das paradeis verschleußt sich.

der fünft und letzt actus.

darinne wird uff erden weiter agirt. adam hackt den acker um. eva spinnt.

adam.
is hart arbeit. ich hack und grab —

er stellt die hack weg, wischt sich die stirn.

eva.
faullenzer! ich spinn mir die finger ab.

adam.
is nit zum abendmal die zeit?

eva.
die kinder fehln noch alle beid.

adam.
der abel is ein schäfer brav —

eva.
ein guter tropf. fast selber schaf.

adam.
du lobst dir nur den kain immer.

eva.
ein tüchtig mann.

adam.
schier ein schlimmer.

eva.
sie opfern beede doch dem Herrn.

adam.
wenn sie nur besser einig wärn.
sie streiten oft.

eva.
abel, dem taps,
gibt der kain einen klapps.
was schadts?

adam.
ich denk es nutzt auch nix.

eva.
dem abel gönn ich seine wichs.

der kain kommt.

kain.
mutter, da bin ich. gibts zu essen?

eva.
ich stell den topf ans feur indessen.

die eva stet auf, tritt zum herd.

adam.
du schaust so wild.

der kain schweigt und satzt sich nieder.

adam.
na, bist stumm?

kain.
es geht mir was im kopf rum —

eva.
am herd.
soll er plappern? was nimmst dus krumm?

adam.
man sagt ja nur —

eva.
laß ihn in ruh. —
da is eur essen, langt nur zu.

adam.
wir warten nit auf den abel brav?

eva.
der scheert wol noch seine dumme schaf —

sie setzen sich essen. man vernimmt eine himmlische musik von cimbeln, geigen flöten und aus einer feurigen wolk steigt der Herr nieder.

adam.
hört ihrs? steht uff! der Herr im glanz!
wir neigen uns zur erden ganz.

sie fallen uff die knie, sonder kain.

der Herr.
kummt und redt zu kain.
wo is dein bruder abel?

kain.
bin ich
der hüter meines bruders?

der Herr.
unsinnig
is was du sagst. — er hat ihn erschlagen.

adam.
unband! das geht dir an kragen —

die eva stellt sich vor den kain.

eva.
der abel hat ihn wol beleidigt —

adam.
den kain, Herre, sie verteidigt!

der Herr.
die weibe wissen nit, was recht. —
kain, du bist ein mann gar schlecht.
das bruderblut, es schreit zu MIR,
in alle lande fleuch von hier.

kain.
stehet uff.
Herr, irr ich in der fremd rum,
da bringt mich bald ein jeder um.

der Herr macht ein Zeichen auf die stirn des kain.

der Herr.
das zeichen gilt in allen tagen,
und niemand soll dich je erschlagen.

Digitized by Google

eva.

wir danken, Herr.

der Herr.

sie hat dich lieb,
du hast von ihr den wissenstrieb,
doch laß dich weiter nit verleiten,
es kommen bald gar böse zeiten,
man will ergründen die natur,
will meiner schöpfung auf die spur.
das leid ICH nit. ICH schuf, was recht,
wie's taugt dem blöden menschengschlecht,
durch meine eigne Gotteskraft,
drum braucht es keiner wissenschaft;
die welt steht unter meiner hut,
und alles, was da is, is gut!

die cherubim und seraphim singen ein gloria und das gspil is aus.

---

der Kain
(der oberammergauer)
tritt vor, verneigt sich und spricht den Epilogus.

das übel, wie ihr habt vernummen,
is durch ein weib in die welt kummen.
drum legt, ihr wacker burgermann,
eurn weibsen brav den kappzaum an.
preist Gott den Herren alle zeit,
seid ghorsam eur obrigkeit.
die bunt schlang, ich sags euch frei,
das is die falsch filosofei.
und redt euch einer von natur,
so lockt er euch zum satan nur.
flugs macht ein kreuz in Jesu namen,
hütt euch vor allem wissen. amen.

Warum kaufen die Leute keine Bücher?

Eine volkswirthschaftliche und culturwissenschaftliche Untersuchung

von

Johannes Berg.

Walter Scott hat bei seinen Lebzeiten etwa anderthalb Millionen Thaler Honorar für seine Bücher bezogen. Kurz vor seinem Tode wurde er in den Bankerott seines Verlegers, mit dem er sich associirt hatte, verwickelt und verlor dabei sein ganzes Vermögen. Statt der Activa verblieb ihm eine Schuld von etwa 300,000 Thalern. Allein die neuen Auflagen seiner Werke bezahlten noch nach seinem Tode den Rest seiner Schulden.

Dieser Walter Scott, der also doch einige Erfahrungen auf dem Gebiete des Bücherschreibens und des Buchhandels hatte, und auch sonst, wie man zu sagen pflegt, „grade kein dummer Kerl war", that, wie uns sein vortrefflicher deutscher Biograph, Prof. Eberty in Breslau, erzählt, eines Tages die Aeußerung:

„Jeder Fleischer wird in der Regel etwas vom Viehmästen und der Viehzucht verstehen und Niemand, außer einem gelernten Jockey, wird es unternehmen, ein Rennpferd zuzureiten. Aber wer hat jemals gehört, daß ein Buchhändler etwas von der Waare versteht, in der er Geschäfte macht? Sie sind die einzigen Gewerbtreibenden, welche ganz offen gestehn, daß sie stets eine Katze im Sacke kaufen. Blickt man auf die Menge von Unsinn, welche sie aus reiner Unwissenheit in jedem Jahre drucken lassen und herausgeben, so kann man ihnen nicht böse werden, wenn sie auf Kosten der Schriftsteller, die etwas taugen, ihre Verluste wieder einzubringen suchen."

Man kann freilich hiergegen einwenden: Scott, der an zwei Millionen Thaler Honorar eingenommen, hatte keine Ursache sich zu beklagen.

Allein auf der andern Seite bitte ich zu beachten: Er verlor sein großes Vermögen in dem Concurs seines Verlegers, und dieser Concurs hatte ohne Zweifel seine Ursache. Vielleicht bestand eine dieser Ursachen darin, daß der Mann sonst „zu viel Unsinn hatte drucken lassen und herausgegeben". Ich bin darüber nicht hinreichend unterrichtet und enthalte mich daher jeglichen Urtheils.

Jedenfalls verdient der Ausspruch eines Mannes, wie Scott, alle Beachtung. Das zeigt schon der Umstand, daß der englische Buchhandel sich seitdem reformirt hat. In England kennt man nicht die langen Creditfristen des deutschen Buchhandels. Man verkauft gegen Baar. Der Verleger läßt seine ganze Auflage gegen Baar öffentlich versteigern, um dann sobald als möglich eine neue, und zwar eine stärkere und billigere zu machen. Er erfährt in kürzester Frist, ob er einen Treffer oder eine Niete gezogen. Der Sortimenter kauft nicht à condition, sondern fest und gegen Baar. Hat er eine ganze Auflage oder einen Theil derselben gekauft, so ist er darauf angewiesen, sich für dies Werk zu interessiren und es bis auf das letzte Exemplar zu verkaufen. Es kann ihm, wenn er einen Roman gekauft hat, nicht einerlei sein, ob er diesen Roman oder einen andern absetzt, ob er den Roman, den er gekauft hat, verkauft, oder z. B. ein Buch über Logarithmen, das er nicht gekauft hat, oder gar, ob es Kosmetik ist, woran er Geld verdient, oder Humboldts Kosmos.

In Deutschland klagt Alles, Verleger wie Schriftsteller, unisono darüber, daß die Leute keine Bücher kaufen. Ohne Zweifel ist diese Klage begründet. Bei uns sieht man die schmierigsten und schwärzesten Leihbibliothek-Exemplare in den feinsten, reinsten und weißesten Händen. Man findet bei reichen und zu Anstandsausgaben geneigten Herren schöne Gewehrschränke mit guten Gewehren, selbst dann, wenn diese Herren nicht auf die Jagd gehn, ja nicht einmal schießen können. Aber man findet bei denselben Herren keineswegs schöne Bücherschränke mit guten Büchern, selbst dann nicht, wenn sie lesen können und sogar lesen wollen. Haben diese Herrn das Gelüste ein Buch zu lesen, so gerathen sie eher auf jeden anderen Einfall, als den, sich dasselbe zu kaufen. Sind es einfache, unverdorbene Biedermänner, so schicken sie zur Leihbibliothek. Ist der Band ausgeliehen, so warten sie mit echt christlicher Geduld und Ergebung, bis er zurückkommt; ist das Buch überhaupt nicht da, dann denken sie: „Nun, wenn Der es nicht hat, dann brauche auch ich's nicht zu lesen; und schließlich, in den Himmel kommen kann man, auch ohne das Ding gelesen zu haben!" Das ist die unbefangene Resignation des noch nicht ästhetisch-literarisch angekränkelten Naturburschen, des Illiteratus vulgaris. Der geriebene Literaturfreund, Literatus superficialis, kauft zwar das Buch von dem er reden hört auch nicht. Aber er weiß nichts von Geduld und Entsagung. Mit großer Raffinirtheit weiß er die Bekanntschaft des Autors zu machen. Dann lädt er ihn zweimal zu großen Diners ein; und endlich borgt er ihm selber, dem Autor, das Buch ab, um es zu lesen. Freilich kosten ihn die Diners, falls der Autor — was bei Schriftstellern, und namentlich bei gefühlvollen Dichtern, zuweilen vorkommt — einen gehörigen Durst hat und unter den Getränken die feineren und stärkeren vorzieht, wohl das Vierfache, wie das Büchlein. Aber er calculirt doch ganz richtig, wenn er sich sagt: der Mann ist jetzt Mode, oder er war einmal Mode, oder er wird's einmal werden, jedenfalls gereicht er meiner Tafel zur Zierde, die Gesellschaft sieht, daß ich die Dichtkunst protegire; wenn ich dagegen das Buch kaufe und lese, kann ich dabei keine Zeugen zuziehen.

Der Verleger O. beklagt sich, daß die Pflichtexemplare der von ihm verlegten zahlreichen Romane, welche er an die öffentliche Bibliothek abliefern müsse, gar nicht gebunden, geschweige denn aufgestellt würden, sondern zu den Prinzessinnen wanderten, von wo sie nicht wiederkämen. Beiläufig bemerkt scheint mir diese Beschwerde jedoch, wenigstens subjectiv, grundlos; denn es kann ihm doch nur lieb sein, wenn ihm die öffentliche Bibliothek keine Concurrenz macht. Wenn nur die Prinzessinnen keinen Schaden dabei nehmen.

Digitized by Google

Ich will diese Klagen über die auffallende Unlust des deutschen Publicums, Bücher zu kaufen, nicht weiter erörtern. Sie sind schon sehr häufig vorgebracht und besprochen worden. Ich möchte daher zur Abwechslung einmal auch die andere Seite beleuchten und fragen, ob denn das Publicum die Schuld allein trägt.

Und da komme ich denn bei sorgfältiger Erwägung der Sache auf den Ausspruch von Walter Scott zurück. Ich möchte denselben jedoch dahin erweitern:

Nicht nur müssen diejenigen Schriftsteller, welche gut schreiben und aus diesem oder irgend einem andern Grunde viel gekauft und gelesen werden, diejenigen mit durchschleppen, welche schlecht schreiben und nicht begehrt werden, aber dennoch gedruckt und verlegt werden wollen, sondern auch diejenigen Leser, welche Bücher kaufen, müssen mit bezahlen für die, welche nicht kaufen, aber dennoch lesen wollen.

Oder um es kurz zu sagen: Unser Buchhandel hat einen socialistischen Charakter. Die Chancen des Gewinnes und des Verlustes sind nicht richtig vertheilt. Es fehlt am richtigen kaufmännischen Risico und dafür auch an großem kaufmännischem Gewinn. Die Selbstständigkeit und die Selbstverantwortlichkeit kommen nicht genügend zur Geltung. Der Einzelne läßt sich vom Ganzen tragen. Dadurch verliert er die Selbstständigkeit und den Ansporn. Es ist ein Zustand, unter welchem Verleger, Autor und Publicum gleichmäßig leiden.

Dazu kommt dann noch ein weiterer Mißstand: die Ueberproduction. Es ist statistisch festgestellt, daß wenn man in Deutschland die Zahl der erscheinenden Bücher mit der Zahl der vorhandenen Menschen vergleicht, auf den Kopf der Bevölkerung mehr kommt, als in irgend einem anderen Lande der Erde. Diese Thatsache ist unbestreitbar.

Nun weiß ich freilich, was man darauf erwidert: „Ja, das ist es ja eben. In Deutschland ist die Zahl der Analphabeten geringer, als sonstwo; bei uns kann Jedermann lesen!"

Das ist ja wahr, aber zwischen Lesen-*Können* und Lesen-*Wollen* ist ein großer Unterschied.

In Deutschland wird ein Jeder gezwungen, lesen zu lernen. Er genießt den Elementarunterricht gratis. Nun liegt es aber in der Natur der Menschen, daß sie Wohlthaten, die sie nichts kosten oder die ihnen gar aufgezwungen werden, nicht zu würdigen wissen. Ich habe in Deutschland manchen Mann und noch weit mehr manche Frau angetroffen, welche in ihrer Jugend in den Volksschulen lesen und schreiben gelernt, diese nützlichen Künste aber im Laufe eines langen Lebens gänzlich vernachlässigt und schließlich der Art verlernt hatten, daß sie nicht einmal im Kirchengesangbuch zu lesen, oder ihren eigenen Namen zu schreiben verstanden. In England dagegen, wo die Leute es nicht so gut haben und das Lesen oft erst in reiferen Jahren, mit großem Aufwand an Geld, Zeit und Kraft, auf eigene Gefahr und Kosten erlernen, weiß man diese Kunst auch desto höher zu schätzen. In England pflegen die Leute, welche das Lesen gelernt haben, auch wirklich zu lesen. In Deutschland aber liest von einem Dutzend kaum Einer. Dort gibt es viel Leute, die lesen; bei uns nur Viele, die lesen gelernt haben.

Wir haben daher in Wirklichkeit Ueberproduction. Alle Welt klagt darüber, aber Niemand will sie abstellen.

Es geht uns, wie den Silbermännern von Nevada, welche in ihren Silberminen so viel produciren, daß der Preis dieses Edelmetalls immer mehr sinkt. Würden sie ihre Production auf die Hälfte reduciren, so würde sich das Werthverhältniß des Silbers zum Golde wieder bessern. Aber nein, sie wirthschaften drauf los und hoffen immer, wir Andern würden dumm genug sein und unsere Goldwährung rückgängig machen, blos den schönen Augen der Nevadamänner zu Liebe, welche uns durch ihre Kellys und andere Biedermänner und Emissäre das Haus einlaufen lassen.

Der Hauptfehler und die Haupturſachen unserer Ueberproduction von Büchern liegt in dem von Walter Scott richtig charakterisirten Umstand, daß man das Verlagsgeschäft hin und wieder behandelt wie eine Lotterie oder wie Bergbau, obwohl das schöne Bergwerkslied:

„Die Kuxen, die Kuxen,
Die werden Dich beluchsen,"

und die verzweifelte Seltenheit des großen Looses zur Genüge bekannt sind. Man verlegt, ohne die Bücher, welche man in Verlag nimmt, gelesen und geprüft zu haben, und ohne sie durch wirklich sachkundige und bewährte Männer prüfen zu lassen, was namentlich bei gänzlich unbekannten Autoren wohl nothwendig wäre. Man calculirt: „Unter zwölf Loosen wird sich wohl ein Treffer finden, der die Kosten der Nieten deckt und dann noch einen schönen Ueberschuß abwirft."

Nun wohl, bei der Lotterie und beim Bergbau bringt das die Natur des Geschäftes so mit sich. Bei dem Bücherverlag doch wohl schwerlich. Da könnte man doch die Zahl der Nieten vermindern und die Treffer vermehren, wenn man mehr Sorgfalt und Intelligenz anwenden und die Lotteriepraxis ganz abstellen wollte. Nur leichtsinnige und unüberlegte Menschen, wie z. B. die drei Helden Leim, Knieriem und Zwirn aus dem Lumpacivagabundus, glauben heut zu Tage noch, die Lotterie sei der sicherste Weg zu dem Reichthum. Im Verlagsgeschäft ist sie es gewiß nicht. Weder für den Verleger noch für die Autoren. Denn bei der Lotteriepraxis müssen die Treffer, d. h. die guten Autoren, die Nieten, d. h. die schlechten Autoren, mit durchschleppen. Im socialistischen Zukunfts- und Zwangs-Staate mag es vielleicht angehen, daß der Leistungsunfähige und Faule ebensoviel Lohn erhält, wie der Fleißige und Leistungsfähige, aber in der wirklichen Welt, die von den volkswirthschaftlichen Gesetzen regiert wird, rächt sich eine solche unwirthschaftliche Praxis an Allen, an den Schuldigen und an den Unschuldigen.

Die lotterige Lotteriepraxis hindert auch, daß sich auf dem Gebiete des Bücherverlags mehr Specialitäten und Autoritäten ausbilden. In England und Frankreich, in neuerer Zeit auch in Italien, gibt es Verleger, welche mit äußerster Sorgfalt ein besonderes Fach cultiviren und dabei eine solche Geschicklichkeit in der Auswahl an den Tag legen, daß ihre Firma schon an sich eine Empfehlung für das Buch ist, auch wenn das Publicum den Autor noch nicht kennt. Ja, es gibt Verlagsfirmen in Paris und in London, deren neueste Artikel ohne weiteres für gut präsumirt und gekauft werden.

Glücklicher Weise gibt es freilich auch in Deutschland manchen Verleger, der in ähnlichem Sinne als Specialität, oder als Autorität gilt. Ich könnte davon sofort wenigstens ein Dutzend mit den Namen aufzählen. Allein sie sind Ausnahmen. Auf der anderen Seite dagegen gibt es Verleger, welche, wenn der Autor, der weder berühmt noch auserwählt ist, aber das brennende Verlangen, sich gedruckt zu sehen, empfindet, nur gehörig bezahlt, auch den größten Schund übernehmen und ihn, auch wenn sie ihn nur in Commission haben, auf dem Titel als ihren eignen Verlagsartikel bezeichnen, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchen nicht wieder gut zu machenden Schaden sie dadurch ihrer Firma zufügen.

Aehnliche Mißstände wie im Verlag, zeigen sich im Vertriebe, d. h. in dem Sortimentshandel.

Da die Creditfristen endlos sind, weiß Niemand, woran er ist, weder der Verleger noch der Autor. Der Mezzeria-Vertrag, d. h. die Theilung des Gewinnes zwischen Autor und Verleger, welcher in England, in Frankreich und in Italien eine so große Rolle spielt, ist unter diesen Umständen in Deutschland beinahe unmöglich; der Autor muß ein halbes Menschenalter auf die Abrechnung warten.

Die Sortimentshandlungen erhalten in der Regel die Bücher à c., à condition, d. h. was sie nicht verkaufen, schicken sie wieder zurück. Darauf beruht das Institut *jener* „Krebse", deren in den Fischereigesetzen keine Erwähnung geschieht, und die auch auf der Berliner Fischereiausstellung nicht vertreten waren. Aus einem guten Grunde nämlich; denn sie würden für die

Digitized by Google

anderen, weit interessanteren Gegenstände keinen Raum übrig gelassen haben. Es sind ihrer zu Viele.

Die nämliche verhängnißvolle Stelle, wie das „à c." (à condition) zwischen Sortiment und Verleger, nimmt das „z. E." (zur Einsicht) zwischen dem Sortiment und dem Publicum ein.

Das Sortimentsgeschäft schickt die Bücher zur Einsicht an alle Welt. Der Mann, der die Sendung erhält — irgend Einer aus dem Publicum, der im Verdacht steht, Bücher zu kaufen, oder wenigstens zu lesen —, pflegt damit nach sehr verschiedenen Methoden zu verfahren. Hat er literarisches Interesse, aber kein Geld, so schneidet er die Bücher an der Seite auf, liest sie heimlich und jählings, „vi, clam et precario", und läßt sie dann wieder zurückgehen an die Sortimenter, „ad locum unde" sagen die Juristen, damit sie schließlich zu jener großen Armee der „Krebse" abmarschiren, die ich soeben besungen. Hat der Mann aber kein literarisches Interesse, oder hat er kein Geld, oder hat er keine Lust, überhaupt Bücher oder solche Bücher zu lesen, so wirft er sie in eine Ecke und überläßt sie ihrem Schicksal; und oft hat sogar die Buchhandlung ihre liebe Noth und Last, sie mit heiler Haut wiederzukriegen. Ja, die Gerichte haben sogar dem Buchhändler, wenn er seine Bücher auf gut Glück zu Jemanden schickt, der dies nicht verlangt und überhaupt keine Verbindung mit dieser Buchhandlung hat, das Klagerecht abgesprochen, weil dann jener Jemand keine vertragsweisen Obliegenheiten besitze und nicht ohne weiteres zur Aufbewahrung, custodia, verpflichtet sei.

All diese meist nutzlosen Operationen kosten Zeit und Geld und wollen doch irgendwie und von irgend Jemanden bezahlt sein. Ich vermuthe daher, daß auch hierdurch die Bücher vertheuert werden; denn in England und Frankreich sind die gangbaren Bücher nicht so theuer wie in Deutschland. Ist diese Vermuthung richtig, dann herrscht auch hier ein wenig Communismus, d. h. die legitimen Leser, welche die Bücher kaufen, müssen bezahlen für die illegitimen, welche nur so thun, als wenn sie kaufen wollten.

Auch hier weiß ich sehr wohl, was man mir einwerfen wird. Man wird sagen:

„Die Einrichtungen mit dem „à c.", mit dem „z. E.", mit den „Krebsen" u. s. w. gereichen dem zahlungsunfähigen, aber wißbegierigen Menschen zum Vortheil. Sie machen ihm die Schätze der Wissenschaft gratis zugänglich."

Alles recht schön und gut, aber wir können nicht Jedem Alles gratis zugänglich machen, ohne dem Communismus zu verfallen. Erkennen wir einmal an, daß wir den Leuten die Bücher gratis liefern müssen, was wollen wir dann antworten, wenn sie auch ein Jeder täglich ein Beefsteak und eine Flasche Wein gratis verlangen, die ihnen gewiß nöthiger oder wenigstens zuträglicher wären, als gewisse Sorten von Büchern. Und damit komme ich denn auch auf die „Wissenschaft". So weit meine Kenntniß reicht, sind es nicht gerade die strengwissenschaftlichen Bücher, welche zur Einsicht und seitwärts aufgeschnitten gelesen werden. Es ist vielmehr in der Regel eine weit leichtere Sorte. Die Bücher, die man im Schweiße seines Angesichts studirt, die leiht man sich, wenn man absolut außer Stande ist zu bezahlen, bei einem Freunde oder bei öffentlichen Bibliotheken.

Ich will diese Dinge nicht weiter in alle ihre Einzelnheiten verfolgen. Ich fasse mein Urtheil dahin zusammen: Es ist da so irgend eine Art von Socialismus oder Communismus, der zwar in manchem Fall irgend einem Einzelnen wohlthut und daher von ihm als eine „humane Institution" gepriesen wird, der aber einer gesunden wirthschaftlichen Entwickelung hindernd im Weg steht und den Aufschwung des Geschäfts lähmt. Wenn man die ökonomische und mercantile Thätigkeit ihrer freien Entwickelung und ihrer Selbstverantwortlichkeit überläßt, ohne künstliche Rückendeckung, so regelt das Risico die Geschäfte von selber. Wer wirthschaftlich operirt, wird durch Gewinn belohnt; wer unwirthschaftlich verfährt, wird durch Verlust bestraft. Ohne diese Regulatoren sind kaufmännische und Fabrikgeschäfte nicht denkbar. Nimmt man das Risico weg, so fehlt der Sporn und das Interesse. Nicht nur für den Verkäufer, sondern auch für den Abnehmer. Kann ich das Buch von dem Buchhändler beziehen und lesen, auch ohne es zu kaufen, so fehlt der Antrieb zum Kaufen. Wissen die Leute, daß sie beim Kaufe mitbezahlen müssen auch für die, welche nicht kaufen, so vermindert sich noch einmal die Kauflust. Auch dauert es bei uns schrecklich lange, ehe man ein bestelltes Buch wirklich erhält. Habe ich es aber endlich, dann ist es Rohprodukt oder Halbfabrikat. Während man in England und Frankreich die Bücher gleich gebunden oder cartonnirt erhält, sind sie in Deutschland noch nicht genäht und geheftet. Schneide ich ein solches Buch auf, so verflüchtigt es sich in fliegende Blätter. Ich muß es also erst zum Buchbinder schicken. Hat mich nun die Sortimentshandlung schon ein paar Wochen warten lassen, so thut der Buchbinder das Gleiche; und wenn ich endlich, post tot discrimina rerum, die Möglichkeit gewonnen habe, das Buch zu studiren, dann habe ich vielleicht schon die Lust verloren, es zu lesen. Unter diesen Umständen verzichte ich lieber von vornherein ganz auf das Vergnügen. So kommt es denn, daß in unserer schnelllebigen Zeit das Publicum sich vielfach den Büchern ganz abwendet und sich auf die Zeitungen und die Zeitschriften beschränkt, namentlich auf jene illustrirten Blätter, welche der Lesezirkel zu billigen Preisen zu Dutzenden liefert. So kommen wir jenem Zustande immer näher, von welchem vor mehr als dreißig Jahren ein witziger Lebemann in einem seiner „Welt und Zeit" betitelten Sinngedichte sang:

„Mein Sohn, gewiß, ein großer Mann,
Hat niemals Unterricht bekommen
Und Alles, was er weiß und kann,
Den Zeitungen allein entnommen."

Aus der Hauptstadt.

Berliner Notturno.

Freie Phantasie über den Askanischen Platz.

Von Hans Hopfen.

Ich wohne nächst dem Askanischen Platz. Die Leute sagen, daß dieser einer der schönsten Plätze Berlins sei. Und ich sage das auch. Nur — füge ich hinzu — etwas geräuschvoll ist es da, fast etwas geräuschvoller, als sich mit unsereines Schreiberhandwerk verträgt. Besonders seit Eröffnung des neuen Anhalter Bahnhofs. Derselbe liegt meinen Fenstern schier gegenüber und die Leute sagen von ihm, daß es der drittgrößte Bahnhof der Welt und der größte auf dem Continent sei. Und ich sage das auch. Denn erstens ist mir vom Gegentheil nichts bekannt und zweitens macht es mir Vergnügen, solch einem der gewaltigsten, dem Weltverkehr gewidmeten Bauwerke in die Fenster zu sehen, besonders wenn dieselben — wie hier der Fall — mit elektrischem Licht erhellt sind, so daß mein bescheidenes Dasein sich allabendlich vor einer Schlußdecoration vollzieht, wie sie in keiner Meyerbeer'schen Oper brillanter und romantischer gefunden werden mag.

Zur Beruhigung des Straßenverkehrs trägt aber der neueröffnete Anhalter Bahnhof, der größte des Continents u. s. w., wie bereits oben angeführt, nichts bei. Und da man mir zu Liebe auch das zu besonderer Resonnanz befähigte Straßenpflaster keineswegs durch den musenfreundlicheren Asphalt zu ersetzen für gut befunden, so gibt das mir zu Füßen einen Lärm, ein Rasseln, Tosen, Trampeln, Klingeln, Pfeifen, Rufen, Bellen, Knallen und Schallen, daß ich nicht eine Secunde des Tages zu zweifeln vermag, Berlin sei Weltstadt geworden und ich wohnte in der belebtesten Gegend dieser Weltstadt Berlin.

Das wäre nun Alles schön und gut, denn ich bilde mir nicht ein, schwache Nerven zu haben, und laff' es an Versuchen nicht fehlen, trotz des ungeheuerlichen Lärms vor meiner Stube ein Buch ums andere zu schreiben — wie sich männiglich bei F. Schneider und Co. unter den Linden und in jeder anderen „anständigen Buchhandlung" überzeugen mag.

Digitized by Google

Aber zu guten Nerven gehört ein guter Schlaf. Und ob ich schon zu solchem Schlaf — wie der Leser sich alsbald überzeugen wird — alle natürlichen Anlagen (unberufen!) besitze, so wurde ich an Ausübung dieses meines schönsten und erquickendsten Talentes gerade in letzter Zeit empfindlich gehindert. Mein Hauswirth nämlich — in allen übrigen Stücken das Muster eines Wirths, von dem ich nur bedauern kann, daß er nicht noch mehr Häuser hat, damit noch mehr Menschen sich solchen trefflichen Wirths erfreuen können — mein Hauswirth hat (so viel ich weiß) nur eine Schwäche ... für Hühnerzucht. Er öffnet die Fenster nach der Straße nur bei größeren Familienfesten, lebt im Uebrigen nach der Gartenseite und freut sich des gefiederten Volks, das seinen Hof bevölkert. Da aber zur Bevölkerung eines Hühnerhofes — die Fachgelehrten mögen über das Verhältniß Goethes zu Frau von Stein denken, wie sie wollen oder können — auch ein Hahn, unter Umständen sogar zwei Hähne gehören, so hält mein Hauswirth sich deren zwei.

Und diese gottvermaledeiten beiden ... Was soll ich viel Worte machen. Jeder kennt aus dem schon in Sexta gebräuchlichen Uebersetzungsbuch die klassische Geschichte von jenen Mägden, welche dem Haushahn den Kragen umdrehten. Wie ich mit jenen Mägden sympathisire, Worte sagen es nicht. Schade, daß sie schon so lange todt sind! und daß meine Hähne noch so lebendig! Denn sobald im Laufe der Nacht es auf den Straßen stiller wird, das Klingeln der Pferdebahn verstummt, die Lastwagen ausbleiben und die Droschken spärlicher über das Pflaster rasseln, beginnt die schmetternde Thätigkeit meiner Hauspropheten. Ich habe mir immer eingebildet, daß ein ordentlicher Hahn, so lang es finster ist, schwiege? Da kennen Sie den meinigen schlecht. Vom Bahnhofe herab tönt mitten durch die Nacht, wenn auch gedämpft, der Pfiff einer Locomotive — Kikeriki! antwortet es stolz und froh von meinem Hofe, denn der Hühnerpascha meint, der schrille Ton käme aus der Kehle eines übermüthigen Collegen, und in diesem Wahn läßt er auf seinen ersten Ruf gleich einen zweiten und dritten folgen, als forderte er den Nachbar heraus, es ihm an Stimmkraft gleich zu thun; und erst nachdem er sich mit einem Halbdutzend seiner stärksten Trompeterkünste überzeugt hat, daß es die Locomotive im Wechselgesang mit ihm nicht aushalten mag, gibt er sich zur Ruhe. Nicht für lange freilich! denn bald darnach kommt oder geht ein anderer Zug und wie dieser pfeift, schreit mein Hahn oder vielmehr es schreien meine beiden Hähne, einer immer um den andern, daß sie selber oft nicht hören können, ob sonst eine Stimme der Nacht ihnen antwortet.

Daß Wettgekräh dauert so bis gegen ein Uhr nach Mitternacht, wo auf dem Anhalter Bahnhof alle Lichter ausgelöscht werden und keine Maschine mehr die Schienen befährt bis gegen sechs Uhr des Morgens.

Solang aber schläft bekanntlich kein Haushahn der Welt — besonders nicht um Johanni herum; sondern mit der ersten Dämmerung, dermalen also um halb drei Uhr, begrüßt er jubelnd den werdenden Tag. Sein Herr Collega gleich hinter ihm drein. Nummer Eins darauf un poco più forte. Nummer Zwei sogleich fortissimo. Und nun werden alle Register aufgezogen: Kikeriki! Kikeriki! daß es Hahnenschreie zu regnen scheint und man entsetzt vom Kissen auffährt, als hätte einem der schlimmste Feind ein Trompeterständchen unters Bett bescheert. Süßer Morpheus, Ade!

Ein Schlummer von eins bis halbdrei — er mag so süß und ungestört sein, als man das bei meinem guten Gewissen und meiner regelmäßigen Verdauung voraussetzen darf, — er genügt denn doch nicht. Mir wenigstens nicht! Und die Folge davon ist, daß ich in diesen längsten Tagen, die auf so allerkürzeste Nächte folgten, zu verschiedenen Malen, zu den ungewohntesten Zeiten, bei den unpassendsten Gelegenheiten, an den ungeeignetsten Orten und unter erschwerenden Umständen eingeschlafen bin — ich konnt' es nicht verhindern und konnte nichts dafür.

Einmal wäre mir's beinahe schlimm bekommen. Und das will ich eben erzählen. Vielleicht daß es den Einen ergötzen, dem Andern nützen mag. Mir schaudert noch heute die Haut davon. Müde von langer Arbeit, die mich beim Getöse des ganzen Straßenorchesters heute mehr als sonst erregt hatte, auch wohl aus anderen Gründen gereizter im Gemüth und krittlicher in allen Sinnen, war ich spät Abends von Hause gegangen und in den Thiergarten hinein, bis ich zwischen dichten Bäumen und Gesträuchen kein rollendes Rad, keinen klappenden Huf und keine tönende Schelle mehr vernehmen konnte.

Das that mir sehr wohl, allein ich ward je weiter ich schritt, desto müder, so daß ich, so wenig mir's gefiel, nach und nach wieder an den Heimweg denken mußte und meine Schritte wieder zurücklenkte. Mehr als einmal ertappt' ich mich da auf einem falschen Tritt und im Hirne schwindelte mir's, daß ich mir gestehen mußte, ich wäre beinahe im Gehen eingeschlafen, will sagen beinahe gefallen. Ich sehnte mich nach meinem Bett. Als ich aber dem Rande des Stadtwaldes näher kommend wieder Laternen durchs Dunkel der Nacht und der Bäume schimmern sah und verworrenes Geräusch in der Ferne brausen hörte, schien mir's trotz der Müdigkeit so unausstehlich, eine gepflasterte Straße zu betreten, daß ich mich noch nicht zum Heimweg entschließen mochte und, wie um neue Kraft zum verdrießlichen Werke zu schöpfen, mich auf eine Bank setzte, wo die Bäume am dichtesten standen und die Schatten durch keinen Strahl gelichtet wurden. Hier wollt' ich mich vorerst von meinem Wandel erholen.

Schöner Gedanke! Ich fühlte kaum das Holz unter meinen Kniekehlen und hinter meinen Schultern, so legt' ich auch den Arm behaglich über die Lehne. Ich erinnere mich noch, daß ich so recht von Herzen aufseufzte. Daß Jemand neben mir auf der Bank gesessen wäre, davon weiß ich nichts. Ich muß gleich nach dem langen wohlthuenden Athemzug eingeschlafen sein.

Ich fand mich wieder, die Beine auf der Bank und den Kopf auf dem Arm, der über der Lehne lag. Der Hals that mir seitlings ein wenig weh, wie begreiflich, und die harte Lagerstatt schmiegte sich meinen übrigen Knochen eben auch nicht an wie eine Federmatratze — aber ich hatte doch das erquickende Gefühl, ein paar Stunden fest und traumlos geschlafen zu haben, und mein erster Gedanke war: hier kräht kein Hahn!

Ich gestehe, dieser Gedanke steigerte mein Behagen, besonders so lange er mein einziger war, was eine ziemliche Weile dauern mochte.

Dann freilich gesellte sich jenem ein anderer, der minder bequem war. Ich meinte nämlich, daß es mitten in der Nacht sein müßte und daß es einen netten Skandal abgeben würde, wenn mich ein Schutzmann — doch nein, ein solcher ist nächtlicher Weile in Berlin nicht sichtbar! sagen wir: wenn mich ein Gartenwächter hier auf einer Bank fände und es morgen im „Berliner Tageblatt" und im „Berliner Börsencurrier" stünde, das man mich als literarischen Pennbruder im Thiergarten aufgegriffen und polizeilicher Weise habe verhindern müssen, bei Mutter Grün zu schlafen.

Der hochseligen Frau Bettina von Arnim ist das zwar auch im Leben einmal passirt, aber sie war damals schon um vieles älter als ich, und die Herren von der großen Literaturgeschichte sind gegen sie ungleich nachsichtiger, als es die von der kleinen Chronik gegen mich wären.

Solches erwägend, entstand in mir der Wunsch zu wissen, wie spät es denn eigentlich in der Nacht schon wäre. Aber die Lage, in der ich mich befand und die zu verändern mir annoch verdrießlich gewesen wäre, ließ es mir nicht gelingen, meine Uhr aus dem Täschchen zu ziehen, wo ich sie hart am Leibe unter dem Gürtel meines Beinkleides zu tragen pflege. Ich fürchtete schon, im Ungestüm die Uhrkette zerrissen zu haben und ließ das störrische Ding lieber sitzen und sah mich um.

Spät mußt' es wohl sein. Nur einmal in langer Zeit sah ich hinter den Büschen drüben einen Waggon der Pferdebahn — wohl den letzten der Ringbahn — vorüberhuschen und dann war wieder Alles still ... ach so entzückend still!

Der Mond stand hoch, aber man sah ihn nicht; Wolkenschleier, wie leichte Dunstgewebe, deckten seine Scheibe, aber verschlangen nicht sein Licht, das hold gedämpft, wie von mattem Glas gebrochen, über den Baumwipfeln ruhte. Die nächsten Stämme, Zweige, Blätter sahen schwarz und scharfumrissen aus; die fernerstehenden kleideten sich in ein grünlich Grau und ihre Blätter schienen, wie aus Duft zusammengeflossen, manchmal ineinander überzugehn. Ein sanftes Wogen und Wehen, welches sich so langsam, stimmungsvoll und entzückend vollzog, daß ich es nicht Zittern nennen möchte, war in dem knappen Stückchen Gartenlandschaft, das mein Aug' übersah. Die Luft war mild und warm. Und kein anderer Ton ringsum, als das entfernte Gebrause der großen Stadt, die auch bei Nacht nicht ruhen kann; aber dies Gebrause war so weit und so gedämpft, daß es wie Meeresrauschen hinter hoher Düne klang und eher einschläfernd als gedankenstörend wirken wollte. So wenig ich mir also das Unpassende meiner Lage verhehlte, so wenig Lust empfand ich, sofort und ohne dringliche Veranlassung diese meine doch so behagliche Ruhestätte zu verlassen, und beschloß, zunächst mich auch nach der anderen Seite umzugucken, ob etwa ein Störenfried im Anzuge.

Digitized by Google

Ich drehte meinen Hals und fuhr denn doch ein wenig in die Höhe. Ich bemerkte nämlich zwar noch keinen lebenden Menschen, aber doch ein Etwas, mächtig groß und zuckerweiß, das mich auf den ersten Blick befremdete, ja den Verschlafenen schier erschreckte; sowie ich aber die Augen ordentlich aufmachte und die mäßige Ferne mit klarerem Blick durchdrang, überzeugte ich mich bald, daß ich Bekanntes und Liebes vor mir hatte, todten Stein zwar, aber lebendiges Kunstwerk. Ich sah, daß ich mich unweit des neuen Goethedenkmals befand. Und dieser Wahrnehmung froh, ließ ich die Beine von der Bank gleiten, setzte mich herum und schaute nun erst recht nach dem blanken Standbilde hinüber. Der Altmeister drehte mir zwar also in seinem unvermeidlichen Mantel den monumentalen Rücken zu; aber die Wissenschaft hinter ihm am Sockel — die in echt Goethe'schem Geschmack hier ihre Schriftrollen in einem eben zur Disposition gestellten, gut stilisirten Champagnerkühler stecken hat, blinzelte freundlich über dem schiefgehaltenen Folianten zu mir herüber und es war mir unter dem milchigen Mondlicht, das durch die windbewegten Bäume zu schwanken und alle Gegenstände ins Schwanken zu bringen schien, als nickte sie mir sogar zu mit dem marmornen Haupte.

„Es sitzt sich ganz behaglich hier, Herr Doctor, nicht wahr? . . . Bitte, sich also nicht zu geniren. Wir sind ja unter uns."

Unter uns? meint' ich antworten zu müssen. Das sagt sich leicht so hin. Aber was sind denn das für Zwei — sind's Schatten, sind es Menschen — die jetzunder sich von mondbeschienenen Sträuchern abheben und bei nachtschlafender Zeit in Betrachtung dieses Marmors sich vertiefen? Der Eine mit finsterer Stirn, die Arme trotzig über der Brust gekreuzt, der Andere milden Angesichts und die Hände auf dem Rücken, wie sie Wanderer zu halten pflegen, die viel zu Fuße gegangen sind und viel im Freien geforscht haben.

Abermals geschah mir's im Zeitraum weniger Minuten, daß, was mich auf den ersten Blick stutzig gemacht hatte, mich bald darauf anheimelte. Ich stand sacht von meiner Bank auf und obwohl ich weder stören noch gestört werden wollte, und von Haus aus nicht an Neugier leide, so zwang mich doch, ich wußte selbst nicht was, den Beiden näher zu treten, die so plötzlich in der Nacht mir sichtbar geworden waren.

Ja es waren Menschen, und was für Menschen! und ich konnte sie mit Muße betrachten, ehe ich mich sie anzureden entschloß.

(Schluß folgt.)

Unterredung mit dem Redacteur Meier.

Bericht eines in Berlin weilenden Staatsmannes.

Die Lösung staatsmännischer Aufgaben ist, wie jede andere Arbeit, im Winter eine angenehmere als im Sommer. Die Beschäftigung mit brennenden Fragen wird an heißen Tagen oft unerträglich lästig. Die Schwüle des Sitzungssaales und des Salons, in denen die unvermeidlichen Programmdiners zu erledigen sind, verkürzt selbst die Freude, welche die treue Pflichterfüllung bereitet.

Trotzdem reiste ich, nachdem ich von meiner Regierung den Auftrag erhalten hatte, der Berliner Conferenz beizuwohnen, ohne Murren an einem der heißesten Junitage nach der deutschen Reichshauptstadt ab. Nicht nur, weil die Conferenz voraussichtlich einen raschen Verlauf zu nehmen versprach, sondern weil ich während derselben einen Wunsch zu realisiren hoffte, den ich lange gehegt hatte: ich wollte, da ich die politischen Großmächte kannte, nun auch die neue Großmacht, die Presse, kennen lernen. Das schien mir am leichtesten in Berlin möglich. In der Hauptstadt meines Vaterlandes war mir aus naheliegenden Gründen der Verkehr mit der Presse sehr erschwert, wenn nicht unmöglich, und es beschränkten sich meine persönlichen Beziehungen zu Journalisten fast ganz auf flüchtige Grüße, die ich im Salon einer gefeierten Primadonna mit etlichen Theaterzeitungsreferenten tauschte, welche sich gewöhnlich empfahlen, wenn ich eintrat, und mir auch wohl im anderen Fall wenig, oder noch weniger über das Getriebe einer großen politischen Zeitung hätten sagen können.

Kaum also hatte ich meine Visite im Reichskanzleramt hinter mir, als ich mich zu Herrn Meier begab, der mir als ein vortrefflicher Journalist bezeichnet war, als ein Mann, der jeden Morgen zwischen dem ersten und zweiten Frühstück einen Leitartikel schrieb. Den Leitartikel, so hörte ich, nennt man kurzweg einen „Leiter". Das erinnert schon an die Großmacht, deren Kanzler oder Ministerpräsidenten man ja gleichfalls die Leiter der Politik oder die leitenden Staatsmänner nennt.

Herr Meier war so liebenswürdig, mich gleich zu empfangen. Er hatte eben die Morgenzeitungen gelesen und saß beim zweiten Frühstück. Der Leitartikel war also schon in der Druckerei. Das beruhigte mich, ich konnte, wenn möglich, viel von ihm erfahren, er hatte Zeit, mich, wenn er wollte, gründlich in die Geheimnisse der Presse einzuführen.

Nach einigen beiderseitigen gleichgültigen Bemerkungen über Dinge, die ihm und mir fern lagen, suchte ich mich energisch dem Zweck zu nähern, der mich die Unterredung wünschen ließ. Ich fragte: Welchen Gegenstand, Herr Doctor, behandelt Ihr heutiger Leitartikel?

Das kann ich nicht sagen, Excellenz. Wenn man so viel schreibt wie ich, so vergißt man sofort —

Sie weichen mir aus, Herr Doctor, sagte ich muthvoll, und ich frage nicht aus banaler Neugierde.

Nun, lächelte er, aufrichtig. Ein politischer Redacteur muß discret sein. Wenn ich Ihnen den Gegenstand meines Leiters bezeichnete, so könnte durch irgend einen Zufall einer meiner Collegen davon hören. Dieser würde sich sofort hinsetzen und über denselben Gegenstand schreiben, und so brächte morgen irgend ein Concurrenzblatt ungefähr denselben Artikel. Das ist schon vorgekommen, und da nahm ich mir vor, nicht über den Inhalt meines Leiters zu sprechen.

Dann bitte ich um Entschuldigung, Herr Doctor, ich will Sie nicht gegen Ihren Willen zu bestimmen suchen.

Das würde Ihnen auch wenig nützen, Excellenz, rief er lustig.

Aber, fuhr ich fort, Sie können mir vielleicht sagen, auf welchem Wege eine Nachricht aus dem Reichskanzleramt in Ihr gestriges Blatt gekommen ist, welche über den Stand der Unterhandlungen mit der Curie das strikte Gegentheil von dem bildet, was augenblicklich als Unterhandlung bezeichnet werden kann. Ich will nichts Näheres über die Nachricht selbst, sondern möchte erfahren, wie überhaupt solche und ähnliche Nachrichten entstehen.

Das ist das Geheimniß meiner Redaction, Excellenz, antwortete er rasch. Ich könnte Ihnen ja leicht irgend eine Auskunft geben, aber sie wäre ganz gewiß nicht die richtige.

Damit wäre mir allerdings auch nicht gedient, Herr Doctor, warf ich verbindlich ein, und ich danke Ihnen für Ihre Offenheit.

Diese Offenheit, Excellenz, versicherte er höflich, werden Sie auch allen gleichgültigen Fragen gegenüber bei mir finden. Fragen Sie mich, wie alt unsere Soubretten und ersten Liebhaberinnen sind, und ich unterschlage Ihnen kein einziges Jahr. Wollen Sie erfahren, wie viel Personen den Rathhausthurm im Monat Mai erstiegen haben, oder in wessen Collecte das große Loos der letzten Ziehung der Preußischen Lotterie gefallen ist, ich bitte, nur zu befehlen, ich finde es sofort in den Lokalnachrichten.

Das interessirt mich eigentlich nicht, Herr Doctor, versicherte ich ihn der Wahrheit gemäß. Ich bin gekommen, um einen Blick in das Dunkel zu werfen, in welches für uns Außenstehende das Innere der Presse gehüllt ist, deren Macht wir ja fühlen und anerkennen. Das merken Sie wohl an dem Eifer, mit der wir sie benutzen oder bekämpfen. Ich möchte das räderreiche Getriebe dieser so gewaltig arbeitenden Maschine kennen lernen.

Dazu, sagte Herr Meier, muß man an der Maschine mitbeschäftigt sein.

Ich muß Redacteur werden, Herr Doctor? fragte ich. Aber dazu fehlen mir das Talent, die Neigung und sonst Allerlei. Sie könnten mir doch wohl Einiges sagen, ohne daß ich Ihr College bin.

Mit Vergnügen, Excellenz! rief er mit bezaubernder Bereitwilligkeit. Fragen Sie nur darauf los.

Ich fragte also darauf los: Sehen Sie, Herr Doctor, ich lese so oft in Ihrer, wie in jeder anderen Zeitung: „Wir erfahren aus bester Quelle", oder „Von bestunterrichteter Seite wird uns mitgetheilt", oder „Man schreibt uns aus Paris". Ist solche Quelle nun wirklich die beste, ist solche Seite wirklich die bestunterrichtete, müßte es nicht heißen statt „Man schreibt uns" einfach: „Wir schreiben uns aus Paris?"

Da bedaure ich aufrichtig, Excellenz, keine Auskunft geben zu können, sagte Herr Meier, und sein Bedauern machte wirklich den Eindruck der Aufrichtigkeit. Sie berühren mit dieser Frage einen unserer vielen discretesten Punkte. Ich kann Ihnen mit dem besten Willen keine Auskunft geben, besonders wenn Sie eine authentische haben wollen. Doch

Digitized by Google

verspreche ich Ihnen, falls Sie mir freundlichst eine Nachricht zukommen lassen — und ich bitte Sie sehr darum! —, daß solche Mittheilung mit der Bemerkung abgedruckt werden soll: „Wir erfahren von bestunterrichteter Seite."

Vortrefflich! sagte ich. Aber könnte ich solche Nachricht nicht Ihrem Correspondenten in unserer Residenz direct mittheilen? Wer ist Ihr Correspondent, Herr Doctor?

Den darf ich Ihnen leider nicht nennen, versicherte der Redacteur. Bitte, senden Sie mir Ihre Nachrichten direct per Draht oder Post.

Unsere Unterredung war damit zu Ende. Ich eilte, fortzukommen, denn Herr Meier schien sehr beschäftigt, nachdem sich ein „Druckerjunge" gemeldet hatte. Mit dem herzlichsten Dank für die freundliche Aufnahme entfernte ich mich, wenn auch von dem Resultat meiner Expedition sehr wenig befriedigt.

*

Dieses ist der Bericht, welchen ich unverändert, wie er mir übergeben wurde, veröffentliche. Wer die Journalistik kennt, wird überzeugt sein, daß die Enthüllungen, welche der Redacteur dem ihn interviewenden Staatsmanne gemacht hat, so ungemein harmloser Natur sind, daß sie nicht verdienen, als Enthüllungen bezeichnet zu werden, und ferner, daß kein „geaichter" Redacteur irgend einem Unberufenen mehr verrathen wird, als Herr Meier verrathen hat. Der Staatsmann aber — nicht nur der unserer Unterredung — wird die Naivetät der Journalisten bewundern, mit der diese sich einbilden, daß ihnen die durch sie interviewten Leiter der Politik jemals irgend etwas mehr von ihren Geheimnissen „verrathen" werden. Daß trotzdem das Geschäft des Besuchs, der Unterredung, des Interviewens fortgeführt wird, versteht sich wohl von selbst.

Julius Stettenheim.

Zu Ferienanfang.

Wieder sind die Tage gekommen, an denen auf den Bahnhöfen Berlins, vor Allem auf dem Stettiner, jene Schreckensscenen sich abspielen, welche meines Bedünkens Jeden, der auch einmal nur sie ansieht, für immer von der Sommerreisesucht heilen müßten.

Seht die Menge!
Um Billette
Welch Gedränge!
Vor dem Schalter
Steht gepreßt jedwedes Alter.

Droschken nah'n sich
Ohne Ende,
Oft mit Schaden
Schon entladen.
Tausend Hände
Wünscht sich Jeder.
Keine Feder
Kann beschreiben
Dieses höchst angstvolle Treiben.

Männer fluchen,
Mütter suchen
Nach den Kleinen,
Welche weinen,
Kaum geboren
Schon verloren
Zwischen Kisten,
Koffern, Körben —
Und der Bettsack droht Verderben.

Dann im Wagen
Unter Kindern,
Deren Klagen
Nicht zu lindern,
Unter Taschen,
Bündeln, Flaschen,
Welche lecken,
Welch ein Schrecken!

Unter Handgepäck mit Kante,
Eck' und Spitze
Auf dem Sitze.
Welche Hitze!
Welche Hölle!
Mehr Behagen
Wohnt in einer Kerkerzelle!

Diese Marterfahrt aber ist nur das erste Glied einer langen Kette von Beschwerden und Entbehrungen. Was eine gute Wohnung, eine gesunde und reichliche Kost, was vor Allem ein bequemes Bett werth ist: wer das genau erfahren will, der begebe sich mit den Seinen auf die Sommerfrische. Dort wird er in der Regel nichts von alledem, was dem Leben Behaglichkeit gibt, vorfinden. Und was bietet die Sommerfrische denn als Entschädigung für eine so große Zahl so theuer bezahlter Leiden? Eine gute, reine Luft! wird gesagt. Nun, ich will zugeben, daß die Luft in Berlin mitunter ein wenig dick ist; aber ist sie deswegen schlecht oder ungesund? Würde man, wenn sie es wäre, wohl in Berlin so viele steinalte und verhältnißmäßig noch rüstige Leute sehen, welche diese Luft doch von Jugend auf geathmet haben? Und wenn durchaus Einem die Luft unmittelbar über Berlin nicht zusagt, steht es ihm nicht frei, sich mindestens jeden Sonntag mittelst des Ballon captif in ozonreichere Schichten zu begeben? Ein Anderer rühmt den Wald des Sommerfrischortes. Gut, es sei ein Wald da! Welches Gehölz aber auf der ganzen Welt, möge es Wald, Hain, Park, Busch, oder wie es sonst will, genannt werden, ließe sich an Pracht und Reiz der Erscheinung mit dem Berliner Thiergarten vergleichen? Keines! Und abgesehen von allem Anderen hat der Thiergarten noch den besonderen Vorzug, daß er weder Pilze noch Beeren beherbergt, mithin dem Lustwandelnden keine Gelegenheit gibt, Verstöße zu begehen gegen das soeben in Kraft getretene Feld- und Forst-Polizeigesetz.

Wenn aber der Hauptreiz der Sommerfrische im Seebade gesucht und gefunden wird, dann muß ich allerdings, wiewohl ungern, eingestehen, daß Berlin ein Seebad nicht besitzt. Aber soll Berlin denn durchaus Alles haben? Hat es nicht sonst Badeanstalten genug und in seiner Umgebung, wenn auch keine See, so doch hübsche Seen? Im Uebrigen zweifle ich nicht daran, daß Berlin mit der Zeit auch ein richtiges Seebad bekommen wird. Ist doch das Project, Berlin zu einem Seehafen zu machen, vor längerer Zeit schon durch alle Blätter gelaufen.

Während nun der Sommerfrischling sich in der Fremde zahllosen Leiden preisgegeben sieht, lagert in der verlassenen Wohnung in Berlin sich ruhig der Staub ab, Schichte über Schichte, Spinnen von Haselnußgröße siedeln sich hinter den Büchern an, die Blattgewächse verzweifeln und gehen ein, in den Schränken weiden ungestört die Motten — vielleicht sind auch einige Herrn mit Nachschlüsseln und Brecheisen erschienen, um sich nach dem Befinden der Herrschaft zu erkundigen und als wilde Abschätzungscommission die Vermögensverhältnisse derselben zu prüfen.

An alles das denkt der Sommerfrischler während der vier bis sechs ihm auferlegten Wochen mit steigender Angst. Glücklicher Tag dann der Rückkehr, an dem er, durch die vom feinberechnenden Portier aufgeführte Willkommspforte, wieder in sein verödetes Heimwesen einzieht, tiefaufathmend in dem Gefühl: Wir sind wieder zu Hause!

Behauptet wird als etwas Unumstößliches, es sei während des Hochsommers in Berlin durchaus nicht auszuhalten. Es gibt aber Leute, welche Muth oder vielmehr Einsicht genug besessen haben, einmal versuchsweise die heiße Zeit in Berlin durchzumachen. Aus dem, was diese Leute an Winterabenden am Kamin darüber erzählen, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß es auch in den Hundstagen sehr wohl in Berlin auszuhalten ist.

Die Hitze — erzählen sie — stieg auch an den heißesten Tagen dieser Zeit nicht leicht über 30 Grad Réaumur, eine Temperatur, die zwischen den Wendekreisen nichts Ungewöhnliches ist und dort ganz und gar nicht für unerträglich gehalten wird. War die Luft einmal besonders drückend, so verließen wir die Tiefebenen und suchten die luftigen Berggipfel und kühlen Plateaux auf, die im Süden und Westen vor der Stadt liegen. Die Nähe der Wasserläufe, aus denen um diese Jahreszeit fiebererzeugende Dünste aufsteigen, vermieden wir so viel wie möglich.

Digitized by Google

Halbreife Pflaumen genossen wir mit Vorsicht. Unser Getränk kühlten wir mit Eis, welches die ganze Zeit über täglich frisch und in unverdorbenem Zustande aus den sogenannten Eiswerken zu beziehen war.

Wir hüteten uns, an Vormittagen Dauerläufe oder Distancegänge auf den in der Richtung von Norden gegen Süden gelegenen Straßen anzustellen. Wenn die Sprengwagen sich besonders zahlreich auf den Straßen zeigten, suchten wir möglichst schnell das nächstgelegene Obdach zu gewinnen, in der selten nur täuschenden Annahme, daß ein starker Regenguß unmittelbar bevorstände.

Am Abend, wenn Blumen und Schaufenster sich schlossen und die Droschkenpferde ihre tiefgesenkten Köpfe wieder ein wenig hoben, pflegten wir uns in den öffentlichen Gärten zu versammeln, um, unter Kastanien, Platanen, Ulmen und anderen Promenadenbäumen sitzend, den Aufgang des Mondes abzuwarten. Das dauerte aber nicht selten ein wenig lange und mitunter blieb er auch ganz aus. Den Sonnenaufgang vom Gipfel des Kreuzberges aus anzuschauen hinderte uns die für dies Naturschauspiel angesetzte allzu frühe Stunde.

Diejenigen unter uns, welche ihre Familien auf Sommerfrischen hatten und allein in ihren Wohnungen waren, wußten nicht genug die wunderbare Ruhe und Stille zu rühmen, der sie sich erfreuten. Diese Stille sei so groß, hieß es, daß das Niesen einer Fliege, die von dem heißen Fensterbrett unvorsichtiger Weise auf den kalten Ofen geflogen war, wie ein Pistolenschuß durch die Wohnung geschallt habe.

Als die Zeit vorüber war, ließen wir Durchgesommerten uns wägen, und da stellte sich heraus, daß Einige von uns um einige Pfund leichter geworden waren; bei Andern aber hatte das Körpergewicht um ein Weniges zugenommen. So haben wir glücklich, ohne Schaden für Leben und Gesundheit, die heiße Zeit in Berlin durchgemacht, und als eines Tags eines Klaviers staubige und verrostete Stimme über oder neben uns meldete, daß die Nachbarn wieder zurückgekehrt seien, sagten wir zu uns mit Bedauern: wie schnell ist doch diese schöne Zeit vergangen! Was wir noch besonders rühmend hervorheben müssen ist dieses, daß wir in diesen Wochen Berlin, das zweifellos ein höchst sehenswerther Platz ist, einmal gründlich kennen gelernt haben. Wann sonst hätten wir Muße und Luft dazu gehabt?

So pflegen die in Berlin Gebliebenen ihre Erzählungen zu schließen. Mir aber scheint das, was sie sagen, sehr beachtenswerth und zur Nachahmung zu empfehlen. Ich wenigstens bin entschlossen, ihrem Beispiele zu folgen und die Sommerferien hier zu verleben — falls es mir wirklich diesmal nicht glücken sollte, von Berlin wegzukommen.

J. Trojan.

Notizen.

Geflügelte Worte, der Citatenschatz des deutschen Volks, von Georg Büchmann. 12. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1880. (Haude & Spener'sche Buchhandlung.)

Auch in diesem Jahre ist eine neue Auflage dieses unterhaltenden und verdienstvollen Buches nothwendig geworden. Jede neue Auflage übertrifft ihre Vorgängerin durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und durch die Gründlichkeit der Bearbeitung; und auch der Umfang des ursprünglich kleinen Heftes ist in stetem Wachsthum begriffen, so daß dasselbe nun schon zu einem stattlichen Bande angewachsen ist. Die neue Auflage ist abermals um beinahe fünf Bogen stärker als die elfte. Sie zählt nicht weniger denn 535 Seiten. Das ist viel; es ist vielleicht schon etwas zu viel! Und wenn man erwägt, daß jedes gute Jahr doch mindestens einige geflügelte Worte zeitigt, so muß man der Zukunft des Buches, das nach seinem ganzen Charakter die Knappheit in der Bearbeitung des überreichen Stoffes und die Handlichkeit bewahren soll, mit einer gewissen liebevollen Besorgniß entgegensehen. Büchmann selbst, der dieses reizende Buch geschaffen und sich dessen gewissenhafte Vervollkommnung zu seiner literarischen Lebensaufgabe gestellt hat, sieht diese Unzukömmlichkeit für die späteren Auflagen voraus, — nicht umsonst hat er „Weniger wäre mehr" (Seite 69) und „embarras de richesses" (Seite 219) in sein vortreffliches Werk aufgenommen; — er ist daher sorglich darauf bedacht, sich streng innerhalb der Grenzen, die er dem Begriff „Geflügelte Worte" gesteckt hat, zu halten; er hat alle Sprüchwörter und Redensarten, an denen die Gesammtheit des Volkes mitarbeitet, unberücksichtigt gelassen.

Unter „geflügelten Worten" will er eben nur solche bekannte und häufig citirte Redewendungen und Schlagworte verstanden wissen, die auf ein bestimmtes Individuum zurückzuführen sind, und deren Urheber oder glücklicher Verbreiter nachweislich ist. In dem Commentare, den er dazu gibt, beschränkt er sich auf das Nothwendigste; und unter Beibehaltung der jetzt gewählten Form wird es kaum möglich sein, den begleitenden und erläuternden Text noch mehr zusammenzudrängen. Deswegen wird sich auch, wenn diese Form beibehalten bleibt, ein stetes Anwachsen des äußern Umfangs kaum vermeiden lassen, und da dieses von dem Herausgeber selbst als ein Uebelstand empfunden werden muß, dürfte wohl die Veranlassung vorhanden sein, die Frage aufzuwerfen, ob nicht mit der Zeit überhaupt eine radicale Umgestaltung dieser äußeren Form anzuempfehlen wäre.

Jetzt behandelt das Buch in langen und zusammenhängenden Aufsätzen die verschiedenen Gruppen der Citate, also die Citate aus der Bibel, aus den deutschen Schriftstellern, aus den Werken der Alten, der Ausländer, historische Citate ꝛc. Um nun Raum zu gewinnen, wäre es vielleicht rathsam, diese Zerlegung des Stoffes und den zusammenhängenden commentirenden Vortrag aufzugeben, die „geflügelten Worte" einfach alphabetisch zu ordnen und die Quellenangabe so kurz es eben thunlich ist, beizufügen.

Ich gebe zu, daß es eine sehr grausame Zumuthung ist, die da an den Verfasser gestellt wird. Er soll eine mühevolle und sehr gelungene Arbeit einfach vernichten; er soll aus einem Buche, das jetzt sehr lesbar ist und eine unterhaltende Lecture bietet, ein einfaches, nüchternes, sachliches Nachschlagebuch machen; aber ich sehe in der That keine Möglichkeit, wie das Buch in seinen späteren Jahrgängen in der bisherigen Weise fortgeführt werden kann unter Beibehaltung seiner jetzigen Form.

Die neue Auflage verdient wiederum das unumschränkte Lob der Kritik. Auch die neuesten der „geflügelten Worte" sind schon berücksichtigt, wie: „der sogenannte arme Mann" des Grafen Ballestrem, „Revolver-Journalist" (von Masaidel), „der Giftbaum" des Ministers Maybach ꝛc. Und somit sei das liebenswürdige Buch aufs Neue warm empfohlen.

P. L.

Bibliographie.

B. Verschiedenes.

Feuchtersleben, Ernst, Freiherr von. Zur Diätetik der Seele. Mit Begleitstellen aus den Werken von Schopenhauer, David Strauß und andren modernen Schriftstellern. Herausgegeben von Jean Dufresne. 8. XIII u. 175 S. Hamburg 1880, B. S. Berendsohn.

Hagen, von, Edmund. Das Wesen der Senta in Richard Wagners Dichtung: „Der fliegende Holländer". 8. XXXI u. 194 S. Hannover 1880, Carl Schüßler.

Heppe, Gustav, Dr. ph. Katechismus der Chemikalienkunde. Eine kurze Bschbg. der wichtigsten Chemikalien des Handels. 8. 220 S. Leipzig 1880, J. J. Weber. geb. 2. —.

Hoppe, J. J., Prof. Dr. Die persönliche Denkthätigkeit. Eine Erkenntnißtheorie mit Widerlegung Kants. 8. 231 S. Würzburg 1880, A. Stuber.

Juste, Theodore. Le congrès national de Belgique, 1830—1831. Précédé de quelques considérations sur la constitution Belge p. Emil de Laveleye. 2 Bde. 8. 420 u. 435 S. Brüssel, C. Muquardt.

Keller, Ludwig, Dr. Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster. Nebst ungedruckten Urkunden. 8. VIII u. 330 S. Münster 1880, Coppenrath'sche Buchhandlung.

Muncker, Franz. Lessings persönliches u. literarisches Verhältniß zu Klopstock. 8. VI u. 232 S. Frankfurt a/M. 1880, Literarische Anstalt, Rütten & Loening. geh. 5. —.

Neurath, Wilhelm Dr. Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays. 8. VIII u. 521 S. Wien 1880, Faesy & Frick.

Ratzel, Friedr. Dr. Die Vereinigten Staaten v. Nord-Amerika. II. Bd. Mit 2 Holzschnitten u. 9 Karten in Farbendruck. 8. XI u. 762 S. München 1880, R. Oldenbourg. geh. 8. —.

Soldans Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet v. Dr. Hr. Heppe. 2 Bde. 524 u. 410 S. Stuttgart 1880, J. G. Cotta.

Swedenborgs, Emanuel, Leben u. Lehre. Eine Sammlg. Urkunden über Swedenb. Persönlichkeit u. ein Inbegriff s. Theologie in wörtl. Auszügen a. s. Schriften. 2 Thle. in 1 Bd. 8. 790 S. Hgb. u. im Verlag v. J. G. Mittnacht, Frankfurt a/M. 1880.

Digitized by Google

Inserate.

Ich habe meine Wohnung vom Kronprinzen-Ufer 4 nach der

v. d. Heydtstrasse, 1. W.

verlegt und bitte die für mich bestimmten Privatbriefe dorthin zu adressiren. Alle auf den Inhalt der „Gegenwart" bezüglichen Mittheilungen wolle man gefälligst an die

Redaction, Behrenstrasse 4. W.

richten.

Paul Lindau.

Zur Uebernahme von

eleganten u. soliden

BUCH-EINBÄNDEN

Specialität:

Halbfranz- und Liebhaberbände

(helle Lederrücken und Ecken, m. 2 verschiedenfarbigen [blau, roth, grün etc.] Titelschildern)

empfiehlt sich

die Contobücher-Fabrik von

Carl Fraenkel,

Berlin W., Französ. Str. 33d.

Dickens und Daudet

in deutscher Uebersetzung.

Von **Louis Weizmann.**

Verlag: **H. S. Hermann, Berlin.** *M.* 1.—

Wie unglaublich schlecht viele deutsche Uebersetzungen fremder **Meisterwerke** sind, weist die durchweg ausserordentlich günstig besprochene Schrift an einer Fülle der haarsträubendsten Beispiele treffend nach. Es sei eine Ehrenpflicht Deutschlands, die insbesondere die moderne Philologie und die Fachpresse gegen die **Meister** des Auslands zu erfüllen haben, sich um die Uebersetzungen ihrer Werke mit aller Energie zu bekümmern, und Machwerke wie die besprochenen für immer zu beseitigen.

Im Verlage von **Adolf Ackermann,** Hofbuchhandlung in **München,** erscheint Anfangs Juli:

Schauspiel und Bühne.

Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst

herausgegeben von

Joh. Lepsius u. Ludw. Traube.

1. Heft.

Inhalt: 1. Das **klassische Drama** und das Gesammtgastspiel zu München 1880.
2. **Entwickelung der Mysterienbühne** bis auf das Oberammergauer Passionsspiel.
3. **Nora,** Schauspiel von Ibsen.
4. Vorschläge zu einer Einrichtung des **Hamlet** für die Mysterienbühne.
5. **Adolf Sonnenthal** als Hamlet.

Preis in sauberer Ausstattung in gr. Octav mit dem Tableau des Münchener Gesammtgastspiels in Lichtdruck **2 Mark.**

Das **zweite Heft** behandelt in ausführlicher Weise das Gesammtgastspiel und erscheint Ende Juli.

Für Ostsee-Badegäste.

In unserm Verlage erschien:

Ostsee-Novellen.

von

Ernst Bethwisch,

Doctor der Rechte u. der Philosophie.

Inhalt:

Morgenroth, Das Fischerkind, Corswand.

Preis: 2 *M.*

Diese Novellen wurden von den Hamburger Nachrichten, der Hamburger Reform, der Vossischen Zeitung, dem Berl. Fremdenblatt ꝛc. sehr anerkennend besprochen.

Bremen.

J. Kühtmann's Buchhandlg.

Schönstes Festgeschenk!

Prachtwerk ersten Ranges!

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Soeben erschien in unserm Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleine Leute.

Drei Novellen

von

Hans Hopfen.

Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudel's Ball.

Ein Band in 8. 370 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, elegant gebunden 6 *M.* Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier geheftet 8 *M.*, fein in Kalbsleder geb. 11 *M.*

Früher erschien:

Die Geschichten des Majors

von

Hans Hopfen.

Zweite Auflage.

Inhalt: „Der verlorene Kamerad", „Schabernacks Wette", „Flinserls Glück und Ende".

Ein Band in 8. 294 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Berlin W., Unter den Linden 21.

F. Schneider & Co.

Königliche Hofbuchhandlung.

---

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. **3 M.**

R. Wiering, Buchhandlung, **Hamburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von

Emerich du Mont.

Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. *M.* 6.— geb. *M.* 7.50.

Das geistvolle, elegant geschriebene Buch ist mit großem Beifall aufgenommen worden und liegt nun bereits, kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen, in einer vom Verfasser durchgesehenen und wesentlich vermehrten zweiten Auflage vor.

Herren Autoren

literarischer Erzeugnisse jeden Gebietes, welche die Drucklegung derselben selbst in die Hand zu nehmen und solche alsdann im Commissions-Verlag erscheinen zu lassen wünschen, werden von den Unterzeichneten zu diesem Behufe **ganz besonders günstige Bedingungen** zu diesem Zwecke geboten.

Hamburg.

Gräflus & Möller.

Hofrath Dr. Steinbacher's **Naturheilanstalt**

Brunnthal (München.)

Dr. Steinbacher's Heilverfahren, eine glückliche, auf streng wissenschaftliche Grundsätze und Erfahrungen gestützte Combination der Priessnitz'schen Wasser- und Schroth'schen Diät-Cur mit Beiziehung aller neueren Naturheilfaktoren, bei vollständigster Berücksichtigung des Krankheitsfalles und der strengsten Individualisirung erzielt bei vielen, namentlich auch bei Herz-, Magen-, Leber- und Rückenmarkskrankheiten, Gicht, Hautleiden, Scropheln, Nervosität, Schwächezuständen gewisser Art, Medizinvergiftung, ausserordentliche Heilerfolge. Steinbacher'sSchriften geben Auskunft und sind wie auch der Anstalts-Prospect von der Anstalt zu beziehen. — Kranken-Aufnahme stets. —

Brunnthal bietet durch seine idyllische Lage, sowie die unmittelbare Nähe des kunstreichen Münchens für Jeden einen wahrhaft angenehmen Aufenthalt.

Berlin. Unter den Linden 26. Besitzer: Fr. R. Wiesecke.

HOTEL BAUER

I. Ranges. Friedrichstrass.-Ecke. Neuestes Haus Berlins.

Keine Table d'hôte, gute Küche, hydraulischer Fahrstuhl. Mässige Preise.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 10. Juli 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die kirchenpolitische Vorlage. Von v. Zedlitz-Neukirch. — Die parlamentarische Lage in England. Von Karl Blind. I—III. — **Literatur und Kunst:** Auszug der Mauren. Von Hermann Lingg. — Gloria. Spanischer Zeitroman von Perez Galdós. Besprochen von Th. Fontane. — Lucciola. Novelle von Gräfin M. Keyserling, geb. von Dönniges. Besprochen von Paul Lindau. — Das Mäcenatenthum in der Kunst. Von G. Ebe. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Notturno. Freie Phantasie über den Askanischen Platz. Von Hans Hopfen. (Schluß.) — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die kirchenpolitische Vorlage.

Eine Phase in dem Kampfe Roms um die Weltherrschaft nannte Herr von Puttkamer den Culturkampf. Sicher mit Recht. Zwischen dem deutschen Staat und Rom gibt es keinen Frieden; den acuten Kampf unterbricht zuweilen nur ein Waffenstillstand. Vielleicht in noch höherem Maße als von dem Staate gilt jenes bekannte Wort von dem gleichen Faden, der unter wechselnden Nummern stets fortgesponnen werde von der römisch-katholischen Kirche.

Bei dieser Lage der Dinge bezeichnet die Erkenntniß, daß zur Zeit der Kirchenstreit nicht beendigt, sondern nur vorübergehend durch Herstellung eines modus vivendi unter Aufrechterhaltung der beiderseitigen grundsätzlichen Auffassungen unterbrochen werden kann, einen wesentlichen Fortschritt. Nicht minder zeigt der Umstand, daß ein Einlenken der Kirche nur noch von der Einwirkung des Papstes erwartet wird, von erheblich fortschreitender Kenntniß der Natur und der Organisation der katholischen Kirche. Wenn man nicht die Wege Luthers und Calvins gehen will, ist auf eine wirksame Förderung seitens des mittleren oder niederen Clerus oder gar der Laien eben nicht zu rechnen. Die Versuche, welche die Maigesetzgebung nach dieser Richtung unternommen hat, sind gänzlich erfolglos geblieben.

So war denn, als mit der Inthronisation Leos XIII. die Möglichkeit der Herstellung eines erträglichen Verhältnisses zu der katholischen Kirche sich eröffnete, auch auf Seiten des Staats die Voraussetzung für eine sachgemäße Ordnung desselben in ungleich höherem Maße vorhanden, als anfangs der siebziger Jahre, und die veränderte Behandlung der kirchenpolitischen Angelegenheiten ist nicht sowohl ein Abweichen von den Grundsätzen der bisherigen Kirchenpolitik, als ein durch den Personenwechsel auf dem heiligen Stuhl und die verbesserte Kenntniß der katholischen Kirche bedingte Aenderung der Methode. Die, wenn auch in wesentlich verkümmerter Form, soeben von der Landesvertretung angenommene kirchenpolitische Vorlage ist das erste greifbare Ergebniß der neuen Art des Vorgehens; ein Rückblick auf dieses gesetzgeberische Unternehmen und seinen Verlauf wird daher von Interesse auch für weitere Kreise sein können.

Die Vorgeschichte bedarf der Erwähnung kaum. Das Schreiben Leos XIII. aus Anlaß der Attentate, die Antwort des Kronprinzen, die Besprechungen in Kissingen und Gastein, die Entsendung Hüblers nach Wien sind noch in Aller Erinnerung. Inzwischen hatte sich in Deutschland auch auf dem Gebiet der inneren Politik eine wesentliche Veränderung vollzogen. Die Zollreform war, trotz des eminent nationalen Charakters, welchen sie als Finanzmaßregel hat, von den Freihändlern der nationalliberalen Partei auf das Entschiedenste bekämpft worden. Der Rest reichte nicht aus, um mit den Conservativen die Mehrheit zu erlangen. Umgekehrt hatte das Centrum, wenn auch unter formaler Wahrung seines föderalistischen Standpunktes durch die Frankenstein'sche Klausel, dem veränderten Tarif ungeachtet der dadurch bedingten Stärkung des Reichs zugestimmt. Die Frage war berechtigt, ob in diesem Verhalten ein erster Schritt des Einlenkens von der Bahn grundsätzlicher Opposition gegen das Reich zu erblicken sei, oder ob es sich lediglich um ein einmaliges Abweichen von der Regel handle. Ihre richtige Beantwortung war um so wichtiger, als die entscheidende Bedeutung, welche den kirchlichen Fragen auf die Gesammthaltung der Partei beiwohnt, einen Rückschluß auf die Auffassungen und Absichten der Curie gestattet.

Die Nachrichten über den Verlauf der Besprechungen in Wien lauteten widersprechend; auch das Centrum verhielt sich nach Eröffnung des Landtages zunächst abwartend, anfänglich sogar gegenüber der Verstaatlichung der großen Privatbahnen. Die rationes dubitandi Reichenspergers entwickelten sich erst zur Ablehnung, als die rasche Vereinbarung zwischen Nationalliberalen und Conservativen der Regierung eine sichere Mehrheit zugeführt hatte und so die Mitwirkung der Ultramontanen entbehrlich und nicht mehr praktisch verwerthbar geworden war. Mit Neujahr wendete sich das Centrum wieder der schärfsten Opposition zu; hieraus und aus den Erklärungen des Cultusministers bei den Etatsberathungen mußte mit Nothwendigkeit auf das Scheitern des Versuchs geschlossen werden, durch Meinungsaustausch mit der Curie die Grundlagen für eine organische Revision der Maigesetze zu gewinnen. Auch dieser Weg hatte also sich als gangbar nicht erwiesen.

Inzwischen gewannen die Momente, welche auch für den Staat den Uebergang zu einem friedlicheren Zustande sehr erwünscht erscheinen lassen, an Bedeutung. Die Unsicherheit der äußeren Lage, welche bis dahin namentlich in den wechselnden Beziehungen zu Rußland sich wiedergespiegelt hatte, wurde durch den Kabinetswechsel in England und den steigenden Einfluß der radicaleren Elemente in Frankreich wesentlich verschärft. Die wachsende Zahl der unbesetzten Pfarrstellen, der zunehmende Mangel an Seelsorgern hatten für viele katholische Distrikte in sittlicher Hinsicht die bedenklichsten Folgen. Namentlich in den polnisch redenden Gegenden war, wie dies die Untersuchungen aus Anlaß des oberschlesischen Nothstandes ergaben, geradezu Verwilderung eingerissen. Endlich hatte der so überaus unbefriedigende Verlauf des zweiten Theils der

Digitized by Google

Reichstagssession die Gefahren aufs Neue klar gelegt, welche für den Fortgang unseres nationalen Einigungswerks in dem Bestehen einer so starken Oppositionspartei liegen, deren Gegnerschaft nicht sowohl aus den in der Sache liegenden Gründen, sondern aus der Stellung des Staats zur katholischen Kirche entspringt. Die ungemeinen Schwierigkeiten, welche dem Fortgang der Gesetzgebung sich entgegenstellen, wenn ein Viertheil der Reichsvertretung aus äußeren Gründen von vornherein widerspricht und somit nur solche Maßnahmen zu Stande kommen, welche von mehr als zwei Dritteln der von sachlichen Motiven geleiteten Reichstagsabgeordneten gebilligt werden, liegen auf der Hand.

Der Brief Leos XIII. vom 24. Februar stellte Concessionen in Bezug auf den Kernpunkt des Streits, die Benennungspflicht, in Aussicht. Die Verwirklichung der Zusage durch Acte der Nachgibigkeit vorausgesetzt, war für den Staat der Moment gekommen, pari passu seinerseits auf den modus vivendi sich einzurichten. Von Anfang an machte dabei die Erwägung sich geltend, daß einem Gegner gegenüber, der die gemachten Concessionen jederzeit zu widerrufen im Stande ist, es sich nicht um eine Aufhebung der Kampfbestimmungen der Maigesetze, sondern um die jederzeit revocable Suspension derselben handeln könne. Eine solche Vollmacht bot zugleich den für den Fortgang der Verhandlungen mit Rom nicht unwesentlichen Vortheil, daß dem absoluten Papst eine mit der gleichen Machtfülle ausgerüstete Staatsregierung gegenüber stände.

Als nun der Papst seine Zusage erst durch nachträgliche Declaration bis zur Werthlosigkeit abschwächte und sodann gänzlich zurückzog, wurde dies als einer der Zwischenfälle angesehen, auf welche man in dem Laufe der Beziehungen zu Rom gefaßt sein müsse. Demzufolge gab die Regierung die in Aussicht genommene Vorlage nicht auf, sondern zog aus dem Vorgange nur die Folgerung, daß das Gesetz mit wirksamen Druckmitteln in ausreichendem Maße auszustatten sei, um den Papst zur Verwirklichung seiner Zusage vom 24. Februar zu bewegen.

Die Vorlage, welche diese Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen unternimmt, gilt vielfach als das eigenste Werk des Fürsten Bismarck; jedenfalls zeigt sie die großen Vorzüge, aber auch die Mängel, welche für die Unternehmungen des Kanzlers charakteristisch sind. Man kann wirksamere Pressionsmittel in Bezug auf die Entschließung des Papstes sich kaum vorstellen: Wiederherstellung des hierarchischen Baues der Kirche selbst bis zur Rückkehr eines oder des andern der ihres Amtes entsetzten Bischöfe, Aufhebung der Temporaliensperre, Sistirung der Strafverfolgung geistlicher Amtshandlungen und der Anrufung des kirchlichen Gerichtshofes, Alles das ist zu erreichen durch einfache Bethätigung der im Princip bereits zugestandenen Concession, jeder Vortheil kann aber, je nach dem Verhalten der Kirche, beliebig beschränkt oder zurückgezogen werden. Dem leitenden Gesichtspunkt wirksamen Druckes auf Rom zum Einlenken und demnächstigen Beharren in friedlichen Bahnen, ist jede Nebenrücksicht untergeordnet; in der Hand eines zielbewußten und kraftvollen Staatsmannes erscheint die ursprüngliche Vorlage sonach allerdings als die denkbarst wirksame Waffe zur Erkämpfung des kirchlichen Friedens.

Auf der anderen Seite aber ist nicht ausreichend berücksichtigt, daß die Nation und ihre Vertreter nicht von der höchsten Höhe staatsmännischer Auffassung über Alles hinweg lediglich das in Zukunft zu erreichende Ziel ins Auge fassen können, sondern in ihrem Denken und Empfinden mit unlöslichen Fäden an Vergangenheit und Gegenwart geknüpft sind. Fest eingebürgerte Anschauungen werden rücksichtslos durchkreuzt und so naturgemäß schmerzliche Verletzungen hervorgerufen. Die erbetenen Vollmachten gehen so weit, daß bei voller Anwendung auch die Grundlagen der Maigesetze factisch außer Wirksamkeit gesetzt werden können; gleichwohl hat der leitende Gedanke, von dem der Reichskanzler nach den veröffentlichten Depeschen zweifelsohne ausgeht und welcher darin besteht, daß von den Vollmachten erst dann Gebrauch gemacht werden soll, wenn die Curie in dem Hauptpunkt nachgegeben haben wird, in dem Entwurf selbst nicht Ausdruck gefunden. Die Möglichkeit der Rückkehr auch derjenigen Männer, welche wegen der schlimmsten Auflehnung gegen die Gesetze des Landes von Rechtswegen ihres Bischofsamts entsetzt sind, verletzt das Rechtsgefühl um so mehr, als weder in dem Gesetz noch in den überaus mageren Motiven ausgesprochen ist, daß nur denjenigen die Rückkehr gestattet werden soll, welche vorher den Landesgesetzen sich unterworfen haben und durch ihre Vergangenheit Garantie für ein friedliches Verhalten wenigstens auf so lange gewähren, als von Rom her ein versöhnlicher Wind weht. Die Unterordung der Justiz unter die Verwaltung in Straf- und kirchlichen Disciplinarsachen verstößt nicht allein gegen einen Fundamentalsatz unserer Rechtsauffassung, sondern gibt auch die von der Regierung selbst als unantastbar bezeichneten Säulen des Staatskirchenrechts den Wechselfällen politischer Erwägung preis. Andere, noch dazu entbehrliche Artikel enthalten weitere staatsrechtliche Anomalien bedenklicher Art.

So befriedigt die Formulirung des Gedankens auch diejenigen nicht, welche ihm an sich sympathisch gegenüberstehen, dem Gegner aber bietet sie eine breite Angriffsfläche, eröffnet der schlimmsten Mißdeutung Thür und Thor.

Die Canossarufer auf beiden Seiten hatten denn alsbald diese Schwächen benutzt und die ersten unerfreulichen Eindrücke, welche die Vorlage in den weiteren Schichten der Bevölkerung hervorrief, bis zur Erregung gesteigert. Das Abgeordnetenhaus, dem der Natur der Sache nach der Löwenantheil an der parlamentarischen Behandlung der Vorlage zufiel, trat in die Berathung unter dem unmittelbaren Eindruck der Depeschen ein, durch welche die dem Entwurf selbst beigegebene Begründung wirksam ergänzt wurde. Eine Abklärung des Urtheils hatte unmöglich stattfinden können. Ueberdies lagen die Verhältnisse in den großen Parteien des Hauses an sich nichts weniger als klar. Von dem Centrum war zwar auf eine Zustimmung zu einer Vorlage nicht zu rechnen, welche die Curie zum Nachgeben zu bewegen bestimmt war. Vorerst aber galt es noch den Versuch, dieselbe mit Hülfe der Conservativen so umzugestalten, daß der Kirche die in Aussicht genommenen Vortheile auch ohne Einlenken von ihrer Seite in den Schooß fielen. Die hochkirchliche Rechte der conservativen Fraction hatte anfänglich nicht übel Lust, die Bestrebungen des Centrums zu unterstützen, drang damit freilich nicht durch, verhinderte aber doch den staatlich gesinnten größeren Theil der Partei, von vornherein eine klare und bestimmte Stellung zu nehmen. Am krausesten sah es in der nationalliberalen Fraction aus. Die überzeugungstreue, aber von Engherzigkeit und Principienreiterei nicht freie Auffassung, welche kein Titelchen der Maigesetze aufgeben und selbst das als falsch Anerkannte zur Zeit aufrecht erhalten wollte, war durch Falks entschiedene Gegnerschaft wesentlich gestärkt. Die bei vielen Mitgliedern gerade dieser Partei vorhandene Schwäche auch gegen vorübergehende populäre Strömungen kam hinzu. Nicht minder mag die streng freihändlerische, zur Zeit ohnehin dem Reichskanzler gegnerische Gruppe aus der Hohenlohe'schen Depesche den Schluß gezogen haben, daß die Vorlage wesentlich die Beseitigung der politischen Opposition seitens des Centrums und auf diese Weise die Brechung des Widerstandes gegen den Abschluß der Zoll- und Steuerreform bezwecke, und aus diesem Grunde Anlaß genommen haben, der Vorlage um so schärfer entgegenzutreten. Solchen Strömungen gegenüber hatte die maßvolle, die berechtigten Ziele des Gesetzentwurfs unbefangen würdigende Auffassung der Bennigsen'schen Gruppe einen schweren Stand. Indem Bennigsen gleichwohl und selbst auf die Gefahr hin, die Partei in einer so wichtigen Frage auseinandergehen zu sehen, unentwegt an seiner Ueberzeugung festhielt, hat er aufs Neue den Beweis geliefert, daß er hoch über die Parteimänner gewöhnlichen Schlages hervorragt und in großen Momenten die einseitigen Parteiinteressen den Rücksichten auf das Wohl des Ganzen unterzuordnen weiß. In diesem unverrückt auf

Digitized by Google

das Ganze der Nation gerichteten Grundzuge seiner politischen Auffassung begegnet er sich mit dem Reichskanzler und in der Gemeinsamkeit dieser Grundanschauung liegt der Grund, weshalb trotz so vieler Kämpfe beide Staatsmänner in den großen Fragen, welche die Geschicke der Nation bewegen, schließlich stets sich verständigen können.

Nur die kleineren Fractionen nahmen von vornherein feste Stellung, die Fortschrittspartei, indem sie rundweg ablehnte, die freiconservative, indem sie die erbetenen Vollmachten nur in solcher Beschränkung und in solcher Formulirung zu ertheilen bereit war, daß auch der Schein eines Zurückweichens von den grundlegenden Principien des bestehenden Staatskirchenrechts vermieden werde.

Die Commissionsberathung verlief ohne positives Ergebniß, hatte aber doch die Lage wesentlich geklärt. Die feste und entschlossene Haltung der freiconservativen Mitglieder hatte die Conservativen davon überzeugt, daß auf die freiconservativen Stimmen für die Vorlage nur dann zu rechnen sei, wenn sie in dem vorgedachten Sinne abgeändert werde. Daß eine conservativ-clerikale Coaliton gegen Freiconservative und Liberale undurchführbar, für die conservative Partei geradezu ein Selbstmord wäre, sahen auch die hochkirchlichsten Conservativen ein und fügten sich, wenn auch widerwillig, der Auffassung ihrer gemäßigteren Parteigenossen. Die ganze Fraction eignete sich in den Hauptpunkten die freiconservativen Anträge theils stillschweigend, theils ausdrücklich an. Von der Bennigsen'schen Gruppe wurden dieselben, mit alleiniger Ausnahme des Bischofsparagraphen, gleichfalls gebilligt. Auch bezüglich des letzteren waltete insofern Uebereinstimmung ob, als die unbeschränkte Möglichkeit der Rückkehr als mit der Souveränetät und Rechtsordnung beiderseits für unvereinbar angesehen wurde. In dem nationalliberalen Lager glaubte man, offenbar mit beeinflußt durch die in ultramontanen rheinischen Kreisen, auch wohl solchen, welche Fühlung mit dem Hofe behalten haben, geflissentlich verbreitete Meinung, der vormalige Erzbischof Melchers solle für Einweihung des Kölner Domes zurückberufen werden, ausreichende Garantien für die Unterwerfung der etwa wieder einzusetzenden Kirchenfürsten nicht formuliren zu können, während man auf der anderen Seite solche in der Verpflichtung zur vorgängigen Anerkennung der Anzeigepflicht gefunden zu haben meinte, nach dem, was über die Absichten der Regierung verlautete, bezüglich der Personenfrage beruhigt war, dagegen unter dem mehr realistischen Gesichtspunkte der Einwirkung auf den Papst, der Vorschrift einen hervorragenden Werth als Druckmittel beimaß. Eine Verständigung in diesem Punkt blieb der Plenarberathung vorbehalten.

Daß Fürst Bismarck selbst bis zur dritten Lesung von der Vorlage freiwillig nichts aufgab, war von seinem wesentlich nach Rom gerichteten Standpunkt folgerichtig, erschwerte eine Vereinbarung unter den Parteien aber in hohem Maße. Noch weniger konnte unter diesen Umständen der Cultusminister Einfluß üben; wenn er im Uebrigen in der ungemein schwierigen Situation seiner Aufgabe mit anerkennenswerther Geschicklichkeit sich entledigte, so verleitete ihn seine allzu sanguinische Auffassung doch einigemal zu Fehlern, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die schließliche Entwickelung geblieben sind.

Auch die zweite Lesung hatte bei solcher Lage der Dinge noch immer einen vorbereitenden Charakter. Neben der Stellungnahme vor dem Lande galt es festzustellen, einerseits, auf welcher Basis und in welcher Stärke der rechte Flügel der Nationalliberalen zustimmen, andererseits wie das Centrum schließlich sich stellen werde.

Letzteres war nicht eben leicht, weil die Partei mit einer an Würdelosigkeit grenzenden Schlauheit ihre Stellung zu maskiren fortfuhr. Erst in der letzten Stunde ließ sich Windthorst durch einen kräftigen Angriff verleiten, das endgültige „Nein" schon jetzt zu sprechen.

Andererseits wurde festgestellt, daß die Nationalliberalen an der Beseitigung des Bischofsparagraphen unbedingt festhielten, nach dessen Fortfall aber in ausreichender Zahl für das Gesetz stimmen würden, um ihm eine knappe Mehrheit zu sichern.

Waren so die Grundlagen für die schließliche Operation gewonnen, so war die zweite Lesung auch insoweit von Interesse, als anläßlich eines von Windthorst gegen Bennigsen in seiner Eigenschaft als Gründer des Nationalvereins gerichteten und von diesem glänzend zurückgewiesenen Angriffs aufs Neue der bedeutende Einfluß hervortrat, welchen die weltliche, welfisch-antideutsche Politik auf die Leitung des Centrums ausübt.

Die dritte Lesung begann unter ungünstigen Auspicien. Eine Notiz in der Kreuzzeitung, wonach man nur für jetzt auf den Bischofsartikel verzichte, und die im gleichen Sinne gehaltene Rede eines altconservativen Abgeordneten, veranlaßte, obwohl beides offenbar nur bestimmt war, den Rückzug der hochkirchlich-conservativen Schaar zu decken, einige nationalliberale Abgeordnete, zu den Gegnern des Gesetzes überzutreten. Einige schwer abkömmliche Mitglieder der Rechten konnten erst in der zweiten Hälfte der Sitzung am Platze sein. So fiel der § 1 mit einer Stimme, der Rest wurde mit einer Mehrheit von nur 4 Stimmen und alsdann unverändert im Herrenhause angenommen. Obwohl in Bezug auf die Ermächtigung zu erleichternder Handhabung der Maigesetze aufs Aeußerste beschnitten, gewährt er doch die Möglichkeit der Wiedereinrichtung der Diöcesanverwaltung in den durch Tod erledigten vier Sprengeln und der Aufhebung der Temporaliensperre, enthält sonach immer noch wirksame Pressionsmittel, zumal wenn man erwägt, daß der mehr zufällig abgelehnte § 1 im Herbst, wenn erst thatsächliches Entgegenkommen der Curie in Bezug auf die ohnehin zuerst vorzunehmende Bestallung von Bisthumsverwesern vorliegt, leicht wieder herzustellen sein wird. Sonach kann das Ergebniß auch vom Standpunkt der Regierung als ein sachlich ganz ungünstiges nicht bezeichnet werden.

Dasselbe gilt, trotz der geringen Majorität, von dem Stimmenverhältniß im Abgeordnetenhause. Denn die Opposition setzt sich aus den beiden entgegengesetzten Extremen zusammen, denjenigen, welche auch starr an der Methode der Maigesetze festhalten wollen, und denjenigen, welche nicht sowohl die Methode, als die materielle Grundlage dieser Gesetze bekämpfen. Die heterogene, ja unnatürliche Zusammensetzung der Gegnerschaft tritt aufs Schlagendste hervor, wenn man unter ihnen Falk und Windthorst zugleich sieht. Erwägt man ferner, daß von den 202 ablehnenden Voten über 110 allein auf das Centrum, nur etwa 90 auf die Linke fallen, so erhellt, daß von den staatlich gesinnten Abgeordneten erheblich mehr als zwei Drittel der Vorlage zugestimmt haben. Noch bedeutsamer erscheint diese Mehrheit unter dem Gesichtspunkt, daß sie sich aus ebendenselben Elementen zusammensetzt, welche im Reichstage das Militär- und das Socialistengesetz, in dem Landtage das Eisenbahngesetz votirt haben. Denn sie liefert aufs Neue den Beweis, daß die Bildung einer ständigen Mehrheit aus gemäßigten Elementen im conservativen und liberalen Lager wenigstens im Abgeordnetenhause sehr wohl durchführbar, und daß so bei allseitigem guten Willen die Aussicht vorhanden ist, das Staatsschiff Preußens fortan einen festen, von einseitigen Gesichtspunkten nicht beeinflußten Cours steuern zu sehen.

von Zedlitz-Neukirch.

Die parlamentarische Lage in England.

Von Karl Blind.

I.

Wenigen Staatsmännern wäre es gelungen, im Laufe von ein paar Wochen nach errungenem Sieg so viele Fehler aufeinander zu häufen, wie Gladstone seit seinem Amtsantritt sie beging. Kaum „gibt es einen Mißgriff, den er ungethan gelassen".

*

Digitized by Google

Nicht sobald war das Parlament beisammen, als sich auch schon unter einer Anzahl seiner Parteigenossen ein dumpfes Grollen hörbar machte. Finsteren Blickes stand Mancher abseits. Mit Mühe wurden Einige von der Stellung von Anträgen — zum Beispiel in der südafrikanischen Frage — abgehalten, die der Unzufriedenheit einen offenen Ausdruck gegeben hätten. Durch plötzliche Einbringung einer ganz unerwarteten Budgetvorlage, die wesentlich darauf berechnet war, den bisher conservativen Pächterstand an das liberale Parteiinteresse zu fesseln, suchte der Premier der drohenden Zwistigkeiten Herr zu werden, indem er seine Leute beschäftigte. Nur auf ein paar Tage hielt jedoch das Mittel vor. Dann wirkte die Eidfrage wieder als trennender Keil — und zwar so sehr, daß die gewaltige Mehrheit, mit der die neue Regierung ins Unterhaus eingezogen war, sich plötzlich auflöste und dem Kabinet durch die vereinigten Tories, Homeruler und abgefallenen Liberalen die schwerste Niederlage beigebracht ward.

In dieser Eidfrage, die sich in Englands Verfassungsgeschichte noch als von höchster Bedeutung erweisen wird, ging die Führung des Unterhauses mit einem Ruck von Gladstone auf den früheren Führer, auf Sir Stafford Northcote, das Haupt der Conservativen, wieder über. Schärfer ließe sich die Lage nicht wohl kennzeichnen. Unmöglich wäre es auch, einen besseren Maßstab für den angeblichen Freisinn eines beträchtlichen Theiles der sogenannten „Liberalen" zu erlangen.

Die Homeruler außerhalb der Berechnung lassend, besaß Gladstone (nach Abzug des seit Parlamentseröffnung eingetretenen Verlustes bei den Wahlen in Oxford und Wigtown) eine Mehrheit, welche die der Tories um 116 Stimmen übertraf. Sämmtliche Homeruler sogar zu den Tories stellend, verfügte er immer noch über eine klare Mehrheit von 54. Statt dessen blieb er bei der Eidfrage, trotzdem einige Homeruler zu ihm hielten, in einer Minderheit von 45; und diese Niederlage wäre noch größer gewesen, hätten sich nicht etwa 150 meist „liberale" Abgeordnete lieber der Abstimmung enthalten, als mit den Conservativen gemeinsame Sache zu machen.

II.

Nach zwei Richtungen hin zerren die Gegensätze innerhalb der Partei, durch welche Gladstone auf den Schild gehoben ward. Es ist dies die radicale Richtung einer- und die religiös-muckerische des zur liberalen Partei gehörigen Flügels pietistischer Dissenter andererseits. Die Grenzlinie zwischen den beiden ist übrigens bei einzelnen Persönlichkeiten verschwommen, denn England besitzt in dieser Beziehung individuelle Schattirungen, die man auf dem Festlande als unbegreifliche Naturspiele, oder als Erzeugnisse der politischen Unnatur, betrachten würde.

Betrachten wir vor Allem die vorgeschritten liberale oder radicale Richtung.

Gleich die Zusammensetzung des Kabinetes erzeugte in diesen Kreisen ein Gefühl des Unmuthes, von dem man sich nach der verschleierten Haltung der großen Presse nur einen schwachen Begriff machen kann. Ein einziger Radicaler, Herr Chamberlain, erhielt einen Posten im Kabinet. Dafür wurde ein Anderer, Herr James Stansfeld — aus früherer Zeit durch seine Freundschaft mit Mazzini bekannt — nicht mehr mit einer Kabinetsstellung betraut, obwohl sein Name fast bis zum letzten Augenblick in der Liste erschienen war und Niemand an seiner Wiederernennung gezweifelt hatte. Es sah somit aus, als ob man einem vorgeschritten Liberalen den Zutritt zum Allerheiligsten der Regierung nur unter der Bedingung gestatte, daß ein Anderer von dieser Richtung seines Anspruchs verlustig gehe. Die aristokratisch whiggistische Manier konnte sich nicht schneidiger geltend machen.

In deutschen Blättern ist durch Berichterstatter Gladstonescher Gesinnung ein ganz verkehrtes Bild von dem Verlauf der Kabinetszusammensetzung gegeben worden. Man zog nämlich die Namen Fawcetts, Dilkes und Mundellas herein, die doch alle außerhalb der engeren Regierung gelassen wurden und als Oberpostmeister, Unterstaatssecretär für auswärtige Angelegenheiten und stellvertretender Obmann des Staatsrathes nicht zum Kabinet gehören. Sie stehen sozusagen unter dem Strich. Im Kabinet aber wird allein die hohe Politik, sowohl in inneren als in äußeren Fragen, gemacht. Und im Kabinet sind es wiederum von den vierzehn Männern, die dasselbe heute bilden, höchstens fünf, denen gewohnheitsmäßig die eigentliche Entscheidung zukömmt.

Diese Wenigen sind, Gladstone ausgenommen, lauter adelige Whigs. John Bright, der das beschäftigungslose Amt als Kanzler des sogenannten, in Wahrheit gar nicht mehr vorhandenen, Herzogthums Lancaster versieht, ist allerdings eine Kraft für sich, mit welcher man im Kabinet stets zu rechnen hat. In der Grundeigenthumsfrage geht er — nächst Chamberlain, der jedoch als junger Anfänger kaum Einfluß übt — theoretisch am weitesten. Allein des Alters Müdigkeit oder Liebe zur Ruhe hat sich leider bei Bright früher eingestellt, als es sonst bei englischen Staatsmännern der Fall ist. Um seinen Ansichten in der Landreformfrage innerhalb der Regierung volle Geltung zu verschaffen, müßte daher erst ein gewaltiger Druck von außen erfolgen. Ab und zu rafft sich Bright wohl zu einer größeren Anstrengung auf; dann aber zeigt sich allerdings bei ihm die alte Löwenkraft. So eben jetzt bei dem Bradlaugh'schen Fall, wo er, der sonst bibelfromme Quäker, für die Sache des Rechtes und der staatsklugen Billigkeit, für politische Gleichheit und allgemeine Gerechtigkeit mit wahrhaft bewundernswerthem Muthe eintrat und den Gegnern, die solches Gefühls überhaupt noch fähig waren, die Schamröthe auf die Wangen trieb.

Im Großen und Ganzen entspricht indessen das neue Kabinet nicht der vielberufenen Angabe von der durchaus veränderten politischen Lage. Dazu verleiht die eigenthümliche Art, wie erfahrungsmäßig unter den vierzehn oder fünfzehn Männern, aus denen ein Kabinet gewöhnlich besteht, über Staatsfragen verhandelt wird, den im Besitz der Hauptstellen Befindlichen noch erhöhten Einfluß — namentlich wenn sie, ihrer Persönlichkeit nach, eine „alte Garde" bilden. Im englischen Kabinet werden nämlich die Beschlüsse auf eine Weise gefaßt, die den hervorragenden Mitgliedern den freiesten Spielraum läßt. Man bespricht sich dort in der möglichst unformellen Weise; nicht einmal Protokoll wird über die Verhandlungen aufgenommen. Es werden vielmehr wesentlich freie Erörterungen zwischen Gentlemen gepflogen, von denen die bedeutendsten das Gewicht ihres Wortes wohl geltend zu machen wissen. Bei der ganzen Besprechung sind die minder bedeutenden Männer stets von dem Bewußtsein erfüllt, daß es auf ihre Meinung kaum ankömmt, ihre Stimme jedenfalls nicht den Ausschlag geben kann, da man eben nicht in klar nachzuweisender, bindender Form abstimmt.

Dies Verfahren hat seinen guten Grund. Verfassungsmäßig ist nämlich das Kabinet eigentlich gar nicht anerkannt. Die Einrichtung hat sich im Laufe der Zeit nur thatsächlich aus dem älteren „Geheimen Staatsrathe" entwickelt, in welchem der König selbst saß. Im Parlament wird daher das „Kabinet" nicht genannt. Auch kündigt man die Ernennungen in dasselbe nicht amtlich an. Gleichwohl üben seine Mitglieder, und unter ihnen wiederum die mit den wichtigsten Aemtern Betrauten, bei Feststellung der vorzuschlagenden Maßregeln die entscheidende Macht aus.

Da es freilich in England keine purpurgeborenen Minister gibt, die sich zum Zeitvertreib eine parlamentarische Mehrheit bald so, bald so, aus den bunten Gruppen der Volksvertretung zusammenschütteln: so ist auch die Macht eines Premiers und seiner nächsten Genossen durch Rücksichten auf die anderen Mitglieder der Regierung beschränkt — um so mehr, da hinter diesen wieder Parlamentsfractionen stehen. Wenigstens kann der Mangel an solcher Rücksicht einem Kabinet grundverderblich werden. Und hier liegt unter dem Wasserspiegel der Gladstone'schen Verwaltung unzweifelhaft eine Klippe verborgen. Richtiger gesprochen, hat sich die Klippe bereits gezeigt; denn

Digitized by Google

innerhalb der kurzen Zeit, daß das Kabinet flott geworden, ist schon hoher Wellengang aus radicalen Kreisen heraus gegen dasselbe erfolgt, und inmitten dieser Bewegung ragte die Klippe mehrmals drohend auf.

III.

Zuerst sollte in das neue Kabinet gar kein Radicaler aufgenommen werden. Bitterböse Verhandlungen mußten mehrere Tage lang stattfinden, ehe nur Herr Chamberlain einen Platz fand. Da schrieb denn die „Weekly Dispatch", deren Eigenthümer und Redacteur das radicale Unterhausmitglied Ashton Dilke, der Bruder Sir Charles Dilkes, ist, wörtlich Folgendes:

„Wie das Ministerium ursprünglich zusammengesetzt werden sollte, hätte es bei all' dem magischen Einfluß von Herrn Gladstones Namen keine zwölf Monate dauern können. So wie die Dinge jetzt liegen, fürchten wir sehr, daß das Mißtrauen der vorgeschritten liberalen Partei im Lande erweckt worden ist. Unmöglich können wir für die gegenwärtige Regierung eine ungeheure Begeisterung fühlen. Nach der geringsten Veranschlagung des radicalen Parteibestandes im Unterhause wären die Unserigen zum mindesten berechtigt gewesen, vier Sitze im Kabinet einzunehmen. Fassen wir unsere Parteistärke im ganzen Land ins Auge, so gehört uns die größere Hälfte der liberalen Wählerschaft. Was aber sehen wir? Herr Chamberlain ist unser einziger Vertreter. Herrn Fawcett, Sir Charles Dilke und Herrn Mundella setzte man in untergeordnete Aemter ein. Das ist Alles. Das Heer, welches die Festung so tapfer stürmte und sie so siegreich nahm, erhält den Befehl, sich zurückzuziehen; die Führer theilen die Beute unter sich und legen ihre Besatzung hinein. Uns aber gelingt es erst nach unsagbaren Bemühungen, eine vereinzelte Schildwache zur Sicherung unserer Interessen zu erlangen. Das neue Ministerium wird nach seinen Thaten zu beurtheilen sein, nicht nach den Namen, die es ausmachen; aber die Art, wie es gebildet wurde, ist kein glückliches Vorzeichen für seinen künftigen Erfolg. Es hätte mit allseitigen guten Wünschen beginnen können; statt dessen muß es jetzt erst sein Dasein rechtfertigen. Anstatt daß man ihm mit warmer Freundschaft oder Nachsicht entgegenkömmt, muß es sich wenigstens eine Weile auf Zurückhaltung und kalte Kritik gefaßt machen. Das uns gezeigte Mißtrauen, welches mehr als einer Zurücksetzung und fast einer gröblichen Beleidigung gleichkömmt, ist derart, daß wir keine sehr eifrige Unterstützung zu gewähren vermögen. Wir sind keine Tories, welche denen die Stiefel ablecken, von denen sie getreten wurden."

Ungeheuerliche Sprache unter Freunden am Tage nach gewonnener Schlacht!

Wie hat nun aber das Gladstone'sche Kabinet bisher sein Dasein durch Thaten gerechtfertigt?

Der unerhörte Brief an den Grafen Karolyi, in welchem der Premier gleich an sämmtliche Fremdmächte, die er während des Wahlfeldzuges etwa beleidigt haben könnte, schockweise Abbitte that, war Galle und Wermuth für den englischen Stolz. So flach hat sich noch nie das Haupt einer Regierung niedergelegt. Während des Anstürmens gegen das vorige Kabinet war Lord Beaconsfield hundertmal als „Minister des Auslandes", oder, wie die „Daily News" es faßte, als „Nachtreter Gambettas, Haymerles und des deutschen Reichskanzlers" verspottet worden, lediglich weil er die alte liberale Ueberlieferung Englands in der orientalischen Frage fortführte — und zwar schwach genug fortführte, wie wir hinzuzusetzen nicht vergessen wollen. Englands Nationalehre sollte durch diese Anklage auf „Dienerei gegenüber dem Auslande" empfindlich gereizt werden. Gladstone war der Mann, in dem man den kommenden Retter der geschädigten Landesehre pries. Als Beweis kam der Brief an Karolyi! Da war es allerdings schwierig, keine Satire zu schreiben.

Irgendwer machte sich das grausame Vergnügen, nachträglich noch einen weiteren demüthigen „Entschuldigungsbrief Gladstones an Beaconsfield" zu veröffentlichen. Und siehe da! die äußersten Gladstonianer hier und auswärts nahmen den Scherz für baare Münze, hielten ihren Abgott auch dieser That für vollkommen fähig und wagten nur einen ehrfurchtsvollen halben Einspruch gegen das Uebermaß von Selbstzerknirschung. An der Echtheit des Schreibens zweifelten sie keinen Augenblick, bis endlich Gladstones Sohn Herbert widerrief. Der Sturz in der öffentlichen Achtung konnte nicht jäher sein.

Tiefen Unwillen erzeugte sodann in weiteren Kreisen Englands und Schottlands die Ernennung Lord Ripons, des ehemaligen Großmeisters der englischen Freimaurer, zum Oberstatthalter Indiens. Gleich einem falschen Bruder hatte Ripon bis zum letzten Augenblick die Würde bekleidet, die ihn zum Kampf für Licht und Recht gegen die Dunkelmänner verpflichtete. Eines schönen Morgens aber legte er sich dem unfehlbaren Papst zu Füßen und schwor den Gebrauch seiner Vernunft ab. Nun gilt es als ziemlich bekannt, daß die Inhaber des Stuhles Petri (oder vielmehr jenes heidnisch-römischen Sessels, den man so umgetauft hat) zu ihren sehnlichsten Wünschen stets die Niederbrechung der Macht Englands zählten, dieses gewaltigen protestantischen Staates, auf dessen über dem Erdkreis ausgedehnten Besitzungen die Sonne nicht untergeht.

Gladstone selbst hatte 1874, in seiner Broschüre über „Die vaticanischen Beschlüsse", zum Voraus die schärfste Verurtheilung des Schrittes ausgesprochen, den er durch Lord Ripons Ernennung that. Mittelst jener Schrift wollte er sich damals mit der öffentlichen Meinung wieder zurecht setzen, nachdem er bei ihr wegen seiner katholisirenden irischen Hochschulbill, die doch die eigentlichen Vaticanisten nicht befriedigt hatte — tief gesunken war. Aus dem Amte gestürzt, beeilte er sich also, gegen Rom anzugehen. Es hat ihm nie Ueberwindung gekostet, so die Stellung und die Waffen je nach Umständen zu wechseln. Das Land ist freilich dabei schlecht gefahren und die liberale Partei, die mit ihm hin und her sprang, hat dabei auch oft die Grundsätze eingebüßt.

Nun denn, in jener Streitschrift sagte Gladstone unter Anderm: „Das Rom des Mittelalters beanspruchte die Weltherrschaft. Die gegenwärtige römische Kirche hat keinen Anspruch aufgegeben, nichts widerrufen." Mehr noch; jetzt sei, in Folge der vaticanischen Beschlüsse, die einst im Mittelalter in den einzelnen Nationalkirchen so lebhafte Opposition gegen die päpstliche Allgewalt geradezu zerschmettert. Sklavischster Gehorsam werde von den Mitgliedern der römischen Kirche erzwungen. Eine unverschämt tyrannische Partei stehe gebieterisch am Ruder und verübe moralischen Gewissensmord. Ein echter römischer Katholik könne jetzt nicht mehr die Bürgerpflicht gegenüber der eigenen Regierung ausüben; im Zweifelsfall müsse er mit dem Papst gehen und die Königin preisgeben. Die Anmaßungen Gregors VII., Innocenz' III., Bonifaz' VIII. seien wieder auferstanden, gleich häßlichen Mumien aus ägyptischem Sarg. Vorerst richte sich das Streben des Papstes vor Allem gegen Preußen; mit bekannter römischer List suche man den Feind zu vereinzeln. Sei aber der Eine geschlagen, so werde man sich demnächst gegen den Anderen wenden. Aus Cardinal Mannings Schriften könne man entnehmen, daß, wenn etwa Preußen und ganz Deutschland niedergeworfen seien, für England die Frage entstehe: wen die katholische Bevölkerung des Vereinigten Königreichs als wirklichen Oberherrn betrachte? Und hier ergebe es sich leider, daß der Grundsatz: „Zuerst Katholik, und nur in zweiter Linie Engländer" jetzt als der entscheidende gelte. Wer daher der vaticanischen Lehre beipflichte, sei nicht mehr als vertrauenswürdiger Unterthan der Krone, nicht mehr als guter Bürger zu betrachten.

Hier haben wir den Fall Lord Ripons sehr schön vorgezeichnet. Nicht der Zufall der Geburt und der Erziehung hat ihn zum Katholiken gemacht. Vom Großmeisterstuhl der Maurerei ist er vielmehr herabgestiegen, um als Bekehrter,

Digitized by Google

als frischgebackener Päpstling der vaticanistischen Sorte, dem unfehlbaren Dalai Lama zu Rom den Pantoffel zu küssen. Das war nun genau der Mann, den Gladstone sich ganz besonders aussuchen mußte, um ihm die Verwaltung eines Reiches von 200 Millionen zu übergeben! So forderte es wohl die liberale Gesinnung? War wirklich kein anderer Staatsmann unter den zahlreichen Mitgliedern der Partei für die hohe Stelle verfügbar?

Von Schottland aus hatte Gladstone, der keinen anderen Tropfen Blutes in seinen Adern haben will, als schottisches Blut von Vater und Mutter und Urahnen her — von dem stock-protestantischen Schottland aus hatte er den Wahlfeldzug geleitet, der ihn schließlich ins Amt trug. Eine der ersten Thaten Gladstones war es nun, den Leuten jenseits des Tweed an ihrer empfindlichsten, an ihrer theologischen Stelle so wehe wie möglich zu thun. Das ganze Land diesseits des St. Georgs Kanals regte er damit auf; denn weder England, noch Wales, noch Schottland senden auch nur einen einzigen Katholiken ins Unterhaus — so wenig traut die Masse der Bevölkerung auf die echt englische Bürgertreue dieser Klasse.

Damit der durch die Ernennung des Abtrünnlings Ripon unnöthig geführte Hieb ja recht tief sitze, machte Gladstone gleich einen zweiten Römling zum Oberkammerherrn der Königin. Damit ferner die rein clerikale Bedeutung der Ernennungen noch schärfer hervortrete und man nicht etwa glaube, daß nur den Irländern ein Zugeständniß gemacht werden solle, wurde kein einziger Ire in die Regierung aufgenommen. Es gehörte gewiß sehr viel Nachdenken dazu, um die Sachen so recht künstlich schlecht anzuordnen.

Doch Gladstone wird sich schon mit dem Kirchenliede zu trösten wissen, das er so schön ins mittelalterliche Reimlateinische übersetzt hat:

Jesu, pro me perforatus,
Condar intra Tuum latus;
Tu per lympham profluentem,
Tu per sanguinem tepentem,
In peccata mi redunda,
Tolle culpam, sordes munda! . . . .

Coram Te, nec justus forem,
Quamvis tota vi laborem,
Nec si fide nunquam cesso,
Fletu stillans indefesso:
Tibi soli tantum munus —
Salva me, Salvator unus!

In diese romanistischen Neigungen fällt er ja immer wieder zurück. Und trotz einer gelegentlichen Schrift gegen die Unfehlbarkeit des Papstes — an deren Stelle er wohl die Unfehlbarkeit einer durch die Bischöfe vertretenen Kirche setzen möchte — hütet er sich, ganz mit Rom zu brechen, und sieht von Zeit zu Zeit gern den Alten im Vatican durch einen Mittelsmann wie Ripon, den abgefallenen Großmeister der Freimaurer.

(Schluß folgt).

Literatur und Kunst.

Auszug der Mauren.

Ueber das öde Gebirg in der Nacht
Wallt ein Zug gebeugter Männer,
Vor der Christen verfolgender Acht
Flüchten des Islam treue Bekenner.
Als sie den Gipfel erstiegen — blendend
Tritt die Sichel des Mondes hervor,
Und zur Stadt zurück sich wendend
Singt der trauervolle Chor:

Sieger, wir gehen, wir setzen den Stab
Weiter im Dunkeln und wandern, wandern,
Diese hinüber und Jene hinab,
Einer zum Grabe folget dem Andern.
Erntet nun, wo wir gesät den Jahren,
Nehmt unser Gold und unsere Wehr,
Nehmet die Kränze, die unser waren,
Feinde, wir gehen, was wollt ihr mehr!

Nach der Heimat verlorenem Glück,
Unseren Zinnen und blühenden Gärten
Senden wir Thränen — Thränen zurück,
Daß sie zum Fluche sich verhärten!
Herrschet nun auf unsren Stühlen,
Schwelget an unsern Tafeln umher!
Glücklich die Todten, die nicht mehr fühlen!
Feinde, wir gehen, was wollt ihr mehr?

Länger ertrugen wir es nicht,
Unerträgliches zu schauen,
Uns'res geächteten Glaubens Licht,
Unser zertretenes Recht und Vertrauen.
Doch wie stolz ihr euch geberdet,
Unser Herz füllt hoch und hehr,
Was ihr nie verstehen werdet —
Feinde, wir gehen, was wollt ihr mehr?

Einst, wie das Licht am Himmelszelt,
Kehren wir als Erstandne wieder,
Wandeln erobernd vom Ende der Welt
Zu den Strömen der Heimat nieder.
Rauschende Brunnen und Echo der Hallen
Flüstern von unsrer Wiederkehr,
Und die klagenden Nachtigallen
Singen es ahnend. Was wollen wir mehr?

Hermann Lingg.

Gloria.

Spanischer Zeitroman von Perez Galdós.*)

Unsre Gesellschaften, in denen jetzt, unter glücklicher Hintansetzung ehemaliger „Gemüthlichkeit", auf die verschiedenste Weise Lebenspraxis getrieben wird, zeigen unter Umständen auch den Charakter einer literarischen Börse, Course werden notirt (Zola 500, Sardou flau) und Vieles, vielleicht das Meiste von dem, was gelesen und gekauft wird, wird gelesen und gekauft auf Anregungen hin, die die Gesellschaft gab.

Einer solchen Anregung verdank' ich auch die Bekanntschaft des Romans, dessen Titel ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe.

„Habe gestern Gräfin Lea gesehn," hob meine Tischnachbarin an, ziemlich leise, weil ein Lindau-Gegner uns gerade gegenüber saß. „Und denken Sie sich, seit acht Tagen les' ich einen spanischen Roman, in dem es sich um dieselbe Frage handelt."

„Toleranz?"

„Nicht eigentlich das. Toleranz erschöpft es nicht. Toleranz, mein' ich, etablirt nur ein Gleichheitsverhältniß zwischen den Confessionen. Was in diesem Roman aber gewollt wird, und wenn ich richtig interpretire auch in Gräfin Lea, das hat an diesem Nebeneinander zweier Confessionen nicht genug. Es führt vielmehr ein Drittes ins Feld und stellt es über beide. Kurz und gut, es hält zu dem Satze, daß doch schließlich das Menschliche das Menschlichste, des Menschen Bestes ist. Alles mehr

*) Berlin 1880, Verlag von E. Schleiermacher.

Digitized by Google

sein wollen, indem es helfen und heilen will, führt nur in Wirrniß und Grausamkeit."

„Und Sie bekennen sich selbst zu diesem Satze?"

„Kaum oder doch nur sehr bedingt. Ich laß' übrigens die Frage nach den Werth und der Richtigkeit unberührt und weise nur auf die Thatsache selbst, als auf einen überall hervortretenden Zug unsrer Zeit hin. Es hängt etwas mit der Entgötterung der Welt und dem nebenherlaufenden Wunsche zusammen, den Menschen an die leer gewordene Stelle treten zu lassen. Ich verkenne nicht die Gefahr und mißtraue den neuen Idealen. Aber was Kritik daran ist, ist gut. Uebrigens müssen Sie das Buch lesen." Und sie nannt' es mir und fügte hinzu, „daß es in Dr. August Hartmann in Bonn (der längere Zeit in Spanien gelebt) einen vorzüglichen Uebersetzer gefunden habe."

Selbstverständlich ist dem Buch ein orientirendes Vorwort voraufgeschickt, aus dem ich zunächst das Folgende citire. „Erst wenige Jahre sind es," so schreibt der Herr Uebersetzer, „seit der Schriftsteller und Historiker Don Benito Perez Galdós zu wirksamerer Verfolgung seiner hohen Culturziele die Arena der Romandichtung betreten hat. Mit welch durchschlagendem Erfolge, das beweist der ungewöhnliche Beifall, mit dem seine Arbeiten seitens des denkenden Theiles der Nation aufgenommen wurden, das beweisen die schnell aufeinander folgenden Auflagen und ihre Uebersetzung in andre Sprachen. Endlich auch der Haß jener dunklen Partei, der darin gipfelte, daß die Mehrzahl seiner Werke auf den „Index" kam. Die natürliche Folge war, daß die Nachfrage nach solchen Früchten vom Baume der Erkenntniß, zur Freude von Autor und Verleger, nur um so lebhafter wurde, eine Erscheinung, die ja bekanntlich auch anderwärts die Regel bildet. Perez Galdós markirt auf dem Gebiete der novellistischen Literatur einen namhaften Fortschritt. Der breitgetretene Weg der meisten bisherigen Romandichter wurde von ihm verlassen. Seine Romane sind wie eine Batterie schweren Geschützes, aufgefahren zur Belagerung und Beschießung der gröbsten Thorheiten, Uebel und Ungerechtigkeiten der heutigen spanischen Gesellschaft; sie versuchen die Lösung der gewaltigsten Fragen der denkenden Menschheit, und wo die Lösung vorläufig unmöglich scheint, da ermüdet er wenigstens nicht, ihr nach Kräften vorzuarbeiten. Immer aber auf künstlerischem Wege. Weit entfernt den Leser durch abstracte Erörterungen zu langweilen, versteht er es die Vorgänge des Seelenlebens in ansprechender Form zu dialogisiren und mit der fortschreitenden Entwicklung der Handlung in spannendster Weise zu verweben."

So Dr. August Hartmann. Um vieles leidenschaftlicher in seiner Anerkennung ist der spanische Schriftsteller und Kritiker Don Armando Palacio Valdés. „Ich kenne Galdós nicht persönlich," so schreibt er. „Ich habe nur seine Schriften gelesen und finde, daß er in unsrer Literatur keinen Vorgänger hat. Er ist ein Originalgenie, ein Phänomen, ein Erlöser auf dem Gebiete des Romans, den er aus dem Halbdunkel der Subscriptions- und Eisenbahn-Literatur auf eine hohe Stufe geistigen Glanzes gehoben hat. Alle sind wir diesem Messias der spanischen Belletristik jauchzend entgegengegangen, Alle haben wir unsre literarischen Erzeugnisse auf dem Boden ausgebreitet, daß sie dem Verfasser der „Gloria" als Teppich dienten, und haben, wie Palmenzweige, unsre Federn gesenkt." Und einigermaßen geschmacklos setzt er hinzu: „Selbst König Herodes, als ihm Kunde kam von dem Erscheinen dieses Propheten, beeilte sich, ihm das Comthurkreuz des Ordens Carlos III. überreichen zu lassen."

Diese Citate zeigen genugsam, daß es dem Schriftsteller an begeisterter Zustimmung nicht gefehlt hat. An begeisterter und wohlverdienter. Aber eines ist er nicht: ein Originalgenie, ein Erlöser, ein Messias. Er ist ein sehr guter Schriftsteller. Und das scheint mir auch gerade genug.

Treten wir jetzt an das Buch heran, das solch excentrisches Lob hervorgerufen hat. Die Klarheit seiner Tendenz und Composition macht es leicht, eine Skizze seines Inhalts zu geben.

In der nordspanischen Küstenstadt Ficóbriga ist, von alter Zeit her, die hochangesehene Familie de Lantigua zu Hause. Sie besteht aus vier Geschwistern, alle von nahezu gleichmäßiger Bedeutung für den Roman: Don Juan de Lantigua, Jurist und conservativer Politiker, Don Angelo de Lantigua, milder aber strenggläubiger Prälat (Bischof von Almeria), Don Buenaventura de Lantigua, reicher und rationalistischer Banquier, Serafina de Lantigua, fromme Wittwe, die, nach einer unglücklich geführten Ehe, nur noch ihrem Glauben und den Werken der Barmherzigkeit lebt. Alle vier haben, früher oder später, ihren Geburtsort Ficóbriga verlassen, und nur der Erstgenannte (Don Juan) ist, nach einem politisch bewegten Leben, in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Hier lebt er mit seinem einzigen Kinde, seiner achtzehnjährigen, schönen und klugen Tochter Gloria.

Der Roman beginnt als Idyll und führt uns in seinem ersten Kapitel, unter der hübschen Ueberschrift „Vorhang auf", in das Haus Don Juans, eine reizende Villa am Rande der alten Stadt. Alles ist sauber und frisch und gepflegt, und dem Leser erwächst das Gefühl: in diesem Paradiese möchtest du heimisch sein. Und Besuch wird erwartet und zwar Niemand geringeres als der Stolz des Hauses und der Stadt: Don Angelo de Lantigua, der Bischof von Almeria. Sein endliches Eintreffen und der ihm seitens der Stadt zu Theil werdende Empfang geben dem Dichter Gelegenheit, uns mit den Honoratioren Ficóbrigas, mit dem Alcalden, dem Geistlichen, dem Küster und verschiedenen anderen Typen spanischen Kleinlebens bekannt zu machen. Auch Gäste von Madrid her kommen. Denn die Wahlcampagne hat begonnen, und es handelt sich darum, nicht blos das altconservative Ficóbriga bei der Fahne des Heils ausharren zu sehen (darüber waltet kein Zweifel), sondern in den cantabrischen Provinzen überhaupt „an Terrain zu gewinnen". Die Gegenwart des Bischofs, so nehmen die Clerikalen an, wird dabei von Nutzen sein. Einer der Wahlcanditaten, ein junger Carrieremacher aus Madrid, sucht außerdem noch das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und nähert sich Gloria. Vergeblich. Ihr Herz erwartet einen Nie-Gesehenen, aber im Geiste sehnsuchts- und ahnungsvoll Geschauten, der in Wachen und Träumen vor ihr steht. Diese visionäre Liebe, wie gleich hier bemerkt werden mag, ist wundervoll geschildert, durchaus wahr und glaubhaft, und zählt zu den schönsten und poetischsten Stellen des Buches.

Endlich unterbricht ein Sturm, zunächst ein äußerlicher, das Idyll. Als er anhebt ist Gloria in der Abtei, wo sie bange Stunden verbringt, bis sie gegen Abend in ihre Wohnung zurückkehrt. Aber sie muß einen Umweg nehmen und passirt das nebenstehende Haus, das alte Haus der Lantiguas, das, ehe die Villa da war, von der Familie bewohnt wurde. Hier befinden sich auch die Fremdenzimmer, in deren einem, dem letzten, sie Licht sieht und eine Lagerstätte gewahr wird, auf der, einem Todten ähnlich, ein Kranker ruht. In tiefster Erschütterung bleibt sie stehn: es ist der, den sie seit lang' in ihren Träumen gesehn. Und eine Stunde später weiß sie, daß es ein Schiffbrüchiger ist. Der englische Dampfer „Plantagenet" wurde während des Sturmes an die Klippe geworfen und von den Geretteten kam dieser in das Haus der Lantiguas.

Alsbald ist er ein Genesender und der erklärte Liebling des Hauses. Alles interessirt sich für ihn, trotzdem er ein Ketzer ist oder vielleicht auch weil er ein Ketzer ist, und Don Angelo giebt sich der Hoffnung hin, ihn, in mildem Gespräche, der alleinseligmachenden Kirche zuzuführen. Aber der Fremde, der sich als ein guter Dialektiker erweist, weiß geschickt auszuweichen. Er ist ein Deutscher, von halb spanischer, halb englischer Abstammung, und führt den Namen Daniel Morton. Seine Weiterreise schiebt sich unerwartet hinaus, und ehe Wochen um sind, erklärt er sich gegen Gloria. Dem Glücke Beider stünde nichts im Wege, wenn nicht die Verschiedenheit des Bekenntnisses wäre. So aber sind Heimlichkeiten geboten, und es kommt zu Rendezvous, in denen die Frage des Religionswechsels das A und das O bildet. Es zählt dies zu den schwächeren, fast zu den schwachen Partien des Buches. Alle Stelldicheins, so viel ich davon weiß, behandeln erquicklichere Thematas. Auch wohl in

Digitized by Google

Spanien, oder sage ich lieber, erst recht in Spanien. Gleichviel, es hat dem Dichter so beliebt, und als die Frage: „wer soll übertreten“ ohne Lösung bleibt, entschließt sich Morton, stärker zu sein als seine Liebe. Er nimmt Abschied und verläßt das Haus der Lantiguas, um in Santander an Bord zu gehn.

Aber es ist anders beschlossen. Es tritt, ohne sein Verschulden, ein Hinderniß ein, und so kehrt er aus der großen Hafenstadt nach Ficóbriga zurück, um den Abgang des nächsten Dampfers abzuwarten.

Als er über die „Judas-Brücke“ in die Tags zuvor erst verlassene Stadt wieder einreitet, steht ein Unwetter am Himmel, ein gleiches wie damals, als der „Plantagenet“ Schiffbruch litt, oder ein stärkeres noch. Ein Wolkenbruch geht nieder und als Morton einen Unterschlupf vor den überfluthenden Wassern sucht, kommt es, in Nähe der Abtei, zu einer abermaligen Begegnung zwischen den Liebenden. Er begleitet Gloria bis an den Garten ihres Hauses, und endlich, ihren Widerstand besiegend, bis in das Haus selbst. Alles darin ist ausgeflogen und nur eine alte Dienerin, die zurückgeblieben, sieht einen Schatten auf dem Flur und dann die Treppe hinauf. Und sie geht diesem Schatten nach. Aber sie findet nichts und ist endlich sicher, sich geirrt zu haben.

Eine Stunde später und Don Juan de Lantigua, der erst in der Frühe des andern Tages zurückerwartet wurde, tritt in Glorias Zimmer. Und in seinem Glück und seinem Stolz auf einen Schlag vernichtet, bricht er zusammen. Es ist zunächst nur ein Anfall und Hülfe nicht ausgeschlossen. Aber er erliegt dem Schlag und den dritten Tag danach steht er, aufgebahrt, vor dem Altar der alten Abtei. Morton, dem der sonst so sanftmüthige Bischof ein furchtbares Anklagewort entgegen geschleudert, hatte mittlerweile flüchtig und verbannt Ficóbriga verlassen.

Und nun folgen lange Tage der Eingezogenheit und Trauer. Die Jalousien des Hauses bleiben geschlossen und um den sonst so gepflegten Garten kümmert sich Niemand mehr. Alles Leben versteckt sich oder ist ausgestorben, Gloria selbst aber gleicht nur noch ihrem Schattenbild. Und wie konnt' es anders sein! An jenem Abende, der über ihr Leben entschied, kurz vor Eintritt ihres Vaters, hatte sie's aus dem Munde des Geliebten vernehmen müssen: „er sei nicht Christ, — er sei Jude.“ ... Nicht einmal ein Ketzer! Und so schien Alles, was geschehen war, unsühnbar vor Gott und Menschen.

Und doch sollte diese Sühne versucht werden. Einleitende Schritte dazu konnten selbstverständlich von dem Bischofe nicht ausgehen, ebenso wenig von seiner kirchlich-befangenen Schwester, aber was der starrkatholische Theil der Lantiguas nicht anbahnen durfte, das durfte vielleicht der liberalisirende Bruder, der rationalistische Banquier. In der That, Buenaventura, von Madrid her eintreffend, nimmt klug und weltmännisch den Fall in die Hand und suchte nach einer Lösung. Nach einer Lösung, die, von seinem Standpunkt aus, schwer aber nicht unmöglich erscheint.

Und wirklich, noch vor Anbruch der nächstjährigen Ostertage sehen wir Daniel Morton, an den sich Briefe Buenaventuras gerichtet hatten, nach Ficóbriga zurückkehren. Allerdings unter Unglück verheißenden Aspecten. Er geräth in eine Palmsonntag-Prozession hinein, und der ganze Haß der Stadt bricht gegen ihn los, als sie den „Juden“ in ihm wiedererkennen. Eine Hetze beginnt, von Straße zu Straße, selbst eine Vorstadttaverne versagt ihm Nachtquartier, und ein alter Bettler am Wege, dem er eine Gabe geben will, weigert sich das Almosen zu nehmen. Er geht durch jeden Grad der Pein und Erniedrigung. All diese Schilderungen sind von einer erschütternden Gewalt.

Inzwischen aber hat die weltmännische Klugheit des Banquiers nicht nur Ficóbriga zu beschwichtigen, sondern auch Daniel Morton seinem (Buenaventuras) Versöhnungs- und Ausgleichungsplan geneigt zu machen gewußt. Morton soll Christ werden, und er will es auch, allerdings gegen bessere Ueberzeugung. Aber das ist gleichgültig, ganz gleichgültig. Was Buenaventura fühlt, fühlen wir Alle mit: nur Taufe, rasch, rasch, und dann Hochzeit, und Ende gut Alles gut. Und wirklich, es scheint sich Alles im Einklange hiermit entwickeln zu sollen. Morton empfängt schon den Unterricht, ist schon Katechumen. Da plötzlich erscheint Esther, seine Mutter, eine noch schöne, stattliche Frau, nicht Religions- aber dreigedoppelte Racen-Jüdin, und ist sofort fest entschlossen, den Uebertritt ihres Sohnes durch jedes Mittel zu hindern. Am Verlobungstage tritt sie zwischen Braut und Bräutigam, erklärt ihren Sohn als Dieb und Fälscher und dringt auf seine Verhaftung. Als diese wirklich stattfindet, resignirt sich Gloria, trotzdem sie das Thun der Mutter klar durchschaut, und beschließt in ihrer tiefen und nur zu begreiflichen Sehnsucht nach Ruhe, den erlösenden Schritt ins Kloster. Aber ehe sie diesen Schritt ausführen kann, erliegt sie den Gewaltsamkeiten, die seit Jahresfrist ihre Gesundheit erschüttert, ihre Kraft verzehrt haben. Sie stirbt, und Morton kehrt nach Deutschland zurück. Freilich, auch das Gleichmaß seines Lebens ist gestört. Nur noch einem Brüten und Grübeln hingegeben, „wie die neue weltumfassende Religion zu finden sei, die keinen Haß mehr kennt und keinen Zwiespalt“, verfällt er einer Geisteskrankheit und bald danach auch dem Tode.

Dies der Inhalt des so berühmt gewordenen Romans. Weil der Wiedergabe desselben all das Bestrickende der Einzelschilderungen fehlt, so gibt diese Skizze kaum eine Andeutung seiner reichen Vorzüge; dagegen darf andererseits mit gleichem Rechte versichert werden, daß der Alles wieder in Frage stellende große Fehler des Romanes um vieles größer und schreiender ist, als er hier sich gibt.

Alle Kapitel, an denen die Entscheidung hängt, wirken häßlich, abstoßend. Wir werden gequält, und noch dazu zwecklos. Man begreift nicht, wie so viel Talent, so viel glücklicher Griff, im letzten ausschlaggebenden Momente so total falsch greifen und neben der ästhetischen Wirkung auch die politische preisgeben konnte. Treten wir der Frage näher.

Bis zu der Liebeserklärung Mortons an Gloria gibt sich Alles schön, folgerichtig, glaubhaft. Auch die Verführungsgeschichte mag unter einem stillen Proteste hingenommen werden. Denn verdrießlich ist und bleibt sie. Daniel Morton ist eben kein fachmäßiger Don Juan, sondern umgekehrt in all seinen Aspirationen ein Charakter- und Gesinnungsheld, überhaupt eine Figur, von der wir uns der denkbar ungentlemännischsten Handlungsweise: Verführung gerade da, wo die dankbarste Dankbarkeit geboten war, gar nicht versehen können. Ganz und gar einerseits auf Glaubenseifer, andrerseits auf Gesinnungstüchtigkeit gestellt, haben wir allen Grund, Anstand, Treue, Rücksicht gerade von ihm zu verlangen. Er entbehrt speciell als der, der er ist, jedes Anrechts darauf, sich von Gott Amor in so bedenklicher Art überraschen zu lassen. Mais enfin, er wird überrascht, und das nicht nur moralisch, sondern in dem gegebenen Fall auch menschlich Unzulässige geschieht. Schlimm. Aber gut, es ist geschehn; Engel sind gefallen, Petrus hat seinen Herrn verrathen, warum nicht auch Daniel Morton das Haus Lantigua? Zugestanden. Eines aber wird im selben Augenblicke zur unabweisbaren Pflicht: was geschehen ist muß ausgeglichen werden. Und dieser Ausgleich heißt einfach: Eheschließung à tout prix, also Eheschließung, wie die Dinge hier liegen, nach voraufgegangenem Glaubenswechsel. Er muß Christ werden. Je mehr er davor erschrickt, desto besser, je größere Bedenken er hat, desto größer unsre Befriedigung. Denn wir sind indignirt über ihn, so sehr, daß jeder schwerste Schritt, den er zu thun hat, uns immer noch zu leicht für ihn erscheint. Und in der That, er kämpft sich selbst zu dieser Anschauung durch, und wir athmen auf, als wir endlich der Kapitelüberschrift begegnen: „Alles geht nach Wunsch.“ Und warum sollt' es nicht? Ein bescheidenere Zwecke verfolgender Schriftsteller hätte denn auch diese Kapitelüberschrift unweigerlich als Richtschnur für alles Folgende genommen und die Liebenden einfach glücklich werden lassen. Glücklich werden lassen zu des Paares und zu des Lesers Erbauung. Aber als Tendenzschriftsteller konnt' er diese wohlthuend-alltägliche Lösung nicht brauchen, er wollte nicht blos den Conflict zeigen, sondern vor Allem auch das Unlösbare des Conflicts. Es war also Alles von vornherein auf die Tragödie gestellt, und nur dadurch, so viel sei zugestanden, konnte dem Roman ein tieferer Inhalt und ein tieferes Interesse ge-

Digitized by Google

geben werden. Aber anstatt die zu tragischem Ausgang führenden Widerstände, seiner Tendenz und ich möchte sagen seinem Programm entsprechend, in besserungsbedürftigen Allgemeinzuständen zu suchen und zu finden, entwickelt er die Tragik aus etwas Aeußerlichem, Zufälligem und jedenfalls ganz Unspanischem heraus. Er vergißt, um was er die Feder überhaupt in die Hand genommen hat, und das Glück, das wir scheitern sehn, scheitert nicht an Spanien und nicht an seiner Kirche, nicht an einer katholisch-getränkten Gesetzgebung und nicht an einer katholisch-fanatisirten Bevölkerung, sondern an einer vollkommen marottenhaften jüdischen Mutter, die sich, ohne selbst fest im jüdischen Glauben zu stehn, aus bloßem überspanntem Racegefühl in den Kopf gesetzt hat, ihren Sohn an der Gemeinschaft mit dem Christenthum und, was hier dasselbe sagt, an der Erfüllung seiner durch Ehre und Menschlichkeit gebotenen Pflichten hindern zu wollen. Und so redet sie denn schließlich falsches Zeugniß wider den eigenen Sohn und denuncirt ihn als Dieb und Fälscher. Unwillig legt man an dieser Stelle das Buch aus der Hand, nicht anders als habe sich der Dichter einen Scherz mit uns erlaubt und große Fragen und Conflicte nur in den Vordergrund gestellt, um sie plötzlich ins Ironische zu ziehn. Gerade an dem Punkt, um dessentwillen das Buch überhaupt geschrieben wurde, versagt es. Im Einzelnen wundervoll und mit großer logischer Schärfe componirt, entäußert es sich dieser Schärfe da, wo sie vor Allem herrschen sollte. Der Fehler ist so sehr im Widerspruche gegen alle bis dahin geübten Tugenden des Dichters, daß einem der Gedanke kommen muß, das Buch sei früher anders gewesen und erst unter dem Einfluß ängstlicher oder vielleicht clerikal befangener Gemüther in seine gegenwärtige Gestalt umgeformt worden. Die ganze Figur der Esther und Alles was sich an sie knüpft, wirkt wie später hinzugekommen. Unser ästhetisches und menschliches Gefühl werden durch ihr Auftreten gleichmäßig beleidigt und zwar nicht, wie bezweckt war, um einer Tendenz zu dienen, sondern umgekehrt, um auch diese noch zu verlieren. „Seine Romane sind wie eine Batterie schweren Geschützes, aufgefahren zur Belagerung und Beschießung der gröbsten Thorheiten, Uebel und Ungerechtigkeiten der heutigen spanischen Gesellschaft" — so heißt es im Vorwort. Aber gerade davon gewahren wir schließlich nichts. Ein anmuthendes, das Herz jedes Lesers sofort für sich einnehmendes spanisches Haus öffnet seine gastlichen Pforten und alle Gestalten, die darin heimisch sind: ein echter Edelmann, ein milder Bischof, ein wohlwollender Liberaler, eine fromme Wittwe, und last not least eine poetische, nur von schönen und hohen Gefühlen erfüllte Mädchengestalt — sie sind eine Verherrlichung Spaniens, aber nicht eine Verwerfung. Was nichts taugt ist das, was von außen her eindringt: ein prätensiöser, religionsphilosophischer Deutscher mit einem Christuskopf und einer ganz confusen Mutter. Es ist nicht möglich, ein Buch zu schreiben, in dem die spanische Gesellschaft, gewollt oder nicht gewollt, mehr glorifizirt würde. Vor Allem auch der spanische Clerus. Und Alles das zur „Beschießung gröbster Thorheiten". Wo stecken sie? Nur in dem Dichter und seinem Buch.

Und doch ist es ein bedeutendes Buch, reich an lebenswahren und liebenswürdigen Gestalten, reich an Gedanken und Einfällen, an Beobachtungen und Bildern, vor Allem auch hervorragend in der Kunst der Andeutung, im Ahnenlassen, im Vorbereiten des Gemüths auf etwas Kommendes. Und Alles knapp und körnig, und immer nur weitschweifig werdend an den ohnehin überflüssigen oder geradezu mißglückten Tendenzstellen. Der ganze erste Band (er schließt mit dem Tode Lantiguas, als er das Liebespaar überrascht) kann, ein paar geringfügige Stellen abgerechnet, als ein Meisterstück gelten. Ich habe nicht Vieles gelesen, was ihm gleichkommt, und nur Weniges, das über ihn hinausgeht. Die schon Eingangs erwähnten Schilderungen vom Sturm der durch die Abtei fährt, vom Untergange des „Plantagenet", das erste Sehen, die Liebeserklärung, der Schatten im Hause, das Geständniß „ich bin ein Jude", — das Alles [illegible] erschütternde Momente. Gegen das Ende des Romans hin [illegible]ige Schilderungen von ähnlicher Macht und Bedeutung wieder und erneuern namentlich unsre Theilnahme an der rührenden Gestalt der Heldin.

Es ist ein Buch, das viel Anfechtung erfahren wird. Allen denen aber, die, von Gang und Tendenz der Erzählung abzusehn und sich voll culturhistorischen Sinnes an der Schilderung moderner spanischer Zustände, voll künstlerischen Sinnes an dem hohen poetischen Reiz oft ganze Kapitel umfassender Einzelheiten aufzurichten verstehn, allen diesen sei die Lecture des Buches dringend empfohlen.

Th. Fontane.

Lucciola.

Novelle von Gräfin M. Keyserling, geb. von Dönniges.*)

Die Verfasserin, die, soweit mir bekannt ist, mit der Novelle „Lucciola" zum erstenmal an die Oeffentlichkeit tritt, ist eine Tochter des bekannten Historikers und Diplomaten Wilhelm von Dönniges, des Freundes und Berathers des verstorbenen Königs Max von Bayern, und also eine Schwester von Helene von Racowitza, die vor nicht gar zu langer Zeit in einem, thatsächlich vielleicht anfechtbaren, in der Darstellung aber jedenfalls sehr geschickten und interessanten Buche uns ihre „Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" geschildert hat. In diesem Buche wie in der bekannten Becker'schen Schrift, welche den tragischen Schlußact im Leben des geistvollen und leidenschaftlichen Agitators behandelt, wird der Name der damaligen Braut des Grafen Keyserling mehrfach genannt. Man darf ihr Glück wünschen, daß sie bei dieser Katastrophe activ nicht betheiligt gewesen ist. Helene citirt in einem Briefe an Lassalle einen Ausspruch ihrer Mutter, die ihr entschieden abräth, sich mit dem socialistischen Führer zu verloben und ihre Rede mit den Worten schließt: „Du kannst von Papa nicht verlangen, namentlich in derselben Zeit, wo die eine Tochter mit dem Grafen Keyserling verlobt ist, einen Mann in die Familie aufzunehmen, von dem alle Welt so spricht."

Es ist daher, wie ich offen bekennen will, zunächst ein persönliches Interesse an der Schwester von Helene von Dönniges gewesen, das mich zur aufmerksamen Lecture dieser dichterischen Arbeit veranlaßt hat; bei einigen frappanten Stellen dieser Novelle habe ich unwillkürlich auch der Schwester gedenken müssen und, ohne daß ich mir davon Rechenschaft abgelegt hätte, Vergleichungen zwischen den Beiden zu ziehen versucht: auf die Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen stillschweigend geachtet. Es ist kein leerer Wahn mit der Vererbung, und Blut ist, wie männiglich bekannt, ein ganz besonderer Saft. In den Adern der beiden Kinder, Helene und Margarete, rollt das Schriftstellerblut des bedeutenden Vaters, und manche Seiten dieser neuen Novelle sind ganz in demselben Stil, mit derselben Lebhaftigkeit und mit demselben Temperament geschrieben, wie der eben erwähnte Bericht über Lassalles Ende. Allerdings hat die Verschiedenartigkeit der Schicksale der beiden Schwestern auch auf ihre schriftstellerischen Arbeiten den besondern Stempel gedrückt. Ich will das nicht weiter ausführen; die wenigen Andeutungen werden ja vollauf genügen.

Die Gräfin Keyserling ist nach ihrer Erzählung zu urtheilen, besonders, wenn diese ein Erstlingswerk ist, ganz unzweifelhaft eine sehr begabte Dame. Ist auch die Erfindung nicht überaus originell, so hat doch der Vortrag eine sehr anregende und interessante Eigenart und der Stil trotz mancher Incorrectheiten ein bestimmtes Gepräge und ein starkes Colorit.

Die Erfindung ist, wie ich sagte, nicht sehr originell. Der Einfluß Paul Heyses ist unverkennbar. Man darf dabei nicht vergessen, in welcher Umgebung die Verfasserin aufgewachsen ist. Das Haus des Herrn von Dönniges bildete in München die sogenannte „Dornhecke", die nach der Auffassung der ultramontanen Presse zwischen Fürst und Volk gezogen war; und als jene „Dornhecke" bezeichnete der Volksmund, wie uns Carriere

*) Stuttgart und Leipzig 1880, Eduard Hallberger.

Digitized by Google

in der ersten Nummer der „Gegenwart" erzählt hat, jene Gelehrten und Dichter, die unter Dönniges Einfluß nach München berufen worden waren: Dingelstedt, Geibel, Heyse, Bodenstedt ꝛc. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die Tochter des Herrn von Dönniges bei ihren schöpferischen Versuchen sich an den gerade in ihrem Vaterhause wohlbekannten Paul Heyse gehalten hat, der ja ohnedies durch seine verführerischen Gaben zur Nachahmung reizt.

Die Handlung der Novelle spielt also — ich hätte beinahe geschrieben: natürlich — in Italien, und zwar in der schönsten Stadt Italiens, in Neapel; und die Helden sind, wie man ohne Ueberraschung erfahren wird, Künstler und ein weibliches Modell. Wie man sieht, hat sich die Gräfin Keyserling keine besondere Mühe gegeben, selten betretene Pfade einzuschlagen.

Es ist die Geschichte von zwei Brüdern, die, wie das in südlichen Ländern häufiger vorkommt, durch die Liebe zu „feindlichen Brüdern" werden. Der ältere, Alexis, mit schwarzem Haar, schwarzem Bart, gebräunter Gesichtsfarbe, ist Bildhauer. Er ist dreißig Jahre alt. Der sechs Jahre jüngere Eckbert ist blond, poetischer und Maler. Für diesen letzteren besitzt die Verfasserin unbedingt eine starke Vorliebe. Sie schildert ihn gewissermaßen als ein Pendant zum frommen Jägerburschen Max im „Freischütz", während der Bildhauer, der „Kartenspiel und Würfellust" und mehr als ein „Kind mit runder Brust" verehrt, äußerlich wie innerlich mit dem bösen Kasper eine gewisse Aehnlichkeit besitzt. Aber wie so oft im Leben und in der Dichtung, so ist auch hier das Gute nicht gerade das Interessantere; und der leichtsinnige und weniger brave Alexis macht auf den Leser einen tieferen und deswegen schon angenehmeren Eindruck als der etwas nüchterne und blonde Malersmann.

Alexis hat nun in Neapel ein bildschönes junges Mädchen aufgestöbert, arm und tugendhaft und aus letzterem Grunde allem Modellsitzen abhold. Er gibt seinem Bruder die Adresse des Mädchens und redet ihm energisch zu, seinerseits mit diesem eigensinnigen, aber bildhübschen Dinge, dessen Augen wie Leuchtkäfer glühen, und das daher von den Schiffern am Strande „lucciola" — Leuchtkäfer — genannt wird, sein Heil zu versuchen. Eckbert folgt dem brüderlichen Rathe. Er gewinnt das Vertrauen des Mädchens und bewegt es auch schließlich dazu, in sein Atelier zu kommen und ihm als neapolitanisches Volksmädchen Modell zu sitzen. Mühevoll und lange, lange quält sich Eckbert mit seinem Bilde herum. Es wird nichts recht Gescheidtes. Das Bild wird mäßig, aber er verliebt sich während des Malens nach allen Regeln der Kunst in das Modell. Während derselben Zeit hat der Bruder, der Bildhauer, ohne daß der Maler und das Modell es bemerkt haben, vermöge einer sinnreichen Vorkehrung von Spiegeln es fertig gebracht, im Nebenzimmer das Leuchtkäferchen zu modelliren; und dieses Werk, dem die Liebe gänzlich ferngeblieben ist und bei dem blos eine frivole Sinnenlust Gevatter gestanden hat, ist ganz außerordentlich gelungen.

Ich mache in meinem Bericht einen großen Sprung und will nur erwähnen, wie auf sehr plausible Weise das Modell, das mit seinem wahren Namen Ginevra heißt, mit dem Bildhauer allein im Atelier zusammentrifft. Es entspinnt sich eine sehr kurze Unterhaltung, die dem leichtsinnigen Menschen aber ganz klar macht, daß Ginevra ihn liebt — wahrhaft leidenschaftlich liebt, während sie für den nüchternen Bruder die hehren Gefühle einer außerordentlichen Achtung sich vorbehalten hat. Der Bildhauer hat das Mädchen nie sehr ernsthaft genommen; für ihn ist es eben ein hübsches Mädchen, nichts weiter. Das Bewußtsein, von dieser spröden Ginevra geliebt zu werden, spornt seine Sinne an: er entblättert die Rose, ehe der Sturm sie bricht.

Die Dichterin hat auch hier den gewöhnlichen Weg eingeschlagen, um die schwierige Situation in der Darstellung möglich zu machen. Wie Musset in den „Bekenntnissen eines Kindes dieses Jahrhunderts" die analoge Situation bis hart an die Katastrophe heran schildert, dann einige Gedankenstriche macht und mit schwärmerischen Allgemeinheiten fortfährt: „Selig, wer in der lauen Sommernacht ꝛc." — wie tausend Andre es gethan haben, so macht es auch die Gräfin Keyserling. Sie schildert uns, wie Ginevra die Wange des Bildhauers an der ihren spürt, das Wehen seines Athems, wie er dann seinen Mund auf den ihren preßt — und dann geht's ins Allgemeine. „Wie schluchzend rauschten die Wellen, die Kelche der Blumen schlossen sich, ein Schauer ging durch die Natur und die Nacht ward dämmernd kalt und feucht."

Der Bildhauer sucht ganz vergnüglich seine Kameraden auf und zecht mit ihnen. Ginevra entflieht von Scham durchwühlt aus dem Atelier. Ihr Fuß strauchelt, sie stürzt, aus einer breiten Wunde am Kopf fließt das Blut, sie verliert die Besinnung. So trifft sie Eckbert, der während seines einsamen Spazierganges am Strande mit sich soeben die Sache abgemacht, d. h. beschlossen hat, allen Vorurtheilen der Welt zum Trotz Ginevra zu heirathen. — „Das verhängnißvolle trop tard!" — Er bringt sie ins Atelier zurück; er erräth und erfährt Alles, was vorgegangen ist. Eckbert stellt da eine Frage, deren Naivetät in dieser ergreifenden Situation unwillkürlich komisch klingt: „Warum hast Du Dich nicht gewehrt?" Das Mädchen antwortet nicht, es läuft davon, Eckbert bleibt in der Verzweiflung allein zurück und starrt um sich. Spät kehrt der Bruder heim in bester Weinlaune. Eine äußerst lebhafte Scene zwischen den Beiden legt den Bruderzwist klar. Eckbert verlangt, daß Alexis Ginevra heirathen soll. Die Motivirung ist etwas eigenthümlich: „Du hast sie mir genommen, hast sie gehabt, Du sollst sie auch behalten — — oder es ist kein Platz mehr für Einen von uns auf der Welt!" Unter gewissen Bedingungen gibt Alexis, der nun wahrhaftes Mitgefühl mit seinem Bruder hat, auch seine Zustimmung. Diese Bedingungen können nicht erfüllt werden: denn Ginevra verschwindet spurlos dem Gesichtskreise der Brüder. Sie ist als geborene Römerin von einem unwiderstehlichen Drange nach der ewigen Stadt erfaßt worden und sie hat von dort den Keim der tödtlichen Krankheit nach Neapel zurückgebracht. Sterbend wird sie von den Brüdern, zwischen denen sich unterdessen ein modus vivendi herausgebildet hat, nach einem fröhlichen Künstlerfeste an der Straßenecke aufgerafft. Sie stirbt.

Eckbert verfällt in eine schwere Gemüthskrankheit, und in diesem fast bewußtlosen Zustande malt er beständig dasselbe Bild: die unglückliche Lucciola in der Winternacht auf der finsteren Straße ihr junges Leben aushauchend. Mit diesem Bilde, dessen er sich später, als die Jugendkraft wieder die Oberhand gewinnt, kaum noch erinnern kann, und das der Bruder auf eine Ausstellung nach Deutschland geschickt hat, wird er von einem Tage zum andern ein berühmter Künstler. Was er seitdem gemalt hat, ist zwar nicht sehr bedeutend, aber es zeigt immerhin eine geschickte, kunstverständige Hand, und dem Maler, der das schöne Bild von der sterbenden Ginevra geschaffen, glaubt man nun. Es ist der Pinsel Mengs'.

Das ist die Geschichte, die uns die Gräfin Keyserling erzählt. Der Hauptvorzug derselben beruht, wie ich schon zu Anfang sagte, in der Darstellung selbst. Einige Seiten, die das italienische Straßenleben, die Scenen am Strand ꝛc. schildern, sind ganz ausgezeichnet geschrieben. Der Stil ist temperamentvoll und farbig.

Bisweilen thut die Verfasserin in dieser Beziehung des Guten etwas zu viel; einige Prädicate erscheinen mir zu gewagt, z. B. der „farbenfrohe Lärm", von dem einmal die Rede ist.

Auch einige weibliche Incorrectheiten sind mit untergelaufen. So sagt Alexis einmal zu seinem Bruder: „Du malst sie als Medea, Judith oder solch einem Genre." Dieser absolute Dativ ist doch so ungewöhnlich, daß man ihn als nicht richtig bezeichnen darf. Ebenfalls im Stil etwas vernachlässigt ist der Satz: „sie könne das Modellstehen aufgeben, was sie auch thun und nicht mehr kommen wolle."

In einem der eingestreuten Gedichte heißt es:

„Und wie Pygmalion mit heißen Küssen
Sein schönes Bild aus hartem Elfenbein
Dem Todesschlaf auf ewig einst entrissen
Und Leben goß durch Liebe in den Stein ..."

Digitized by Google

Daß Pygmalion seine schöne Galathee aus Elfenbein geschnitzt habe, halte ich schon wegen des Formats nicht für wahrscheinlich; und wenn er's gethan hat, was nützt es ihm dann, wenn er durch Liebe Leben in den Stein gießt? Ist es nun Elfenbein oder Stein? Wir müssen doch darüber klar werden.

Aber diese leichten Aussetzungen haben wenig Belang. Die Novelle ist, wie ich noch einmal wiederholen will, gut geschrieben und gewährt eine angenehme Lecture. Sie ist das Werk einer geistvollen Dame, die zur Schriftstellerei unzweifelhaft von Hause aus eine nicht gewöhnliche Begabung mitbringt — und das ist doch schließlich die Hauptsache.

Paul Lindau.

Das Mäcenatenthum in der Kunst.

Von G. Ebe.

Warum sollte man nicht gelegentlich eine halbe müßige Stunde opfern, um über den Einfluß des Mäcenatenthums in der Kunst nachzudenken? — Gedanken sind glücklicherweise zollfrei! Dies alte halbvergessene Wort wird durch unsere neueste wirthschaftliche Bewegung wieder zu Ehren gebracht. Die einsame Studirstube oder eine abgelegene Bank im Thiergarten sind zwar keine zum Verfolgen einer solchen Idee anregenden Orte, weit besser wäre ein Platz mitten im Gewühl des Lebens, wo man die Marionetten der nach Gunst Strebenden und der süße Gewährung nickenden Gönner um sich tanzen sähe, auch wohl den frischen Windstoß der Ruhmesposaune kalt im Nacken fühlte; aber wo ist so etwas in Berlin zu finden? — Wir haben keine Boulevards, auf denen die neugeprägte Münze der öffentlichen Meinung rasch in alle Hände gebracht wird, auch keine Salons, wo kluge Göttinnen in Seide und Spitzen die Schicksalsloose werfen. Die Berliner Künstlergesellschaft mit ihrem Anhange zersplittert sich zu kleinen Gruppen in den Kaffeehäusern, von denen keins den Vorrang behaupten kann, und die Vereine kommen hierfür nicht in Betracht; da sind die Künstler unter sich und es herrscht demgemäß ein mehr gemüthliches Philisterium. Jedoch wir haben zum Ersatz die Zweckessen, wo die Weihrauchbüchse des feingedrechselten Toasts dem vorbereitet Betroffenen aufs Haupt gestülpt wird; dann die Sitzungen zur Wahl irgend eines, irgend etwas planenden Comités, wo die „Freunde" zur passenden Zeit den rechten Namen zu lanciren wissen; zuletzt aber dennoch zuerst unsere Journale, in deren Spalten sich die Melodien ergießen, welche von kundigem Munde mit zartem Hauche in ein Münchhausen'sches Horn geblasen, sich dort condensiren, um später, hinter den richtigen Ofen gehängt, aufs Stichwort wieder flüssig zu werden. Hiermit geräth man schon mehr in das gute Fahrwasser, man spürt doch wo? und wie? Auch mögen diese kleinen Hülfen in ihren Wirkungen mächtig genug sein, und im Gedränge des Wettlaufs kaum zu entbehren, aber das ächte Mäcenatenthum sind sie nicht.

Der Künstler mag sich den Mäcen am liebsten als eine Graf von Monte-Christo vorstellen, als einen Mann, der ne Berge verschenkt, ohne viel Aufhebens davon zu machen, einem Worte als einen guten Bezahler, aber sonst in allen kten gleichgültigen Besitzer des Kunstwerks, der hauptsächlich s drein zu reden hat, denn wer? und sollte es Plutus, sonst hochgeschätzte Gott des Reichthums, selbst sein, dürfte wagen, den freien Flug des Genies zu beschränken?

Dieser Traum bedingungsloser, künstlerischer Freiheit ist erhin nicht ganz ohne Grund, denn auf den ersten Blick hin nt es unmöglich zu sein, das künstlerische Erfinden von außen beeinflussen und zu lenken. Wer einmal erfahren hat, wie er es hält, verschiedene Kräfte der bildenden, sogenannten esterkünste innerhalb eines großen Rahmens zur Ausführeiner Idee zusammenzuhalten, und dies Loos trifft beson- oft den Architekten, der weiß, wie Niemand aus seiner kann, und wie an Leuten von Genie oft besonders zu schätzen ist, daß sie nur zu einer Sache gut sind, darüber hinaus zu nichts. Maler und Bildhauer, die vorzugsweisen Künstler im Gegensatz zum Architekten, betrachten das Werk des letztern manchmal mitleidig wohlwollend aus dem Gesichtspunkte des fruchtbaren Bodens, auf dem die allein beachtenswerthe Blüthe ihrer Bilder und Skulpturen erwächst, als den gut construirten Kübel für den duftenden Orangenbaum höherer Kunstleistung. Der Architekt wird freilich ebenso einseitig einmal seine trocknen Reißbrettlinien zum Schaden der Andern geltend machen.

Also die Schwierigkeit der Beeinflussung künstlerischen Schaffens zugegeben, so ist sie doch in Wirklichkeit vorhanden, nachweisbar oft zum Schaden des Werks. Man braucht nur an gewisse Bilder zu denken, deren stofflicher Inhalt dem Maler decretirt war und die deshalb nicht geriethen, wenigstens schlechter ausfielen, als dies bei einer frei gewählten, den Fähigkeiten des Künstlers zusagenden Aufgabe der Fall gewesen sein dürfte. Doch beweisen solche Vorkommnisse nichts im Allgemeinen, denn das Verschulden kann ebenso sehr die einseitige Begabung des Künstlers treffen, wie den Unbedacht des Auftraggebers. Wahrhaft große Künstler haben derartige Schwierigkeiten stets besiegt; hat doch Rafael in den Bildern der Stanzen gezeigt, wie man auch den undankbarsten Aufgaben das Höchste abgewinnen kann, und wenn mancher vorgeschriebene Stoff ihm Opfer auferlegte, so hat er doch an andern durch die mitgegebenen hohen poetischen Ideen mehr gewonnen.

Wenn dem Künstler unserer Tage solche Hindernisse entgegentreten, wenn der Bauherr dem Architekten eine unbequeme Raumcombination oder Stilnuance aufzwingt, wenn der Bildhauer genöthigt ist, ein unplastisches Costüm nachzubilden, so sind diese nur zu sehr geneigt, hierin eine sie besonders hart treffende, unglückliche Ausnahme zu sehen, für welche unsere verschrobene, den Interessen der Kunst feindliche Zeit verantwortlich gemacht werden muß. Diese reizbare Empfindlichkeit in allen die ängstlich gehütete Selbstständigkeit bedrohenden Dingen ist aber eine Folge der Isolirung und der hierdurch bewirkten Entwöhnung vom Zusammenarbeiten mit geistig gleichberechtigten Männern. Ein wenn auch flüchtiger Ueberblick der Kunstgeschichte zeigt nur zu klar, daß diese Art der Beeinflussung in den besten, fruchtbarsten Zeiten der Kunst die Regel bildet und, weit entfernt, zum Schaden der Kunst zu gereichen, ein zu ihrer Entwickelung nothwendiger Factor ist. Gerade die ersehnten Mäcene sind es, die diese Einflüsse ausüben und damit die nothwendige Verbindung der Kunst mit dem allgemeinen Leben der Zeit herstellen. Die absolute Freiheit der Künstler bedeutet den Verfall der Kunst.

Wer nur Geschichte genug wüßte! — Es müßte eine lohnende Aufgabe sein, das Genauere in den wechselsweisen Beziehungen der Künstler und Auftraggeber kennen zu lernen! Wie manches Künstlerwerk, in seiner fertigen Abgeschlossenheit ein Räthsel, würde dem innern Sinne nach erst durch die Kenntniß seiner Entstehungsgeschichte verständlich werden! — Die allgemeine Geschichte bietet wenig der Art. Meist in politischer Absicht geschrieben und deshalb andre Standpunkte in den Vordergrund rückend, hat sie gewöhnlich, wenn sie das Gebiet der Kunstgönnerschaft streift, mehr Tadel als Lob für die Vertreter und Förderer künstlerischer Zwecke, sie ist deshalb für den bezeichneten Stoff eine spärlich fließende, lückenhafte und obenein abgünstige Quelle. Das meiste Betreffende dürfte wohl in Biographien verstreut vorkommen und ist nur mit Mühe und Zeitaufwand zusammenzusuchen. Deshalb hat auch die bisher geschriebene Kunstgeschichte wenig davon verarbeitet. Dieser junge Zweig der Wissenschaft, vor Allem genöthigt, zunächst die ersten grundlegenden Linien zu ziehen, um darauf ein klares, übersichtliches System zu bauen, mußte es bequemer finden, den kalten gesetzmäßigen Zusammenhang an der starren Bilderreihe der fertigen Monumente nachzuweisen. Das Schwankende und Flüssige der das Werden eines Kunstwerks begleitenden Ideen, das scheinbar Zufällige in der freien Bethätigung des Individuellen, mochte es von Seiten der Künstler oder Auftraggeber ausgehen, entzog sich entweder der Forschung oder wurde gern als gelegentlich

Digitized by Google

dem System widersprechend, jedenfalls als Störung der schön und reinlich gezogenen Zirkel abgewiesen. Ob diese, so zu sagen unpersönliche Behandlung der Kunstgeschichte gerade die vortheilhafteste, begrifflich bildendste ist, dürfte wohl bezweifelt werden, sicher ist sie die Ursache vieler falscher Hypothesen geworden. Die meisten dieser speculativen Ungeheuerlichkeiten sind zwar von der neuen, auf Anschauung und Quellenstudium begründeten Forschung beseitigt; aber etwas von den Gespenstern der alten philosophischen Zwangsjacken spukt doch noch bis in die neueste Zeit. Es scheint, als sollten wir die Excesse der Kunstphilosophie schwerer los werden als die der Naturphilosophie.

Ganz konnte sich die Kunstgeschichte der Erwähnung bezüglicher Verhältnisse zwischen Künstler und Auftraggeber nicht entziehen; umsoweniger als der Charakter ganzer Epochen von dem Machtverhältnisse dieser Factoren, welches das Schwergewicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite schwanken läßt, bestimmt wird. Diese den Geist des Jahrhundert betreffenden Erwägungen sind auch eigentlich so generalisirend, daß sie dem Unpersönlichen, Systematischen hinzuzurechnen sind.

Man braucht hierbei nur an den Einfluß des Hieratischen, an das starre Gebundensein an einen unumstößlichen Kanon der Gestaltung zu denken, welches lange Zeit die ganze religiöse Kunst, in einzelnen Ländern noch bis auf die neueste Zeit, beherrscht und die Freiheit individuellen Schaffens ganz ausschließt; dann läßt sich in anderen Epochen die günstigere Wendung für den Künstler, vom Einfluß einer leichteren Tradition bis zum harmonischen, beiderseits nur auf die höchsten Ziele der Kunst gerichteten Zusammenwirken wohl verfolgen; schließlich fehlt es nicht an Gelegenheit, die Wirkung der ungebundenen Laune des Künstlers zu bemerken, welche der Gefahr nicht entgeht, wesentliche Bedingungen einem falschen Bestreben nach erhöhter Wirkung zu opfern.

Wer möchte aber nicht wünschen, das allgemein schematisch Dargestellte an speciellen Beispielen zu verfolgen, und die innere Nothwendigkeit des Verhältnisses in den Gesinnungen der zusammenwirkenden Personen zu ergründen? — Das letztere wenigstens soweit als möglich, denn das Keimen großer Thaten bleibt zuletzt stets ein Räthsel in der Welt- wie in der Kunstgeschichte. Die Thaten oder Werke mit ihren Folgen treten ans Licht; aber man weiß nie genau woher sie kommen, und zwar sind in diesem Betracht die Zeiten der ältesten Geschichte kaum dunkler als die jüngstvergangenen, ja sogar die gegenwärtigen. Wer weiß, wie schwer es ist die Stellung eines bekannten Personenkreises zu einem vorliegenden Plane voraus zu beurtheilen, wer erfahren hat, aus welchen oft unscheinbaren Anlässen Förderung oder Hemmniß fließen mag, der wird gewiß dem Historiker nur mit zweifelhafter Bedenklichkeit folgen, wenn dieser es unternimmt, die Motive bestimmter Thaten zu entwickeln. Es darf deshalb nicht befremden, derselben Dunkelheit in den Beziehungen der Mäcene zu den Künstlern zu begegnen, wo es sich um ein so feines geistiges Nehmen und Geben handelt; aber das Vorhandensein und tiefste Einwirken solcher Geistesverwandtschaften ist besonders in der monumentalen Kunst auf Schritt und Tritt nachzuweisen; ebenso ist die Nothwendigkeit derselben zu erkennen.

Die wirklichen Mäcenaten sind ein vornehmes Geschlecht, meist Herrscher und mit der Macht der Fürsten ausgerüstete Männer, zugleich Personen von großer Begabung, welche hierdurch das Recht haben, sich als Führer aufzuwerfen. Der Mäcen bedarf zu seiner innern Gesinnung noch des Vortheils der äußeren Stellung, um wirksam sein zu können, und wie jede Kunst das nackte Bedürfniß überschreitet, so ist auch nicht zu verschweigen, daß die Geschichte den hervorragendsten Mäcenaten Verschwendung vorgeworfen hat. Ob dieser Vorwurf vor einer unparteiischen, alle Culturfortschritte gleichmäßig wägenden Beurtheilung aufrecht zu erhalten wäre, ist noch die Frage. — Das echte Mäcenatenthum ist aber nicht nur eine Frage der Macht und äußeren Mittel, es steht auch im engsten geistigen Zusammenhange mit der allgemeinen Stimmung der Zeit. Das Ideal einer Zeit formt sich durch die zusammenwirkende Seelenthätigkeit aller Berufenen, zu denen jeder Denkende und Empfindende mit Recht zählt. Diese sind wohl von der großen Masse zu unterscheiden, welche den Erscheinungen gegenüber rein als empfangender Theil dasteht, oft sogar mit einer nur auf Augenblicke durch das Neueste zu besiegenden Stumpfheit. Wie denn der gewöhnliche Mensch leicht das Wunderbarste als das Alltäglichste aufnimmt, und ihm schließlich nur das grob Sinnliche von packender Wirkung bleibt. Der volksthümliche Antheil an der Kunst soll damit nicht abgewiesen oder herabgesetzt werden; aber er ist mehr passiver Natur und an das Stoffliche und Erzählende der Kunstwerke geheftet. Für das Volk sind die Kunstwerke eine Art Bilderschrift, welche das vors Auge führt, was ihm durch Tradition bekannt ist. Bekanntlich waren in früheren Jahrhunderten die Kunstwerke ein wirklicher Ersatz der Schriften für die Lesensunkundigen.

Den Kreisen, welche bestimmt sind, fördernd in das Kunstleben einzugreifen, ist von vornherein ein ganz anderes Maß gesteckt. Schon der wahre Kunstgenuß verlangt Vorkenntnisse und darauf gebaute Schlüsse, und damit eine Art von Anstrengung. Aber alle Jene, welche Productivität besitzen, welche erfinderisch sind, müssen daran denken etwas Unsterbliches hervorzubringen. Ein solcher innerlich zum Schaffen gedrängter Mensch, falls er nicht in der Ausübung einer Kunst aufgeht, wird zum Mäcen, falls seine äußere Lage dies zuläßt. In der Erfüllung dieses Berufs liegt etwas ebenso treibend Dämonisches, wie in der Kunstübung selbst. Dem entsprechend waren die ächten Mäcene im Stande, ihrem selbstgewählten Berufe andere wichtige Interessen vollständig unterzuordnen, zu ihrem eigenen Schaden; oder falls sie an hervorragendem Platze standen, zum Schaden ganzer Völker. Was man in dieser Hinsicht den armen Künstlern vorwirft, nämlich die Verführung zum Luxus gegeben zu haben, die Ursache der Verweichlichung gewesen zu sein, bezieht sich vielmehr auf ihre mächtigen Beschützer; aber umsomehr haben die Letzteren auch das volle Recht, ihren Theil vom Glanze einer Kunstepoche vorweg zu nehmen.

Im besten Sinne sind die Mäcenaten die natürliche Verbindung des Künstlers mit der Menschheit seiner Zeit, sie bilden die greifbare Verkörperung des augenblicklichen Volkswillens. In dem Gewahrwerden des verknüpfenden Gliedes als Fortsetzung einer Entwicklungsreihe sind sie, dem Künstler gegenüber, vermöge ihrer freieren Stellung und dem hieraus folgenden Ueberblick über das Geschaffene, im Vortheil. Der Künstler hat kaum Zeit, das vor und neben ihm Geschaffene zu genießen, denn damit allein ist ein Leben hinzubringen. Die hohe Würde des Mäcenatenthums grenzt Männer dieses Schlages weit ab von denen, welche bauen nur um das Bedürfniß zu erledigen und allenfalls einen Schein äußerer Eleganz zu wahren, auch von denen, welche Bilder und Skulpturen kaufen, um damit prunkvoll zu meubliren, oder gar von der Art, die altes Gerümpel zusammentragen und damit eher Trödlerneigungen verrathen, als Liebe zur Kunst.

Der Künstler bedarf nothwendig der Mäcene, um sich in reiner Folge zu entwickeln. Das dichterische Wort: „Begeist'rung ist keine Häringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre", ist nirgends passender als für den bildenden Künstler. Was helfen ihm alle Anläufe, Kämpfe, Revolutionen der Phantasie und geistige Inspirationen, wenn der günstige Augenblick, dieselben zu gestalten, ungenutzt vorübergehen muß; wenn immer und immer wieder die Gelegenheit fehlt, das Geplante zur Ausführung zu bringen und damit die Brust zu befreien? — Dann sinken die Ideen zurück in ein dunkles, unentwirrbares Chaos, dann verstopft sich der springende Quell der Erfindungen, und der arme Ikarus stürzt flügellahm aus sonnenhellen Höhen in vergessene Tiefen. So manche Künstler, die, ihr Haupt zu den Sternen erhoben, umherwandelten, mußten an den Armseligkeiten des Lebens, an vereitelten Hoffnungen stolpernd niederstürzen, um sich vom Falle nicht mehr zu erheben — und aufwärts steigt der Dampf erstickter Titanen in den gleichgültig wolkenlosen Aether. Lädt nicht unsere so kunstunfreundliche Zeit zu solchen Betrachtungen ein, besonders wenn wir nicht wissen, ob nicht künftige Zeiten noch Schlimmeres bringen? Vielleicht siegt

Digitized by Google

noch einmal die wissenschaftlich praktische Ansicht, welche es für volkswirthschaftlich richtiger hält, unsere Kunstschulen und Akademien in Ackerbauschulen zu verwandeln, weil es besser ist, tüchtige Landwirthe als ein Künstlerproletariat heranzuziehen.

Wenn die Kunst auch frei erscheint, so gelten für ihr Gebiet doch ebenfalls die bekannten wirthschaftlichen Gesetze vom Zusammenhange der Production mit der Nachfrage, wenn auch in höherem Sinne. Der Erfolg ist auch hier der Sporn für neue Anstrengungen, und mit der Höhe der ihm gestellten Aufgabe wächst die Kraft des Künstlers. Nicht jeder Maler kann unbekümmert drauflos malen wie Wiertz, und seine unverkauften Bilder in ein Museum vereinigen. Der Bildhauer kann zwar seine Ideen in Thonskizzen herstellen und durch Gypsabguß festhalten, aber wenn ihm die Vollendung der bestellten Marmor- oder Bronzeausführung mangelt, so wird er bald erlahmen; außerdem müssen Maler wie Bildhauer den eigentlich höchsten Zweig ihrer Kunst, das Monumentale, ganz unangebaut lassen, wenn nicht von außen die Möglichkeit dazu geboten wird. Der Architekt ist am schlimmsten daran, der die innersten Motive seines Schaffens einer durch Programm und Lokal bestimmten Aufgabe entnehmen muß, und dessen beste Zeichnungen obenein nur Hieroglyphen sind, welche die Herrlichkeit des zu Schaffenden wohl andeuten, aber niemals selbstständige Geltung als Kunstwerke beanspruchen können.

Der gewöhnliche Trost, mit dem man solchen Klagen zu begegnen meint oder ihre Berechtigung ganz ableugnet, die bekannte Redensart von dem allen Hindernissen zum Trotz durchdringenden Genie, ist nur ein leeres Wort; denn selbst das ausgesprochenste Genie bedarf der frischen Lebensluft, der erwärmenden Sonne des Glücks, um sich zu entfalten. Sicher gab es zu allen Zeiten große Talente, welche die Ungunst der Verhältnisse unentwickelt und deshalb im Dunkel ließ. Es ist damit wie mit den dunkeln Sternen, deren Vorhandensein die Astronomen behaupten, von denen aber sonst Niemand etwas erfährt. Nicht umsonst finden wir im Leben der großen Künstler diese anekdotenhaften Züge, die ihre Bahn eröffnen und begleiten, diese Geschichten vom zufälligen Begegnen des talentvollen Kindes mit seinem Entdecker, oder vom rechtzeitigen Eingreifen des Beschützers in kritischen Lebensmomenten des werdenden Mannes. Wer liest nicht mit Rührung die Geschichte Thorwaldsens und des Engländers, der ihm noch zur rechten Zeit eine Bestellung macht und ihn damit der höheren Kunst erhält, in einem Augenblicke, wo Thorwaldsen aus Mangel an Aufträgen schon entschlossen war, von Rom nach der Heimat zurückzukehren, um dort als Decorationsmaler sein Brod zu erwerben! Derartige Begebnisse könnte man zu Hunderten herzählen, und es liegt in denselben nichts romanhaft Gemachtes, es ist die strenge Wirklichkeit des Lebens.

Die Gesammtheit des Publicums, mag man den Begriff noch so hoch nehmen, bleibt für den Künstler etwas Unkörperliches, Wesenloses in eiskalter nebliger Ferne. Schlimm genug, wenn der einsam schaffende Künstler genöthigt ist, einer unbekannten Masse seine Werke gegenüberzustellen! Führt ihm der Zufall aus dieser einen ihm ebenfalls unbekannten Käufer zu, so ist damit eigentlich sein Werk für ihn verloren, es behält allein den Begriff einer Waare, für welche man Geld eintauscht. Ohne die rechte persönliche Theilnahme muß das Leben maschinell und einseitig werden. Der Kritiker, wenn er nicht blos ein Schwamm ist, der hier einsaugt, um dort wieder auszuspritzen, mag den Künstler ungerufen tadeln oder loben, er kann nichts zu seiner Entwicklung helfen; der unterrichtete Kenner, der gern den Duft der Blumen genießt, ohne dieselben allein aus dem Gesichtspunkte einer Beute für sein wohlklassifizirtes Herbarium zu betrachten, mag ihm willkommen sein; aber allein der wahre Mäcen, der mit großer Seele an den Entwürfen des Künstlers Theil nimmt und bestrebt ist, dieselben dem Leben zuzuführen, reißt ihn aus seiner Isolirung, verbindet ihn mit der ganzen Menschheit, gibt damit seinem Leben Sonne und Wärme. Der Vortheil ist aber nicht nur auf Seiten des Künstlers, im Verkehr mit ihm findet ebenso der Mäcenat Befriedigung für eine Forderung seiner innersten Natur, und in dem Belauschen des werdenden Kunstgedankens, dessen Keime auch in seiner eigenen Seele ruhten, winken ihm die schönsten Genüsse.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Berliner Nocturno.

Freie Phantasie über den Askanischen Platz.

Von Hans Hopfen.

(Schluß.)

Im Hinübergehen wollt' es mir zwar noch einmal so vorkommen, als ob es nur ein paar vom Wind bewegte Büsche und keine Menschen wären, die ich vor mir hatte; ich ward aber dieser Augentäuschung alsbald Herr. Den Einen hätt' ich beinahe für unsern Theodor Mommsen gehalten. Die Haartracht verführte mich zu dem Irrthum. Als ich ihm aber ins Gesicht blickte, merkt' ich, daß es ein Mann war, den ich nie früher gesehen hatte.

„Seine Gestalt war hoch — etwas haltlos; sein greisendes Haar lag in Locken um seine Schultern; das Auge blickte schnell umher, aber um seine Lippen lag ein ernster und doch höchst liebevoller Zug." — Ja, es that einem wohl, den Mann zu betrachten.

Um so erstaunlicher war es mir, daß mir die Betrachtung des Andern, des finsteren Gesellen, so ganz und gar nicht gelingen wollte.

Ich habe, schon wegen meines Metiers als Novellist, die Gewohnheit, scharf und genau zu sehen. Was zum Guckguck war mir denn, daß mir diesem Gesichte gegenüber immer die Brillengläser angelaufen schienen. Und doch, ich sah den Mann; so oft ich mir aber selber sagen wollte, wie er aussähe, hatt' ich das eben Wahrgenommene, außer einem hohen Rockkragen und einem altväterischen Jabot, wieder aus der Vorstellung verloren. Jeder wird mir zugeben, daß solch ein Zustand unerträglich ist. Ich hatte mich ob dieser Selbstquälerei meines Sehvermögens bereits in Verdacht genommen, daß ich noch immer schliefe. Und um diesen und anderen Zweifeln auf einmal ein Ende zu machen, ging ich drauflos, obwohl ich mir selber sagte, daß sich solch Ansprechen ansehnlicher Leute, mir nichts dir nichts, keineswegs schickte. Aber es war mir nun einmal so zu Muth, als wären wir alte Bekannte, die schon viel Freuden an einander gehabt hätten. Darum macht' ich auch weiter keine Umstände, grüßte freundlich und sagte mit dem ganzen Stolz des Großstädters auf unser neuestes Eigenthum — das Goethedenkmal — zeigend: „Nicht wahr, das ist schön?"

Ich hatte mich dabei mehr dem Finsteren zugewendet, dessen Betrachtung mir ja so mühsam erschienen, und mit dem schon darum meine Neugier eifriger beschäftigt war. „Ich glaub's," antwortete mir nun dieser und seine Stimme paßte gut zu seinen Worten:

„Ich glaub's, nur Schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll."

Es wird sich hoffentlich Niemand wundern, wenn ich gestehe, daß mich diese Antwort denn doch ein wenig verblüffte. Ich kannte die Worte, wenn ich auch nicht sofort zu sagen vermochte, woher das Citat genommen war.

Derweilen ich nun also nachsinnend schwieg, redete der Eine den Anderen, der Milde den Zornigen, an. Er hustete dazwischen und seine Sprache war durch den Husten rauh und tief und, ob er auch seine Worte ganz correct, ja man möchte sagen, schier sorgfältig setzte, so war die Klangfarbe derselben doch eine fremdartige und ich merkte sofort, daß der Mann ein geborener Franzose war.

„Sie ruhen wohl auch hier in der Nähe?"

Und der Andere versetzte, etwas zögernd und zur Erde blickend: „Ja ... Am Wannsee ... Und Sie?"

„Vor dem Halle'schen Thor," antwortete der mit dem französischen Accent, auch feierlich leise.

Auf die Frage des Anderen, was ihn wohl auszugehen bestimmt hätte, gab er aber lebhaft und heiter zur Antwort: „Eine Vorfeier meines hundertsten Geburtstages," und er lächelte.

Digitized by Google

Der Andere zuckte die Achseln und sagte rasch: „Den meinigen wollten die guten Leute schon vor vier Jahren feiern. Aber wie ich in keinem Stück recht glücklich war, so kam ich auch hier zu kurz. Man fand plötzlich, daß sich die Gelehrten bisher im Datum meiner Geburt geirrt hatten, daß ich nämlich ein Jahr früher, als man solange geglaubt, zur Welt gekommen, also schon hundert und ein Jahr alt, die Tagesfeier demnach eine verspätete sei und darum unterbleiben könne."

Wie ich die Zwei so reden hörte, verging mir selber vor Erstaunen die Sprache. In was für merkwürdige Gesellschaft war ich da gerathen! Die beiden Herren waren zusammen 204 Jahr alt! So etwas gab es ja gar nicht in Berlin. Und dabei sahen sie zwar etwas verwittert und altväterisch, aber doch nicht so hochbetagt aus, besonders der eine nicht, der Zornmüthige, den ich kaum auf 40 schätzen konnte.

Ich hatte mich noch nicht von meiner Verblüffung erholt, da hört' ich, daß Jene weiter im Gespräch gediehen waren. Der mit dem grauen Lockenhaar erzählte dem Anderen mit langem Rockkragen und steifem Jabot, wie eben seines hundertjährigen Geburtstags Vorfeier verlaufen wäre. Ein kleiner Bürger habe über dem Thor seines früheren Wohnhauses ein gelbglänzendes Medaillon mit dem Relief seines Profils anbringen lassen, und dabei eine Inschrift, die leicht dahin mißzuverstehen sei, daß er von seiner Geburt bis zu seinem Tode in diesem Hause gewohnt habe; dazu hätte eine Mädchenschule Kränze gewunden, Lieder gesungen und Gedichte aufgesagt.

Er schloß den launigen Bericht in Worten seiner Muttersprache, indem er einen Blick auf das ragende Marmormonument Goethes werfend und damit das Bischen Messing, welches ihm zur Ehre aufgehangen worden, vergleichend sagte: „Ce n'est pas beaucoup."

„Pourtant c'est quelque chose," versetzte der mit dem hohen Kragen. „Ich meinestheils habe keine andere Huldigung zu verzeichnen, als daß mich neulich die Nationalliberalen bei einem Festdiner am Wannsee „hoch leben" ließen. Das war auch nicht viel und man kann nicht einmal sagen, daß es etwas war. Denn ihr Glückwunsch war ganz vorübergehend und platonisch und mir wäre demnach selbst eine Festfeier, wie die Ihrige, mit kränzewindenden Backfischen und weißgewaschenen Lehrerinnen lieber gewesen."

Ueber diesen Worten wurde mir, der jeden Tag und jeden Abend die „Nationalzeitung" liest, nun endlich klar, wen ich vor mir hatte. Ich schrie ordentlich auf vor Freude. Das waren ja Kleist und Chamisso! Keine Anderen! Und ich fühlte, wie mir die Augen naß werden wollten.

Sie aber blieben ungerührt von meinem Entzücken. Da meint' ich, es hätte sie vielleicht verdrossen, daß ich sie in meiner Begeisterung schlechtweg geduzt und sie nicht, des in der Gesellschaft herrschenden Umschwungs eingedenk, „Herr Lieutenant a. D. von Kleist" und „Herr Lieutenant a. D. von Chamisso" angeredet hatte.

Sie aber verwiesen mir's gröblich, da ich sie also titulirte, und erklärten mir ihren Aerger deutlicher also:

„Es steht einem stolzen Volk wohl an, seine großen Dichter zu ehren. Jede deutsche Stadt hat ein gutes Recht, ihrem Goethe, ihrem Schiller ein Standbild zu errichten, gleichviel ob die Beiden in derselben Stadt einmal gehaust haben oder nicht, gleichviel ob sie mit Anerkennung oder mit Geringschätzung von dieser Stadt gesprochen haben, gleichviel ob diese Stadt erst ein halb Jahrhundert nach jener Heimgang erbaut worden ist. Um wie viel mehr hat die Hauptstadt des Reiches dies Recht, den beiden Göttlichen hohe Denkmäler zu setzen, ihnen, die in deutschem Geist und deutscher Sprache das Unvergänglichste geschaffen haben. Dies Recht bedarf keiner Erläuterung, es versteht sich von selbst. Aber versteht sich für ein zu erstaunlicher Größe aufgeblühtes Gemeinwesen nicht auch die Pflicht, vor allen Anderen das Gedächtniß derjenigen Geister zu ehren, die einst leibhaftig unter seinen Mitbürgern gewandelt sind? die in seinen Mauern gelebt, gewirkt und gelitten haben? die vor seinen Thoren begraben liegen?

„Wir waren nicht Schiller und nicht Goethe gleich, aber wir waren große und deutsche Dichter und wir gehörten Berlin. Der Ruhm unseres Namens, der Preis unserer Werke wird nicht verhallen, so lange die Sprache leben wird, in der wir gedichtet haben — aber Berlin, die Millionenstadt, voll ragender Paläste, Säulen und Standbilder, hat für den Dichter des „Salas y Gomez", der „Frauenliebe" und des „Peter Schlemihl" nur eine schüchtern und geschmacklos angebrachte Gedenktafel, und für den Dichter des „Käthchen von Heilbronn", der „Hermannsschlacht" und des „Prinzen von Homburg", — nichts! Nicht einmal seinen Namen für sein Grab!

„Ihr rühmt Euch die Stadt der Intelligenz zu sein? Ihr prahlt mit Eurem Geist und Euren Gaben? Und Ihr habt keinen Stein und keinen Meißel für diejenigen, die unter Euch für die Ewigkeit gelebt haben?! Entstand für Berlin nicht der doppelte Antrieb, den Franzosen Chamisso hoch zu ehren, der in ihr seine deutsche Heimat gefunden hat, der in ihr zum deutschen Dichter geworden ist? Und hat die Mark Brandenburg, so weit ihr Sand weht und ihre Föhren Schatten werfen, einen Dichter je geboren, der zu Heinrich von Kleist auch nur halb so nahe, wie dieser zu den Erhabensten steht?

„Nun denn, wo ragt der Stein, wo prangt das Erz, das solches dem Fremden verkündet und den Bürger es nicht vergessen läßt?

„Kannst Du es uns zeigen, so führ uns dorthin, und wir wollen uns glücklich schätzen, von unsern Stadtgenossen also geehrt zu sein. Gibt es hierorts aber nichts dergleichen, so schäme Dich für die Anderen und schweige!"

Das war mir nun doch zu stark und „Mit nichten!" rief ich. „Ich kann Euch zwar noch zu keinem Eurer würdigen Denkmal geleiten. Aber ich mag mich auch darum nicht schämen und, um mich dieserhalb zu rechtfertigen, darf ich auch nicht schweigen.

„Unsere Stadt kann nicht Alles auf einmal thun. Die Größten der Nation kommen billiger Weise zuerst dran. Und wenn es schon Niemand weniger als mir einfallen möchte, den Berlinern das Recht oder auch nur die Pflicht abzustreiten, ihrem Chamisso und ihrem Kleist die schönsten Denkmäler aufzurichten, so muß ich Euch doch bemerken, daß selbst Rom nicht an einem Tag erbaut worden ist, daß unsere Stadt, gerade weil sie so rasch gewachsen, sich vor plötzlicher Größe schier nicht auskennt und doch fein säuberlich erst Eins nach dem Andern anpacken kann. Eure Wünsche — Eure sehr gerechten Wünsche kommen wohl auch noch dran.

„Wie mich dünkt, so stellt Ihr Euch die Errichtung eines Denkmals hier am Ort übrigens viel schwieriger vor, als das ist. Oh, Ihr müßt uns Berliner nicht unterschätzen. Wir haben Bildhauer die Menge und was für welche darunter! Es handelt sich nur darum, einen unter ihnen zu finden, der das Geld für die Vorarbeiten auslegt, wie dies hier der Fall gewesen. Der thut dann, was er kann, und das Weitere findet sich. Das Comité bleibt dem also durch Auftrag und Arbeit genugsam geehrten Künstler den kleinen Rest von 10,000 Mark schuldig und schenkt das Ganze stolz und getrost der Stadt. Diese nimmt das vollendete Werk mit Dankbarkeit und Freude in Empfang. Die Hülle fällt und es ist unser!

„Ich weiß auch einen schönen Ort in dieser Stadt, wo ein getheilter Rasenplatz gepflegt wird, darauf Jedem von Euch die allerschönste Bildsäule aufgestellt werden könnte. Das ist der Askanische Platz. Man sagt, daß es einer der schönsten Plätze Berlins ist. Und ich sage das auch. Dorthin will ich Euch gerne führen, damit Ihr Euch darüber aussprechen mögt, ob er Euch gefällt — und zudem wohne ich dortnächst und es ist höchste Zeit schlafen zu gehen.

„Jawohl," sagten die Beiden und wir machten uns alle Drei auf den Weg.

„Ueberleg' ich es genauer," so fuhr ich nach den ersten Schritten zu reden fort, „so könnte man Euch Beide in Lieutenantsuniformen aushauen, ein Umstand, welcher der Herstellung Eurer Denkmäler in manchen Kreisen sehr förderlich sein würde.

„Ja noch mehr! Ihr seid die einzigen deutschen Dichter der Neuzeit, welchen man in Berlin nach Recht und Sitte sogar Reiterstatuen setzen dürfte, denn Ihr waret Offiziere in der Armee und von Adel. Ich glaube zwar, daß Ihr Beide auf diesen Umstand kein besonderes Gewicht legt und nach berittener Unsterblichkeit kein Verlangen tragt. Doch muß man heut zu Tag ins Gewicht fallen lassen, was man hat.

„Ich sehe nur Ein Hinderniß und das ist, daß kein Mensch weiß, wie der Herr von Kleist eigentlich ausgesehen hat. Doch auch dieses läßt sich überwinden. Man nimmt von der Antike den Kopf eines Apollo oder Hermes, macht einen steifen Kragen darunter, legt um das Ganze einen Regenmantel in schwere Falten und sagt, daß man den Kleist idealisirt habe. Und alle Welt ist zufrieden."

„Wir aber nicht!" riefen nun die Beiden, die es am Nächsten anging. Und sie belehrten mich, daß es, gleichviel ob der Mann Goethe, Humboldt oder Schinkel geheißen habe, durchaus nicht die Aufgabe der plastischen Kunst wäre, Regenmäntel, steife Kragen, Staatsfräcke und

Digitized by Google

Uniformen hinzustellen, sondern menschliche Schönheit und herkulische Muskulatur. Um einen Dichter in einem Standbilde zu ehren brauchte man weder seine Perrücke, noch seinen Höcker, noch seine krummen Beine im Marmor festzuhalten; aber es würden sich in seinen Werken der Gedanken genugsam finden, die sich zu einer schönen Frauengestalt zusammenballen ließen, oder zu einem herrlichen Jüngling, einem mächtigen Manne, die sich in seine Schriften versenkten, oder seine Büste, sein Relief oder auch nur seinen Namen bekränzten u. s. w.

Ich wollte den ohnehin gereizten Herrschaften nicht weiter widersprechen, obwohl ich, mit meiner Zeit fortgeschritten und durch das Schicksal, welchem die Entwürfe zu den Humboldtdenkmälern von Reinhold Begas unterlegen waren, gewitzigt, sie eines Besseren hätte belehren können, von welcher Bedeutung der Knopf am Rock und die Stickerei am Kragen für die plastische Kunst sei, und daß es für dieselbe keinen passenderen Vorwurf gebe, als einen recht großen und dicken Mantel und dazu einen alten Herrn in einem alten Stuhl.

Zudem unterbrach nun einer meiner Begleiter den stillen Gedankengang mit der Frage: „Warum stellt Ihr denn jetzt Badeöfen auf Eure Straßen? Sollen dieselben für den Winter geheizt werden?"

„Das sind keine Oefen," mußt ich bemerken, „sondern die neuen Anschlagssäulen, welche statt der alten Littfaß'schen uns über die täglichen Vergnügungen Auskunft geben sollen. Auch das geschieht zur Verschönerung der Stadt."

Trotz dieser Erläuterung wandte sich der Angeredete einer daneben stehenden alten Littfaßsäule zu, die für heute noch gute Dienste that. Darauf stand unter andern Theaterzetteln einer, der die Inschrift trug „Das Käthchen von Heilbronn".

„Das ist auch ein Denkmal!" sprach er lächelnd.

„Ach, und das allerbeste!" rief ich. „Denn es steht im Herzen des Volkes, für das Ihr gedacht und gedichtet habt!"

Wie mir aber nun im Weiterschreiten scheinen wollte, daß die Männer zu beiden Seiten immer durchsichtiger und schattenhafter würden, kam mir das Außerordentliche solcher Begleitung erst recht zum Bewußtsein, und weil ich mir immer gewünscht hatte, mit einem Geist aus jener Welt zu reden und ihn über Dinge zu fragen, die nur er mir aufklären konnte, so beschloß ich endlich die Gelegenheit zu nutzen und fragte dringlich, wenn schon artig, ja in flehentlicher Demuth, mich gnädigst zu belehren, wie meine Seele sich's ersehnte.

Sie wurden gar nicht böse und schienen gut gewillt.

„Sind Sie Protestant?" fragte mich Kleist.

„Nein, Katholik."

„Nun, dann fragen Sie Chamisso," gab er verbindlich zur Antwort.

„Culturkämpfer?" fragte nun Chamisso, an den ich mich wandte.

„Bewahre Gott!" sagte ich mit abwehrender Bewegung.

„Nun also," sagte Chamisso voll Freundlichkeit, „dann fragen Sie den Papst."

„Wen soll ich fragen?" rief ich und wandte mich zu dem Lachenden, aber er war nicht mehr da. Ich kehrte mich flink nach der andern Seite — auch Kleist war verschwunden. Ich sah nichts, ich hörte nichts — als in weiter Ferne das Krähen eines Hahns.

Ich muß wohl nahe zu Hause sein, dacht' ich. Und richtig, da stand ich bald mitten auf dem Askanischen Platz. Aber er sah ganz anders aus, als sonst und als gestern. Ob es schon noch Nacht, war er doch hell wie am Tag erleuchtet. Nicht durch die alten Gaslaternen, sondern durch etliche Kerzen elektrischen Lichtes, die von schön stilisirten Kandelabern ihren Glanz entsendeten. Die Bäume waren hoch emporgeschossen, die Büsche zu dichten Gruppen zusammengewachsen, und auf jedem der beiden schön gepflegten Rasenplätze stand ein weißes Marmormal, hüben für Heinrich von Kleist und drüben für Adalbert von Chamisso.

Keine alten Herrn in Mantel und Frack, herrliche Gruppen der Erinnerung, des Ruhms und der Liebe.

Nun war der Askanische Platz wirklich einer der schönsten der schönen Stadt und ich rief: „Also doch!" und freute mich so sehr, daß ich vor lauter Freude nicht mehr weiß, wie ich nach Hause und zu Bett kam.

Als ich aber am andern Tag meinem Hauswirth unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte, was mir für seltsame Dinge begegnet seien und warum, da empfand der ehrenfeste Bürger ein menschliches Rühren und sein Nachdenken trug mir erwünschte Frucht.

Auf seinen Befehl werden die beiden Hähne, deren Krähen mich in solch wunderliche Fahrniß gestürzt hat, bei einbrechender Nacht in den Pferdestall gesperrt und erst wieder ins Freie gelassen, wenn der erste Morgenzug vom Anhalter Bahnhof abfährt. Es kikerikit sich dann auch noch ganz nett.

Ich aber will hoffen, daß dieser menschenfreundliche Befehl lang in Kraft bleibt, und will versuchen, wie sich's nunmehr ohne Hahnenkrat schlafen läßt nächst dem Askanischen Platz.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrte Redaction!

Der Artikel „Die Orientbahnen" in Nr. 22 d. J. Ihrer geschätzten Zeitschrift veranlaßt mich zu einigen wenigen Bemerkungen.

Der Herr Verfasser („Velatus") geht von der Voraussetzung aus, daß ein Großstaat wie Rußland „freien Zutritt zum freien Meere" nothwendig anstreben müsse, das sei für einen solchen „geradezu Lebensbedingung" und deducirt hieraus, daß Rußland durch Afghanistan an den indischen Ocean vorzudringen bedacht sein müsse, ferner, daß somit der einstige Zusammenstoß des englischen mit dem russischen Weltreiche unvermeidlich sei.

Der geehrte Herr Verfasser vergißt, daß — zugegeben ein Staat wie Rußland müsse nach oceanischer Küste Verlangen tragen — dieser Staat in Ostasien nicht, wie der betreffende Herr meint, auf die Küsten des unwirthlichen „nördlichen Eismeeres, der Behringsstraße und des ochotskischen Meeres" beschränkt ist, sondern daß Rußland außerdem bereits auch die ganze westliche Küste des japanischen Meeres besitzt, und zwar in der Ausdehnung von circa 150 deutschen Meilen, von der Mündung des Amur bis zum 40. Breitengrade, also ungefähr bis zum Breitengrade von Neapel hinab. Mit diesem Küstenstriche besitzt Rußland am großen Ocean die vortrefflichen Häfen von Possiet, Slawjänka, Wladiwostok (Port Mai), Strelock, Nachotka, Olga, Wladimir, Decastries Bai u. a. m., Häfen, über deren Vorzüglichkeit bereits so mancher Hamburger Kaufmann und Schiffskapitän zu berichten wußte.

Für des russischen Staates Fortentwickelung und seine Zukunft als Weltmacht dürfte einst der Besitz der nördlichen chinesischen Mandschurei, des Landes zwischen den Flüssen Arqún und Ussury, als Hinterland dieser werthvollen oceanischen Küste, weit maßgebender sein, als der Besitz der Balkanhalbinsel oder gar des gebirgigen Afghanistan je sein könnte.

Was die jetzige Communication zwischen Petersburg und Wladiwostok („Beherrsche den Osten") anbetrifft, so existirt für diese Strecke von ca. 10,000 Werst*) Eisenbahn für ca. 1550 Werst, Dampfschiffverbindung für ca. 3300 Werst und bedarf es nur des Baues von ca. 3150 Werst**) (450 d. Meil.) Eisenbahn, damit Petersburg mit dem großen Ocean, in eigenen russischen Grenzen, Dampfverbindung erhielte.

Vom russischen Standpunkte bleibt eben nur zu bedauern, daß — und dieser Umstand erklärt mir die Fehlschlüsse Velati — allerdings der Blick der russischen Staatsmänner stets nach Süden gerichtet scheint, statt nach Osten. Die 100,000 kräftigen Menschen und die 1½ Milliarden Rubel, die uns der letzte völlig unproductive Krieg gekostet hat, würden für den Osten des eigenen Landes friedlich verwandt bereits heute etwaige Prätensionen von China oder England einfach lächerlich erscheinen lassen.

Hochachtungsvoll

ein langjähriger deutsch-russischer Abonnent der „Gegenwart".

*) 7 Werst = 1 deutsche Meile.

**) Von Jekaterinenburg bis Tobolsk . . . circa 550 Werst,
von Tomsk bis zum Baikalsee . . . . „ 1500 „
vom Baikal bis Stretensk an der Schilka . „ 1000 „
vom Chankasee, aus dem der Ussury entspringt, bis zum Suifún, der 30 Werst von Wladiwostok in die Amurbai des japanischen Meeres mündet . . . . . „ 100 „
Summa ca. 3150 Werst.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Dickens und Daudet
in deutscher Uebersetzung.
Von **Louis Weizmann.**
Verlag: **H. S. Hermann, Berlin.** *M.* 1.—

Wie unglaublich schlecht viele deutsche Uebersetzungen fremder **Meisterwerke** sind, weist die durchweg ausserordentlich günstig besprochene Schrift an einer Fülle der haarsträubendsten Beispiele treffend nach. Es sei eine Ehrenpflicht Deutschlands, die insbesondere die moderne Philologie und die Fachpresse gegen die **Meister** des Auslands zu erfüllen haben, sich um die Uebersetzungen ihrer Werke mit aller Energie zu bekümmern, und Machwerke wie die besprochenen für immer zu beseitigen.

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. **3 M.**
R. Wiering, Buchhandlung, **Hamburg.**

Für Ostsee-Badegäste.
In unserm Verlage erschien:
Ostsee-Novellen.
von
Ernst Bethwisch,
Doctor der Rechte u. der Philosophie.
Inhalt:
Morgenroth, Das Fischerkind, Corswand.
Preis: 2 *M.*
Diese Novellen wurden von den Hamburger Nachrichten, der Hamburger Reform, der Vossischen Zeitung, dem Berl. Fremdenblatt ꝛc. sehr anerkennend besprochen.
Bremen.
J. Kühtmann's Buchhandlung.

Soeben erschien
Paul Heyse:
Kinder der Welt.
Wohlfeile Ausgabe.
7. Auflage. 2 Bände 7 *M.* 20 *S.*
Geb. in 1 Band 8 *M.* 50 *S.*
Berlin NW.
Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhdlg.).

In **C. Duncker's** Verlag in **Berlin** (Lützowstraße Nr. 2) ist vor Kurzem erschienen:
Die Selbstkritik der Juden.
Von
Dr. **Emanuel Schreiber,**
Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Bonn.
Preis: *M.* 3.—

Bedeutende temporäre Preisermäßigung.

Auerbach, Berth., Göthe u. die Erzählungskunst. 1861. Statt *M.* 1.— für *M.* —.40. — Derselbe, Wieder unser; Gedenkblätter z. Geschichte dieser Tage. 1871. (*M.* 3.25.) *M.* 1.— **Bamberger, L.,** Die Arbeiterfrage. 1873. (*M.* 4.50.) *M.* 1.50. — **Beethoven's** neue Briefe, hersg. v. L. Nohl. 1867. (*M.* 6.—) *M.* 2.40. — **Benedix, R.,** Die Shakespearomanie. 1873. (*M.* 7.—) *M.* 2.20. — **Beowulf;** m. Einl. u. Anmerk. v. L. Ettmüller. 1840. (*M.* 3.—) *M.* 1. — **v. Bibra,** Der Kaffee und seine Surrogate. 1858. (*M.* 2.50.) *M.* 1. — **Binder,** Sprüchwörterschatz d. dtschn. Nation. 1873. (*M.* 3.60.) *M.* 1.20. — **Bodenstedt, F.,** Die poet. Ukraine; kleinruss. Volkslieder. 1845. (*M.* 2.—) *M.* —.80. — **Brentano, Clm.,** Nachgelass. relig. Schriften. 2 Bde. 1845. (*M.* 9.—) *M.* 3. — **Canti** di un Ministrello italiano. 1845. (*M.* 3.—) *M.* 1. — **v. Czörnig,** Oesterreichs Neugestaltung 1848—1858. 1858. (*M.* 12.50.) *M.* 3.80. — **Roßmann, W.,** Orest; nach Aeschylos f. d. Bühne. 1868. (*M.* 1.20.) *M.* —.60. — Altschottische u. altengl. Volksballaden, n. d. Orig. v. W. Dönniges. 1852. (*M.* 2.80.) *M.* 1.
Soweit die Vorräthe reichen, in neuen broschirten Exemplaren zu beziehen von
Oskar Gerschel's Antiquariat, **Gerschel & Anheißer** in **Stuttgart.**

MEYERS REISEBÜCHER.
Führer (gross Format).
Die grösseren »Führer« umfassen meist grössere Reisegebiete und bergen in ihrem grössern Umfang die *erschöpfendste Führerkenntnis* mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hülfsmitteln.

Norddeutschland, Oestl. u. Westl. à	M. 5,00	**Südfrankreich,** von *Gsell-Fels.*	M. 10,00
Süddeutschland	7,50	**Paris und Nordfrankreich**	7,50
Thüringen	7,50	**London,** von *Ravenstein.*	7,50
Deutsche Alpen, Westl.	7,00	**Oberitalien,** von *Gsell-Fels.*	12,00
Deutsche Alpen, Oestl.	5,00	**Rom u. Mittelitalien,** v. *Gsell-Fels*	18,00
Schweiz	9,00	**Unteritalien u. Sicilien,** v. *Dems.*	12,00

Wegweiser (klein Format).
Die kleineren und billigeren »Wegweiser« beschränken sich auf kleinere Gebirgspartien oder allgemein gesuchte Ausflugsgebiete, und entsprechen dem *Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl,* welche mit Zeit und Geld zu geizen hat.

Rheinlande	M. 5,00	**Thüringen,** v. *Anding* u. *Radefeld*	M. 2,00
Oesterreich-Ungarn	6,00	**Harz**	2,00
Italien in 60 Tagen, von *Gsell-Fels*	9,00	**Riesengebirge,** von *Letzner*	2,00
Norwegen, Schweden und Dänemark, von *Nielsen*	7,50	**Schwarzwald**	2,00
		Schweiz	2,00

= Vorräthig in allen Buchhandlungen. =

2. Auflage des berühmten Werkes:
Kretschmar und Rohrbach,
Trachten der Völker.
vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit, in 26 Lieferungen à 4 *M.*
In jeder guten Buchhandlung einzusehen.
Leipzig. **J. G. Bach's** Verlag.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.
Gegr. v. **Bruno Hildebrand,** herausgeg. v. Dr. **Johannes Conrad,** Professor zu Halle a. S.
Inhalt der Hefte für Mai und Juni:
Erwin Nasse, Das venetianische Bankwesen im 14., 15. und 16. Jahrhundert. — **W. Lexis, Beiträge zur Statistik der Edelmetalle** nebst einigen Bemerkungen über die Werthrelationen. — **W. v. Ochenkowski, John Locke als Nationalökonom.** — **E. Witte, Leistung eines oberschlesischen Arbeiters.** — **St. Kocsynski, Osteuropäischer Handel** im XV. Jahrhundert. — Literatur-Besprechungen. — Uebersicht über die periodische Presse Deutschlands und des Auslandes.

Verlag der **Weidmann'schen Buchhandlung** in **Berlin.**
Scherer, Wilh., Prof. a. d. Universität z. Berlin,
Geschichte der deutschen Litteratur.
Complet in 8 Heften à 1 *M.*
Das bisher erschienene erste und zweite Heft kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Italienische
Leghühner und Hahnen,
racerein mit gelben Füßen und gelben Schnäbeln
per Stück *M.* 4.—
Feinste Essig-Gurken,
garantirt haltbar und wohlschmeckend. 100 Stück *M.* 1.50, in Gebinden à 300, 500 und 1000 Stück.
J. Bungert in **Cöln.**

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XVII. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,
werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Ernst Schmeitzner in Chemnitz.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **F. C. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 17. Juli 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach der Conferenz. Von Adeptus. — Die parlamentarische Lage in England. Von Karl Blind. IV. V. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zum fünfzigjährigen Professorenjubiläum des Lehrers der Kirchengeschichte Dr. Karl Hase zu Jena. Von Felix Dahn. — Lessings persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock. Von M. Carriere. — Die Düsseldorfer Kunst- und Gewerbeausstellung. Von Ludwig Pietsch. IV. — Das Mäcenatenthum in der Kunst. Von G. Ebe. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Ueber die Aufführung der beiden Theile des „Faust" in der Einrichtung von Otto Devrient. Von Paul Lindau. — Gastspiel der Kaiserl. Oestreichischen Hofopernsängerin Fräulein Bianchi, am Krolltheater. Von H. Ehrlich. — Bibliographie. — Inserate.

Nach der Conferenz.

Als die Berliner Conferenz zusammentrat, verstand es sich, angesichts der Beschlüsse des voraufgegangenen Congresses, von selbst, und auch die Pforte mußte sich von Anfang an klar darüber sein, daß ein Opfer, war auch dessen Umfang noch discutirbar, jedenfalls von ihr gebracht werden müsse und daß die Schuhe für den neuen Orient aus dem Leder der alten Türkei verfertigt werden würden. Wir wollen nicht behaupten, daß die mehr oder weniger heiligen Crispine der Congreßdiplomatie in allen Stücken eine Meisterarbeit geliefert hätten, wir wollen sogar zugeben, daß ihre Arbeit hier zu eng, dort zu weit gerathen sei und daß im Grunde genommen alle Betheiligten und sogar die Betheilten unbefriedigt geblieben, aber in dem Aufeinanderstoßen der heterogensten Interessen eines Dutzends von Interessenten mußte man sich eben auf compromissarische Halbheiten und buntes Flickwerk beschränken, mußte man, um keinen faulen Frieden zu machen, sich mit einem gesunden Waffenstillstand begnügen, und es darf jedenfalls constatirt werden, daß das Congreßwerk, wie unvollkommen es auch erscheinen möge, sich doch seither stark genug erwiesen hat, übergreifende Aspirationen Einzelner in die entsprechenden Grenzen zurückzudämmen, und keine Politik hat deshalb eine größere Berechtigung als eine solche, welche auf den vom Congreß gelegten Fundamenten weiter baut und es nicht duldet, daß heute der eine und morgen der andere Stein aus ihnen herausgebrochen werde.

Die Machtgelangung des englischen Ministeriums Gladstone schien die orientalische Frage wieder aufrollen zu sollen. Die neue Regierung brach mit der Tradition, daß in erster Reihe die vollständige Niederwerfung der türkischen Herrschaft in Europa vermieden werden müsse, sie verschloß sich der Erkenntniß, daß ein Staatswesen, wie morsch und baufällig auch sonst, welches sich in drei Welttheile hineinstreckt, nicht zusammenbrechen könne, ohne unter seinen Trümmern weit in der Runde die werthvollsten Güter und Interessen zu begraben, sie übersah, daß einstweilen absolut nichts existire, was an seine Stelle zu setzen und daß, nachdem die christlichen Glieder von dem großen muhamedanischen Leibe abgetrennt worden, die Uncultur und Unmenschlichkeit nicht aufgehört, sondern nur ihre Opfer gewechselt, daß sich nichts geändert habe, als daß nicht mehr der Muhamedaner den Christen, sondern daß jetzt der Christ den Muhamedaner schlachte, daß, mit anderen Worten, für den galvanischen Strom der Gesittung die einzelnen Glieder genau so unempfänglich seien wie der ganze Körper.

Nur ein einziger Stamm, den eine Laune Europas — und mehr als Laune war es nicht — vor einem halben Jahrhundert zu staatlicher Selbstständigkeit erhob oder vielmehr, denn es wurden ihm die Bedingungen dieser Selbstständigkeit versagt, verurtheilte, nur ein einziger Stamm hat eine gewisse staatenbildende Kraft im Geiste der Ideen des Occidents bekundet, die griechische Rasse, und in der richtigen Erkenntniß dessen haben die Mächte aus dem Complex der noch ungelösten Frage des Orients als die erste und die bedeutendste die griechische Frage herausgegriffen und sie mit einer gewissen Ueberstürzung, als noch wenigstens die Möglichkeit einer Nachgibigkeit der Pforte ohne das Pressionsmittel der Conferenz gegeben war, vor eine europäische Conferenz gebracht. Thatsächlich steht die griechische Frage im Mittelpunkt der orientalischen Probleme, sie mag die orientalische Frage nicht vollständig beherrschen und erschöpfen, aber sie streift mehr oder weniger alle Zukunftsfragen des europäischen Ostens und ihre Lösung, d. h. einstweilen die definitive Regelung der türkisch-griechischen Grenze, wird für die nächste Gestaltung der Dinge wenigstens grundsätzlich entscheidend und der wichtigste Factor in der friedlichen Neugestaltung des Orients sein.

Es ist wahr, die heutigen Griechen sind nichts weniger als die Helden des klassischen Alterthums in der landläufigen philologischen Beleuchtung, nichts weniger als jene Helden, zu welchen der krankhafte Philhellenismus sie aufzubauschen bemüht war: Vorsicht ist noch immer der säbelrasselnden und messerwetzenden neuhellenischen Tapferkeit bestes Theil gewesen. Es ist wahr, Griechenland hat seine freie Verfassung, aber es hat seine Freiheit nur zu dem jämmerlichsten Hader im Innern und zu den provocirendsten Zettelungen nach Außen mißbraucht. Es ist wahr, das junge Griechenland hat wohl pfiffige Wucherer und langfingerige Klephten, aber keine ehrlichen Soldaten und ausblickenden Staatsmänner gezeugt, und mehr als einmal hat es die Welt durch seinen schreienden Undank in Erstaunen gesetzt. Alles das ist unbestritten, aber trotz alledem und alledem marschirt es an der Spitze der Balkanstaaten. Es ist nicht reif für die Verfassung, die es hat, aber es hat seine Verfassung, es ist die erste Etappe occidentalischen Geistes im Orient, es ist mit modernen Ideen durchtränkt, es fühlt entschieden das Bedürfniß, sich an die europäische Cultur anzulehnen, es ist endlich — last not least — das besitzende Element auf der ganzen Balkanhalbinsel. Netzartig zudem umspannt das Griechenthum den ganzen Süden nnd Südosten dieser Halbinsel, in der Diaspora scheint es nur noch an Kraft zu gewinnen, es blühen seine Ansiedlungen am Schwarzen Meer, am Bosporus und an den Küsten Kleinasiens und allüberall ist der Zusammenhang mit dem Mutterlande ungelockert geblieben. Das griechische Staatswesen ist klein und

Digitized by Google

machtlos, es ist vielfach nicht sowohl das Bild als vielmehr die Caricatur eines Staates, aber es trägt die Keime des Wachsens und Gedeihens in sich. Es ist noch weitaus zu schwach, die vacant werdende türkische Erbschaft anzutreten, aber es ist das bedeutendste Zukunftselement und die Aufgabe einer voraussehenden europäischen Politik wird es sein, es zur einstigen Uebernahme jener Erbschaft heranzuziehen und zu stärken. Nicht der schönen Augen Griechenlands, sondern seiner selbst, Europas wegen, hat Europa dem Griechenthum eine gewisse Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Man braucht deshalb den Gedanken der Erhaltung der Türkei noch nicht preiszugeben, man mag ihn sogar auch für die Zukunft noch als den leitenden festhalten, aber die Erhaltung der Türkei, das ist nachgerade Allen klar geworden, kann nicht mehr die einzige und kaum noch die hauptsächlichste Basis einer weisen Orientpolitik sein.

Europa hat vielleicht noch nicht das volle Bewußtsein, aber es hat den Instinct, daß gerade Griechenland bestimmt sein dürfte, dereinst den Platz auszufüllen, den das zusammenbrechende Reich der Moslims leer werden läßt, und so hat es mit Eifer die in dem Berliner Vertrage ihm gebotene Handhabe ergriffen und die in diesem Vertrag für den Fall der Nichtverständigung zwischen den streitenden Theilen vorgesehene Vermittlung eintreten lassen, und zwar in einer Form, welche von vornherein die meisten Bürgschaften des Gelingens in sich trug, insofern von den ihrer Natur nach schwerfälligen und langwierigen Verhandlungen von Kabinet zu Kabinet abgesehen und in gemeinsamer Berathung aller Kabinete und auf der Basis eines eventuellen Mehrheitsbeschlusses — wo ein Einheitsbeschluß nicht zu erzielen — die Entscheidung gesucht wurde.

Die Conferenz ist zu Ende und sie hat, was sie beschlossen, einhellig beschlossen. Sind auch die Details dieser Beschlüsse noch nicht vollständig bekannt, so ist über ihre Richtung im Allgemeinen doch schon jetzt ein Zweifel nicht mehr gestattet. Nachdem vom Congreß einmal anerkannt worden, daß die Nordgrenze Griechenlands, weil weder den nationalen und ethnographischen Verhältnissen noch den staatlichen und militärischen Bedürfnissen entsprechend, anderweit gezogen werden müsse, hatte die Conferenz nur das Princip zur praktischen Geltung zu bringen. Ob die neue Grenze dem kleinen Königreich einige tausend Seelen und einige hundert Quadratkilometer mehr oder weniger zutheile, das war Nebensache, sobald einmal die Hauptsache feststand, daß der Bevölkerungs- und Gebietszuwachs im Wege einer Amputation an der Türkei zu beschaffen sei. Europa will den Frieden, der schwächere Theil, diesmal zugleich der schuldige, hat die Kosten zu bestreiten, und das Reich, welches den Verlust aller seiner Provinzen westlich und nördlich des Balkans zu ertragen vermochte, wird auch die Abtrennung eines Gebietsstreifens im Süden verschmerzen können, dessen Bevölkerung ohnehin nach dem sagen- und glaubensverwandten griechischen Nachbar gravitirt. Die Pforte erntet zudem nur, was sie gesäet; ihre klug sein sollende Säumniß rächt sich an ihr selbst. Das gefallene englische Kabinet trug die ernstesten Bedenken, die griechische Frage auf die Tagesordnung zu setzen; hätte die Pforte damals in loyaler Weise eine Verständigung mit Griechenland gesucht, Griechenland, damals noch ganz auf sich selbst angewiesen und nur noch mit dem akademischen Wohlwollen der Congreßmächte bewaffnet, würde seine Forderungen auf das bescheidenste Maß eingeschränkt und die Pforte würde den größten Theil dessen gerettet haben, was unter den gegebenen neuen Constellationen unwiderruflich für sie verloren scheint. Denn jetzt hat, durch den Spruch seiner Conferenz, Europa sich formell engagirt, jetzt kann es nicht dulden, daß dieser Spruch einfach ignorirt oder mißachtet werde, jetzt wird es auf die Mittel bedacht sein müssen, ihm eventuell Achtung zu verschaffen. Welches diese Mittel sein werden, das ist noch keine Frage des heutigen Tages, aber morgen, übermorgen oder wann immer werden sie in Erwägung gezogen werden müssen.

Nicht von der bisher versammelt gewesenen Conferenz oder, wenn von ihr, doch erst auf Grund eines neuen Mandats. Zunächst wird, wiederum in identischen Noten, der Pforte — und natürlich auch Griechenland — das Ergebniß der Conferenz zur Kenntniß gebracht werden, ohne Zweifel mit besonderer Betonung der Einstimmigkeit aller Mächte, denn darin liegt eine Pression auf die in Konstantinopel zu fassenden Entschließungen, wie sie, außerhalb des Rahmens materieller Nöthigung, stärker und zwingender nicht gedacht werden kann. Die Antwort der Pforte wird für das weiter zu Veranlassende entscheidend sein. Fügt sich die Pforte, so wird die Durchführung des Beschlossenen einem Arrangement zwischen den beiden streitenden Theilen überlassen bleiben, fügt sie sich nicht, dann ist allerdings für die Berathungen der Mächte ein neues Object gegeben und dann wird es sich zeigen, ob dieselben ebenso rasch, als über die theoretischen Bedingungen der Lösung der griechisch-türkischen Frage, über die Modalitäten ihrer praktischen Verwirklichung sich zu einigen vermögen. Man darf es hoffen, weil das intensive Drängen der Westmächte bereits nachgelassen hat und weil also den conservativen Mächten wieder in erweitertem Maße die Möglichkeit geboten ist, durch besonnenes Maßhalten und weise Geduld zu derjenigen friedlichen Lösung zu gelangen, welche durch ein überstürztes und turbulentes Vorgehen leicht compromittirt werden könnte. Griechenland freilich wird schwerlich mehr aspiriren, als was die Mächte ihm jetzt zugewiesen, aber die Pforte hat die Operation, der sie sich abermals unterziehen soll, schon so oft bestanden und sie hat, obgleich eine Procedur, welche den Schweif des zu Operirenden nur allmählich und zollweise abhackt, von gewiegten Kennern als besonders wohlthuend bezeichnet wird, so wenig Schweif mehr zu verlieren, daß sie es am Ende vorziehen könnte, es auf ein einmaliges und ganzes Abhacken ankommen zu lassen. Die nächste Zeit gehört jedenfalls wieder der Action der Kabinete selbst.

Adeptus.

Die parlamentarische Lage in England.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

IV.

Ist es da zu verwundern, wenn auch einem religiös freisinnigen Blatte, welches bisher auf politischem Gebiet fast noch Gladstonischer war als Gladstone selbst, plötzlich der Muth sank? Im Angesichte der Ernennung des von der Freimaurerei abgefallenen, schmählich zum unfehlbaren Papst übergegangenen Lord Ripon, und gegenüber den mittlerweile eingetretenen Wahlniederlagen des Ministers des Innern und des Staatsanwaltes für Schottland, rief das liberale Blatt verzweifelnd aus:

„Diese Ernennung (Ripons) hat uns zehnmal mehr Feinde gemacht, als Freunde zugeführt. Jeder liberale Bewerber, der in einem Wahlbezirk auftreten muß, wird von nun an eine viel schwierigere Stellung haben ..... Eine so rasche Aufeinanderfolge von Niederlagen ist wahrlich ein Schlag und eine Entmuthigung für uns ..... So ist auch nach der allgemeinen Wahl von 1868 Fehler auf Fehler begangen worden, bis sich die Tories wieder ermuthigt fühlten. Wir rufen Herrn Gladstone und Allen, die für diese Dinge verantwortlich sind, ins Gedächtniß, daß keine Regierung einer derartigen Reihe von Schlappen Stand halten kann, und daß eine durch die opferwillige Bemühung von Hunderttausenden erzielte große Mehrheit nicht durch pompöse Thorheiten wieder zerrüttet werden darf."

Die Mehrheit ist eine große — d. h. wie in einer vorhergehenden Abhandlung ziffermäßig nachgewiesen wurde, eine große im Unterhaus; nicht aber unter der Wählerschaft des

Digitized by Google

Landes. Ein paar weitere Andeutungen werden dies vollends klar machen.

Von den Homerulern abgesehen, besitzen die Liberalen, wie schon bemerkt, 116 Mitglieder mehr, als die Tories. Nach den genauen Erhebungen sind jedoch über 60 liberale Abgeordnetensitze mit der allerknappsten Mehrheit errungen worden. Wie aber die Nachwahlen in Oxford und Wigtown zeigten, ist ein abermaliger Umschlag jeden Augenblick selbst da zu gewärtigen, wo man meinen sollte: die Wählerschaft müsse sich doppelt freuen, einen ins Amt getretenen Mann zum Vertreter zu haben.

In der gewiß unverdächtigen „Daily News" wurde, ohne Widerspruch der Redaction, eine Zuschrift mitgetheilt, die offen anerkennt: „es möge wohl sein, daß, wenn 2600 Wähler conservativ, anstatt liberal, gestimmt hätten, die liberale Mehrheit verschwunden wäre". Der Verfasser des Briefes deutet allerdings an: die Gesammtziffer hätte darum doch eine verhältnißmäßig größere Parteistärke der Liberalen, als die der Tories, im Lande nachgewiesen; aber bei der Regellosigkeit in der Anordnung der Bezirke wäre eben das Ergebniß gewesen, daß man im Unterhaus keine liberale Mehrheit mehr besessen hätte.

Die thatsächliche Wahrheit ist somit die: daß — wie in Nr. 20 der „Gegenwart" gezeigt wurde — die Liberalen im Lande nur 256,650 Stimmen mehr abgaben, als die Tories, und daß, Dank der eigenthümlich verworrenen Zusammensetzung der Wahlbezirke, bei diesen 256,650 ein Abzug von 2600 Stimmen den großen Parteisieg im Unterhaus gänzlich hätte aufheben können!

War es nun die Erkenntniß dieses Umstandes, was die Regierung veranlaßte, mit einer Thronrede vors Parlament zu treten, die fast ebenso gut von Lord Beaconsfield hätte herstammen können?

So wahrscheinlich dies Manchem dünken mag, so wird man der Wahrheit doch näher sein, wenn man annimmt: Gladstone sei, bei all seiner hohen Intuition, in den Mitteln zur Erreichung eines Zweckes nicht besonders wählerisch und habe nie daran gedacht, alles das zu erfüllen, was er in der Opposition versprach. Die Empörung ist darum in einer Anzahl liberaler Gruppen nicht minder groß. Am schlechtesten fährt der freisinnige Gedanke, den die Partei doch vertreten soll, in der süd-afrikanischen Frage. Da hält Gladstone den ihm befreundeten Sir Bartle Frere, den Urheber des Zulu-Krieges, lediglich deshalb im Amte, weil Frere mit den Missionsgesellschaften zusammenhängt; — also die alte theologische Politik Gladstones! Gleichzeitig wird die an dem Transwaal-Freistaate verübte schnöde Gewaltthat durch den liberalen Premier gerechtfertigt und fortgesetzt. Nicht ohne Fug frägt sich daher Mancher: ob es wirklich der Mühe werth war, die Regierung zu wechseln?

Stützt sich das Gladstone'sche Kabinet bereits in der Transwaal- und wohl auch in der afghanischen Frage schon mehr auf seine natürlichen Gegner, als auf die Gesammtheit seiner eigenen Partei: so hat sich andererseits auch in der Eid-Frage, welche Wochen lang das Parlament in heißem Athem erhielt, eine erstaunliche Verschiebung der Parteiverhältnisse ergeben.

Mit etwas Festigkeit wäre es für Gladstone nicht schwer gewesen, der Verlegenheit kurzer Hand Herr zu werden, ohne daß man gehässige Verhandlungen auszuspinnen brauchte. John Bright zeigte diese Festigkeit. Er, obwohl persönlich tief religiös, wollte großherzig auch dem Freidenker Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, der sich nicht anmaßt, das Welträthsel auf Grund einer sog. Offenbarung zu lösen. Von Anfang an trat Bright in den parlamentarischen Sonderausschüssen mit Entschlossenheit auf die richtige Seite. Seine Rede im Unterhaus bildet durch ihre Tapferkeit und den Adel der Gesinnung den wohlthuendsten Gegensatz zu der tückisch vermuckerten oder künstlich verschrobenen Auffassung so mancher anderen „Liberalen". Hätte der Premier so gesprochen, nie wäre die pietistische Empörung in seiner Partei so weit gediehen, nie wäre es zu Auftritten gekommen, die der Würde des ganzen Parlamentes einen bedenklichen Stoß gaben.

Allein Gladstone, bei dem der kirchlich theologische Trieb noch stärker ist, als die religiöse Richtung, wollte es nach keiner Seite hin verderben, und betrieb daher eine Verschleppungspolitik. Er ermuthigte dadurch die zur liberalen Partei zählende Gruppe von pietistischen Dissentern, mit den versteinertsten Tories und den ultramontansten Homerulern gemeinsame Sache zu machen. Gleich bei der ersten wichtigen Abstimmung im neuen Parlament fiel, in Folge dessen, die liberale Mehrheit ganz bedeutend herab — von 118 auf 75.

Gerade dies hätte nun Gladstone zur sofortigen Entwickelung der äußersten Festigkeit bewegen müssen. Man tritt ja einer gefährlichen Meuterei am besten von vornherein scharf entgegen. Wiederum zögerte Gladstone jedoch. Abermals wälzte er die Verantwortlichkeit vom Ministerium auf einen Sonderausschuß ab. Er selbst war aber getheilter Seele in der Sache; noch stört' ihn „im Innern vergeblicher Streit, unnützes Erinnern an vergangene Zeit". Die geistlichen Bedenklichkeiten lähmten seinen politischen Sinn. Auch als es sich am 23. Juni darum handelte, den Tories das Heft aus der Hand zu winden, das Kabinet vor schlimmer Niederlage zu bewahren, machte der Premier in seiner Rede für Labouchères Antrag den Gegnern allzu viele sittliche Zugeständnisse. Er wiederholte die Gründe des Feindes mit übermäßiger Ausführlichkeit und Rücksicht; kein geschickter Sachwalter wird dies thun, wenn er ohnedies schweren Stand hat.

Ja, am Schluß, wo er eher drohen, als bitten, jedenfalls nicht Schwäche zeigen mußte, sagte Gladstone unbegreiflicher Weise wörtlich: „Ich gedenke nicht Herrn Bradlaughs Hierherkommen zu billigen; ich will nicht sein Erscheinen ermuthigen. Ich habe weder mit dem Einen, noch mit dem Anderen etwas zu thun ..... Nicht Herrn Bradlaugh will ich unterstützen oder ermuthigen; nur erklären wollte ich, daß wir keine Macht uns anmaßen sollen, die das Gesetz nicht in unsere Hand legt. Ich kann nur der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß ich den ehrenwerthen Herren auf der anderen Seite keinen Anstoß gegeben habe."

Die Tories riefen da Beifall und schlugen dann, im Verein mit den Ultramontanen und den bigotten Heulmaiern der liberalen Partei, die Regierung mit 275 Stimmen gegen 230. So war die liberale Mehrheit plötzlich sogar verschwunden und an ihre Stelle eine regierungsfeindliche Mehrheit unter der Führung der Tories getreten!

V.

Dieser Abfall der Liberalen vom Liberalismus ist, wenn man alle Umstände genau erwägt, geradezu empörend. Der Eid in England geschieht vor Gericht und im Parlament durch Leute des christlichen Bekenntnisses mittelst Küssens der Bibel. Den Angehörigen anderer Bekenntnisse sind die ihnen eigenthümlichen Schwurgebräuche gestattet. Für die Quäker, die Separatisten und die mährischen Brüder ist keinerlei religiöse Formel festgesetzt. Sie sagen einfach: „Ja, ja, nein, nein"; ihre bloße Erklärung an Eidesstatt ist deshalb genug. So gibt u. A. John Bright, der jetzige Kabinetsminister, im Parlament nur die einfache Versicherung ab. Der Hindu schwört, wenn er als Zeuge in England auftritt, beim Wasser des Ganges. Dem Chinesen erlaubt man in England vor Gericht, eine Tasse auf den Boden zu werfen; womit gesagt sein soll, daß der Eidleistende, im Falle des Falschschwörens, ebenso zerschmettert werden möge, wie das Porzellan. Eine Gottheit wird durch den Chinesen dabei nicht angerufen.

Bekanntlich hat man es den Bemühungen des jetzigen Abgeordneten für Northampton, dessen Abführung in den Parlamentskerker unlängst angeordnet wurde, zu verdanken, daß seit 1869 auch den Freidenkern erlaubt ist, vor Gericht eine einfache Erklärung an Eidesstatt abzugeben. Herr Bradlaugh hat dies wiederholt bei Processen gethan. Auch als er einmal

Digitized by Google

Obmann eines Geschwornengerichts war, genügte sein bloßes Wort dem Richter. Im Unterhause beanspruchte Bradlaugh zuerst nur dasselbe Recht wie John Bright. Streng genommen, steht ihm dabei die wörtliche Auslegung des Gesetzes — und in England legt man fast immer wörtlich, nicht nach der Absicht des Gesetzgebers, aus — vollkommen zur Seite. Es heißt nämlich in der betreffenden Acte über den Parlamentseid: „Jede Person von dem Bekenntniß der Leute, die Quäker genannt werden, und jede andere Person, die zu der Zeit, dem Gesetze nach, die Erlaubniß hat, eine feierliche Versicherung oder Erklärung abzugeben, anstatt einen Eid zu schwören, kann, anstatt den hier genannten Eid zu schwören, eine feierliche Erklärung abgeben."

Nun besitzt Bradlaugh vor Gericht diese Erlaubniß, und naturgemäß bezog er daher die Acte auf seinen Fall. Die Rechtsgelehrten des Landes stehen entschieden auf seiner Seite, einschließlich der jetzigen Kronanwälte und des früheren obersten Kronanwaltes Sir John Holker. Das Unterhaus jedoch wollte, weil die Anrufung einer Gottheit für Bradlaugh keine Bedeutung hat, ihm den Eid nicht erlauben, ihm aber auch die ohne religiöse Formel von John Bright abgegebene einfache Erklärung nicht gestatten!

Als die Wahlen im vollen Gange waren, forderte der „Einpeitscher" der liberalen Parlamentspartei, Herr Adam, einen dritten, mit Bradlaugh nebenbuhlerisch im Felde stehenden Bewerber zum Rücktritt auf, damit unter den Wählern von Northampton die nöthige Einigkeit erzielt werde. Eine förmliche Aufforderung, für Bradlaugh zu stimmen, erließ Herr Samuel Morley, der Führer der hochgläubigen Dissenter des Unterhauses. So wenig war damals die Gladstone'sche Opposition ihres Sieges bei den allgemeinen Wahlen gewiß, daß sie selbst nach der Hand eines verfehmten Freidenkers und Republikaners griff. Herr Bradlaugh seinerseits reihte sich bei dem Wahlfeldzuge ausgesprochener Maßen in die Heerschaar Gladstones ein. Seine Ansichten über Religion ließ er, obwohl Vorsitzender der englischen Freidenker-Vereine, gänzlich aus dem Spiel, kündigte auch an: er werde bei seinen betreffenden Vorträgen nirgends gestatten, daß man seinem Namen die Buchstaben „M. P." (Mitglied des Parlaments) in den Zeitungsanzeigen beifüge. Von seiner Wählerschaft weiß man, daß die Mehrzahl derselben weit entfernt ist, seine Meinungen in religiösen Fragen zu theilen; gleichwohl wählte sie ihn als den Mann des Volksvertrauens.

Und doch beschloß ein Unterhaus von so ungeheurer „liberaler" Mehrheit, diesen Mann in den Glockenthurm als Gefangenen zu stecken!

Ursprünglich konnte man ins englische Parlament nur als Mitglied der Staatskirche eintreten. Dann ließ man alle Leute von protestantischem Bekenntniß zu. Dann wurde auch den Katholiken das Thor geöffnet. Dann gestattete man den Juden Zutritt. Jetzt handelt es sich darum: ob einfach die bürgerliche Unbescholtenheit und das Vertrauen eines Wahlbezirks zu einer Abgeordnetenstelle berechtigen soll, oder ob man — wie John Bright es richtig nannte — religiöse Inquisition üben will.

Es sitzen heute schon im englischen Parlament nicht wenige Abgeordnete, die es im Punkte der Religion mit Lukrez, mit Shelley, mit Feuerbach und Strauß halten. Grote und Mill gehörten einst dazu. Der jetzige Herzog von Somerset, das Oberhausmitglied, kann wohl ebenfalls dahin gerechnet werden. Nur als Weltmänner schwören Viele den üblichen Eid, ohne das Gesicht zu verziehen. Ueberhaupt nimmt die anti-theologische, naturphilosophische Richtung in dem Lande Darwins, Hurleys und Tyndalls Jahr um Jahr immer mächtiger zu. Das Alles machte es einer liberalen Regierung, einer liberalen Mehrheit unbedingt zur Pflicht, im Einklang mit dem Gutachten der Kronrechtsgelehrten des früheren wie des jetzigen Kabinets ohne Zögern und Schwanken die sofortige Zulassung Bradlaughs zu beschließen.

Man that es nicht; und was war die Folge?

Zuerst eine Zerrüttung der Parlamentsmehrheit, nachdem sie kaum ein paar Wochen beisammen war; dann ein Auftritt an der Barre des Hauses, in welchem der „Eine Mann gegen die Sechshundert" stand, und zu seinem Vortheile stand; dann eine kurze Gefängnißposse mit darauffolgenden Massenkundgebungen im ganzen Land und selbst auf Trafalgar Square, dicht vor den Thoren des Palastes der Reichsvertretung — endlich eine Zurückzwingung des illiberalen Bruchtheiles der Liberalen in die Parteiverbindung und der vorläufige Triumph des „Wilkes der Neuzeit".

So war denn schließlich der Besiegte jene buntzusammengewürfelte Mehrheit, die sich durch ihren früheren fanatisch bigotten Beschluß nur selbst entehrt hatte.

Abermals bewies jedoch Gladstone bedenkliche Schwäche, indem er in der neuesten Beschluß des Unterhauses, den Bradlaughs Erklärung an Eidesstatt ermöglichte, die Worte einschob: „auf die Gefahr einer gerichtlichen Verfolgung hin". Damit warf man den Volksvertreter abermals den Schakalen der verbissenen Rechtgläubigkeit als Opfer hin. So verfuhr das Unterhaus doch nicht im Jahre 1833, als es sich um Zulassung des Quäkers Joseph Pease handelte. Keine Klausel wurde dem Beschluß damals beigefügt. In der That sollte ein Parlament sich nicht sozusagen selbst den Gerichten als muthmaßlichen Missethäter anzeigen.

Jetzt steht also die Gerichtshetze gegen den Abgeordneten bevor, dem nichts vorgeworfen werden kann, als daß er, gleich Anderen, ein Gelöbniß der Treue an Eidesstatt, unter Zustimmung des Parlamentes abgelegt hat. England genießt ausgedehnter Freiheiten; die Geschichte seiner Freiheitskämpfe ist eine ruhmvolle; fremde Völker können Großes aus ihr lernen. Um so häßlicher sticht der letzte Vorgang ab. Doch welches auch die unmittelbare Folge der kommenden Gerichtsverhandlungen gegen Bradlaugh sein mag, an dem endlichen Sieg des Grundsatzes der Gleichberechtigung auch in dieser Frage kann nimmermehr ein Zweifel sein.

Die Eidfrage hat einen faulen Punkt in der liberalen Mehrheit dargethan. Die Verhandlung über die Entschädigung der unbillig von Haus und Hof vertriebenen irischen Pächter nicht minder. In dieser letzteren Frage, in welcher das Kabinet größere Entschiedenheit entwickelte, stimmten wiederum nicht weniger als 21 „Liberale" mit den Tories; 50 andere „Liberale" blieben in ärgerlicher Stimmung weg. Mit nur geringer Mehrheit ging daher die Bill im Unterhause durch; bei den Peers wird man sichs merken, denn bei ihnen liegt die Entscheidung. Ueberhaupt greift der innere Zwiespalt in der liberalen Unterhauspartei bei jeder bedeutenderen Reformfrage schon so tief, daß von radicaler Seite an den Premier die Forderung gestellt worden ist: er solle, statt aller sonstigen Gesetzentwürfe, eine Bill für weitere Ausdehnung des Wahlrechtes einbringen, diese mit Anwendung des stärksten Druckes durchsetzen, und dann — „das allzu plutokratische Unterhaus auflösen".

Andere entschiedene liberale Stimmen aber warnen: aus solchem Verfahren könnte nochmals ein conservatives Unterhaus und Kabinet hervorgehen!

So erweist sich denn die sogenannte Mehrheit der 116 bei allen entscheidenden Gelegenheiten höchst unverläßlich. Mehr der gemeinschaftliche, obwohl den verschiedenartigsten Beweggründen entspringende Haß gegen das frühere Kabinet hat sie zusammengeführt, als das Band des wirklichen Freisinns. Viel bleibt daher noch unter dem Volke, wie im Parlament, zu thun, um die angeblich gewaltige Parteistärke für den Fortschritt wahrhaft nutzbar zu machen, während andererseits Gladstones auswärtige Politik leider an der Zuneigung zu jener gemeingefährlichen Autokratie krankt, die nur des Augenblickes harrt, wo sie im Osten wieder einen Wolfssprung thun kann.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zum fünfzigjährigen Professorenjubiläum des Lehrers der Kirchengeschichte Dr. Karl Hase zu Jena.

(15. Juli 1880.)

Du darfst es gar nicht übel nehmen,
Du mußt vielmehr Dich deß bequemen,
Daß man in Prosa und Gedicht
Am heut'gen Tage zu Dir spricht!

So kommt denn auch vom Ostseestrand
Ein schüchtern Verslein angerannt,
Verbeugt sich ziemlich tief und spricht:

„Ich grüße Dich, Du Kirchenlicht!
Dein Name drang und Deine Schule
Bis in die nebelferne Thule:
Nicht blos, weil hier auch hüpfen Häslein
Mit lichtem Har, neugier'gem Näslein:
Nein: weil in aller deutschen Welt
Vom Alpenschnee bis an den Belt
Man Dich in höchsten Ehren hält. —

Ich nannte Dich ein Kirchenlicht:
Das kannst Du anders leugnen nicht!
Doch gibt es sehr verschiedne Lichter:
Auch solche, welche gar nicht leuchten:
Vielmehr, — (so will es mich bedeuchten —
Doch was versteht davon ein Dichter!) —
Die Welt mit salbungsvollem Munkeln
Nach bester Möglichkeit verdunkeln.

Du aber bist kein solcher nicht:
Du bist ein rechtes Leuchte-Licht!
Hast andrer Lichter viel geweckt
Und Groß-Kophta's so arg erschreckt: —
Sie hätten gern Dich zugedeckt! —

Jedoch ein rechtes echtes Licht,
Das läßt sich gar verdecken nicht:
Dabei hat allzu kecke Hand
Die Finger manchmal sich verbrannt. —

Doch all' das, hochverehrtes Licht,
Ist mir Dein schönster Glanz noch nicht!
Vielmehr: daß Du von je ein Herz
Gehabt für deutschen Ruhm und — Schmerz,
Daß Du ob „kirchlicher Int'ressen"
Das Hauptint'resse nie vergessen:
Des deutschen Volkes Wohl und Weh!
(Denn: Andre . . . . . ach, Herr Jemine!)
So triebst Du's schon beinah vom Knaben:
(Sie sperrten Dich drum ein in Schwaben,
Zu Tübingen, im alten Städtchen:
Doch gab es dort gar gute Mädchen,
Die des Gefangenen, des Armen,
Mit christ-germanischem Erbarmen
Sich zärtlich — sagt man! angenommen! —
Zu großem Aergerniß der Frommen
Hast Du das selber drucken lassen!
Dies Letzte konnten sie nicht fassen!)

Und jetzt als Jubilar und als Greis,
Du echtes deutsches Herz, ich weiß,
Gilt das Dir doch als höchster Preis
In Deinem ruhmgekrönten Leben,
Daß Du das Reich sich sahst erheben!

Mög' uns der liebe Gott doch geben
Im Priesterkleid Mehr solcher Leute:
Das ist für uns mein Wunsch für heute,
Weil solche wir gar schmerzlich bräuchten!

Dir aber wünscht mein Herz und Mund,
Daß Du noch viele Jahr gesund
Und hell und frisch und froh magst leuchten:
Ein echtes deutsches Kirchenlicht."

Hier endet Wunsch sich und Gedicht
In meinem und der Freunde Namen
Mit einem tiefempfundnen Amen!

Königsberg, Juli 1880. Felix Dahn.

Lessings persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock.*)

Vorliegendes Werk ist ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von einem Jünger der philologisch-historischen Richtung, beachtenswerth durch umfassende Gründlichkeit, wie durch Maß und Klarheit. Zwei Männer von entscheidender Bedeutung für den Entwicklungsgang des deutschen Geistes treten in ihrer Eigenthümlichkeit wie in ihren Beziehungen zu einander hervor und der Verfasser weiß jedem derselben gerecht zu werden. Das Thema war vor fünf Jahren von der Münchener Universität für ihre Studenten auf Antrag von Bernays als Preisaufgabe gestellt worden, Munckers Arbeit war gekrönt worden. Sie hatte das Material mit Fleiß zusammengebracht, mit Geschick geordnet, der Sache ansprechend dargestellt. Zu vermissen war freilich ein in großen Zügen entworfenes Bild beider Männer nach ihrer ästhetischen und geschichtlichen Bedeutung und eine breitere Darlegung des Hintergrundes, von welchem dies Bild sich abhebt. Der Verfasser sah dies ein, und statt seine Abhandlung sofort zu veröffentlichen, ließ er sie reifen, er durchforschte das Zeitalter Klopstocks bei dessen Auftreten und die Wirkung dieses Auftretens bei Freund und Feind, und eröffnete seine Schrift mit einer Charakteristik der beiden so verschiedenen Geisteshelden, deren Wechselwirkung er darlegte.

An Gründlichkeit der Forschung läßt es die neuere Schule nicht fehlen, aber die jungen Männer wissen häufig in der Mittheilung kein Maß zu halten. Wenden sie sich auf Schriftsteller, die keinerlei maßgebende Bedeutung hatten und nichts immerdar Geltendes geschaffen haben, so vergessen sie, daß solchen wohl ein Aufsatz, aber kein dickes Buch gebührt; denn wer als wieder ein Literarhistoriker soll das letztere lesen? Der Eine schreibt mehr über seinen Helden als dieser selber geschrieben hat, der Andere gibt uns von einem Dutzend vergessener Dramen einen Auszug auf 200 Seiten, statt eins oder das andere zu analysiren und die Darstellungsweise im Allgemeinen zu charakterisiren; der Dritte findet Handschriften von Dichtungen, die Niemand mehr um ihrer selbst willen liest, und theilt uns nun all die Aenderungen mit, welche der Verfasser während des Druckes vorgenommen. So etwas mag bei einem tiefsinnigen meisterhaften Gedichte, wie das Ideal und das Leben von Schiller, am Orte sein, da wird uns der Gedanke des Dichters um so klarer, wenn wir sehen, wie derselbe auf verschiedene Weise ge-

*) Von Franz Muncker. 8. IV u. 232 S. Frankfurt 1880, Literarische Anstalt, Rütten und Loening.

Digitized by Google

formt ward, ehe er dem Meister selber genügte; oder wir finden mit Bewunderung, wie Schiller den rhythmischen Fluß und Schwung in seinem Spaziergang steigerte, wenn wir die erste Fassung in den Horen mit der zweiten in der Sammlung der Gedichte vergleichen. Aber stehen wir nicht im Alexandrinerthum völlig mitten inne, wenn Christian Felix Weißes Tragödien oder Maler Müllers Idyllen auf die angegebene Art behandelt und Abhandlungen zu dicken Büchern angeschwellt werden? Muß denn ein junger Mann sein ganzes Material veröffentlichen, statt aus demselben das geschichtlich Wichtige oder künstlerisch Werthvolle sichtend hervorzuheben und zu veranschaulichen?

Die Würdigung Klopstocks, welche Munckers Schrift eröffnet, ist wohlgelungen. Echte Begeisterung, lebendige Empfindung und schöpferische Phantasie kennzeichnen den dichterischen Genius, der durch Erfindungskraft und Kühnheit der Rede der Schöpfer unsrer poetischen Sprache geworden; er durfte mit Stolz von sich rühmen:

Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählterer Schall,
Bewegterer edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtung,
Und sie und sie, die Religion,
Heilig sie und erhaben,
Furchtbar und lieblich und groß und hehr,
Von Gott gesandt,
Haben mein Mal errichtet. Nun steht es da,
Und spottet der Zeit, und spottet
Ewig gewähnter Male,
Welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmer sind.

Das hält der Verfasser dem trefflichen Danzel entgegen, dem verdienstvollen Biographen Lessings, den der Tod vor Vollendung seines Buchs hinwegriß; Danzel sah in Klopstock den unreifen Gymnasiasten, der ohne heitre Männlichkeit sich in eine hohenpriesterliche Würde hinaufschraubte. Muncker sieht in ihm den frühreifen Genius, der bei seinem Auftreten fertig dastand, die Religion, das deutsch Vaterländische und die Antike in lebendigem Gefühl verschmolz und, wie es bei Revolutionen gewöhnlich ist, das neue Princip einseitig und überschwänglich der Nachahmung des Ausländischen, Französischen, der flachen Nüchternheit und verständigen äußerlichen Regelrichtigkeit gegenüberstellte. Seine Poesie ist lyrisch musikalisch, das macht eine Reihe seiner Oden unsterblich, aber das macht sein Epos, den Messias, zum elegischen Hymnus, dem es an Handlung wie an plastischer Anschaulichkeit gebricht. Zu dieser Auffassung hat uns Schiller angeleitet in dem herrlichen Aufsatz über naive und sentimentale Poesie, diesen grundlegenden Worten für die ästhetisch-geschichtliche Betrachtung der Literatur des Alterthums und der Neuzeit, denen auch ich in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung zu folgen trachtete. Nur das möchte ich bei Muncker berichtigen. Nicht im Stoff, wohl aber in Klopstocks theologisch-dogmatischer Auffassung liegt zu wenig Handlung, zu viel Leiden für ein Epos. Nahm Klopstock den Stoff so menschlich einfach, wie ihn die Passionsgeschichte der Evangelien bietet, so blieben das Jenseits mit Engeln und Teufeln im Hintergrund, so galt es die reale Weltlage, das Judenthum im Gegensatz zum Heidenthum, zur politischen Macht der Römer wie zur Weisheit der Griechen zu veranschaulichen, in der Größe wie in den Mängeln des Alterthums den neuen Lebenskeim des Christenthums sich entfalten zu lassen, Jesus im Kampfe mit jenen Mächten darzustellen. Da mußte freilich das Gedicht am See Genezareth beginnen, wir mußten dort den Entschluß Jesu miterleben, aus diesem idyllischen Wirken hinauszutreten auf die Bühne der Welt, todesmuthig seine Sache in Jerusalem zur Entscheidung zu bringen; wir mußten sehen, wie er durch den Opfertod sie zum Sieg führte, wie er im Geist der Seinen auferstand. Wie ergreifend wirkte doch, und wirkt zum Theil noch, trotz des Spielgeldes und der städtischen Extrazüge, die dramatische Darstellung der schlichten evangelischen Geschichte in Oberammergau! Warum sollte der musikalischen Darstellung Jesu bei Händel und Bach, der bildnerischen von Michel Angelo und Rafael, von Dürer und Tizian sich nicht eine poetische ebenbürtig gesellen? Da müßte sich freilich das fromme Gefühl Klopstocks mit der Geschichtskenntniß, dem philosophischen Tiefblick und der das Geistige versinnlichenden Darstellungskraft verbinden, die Klopstock mangelten, die Milton und Dante in viel höherem Maße besaßen; der Dichter müßte im Vollbesitz der Gedankenbildung unsrer Zeit sein, wie Beide es zu ihren Tagen waren. In dieser Hinsicht hat Danzel so Unrecht nicht: Klopstock konnte uns von Gott und Welt nicht viel sagen, weil er zu wenig davon wußte. Der Dichter hat, wie auch Muncker bemerkt, die Ausdrucksweise im Messias in den spätern Auflagen immer dogmatisch-orthodoxer gemacht, statt sie philosophisch zu vertiefen und geschichtlich zu individualisiren.

Auch in Bezug auf Klopstocks Sprache, seiner Verdienste für Metrik und Rhythmik wie seiner Verkennung des Reims macht Muncker gute Bemerkungen, indem er den ästhetischen und historischen Gesichtspunkt verbindet. Das scheint mir das einzig Richtige, und hat seit Herder und Winckelmann auch in der Literatur- und Kunstgeschichte gegolten; neusterdings tritt man von verschiedenen Seiten her dem entgegen; man will eine „exacte" Wissenschaft „dem Dilettantismus" des Denkens gegenüberstellen; Documente in den Archiven, Handschriften, Rücksicht auf Technik, Notizenkram sollen das Stilgefühl, sollen die Beziehung auf das Ideal des Schönen, sollen die Betrachtung, welche Idee und wie sie im Kunstwerk Gestalt gewonnen hat, ersetzen. Ich weiß durchaus zu schätzen, was die philologisch kritische Methode, was die Durchforschung alter Urkunden, was der scharfe Blick auf die Pinselführung, was die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben für Literatur- und Kunstgeschichte leistet: ein sichrer Grund des Thatsächlichen wird dadurch gewonnen, vielfach tritt das Historische erst jetzt an die Stelle der Legende, und mancher belehrende Einblick in die Werkstatt des schöpferischen Geistes wird uns gewährt. Aber all dies ist doch nur Mittel zum Zweck. Der Zweck kann doch nur der Genuß des Schönen und die Erkenntniß des Wesens und der Entwicklung des menschlichen Geistes sein. Die historische Würdigung, welche uns die Kunstwerke als Früchte am Lebensbaum ihrer Meister aufzeigt, uns die Bedingungen kennen lehrt, unter welchen sie gereift, uns die Bedeutung erklärt, welche sie für ihre Zeit und ihr Volk hatten, sie erhöht zugleich durch das Verständniß auch die Genußfähigkeit. Ich weiß nicht, warum Männer wie Woltmann, wie Thausing sich für Scheidung von Aesthetik und Kunstgeschichte erklären; ihre Bücher über Holbein und Dürer behandeln ja selber geschichtsphilosophisch die beiden Meister im Lichte der Culturentwicklung und würdigen ihre Werke, was gar nicht möglich wäre, wenn sie nicht den Ideengehalt der Stoffe und die künstlerische Form darauf hin prüften, ob und wie solche einander entsprechen und das, mein' ich, ist ein ästhetisirendes Verfahren. Wenn dagegen Felix Bobertag im Goethejahrbuch den Fortschritt preist, den das Vertauschen der philosophischen mit der historisch-philologischen Behandlungsweise in Bezug auf Goethes Faust thue, und uns nun seine allerdings ganz unphilosophischen Erörterungen über Faust und Helena vorträgt, so bleibt Alles, was er bietet, in seiner Breite ohne Tiefe doch so völlig unzulänglich, daß man am Ende sich fragt: aber was meint er denn eigentlich und was ist denn Goethes dichterische That? An ein willkürliches Construiren aus reinen Begriffen, an die Darlegung vermeintlicher Nothwendigkeiten alles Geschehens denkt ja längst unsre Philosophie nicht mehr; sie läßt ja längst neben dem logisch Gesetzlichen dem Thatsächlichen und Freien sein Recht, sie lehrt ja selbst, daß wir der Erfahrung zur Erfüllung der Kategorien unsres Verstandes bedürfen, daß wir wohl die unumgänglichen Bedingungen, die ewigen Normen des Seins aus reiner Vernunft entwickeln, das Reale aber, das sich kraft und innerhalb derselben entfaltet, nicht aus ihnen erfolgern, sondern empirisch aufnehmen müssen. Unsre ästhetischen Theorien gründen wir ebenso sehr auf die Natur des Geistes und des Stoffes, als wir sie aus den Meisterwerken der Künstler ableiten; das können wir aber nur dadurch,

Digitized by Google

daß wir das Meisterwerk vom Stümperwerk unterscheiden. Und gibt es eine Literatur- oder Kunstgeschichte ohne solche Unterscheidung? Können wir eine Dichtung von so unerschöpflichem Gehalt wie Goethes Faust ohne philosophische Bildung erklären? Ich wenigstens halte die paar Seiten in meiner Ausgabe (Brockhaus' Nationalbibliothek) dem langen Gerede Bobertags zum Trotz aufrecht, und bedaure, auch gar nichts von ihm gelernt zu haben, während ich Löpern für die Betonung der Heroine in der Helena herzlichen Dank sage; das ergänzt die Auffassung, die in ihr das Ideal klassischer Schönheit sieht.

Doch wenden wir uns zu Muncker zurück, der uns nun, nach der Schilderung von Klopstocks dichterischer Eigenart, die Wirkung seines ersten Auftretens auf die streitenden Parteien der Leipziger und Schweizer, Gottscheds und Bodmers, aus den Quellen berichtet, und unter den schwärmerischen Anbetern und Nachahmern wie unter den unverständig verständigen Ankläffern und seichten Versemachern die maßvoll und maßgebende Kritik des jungen Lessing in ihrem rechten Licht und Werth erkennen läßt. Bei Lessing überwiegt der Verstand, aber der gesunde, echte; er ist überall wie Kant auf wissenschaftliche Unterscheidung und auf das Innehalten der Grenzen bedacht; er ist der Wahrheitsuchende im rastlosen Kampf mit Irrthum und Uebertreibung; ein Befreier des deutschen Geistes vom fremden Joche, der die herkömmlichen Regeln durch die ewigen Gesetze der Kunst ersetzt; er ist ganz dramatisch angelegt, seine Stärke ist die schlagfertige Dialektik: so erscheint er wie ein Gegensatz zu Klopstock, und zunächst nur darin ihm gleich, daß der Mensch und der Schriftsteller in Beiden eins waren. Wie leicht hätten sie erbitterte Feinde werden können! Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie einander förderten und verstanden.

Muncker wiederholt für mich etwas zu nachdrücklich, daß Lessing kein geborener Dichter gewesen. Aber hätte er es mit Hülfe kritischer Einsicht je werden können, wenn er es nicht in ursprünglicher Anlage gewesen wäre? Freilich ein Lyriker war er nicht, aber hätte er Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan den Weisen schaffen können, ohne daß das Ganze dieser Werke einmal innerlich und unwillkürlich in ihm aufgeleuchtet wäre? Eine geniale Anschauung mußte der überlegenden berechnenden Ausführung vorausgegangen sein. Ja Lessing hätte von jener lebendigen Quelle, die in so vollen, so reinen Strahlen im Dichtergemüth aufschießt, gar nicht so herrlich reden können, wenn er sie nicht in sich gespürt hätte. Das selbstbewußte Machen überwog das unbewußte Werden; aber so wenig wie Goethe und Schiller im dunkeln Unbewußten blieben, so wenig konnte Lessing ohne dasselbe beginnen. — Auch da muß ich Muncker widersprechen, wo er behauptet, Lessings Ansicht vom Wesen und von der Aufgabe der Poesie sei stets moralisch befangen geblieben. Wie? Verdanken wir nicht gerade ihm ein grundlegendes und befreiendes Wort hierüber? Er sagt im Laokoon: daß die Kunst weder zur Belehrung noch zur Besserung diene, sondern das Schöne um seiner selbst willen darstellen soll; so werde das Gemüth erleuchtet, die Gesinnung veredelt. Es ist auf Lessings eigene Aussprüche begründet, wenn Muncker fortfährt: „Das Drama wie jedes größere Dichterwerk sollte ihm einen Ausschnitt aus dem Weltganzen geben, in welchem, wie in der Welt selbst, alle Dissonanzen sich endlich in Harmonie auflösen, in welchem die sittliche Ordnung zwar durch Widersprüche und Uebergriffe des Einzelnen auf Augenblicke gestört werden kann, schließlich aber immer über den untergehenden Frevler den Sieg erlangt." Wollte man das eine moralisirende Tendenz heißen, so wären die größten Dramatiker, Aeschylus und Shakespeare voran, solcher verfallen. Ohne moralisirende Absicht stellt alle echte Kunst das Seinsollende als seiend dar; sie offenbart im Einzelgeschick das Weltgesetz, sie lichtet das Dunkel des Lebens, in dem sie den innersten Sinn und den Werth der Wirklichkeit uns erschließt, und wir gewinnen das volle Wohlgefühl des Schönen stets nur dann, wenn mit unsrer sinnlichen Empfindung in Anregung und Befriedigung zugleich unsre Vernunft und unser Gewissen harmonisch angesprochen werden. Und, das mein' ich, wollte auch Lessing.

Mit bewundernswerther Sicherheit weist der angehende Schriftsteller Lessing darauf hin, daß selbst ein so großes Werk wie der Messias durch die Uebertreibungen der Anhänger den ruhigen Seelen verleidet werden könne, indem sie sich sagten:

> Das Singen, das den Frosch im tiefsten Sumpf entzücket,
> Das Singen muß ein Quaken sein.

Lessing schied den Meister von seinen schülerhaften Schülern: „Wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigene Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen, doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter."

Lessing nannte den Messias „den ewigen Gesang, durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang"; er möchte den Verfasser um dies Werk beneiden, das unserm Vaterland die Ehre sicher stelle, schöpferische Geister zu besitzen; er sah in Klopstock einen Dichter im vollen Sinne des Wortes; er pries die Art und Weise, wie in den Oden Empfindungen zu Bildern werden. Aber er war sein lebenlang dem Grundsatz seiner Kritik getreu: „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister". So in der Jugend, so in den Tagen männlicher Reife, in den Literaturbriefen. Wie Klopstock an seinen Dichtungen strich oder änderte was Lessing getadelt hatte, so folgte Lessing aufmerksam der Sorgfalt, mit welcher Klopstock bei wiederholtem Abdruck seine Werke feilte. „Veränderungen," schrieb er, „und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln."

Auch in seiner Polemik, die er in den Literaturbriefen gegen den „Nordischen Aufseher", die letzte moralisirende Wochenschrift in deutscher Sprache, wiederholt führte, verweilt Lessing mit Lob bei Klopstocks Beiträgen, sprach sich aber gegen dessen Vermischung von Empfindungen und Gedanken in religiösen Dingen aus. Als da Basedow die Frage aufwarf: ob Lessing denn wirklich Klopstocken gewogen sei, antwortete er: „Ich bin ihm im Ernste gewogen wie allen Genies. Aber deswegen weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten; gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Esel ohne zu straucheln geht."

Lessings Aufenthalt in Hamburg und seine späteren Reisen dorthin brachten ihn in persönliche Berührung mit Klopstock. Bei aller Anerkennung war Klopstock anfangs vorsichtig in der Annäherung, bis Lessing mehr und mehr auch seine Freundschaft gewann. Mit ihren Hoffnungen auf den jugendlichen Joseph II. und auf die Gründung einer deutschen Akademie in Wien gingen sie Hand in Hand und betrachteten die Sache als eine gemeinsame. Ebenso waren sie verbunden in ihren Bestrebungen für ein deutsches Wörterbuch und für die ältere vaterländische Literatur. Wenn Lessing auch Klopstocks biblischen und germanischen Dramen keinen Geschmack abgewinnen konnte, den Messias und die Oden hielt er stets hoch und pries sie als Werke, die den deutschen Namen auch dem Ausland gegenüber zu Ehren gebracht. Und in Klopstocks Gelehrtenrepublik wird Lessing mit der Leitung des Theaters betraut und gegen manche Angriffe liebevoll vertheidigt. Es war ein Bündniß von Phantasie und Kritik, das die Blüthe unsrer Literatur vorbereitete, dem die innige Genossenschaft Goethes und Schillers folgte.

Muncker hat hier keine Spur jenes garstigen Neides bei Lessing gefunden, den Woldemar Freiherr von Biedermann dem herrlichen Manne in Bezug auf Goethe Schuld gibt. Ist es denn nicht natürlich, daß Lessing darüber erschrak, wie der

Digitized by Google

geniale Wildfang in seinem Götz das Alles in Frage stellte, was er zur Begründung eines deutschen kunstgerechten Dramas als Dichter und Kritiker gethan, und worin er ein maßgebendes Lebenswerk zu sehen berechtigt war? Hat denn der Werther, den unsre heutigen Realschüler mit kalter Ironie ansehen mögen, nicht damals die Gemüther der Jugend so hingerissen, daß ein abkühlendes Wort nöthig scheinen konnte? Nicht gegen den Roman als Kunstwerk, nicht gegen die dichterische Zeichnung Werthers sprach Lessing sich aus, sondern er fand, daß der Charakter seines Freundes Jerusalem darin nicht naturtreu geschildert sei, und darüber sind wir ja längst einig. Und wenn Lessing, der seine Sendung in der Geschichte des deutschen Geistes so großartig erfüllt, einem neu aufgehenden dichterischen Genius und dessen eigenthümlich neuer Weise auch nicht mit vollem Verständniß gerecht geworden, ja wenn er es auch dann nicht geworden wäre, als Goethe selber Maß und Klarheit gewonnen und die Iphigenie geschaffen, — so sollte man ohne Beweise so wenig von Neid reden, als die seltsame Behauptung aufstellen: Goethe habe in seiner Stella zeigen wollen, wie Lessing seine Miß Sara Sampson hätte dichten sollen!

Für zwei Aufgaben scheint Muncker nach dem vorliegenden Buch berufen, für beide scheint er Studien zu machen, und beide werden, wenn sie gelingen, den Freunden unsrer Literatur willkommen sein, eine kritische Ausgabe von Klopstocks Oden und Messias, und eine Schrift über Klopstocks Leben und Werke.

M. Carriere.

Die Düsseldorfer Kunst- und Gewerbeausstellung.

IV.

In Weimar und in Karlsruhe hat, ob auch auf künstlich bereitetem Boden, unter sorglicher Pflege die seit kaum länger als zwanzig Jahren dorthin verpflanzte bildende Kunst, oder genauer: die Malerei, viele erfreuliche und gesunde Früchte getragen, welche den Vergleich mit den in älteren deutschen Kunststädten erwachsenen nicht zu scheuen haben. Die Geschichtsmalerei größeren Stils zwar findet heute in der Stadt Goethes kein rechtes Feld für ihre Schöpfungen. Pawels ist längst nach Dresden übersiedelt. Plockhorst, Thumann, Schauß haben Weimar verlassen.

Struys, welchem die Begabung nicht fehlt, die Wirklichkeit groß aufzufassen und Gegenstände von packendem Interesse mit ungewöhnlicher malerischer Kraft darzustellen, wendet dieselbe mit fast ausschließlicher Vorliebe auf die Schilderung leidvoller, erschütternder Vorgänge aus dem Leben der Armen und Elenden, der „Stiefkinder Fortunas", der unter der Last der moralischen und physischen Noth hoffnungslos seufzenden untern Schichten der modernen bürgerlichen Gesellschaft an. Ein neues Werk brachte auch er nicht zur Ausstellung. Sein großes Bild „Enttäuschung" — die arme Alte vor der Thür des Metzgerladens ihre Pfennige zählend, deren Summe nicht ausreicht, um das erwünschte Stück Fleisch zur Mahlzeit für die kleine hungernde Enkelin neben ihr zu kaufen — hat vor zwei Jahren in Berlin bereits gerechte Anerkennung gefunden.

Fast sämmtliche aus Weimar gesendete Genrebilder sind wie dieses Struys'sche von früheren deutschen Ausstellungen bekannt: Sturtzkopfs „Lesender Anachoret", ein mit consequentem Naturalismus in wahrhaft Zola'schem Sinn mit großer Tüchtigkeit und Energie der Farbe und des Machwerks gemalter halbnackter Greis; Hasemanns „Kirmeß in Thüringen" und „Einweihung einer Friedenseiche in einem Thüringer Dorf"; Zimmers „Nach der Treibjagd", „Heimkehr vom Christmarkt", „Sonntagsvergnügen auf dem Lande"; Ziegras „Polonaise" im Garten, von Herren und Damen aus der Zeit des Directoriums getanzt. O. Piltz und Ziermann, die neben Zimmer und Hasemann hervorragendsten im humoristischen Genre unter den Weimarer Genossen, sind mit zwei neuen Bildern vertreten. Das „Federnschleißen" in einem Dorfhause stellte der Erstere dar. Ein wunderliches, malerisches Experiment. Weiber, junge Dirnen, kleine Mädchen sind in einer niedern Bauernstube neben den mit Bettfedern gefüllten Körben mit Federnschleißen beschäftigt. Die kleinen leichten Daunen fliegen dabei wie Schneeflocken in der Luft des Raumes umher. Das ist mit vielem Behagen an der absonderlichen malerischen Aufgabe und mit genauem Studium dargestellt. In den Gesichtern und Gestalten der kleinen und großen Arbeiterinnen bewährt Piltz wieder seinen alten guten Humor und seine ungeschminkt realistische Schilderungskunst. Ziermanns Stärke liegt in der außerordentlich minutiösen Detailausführung. Die Gesammtwirkung seines hier ausgestellten Bildes „Auf dem Holzwege", bleibt dafür etwas matt und flau.

C. Geibel, der in etwas nüchterner Manier klar, genau und glatt Bilder von den städtischen nnd den Landstraßen zu malen pflegt, wählte den „Goethe-Platz" in Weimar zum Gegenstand eines mit echt Weimarisch-bescheidenen Straßenlebens charakteristisch staffirten Gemäldes. Rohlfs stellt das, schon in Berlin gesehene, „Altrömische Maurer" auf dem Gerüst arbeitend aus, das in der Malerei der hagern, sehnigen, halbnackten Gestalten und, in der, ohne besonders tiefe Schatten darin erreichten Sonnenhelligkeit das Talent seines Urhebers beweist. Zwei hervorragende Leistungen der decorativen Malerei sind: Fr. Rheinfelder-Anspachs Compositionen im Roccocostil auf Goldgrund für einen Panneau oder einen Aufsatz gedacht, Farbenskizze von phantasiereicher, graziöser und lustiger Erfindung, die in Feldern, welche durch krause goldene Umrahmungen gesondert werden, Göttinnen und Amoretten in den Wolken eines altfranzösischen Roccoco-Olymps zeigt; und W. Friedrichs Wandschirmmalereien: Putten, Blumen und Ornamente auf mattschwarzem Grunde.

Die Weimarische Landschafterschule besteht ehrenvoll den Wettkampf mit jeder andern deutschen. v. Gleichen-Rußwurms Herbstlandschaft „Fallende Blätter" ist ein Werk von großer Naturauffassung, poetischer Empfindung bei solidem Realismus der Schilderung; Weichbergers „Altes Stadtthor" (Naumburg a. d. S.), seine sonnendurchblitzte, von Bächen durchrauschte „Buchen-Waldeinsamkeit", seine „Frühlingslandschaft"; Tübbeckes Winterbild in Sonnenuntergangsbeleuchtung „Auf der Eisbahn"; Malchins, des ihm so sinnes- und kunstverwandten, „Thüringische Winterlandschaft", „Norddeutsche Landschaft mit der Schafheerde" oder „Frühlingsanfang"; Buchholz' „Wald im Spätherbst" und „Sommerlandschaft"; Rettichs „Strandlandschaft", „Birken im Herbst" und „Herbststimmung"; Ridels Landschaften: „Am Teich", „Thüringische" und „Herbstlandschaft", sind ebenso viele charakteristische Muster dieser dort herrschenden Richtung der Landschaftsmalerei, welche das, was die Franzosen „paysage intime" nennen, mit glücklichem Erfolg cultivirt. Auf die Wahl des vom Laien als besonders schön, erhaben, ideal, anmuthig oder romantisch in der Natur Bewunderten verzichten diese Künstler durchaus. Dem anscheinend Reizarmen seine Reize abzulauschen, gilt ihnen als die wahre Aufgabe ihrer Kunst. Graf Kalckreuth, der unübertroffene Maler der Alpenwelt, der ehemalige Director der Weimarischen Kunstschule, ist auf die Richtung ihrer Landschafter fast gänzlich ohne Einfluß geblieben.

Stärker ist der seines gegenwärtigen Nachfolgers Th. Hagen gewesen, dessen charakteristische Eigenthümlichkeiten in der hier ausgestellten großen Gebirgslandschaft und in der das „Schloß Dhaum" darstellenden in voller Entschiedenheit hervortreten: das „Schwarzsehen" der Natur, und die resolute Energie in dem Hervorbringen der düsteren oder der durch den etwas outrirten Gegensatz nur um so frappanteren Licht- und Tonwirkungen.

v. Schennis geht in dieser Richtung noch über ihn hinaus. Die Töne, die er in Licht und Dunkel der Landschaft leiht, entstammen der subjectiven coloristischen Phantasie, welcher die Natur kaum ein Vorbild dafür gab. Outrirt wie die Farbe und die Lichteffecte, ist auch der übermäßig impastirende Vortrag dieser Bilder. Poetischer Reiz ist ihnen trotz alledem nicht abzusprechen. — Kühn, ein bisher noch kaum bekannt gewesenes Talent der Weimarischen Landschafterschule, tritt hier mit einem großen Bilde von sehr bedeutenden Qualitäten der Conception und

Digitized by Google

Malerei, der Landschaft „Mühle im Walde" hervor. Die Weimarische Bildnißmalerei vertritt einzig Behmer mit einer in Oel gemalten Porträtgruppe „Mutter und Kind" und — interessanter noch — mit der Zeichnung dreier Schwestern. Durch zarte Farbenandeutung weiß Behmer diesen fein charakterisirten Köpfen eine anmuthige Lebendigkeit der Erscheinung zu geben.

Die Karlsruher Schule macht als malerisches Gesammtwesen vortreffliche Figur auf der Ausstellung. E. Hildebrand zwar hat sich fern gehalten. Aber Ferdinand Keller sandte eine der glanzvollsten malerischen Schöpfungen, die ich von ihm kenne: „Hero und Leander". Der entseelte herrliche Jünglingskörper wird nahe der Felsenküste von der noch immer hohl gehenden See dahergetragen; auf den brandenden Wogen schwimmt die mit vollendeter Wahrheit gezeichnete Gestalt. Einzelne Möven wiegen sich graziösen Schwunges dicht über ihm und den grünlichen Wellen. Schon hat ihn Hero erspäht, die von der Höhe des Ufers auf dem Klippenpfade hinabgeeilt kommt. Der Sturm faßt ihr rothes Obergewand und weht es weit hin zur Linken. In wilder Verzweiflung scheint sie sich in demselben Augenblicke in die Tiefe hinabstürzen zu wollen. Leider erscheinen die Beine, welche das wehende rothe Gewand frei läßt, eigenthümlich schwer und unbeholfen in der Form. Der nach der Höhe hin verkürzte zarte Oberkörper sieht aus, als gehörte er nicht recht dazu. Aber das Ganze ist ein Bild von ungewöhnlicher poetisch-malerischer Größe und Schönheit, und im Ton von seltener Kraft, Tiefe und edlem Schmelz. In Marie Gratz besitzt Karlsruhe eine treffliche Bildnißmalerin.

An Landschaften sandte die Schule fast durchweg auserlesene Stücke. Zu denen seiner längst bekannten und gefeierten Meister Gude und Bracht ein Bild von Schirm, der sich damit in die Reihe unserer Besten einführt, grandios in den Maßen, wie in der Auffassung der darin geschilderten Hochgebirgsnatur. Das „Grundübelhorn" in abendliche Gluth getaucht, von der ein Schimmer noch die beschatteten Flächen der gewaltigen Felsenmassen des Vordergrundes streift, schildert das mächtige Bild mit einer seltenen Kraft der Wahrheit, und erreicht, was man bei Hochgebirgs-Darstellungen nur zu oft vermißt, den vollen Eindruck des Ungeheuren der Verhältnisse mit dem der starren Erhabenheit dieser einsamen öden Felsenwüste.

A. Rheinemann, ein nach Karlsruhe übersiedelter Berliner Landschafter, hat sich dort rasch zu einem hohen Grade von künstlerischer Tüchtigkeit herangebildet. Schon auf der vorjährigen Berliner Ausstellung erfreuten wir uns an der meisterhaften Schilderung des süditalienischen Meeres und seiner Küsten im ruhigen Sonnenglanz eines blauen Tages, auf dem hier wieder ausgestellten Strandbilde von ihm. Er fügt ein zweites „Küste von Amalfi" hinzu, welches ein prachtvolles Stück südlicher Natur unter düsterm Himmel in noch interessanterer Lichtwirkung zeigt. In der Breite und markigen Kraft der Malerei kommt es dem ersteren durchaus gleich.

Conrad Lessing, der Sohn des im vorigen Monat verstorbenen Meisters, beweist in einer Harzlandschaft von ernster Tonstimmung und tüchtigem Machwerk, daß das Talent der Landschaftsmalerei des Vaters nicht ohne Erben geblieben ist. — Unter dem Einfluß Kellers, der in allen Decorationen als Muster und Meister des Geschmacks, des Erfindungsreichthums und der prächtigen Farbenwirkungen gelten kann, haben sich zwei Künstlerinnen von verwandter Begabung und Kunsttüchtigkeit in der „Nature morte" des Stilllebens entwickelt: Hermine von Preuschen, jetzt in Darmstadt, und Margaretha Hormuth. Beide stellen hier brillante derartige Arbeiten aus (die Erstere auch einen von ihr bemalten dreitheiligen Wandschirm), die durch ähnliche Eigenschaften des geschmackvoll prächtigen Arrangements, große coloristische Energie und Feinheit ausgezeichnet sind. Rich. Kreß, der Maler eines Jagdstillebens, Helene Stromeyer, eine der besten Blumenmalerinnen, Math. Kopp sind ferner zu nennen. Der in Frankfurt a. M. lebende W. Amandus Beer ist eine ganz eigenartige Erscheinung unter den Malern. Sechs Bilder die er hier ausgestellt, Scenen aus dem russischen Volksleben, die meist in winterlandschaftlicher Umgebung spielen, sind sehr merkwürdig. Ihre porzellanige Glätte, der kalte, grau-rosige Ton der Landschaft wie der kleinen Figürchen macht ihre Totalwirkung bei oberflächlicher Betrachtung gar nicht besonders anziehend. Je näher man sich aber auf sie einläßt und mit ihnen im Einzelnen beschäftigt, desto mehr wird man überrascht und erfreut durch die aufs Glücklichste getroffene naive Lebens- und Naturwahrheit in jedem Zuge dieser echt charakteristischen Gestalten und allen Theilen der Landschaft. Nach dieser Seite hin zeigen sie Aehnliches erreicht, wie in den bewunderten Aquarellen des verstorbenen Engländers Walker.

Ein Paar der wunderlichsten Heiligen sind unter den Frankfurter Malern der aus München übersiedelte Thoma und W. Steinhausen, der Maler und Zeichner heiliger Geschichten, zu nennen. Die tiefe, ehrliche, wahrhaftige, religiöse Gemüthsinnigkeit hilft in den Arbeiten des Letzteren oft über schlimme Unzulänglichkeiten des Malers hinweg. Der Erstere bleibt für Alle außer für die Gemeinde seiner Bewunderer, die auch ihm nicht fehlt, ein kaum begreifliches Räthsel, das seine hier ausgestellten Bilder nicht verständlicher machen. Hamel, ein Maler historischer Genrebilder, Burnitz, Mehler, Maurer (dieser in dem nahen Kronberg), die Landschafter, stellen einige beachtenswerthe Werke aus.

Wien hat sich der deutschen Ausstellung gegenüber sehr zurückhaltend gezeigt. Die treffliche Meisterin der Landschaftsmalerei Tina Blau sendete ein Paar Venetianische Ansichten und ein kleines Blumenstück „Frühlingsblüthen" von außerordentlicher Feinheit der Tongebung; H. Darnaut ein Paar liebenswürdige intime Landschaften: Holsteiner See und Motiv aus Neckar-Steinach, letztere zumal in einen Silberton von der schönsten Wirkung gestimmt. Hoffmanns fünf Bilder vom alten Athen und seine „Griechische Landschaft mit Centauren" zeigen den poetischen, hochgestimmten, stilvollen Compositeur. Aber der trübe, schwere, luft- und lichtlose Ton dieser Bilder läßt uns zu keinem rechten Genuß kommen. H. v. Angeli gab sein für die Berliner Nationalgalerie gemaltes Bildniß des Feldmarschall Manteuffel hierher, auf welchem die Hand doch noch eine größere Meisterleistung ist als der Kopf.

Die Dresdener Künstlergruppe oder Schule ist anständig durch ein Paar ihrer Besten vertreten: Leon Pohle, dessen „Elegie" noch in guter Erinnerung von der letzten Berliner Ausstellung her blieb, — die lebensgroße, jugendliche Frauengestalt in moderner Trauertracht, in schwermüthiges Sinnen verloren dasitzend, eine zierliche Mandoline in der einen, ein Buch in der andern Hand —, macht auch hier mit diesem gediegenen und stimmungsvollen Meisterwerk allgemeinen Eindruck. — Fr. Heines Bild der Begrüßung des Kronprinzen von Sachsen bei dem Siegereinzug in Dresden durch die Weißgekleideten und die Vertreter der Stadt, gehört zu den langweiligsteu dieses par excellence langweiligen Genres: steif und reizlos in allen Theilen ist es ein wahres typisches Muster dieser modernen deutschen patriotischen Ceremonienmalerei. Th. v. Götz malte eine gut bewegte dramatische Scene aus der Schlacht bei Wolkowysk 1812, die Vertheidigung eines mit dem verwundeten Pferde gestürzten sächsischen Obersten gegen die ihn umschwärmenden Kosaken. — Pauwels, des von Weimar nach Dresden berufenen belgischen Meisters historisches Genrebild: „Vermahnung" ist eine sehr bedeutende künstlerische Schöpfung nach der Seite der Charakteristik hin wie in der Malerei und Farbe, die, meisterhaft behandelt, zu einem vornehmen, prachtvollen Tonaccord zusammenklingt. — Linderum ebendaselbst malte eine sehr delikat durchgeführte antike Scene: eine junge, römische Schöne, die einen köstlichen Handspiegel in der einen Hand, einen bunten Papagei in der andern trägt, mit dem sie sich lächelnd unterhält. Ein mehr poetisches als malerisch eindrucksvolles Werk schuf Försterling in seiner Ideallandschaft mit dem Centaurenkampf; Schenker in seinem Strandbilde: „Erinnerungen an Scheveningen", eine Landschaft von köstlicher Feinheit des silbernen Lichtes, welches die bewölkte Luft völlig durchtränkt.

Die Kasseler Akademie fängt erst ganz neuerdings an,

Digitized by Google

seit Kolitz ihr Directorat übernommen, aus der langen Vergessenheit herauszutreten. Aus des Letzteren früherer Zeit stammt noch ein hier ausgestelltes Bild aus den Octobertagen von Metz 1870, welches das ganze wüste Grauen und Elend des Krieges in jener ergreifenden Weise schildert, die seinen derartigen Darstellungen eigenthümlich und kaum von einem Andern erreicht ist. Als ein bedeutender Bildnißmaler zeigt er sich gleichzeitig in dem lebensgroßen Porträt einer vornehmen, alten weißhaarigen Dame in ganzer Figur, das frappant lebendig und charakteristisch in plastischer Körperlichkeit durch die energische Malerei und Farbe herausgearbeitet ist. Ein drittes Bild von Kolitz: „Frühling", zeigt ein junges liebendes Paar in Renaissancetracht auf hoch über einem Flußthal gelegenen Plätzchen unter blüthenbedeckten Bäumen beisammensitzen. Die schneeige Weiße und der rosige Blüthenton haben sich der ganzen Atmosphäre, der Nähe und Ferne der alten Stadt und den Bergen mitgetheilt. Von lichtem Duft und Nebel rings umflossen wirken die derb und tüchtig gemalten beiden Gestalten im ersten Plan etwas unvermittelt und hart im Ton. — Scheurenberg, der ebenfalls nach Kassel berufene treffliche College des Genannten, hat die Ausstellung nicht beschickt. Neue Talente sind dort noch nicht hervorgetreten. Im benachbarten Hannover blieb Prof. Schuch seßhaft und ebenso getreu seinem erwählten Genre, der Schilderung wilder Kriegs- und Marschscenen aus den wüsten Zeiten des 17. Jahrhunderts in entsprechend gestimmter Landschaft. In drei derartigen Gemälden variirt er ähnliche Themata mit tüchtiger malerisch-poetischer Wirkung. In G. Koken hat Hannover neuerdings einen vorzüglichen Meister der Landschaft gewonnen.

Die Königsberger Akademie hat für wenige Jahre einen der ausgezeichnetsten Meister unter den deutschen Genremalern, den von Weimar dorthin berufenen Otto Günther, unter ihren Lehrern gezählt. Er entwickelte als solcher dort rasch eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. Ein begabter Schüler von ihm, W. Großmann, beweist hier in seinen beiden Bildern: „In der Abendstunde" und „Vor dem Schlafengehen" ebenso die Vorzüglichkeit der Schule als das eigene Talent. Günther selbst, der eben jetzt Königsberg gegen Berlin aufzugeben im Begriff steht, brachte drei seiner ältern, bereits ausgestellt gewesenen Bilder nach Düsseldorf, welche die ganze Schärfe und Feinheit seiner Charakteristik, wie die schöne Tiefe, den Adel und Schmelz seines Tones zeigen: „Der Wittwer", „Streitende Theologen" und „Thüringer Mittagstisch". Prof. Max Schmidts westfälische Landschaft „Am Wehr" vereinigt die Eigenschaften seiner Malerei in sich, auf denen dieses Meisters Kunstberuf beruht: Einfachheit, Ruhe, glückliches Treffen der Licht- und Luftstimmung des norddeutschen stillen, halbverhüllten Sommertages. Siemering, J. Monien und Wentscher, drei Königsberger Landschafter, bewähren auch hier ihre bereits anerkannte Tüchtigkeit. Kohnert, Herpel und Bertram treten neben ihnen hervor. Der im alten Danzig ansässig gebliebene Stryowski sendete das gelegentlich seiner Ausstellung in Berlin auch hier besprochene stimmungvolle Bild aus seinem Lieblingsdarstellungskreise: „Echo am Kurgau", polnische junge Landleute und Mädchen, welche in der Abenddämmerung auf dem Strom am waldigen Ufer dahinfahrend, den Widerhall an einem dort aufragenden alten Grabhügel durch ihre Rufe erwecken.

Unter den von Berlin eingesendeten Kunstwerken ist Weniges, das nicht, sei es an seiner Ursprungsstätte, sei es in München, bereits ausgestellt gewesen, öffentlich besprochen und allgemein bekannt wäre. Es mag hier genügen, nur die Anwesenheit dieser Bilder zu constatiren.

O. Knille vertritt die Geschichtsmalerei höhern Stils mit seinen beiden Friesbildern für das Gebäude der Universitätsbibliothek: „Athen. Plato mit seinen Schülern philosophirend. Gymnastik" — und „Paris. Die Sorbonne" in höchst würdiger und glanzvoller Weise. G. Gräfes schöne „Felicie" dehnt auch hier ihre anmuthigen, lebenswarmen, nackten Glieder auf dem mit Rosen bestreuten Lager und blickt mit den lächelnden grauen Augen in dem, vom blonden Haar umwallten, liebenswürdigen Gesicht treuherzig und unbefangen ihre Düsseldorfer Bewunderer an, als ob sie fragen wollte: „Ist mein Besitzer nicht beneidenswerth und war es mein Meister nicht auch?" Und das Bildniß des schönen Knaben in blauer Tracht, in ganzer Figur, wie das Brustbild des alten Herrn lassen Gräf auch hier als einen der Ersten unter den deutschen Porträtmalern anerkannt werden. Brausewetters heimgekehrter mittelalterlicher Pilger, am Fluß vor der Stadt der Fähre wartend, ist ein nicht minder guter und in der „Gegenwart" besprochener Bekannter. Carl Beckers Bilder „Maskenscene" und „Venetianischer Senator" wirken gleichfalls wie solche ältere Bekanntschaften, wenn sie es auch nicht sind. Das Erstere besonders ist von einschmeichelndem Reiz durch das schöne junge Weib, welches die Hauptgestalt der Composition bildet, und durch die mit gewohnter Virtuosität behandelte Farbe. Unsers C. Steffeck großes Gemälde: „König Wilhelm nach der Schlacht bei Königgrätz von den Seinen umdrängt"; seine romantische Idylle: „Rast auf der Flucht"; seine köstliche, humoristische und naturlebendige Scene aus dem Familienleben seines Mopses: „Zwillinge"; A. Hertels groß aufgefaßte, glänzend gemalte Stillleben und sein Bild „Blick auf den Rhein von der alten Akademie zu Düsseldorf", ein Werk von seltner Feinheit und Vollendung in der Wiedergabe eines bestimmten Natureindrucks; Teschendorfs Oedipus und Antigone; P. Meyerheims „Löwenpaar", „Freitisch" und „Im Kuhstall"; Schicks poetischer „Genuesischer Brunnenhof"; v. Kameckes „Ortlerkette" und „Chamounythal"; Hermes' „Tollensee" und andere Landschaften in seinem feinen silber- und graugrünem Ton; C. Willbergs großartige Stimmungslandschaft: „Memento mori" und das prächtige Interieur der Capella Palatina; Oskar Begas' weibliches Porträt; Paulsens Bildniß Forkenbecks; O. Seemanns vorzügliches Bild der jungen Frau im braunen Kleide; Hallatz' normännische Schiffstreidelpferde und Holzschläger; C. Dielitz' reizende Damenmaskentracht und sein Brustbild des Fürsten Bismarck; Douzettes Landschaften „Abendstimmung" und „Mondnacht am See"; Dreßlers „Am tyrrhenischen Meer"; Knut Eckwalls „Willkommen, Seefahrers Heimkehr"; Goldmanns „Doch nicht allein"; A. Jebens' „Am Einzuge der Bündischen in Ulm" nach Hauffs Lichtenstein; Erdmanns schöne poesievolle Landschaft „Campo Santo von Neapel"; des größten lebenden Architekturmalers Carl Gräb, den wir den Unseren nennen, bewundernswürdiges Meisterwerk „Aus dem St. Lucius-Dome zu Chur"; Körners „Memnonskolosse bei Sonnenaufgang", dies prächtige effectvolle Beleuchtungszauberstück, — sie alle sind uns keine Fremden mehr. Speziell aber für diese Düsseldorfer Ausstellung gemalt, in deren ganzem Bestande es eine der ersten Nummern nach seinem künstlerischen Werth bildet, ist das Bild von L. Knaus: „Hinter den Coulissen". Er zeigt sich darin auf seiner vollen Höhe. Schärfe der Beobachtung und der Charakteristik, Humor, Naivetät, holde Anmuth, Meisterschaft des malerischen Machwerkes, — über Alles gebietet er hier in gleicher Stärke. Wir blicken in das intimste häusliche Leben einer umherziehenden Seiltänzergesellschaft, die ihr Heimwesen auf offnem Marktplatz einer kleinen Stadt unter freiem Himmel zur Zeit der Herbstmesse aufgeschlagen hat. Die zwischen dieser Wohn- und Lagerstätte und dem fliegenden Circus, in welchem die Mitglieder ihre Künste zeigen, ausgespannte Decke, welche ein Mohr eben zurückschlägt, um die Pausirenden an die Arbeit vor versammeltem Publicum zu rufen, bildet die einzige „Coulisse", hinter welcher die tragikomische Scene dieses „Künstlerheim" spielt. Der weißgeschminkte arme Clown tränkt das, seiner Pflege anheimgefallene, Baby auf seinem Schoß aus der Saugflasche. Die beiden Wunderkinder, das reizende kleine braunlockige Mädchen und der kleinere Bube im luftigen Flitterstaat, wärmen sich die Händchen am glühenden Eisenofen, auf welchem ihr Mittagessen kocht; die gelehrigen Pudel — ihr Fell an derselben Wärmequelle. Ein alter schäbig-genteeler kleinstädtischer Roué macht der üppigen hübschen Prima Ballerina dort auf der Bank den Hof, die, ein gestreiftes Umschlagetuch über ihr Decolleté geworfen, spöttisch lachend seinen Erklärungen zu-

Digitized by Google

[redacted]rt. Auf dem Boden im Vordergrunde steht unabgewaschenes, [redacted] und da noch von Speiseresten bedecktes Geschirr, liegen [redacted]arderobestücke und Kunstrequisiten in zigeunerischem Durcheinander umher. An den Leinen zwischen den Aesten der alten herbstlich braun belaubten Marktbäume hängen Tücher und Wäschestücke zum Trocknen. Alles und Jedes in diesem Bilde zeigt ebenso von der Beobachtungs- wie von der glücklichen Erfindungsgabe, von jener Meisterschaft, die das in der Wirklichkeit oder in der Phantasie Angeschaute auch in voller Realität durch die Kunst herausgestaltet, von der echten Malerpoesie, welche Schmutz und Lumpen, Laster und Elend selbst zur Anmuth zu verklären weiß.

A. v. Werner sandte eine nachträglich etwas überarbeitete Farbenskizze zu seinem großen Bilde der Kaiserproclamation zu Versailles ein, das an Frische, Lebendigkeit und geschlossener Totalwirkung diesem fast noch überlegen ist.

Adalbert Begas brachte zwei Bilder des von ihm mit Vorliebe cultivirten „fantastischen" Genres zur Ausstellung, Scenen aus einem goldenen mythischen Zeitalter, in welchem reizende, hüllen- und bedürfnißlose weibliche Wesen, deren Trank und Speise, nach ihrer Fleischfarbe zu urtheilen, nicht irdisch ist, mit ihren Kleinen spielen oder von Amoretten umgaukelt werden, die ihnen die vollen Blüthenzweige der Bäume herunterbeugen, nach denen sie die Hände ausstrecken. Das etwas blutlose Fleisch dieser Idealgeschöpfe ist mit der aller energischen Lokaltöne entbehrenden landschaftlichen Scenerie zu einer feinen Harmonie gestimmt, der es nicht an einem eigenthümlich zarten Reiz der Wirkung gebricht.

Amberg ist so anmuthig und graziös wie je in seinen lieblichsten Mädchenbildern in dem „Ganz vertieft" betitelten; Fritz Werner so geistreich und minutiös zugleich wie je in dem kleinen meisterlichen Kabinetstück: „Ein Kupferstichsammler". Skarbina und Ehrentraut haben es sich für ihr Talent und Können diesmal etwas gar zu leicht und bequem gemacht. L. Burger documentirt seine eminente Begabung für alte ornamentale Erfindungen und seine gründliche stilistische Schulung wieder einmal durch seine Decoration eines vierflügeligen Windschirmes, für welche die vier Elemente und die vier Jahreszeiten ihm die Motive gaben. A. v. Heyden malte in sehr eigenthümlicher Compositionsweise, die an die mittelalterlicher Teppiche erinnert, den Abschied Schionatulanders von Sigune (nach der bekannten Scene im Titurel), wobei die Geliebte sich dem Helden in ihrer kaum verhüllten Schönheit zeigt. Eduard Papes „Am Lago Maggiore" und die Landschaft vom Untersee bei Constanz zeigen den Meister in seiner alten Frische der Naturanschauung und seiner vollen Beherrschung der Kunstmittel.

O. Becker, Bennewitz von Löfen, H. Eschke, Engelhardt, Breitbach, Erdmann, L. Spangenberg, Körner, Ockel, Pflugradt, Flückel haben ferner noch die Ausstellung mit manchen neueren Arbeiten beschickt, die ihres bisherigen Rufes nicht unwerth sind, wenn sich ihr Talent darin auch nicht eben von einer neuen Seite offenbart. Das Bild des letztgenannten liebenswürdigen Landschaftsmalers, „Waldsee", ist allerdings auch für die, welche ihn genau zu kennen glaubten, eine überraschende malerische Kundgebung der glücklichsten Begabung, eine unter der Einwirkung eines Stückes deutscher Landschaftsnatur (eines umwaldeten stillen Sees) concipirte, mit liebevollstem Fleiß durchgeführte Schöpfung von unbeschreiblichem, intimem poetischem Zauber.

Noch an so manchen Orten Deutschlands sehen wir vereinzelt oder im Ganzen Maler von Talent und Ruf thätig, welche auf dieser nationalen Ausstellung nicht fehlen mochten. Von Hamburg sendeten Oesterley, V. Ruths und Lutteroth manche vorzügliche Landschaft, Heimerdinger meisterhaft gemaltes todtes Geflügel ein; aus Stuttgart Anna Peters die schönsten Blumenstücke; aus Kreuznach Feddersen das Beste und im Ton Feinste, was ich von ihm noch gesehen: „Scenen aus dem römischen Ghetto"; aus Hanau Cornicelius, in neuer aber keineswegs verbesserter Auflage, seinen bekannten Konrad von Marburg, die heil. Elisabeth geißelnd; aus Köln G. Heyden ein Paar gut gemalte Bildnisse; aus Braunschweig Tacke ein interessantes Interieur, ein Renaissancesaal mit Staffage aus dem 17. Jahrhundert. Ueber die Alpen, aber von Rom her, sandte G. Müller von Coburg zwei zierlich und gefällig durchgeführte Genrebilder: „Jäger in der Klosterkirche" und „Scene aus dem Straßenleben von Subiaco"; F. de Peert aber nochmals die bereits bekannten und geschätzten Bilder „Mönche bei der Toilette" und „Abend am tyrrhenischen Meer".

Der Bildhauerei auf der Düsseldorfer Ausstellung hier in gleicher Weise gerecht zu werden, wie der Malerei, verbietet der mir zugewiesene und längst überschrittene Raum. Unter den, im Ganzen ca. 80, ausgestellten Werken gehört übrigens die Mehrzahl gleichfalls zu den alten Bekannten. Die hervorragendsten bleiben Robert Diez' (Dresden) überlebensgroßes Statuenmodell der Gänsedieb, diese Figur voll sprechendem Leben und keck realistischer Durchführung vom Kopf bis zur Sohle (dasselbe gilt von seinen kreischenden, flatternden, sich wehrenden Gänsen) und zugleich wirklicher Größe des Stils im Genre; Carl Begas' Marmorgruppe, der Faun, der mit dem Kinde auf seinem Schoß scherzt; Wagmüllers ebenso bekannte Marmorgruppe des Mädchens, das ihr Brüderchen auf der Schulter trägt. Aber mit allem sonst noch Beachtenswerthen von Schlüter, Zumbusch, Hartzer, Hilgers, Pohle, Echtermaier, Sommer, Hirt, Harter, Reiß, den Büsten von Schaper, Schweinitz, Tüshaus, Scholl vermag diese plastische Abtheilung der Ausstellung doch keine annähernde Vorstellung von der Entwicklung und der wirklichen Leistungsfähigkeit der deutschen Bildhauerkunst der Gegenwart zu geben. Ludwig Pietsch.

Das Mäcenatenthum in der Kunst.

Von G. Ebe.

(Fortsetzung.)

Die Formen, unter denen das Mäcenatenthum auftritt, haben mit den Zeiten gewechselt. Die Antike mit ihrer freien Oeffentlichkeit hat sicher das Lebendige und Vielseitige des auf Geistiges gerichteten Verkehrs am meisten begünstigt. Im Anfang der Renaissance bieten die Akademien, freundschaftliche Vereinigungen bedeutender Männer aller Lebensstellungen, ausdrücklich zur Beförderung des Ideenaustausches begründet, einen geeigneten Ersatz. In neuer Zeit, besonders in Frankreich, bildeten sich zu demselben Zwecke die Salons, wo auf glänzendem Parket, unter der Protection vornehmer Damen, die Vertreter der Geburts- und Geistesaristokratie sich begegneten. Die Pariser Salons des achtzehnten Jahrhunderts spielen bekanntlich eine wichtige Rolle in der Geschichte. Der Standpunkt hinter den Coulissen mußte besonders auf die hohen Kunstgönnerinnen einen mächtigen Zauber üben, und manche Künstlerrivalität wird ihren feinen Fingern Gelegenheit gegeben haben, die Fäden der Intrigue für oder wider zu schürzen, um, wie der Narr in Shakespeares Rosalinde seinem tölpelhaften Gegner parodistisch droht: eine Partei zusammenzurotten, den Gegner mit Politik, mit Gift und Dolch zu überwältigen, mit einem Worte, ihn zum Zittern und Abziehen zu bringen. Indeß stand das damalige gesellschaftliche Treiben unter der Zucht strenger, höfischer Etikette, und erst später gewann der Wunsch, sich davon loszumachen, die Oberhand. Der gesellige Verkehr gelangt damit in freiere Bahnen; aber dieser ungebundene Ton ruinirt zugleich die Salons, und mit dem Beginn der Revolution verlegen sich diese Versammlungen der Künstler und Literaten in die öffentlichen Lokale, in die Cafés, und isoliren sich damit von dem mächtigen Factor der vornehmen Gesellschaft. Die alten untergegangenen Salons haben in unserer heutigen gewohnten Geselligkeit keinen vollen Ersatz gefunden. Was damals erlaubt, ja sogar gefordert war: das Hervortreten des Künstlers mit seinem ganzen Werthe, seinen besten Leistungen, das wird heute vom guten Tone, der das Specielle, Persönliche zu berühren verbietet, unmöglich gemacht; eine Ausnahme hiervon gibt es vielleicht nur noch zu Gunsten des Musikers.

Digitized by Google

Die Epochen höchster Kunstblüthe erscheinen stets ganz vom Geiste des Mäcenatenthums durchtränkt. Diese innige Verbindung der Kunst mit dem Leben hat eine harmonische Einheit erzeugt, eine Art paradiesischen Zustand, der alle Erdenschwere verschwinden, die gewöhnlichen Kämpfe des Lebens ruhen läßt. Wir sehen schöne, kraftvolle Menschen unter Fluthen goldnen Lichts, in eine Atmosphäre von Orangenduft und Jasmin getaucht vor uns wandeln. Die Kunst ist wieder Natur geworden; gleich der goldnen Barke der Kleopatra, geführt von Liebesgöttern, von schmeichlerischen Winden geküßt, gleitet sie mühelos dahin. Diese leuchtenden Punkte der Vergangenheit werden immer die tiefe, wehmüthige Sehnsucht der Nachgebornen erregen. Wer wird nicht gern immer wieder diese Bilder großer Zeit, wahrhaft menschenwürdigen Daseins, einer im gewissen Sinne idealen Vollkommenheit, vor die Seele rufen; umsomehr als die Blüthe leider immer nur kurz war und bald wieder von den Stürmen der Zeit verschüttet wurde? Man wird immer danach fragen, warum damals die Möglichkeit vorhanden war ein Ideal zu erreichen, von dem wir jetzt so weit entfernt sind, um daraus zu errathen, was uns jetzt fehlt? Politische Stille und Sicherheit waren es nicht, welche diese kunstschöpferischen Zeiten auszeichneten; vielmehr erwuchs die Blüthe trotz der sie umtosenden rastlosen Stürme und Umwälzungen. Auch sind die Träger dieser Epochen, die erleuchteten Mäcenaten, keine weich sich hingebenden Charaktere. Nein, wie alle geschichtlich wirksamen Naturen zeichnen sie sich eher durch einen großartigen Egoismus aus, durch die Kraft, die großen Zwecke der Menschheit in sich hineinzunehmen, um dieselben als Eignes wieder zu produziren.

Einer dieser Männer, der schon deshalb erwähnenswerth ist, weil er seinen Namen der ganzen Art geliehen hat, ist Cilnius Mäcenas, der große Staatsmann und Rathgeber des damaligen Weltkaisers Augustus. Als Politiker von tiefem Blick, war er sicher dazu geeignet, seinem erhabnen Cäsar die Kastanien der bei den noch frischen Republikanern schwer zu erringenden Popularität aus dem Feuer zu holen; aber vielleicht war dies nur ein aufgezwungener Beruf und die Liebe zu Kunst und Wissenschaften sein eigentlicher, seinem innersten Wesen entsprechender Charakter? Glaubhaft wird so etwas durch das Beispiel eines anderen großen Staatsmannes, des Kanzlers Fürsten Metternich, der in einem an Alexander von Humboldt gerichteten Briefe ähnliche Berufsverfehlung von sich behauptet. Er schreibt: „ . . in dem Alter, wo das Leben eine Richtung nimmt, habe ich eine Neigung für die exacten und Naturwissenschaften bewahrt, die ich als unwiderstehlich bezeichnen könnte und einen Ekel gegen das eigentliche Geschäftsleben, den ich absolut nennen könnte. Es ist das Schicksal, welches über die Menschen verfügt, und ihre Laufbahn wird ebensowohl durch ihre Fähigkeiten als durch ihre Fehler bestimmt. Das Schicksal entfernte mich von dem was ich wollte, und hielt mich auf einem Wege fest, den ich nicht gewählt hatte. Einmal in die Bahn geworfen bin ich folgsam geblieben, ohne ganz auf das zu verzichten, wohin mich meine Neigungen treiben, und es hat sich hieraus ergeben, daß gerade das, was ich am liebsten als Endzweck meines Lebens hätte betrachten mögen, nur eine Erleichterung desselben geworden ist . . ." — Ein interessantes Bekenntniß, wenn es nicht blos von der Höflichkeit gegen den großen Naturforscher dictirt wurde!

Die Geschichte der antiken Welt bewahrt zahlreiche Züge der großen Werthschätzung, welche die ersten Männer auf ihren Ruhm als Förderer der Kunst legten. So wollte Perikles lieber die Kosten eines Tempels aus seinen Mitteln bezahlen als auf die Ehre verzichten, seinen Namen in der Weihinschrift genannt zu sehen. Alexander der Große schätzte sein von Apelles gemaltes Bild als sein zweites „Ich" und befahl, daß Niemand Anderes ihn malen dürfe.

Aus dem ritterlichen Mittelalter leuchten uns die Zeiten der hohenstaufischen Herrschaft in Unteritalien als eine solche Glanzzeit der Kunst, als das nicht erblassende Ziel dichterischer Sehnsucht entgegen. Unter Friedrich II. und Manfred, seinem Sohne von der schönen Blanka Lancia, bildet sich ein Gerichtshof für alles Schöne und ein Mittelpunkt alles geistreichen Genusses. Unter des Kaisers eignem Vorsitz wurden die Werke der Künstler, Dichter und Philosophen dargestellt, vorgelesen, geprüft und der Sieger von herrlichen Frauen mit Kränzen belohnt. Von hier aus entwickelte sich die italienische Sprache. Der Kaiser und seine Söhne waren selbst Dichter. Der Großrichter Peter von Vinea entwarf hier nicht nur das älteste Gesetzbuch der neuen Zeit, sondern dichtete auch das erste Sonett. In diesem erhabnen und zugleich anmuthigen Kreise entfaltete sich der höchste Reigen des Lebens, vollster Ernst und heiterster Scherz, einzig und beispiellos in der Geschichte zum schönen Bunde verknüpft. Kunst und Wissenschaft werden um ihrer selbst willen befördert; aber die ernste Grundlage läßt das heitere Treiben nicht verflachen. Kunst und Poesie waren nur die höchste Verklärung für den Ernst der Arbeit, welche ohne dies die mühselige Leistung eines Knechts gewesen wäre. Den Kaiser beschäftigten Städtegründungen, er entwarf selbst Paläste für den abwechselnd in Palermo, Neapel oder Messina residirenden Hof. In Frankreich und Deutschland war damals die hohe Zeit der gothischen Kunstweise, aber die unteritalische und sicilianische Blüthe, auf der wunderbaren Grundlage einer allgemeinen Völkermischung entstanden, zu welcher Griechen, Sarazenen, Normannen und Deutsche die Elemente lieferten, war noch feiner. Die noch erhaltenen Reste von Schloßbauten in Apulien, Foggia und Castel del Monte bei Andria zeigen eine frühgothische Architektur mit einer Belebung durch antikes Ornament. Nicolo Pisano, der Bildhauer, war lange für Friedrich II. beschäftigt. Die, welche das Mittelalter als eine geistige Nacht ansehen möchten, können aus der Betrachtung dieser Zeit lernen, ein wie hohes Ideal wirklich erreicht wurde. Ein Ideal, das mit ihr unterging, um nachmals nicht wieder erreicht zu werden. Ritterliche Sitte und religiöse Empfindung vereinigten sich zu einer Feinheit des Gefühlslebens, welches an Reinheit, Zartheit, minniglicher Süßigkeit und holder Naivetät unübertroffen ist. Wen erinnerte nicht das Ausgesprochne an den allerdings ein volles Jahrhundert späteren, letzten großen Meister des germanischen Stils in Italien, Fra Beato Angelico, der noch einmal das Höchste aller oben genannten Vorzüge des Stils in sich vereinigte? Wie dieser Engel, Heilige und Selige malte, so entsprachen sie dem damals im Herzen der Menschen lebendigen Ideal, und keiner der größten späteren Meister hat ihn je wieder in der Darstellung himmlischer Schönheit erreicht. — Das Reich der Hohenstaufen in Italien und damit der gegründete Musenhof waren nur von kurzer Dauer. Das gewaltsame Ende Konradins, des letzten Hohenstaufen, erscheint um so tiefer tragisch, wegen des vorhergehenden, die Welt blendenden Schimmers.

Von diesem Bilde des Mittelalters ungern Abschied nehmend, dessen Figuren erst anfangen sich vom allgemeinen Goldgrunde abzulösen, wenden wir uns zu einer neueren noch berühmteren Epoche, welche geradezu sprüchwörtlich geworden ist zur typischen Bezeichnung eines Künstlerparadieses. Es ist das fünfzehnte Jahrhundert, nach den Größten seiner Mäcenaten die mediceische Zeit genannt. Hier umweht uns ein gegen das Vorige ganz verschiedner Geist. Zum ersten Male treten wir in die Sphäre der modernen Kunst. Der ausgeprägteste Individualismus ist das Bezeichnende, auch die Einzelpersönlichkeit der Mäcenaten tritt in plastischer Klarheit vor unsere Augen.

Renaissance! Wiedergeburt der antiken Kunst! gilt von nun an als allgemeine Bezeichnung des neu gebildeten Kunststils, aber genau besehen wird der Kern des Schaffens dieser großen Epoche durch dieses Schlagwort nicht ausgedrückt. Die Hauptleistung war nicht eine bloße Nachahmung der Antike, sondern ebensosehr und vielleicht mehr, als die im Drange der Arbeit steckenden Künstler selbst sich bewußt werden konnten, war es freie Originalität in der Gestaltung eigenthümlichen modernen Geistes, wie ihn die neu herantretenden Aufgaben mit sich brachten. Die jugendkräftige Begeisterung, mit der man in größter Eile daran ging, dem modernen Geiste seine monumentale Ausprägung zu erfinden, war zunächst das allein Gemeinsame, Verbindende der neuen Richtung. Die überlieferten Stilformen

Digitized by Google

wurden zu Anfang der Epoche bunt durcheinander gebraucht, grade wie dies bei uns heute der Fall ist. Derselbe Architekt baute je nach den Umständen germanisch oder römisch, ohne der auf das Neue gerichteten Hauptabsicht untreu zu werden. Allerdings entwickelte sich später der Haß gegen das deutsche Kunstelement, welches man dann „gothisch", das heißt „barbarisch" nannte, weil nach damaliger Auffassung das Gothenvolk germanischen Ursprungs, als Zerstörer der edelsten Cultur gedacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Ueber die Aufführung der beiden Theile des „Faust" in der Einrichtung von Otto Devrient.

I.

Die Aufführungen der beiden Theile des „Faust" am hiesigen Victoriatheater in der Einrichtung von Otto Devrient haben, wie vorherzusehen war, die Theilnahme des gebildeten Publicums auf das Lebhafteste in Anspruch genommen. Innerhalb des Raumes, den eine Wochenschrift wie diese gewähren kann, ist es nicht möglich, den Stoff zu bewältigen, der Frage über die Aufführbarkeit der bisher von den Bühnen vernachlässigten Theile auf den Grund zu gehen, in eine Debatte über die beseitigten einzutreten, alle Vorzüge der neuen Einrichtung hervorzuheben und auch die starken Bedenken, die sich gegen dieselbe aufdrängen, in motivirter Weise geltend zu machen. Ich behalte mir vor, in einer andern Zeitschrift, deren räumliche Bedingungen der literarischen Kritik einen breiteren Spielraum gewähren können, auf den Gegenstand zurückzukommen und diese „Faust"-Aufführungen noch eingehender zu besprechen. An dieser Stelle habe ich mich auf einen möglichst gedrängten Bericht zu beschränken, der immerhin schon die üblichen Grenzen der Theaterkritik erheblich überschreiten wird.

Allem Andern ist die vollste Anerkennung für den Fleiß, den Eifer und den Ernst des neuen Bearbeiters voranzuschicken. Otto Devrients gewissenhaft künstlerisches Streben ist aus jeder Seite seiner Einrichtung ersichtlich, und schon deshalb wird ihm — unter Berufung auf einen der bekanntesten und bedeutendsten Verse des „Faust" — für sein menschliches Irren Absolution ertheilt werden.

Als ein solcher Irrthum erscheint mir gleich die Charakterisirung, welche Otto Devrient in seiner Bearbeitung der von Goethe wohlüberlegten und weislich gewählten Bezeichnung der Dichtung: „der Tragödie erster und zweiter Theil" substituirt hat. Devrient nennt den „Faust"*) ein „Mysterium" und spricht von einem ersten und zweiten „Tagewerke". Die Gründe, die er dafür in der Einleitung angibt, haben mich nicht davon überzeugen können, daß Devrient mit dieser alterthümelnden Wiederauffrischung den Charakter der Faustdichtung besser und schärfer bezeichnet habe als der Dichter selbst. Ich gebe dem alten Schlendrian den Vorzug und fühle mich mit „der Tragödie erstem und zweitem Theile" behaglicher und heimischer, als dem „Mysterium" mit seinen „Tagewerken" gegenüber. Durch die scenischen Aeußerlichkeiten, daß die Bühne die beiden Abende hindurch fast ohne Unterbrechung in drei horizontale Schichten getheilt und in der Mitte des Erdgeschosses das bewußte „Loch" angebracht ist, wird aus der Tragödie natürlich noch kein Mysterium.

Für einzelne Scenen bewährt sich die Dreitheilung der Bühne vortrefflich; für einige erweist sie sich als entbehrlich und für andre nach meiner Empfindung als absolut verwerflich.

Unbedingter Dank gebührt dem Bearbeiter dafür, daß er uns das Goethe'sche „Vorspiel auf dem Theater" mit seinen herrlichen, gedankenvollen, launigen und tiefsinnigen Versen auf der Bühne wiedergegeben hat. Man kann sich nichts Anmuthenderes und Erfrischenderes denken als diese Einführung in das Schauspiel, das wir zu gewärtigen haben.

Dem vom Theaterdirector aufgestellten Programm gemäß führt uns der Bearbeiter mit dem Dichter also zunächst in den Himmel.

Hier erblicken wir nun zum ersten Mal die sogenannte „Mysterienbühne", und zwar hier in ihrer strengen Durchführung: in der Mitte des Erdgeschosses (Loch) den Höllenrachen; Stufen zu beiden Seiten führen zum Mittelstock, der Erde auf (Brücke), und darüber im Oberstock (Zinne) der Himmel mit den drei Erzengeln.

Die Einrichtung ist hier an sich vollkommen zweckentsprechend. Mit der decorativen Ausführung dieses Himmels jedoch, wie sie das Victoriatheater geleistet hat, kann ich mich nicht befreunden. Das ist kein Aufenthalt für Selige; da fehlt alle Lust und Heiterkeit. Da wäre mehr Farbenpracht und Lichterglanz am Platze gewesen. Das ist ein trüber, nüchterner, verdrießlicher, grauer Himmel, — der Himmel eines asketischen Zeloten, nicht der der jubilirenden und musicirenden Engel und des freundlichen Herrn, der mit dem Teufel selbst menschlich spricht.

Der Herr tritt nun allerdings hier gar nicht auf. Devrient hat — unzweifelhaft der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — den Erzengel Michael an dessen Stelle gesetzt. Ich habe über diese Stellenvertretung schon früher in meiner Besprechung der literarischen Bearbeitung Devrients (s. „Gegenwart" XII. 1877, Nr. 50 und 51) meine Ansicht ausgesprochen. Diese Stellenvertretung hat, von allem Andern abgesehen, den großen Uebelstand zur Folge, eine durchgehende Veränderung des Goethe'schen Textes zu erheischen; es müssen überdies zur Erklärung in die Goethe'sche Dichtung einige Flickverse von höchst bedenklicher Factur eingeschoben werden. Beides ist gleich mißlich. Wenn der „Prolog im Himmel" beibehalten werden soll und wenn aus erklärlichen Rücksichten Gott nicht auf der Bühne erscheinen darf, so muß unzweifelhaft ein besseres Auskunftsmittel noch gefunden werden. Und dieses ist vielleicht schon von Dingelstedt gefunden worden, der die Worte des Herrn durch den Erdgeist sprechen lassen will. Dadurch wird wenigstens die Möglichkeit geschaffen, die Goethe'sche Dichtung nahezu unversehrt zu erhalten.

Mit dem Beginn des eigentlichen Dramas (Studirzimmer, „Habe nun, ach!") verlassen wir die Mysterienbühne und kehren zur gewöhnlichen Einrichtung zurück.

Die überraschendste und schönste Wirkung wird uns durch die dreitheilige Bühne mit dem Osterspaziergang beschieden. Hier hat sich Devrient als Regisseur Lorbeeren verdient. Ungezwungen lösen und vereinigen sich in seinem Arrangement die Gruppen der Spaziergänger; das bunte Volkstreiben ordnet sich zu einem schön abgestimmten einheitlichen Bilde; uud ob man nun das Ding Mysterienbühne oder anders nennt, die Regisseure werden wohl daran thun, sich bei den künftigen „Faust"-Aufführungen so eng wie möglich an diese vortrefflich gelungene und sinnreiche Einrichtung zu halten.

Die Neuerungen, die in den folgenden Scenen bis zur Hexenküche nicht auffällige sind, treten in dem von Devrient als „dritter Schauplatz" bezeichneten Abschnitte am bemerkenswerthesten hervor. Wir stehen hier dem Wesentlichen der Devrient'schen Bearbeitung gegenüber, soweit es sich um den ersten Theil handelt, und deshalb müssen wir hier etwas länger verweilen.

Devrient hat das meines Bedünkens unlösbare Problem zu lösen versucht: den ganzen Scenencomplex von der Begegnung Gretchens mit Faust („Mein schönes Fräulein") bis zur Ohnmacht des von Gewissensqualen gefolterten Mädchens in der Kirche („Nachbarin! Euer Fläschchen!") ohne Verwandlung der Scene in denselben Rahmen einzuzwängen. Bei Goethe wechselt der Schauplatz innerhalb dieses Theils der Dichtung vierzehnmal.

Ich verkenne keineswegs die sinnige Geschicklichkeit, die Devrient auch hier bewährt, und halte es für kaum möglich, sich besser aus der Affaire zu ziehen, als er es gethan hat. Nur meine ich, ist es eben keine „Affaire", um die es sich hier handelt. Es ist Goethes „Faust". Wir haben uns hier nicht den Kopf zu zerbrechen, wie Kunststückchen zu lösen sind, wir haben uns um die Kunst zu sorgen. Wir spielen hier nicht „Boss-Puzzle", wir haben hier auch nicht die Aufgabe zu lösen, wie in ein Gefäß eine Masse, deren Inhalt voluminöser als dieses Gefäß, hineinzuprakticiren ist — mit Spielereien, weder mit sinnreichen noch mit andern, haben wir hier ganz entschieden nichts zu schaffen. Wir haben das Anrecht auf eine Darstellung des „Faust", welche uns den Geist der gewaltigen Dichtung möglichst treu veranschaulicht. Das aber ist hier nicht der Fall. Einige der schönsten Scenen werden durch diese

*) Goethes Faust. Als Mysterium in zwei Tagewerken für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Karlsruhe 1877, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Einrichtung in ihrem tiefsten Wesen geschädigt. Und unser schmerzliches Bedauern über die Einbuße am Künstlerischen, die wir zu beklagen haben, läßt die frivole Freude über das Gelingen des scenischen Kunststücks in uns nicht aufkommen.

Aber wie konnte das Kunststück überhaupt gelingen?

Da mußte zunächst die großartige und unentbehrliche Scene „Wald und Höhle" („Erhabner Geist") fallen. Ueber diesen Schnitt in das Herz der Dichtung kein Wort! Es wäre eine Beleidigung für jeden gebildeten Leser, wollte man ausführen, wie diese gewaltsame Ausmerzung vom literarischen Standpunkte aus in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Aber auch aus rein äußerlichen Gründen erscheint mir diese Amputation eines wesentlichen Gliedes der Handlung unbegreiflich. Sodann mußten einige Scenen, welche Goethe in der engen Häuslichkeit sich abspielen läßt, ins Freie, unter den unermeßlichen Himmel verlegt werden. Wir werden sehen, wie diese Veränderungen der Oertlichkeit auf den Charakter und die Stimmung der Dichtung entstellend wirken.

Durch diese Ausscheidung und Verschiebung konnte der Decorationswechsel also vermieden werden, wenn man die Bühne so aufbaut, wie Devrient es thut.

Nämlich so: Links (vom Zuschauer) das Haus der Martha Schwertlein, davor der Garten, der durch einen Zaun (in der Mitte der Bühne) von dem öffentlichen Verkehrswege (Treppe) geschieden ist. An diesem (rechts auf der Bühne) Gretchens Haus, dessen unteres Stockwerk nicht bewohnt wird. Von dem ersten Treppenabsatze gelangt man zu dem ersten Stock dieses Hauses, in welchem nach Beseitigung der Vorderwand Gretchens Zimmer sichtbar wird. Unter diesem, vorn am Hause, der Brunnen, und an der Ecke der Pfeiler mit der mater dolorosa. Auf dem obersten Stock (Zinne), links oberhalb des Hauses der Nachbarin, der Dom, davor der Domplatz.

Auf dieser, wie man zugeben wird, ziemlich complicirten Bühne geht nun die Handlung in folgender Anordnung vor sich: Begegnung Fausts mit Gretchen, die aus der Kirche (links oben) kommt, auf dem ersten Treppenabsatz. Gretchen tritt in ihr Haus. Faust steigt herab. Mephisto folgt ihm. Das Zwiegespräch zwischen den Beiden („Hör', Du mußt mir die Dirne schaffen") zu ebener Erde.

Nun schwindet die Vorderwand in Gretchens Hause. Rechts, eine Treppe hoch, wird dadurch ein Raum sichtbar, Gretchens Zimmer; in diesem die Scene („Herein, ganz leise") und Fausts Träumerei („Willkommen, süßer Dämmerschein"). Alles das wird aus dem Guckloche herausgesprochen. Die Beiden gehen. Margarete tritt ein. „Es ist so schwül, so dumpfig hie", sagt sie, trotzdem die breite Oeffnung die frische Luft mehr als nöthig einläßt. Der König von Thule, das Finden des Schmucks ꝛc. — alles das vernehmen wir aus dem Guckloche heraus.

Das Zusammentreffen Marthas, Gretchens und Mephistos („Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mär!") findet nicht mehr im Zimmer der Frau Martha Schwertlein statt, sondern in demselben Garten vor dem Hause, in welchem die Frauen der Herren Abends warten wollen.

Nach einem kurzen Abstecher auf die Straße („Ah bravo! Find' ich Euch in Feuer?") kehren wir also dahin zurück, wo sich die launischen und lieblichen, burlesken und großartigen Scenen zu Vieren abspielen.

In demselben Garten klagt auch Gretchen ihr Leid („Meine Ruh' ist hin") und erkundigt sich nach ihres Geliebten Christenthum. Vor dem Brunnen am Hause erfährt Gretchen das Unglück, das Bärbchen zugestoßen ist, und am Pfeiler vertraut sie der Mutter Gottes ihre Noth.

Valentin tritt von rechts auf, zu ebener Erde. Auf dem ersten Treppenabsatz bringt Mephisto dem Liebchen das frivole Ständchen. Auf der Treppe selbst findet der Zweikampf statt und haucht Valentin sein Leben aus.

Oben links begibt sich die gläubige Gemeinde in den Dom. Die Kirche ist gefüllt. Einige knieen noch vor dem Portal; zu diesen will sich Gretchen gesellen, aber sie weichen scheu vor der Sünderin zurück. Da oben vor dem Portal foltert sich Gretchen selbst als böser Geist, bis die Sinne sie verlassen: („Nachbarin! Euer Fläschchen!")

Somit wäre denn in der That Alles untergebracht, bis auf die großartige Höhlenscene, für die sich am Ende auch noch ein Fleckchen finden ließe; — vielleicht da oben rechts, oberhalb des Hauses Gretchens. Wir haben ja coupirtes Terrain. Weshalb sollte sich nicht an den Domplatz Wald und Höhle anschließen? — Untergebracht ist also Alles — aber wie?

Der ganze Zauber, der sich über Fausts Schwärmerei in dem sauberen, schmucklosen Stübchen des Bürgermädchens ergießt, hat sich hier verflüchtigt. Wir bedürfen des Anblicks dieses Zimmers, des ungestörten, vollen Anschauens. Wir wollen den Großvaterstuhl, das Bett sehen, mühelos, ohne Operngucker; wir wollen den Wonnegraus mitempfinden, und der stärkste Vermittler aller Sinnesempfindungen: das Auge, soll uns dabei behülflich sein. Dadurch, daß diese Scene in den kleinen Verschlag verlegt ist, verliert sie ihren unbeschreiblichen poetischen Duft. Gretchens Haus, wie es Devrient baut, unten geschlossen und oben offen, hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Kasperletheater; und wir denken uns da weniger Johannes Faust und Mephisto hinein — ich meine eben die Goethe'schen Figuren — als das „Hännesche" und den „Beeste-Bader". Lassen wir es beim Alten! Es ist besser, richtiger, schöner und poetischer.

Auch nach Frau Marthens Zimmer verlangt es mich. Jedermann muß doch herausfühlen, daß das Gespräch zwischen Mephisto, Martha und Margarete vom Dichter innerhalb der vier Pfähle gedacht ist, daß es nur im geschlossenen Raume zu seiner vollen Geltung kommt. Und wer's nicht fühlt, dem werde ich es auch nicht klar zu machen suchen. Aber auf alle Fälle mußte Devrient Marthas Schlußverse verändern; denn es macht doch geradezu einen lächerlichen Eindruck, wenn Martha das Stelldichein „da hinterm Haus in meinem Garten" bestimmt, und wenn wir fünf Minuten später die Paare an demselben Flecke, wo diese Worte gesagt worden sind, zum Stelldichein vereinigt, wiederfinden.

Eben so gründlich verfehlt, vielleicht noch schlimmer, erscheint mir das Arrangement dieser Gartenscene. Da diese Scene auf die kleinere Hälfte der Bühne hat zusammengedrängt werden müssen, und da nur ein Ab- und Zugang herzustellen gewesen ist, so macht das wechselseitige Auftreten der lustwandelnden Paare geradezu den Eindruck des „Kämmerchen-Vermiethens". Die Jungen kommen, sagen, was sie sich zu sagen haben und gehen schleunigst nach links ab, während ebenfalls von links die Alten eben so schleunig den ersten Plan zu gewinnen suchen, um ihrerseits miteinander zu schäkern, worauf sie alsbald schnell nach links verschwinden, von wo sofort wieder die Jungen nach vorn kommen, um dann nach links abzugehen, während von links die Alten wieder auftreten — und so fort ohne Grazie! Zwischen jedem dieser alternirenden Zwiegespräche entstehen störende Pausen. Und dabei ist auch der Garten so stimmungslos, so unvergnüglich! Da ist nichts Lauschiges, nichts Geheimnißvolles, nichts Duftiges, da blüht kein Sternblümchen. Ich habe niemals von dieser schönsten aller Liebesscenen einen weniger tiefen Eindruck empfangen. — Man gebe uns den alten Garten wieder mit seinen Bäumen, Hecken und Sträuchen!

Dagegen finde ich die Valentinscene vortrefflich arrangirt, und auch für die Domscene könnte man die Devrient'schen Vorschläge als ein zweckdienliches Mittel, die hier allerdings störende Verwandlung zu ersparen, acceptiren. Es hat zwar etwas Befremdendes, die Scene hoch oben vor dem Portal der Kirche sich abspielen zu sehen, aber es wird doch da eine schöne künstlerische Wirkung erzielt. Die große leere Bühne in graulichem Dunkel mit dem matten Lichtschimmer da oben, der aus dem Dom dringt, davor die dunkeln Gruppen der Betenden und von diesen abgesondert Gretchen, der Orgelklang — es wirkt schaurig und ergreifend. Nur kann ich mich mit der superklugen Auffassung, daß Gretchen die fürchterlichen Worte des bösen Geistes selber spricht, nun und nimmer einverstanden erklären. Dann könnte man auch eines schönen Tages den Homunculus durch Wagner sprechen lassen. Das gehört in das Gebiet der ventriloquistischen nicht der schauspielerischen Kunst. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie außerdem der Wechsel in der Ansprache durch die erste und zweite Person: „Wo steht Dein Kopf?" — „Wär' ich der Gedanken los!" — „Verbirg Dich!" — wenn alles das von derselben Person gesprochen wird, Unklarheit und Verworrenheit in die so gewaltig klare Dichtung bringt.

Die Walpurgisnacht hat mich enttäuscht. Sie erweist sich, so wie sie hier aufgeführt wird, als wirkungslos und ermüdend. Das ist kein sinnverwirrender wilder Hexensabbath, es ist ein ungefälliger Mummenschanz mit schwer oder gar nicht verständlichem Text. Wenn sich nichts Besseres als das hier Gebotene erzielen läßt, so mag diese Scene auch fernerhin unaufgeführt bleiben; wir gewinnen nichts mit der Aufführung.

(Ein Artikel über den zweiten Theil folgt.)

Paul Lindau.

Digitized by Google

Gastspiel der Kaiserl. Oestreichischen Hofopernsängerin Fräulein Bianchi, am Krolltheater.

Amine in der Nachtwandlerin.

Der Kunstgesang war von jeher Gegenstand verschiedenartigster Anschauungen, die theilweise vom Gesichtspunkte nationaler Richtung gefaßt sind. Nur muß betont werden, daß während der letzten dreißig Jahre in den nationalen Schulen selbst manche Veränderung vorgegangen ist, die weder dem Gesange noch der Kunst zum Nutzen gereicht. Die italienische Gesangsmethode war zur Zeit der Oberherrschaft Rossinis vor Allem der gleichmäßigen Ausbildung der Register, der Klangschönheit (bel canto) und der Geläufigkeit gewidmet.

Alle deutschen Berichte jener Zeit, alle Recensionen, Biographien und ästhetischen Betrachtungen, selbst diejenigen, welche der künstlerischen Richtung ganz abhold waren, stimmen darin überein, daß die italienischen Sänger sehr schön und rein und geläufig sangen, ohne tieferen Ausdruck und ohne charakteristischen dramatischen Vortrag — der ja auch von den Opernarien fast nie verlangt ward — aber immer mit schönstem-Wohllaute! Als dann nach und nach bei den italienischen Componisten das Streben schärferer dramatischer Charakteristik hervortrat, beflissen sich die Sänger auch mehr der Klangfärbung und des Wechsels im Ausdruck; für heftige Leidenschaftlichkeit und für den klagenden Schmerz wurden ausgeprägteres forte und piano verwendet, und die Gemüthsbewegungen sollten sich in der Stimme, in einem Vibriren kundgeben, das im Anfang bei seltenem Gebrauche sehr gut wirkte, aber immer mehr durch Mißbrauch in das sehr unschöne Tremoliren ausartete. Zu gleicher Zeit wurde auf das Herausstoßen hoher Töne besonderes Gewicht gelegt, und in der neueren italienischen Oper ist Kunstgesang nicht nothwendig. Die französische Gesangsschule, in früherer Zeit nur auf das Pathetische, Declamatorische oder auf die ganz leichte, meistens mit der Kopfstimme zu erzeugende Coloratur gerichtet, hat in der neuesten Zeit auch eine Vermengung der verschiedenen Gesangsarten angestrebt, die jedoch eine feste Grundlage für die Entwicklung der Stimme nicht erzeugte. — Eine eigentlich deutsche Gesangsschule hat es nie gegeben, nur deutschen Liedesvortrag und deutschen dramatischen Ausdruck in der Oper; die Entwicklung der Stimme ward nach italienischer Methode vorgenommen. Die großen deutschen Sängerinnen und Sänger haben auch von jeher viel mehr Gewicht auf die Wahrheit des Ausdrucks, auf die „Innerlichkeit des Vortrags" gelegt, als auf den Glanz der formellen Ausführung, in welchem die Italiener hervorragen. Erst in neuester Zeit wollen manche deutsche Sängerinnen (leider!) die italienische Bravour mit deutscher Gemüthstiefe vereinigen, einen recht glänzend beleuchteten tiefblauen Himmel über nordisch graue Meereswellen malen. Die Folge solchen Strebens ist ein Schwanken zwischen verschiedenartigen Methoden; schwierigste Passagen wechseln jäh ab mit einfachstem Gesangsvortrage; dort bleibt manchmal das südliche feurige Temperament der Italienerin zu wünschen, die am schön Sinnlichen natürliche Freude hat (siehe Mendelssohns Brief an F. Frege), hier kommt wieder das Gefühl manchmal nicht zur vollen Entfaltung; es streiten eben Klangfarben, die sich nicht vermengen wollen.

Fräulein Bianca Bianchi (ursprünglich Fräulein Schwarz, die nur den Namen durch einen italienisch klingenden ersetzt hat) gehört nun meiner Ansicht nach zur Klasse der eben beschriebenen Sängerinnen. Allerdings nimmt sie unter ihnen vielleicht den ersten Rang ein, denn die Höhe und Stärke ihrer Stimme, die Kehlengeläufigkeit, die Bravour und Sicherheit, mit der sie die schwierigsten Aufgaben der Gesangstechnik, des Trillers, des Staccato, der schnellsten gebundenen Läufer ꝛc. ausführt, sind wahrhaft bewundernswerth, fast einzig zu nennen.

Dagegen muß ich von meinem Standpunkte aus gegen die Gesangskunst des Frl. Bianchi manches nicht zu verschweigende Bedenken erheben. Gern gestehe ich von vornherein, daß dieser mein Standpunkt ein einseitiger sein mag. Für mich sind Coloraturen und Fiorituren ꝛc. ꝛc. sehr nothwendige Gegenstände der Toilette, aber nicht die Toilette selbst; der Geschmack, mit welchem diese Gegenstände verwendet werden, dünkt mich die Hauptsache; ein glänzender Ballanzug ist ohne Schmuck und ohne Schleifen, Blumen, Besätze u. dergl. nicht denkbar; aber erst die richtige Zusammenstellung gibt ihm den wahren Werth, die Wirkung. Mich stört jeder noch so werthvolle Schmuck, wenn er an nicht richtiger Stelle angebracht ist, eine falsch angesteckte Schleife oder Fioritura macht mich nervös, und wenn nun gar das Kleid hin und her schlottert, wenn die Stimme immer tremolirt, so verliere ich ganz und gar die „Objectivität" für ruhige Beurtheilung; ich fühle und gestehe, daß in solchen Momenten mein Urtheil ein insofern einseitiges ist, als es über diesem Fehler manche Vorzüge weniger hoch schätzen mag; aber ich kann nicht anders, und bereue es auch gar nicht. Mein Enthusiasmus für die Patti war nicht allein durch die wunderbare Fülle und Schönheit der Stimme, durch die nach allen Seiten hin vollendete Kunst der Technik und durch ihren großartigen Vortrag erregt, sondern auch durch den musterhaften künstlerischen Geschmack, mit welchem sie ihre musikalischen Putzsachen anbrachte! Nie hörte man einen Lauf oder dergleichen, wo er nicht hingehörte und — hört! — mit den seltensten Ausnahmen blieb sie streng im Takte bei allen ihren Einlagen — hat sie doch die meisten ihrer Rollen ohne Probe gesungen und die Kapellmeister kamen ganz leicht mit ihr zurecht! Bei der Gerster war es in hohem Grade anzuerkennen, wenn sie in all den Arien, welche gefühlvollen Vortrag verlangen, ihre gewiß vorzügliche Coloratur in den Hintergrund treten und nur den Ausdruck walten ließ. Und mit größter Freude erinnere ich mich noch heute jener Traumarie im letzten Acte — als Amine die Blumen zerpflückt — in welcher die Gerster eine wahre Kunstleistung ersten Ranges bot.

In Musikstücken wie der eben angeführten Arie leistet Fräulein Bianchi weniger Bedeutendes. Die Klangfarbe ihrer Stimme ist in der Mittellage — nicht in der Höhe — durch das Tremoliren so sehr getrübt, daß ein stimmungsvoller Vortrag nicht zur Entfaltung gelangen kann, und sie gibt daher dem bloßen Putze des Gesanges oft das Uebergewicht über die wahre Schönheit. In jener Traumarie trat der eben angedeutete Umstand am deutlichsten hervor: die schöne Pianomelodie des zweiten Theils war entschieden viel zu stark gesungen; die Coloraturen, die nur wie ein Hauch klingen dürfen, kamen wie die einer Bravourarie zu Gehör und veränderten den ganzen Charakter des Stückes. Dagegen war die Wiedergabe der letzten Arie, in welcher große technische Bravour sich entfalten muß, eine Meisterleistung. Mit dieser wird Fräulein Bianchi überall den stürmischsten Beifall erzielen, wie an jenem Abende bei Kroll.

Wenn ich in diesem Urtheile über Fräulein Bianchi von der Patti und der Gerster spreche, so wird dies dem Leser am besten beweisen, wie hoch ich die erstgenannte Sängerin stelle, die noch vor wenigen Jahren kaum dem Namen nach bekannt, durch ihre Wiener Erfolge eine schnelle, große und in realer Hinsicht vollkommen gerechtfertigte Berühmtheit gewonnen hat. Zu gleicher Zeit glaube ich durch den Hinweis auf jene Leistungen, und speciell die der Gerster in der „Nachtwandlerin", meinen Standpunkt deutlich dargelegt zu haben; er mag ein recht einseitiger sein, künstlerische Berechtigung wird ihm Niemand bestreiten.

H. Ehrlich.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Andreae, Percy. Geist und Purpur. Eine Tragödie in 5 Acten. 8. 135 S. Hannover 1880, Aug. Grimpe.

Bloch, J. S. Dr. Quellen und Parallelen zu Lessings „Nathan". Vortrag, gehalten im Saale der Handels-Akademie in Prag. 8. 80 S. Wien 1880, M. Gottlieb.

Duden, Konrad Dr. Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. 8. XX u. 187 S. Leipzig 1880, Bibliographisches Institut. 1. —

Friedrich, Gustav. Die Grenzen der Religionsfreiheit und die Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung. 8. 32 S. Leipzig 1880, Siegismund & Volkening.

Hauser, Alois. Styl-Lehre der architektonischen Formen der Renaissance. Mit 100 Original-Holzschnitten. 2. Aufl. 8. 176 S. Wien 1880, Alfred Hölder.

Lipsius, Constantin. Gottfried Semper in seiner Bedeutung als Architekt. Mit einem Porträt Sempers und 33 Holzschnitten. 8. 103 S. Berlin 1880, Verlag der deutschen Bauzeitung.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien in unserm Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleine Leute.

Drei Novellen

von

Hans Hopfen.

Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudel's Ball.

Ein Band in 8. 370 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, elegant gebunden 6 *M.* Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier geheftet 8 *M.*, fein in Kalbsleder geb. 11 *M.*

Früher erschien:

Die Geschichten des Majors

von

Hans Hopfen.

Zweite Auflage.

Inhalt: „Der verlorene Kamerad", „Schabernacks Wette", „Flinserls Glück und Ende".

Ein Band in 8. 294 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Berlin W., Unter den Linden 21.

F. Schneider & Co.
Königliche Hofbuchhandlung.

Im Verlage von **Adolf Ackermann**, Hofbuchhdlg. in **München**, erscheint Anfangs Juli:

Schauspiel und Bühne.

Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst

herausgegeben von

Joh. Lepsius u. Ludw. Traube.

1. Heft.

Inhalt: 1. Das **klassische Drama** und das Gesammtgastspiel zu München 1880.
2. Entwickelung der **Mysterienbühne** bis auf das Oberammergauer Passionsspiel.
3. **Nora**, Schauspiel von Ibsen.
4. Vorschläge zu einer Einrichtung des **Hamlet** für die Mysterienbühne.
5. **Adolf Sonnenthal** als Hamlet.

Preis in sauberer Ausstattung in gr. Octav mit dem Tableau des Münchener Gesammtgastspiels in Lichtdruck **2 Mark**.

Das **zweite Heft** behandelt in ausführlicher Weise das Gesammtgastspiel und erscheint Ende Juli.

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. **3 M.**
B. Wiering, Buchhandlung, **Hamburg.**

Italienische

Leghühner und Hahnen,

racerein mit gelben Füßen und gelben Schnäbeln per Stück *M.* 4.—

Feinste Essig-Gurken,

garantirt haltbar und wohlschmeckend. 100 Stück *M.* 1.50, in Gebinden à 300, 500 und 1000 Stück.

J. Bungert in **Cöln.**

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Unter den Olivenbäumen.

Süditalische Volksmärchen.

Nacherzählt

von

Woldemar Kaden.

8. Geheftet 5 *M.* Gebunden 6 *M.* 20 *Pf.*

Unter diesem Titel macht Woldemar Kaden, der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, den Märchenschatz des italienischen Volks dem deutschen Publikum zugänglich. Ein die Sammlung einleitender Essay orientirt den Leser über die Herkunft der erzählten Märchen, sowie über ihr Verhältniß zu unsern deutschen Sagen- und Märchenstoffen.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer (gross Format).

Die grösseren »Führer« umfassen meist grössere Reisegebiete und bergen in ihrem grössern Umfang die *erschöpfendste Führerkenntnis* mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hülfsmitteln.

Norddeutschland, Oestl. u. Westl. à	M. 5,00	Südfrankreich, von *Gsell-Fels.*	M. 10,00
Süddeutschland	7,50	Paris und Nordfrankreich	7,50
Thüringen	7,50	London, von *Ravenstein.*	7,50
Deutsche Alpen, Westl.	7,00	Oberitalien, von *Gsell-Fels*	12,00
Deutsche Alpen, Oestl.	5,00	Rom u. Mittelitalien, v. *Gsell-Fels*	18,00
Schweiz	9,00	Unteritalien u. Sicilien, v. *Dems.*	12,00

Wegweiser (klein Format).

Die kleineren und billigeren »Wegweiser« beschränken sich auf kleinere Gebirgspartien oder allgemein gesuchte Ausflugsgebiete, und entsprechen dem *Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl*, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat.

Rheinlande	M. 5,00	Thüringen, v. *Anding* u. *Radefeld*	M. 2,00
Oesterreich-Ungarn	6,00	Harz	2,00
Italien in 60 Tagen, von *Gsell-Fels*	9,00	Riesengebirge, von *Letzner*	2,00
Norwegen, Schweden und Dänemark, von *Nielsen*	7,50	Schwarzwald	2,00
		Schweiz	2,00

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Handwörterbuch

der

Zoologie, Anthropologie und Ethnologie

unter Mitwirkung von

Dr. **R. Böhm**, **Wilhelm Hartmann**, **F. von Hellwald**, Dr. **Ernst Hofmann**, Dr. **Klunzinger**, Prof. Dr. **Kossmann**, Prof. Dr. **Eduard von Martens**, Prof. Dr. **C. Mehlis**, Prof. Dr. **A. von Mojsisovics**, Prof. Dr. **Roeckl**, Dr. **D. F. Weinland**

herausgegeben von

Prof. Dr. **Gustav Jäger.**

Erster Band.

Mit Holzschnitten. 36 Bogen Lex.-8. Preis 15 *M.*

Das Werk wird vier Bände umfassen, welche in rascher Folge erscheinen sollen. Jährlich wird mindestens ein Band ausgegeben werden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle** ist soeben erschienen:

Was ist Kultur?

Vortrag

von Dr. **Chr. Muff**,
Professor an der lat. Hauptschule zu Halle.

Preis 80 *Pf.*

Berlin. **HOTEL BAUER** I. Ranges
Unter den Linden 26. Friedrichstrass.-Ec.
Besitzer: Fr. R. Wiesecke. Neuestes Haus Berlin
Keine Table d'hôte, gute Küche, hydraulischer Fahrstuhl. Mässige Preise.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 24. Juli 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Nachwort zum französischen Nationalfeste. Von Emil Landsberg. — Exit Ulysses S. Grant. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Theodor Mommsen. Von Ernst Dohm. — Carl Georg von Wächter. Zur Erinnerung. Von Karl Braun-Wiesbaden. I. II. — Charles de Villers. Von Ludwig Geiger. — Karl Gutzkows hinterlassener Roman. Von A. Storm. — **Aus der Hauptstadt:** Ueber die Aufführung der beiden Theile des „Faust" in der Einrichtung von Otto Devrient. Von Paul Lindau. II. — Dramatische Aufführungen. Der deutsche Michel. Lustspiel in vier Aufzügen von L. Nötel. Bernhard Baumeister. Von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ein Nachwort zum französischen Nationalfeste.

Die Franzosen theilen mit allen romanisch-katholischen Völkern einen sehr ausgesprochenen Sinn für Symbolik. Ein Sinnbild ist ihnen nicht nur, wie für Jedermann, die Fahne, sondern auch die Vertheilung von Fahnen an Regimenter, welche die ihrigen im Felde verloren haben, ein Sinnbild die Einnahme der Bastille, ein Sinnbild die Amnestie einer, individuell betrachtet, höchst verächtlichen Kategorie von Verbrechern. Das nüchternste, das kläglichste Ding wird ihnen unter der Hand Mysterium, Sacrament. Das Civilbegräbniß des Freidenkers, des Materialisten, der an kein Jenseits und keine Unsterblichkeit der Seele glaubt, hat bei ihnen seine äußeren Formen und Abzeichen, wie die kirchliche Bestattung, und der Gesinnungsgenosse im Leichenzuge blickt mit derselben abergläubischen Andacht auf die rothe Immortelle in seinem Knopfloch, wie der Bonapartist, welcher der Messe in Saint-Augustin beiwohnt, auf den Veilchenstrauß in dem seinigen. Auch die Freimaurerei hat nur vermöge ihres Formelwerks so tiefe Wurzeln in Frankreich schlagen können. Die ungemeine Bedeutung, welche man in diesem Lande bis auf die neueste Zeit den Insignien und Devisen aller Art beimißt, der phrygischen Mütze, dem Gleichheitstriangel, dem R. F., dem „Liberté, Egalité, Fraternité" auf den öffentlichen Gebäuden, den Schärpen und Medaillen, mit denen sich selbst die Abgeordneten und Gemeinderäthe schmücken, den von der Monarchie und gerade von der verrufensten aller Dynastien überkommenen Ordensbändern, auf welche unter der Republik mehr als je Jagd gemacht wird, und tausend kleinere Züge, wie z. B. die wunderliche Einrichtung, daß Niemand außer der Regierung sich für Straßenanschläge weißen Papiers bedienen darf, schlagen in dasselbe Kapitel. Man blicke dem hartgesottensten französischen Voltairianer auf den Grund seiner Seele und in irgend einer Falte wird sicher der Katholik zum Vorschein kommen. Wenn er nicht vor der Mutter Gottes kniet, so kniet er vor der Göttin der Vernunft; die Republik, die Commune selbst hat ihre Heiligen, wie die Kirche, und Raspail hat sie sogar förmlich in einen Kalender gebracht.

So hat denn auch am 14. Juli das französische Volk seine Communion gehalten unter der dreifachen Gestalt der Republik (Erstürmung der Bastille), der Wiedergeburt der Armee (Fahnenvertheilung) und des allgemeinen Bruderkusses (Amnestie). Mit Ausnahme der Clerikalen und Königstreuen, die sich durch ihre blinde Abhängigkeit von Rom und ihren Cultus für die weiße Fahne selbst von der Nation ausschließen, konnte ein Jeder, vom Marschall Canrobert bis zu Henri Rochefort und von Victor Hugo bis zum Herzog von Aumale, bei dem Feste seine Rechnung finden. Dem Einen bedeutet die Tricolore Jemmapes, dem Anderen Austerlitz, dem Dritten die Julitage von 1830 oder die berühmte Tirade Lamartines; der ungeheuren Menge der politisch Indifferenten galt sie als das willkommene alte Feldzeichen, welches, wenn irgend eines, dem leidigen Parteihader Schweigen zu gebieten vermag. Wer sonst wollte, konnte noch immer durch ein besonderes Abzeichen auf der Fahnenstange seinen bonapartistischen oder radicalen Gesinnungen Genüge thun: das unbewaffnete Auge sah, soweit es reichte, nichts als Blauweißroth und der Schein der Einigkeit war gerettet. Selbst die Kirchen hatten sich als das Eigenthum der Stadt und des Staates, wie Opferlämmer, mit den Farben des modernen, des Frankreichs von 1789 schmücken müssen, eine falsche, schielige, eine wahre Concordatsornamentik, vermöge deren der großen Verbrüderungsfeier auch der Judaskuß nicht fehlte. Das Fest war also wirklich ein vollständiges.

Eine Beschreibung desselben ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Jeder Zeitungsleser hat ohnehin schon in den letzten Tagen unter dem Artikel: Paris so ungeheure Quantitäten Jablochkoff und Gas, Lampions, Raketen und Transparente consumiren müssen, er hat schon so häufig „in taghellem Lichte geschwommen" und ist schon so oft „unter Blumengewinden buchstäblich verschwunden", daß er es der „Gegenwart" Dank wissen wird, wenn sie seine Phantasie mit diesen an einem tropischen Julitage, wie er uns eben auf das Papier scheint, doppelt erschreckenden Bildern verschont. Uns selbst haben sich Auge und Ohr von dieser Orgie von dreifarbigem Kattun, Leucht- und Zündstoff nur mit Mühe erholt und dem Belagerer einer Festung oder dem begeistertsten Anhänger Heinrich des Fünften könnte der Anblick einer weißen Fahne nicht mehr Vergnügen machen, als sie uns in diesen Tagen lediglich in Folge des Bedürfnisses einer optischen Abwechselung bereitet hätte. Auch in die Unart derer wollen wir nicht verfallen, welche die Leistungsfähigkeit einer ganzen Armee nach einer flüchtigen Feldparade zu ermessen sich vermessen, in der obenein kaum der zwanzigste Theil derselben figurirt. Um über ein Heer, welches in seiner äußern Einheitlichkeit der complicirteste aller öffentlichen Organismen ist, ein Wort mitreden zu dürfen, muß man es in seinen Standorten aufgesucht, in der Kaserne, auf dem Exercierplatze und endlich auf dem Manöverfelde beobachtet haben: die Revue ist nichts anderes als der Soldat im Sonntagskleide. Aber einige allgemeine Bemerkungen können wir Angesichts der denn doch alles Maß erlaubter Begeisterung überschreitenden Commentare, mit welchen ein großer Theil der französischen Presse und nach ihr auch

Digitized by Google

manche unter ihrer moralischen Vormundschaft stehende fremde Feder die Feier vom 14. Juli begleitet hat, nicht unterdrücken.

Die Volksfeste gehören, wir wissen es wohl, zu der republikanischen Tradition und die nationalen Geschichtschreiber haben uns mit dem bewundernswerthen Sinn für das Pittoreske, der sie und namentlich den unvergleichlichen Coloristen unter ihnen, den empfindsamen Michelet, den Jean Paul der Historiker, charakterisirt, von einzelnen, so z. B. von der großen Föderationsfeier von 1790, Gemälde hinterlassen, die sich unserer Einbildungskraft tief eingeprägt haben. Wir schlagen eben, um das Bild in unserem Gedächtniß aufzufrischen, die „Geschichte der französischen Revolution" von Michelet auf und die erste Phrase, auf die wir stoßen, kommt sonderbar den Betrachtungen zu Hülfe, mit welchen wir diese anspruchslose Plauderei eingeleitet haben. „Unsre Föderationen von 1790," hebt der Freidenker Michelet im dritten Bande an, „dieser einmüthigste Aufschwung, den man je unter den Menschen gesehen hat, der Frankreich, der die Welt vereinte, sind nichts Geringeres als ein Evangelium." So schreibt der Franzose Geschichte und so will er Geschichte hören. In Wahrheit hat diese Föderation gar nichts vereint: keine zwei Jahre waren vergangen und die Verbrüderung vom Marsfelde stob nach allen Richtungen auseinander, Lyon und Bordeaux hielten es mit den Girondisten, welche Föderalisten im heutigen Sinn des Worts waren, Toulon übergab sich den Engländern und der ganze Nordwesten war der Schauplatz des blutigsten Bürgerkriegs, „den man je unter den Menschen gesehen hat". Man sagt oft, die Ereignisse von 1870/71, die heutige Republik überhaupt, wären eine Parodie der großen Revolution, und was die individuelle Begabung und Anlage der Hauptacteurs betrifft, mag der Satz richtig sein: Gambetta, Clémenceau, Rochefort sind offenbar nur die Schatten eines Mirabeau, Robespierre, Camille Desmoulins, von dem kleineren Gezücht gar nicht zu reden. Aber demokratischer ist unstreitig die Gegenwart und die Massen beherrschen den Gang der Dinge ganz anders, als in jenen Tagen des persönlichen Heldenthums. Nun denn, trotz dieses durchgreifenden Unterschieds und trotz des seither in demselben Verhältnisse erstarkten Nationalgefühls lassen die Volksfeste der dritten Republik noch geringere politische Spuren zurück, als die von Michelet so über Verdienst gepriesene Föderation von 1790. Es sind Lokalereignisse ohne jeden ernsteren Hintergrund, sans lendemain, wie Gambetta neulich von einer vielbesprochenen Belleviller Gemeinderathswahl sagte. Wir mögen sie als eine Einrichtung, welche die Nation, wie ehedem und theilweise noch jetzt die Kirchenfeste, einen Augenblick zerstreut und dem Kleinhandel wohlthätig unter die Arme greift, durchaus nicht tadeln; der Jahrmarkt mag auch, was von hundert Zufällen abhängt, das eine Mal lebhafter ausfallen als das andere (und die Gelehrten der Boulevardpresse sind durchaus nicht darüber einig, welche Kirmeß den Vorzug verdiene, ob die von 1778 oder die vom letzten Mittwoch); aber es ist ganz müßig, über den Vorfall zu philosophiren, er hat keine Philosophie. In einer modernen, auf dem Princip der Arbeit beruhenden Gesellschaft kann das Panem et Circenses nicht mehr den Werth eines politischen Bestechungsmittels haben, wie im alten Rom, wo nicht der Bürger, sondern nur der Sklave arbeitete: das Volksfest gehört zu den unproduktiven Ausgaben, die man sich also nur ausnahmsweise erlauben darf und welche, wenn überhaupt für etwas, höchstens für Müßiggang und Völlerei Propaganda machen. Es war in diesem Betracht sehr lehrreich, den Verlauf der letzten Festivität zu beobachten. Am Vorabende und noch am Tage selbst herrschte in Paris — wir sind die Ersten, es anzuerkennen — eine wahrhaft gehobene, patriotisch festliche Stimmung, ein Gefühl berechtigter Selbstzufriedenheit, die viel weniger an den dem unmittelbaren Volksbewußtsein längst entrückten 14. Juli 1789, als an den 15. Juli 1870, den Tag der verhängnißvollen Kriegserklärung, anknüpfte. Dieses letztere war das Datum, von dem man am wenigsten sprach und an welches man am häufigsten dachte. Man feierte im Stillen und nicht ohne Wehmuth die nationale Genesung, aber nicht, wie die Schwätzer behaupten, den Triumph einer besonderen, alleinseligmachenden Staatsform, man feierte den Segen der friedlichen Arbeit, der internationalen Bescheidenheit und Genügsamkeit, welche in zehn Jahren ganz andere Wunder verrichtet haben, als der Hochmuth und die Großmannssucht von ehedem. Friede, Ehre und Sicherheit, das waren auch noch die drei Leitsterne, welche der Präsident Grévy in seiner trefflichen Rede von Longchamps an die neuen Fahnen der republikanischen Armee heftete. Diese gesunden und edlen Gefühle, durch ein großartiges und beziehungsreiches militärisches Schauspiel getragen, hielten bis zum Abend vor und verliehen dem ganzen Tage vom 14. Juli eine unverkennbare Weihe. Ihr Nachhall bewirkte, daß auch der Abend noch harmlos verlief, obgleich der Enthusiasmus sich nunmehr schon mit reißender Geschwindigkeit verflüchtigte und in den nächtlichen Lustbarkeiten — wir sprechen als Augenzeugen — sich kein natürlicher Frohsinn mehr entwickeln wollte. Von Stunde an ging es aber traurig bergab und an den folgenden Tagen bis zum Sonntag bot Paris eigentlich einen recht wüsten Anblick, das Bild einer Stadt, in welcher eine halbe Million Arbeiter in Gesellschaft von ein paar hunderttausend Provinzialen eine halbe Woche blau macht. Eine betäubende Alkoholatmosphäre lagerte auf den gewitterschwülen Straßen, und die Lokalchronik füllte sich mit theilweise sehr bedenklichen Criminalgeschichten. Die im Anfange so heroische Symphonie schloß mit einem argen Charivari.

Wir brechen ungern mit diesem katzenjämmerlichen Eindruck ab; allein er ist nun einmal der letzte und leider der nachhaltigste des ganzen Festes. Die maßgebenden Kreise selbst verhehlen sich nicht, daß die Poesie der großen Nationalfeste der Vergangenheit, wenn anders nicht auch diese nur in den Träumen ihrer romantischen Geschichtschreiber existirt hat, unserem Zeitalter fremd ist und jedenfalls in sehr schwachen Dosen verabreicht und genossen sein will, daß man nach den unter den erdenklichst günstigen Bedingungen vor sich gegangenen Proben von 1878 und 1880 sehr zufrieden sein muß, ohne Fiasko und mit Anstand davon gekommen zu sein, daß aber der Ernst und die Nüchternheit des heutigen Geschlechts auf die Dauer und selbst in einjährigen Zwischenräumen an den Zerstreuungen und Scherzen eines auf höheren Befehl in Scene gesetzten kolossalen Plundersweilen keinen Gefallen haben und noch weniger sich daran erbauen und erheben können.

Paris, 17. Juli. Emil Landsberg.

Exit Ulysses S. Grant.

Man lebt in den Vereinigten Staaten in Olympiaden. Was dem Hellenen die großen Spiele auf dem geweihten Boden von Elis waren, das ist dem Amerikaner der, in jedem vierten Jahr — dem richtigen Schaltjahr — wiederkehrende politische Riesensport der Präsidentenwahl. Sie zieht Alles in ihre Interessen und Leidenschaften. Sie verwickelt Alles in ihre Begeisterungen und Gehässigkeiten, in ihre Triumphe und Niederlagen. Selbst die Ruhe während der darauf folgenden drei Jahre ist nur eine scheinbare, und Charles Dickens wußte genau, was er meinte, als er seinen berühmten Satz niederschrieb: „Da in Amerika nur noch zwei und ein halbes Jahr bis zur nächsten Präsidentenwahl sind, beschäftigt sich bereits das ganze Land ausschließlich mit derselben." Mehr als das. Wer nur die Augen dafür hat, kann schon beim Einzug des eben glücklich zu Stande gebrachten Präsidenten in das Weiße Haus in dem breiten Strom des politischen Treibens die zarten, fadenfeinen Rieseln entdecken, aus denen die großen Strömungen zu erwachsen haben, welche ihrer Zeit Alles nach dieser oder jener Richtung hinreißen sollen, in der man das nächste Präsidentenheil erzwingen will. Denn Zwang und Kampf

Digitized by Google

und der Aufwand aller und jeder Mittel der List, des Handels und der Compromißmacherei ist da Alles, und eine amerikanische Präsidentenwahl ist der richtige friedliche Bürgerkrieg, ein Bürgerkrieg der Gemüther, der jedoch ebenso weit davon entfernt ist ein gemüthlicher Bürgerkrieg zu sein, wie es jener ungeheuerliche Bruderkampf war, welcher in den ersten sechziger Jahren die erlauchte Staatenschöpfung Washingtons in Trümmer zu legen drohte.

Auch im Jahre 1873, als General Ulysses Simpson Grant eben seine zweite Präsidentschaft angetreten, konnte Jeder, der Augen für dergleichen hat, die feinen Strömungsanfänge entdecken, welche nur zu bald deutlicher und deutlicher wurden und nach dem bisher in der Geschichte des amerikanischen Volkes und der amerikanischen Präsidentschaften ungekannten Ziele hinstrebten: nach einer dritten Präsidentschaft für einen und denselben Mann. Nicht lange und die regelrechte Strömung war fertig. Sie war in den Zeitungen fertig, wie in der Kannegießerei. Oeffentliche Redner hatten sie bei der ersten besten Gelegenheit ebenso auf den Lippen, wie das ihr geltende Schlagwort in gesetzgebenden Versammlungen fiel. Auf der einen Seite nahm sie die Form des Wünschenswerthen, um jeden Preis zu Erkämpfenden, auf der anderen die des Frevelhaften, des Schreckgespenstes an. Mit einem Wort, die third term question — die Frage des „dritten Termins" — war formulirt und ergriff Besitz von Allem, was öffentliche Meinung, was öffentliche Discussion war. Nur Präsident Grant, den das Alles doch zunächst anging, schien keine Ahnung davon zu haben. Er ging darüber mit derselben historisch gewordenen Schweigsamkeit hinweg (einer Schweigsamkeit, die um so intensiver ist, als sie sich im Unterschied zu derjenigen des siebenzüngigen Marschall Moltke auf eine einzige Sprache, das Englische, concentrirt), wie über die niederschmetternden Corruptionsenthüllungen, welche seine zweite Präsidentschaft kennzeichneten. Und als er schließlich doch dermaßen gedrängt wurde, daß er die nie erlöschende Havanna aus den Lippen nehmen mußte, um etwas zu sagen, erklärte er einfach: daß es eines ersten Beamten der Republik unwürdig sei, auf dergleichen eine Antwort zu geben. Ließ sich etwas Vollkommeneres von Sphinx denken?

Trotzdem sollte eine Antwort auf die brennende Frage erfolgen, und zwar von einer noch höheren Instanz, als Präsident Grant selber, her. Das Volk der Vereinigten Staaten gab sie. Es gab sie am Stimmkasten, indem es — müde der fünfzehnjährigen ununterbrochenen republikanischen Alleinherrschaft in Executive und Legislative mit einem Präsidenten an der Spitze, den man da ganz ernstlich im Begriff stand, nach einer zweiten verfehlten Administration noch in eine weitere Olympiade der Gewalt hineinzudrängen — im Jahre 1875 dem nationalen Repräsentantenhause seit 1860 die erste demokratische Majorität gab, und damit der herrschaftsgewöhnten und herrschaftsverdorbenen republikanischen Partei ein Memento zurief, welches selbst die bedingungslosesten Satelliten Präsident Grants stutzig machte und sie zwang, die Idee, ihn für einen „third term" im Präsidentenstuhl zu halten, vor der Hand fallen zu lassen. Wohlverstanden, vor der Hand. Sie trösteten sich einfach damit, daß die Opposition gegen den „third term" Grants sich darauf beschränke, ihm denselben im unmittelbaren Anschluß an eine zweite Präsidentschaft zuzuerkennen, weil durch das jedem Amerikaner heilige Beispiel Washingtons, der nach seinem zweiten Amtstermin eine Wiedererwählung ausdrücklich abgelehnt hatte, ein Präcedenzfall geschaffen war, über welchen sich die Pietät des Volkes nun einmal nicht hinwegsetzen wollte. Denn merkwürdig, wie es scheinen mag, das Grundgesetz der Vereinigten Staaten enthält keine Bestimmung, welche eine dritte Präsidentschaft eines und desselben Unionsbürgers in irgend welcher Form ausdrücklich untersage. Es ist nur das Beispiel Washingtons und Jeffersons, welches hier eine Art ungeschriebenen Gesetzes aufgestellt hat, das verstärkt durch den republikanischen Selbsterhaltungsinstinct, die höchste Gewalt im Freistaat nicht zu lange in den nämlichen Händen zu belassen, im Lauf der Zeit den Charakter eines allgemeinen Dogmas gewonnen hat.

Vor der Hand war also das Verlangen eines „third term" für General Grant verstummt. Am 4. März 1877 wurde das Weiße Haus von seinem Nachfolger, Rutherford B. Hayes, bezogen, von dessen Rechtstitel es bald um so bedauerlicher erscheinen sollte, daß die demokratischen Gegner in Folge der Wahlstreitigkeiten und Wahlunsauberkeiten in Florida und Louisiana so guten Grund hatten, ihn als zweifelhaft anzufechten, als die Hayes'sche Administration seitdem eine Menge Verschuldungen ihrer Vorgängerin wieder ausgeglichen und der republikanischen Partei thatsächlich in mehr als einer Beziehung wieder zur unbestreitbaren Ehre gereicht hat. Aber auch ohne diese Thatsache, welche so sehr dazu angethan war, den Expräsidenten Grant und dessen Ansprüche auf eine erneute Präsidentschaft in Vergessenheit gerathen zu lassen, war die Gefahr, daß er den Augen der Nation entzogen würde, bis er ganz verschwände, eine so dringende, daß sie auf jeden Fall beseitigt werden mußte. Und da war es, daß die Faiseurs und „Manager" des „third term" auf den wahrhaft genialen Einfall geriethen, ihren Mann ins Ausland zu schicken und ihn dort das nöthige Kapital für ihren großen Plan schlagen zu lassen.

Die „Manager" des General Grant! Man kann den politisch-theatralischen Ausdruck dem nicht englisch Redenden nur mit einem andern theatralischen Kunstausdruck wiedergeben: die „Inscenirer", die „Impresarien" General Grants. Wer waren sie? Wir werden es weiter unten sehn. Die letzten Monate haben die bestimmteste Antwort darauf gegeben, und ob sie auch eben auf dem heißen Kampfboden des Chicagoer Nationalconvents ihrer Partei, hart am Ziel und um so vernichtender, je näher sie diesem Ziele thatsächlich gekommen waren, scheitern mußten, so wird ihnen doch Jeder zugestehen müssen, daß sie ihre Sache wundervoll gemacht hatten. Sie hatten aber auch in ihrem Expräsidenten ein wundervolles Material in Händen. Nicht nur mit überraschendem Erfolge, sondern auch mit überraschender Würde führte General Grant seine mehrjährige Weltreise aus. Er wurde im Auslande nicht nur gefeiert, er imponirte dem Auslande auch. Mit einer vollendeten Diplomatie, wie sie hinter dem Selfmademan des Schlachtfeldes und dem schweigsamen, eigenwilligen Präsidenten die eigenen Landsleute am letzten vermuthet hätten, verstand er es, alle Auszeichnungen, die ihm wurden, nur für das Volk, in dessen Diensten er so lange gestanden, zu acceptiren, und dieses junge Volk schauerte förmlich zusammen unter diesen Huldigungen, welche die ältesten Culturvölker und deren erhabenste Repräsentanten seinem schlichten Mitbürger darbrachten, welcher über den Ocean gekommen war, um nach Vollendung einer beispiellosen Carriere daheim die übrige Welt zu sehen und von ihr zu lernen. Durch mehr als zwei Jahre hindurch beschäftigte sich die Union, vom Kabel und der Presse aufs Freigebigste bedient, aufs Unablässigste in Athem gehalten, fast mehr mit ihrem reisenden Expräsidenten, als sie sich je mit einem ihrer amtirenden Präsidenten im Lande selbst beschäftigt hat. Alle öffentlichen Skandale und Widerwärtigkeiten, welche die Grant'sche Administration, namentlich den zweiten Abschnitt derselben, so unerquicklich gemacht und die republikanische Partei um ihre Herrschaft im Congreß und nahezu auch in der Executive gebracht hatten, waren vergessen. Er war nur wieder noch der siegreiche Heerführer, der Niederwerfer der Secession, nur wieder noch der Mann, der gleich George Washington mit einer zweimaligen Präsidentschaft belehnt worden war, der da einen wahren Siegeszug durch Europa, Afrika und Asien hielt, und dem zu Ehren selbst die entlegensten Völker des Orients den Preis des Sternenbanners anstimmten. Es war, als ob man erst durch das Ausland belehrt wurde, welch glorreichen Zeitgenossen und Mitbürger man da eigentlich habe. Und zugleich war es auch wieder, als ob dieser Zeitgenosse und Mitbürger erst so recht die Augen des Auslandes auf die amerikanische Republik gelenkt, und

*

Digitized by Google

ihm dieselbe in seiner einfach-großen Persönlichkeit als Erster so recht ad oculos demonstrirt hätte. Man kann nicht sagen, daß dieses Entzücken über die Erfolge des reisenden Expräsidenten übermäßig republikanisch gewesen wäre. Aber es war menschlich und immerhin auch patriotisch genug, um es nicht nur an sich begreiflich erscheinen zu lassen, sondern um es auch erklärlich zu machen, daß der von einer solchen Triumphreise Zurückkehrende im vorigen Sommer von den eigenen Landsleuten gleichfalls wie eine Art Triumphator empfangen wurde.

Damit hätte es aber auch sein Bewenden haben sollen. Es war genug der Ehren und Erfolge für den einen Mann gewesen. Der Rest hätte Zurückgezogenheit in einem so vollen und ungetrübten Sonnenschein sein sollen, wie er selbst den Lebensabend George Washingtons kaum übergoldet hat. Und doch ist es anders gekommen. Wie die Dinge sich sehr bald gestalten sollten, war es Niemandem zu verargen, wenn er in dieser ganzen Weltreise, welche sich für den amerikanischen Expräsidenten wie für das ganze amerikanische Volk so schmeichelhaft gestaltete, nur noch ein großartiges Wahlmanöver, ein blendendes Angebot auf einen dritten Amtstermin für General Grant erblickte. Denn kaum war er in San Francisco gelandet, und kaum hatte sich hier jene Hochfluth von Enthusiasmus für seine Person in Bewegung gesetzt, für welche man sich, in Ermangelung einer gang und gäben Bezeichnung, ein eignes Wort, das Wort „Grant-Boom" in Cours zu setzen genöthigt sah, als auch schon das vor vier Jahren erst so stürmisch niedergekämpfte Schlagwort erscholl: „Ein dritter Amtstermin für Grant!" Wie es aber dieses Mal um dies Feldgeschrei bestellt war, konnte man nicht so sehr nach der Energie derjenigen ermessen, die es erhoben, als nach dem Umgestüm, mit welchem seine Gegner es aufgriffen und dagegen zu Felde zogen. Obgleich der schweigsame président voyageur selber in keiner der Städte, die er auf seinem Zuge quer durch den Continent berührte (und auch dieser Zug war wieder ein Meisterstück von „Impresa", da er nur solche Städte berührte, in denen der Grant-Boom ein freies Feld fand), ein Wort über seine Stellung zu der ihn doch zunächst angehenden Frage fallen ließ, und obgleich alle Versuche, ihm ein solches abzulocken, ebenso vergeblich blieben, so begann doch der Anti-Grant-Flügel der republikanischen Presse sofort die Gefahr zu würdigen und den erbittertsten Ton gegen die „third termers" anzuschlagen. Man zieh den Expräsidenten aufs Unverhohlenste der Absicht, für immer an die Spitze der Republik zu treten und in einem dritten Termin nichts als die erste Stufe zum Imperialismus zu erblicken. Die Fehlgriffe und unerquicklichen Episoden seiner zweiten Administration, die schamlose Corruption, welche während derselben in seinem eignen Ministerium, in seiner nächsten persönlichen Umgebung aufwucherte, wurden aufs Neue in schonungslosester Weise blosgestellt; Anti-Grant-Organisationen sprangen innerhalb der republikanischen Partei aus dem Boden; und man sah sich fast ein ganzes Jahr früher, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, mitten in den Leidenschaften und Ungeheuerlichkeiten einer Präsidentschaftscampagne, die allerdings nur die republikanische Partei und nicht das ganze Land spaltete, aber darum nicht mit minderem Ungestüm geführt wurde, weil sie sich nur auf eines der beiden großen politischen Heerlager beschränkte. Der Expräsident durchzog indessen das Land von San Francisco bis Philadelphia, streifte und sondirte in der Hauptstadt von Kentucky, Louisville, sogar den Süden und ging dann, um den erregten Gemüthern eine Art Waffenstillstand zu gewähren, aufs Neue außer Landes, nach Westindien und Mexico, um dort noch einen kleinen Triumphepilog zu seiner Rundreise durch die alte Welt in Scene zu setzen.

Und nun traten auch seine „Manager", seine „Impresarien" aus den Coulissen, in Gestalt der Bundessenatoren Don Cameron von Pennsylvanien und Roscoe Conkling von New-York, denen sich sehr bald ihr Senatskollege John Logan von Illinois zugesellte. Als anerkannte Führer der republikanischen Partei in ihren Staaten, den wichtigsten und maßgebendsten Staaten der Union, verstanden sie es mit dem rücksichtslosesten Aufwand ihres politischen Einflusses und unter gewaltthätigster Anwendung der Parteidisziplin (jenes Monstrums, das im politischen Leben der Vereinigten Staaten eine so verhängnißvolle Macht ist!) die von ihren republikanischen Staatsmitbürgern zum Chicagoer Nationalconvent, auf welchem der republikanische Präsidentschaftscandidat nominirt werden sollte, zu entsendenden Delegaten für die Aufstellung Grants zu verpflichten. Eine Opposition ließen sie gar nicht aufkommen. Jeder Versuch zu einer solchen, wie energisch sie sich auch anmeldete, wurde, wenigstens in Pennsylvanien und New-York, im Keime niedergehalten. Und als zwei Monate später dasselbe Manöver auch in Illinois, dem Heimatsstaat General Grants, mit einer ungleich gefährlicheren und entschiedneren Grant-Opposition gelang, da hatte die Grant-Hochfluth, die unterdessen auch eine bedeutende Anzahl der übrigen Staaten für den Chicagoer Convent dem „third term" gesichert hatte, thatsächlich eine solche Höhe und Gewalt erreicht, daß die Nomination Grants in Chicago kaum noch vermeidlich erschien.

Der Jubel im Grant-Lager war ein vollkommener. „Nicht als eine Colonne von Grantiten, sondern als eine Granitcolonne werden die Bannerträger des größten Bürgers, den die Union hervorgebracht hat, in Chicago einziehen und gleich bei der ersten Abstimmung die 756 Stimmen des Nationalconvents durch eine Majorität an sich reißen, welche jede weitere Abstimmung überflüssig machen wird!" So rief in seiner Siegesgewißheit eines der leitenden Grant-Blätter des Westens, und wie die Dinge lagen, hatte es wohl ein Recht so zu rufen. Und doch hatten diese Zuversichtlichen Eines nicht mit in ihre Berechnung gezogen, den in den Massen der republikanischen Partei herrschenden und mit jedem Tage wachsenden Widerwillen gegen das ganz und gar unrepublikanische Ding oder, wenn man dies lieber will, das republikanische Unding einer dritten Präsidentschaft (ein Widerwille, der sich namentlich in den Reihen der deutschen Republikaner unverholen kundgab) und die mit ihm Hand in Hand gehende und gemeinsam wachsende Auflehnung gegen das Cameron-Conkling-Logan'sche Triumvirat, welches thatsächlich im Begriff war, der Partei einen Präsidentschaftscandidaten aufzuzwingen, mit dem sie in der großen Entscheidungsschlacht im November nur wenig Aussicht hatten, zu siegen! An dieser Auflehnung in den republikanischen Massen (zahlreiche Anti-Grant-Organisationen drohten mit offenem Abfall von der Partei) erstarkte denn auch die in den Staatsdelegationen von New-York, Pennsylvanien und Illinois so gewaltsam unterdrückte Opposition der Anti-Grant-Mitglieder, und als am 2. Juni der Chicagoer Nationalconvent zusammentrat war das Erste, womit er die Welt und namentlich die großen Grant-Manager überraschte, eine Reihe vorläufiger Niederlagen dieser Letzteren, welche sie sehr bald überzeugte, daß sie den Bogen denn doch zu straff gespannt hatten. Die entscheidendste dieser Schlappen bestand darin, daß der Convent, nachdem er einen Präsidenten aus den Reihen der Anti-Grant-Delegaten gewählt und auch die wichtigsten Comités in die Hände von Grant-Opponenten gelegt hatte, die Aufhebung der sogenannten „Einheitsregel" — „Unit rule" — beschloß. Dadurch wurde es jedem einzelnen Delegaten möglich, nach seiner individuellen Neigung für den ihm persönlich genehmsten Candidaten zu stimmen, statt wie es bisher unter der Einheitsregel der Fall war, gezwungen zu sein, mit der Majorität der Delegaten seines Staates zu stimmen. Die unmittelbare Folge war, daß die Grant-Fraction, Conkling an der Spitze, statt, wie sie so siegesgewiß verheißen, nach Organisation des Convents sofort zur Abstimmung über den aufzustellenden Candidaten zu schreiten, ihre nächste Aufgabe darin erblickte, Zeit zu gewinnen, um ihre, plötzlich mit so unerwarteten Ausfällen*) bedrohten Reihen theils

*) Die drei Staaten New-York, Pennsylvanien und Illinois repräsentirten von den gesammten 756 Stimmen des Convents allein 162,

Digitized by Google

fester zu schließen, theils durch Delegaten solcher Staaten, die nicht bereits für Grant gesichert waren, zu verstärken.

Es war die richtige Arbeit hinter den Coulissen, zu der sich nun die, kurz vorher noch ihres Sieges auf den ersten Anlauf so gewissen, Grant-Impresare verstehen mußten, und die sich zunächst gegen den Hauptgegner Grants, gegen Senator James G. Blaine von Maine und dessen Delegaten zu richten hatte. Außer Blaine, der allerdings von vornherein als nahezu ebenbürtiger Rivale Grants in der Chicagoer Arena war, befanden sich noch folgende Nominationsaspiranten im Felde: Finanzminister John Sherman von Ohio, Senator Edmunds von Vermont, Senator Windom von Minnesota und Elihu B. Washburne von Illinois, der wohlbekannte frühere Gesandte in Paris. Als wirklicher Nebenbuhler Grants war, wie bereits gesagt, nur Blaine anzusehen, und insofern etwa Sherman, als ihm die Delegation von Ohio mit 44 Stimmen gesichert war, und der mit einer solchen Basis die nächste Aussicht hatte, bei einem gar zu erbitterten und unversöhnlichen Kampf zwischen Grant und Blaine schließlich „Dritter" (als das, auf amerikanischen Präsidentschaftsconventionen eine so große Rolle spielende, „dark horse") Stimmen von den beiden Hauptgegnern anzuziehen und so in die Nomination hineinzuschlüpfen.

Als endlich am sechsten Tage des in so unvorgesehener Weise in die Länge gezogenen Convents eine erste Abstimmung erfolgte, lieferte dieselbe das folgende Resultat: Grant 304, Blaine 284, Sherman 93, Washburne 30, Edmunds 24, Windom 20 Stimmen. Grant hatte also wirklich die Tête des großen Rennens, da aber zur Nomination eines der in der Bahn befindlichen Candidaten 379 Stimmen nothwendig waren, so hatte sich Conklings Prophezeiung, daß sein Edelrenner gleich im ersten Ballot den Convent mit einer entschiedenen Majorität nehmen werde, nicht erfüllt, und es mußte selbstverständlich mit den Abstimmungen fortgefahren werden. Und nun ereignete sich eines der seltsamsten Schauspiele, welches noch je auf einer republikanischen Präsidentschaftsconvention erlebt worden ist. Noch am selben Tage erfolgten nicht weniger als siebenundzwanzig Abstimmungen, ohne daß sich die für Grant abgegebene Stimmenzahl änderte, oder daß die sechs Stimmen, welche Blaine verlor, eine maßgebende Schlußfolgerung auf den endlichen Ausfall des Kampfes zugelassen hätten. Wenn etwas eine solche je zuließ, so war es das Sherman'sche Votum, welches in der achtundzwanzigsten Abstimmung von 93 auf 116 Stimmen angewachsen war. Und so kam der Dienstag, der die Entscheidung bringen mußte. Während die Colonne der Grantiten thatsächlich dem oben citirten Wort eines für Grant schwärmenden Blattes entsprechend nicht nur wie eine Granitcolonne stand, sondern es in den nächsten sechs Abstimmungen sogar auf 312 Stimmen brachte, machte sich gleichzeitig eine leichte aber darum nicht minder bezeichnende Lockerung in den Blaine-Reihen wahrnehmbar, — gewann es allen Ernstes den Anschein, als würden sich nun doch noch die Grant fehlenden Stimmen im Lauf eines letzten Würfelfalls für diesen einstellen. Aber in diesem, dem vierunddreißigsten Ballot begannen auch die Nebel im Hintergrunde zu fallen, und es erschien das sehnlichst erwartete „dark horse" mit einem Manne als Reiter, dessen Name sich weder unter den ursprünglichen Nominationscandidaten befunden hatte, noch bis dahin überhaupt nur im Zusammenhange mit der republikanischen Präsidentschaftscampagne genannt worden war. Dieser Mann war James A. Garfield von Ohio, der bis dahin als Führer der Ohioer Delegation den Kampf für Sherman geführt hatte, und der in den vorherigen Ballots mit einer oder zwei anfragenden Stimmen dem Convent präsentirt, aus der vierunddreißigsten Abstimmung mit 19 Stimmen hervorging, um gleich darauf deren 50 zu erhalten, und hierauf unter einem allgemeinen, wirbelwindartigen Zulauf fast aller Delegaten Blaines und jener der übrigen Anti-Grant-Candidaten im sechsunddreißigsten Ballot mit 399 Stimmen über die, Grant bis zum letzten Moment treu gebliebenen 304 Stimmen den Sieg davon zu tragen!

Es war die höchste Zeit gewesen. Noch zwei oder drei Ballots ohne ein „dark horse", das mit Erfolg gegen die Grant'sche Heersäule ansprengen konnte, d. h. im Stande war, die Stimmen Blaines und Shermans auf sich zu vereinigen, und das Triumvirat der Grant-Impresarien hätte das Feld behauptet. Es wäre ein Triumph der frechsten Parteivergewaltigung, ein Sieg der Fractionsknute über den eigentlichsten und entschiedensten Willen der Majorität der Partei gewesen, wie er selbst im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten noch nicht dagewesen. Ehre dem Besiegten, soweit General Grant allein in Betracht kommt! Seine glorreiche militärische Vergangenheit und der Ruhm, dafür zweimal von seinem Volke mit der höchsten Ehre, die es einem seiner Bürger verleihen kann, belohnt worden zu sein, sollen ihm unangetastet bleiben. Aber kein Mitleid mit jenem Dreimännerbunde, der ihn, allem wirklichen Volksfühlen und Volkswillen zum Trotz, zum dritten Male zum Präsidenten machen, und da die Präsidentschaft selbst im Augenblick für keinen von ihnen erreichbar, auf diese Weise wenigstens die factische Ausübung der Regierung an sich reißen wollte! Wäre es ihnen gelungen, die Candidatur Grants in Chicago zu erzwingen, so hätte auch die letzte Stunde der republikanischen Partei geschlagen. Die Grant'sche Administration war es, welche dieselbe um die Herrschaft in beiden Zweigen der nationalen Legislative gebracht hat. Seine dritte Präsidentschaftscandidatur hätte ihr auch die Executive gekostet. Die Partei selbst wäre durch sie so hoffnungslos gespalten worden, daß sie im nächsten November den Sieg den Demokraten direct ins Lager geschleudert hätte. Denn eine ganze nationale Partei läßt sich am Stimmkasten nicht vergewaltigen, wie ein nationaler Parteiconvent. Und wenn im November überhaupt ein Republikaner für das Weiße Haus gewählt werden kann, so wäre General Grant sicher der Letzte gewesen, der diese Möglichkeit zur Wahrheit hätte machen können.

Es war ein ernster, ein verhängnißvoller Kampf, der in Chicago gekämpft worden ist. Und wie man auch General Grant bedauern mag, daß er sich zu demselben hergegeben, seine Niederlage wird kein unbefangener und wirklich patriotischer Mann bedauern können. Er wird vielmehr unter allen Gesichtspunkten ein Glück nicht allein für die republikanische Partei, sondern für das ganze Land darin zu erblicken haben, wie sehr er auch dem Niederwerfer der Secession, dem zweimaligen Präsidenten, dem gefeierten Ehrengast der ganzen civilisirten Welt ein anderes Exit von der großen öffentlichen Bühne der nordamerikanischen Republik gegönnt und gewünscht hätte!

Udo Brachvogel.

---

die bis zu der plötzlichen Aufhebung der Einheitsregel als absolut sicher für Grant betrachtet wurden, nach derselben aber mit einem Schlage auf nur 147 Grant-Stimmen herabsanken.

Literatur und Kunst.

Theodor Mommsen.

— 12. Juli 1880 —

Verdienter Lohn rastlosen Forscherstrebens,
Ward ihm der Besten Dank, der Jugend hohe
Begeisterung zu Theil; des Pöbels rohe
Gemeinheit nagt' an seinem Ruhm vergebens.

Da naht — o Schreckensnacht angstvollen Bebens! —
Das tück'sche Element, das schadenfrohe;
Ein Augenblick — aufgeht in flammender Lohe
Die reiche Ernte eines langen Lebens.

Digitized by Google

Wehmüthig steht und mit gebeugtem Haupte
Der seines fast schon eingeheimsten Segens
Plötzlich durch Feuers neidische Macht Beraubte.

Nur ein Moment entschlossnen Ueberlegens:
Vorwärts! — Und wieder steigt das Werk, das rasche,
Ein Phönix, auf aus der Zerstörung Asche.

Ernst Dohm.

Carl Georg von Wächter.

Zur Erinnerung.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Von den Schwaben behauptet der Eine, sie seien außerordentlich kleinmeisterlich-particularistisch, der Andere, sie seien Kosmopoliten, und kein anderer Zweig der deutschen Nation sei so sehr von dem alten germanischen Wandertriebe beseelt oder besessen. Die Einen wie die Andern sind einig darüber, daß die Schwaben ein hochbegabter Stamm sind, und daß diese Befähigung sich besonders dann in ihrem ganzen Glanze zeigt, wenn die Umstände die Entwickelung des Individuums begünstigen, d. h. wenn der Schwabe dem schwäbischen Boden entführt wird. Dann wird er aus dem württembergischen Nestl-Schwab ein deutscher Blitz-Schwab. Nur darf die Entfernung nicht gleich zu arg und zu groß sein, sonst überspringt er das Deutschthum und wird aus dem württembergischen Particularisten gleich ein undeutscher Kosmopolite oder gar ein Franzose. Beweis: Georg Herwegh, der noch zur Zeit seines Berliner Triumphzugs ein stiller und zurückhaltender Mann war, weil er sich vor seinem eigenen Dialekt fürchtete, der sich so breit machte, sobald er den Zaun seiner Zähne aufthat, und der einige Jahre danach den Vollblut-Franzosen affectirte und keinen Satz sprechen konnte — und er sprach damals ebenso sehr zu viel, wie früher zu wenig — ohne ihn mit einigen „Eh bien"s und „Enfin"s zu verunzieren.

Die Zahl der Schwaben, welche auf nicht-schwäbischem, aber deutschem, oder wenigstens germanischem Boden den ganzen Glanz ihrer Schwingen entfaltet, ist so groß, daß man bei ihrer Aufzählung leicht anzufangen weiß, aber schwer aufzuhören.

Ich erwähne für heute: Friedrich Schiller in Weimar und Berthold Auerbach in Berlin, Hegel und Strauß ebendaselbst, Schelling in Erlangen, München und Berlin, Kielmayer in Jena, Wunderlich in Leipzig, F. Vischer in Zürich, Griesinger in Berlin, Friedrich List in Amerika, Robert von Mohl in Heidelberg, Julius von Mohl in Paris, Roser in Marburg, — alles Männer der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit.

Vergessen wir aus früheren Zeiten nicht Melanchthon, auf Schwäbisch „Schwarzerd'" geheißen, und Keppler, der zu Wallenstein berufen und in seiner Heimat mißachtet wurde. Freilich heute hat er ein schwäbisches Denkmal in Weil der Stadt und auch einen vortrefflichen schwäbischen Biographen in der Person des Edmund Reitlinger gefunden.

Und selbst der große Cuvier ist — die Franzosen werden es freilich bestreiten — im Grund genommen ein Schwabe. Denn er ist im Jahre 1769 in der damals württembergischen Stadt Mömpelgard — nachher ist sie französisch und 1870 wieder deutsch geworden — geboren und hat während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der württembergischen Karls-Akademie studirt. Diese Thatsachen kann Niemand bestreiten.

Fügen wir nun dieser glänzenden Reihe berühmter Schwaben einen nicht minder glänzenden Namen hinzu: den des deutschen Juristen Carl Georg Wächter, der im Januar 1880 in Leipzig gestorben „omnium juris consultorum Germaniae juris consultissimus".*)

*) Carl Georg v. Wächter. Von Bernhard Windscheid. Leipzig 1880, Duncker und Humblot.

II.

Carl Georg Wächter hat, im Gegensatz zu den modernen schwäbischen Berühmtheiten, welche meistentheils in Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt haben, die große Ehre, ein specieller Landsmann Schillers zu sein. Er ist nämlich auch in Marbach am Neckar geboren, und zwar am 24. December 1797, nur achtunddreißig Jahre nach Schiller. In des Letzteren Fußtapfen ist er zehn Jahre lang in Marbachs Fluren gewandelt. Dann ist er mit seinem Vater, der vom Oberamtmann in Marbach zum „Oberconsistorial-Vicedirector" (oh, über diese entsetzlichen zwölfsilbigen deutschen Titel!) befördert wurde, nach Stuttgart gezogen, wo er seine Gymnasialstudien absolvirte; und darauf ging er, wie der große Barde Schartenmeier sagt, more solito

„endlich auch nach Tübingen
Zu gelehrten Uebingen."

Indessen hat er, freilich nur ein Semester, auch in Heidelberg Jura studirt, und zwar unter dem alten Thibaut, der damals im Zenith seines Ruhmes stand und auf Wächter einen bestimmenden Einfluß geübt zu haben scheint. Denn Wächter hat stets mehr zur rationalistisch-dogmatischen Schule Thibauts, als zur romantisch-historischen Savignys gehört. Auch hat er darin Thibaut geglichen, daß er als Lehrer noch größer war, wie als Schriftsteller.

Beinahe hätte ich vergessen zu sagen, daß, wenn die deutsche Rechtswissenschaft in Wächter eine ihrer kräftigsten Stützen gewann, sie dies keinem Anderen zu verdanken hat als Friedrich dem Dicken, welchen Napoleon der Erste zum König von Württemberg gemacht und dessen Regiment Christian Reinhold Köstlin in seinem Buche „Wilhelm der Erste, König von Württemberg und die Entwickelung der württembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung" (Stuttgart, 1839) als „Staatsumwälzung unter der Form der Dictatur" charakterisirt hat. Allein, wie vormals die russische Verfassung als „Despotismus gemäßigt durch Meuchelmord" bezeichnet wurde, so konnte man die Regierung des Königs Friedrich bezeichnen als die „Dictatur gemäßigt durch Fettleibigkeit". Denn es mußten Menschen und Vorrichtungen zugezogen werden, um zu verhindern, daß er seinen Bauch auf der Erde schleifte; und als er eines Tags plötzlich zu dem Rheinbundsprotector abreiste, ließ ein Witzbold drucken, Seine Majestät sei „ventre à terre" nach Paris geeilt.

Als Wächter am 8. April 1815 auf die Universität Tübingen abging, war er entschlossen, Medicin zu studiren; sein Vater dagegen wollte gern einen Theologen aus ihm machen. Die Entscheidung lag in der Hand Friedrichs des Dicken, der sich vom Gymnasium die Abiturientenlisten vorlegen ließ, um die Geschicke eines jeden Einzelnen zu bestimmen. Als er an Wächter kam, lautete die allerhöchste Entscheidung: „Was, Mediciner? Was, Theolog? Daß Dich das Mäusle beiß! Soll Jurischt werden, wie ja auch sein Vater Jurischt ist."

Und in der That hatte der dicke König, vielleicht in einer Vorahnung des Darwin'schen Systems, das Richtige getroffen. Der junge Wächter studirte fleißig, machte glänzende juristische Examina und wurde schon im Alter von zweiundzwanzig Jahren, am 13. August 1819, außerordentlicher Professor in Tübingen, und zwar vorerst ohne bestimmmtes Lehrfach. Erst am 27. August fragte die Regierung, die ihn ernannt hatte, beim akademischen Senat an, welche Gegenstände wohl am besten dem neu ernannten Professor anvertraut würden. In der That las er alles Mögliche: württembergisches Landesrecht (worüber er später auch ein vortreffliches Buch schrieb, das jedoch, gleich allen größeren Werken Wächters, nur einen Fehler hat, aber einen recht großen, nämlich den, daß es unvollendet geblieben), Pandekten, Institutionen, Strafrecht und Strafproceß. Auch hier tritt schon, wie überhaupt in Wächters ganzem Leben, die expensive Kraft und Freudigkeit am Schaffen und Zugreifen zu Tage, die er bis an sein Ende bewährt hat.

Obgleich man ihn auch zum Rector, zum Vicekanzler, und

Digitized by Google

wer weiß was, machte, scheint er doch kein rechtes Behagen an dieser Universität gefunden zu haben. Damals, wie später, waren dort allerlei offen und verdeckt geführte Streitereien und Intriguen unter den Professoren im Schwange, von deren Natur ich in meiner Biographie des württembergischen Universitätsprofessors und späteren cisleithanischen Ministers, jetzt Verfassers der „Quintessenz des Socialismus", Albert Eberhard Friedrich Schäffle (in meinen „Zeitgenossen. Erzählungen, Charakteristiken und Kritiken." Braunschweig 1877. Band I, Seite 159—228), nach zuverlässigen Quellen eine kleine Probe und Charakteristik zu geben versucht habe.

Wäre Wächter sein Leben lang in diesem kleinen Elende verblieben, so würde er ohne Zweifel den schneidigen und freudigen Schaffensdrang, den er selbst als Achtzigjähriger noch bewährt hat, eingebüßt haben, und die deutsche Rechtswissenschaft hätte einen glänzenden Stern weniger aufzuweisen.

Da half denn das Institut der Freizügigkeit, welches die Aufgabe erfüllt, den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen. Unsere Altconservativen zwar, welche es wohl recht gut meinen, aber von der modernen Welt keinen Begriff haben, wollen die Zugfreiheit wieder abschaffen. Allein dies wird ihnen ebenso wenig gelingen, wie das Jus primae noctis wieder einzuführen.

Man hat vorgeschlagen, die deutschen Hochschulen zu Reichsanstalten zu machen. Ich würde das für den größten Fehler halten. Gerade auf diesem Gebiete muß Wettbewerbung existiren; es kann der freien Lehre und der wahren Wissenschaft nur Vortheil bringen, wenn z. B. Berlin und Leipzig, Preußen und Sachsen, mit einander concurriren, und der, welcher es am Besten macht, als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht, sei es der bewährte Herr von Gerber in Dresden oder der orthographische Herr von Puttkamer in Berlin.

Der Freizügigkeit, welche, Dank der früheren ängstlichen Engherzigkeit der Regierungen, der Gewerbe- und Arbeiterstand in Deutschland so lange hat entbehren müssen, haben sich unsere Universitäts-Professoren glücklicher Weise von Alters her zu erfreuen; und Wächter hat davon einen recht gründlichen Gebrauch gemacht, Folge leistend dem an ihn ergangenen Rufe.

Im December 1832 ging er von Tübingen nach der Universität Leipzig.

Im October 1835 kehrte er wieder von Leipzig nach Tübingen zurück, nachdem er auf eine Anfrage aus Erlangen und auf einen Ruf nach Bonn ablehnend geantwortet hatte.

Im Juni 1849 und im Mai 1851 widerstand er wiederholten Rückberufungen nach Leipzig.

Im Juli 1851 leistete er einer Berufung zum Präsidenten des Oberappellationsgerichtes der vier Freistädte, in Lübeck, Folge.

Am 25. Juli 1852 aber legte er den Vorsitz des angesehensten höchsten Gerichtshofes in Deutschland nieder, um nach seinem geliebten Leipzig zurückzukehren. Hier endlich erlosch sein „germanischer Wandertrieb"; denn er hatte die richtige Stätte gefunden an der rasch aufblühenden Universität, an der Spitze einer durch die Tüchtigkeit der Lehrer und die Zahl der Studenten hochangesehenen Juristen-Facultät. Hier hat er denn beinahe ein ganzes Menschenalter ununterbrochen gelebt und gelehrt und daneben auch im Juristentag, dem er viermal präsidirte, die Fortentwickelung der deutschen Rechtswissenschaft und Gesetzgebung praktisch gefördert. Zahlreiche und glänzende Rufe, z. B. nach Wien, hat er beharrlich ausgeschlagen.

Sein mit Erfolgen und Ehren überhäuftes langes Leben hat nur eine unglückliche Episode aufzuweisen. Sie fällt in die Zeit seiner zweiten Tübinger Professur.

Als Wächter gegen Ende 1835 von Leipzig, das ihn nur ungerne gehen ließ, nach Tübingen zurückkehrte, wurde er wie ein Triumphator empfangen. Er wurde geadelt, was Einem aber in Württemberg leicht passiren kann. Man säumte auch nicht, ihn an die Spitze der württembergischen Hochschule zu stellen, indem man ihn zum Kanzler der Universität und außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten ernannte. Als Kanzler hatte er eo ipso die Stimme der Universität in dem Halbmondsaale in Stuttgart zu führen; das will sagen: in der württembergischen Kammer der Abgeordneten, welche sich vor allen übrigen Volkskammern in Deutschland u. A. auch dadurch auszeichnet, daß in ihr auch die Adels- und die Priesterkaste als solche (nicht durch Volkswahl) apart vertreten ist. Wahrscheinlich in Folge dessen, daß Württemberg zur Rheinbundszeit, „zur Zeit jener Staatsumwälzung unter der Form der Dictatur" (siehe oben), von den 33 Reichsstädten, 27 geistlichen und 56 weltlichen Reichsfürsten und den zahllosen Gebieten der reichsunmittelbaren Ritterschaft, welche bis dahin in dem südwestlichen Winkel von Deutschland existirten, eine gehörige Anzahl verschluckt hatte. In diesen Kammern wählte man die Präsidenten auf sechs Jahre und pflegte durch Wiederwahl die Präsidentschaft in eine quasilebenslängliche zu verwandeln. Im Jahre 1839 wurde Wächter zum ersten, im Jahre 1845 zum zweiten Male zum Kammerpräsidenten erwählt; und er wäre es vielleicht heute noch, wenn nicht das „tolle Jahr" Achtundvierzig dazwischen gekommen wäre.

Diese zehn Jahre haben ihn zwar nicht der Schriftstellerei, wohl aber der akademischen Lehrthätigkeit (und das war bei ihm immer die Hauptsache, das kann man nicht oft genug wiederholen) entfremdet und dazu beigetragen, die in der Regel unerschütterliche Heiterkeit seines Gemüthes vorübergehend zu trüben. Man beschuldigte ihn des „Knechtsch-Geischtes" und des „Deschpodischmus". Und das ging so zu:

Neben der oben erwähnten Eigenthümlichkeit der Zusammensetzung hatte die württembergische Volkskammer auch höchst beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten der Geschäftsordnung. Nach Schluß der Debatte nämlich und vor Beginn der Abstimmung hatte der Präsident ein Résumé zu geben, ähnlich wie ein Schwurgerichtspräsident. Man beschuldigte nun Wächter beharrlich, er habe hier im Interesse der Regierung die Grenzen seiner Wirksamkeit überschritten. Sonderbarer Weise, so groß das Geschimpfe, namentlich der Catos auf der Bierbank, gegen Wächter war, so scheint doch damals Niemand daran gedacht zu haben, diese unsinnige Einrichtung abzuschaffen, bei welcher es die Natur der Dinge mit sich bringen mußte, daß ein so kluger, geistreicher und gelehrter Mann, wie Wächter, als Präsident auf eine, zum Theil aus Illiteratis und Illiteratissimis zusammengesetzte Versammlung einen dominirenden Einfluß ausübte.

Da kam das Jahr 1848. Die Regierung verlor den Kopf. Die Minister, bisher so hochnasig, wußten nichts Besseres zu thun, als einen beschleunigten Rückzug anzutreten und die Häupter der Opposition, welche in der sonst so hyperloyalen Kammer eine winzige Minorität bildete, zu ihren Nachfolgern vorzuschlagen, wozu sie denn auch König Wilhelm ernannte. Darob erzürnte Wächter, obwohl auch er sich damals mit aller Entschiedenheit für die Entadelung und Entpriesterung der Volkskammer, d. h. gegen das Privilegium der Prälaten und Ritter, ausgesprochen hatte.

— „Wer hat denn diese Märzminister vorgeschlagen?" fragte Wächter zornig den abgetretenen Minister.

Wir selbst, die abgetretenen Minister, lautete die Antwort.

— „Dann haben Excellenz," replicirte Wächter, „dem König einen schlechten Rath gegeben. Man muß nicht in der ersten Gefahr die letzte Karte ausspielen. Ich gehe nach Hause und lese wieder Pandekten. Ich will mit dieser Sauerei nichts zu thun haben."

Und er that, wie er gesagt hatte. Man sagt freilich, er habe selbst Minister werden wollen. Der kluge alte Schwaben-König aber habe gesagt: „Ich bekomme allemal eine Gänsehaut, wenn ich von einem Professor höre, der Minister geworden."

Das württembergische Staatsrecht gerieth nun ins Schwanken. Man berief eine „constituirende Versammlung" nach der andern; und wenn man mit ihr nicht einig werden konnte über die neue Verfassung, dann löste man sie auf und ließ eine andere wählen, die natürlich immer ihrer Vorgängerin glich, wie ein Ei dem andern. Nachdem man dieses Experiment dreimal wiederholt hatte, stellte man die alten Kammern wieder her, wie sie vor 1848 gewesen. Auch Wächter sollte als Kanzler der Landesuniversität und Präsident der alten Kammer der Ab-

Digitized by Google

geordneten wieder einrücken. Allein diese Rolle eines „Revenant" entsprach seinem Geschmack nicht. Auch mochte es ihn wohl ein wenig schockiren, wieder mit den privilegirten Vertretern der Adels- und Priesterkaste zusammenzutreffen, für deren Ausscheidung er sich 1848 mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen hatte.

Es legte sein Kanzleramt nieder und nahm, wie oben erzählt, den Ruf nach Lübeck an.

Allein in Lübeck ist er nur kaum ein Jahr geblieben. Er erkannte dort, daß er weder zum Politiker, noch zum Richter erschaffen sei, sondern zu dem weit dankbareren Berufe eines akademischen Lehrers. Er fragte in Dresden an, ob man ihn wieder in Leipzig haben wollte, und mit umgehender Post erfolgte seine Berufung an die Hochschule, deren Zierde er bis zu seines Lebens Ende gewesen.

Die großen wissenschaftlichen Leistungen Wächters, sowohl als Gelehrter und Schriftsteller wie als Lehrer, vollständig und im Einzelnen zu würdigen, liegt außerhals des Rahmens dieser bescheidenen Skizze. In dieser Hinsicht verweise ich auf die vortreffliche Schrift von Bernhard Windscheid, die ich Eingangs in der Anmerkung citirt habe.

Bernhard Windscheid hat nach Carl Georg Wächters Tode wohlverdienter Maßen die bisher von dem Letzteren bekleidete Stelle des Ordinarius der Leipziger Juristenfacultät erhalten. Der Ordinarius ist noch etwas mehr, als der Primus inter pares. Denn ihm gegenüber sind alle anderen Facultätsmitglieder eigentlich nur Extraordinarii; auch hat der Ordinarius die Universitätsprogramme zu schreiben, welche Einrichtung übrigens Windscheid in der vorliegenden Schrift (Seite 23) „als das Vermächtniß einer früheren, von anderen Anschauungen beherrschten Zeit" bezeichnet.

Die Schrift Windscheids über Wächter verdient von jedem deutschen Juristen gelesen zu werden. Sie ist gleich ausgezeichnet durch die Form wie durch den Inhalt, gleich ehrenvoll für Windscheid, wie für Wächter.

Was mich anlangt, so will ich mich darauf beschränken, in einem Schlußarikel (III.) noch Einiges zur Charakteristik des „Juristischsten unter allen Juristen der Mutter Germania" hinzuzufügen.

Charles de Villers.*)

Im Jahre 1803 erschien, veranlaßt durch eine von dem Institut de France ausgeschriebene Preisaufgabe und mit dem Preise dieser gelehrten Gesellschaft gekrönt, ein höchst bedeutsames Werk: „Essai sur l'esprit et l'influence de la Réformation de Luther." Das Werk, von einem Franzosen, aber in Deutschland geschrieben, mit französischer Feinheit dargestellt, zeichnete sich durch eine hervorragende Kenntniß der einschlägigen deutschen Arbeiten und durch eine bei einem Ausländer und einem Katholiken nicht gewöhnliche gerechte und maßvolle Beurtheilung des deutschen Protestantismus aus. Doch würde man aus dem Titel allein eine falsche Auffassung des Werkes entnehmen: es ist eine Culturgeschichte der neuern Zeit, denn die Betrachtung führt nicht selten weit über die Grenzen des sogenannten Reformationszeitalters heraus, freilich unter steter Berücksichtigung der Wirkungen, welche von Luther und seinem Werke ausgingen. Diese Wirkungen werden nach zwei Gesichtspunkten betrachtet, dem der Politik und dem des geistigen Fortschritts, in Bezug auf erstern innere und äußere Politik gesondert und protestantisch gewordene von den katholisch gebliebenen Staaten unterschieden, in Bezug auf letztere die Weiterentwicklung des freien Denkens, und die Förderung dargelegt, welche die einzelnen Wissenschaften sowie die Künste durch die Reformation erlangt haben. Das Werk hatte einen sehr großen Erfolg: es erlebte binnen kurzer Zeit vier Auflagen; drei verschiedene deutsche, zwei englische und eine holländische Uebersetzung machten es auch außerhalb Frankreichs bekannt. Gerade diese Uebersetzungen, welche das französische Werk den germanischen Nationen nahe brachten, bekunden die eigenthümliche, culturgeschichtlich wichtige Stellung des Buches und seines Verfassers: eines Franzosen, der aber seine besten Jahre in Deutschland zubrachte und den schönen Beruf in sich fühlte, Vermittler der geistigen Bestrebungen zwischen Deutschland und Frankreich zu sein.

Dieser Franzose war Charles François Dominique de Villers, geboren 4. Novbr. 1765 zu Boulay in Lothringen, gestorben in Göttingen am 26. Februar 1815. Er wurde bei den Benediktinern in Metz erzogen und zur militärischen Laufbahn bestimmt, trat 1781 als Secondelieutenant in die französische Armee ein, stand zuerst in Toul, dann in Metz, endlich in Straßburg und rückte 1787 in eine höhere Stellung ein. Seine dienstlichen Obliegenheiten hinderten ihn aber nicht, sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen, die alten Sprachen zu erlernen, wie dem thierischen Magnetismus seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, dem er auch während seines spätern Lebens stete Beachtung schenkte. Dann ergriffen ihn, wie die meisten jüngeren Leute des damaligen Frankreichs, die Ideen der Revolution und veranlaßten ihn zu einer Schrift „über die Freiheit", die großes Aufsehen erregte, aber den Verfasser nöthigte, Frankreich zu verlassen und in Deutschland Schutz zu suchen (1792). Seitdem gehört Villers Deutschland an. Er begab sich ziemlich bald nach Göttingen, lebte hier als Student, kam aber in Folge seines reifern Alters und der durch die früheren Studien gewonnenen Bildung in ein näheres Verhältniß zu einigen berühmten Göttinger Professoren, zu Eichhorn, Heyne, Kästner, besonders zu Schlözer. Die Bekanntschaft mit dem Letztern wurde für sein ferneres Leben von der größten Bedeutung. Denn Schlözers Tochter, Dorothea, die mit dem Kaufmann, spätern Bürgermeister Rodde in Lübeck verheirathet war, fesselte ihn an diese Stadt, die er in der Absicht betreten hatte, um von hier aus nach Rußland zu gehen und dort eine Stelle zu suchen. Nun blieb er in Lübeck, gab sich mit großem Eifer dem Studium der deutschen Literatur und Philosophie hin, wurde ein Bewunderer Kants und schrieb als erster Franzose ein Werk über Kants System. Immer klarer erkannte er es für seine Aufgabe, Apostel des deutschen Geistes in Frankreich zu sein, in diesem Sinne arbeitete er für mehrere französische Zeitschriften, in diesem Sinne suchte er auf verschiedene hochstehende unter seinen Landsleuten zu wirken, in diesem Sinne schloß er sich an verschiedene bedeutende deutsche Schriftsteller an, um bis ins Einzelnste die Eigenthümlichkeit des deutschen Geisteslebens zu ergründen.

Seine Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich konnte er nach 1806, seit der Eroberung des größten Theils von Deutschland durch die Franzosen, für die Interessen beider Länder nutzbar machen. Durch eine Schrift, in der er mit großer Beredtsamkeit die in Folge der Occupation trostlos gewordene Lage Lübecks schilderte, trat er nicht ohne Erfolg für diese Stadt ein, die ihm fast eine zweite Vaterstadt geworden war. In anderen Schriften suchte er die Selbstständigkeit der norddeutschen Hansestädte zu vertheidigen, brachte aber den Gefährdeten keinen Nutzen, und sich selbst großen Schaden, indem er von dem Marschall Davoust verhaftet wurde und auch nach seiner Freilassung mannichfachen Verfolgungen ausgesetzt blieb. Nur mit Mühe konnte er sich von denselben befreien und erlangte endlich, nachdem er 1808 und 1809 in zwei Schriften für die Universität Göttingen aufgetreten war, die nach dem Plane Napoleons in eine höhere Schule umgewandelt werden sollte, eine ehrenvolle Stellung als Professor der französischen Literatur an der genannten Universität. Aber diese Stellung war nicht von langer Dauer. Bei der Wiedereinführung der englischen Herrschaft in Hannover wurde theils in Folge der heftigen Franzosenfeindschaft des Regenten, theils in Folge der kleinlichen Intriguen einzelner Göttinger, Villers als der einzige Professor nicht bestätigt; und erst durch den Einfluß sehr hochstehender Gönner konnte durchgesetzt werden,

*) Briefe aus dem handschriftlichen Nachlasse des Charles de Villers, herausgegeben von M. Isler. Hamburg 1879, Otto Meißner. XX und 320 S. 8°.

Digitized by Google

daß der an ihn ergangene Befehl, das Land zu verlassen, zurückgenommen und seine Pension erhöht wurde. Diese an ihm begangene Ungerechtigkeit, die um so größer war, als er stets der Vertheidiger Deutschlands und insbesondere Göttingens gewesen war, schmerzte ihn tief; er verfiel in ein Nervenfieber und starb nach kurzer Krankheit.

Ein Theil von Villers' literarischer Thätigkeit war seine ausgedehnte Correspondenz, welche ihm nicht nur dazu diente, freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, sondern auch dazu, neue wissenschaftliche Anregungen zu erlangen und Helfer für seine politische und literarische Thätigkeit zu gewinnen, sowie die gewonnenen festzuhalten. Von seinen Briefen ist nur wenig erhalten, denn die Concepte bewahrte er nur in Ausnahmefällen auf, und die Nachlässe seiner Correspondenten sind verschlossen oder durch die Zeit vernichtet. Dagegen war er ein sorgsamer Wahrer der an ihn gelangten Briefschätze. Dieselben, drei starke Quartbände, Briefe von etwa 300 Schreibern umfassend, gehören seit fünfzig Jahren der Hamburger Stadtbibliothek an, sie sind, nachdem nun Alle, welche damals die Feder geführt, gestorben sind, ein vollkommen historisches Material geworden, das ohne jede persönliche Rücksicht benutzt und bekannt gemacht werden kann. Der kenntnißreiche und durch manche andere historische Publicationen ausgezeichnete Vorsteher der Hamburger Stadtbibliothek, M. Isler, hat daher sehr recht daran gethan, eine Auswahl unter den ihm anvertrauten literarischen Schätzen zu treffen, und 108 an Villers gerichtete Briefe, von 28 verschiedenen Correspondenten herrührend, zu veröffentlichen. Diese Briefe, denen nur selten Anfrage- oder Antwortschreiben an Villers beigefügt sind, hat er, die Briefschreiber alphabetisch ordnend, abgedruckt, mit den nöthigen historischen Bemerkungen und mit einer Einleitung begleitet. Alle diese Zuthaten legen Zeugniß ab von dem richtigen Takt des Herausgebers, seiner klaren Erkenntniß des zum Verständniß Nothwendigen und seiner umfassenden Kenntniß der einschlägigen Literatur.

Unter den Correspondenten treten zunächst zwei Franzosen, Benjamin Constant und dessen Freundin, Mad. de Staël hervor, denen zusammen etwa die Hälfte der in dem vorliegenden Bande mitgetheilten Briefe angehört. Benjamin Constant (1767—1830), der berühmte Politiker und Religionsforscher, war seit 1804 mit Villers verbunden, theils durch die gemeinschaftliche Liebe zu Deutschland, das er „das einzige Land nennt, in welchem die Wahrheit das Ziel und die Literatur etwas anderes als für die Besten ein Mittel zu glänzen, für die Uebrigen zu gefallen ist", theils durch persönliche Sympathie, welche Constant einmal mit den hübschen Worten ausdrückt: „Sie waren mir Vaterland" (Vous m'avez servi de patrie). Diese Sympathie hatte sich besonders befestigt, als beide Männer 1813 zusammen in Göttingen lebten, und aus der diesem Jahre unmittelbar folgenden Zeit, die Constant in Kassel, Braunschweig, zuletzt in Paris zubrachte, stammen seine meisten Briefe. In Göttingen, über das er einmal die treffende Bemerkung macht: „Es gehört zu Göttingens Ruhm, allen denen zur Aegide zu dienen, welche die Gegenwart nicht beachten, um sich nur mit der Vergangenheit zu beschäftigen", hatte er sich nur wissenschaftlichen Studien hingegeben; in Braunschweig, wo, wie er schreibt, „die einzig bemerkbare sociale Einrichtung die Gewohnheit der kleinen Herrscher des augenblicklichen Interregnums, nämlich der Straßenjungen ist, welche ihre eifrige Thätigkeit darauf verwenden, in den Häusern, deren Bewohner gegnerischer Meinungen verdächtig sind, Fenster einzuwerfen und Thüren einzurennen", wandte er sich der Politik zu. Hier schrieb er eine berühmt gewordene Schrift, auf die seinen Namen zu setzen er Anfangs Bedenken trug: „Vom Geiste der Eroberung", welche im Zeitraum von etwa sechs Monaten in vier Auflagen erschien, hier stärkte er sich in seinem Hasse gegen Napoleon. Denn dieser erscheint ihm als das „Ungeheuer", durch dessen Besiegung Europa befreit wird; er, so heißt es nach seinem Sturze höhnisch über ihn, „der Attila unserer Tage, vor dem Europa schwieg, hat nicht einmal zu sterben gewußt". Aber trotz seines Hasses gegen Napoleon verzweifelt er nicht an seinem Vaterlande; Frankreich bleibt ihm vielmehr doch das Land, „in welchem die Geschicke Europas ruhen"; er spottet über Deutschland, das der ihm geleisteten Dienste so schnell vergißt, „das seit den ersten Erfolgen unglaubliche Unduldsamkeit beweist, dadurch, daß die ehemaligen Inhaber der obersten Stellen verachtet und die bisher Unangestellten wegen ihrer Zurückhaltung gerühmt werden, trotzdem sie sich früher um Stellen bemüht, aber keine erhalten hatten". Freilich in Frankreich konnte er nun dieselben Erfahrungen über die wunderbaren Wirkungen des Erfolges machen. Denn in Paris, wohin er 1814 zurückkehrte, das ihm übrigens nicht gefiel, weil er den öffentlichen Geist und den Geist der Freiheit vermißte, hohlen Schein statt echten Lebens erblickte, kam er zu der Ueberzeugung, „daß die Nation, welche sich in der Aeußerung gefällt, der Mann, welchem sie vierzehn Jahre hindurch gehuldigt, habe selbst der gewöhnlichen Eigenschaften ermangelt und sei nur ein roher und gemeiner Abenteurer gewesen, sich mehr erniedrige, als ihn". „Ich", so fährt er mit Entrüstung fort, „habe ihn gründlich gehaßt und diesen Haß zur Zeit seiner Herrschaft bewiesen, aber gerade deswegen verachte ich dieses Volk von Geiern, das einen Leichnam zerreißt."

In dem Hasse gegen Napoleon fand Constant eine Bundesgenossin in seiner Freundin, der Frau v. Staël. Aber die Freundschaft mit der genannten Frau erlitt während der Zeit, von der diese Briefe Kunde geben, bedenkliche Schädigung. Auf Aeußerungen der größten Intimität folgen, einige Jahre später, kleine Spöttereien über die „Sibylle", sodann eifersüchtige Ausdrücke gegen Schlegel, der mehr Ansehn bei ihr genieße, endlich die Bemerkung: „Die Erschütterung freundschaftlicher Verhältnisse hat dieselben Folgen, wie der Sturz vom Throne: man gelangt nicht an den zweiten Platz, sondern an den letzten." Ganz so schlimm wurde es nun nicht; aber an Stelle warmer Freundschaft und inniger Antheilnahme war gegenseitige kühle Achtung getreten.

Während der Zeit aber, da Beide noch recht befreundet waren, hatte Constant die Aufmerksamkeit seiner Freundin auf Villers gelenkt, und dieser beeilte sich, die Aufmerksamkeit zu verdienen und zu behalten. Und doch waren es ganz andere Interessen, welche Villers mit Frau von Staël verbanden, als die, welche ihn mit Constant zusammengebracht hatten. Bei den beiden Männern machte persönliches Interesse und gemeinschaftliche politische Ideen die Bekanntschaft zur Freundschaft; zwischen Mann und Frau bot die Antheilnahme an der deutschen Literatur das gemeinsame Band. Aber diese Theilnahme war keine gleiche; den begeisterten Schutzreden Villers setzt Frau von Staël kühle Abmahnungen entgegen; er ist fast zum Deutschen geworden, sie aber bleibt Französin und möchte den Freund bewegen, seine übertriebene Liebe für Deutschland aufzugeben und Eigenheiten des französischen Geistes anzunehmen, die er bisher gering geachtet. Er wünschte „sie die Deutschen kennen zu lehren, welche unglücklicherweise in einer ihr fremden Sprache denken uud sprechen, sie, die die wahren Griechen des modernen Europa sind, die allein die Wissenschaft organisirt haben, und die ihre geistigen Erzeugnisse mit jenem Ernst und Tiefsinn zu erfüllen verstehen, welcher dem Hanswurstsinn unserer meisten schönen Geister unendlich überlegen ist", sie aber wiegelt ab, sucht ihm zu beweisen, daß er mit der wissenschaftlichen Methode und Ausdrucksweise, die er in Deutschland gelernt, bei den Franzosen nichts ausrichten könne: er möge nach Frankreich kommen und sich dort über die Eitelkeit der Nation unterrichten, welche er in Deutschland vergessen zu haben scheine. Dieser Kampf bleibt auch in der Folge bestehen, ja er wird stärker, als Beide einige Wochen in Metz zusammen sind, er auf einer Reise nach Frankreich, sie vor ihrem berühmten Ausfluge nach Deutschland. Schon früher hatte sie gemeldet: „Ich studire eifrig Deutsch, sicher, nur in deutschen Werken neue Gedanken und tiefe Erkenntniß zu finden, aber ich bleibe bei der Ueberzeugung, daß in diesem Lande die Ideen keinen Einfluß auf die Einrichtungen gewinnen können und die Ueberlegung nicht zu positiven Resultaten zu leiten vermag"; nun kommt sie nach Deutschland und schwankt zwischen Abscheu und Bewunderung. Nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt

Digitized by Google

schreibt sie: „Beim Eintritt in den Gasthof einer kleinen Stadt hörte ich ein Klavier in einem räucherigen Zimmer mißhandeln, in welchem man wollene Kleider auf einem eisernen Ofen trocknete. Das scheint mir ein Bild der deutschen Zustände überhaupt zu sein: ein Concert in einem räucherigen Zimmer." Doch mildert sie ihre Ansicht, je mehr sie in Deutschland vorrückt. Es ist bekannt, wie sie in ihrem großen Buche: „Ueber Deutschland" die politischen Zustände, geistigen Richtungen und hervorragenden Persönlichkeiten Deutschlands beurtheilt; hier sei nur eine Stelle eines aus Weimar datirten Briefes mitgetheilt: „Mir gefällt es in Deutschland immer besser. Das Volk ist sanft und gebildet und die bedeutenden Menschen scheinen hier allgemeiner verbreitet zu sein. Ich bin vorgestern in Weimar angekommen. Leider liegt Herder im Sterben und Goethe wird, wie er mir eben geschrieben, erst in 8 Tagen eintreffen. Schiller erscheint mir als der größte Kantianer unter den Dichtern, wir haben uns schon mehrfach unterredet, ohne daß Einer die Sprache des Andern versteht, und sein Geist macht auf mich den bedeutsamsten Eindruck. Wieland ist coquett gegen mich, der Herzog und die Herzogin überhäufen mich mit Güte; man will für mich Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und die natürliche Tochter spielen." Sie hat also Grund genug, geschmeichelt und zufrieden zu sein und doch fügt sie den Lobsprüchen die Bemerkung hinzu: „Alles dies befriedigt zwar meinen Geist, aber glücklich sein kann man nur in seinem Vaterlande."

Frau von Staël hatte über Goethe gesprochen; auch Villers versäumte nicht die Gelegenheit, sich Goethe zu nähern. Zwar nach Weimar kam er nicht, aber er übersandte eine Schrift mit einem Briefe an Goethe und hatte die Freude, daß dieser sich für Beides bedankte (11. Nov. 1806) und jenen Brief als eine Einführung bei den Befehlshabern der französischen Truppen betrachtete, welche damals Weimar besetzten und in des Dichters Hause Quartier machten.

Die Schrift, für welche sich Goethe bedankte, war Erotique comparée, eine Abhandlung über die verschiedenartige Darstellung der Liebe seitens der französischen und deutschen Dichter. Villers wollte diese Schrift der Königin von Bayern widmen, und mußte erst durch einen Freund darauf hingewiesen werden, daß es nicht anginge, ihr, der mit Frankreich verbundenen Fürstin, eine Schrift zu überreichen, in welcher Frankreich heftig angegriffen wurde und in welcher der Satz vorkam: „Alles was von den Höfen kommt, ist Verderbtheit, Niedrigkeit, Schande."

Der also warnende Freund war der zur Zeit jenes Briefes in München lebende Philosoph F. H. Jacobi, unter den deutschen Correspondenten Villers' — freilich bedient er sich in seinen Briefen der französischen Sprache — bei weitem der fleißigste. Aber seine Briefe sind trotz ihrer großen Anzahl nicht sonderlich interessant; es sind vielmehr meist ziemlich selbstgefällige Expectorationen philosophischer Art mit unbedeutenden persönlichen Nachrichten.

Von weit größerm Interesse sind die Briefe von Jakob Grimm und Görres, die des Erstern wesentlich wissenschaftlichen, die des Letztern meist politischen Inhalts.

Jakob Grimm spricht von Handschriftenfunden in Rom und erbittet Villers' Vermittlung zur Erlangung einer in Paris befindlichen Handschrift, er theilt zur Ergänzung der in der obenerwähnten Schrift gegebenen Notizen über Liebesdichter eine Reihe von Auszügen aus den mittelalterlichen Minnesängern mit, durch welche das Urtheil, das Villers aus mangelhafter Kenntniß gefällt, wesentlich umgestaltet werden mußte, er gibt mancherlei Personalnachrichten, die für die Cultur- und Literaturgeschichte jener Zeit von großem Werthe sind. Hervorhebung verdient ein hübsches Wort über Göttingen: „Ich achte die herrlichen Anstalten in G. wie einer und ehre seine Gelehrten, aber diese werden sich jener nicht überheben; eine arme Universität kann groß und erregend werden durch die Liebe einer Krone von trefflichen Lehrern und diese lebendige Verwandtschaft zwischen Lehrern und Schülern ist es ja, was wir an unseren Universitäten als das Deutsche erkennen sollen." Sollte es ferner nicht ganz nützlich sein, grade jetzt, da man so eifrig für die lateinischen Lettern plaidirt, und für dieselben die Autorität Jakob Grimms ins Feld führt, an folgende Worte desselben zu erinnern: „Sobald Ihnen die deutsche Currentschrift durch die neue Professur geläufig ist, so erlassen Sie mir diese lateinischen Lettern, welche mich gern zum Verschreiben bringen, obgleich nicht zum Verzweifeln, daß ich es nicht noch einmal gewohnt werden könne."

Jakob Grimm hatte Göttingen und das Universitätsleben gelobt, Joseph von Görres tadelt beides in sehr heftiger Weise. In Göttingen war ihm besonders das dort erscheinende kritische Blatt, die „Göttinger gelehrten Anzeigen", verleidet, deren trotz der unparteiischen Geberde hervortretende Parteilichkeit er tadelt, deren „Grämlichkeit und Müdigkeit" er unwillig erträgt; über das Universitätsleben braucht er sehr heftige Ausdrücke, die, gewiß nicht allgemein gültig, sondern sich zumeist aus seinem Widerwillen gegen die Zustände der Zeit und aus manchen unangenehmen Erfahrungen, welche er selbst hatte machen müssen, erklären, die aber doch als charakteristisch für seine Sinnesart und seine polternde Ausdrucksweise hier ihren Platz finden mögen: „Bekömmt Ihnen denn das Universitätsleben? Schwerlich sonderlich, unter den vielen Staatssteifigkeiten ist diese officielle Weisheitsspenderei auch eine der steiferen und es gehört die wahre lederne Nachgiebigkeit dazu, um sich recht wohl darin zu finden. Dieser ewige in sich zurückkehrende Kreislauf durch die vorgeschriebene Bahn des Compendiums führt unausbleiblich zum leblosesten Mechanism. Und dann eine durchgängige Unwissenheit der sogenannten Musensöhne, der man auch gar nichts bieten kann, die materiellen Zwecke, die sie mit sich bringen und verfolgen, das wenige Leben, ich weiß nicht ob in der Nation oder allein in der gegenwärtigen Generation, das Alles hat mir's auch so ziemlich verleidet. Indessen wollen wir nicht auf Robinsons Insel leben, dann müssen wir uns schon Einiges gefallen lassen."

Görres' Briefe athmen trotz ihrer Derbheit große Munterkeit und Frische; man erkennt in ihm trotz aller Schrullen und Seltsamkeiten, die sich später noch mehr entwickeln sollten, als sie es bis dahin gethan hatten, eine gesunde Natur, voll des größten Fleißes, voll regen Eifers für geistige Bestrebungen und deutsch-patriotische Interessen, voll poetischer Empfindung (man vergleiche seine schönen Worte über Urgeschichte und deren Behandlung S. 85), und voll warmer Theilnahme für Nahestehende und Fremde.

Mit den Genannten ist aber die Schaar der Correspondenten keineswegs abgeschlossen. Von bedeutenderen Schriftstellern — und schon die Aufzählung ihrer Namen und kurze Bemerkungen über den Inhalt ihrer Briefe wird die Vielseitigkeit von Villers' Interesse bekunden — sind folgende zu nennen: Die Philologen J. H. Voß und F. A. Wolff; Cuvier, der für einen (gedruckten) Brief des Franzosen über die Gall'sche Theorie dankt; A. von Feuerbach, der über Geschwornengerichte schreibt und das Anerbieten, eine diesen Gegenstand behandelnde Schrift zu übersetzen, dankbar annimmt; H. W. von Gerstenberg, der die schauerlichen Dichtungen seiner Jugend durch die ernsten Arbeiten seines Alters vergessen machte, der nun über die Kant'sche Philosophie räsonnirt und Sätze formulirt, deren man sich gegen den „gewaltigen" Jacobi bedienen solle; Guizot, der zur Mitarbeiterschaft an einer von ihm herauszugebenden Zeitschrift Annales d'éducation einlädt und diese Einladung mit den Worten unterstützt: „Ich bin stolz darauf, mich in der Schule Lessings gebildet zu haben"; Hahnemann, der bekannte Homöopath, der aufs Dringendste vor Consultiren der Aerzte, Gebrauch der Medicin warnt, nur „Seelendiät" anräth und Kaffee- und Weingenuß verbietet; Jean Paul, ein Lieblingsschriftsteller von Villers, durch ihn, freilich ohne Erfolg, der Frau von Staël empfohlen, der das Scheitern einer Hoffnung beklagt und mit dem Satz schließt: „Leben Sie nicht wie Sie schreiben, nämlich deutsch, sondern froh"; Klopstock, der den Versuch einer prosaischen Uebersetzung eines Stücks der Messiade annimmt, aber seine verbessernden Bemerkungen nicht unterdrücken kann; Kotzebue, der in überschwänglicher Weise für ein freundliches Wort des Lobes dankt und seine Ansichten über seine eigene Schriftstellerei sehr

Digitized by Google

offen vorträgt; Joh. v. Müller — die Briefe des großen Historikers waren zum größten Theile schon früher gedruckt —, der über Unterrichts- und Personalverhältnisse des Königreichs Westfalen Mittheilungen macht; Perthes und Rist, die ihre patriotische Freude nach dem Sturze Napoleons äußern, und endlich Schelling, der den durch eine heftige Recension Gekränkten und sein Recht Vertheidigenden zu beruhigen sucht.

Aber auch solche, deren Namen keinen berühmten Klang haben, wissen manchmal Interessantes mitzutheilen. Höchst charakteristisch ist z. B. ein Brief Js. Haffners, Professors der Theologie an der protestantischen Akademie Straßburgs, der (April 1811) über die Unterrichtsverhältnisse der neu reorganisirten Akademie, über die katholisch-priesterlichen Einflüsse und die immer unwissenschaftlicher werdende Methode spricht. Um dies an einem Beispiel klar zu legen, berichtet er, daß ein Inspector des deutschen Unterrichts von dem seiner Aufsicht unterstellten Gegenstand kaum die Anfangsgründe gewußt und die Kinder folgendermaßen angeredet habe: „Bukstabir Sie mir in das Buk, zeik sie ob sie das kann les?"

Aus einer Briefsammlung, in welcher die Hauptperson fast ausschließlich als Empfänger, nur selten als Spender, als Briefschreiber auftritt, kann man das Wesen derselben nur halb erkennen. Aber auch diese unvollständige Erkenntniß genügt, um Villers als einen Mann erscheinen zu lassen von vielseitigem Interesse, unerschöpflichem Wohlwollen, frischer Thatkraft. Ein Wort, das einer seiner besten Freunde, J. D. Brandis, bei Gelegenheit von Villers' Schrift über die Universitäten an ihn richtet: „Das ist mein alter Villers, der seit langen Jahren sich zum Vermittler zwischen zwei großen Nationen bestimmte, der in einer der gefahrvollsten Zeitperioden für die deutsche Literatur mit Kraft und Herzlichkeit spricht", charakterisirt ihn gut und die Erinnerung an dieses Wort und an die wirklichen Dienste, welche Villers in dem schönen Friedenswerke, Deutschland und Frankreich einander geistig näher zu bringen, geleistet hat, müßte auch unsere Zeit ermahnen, dieses Mannes zu gedenken und sein Andenken hoch zu halten.

Ludwig Geiger.

Karl Gutzkows hinterlassener Roman.*)

Welch lebhaften Antheil nimmt nicht die Gegenwart an dem Schaffen und Wirken, an den öffentlichen und privaten Angelegenheiten eines großen Mannes! Wie innig ist nicht die Pietät, mit der sie an die Reliquien berühmter Leute herantritt! Und wie erst klammert sich das Interesse an jene Plane oder Werke, mit denen der Verstorbene in den letzten Tagen seines Erdendaseins sich beschäftigte! An jene That, auf der seine letzten Blicke ruhten, der sein letztes Handeln galt!

Solch' eine That sind die „Paumgärtner von Hohenschwangau".

Sie repräsentiren ein Zeitbild aus einer für die Geschicke Deutschlands entscheidend wirkenden Epoche; ein Zeitbild, welches als der ureigenste Ausdruck von seines Autors Fühlen und Denken zu betrachten ist, welches hinsichtlich seiner Darstellung die vielen und großen Vorzüge Gutzkows als Romancier, vor Allem sein encyklopädisches Wissen, seine Kunst der geschickten und angemessenen Gruppirung der Ereignisse, im schönsten Lichte zeigt.

Zu den „cruces aestheticorum" gehört auch die Frage: welches Stoffgebiet für den Roman am passendsten sei? und ob in Verfolg dessen, dem Zeit-, d. h. dem das Leben und Treiben der Gegenwart abspiegelnden Romane a priori ein höherer Werth als dem historischen, Vergangenes schildernden, gebühre? Die Antwort darauf pflegt gewöhnlich zu Gunsten des ersteren auszufallen; und man ist nur geneigt, ihn dem letzteren gleichzustellen, wenn dieser einen Vorwurf behandelt, dessen geistiger Inhalt mit unserm Denken und Fühlen wahlverwandt ist, der zu den bewegenden Ideen unserer Tage in Beziehungen steht. Einen solchen Stoff hat Gutzkow für seine „Paumgärtner" erkoren. Anderes war auch nicht von dem Manne zu erwarten, der in, mit und für seine Zeit lebte und strebte, der zu den hervorragendsten Schöpfern des Zeitromans zählt, der in den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom" zwei Glanzleistungen dieser Gattung bot.

Die Paumgärtner in Augsburg, später Freiherren von Hohenschwangau, waren, wie die Fugger und Welser in Augsburg und Nürnberg, eine jener Respect heischenden Kaufmannsfamilien des Mittelalters, deren weitverzweigte Handelsverbindungen sich über beide Hemisphären ausdehnten und, was Kühnheit und Großartigkeit der Entwürfe betrifft, noch jetzt Staunen und Bewunderung hervorrufen. Naturgemäß mußten die Leiter derselben den zahllosen politischen Händeln jener Epoche die regste Aufmerksamkeit zuwenden, ja bisweilen sogar directen Antheil an ihnen nehmen. So auch die Paumgärtner.

Die Zeit nun, in welche uns Gutzkow führt, ist das sechzehnte Jahrhundert, wo die religiösen Wirren im Grunde das Agens aller Streitigkeiten bildeten. Wir befinden uns in der folgenschwersten Epoche der Reformation. Das Auftreten Karls V. gegen die Protestanten, der Reichstag zu Augsburg, der Kampf des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen den Kaiser, die Abdankung des Letzteren, der Streit des Kurfürsten mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, das Ende dieses Ritters ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel, die Einmischung Frankreichs in deutsche Angelegenheiten ꝛc. ꝛc., alles das spielt sich vor uns ab oder wird wegen seiner Beziehungen zu den behandelten Vorfällen erwähnt. Zu diesen, der allgemeinen Geschichte angehörenden Ereignissen gesellen sich noch eine Menge von Facten der Specialhistorie: die nach der Schlacht von Mohacz in Ungarn entstandenen Wirren, die Bestrebungen der Hohenzollern'schen Fürsten, die Grumbach'schen Intriguen ꝛc. ꝛc.

Inmitten dieser Fülle von Bewegung stehen die Familie Paumgärtner und der eigentliche Held des Romans — sofern man hier von einem solchen sprechen darf — Ottheinrich Stauff, eine interessante und fesselnde Erscheinung, die ganz den Geist der damaligen Zeit athmet. In Diensten Paumgärtners Kaufmann, dann auf eigene Faust protestantischer Apostel, hierauf wiederum Kaufmann, endlich nochmals Prediger, ist dieser Stauff bald treu, bieder, anspruchslos, aufopfernd, wo es die Angelegenheiten seines Chefs gilt, bald propagandadurstig, bekehrungswüthig, ja fanatisch, sowie die Interessen der Religion ins Spiel kommen. Köstlich und überaus charakteristisch ist die Scene, wo er, der protestantische Commis, sich im Auftrage seines katholischen Principals zu der ebenfalls katholischen Königin Maria von Ungarn begibt, derselben Edelsteine anbietet, nach abgeschlossenem Geschäft ihr zu Füßen fällt und sie, im Angesicht Fuggers und vieler Würdenträger, durch eine von Begeisterung flammende Rede zur Aenderung ihrer religiösen Anschaunngen zu bewegen trachtet. Man weiß nicht, was man hier mehr bewundern soll: die über alle Schranken der Convenienz sich hinwegsetzende Kühnheit oder die seltsame Vermischung kaufmännischer mit apostolischer Denkungsart.

Stauffs und der Paumgärtner wechselvolle Geschicke, die auch nur halbwegs zu skizziren an dieser Stelle zu weit führen würde, bilden den rothen Faden, der sich durch die bisweilen fast erdrückende Menge geschichtlicher Begebenheiten zieht. Und doch, wie leicht und gefällig sind diese letzteren erzählt, wie gewandt und anschaulich in die Handlung gewoben! Manche Partien, wie die Schilderung des Reichstages oder das tragische Ende Grumbachs und Albrechts von Brandenburg, dürfen in dieser Hinsicht als Muster epischer Darstellungsweise gelten. Bewundernd steht der Leser vor dem immensen Wissen, der gewaltigen Arbeitskraft, dem umfassenden Blick, mit einem Wort, vor den eminenten Eigenschaften, die erforderlich waren, den gigantischen Stoff derart zu bewältigen.

Sprache und lokale Färbung sind meisterlich getroffen; das episodische Auftreten des Theophrastus Paracelsus ist ein voll-

*) Die Paumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman. Mit dem Porträt Karl Gutzkows in Radirung. Breslau und Leipzig 1879, Druck und Verlag von S. Schottländer.

Digitized by Google

gültiger Beweis dessen. Die Personen, geschichtliche wie romanhafte, sind scharf und wahr, theils mit wenigen Strichen, theils mit liebevoller Hingebung gezeichnet. Letzteres gilt besonders von den beiden, zu Ottheinrich Stauff neigenden Mädchencharakteren, der naiven Gundula und der sentimentalen Martina. Aus der langen Reihe historischer Helden sind, als durch frappante Porträtirung vornehmlich auffallend, Karl V., Markgraf Albrecht und der alte Grumbach hervorzuheben.

Um Erzählung und Schilderung schlingt sich zwanglos eine Unzahl interessanter culturgeschichtlicher Reminiscenzen. So heißt es z. B. Bd. II S. 175—176, einer Stelle, die gleichzeitig als Stilprobe dienen mag:

„Gewissermaßen war Laux Beichling auch todt. Beim Rechnungsabschluß, den das Haus beim Aufhören seiner Kaufmannsgeschäfte sich von ihm machen ließ, suchte er uns, sagte David, die Rechnung zu erleichtern und machte einige Zahlungen mit Wachs an den Händen. Ist hierauf entwichen und irgendwo verkommen oder ein großer Mann worden. Alciat sagte immer: Mit Stehlen kommen die Einen zu hohen Reichthümern, die Anderen an den Galgen! Und richtig, Euer Chriax, Chriax Mäusle, der läßt jedes Jahr taufen. Das Appele von damals ist sein Weiblein. Wißt! Unsere Schmarollensiederin von Rialto! Hei, ist das Appele dick worden wie ihre Tonnen! Denn wisset! Chriax ist ein gesalzener Fischhändler. Ratio: Er meinte, das sei das beste Geschäft. Denn käme die Pest, so müßten sämmtliche Waaren, so auf dem Lager, von Raths wegen angekauft und bezahlt werden."

Ottheinrich verstand diese Aeußerung aus dem damaligen Leben vollkommen. Man hatte die Gewohnheit, wenn die Pest ausbrach (und sie suchte, wie jetzt die Cholera, unablässig die Menschheit heim), alle in einem Ort lagernden Heringe zu verbrennen. Entweder sollte mit ihrem Phosphorgehalt die Luft gereinigt werden oder die altgewordenen Heringe verbreiteten Gerüche, die für eine Anziehung der Pest gehalten wurden. Naturhistoriker mögen entscheiden.",

Die Beurtheilung der Personen, die Auffassung der Verhältnisse, die Würdigung der Ereignisse, kurz, die ganze Darstellung ist von feurigem Patriotismus dictirt, der aber nie in Chauvinismus ausartet.

Die „Paumgärtner von Hohenschwangau" sind eine Umarbeitung des im Jahre 1868 in fünf Bänden erschienenen Romans „Hohenschwangau". Gutzkow selbst betrachtete dieses Werk als eine hervorragende Erscheinung — wer möchte ihm dies angesichts des dafür aufgewandten unsäglichen Fleißes verargen?! —, es war ihm, wenn nicht das liebste, so doch eines der liebsten seiner Produkte; er gestand aber auch zu, daß es infolge seines überreichen Studiengehalts beim Publicum kein besonderes Glück gemacht. Deshalb entschloß er sich nach einem Decennium, die Frucht vieljähriger Mühen von ihrer archivalischen Bürde zu befreien und sie in leichterer Gestalt von Neuem darzubieten. Es war ihm nicht vergönnt, diese rettende That zu vollenden. Am Schlusse des zweiten Bandes angelangt, rief ihn der Tod von der Arbeit ab.

Dr. Albert Weigert in Breslau übernahm es, sie vollends durchzuführen; und dies ist, was unumwunden anerkannt werden muß, bestens gelungen. In seinen Briefen an den Verleger hatte Gutzkow seine Absichten in Betreff der Sichtung und Umgestaltung — die Fäden des Romans sollten deutlicher und fesselnder in den Vordergrund gebracht werden, der historische Rahmen aber derselbe bleiben — klar vorgezeichnet. Gestützt darauf und mit liebevoller Versenkung in das Werk hat Dr. Weigert seine schwierige Aufgabe gelöst. Der von ihm bearbeitete Theil schließt sich den früheren in Ton und Haltung, und dies will bei einem Gutzkow'schen Werke viel, sehr viel sagen, ebenbürtig an.

So ist denn dieser Roman ein „ganzes" Werk in jedem und im besten Sinne des Worts. Er ist aber auch ein klassisches Werk, weil er ein hochinteressantes Culturbild aus dem Reformationszeitalter darbietet, in dem deutscher Bürgersinn und deutsches Familienleben, deutsche Tugenden und deutsche Fehler, Werth und Unwerth deutscher Fürsten, Sehnen und Ringen deutschen Geistes nach Freiheit und Aufklärung, einen stets prägnanten, oft ergreifenden Ausdruck gefunden.

A. Storm.

Aus der Hauptstadt.

Ueber die Aufführung der beiden Theile des „Faust" in der Einrichtung von Otto Devrient.

II.

In Bezug auf den zweiten Theil muß ich mich hier mit Andeutungen begnügen, unter dem Vorbehalte, meine Auffassungen in einem längeren Aufsatze weiter auszuführen.

Hier, bei der anscheinend größeren Schwierigkeit in der Bewältigung des Stoffes, hat der Bearbeiter thatsächlich leichteres Spiel; denn hier unterliegt er weit weniger der Controle der literarischen Gemeinsamkeit, und hier darf er auch freier mit der Dichtung schalten, die unter Schonung der ursprünglichen Fassung die Möglichkeit der Darstellung ausschließt. Wollheim da Fonseca hat diesen zweiten Theil schon vor langen Jahren für die Bühne einzurichten versucht und zur Aufführung gebracht; Dingelstedt*) und Karl Frenzel**) haben vollständige Scenarien ausgearbeitet, und nun also probirt es auch Devrient mit diesem zweiten Theile, der für ihn ein zweites „Tagewerk" ist, auf unsrer deutschen Bühne, wie er mag. Devrient gebührt vor Allem Dank dafür, daß er nicht wie Wollheim Helena mit Gretchen, Euphorion mit deren ertränktem Kinde, mit Homunculus und dem „seligen Knaben" identificirt und auf ähnliche übergeistreiche und schöne Dinge im Großen und Ganzen verzichtet hat. Er hat auch nach meiner Auffassung Dingelstedt gegenüber Recht, wenn er den Homunculus, Baccalaureus und Euphorion, denen Dingelstedt den Garaus machen will, auf der Bühne uns erhält. Die Freiheit, die sich Devrient in dieser Beziehung nimmt: den Plutus des Maskenzuges mit Faust und den Herold mit Mephisto zu identificiren, erscheint mir nicht gerade unstatthaft.

Auf den Verlauf dieses Abends waren wir alle sehr gespannt. Und ich glaube wohl, unser aller Erwartungen sind zum Theil bedeutend übertroffen worden; leider haben sich aber auch unsre ernsthaften Bedenken als völlig zutreffend erwiesen.

Der Anfang wirkt großartig. In der Mitte des Dramas wird die Darstellung tödtlich ermüdend und — sagen wir es gerade heraus: langweilig; und erst gegen den Schluß hin erhebt sie sich wieder zur theatralischen Wirkung.

Ganz wundervoll ist der erste Act. Nach dem Vorspiel die Scene in der kaiserlichen Pfalz; Mephisto und Faust machen sich dem schwachen, von Finanzcalamitäten geplagten und unfähigen Kaiser dienstbar, schaffen für seine Noth momentane Abhülfe — Erfindung des Papiergeldes — und sorgen für sein Vergnügen: Maskenzug. Faust steigt zu den „Müttern" hinab. Sein sehnliches Verlangen, dem er im ersten Monologe Ausdruck gegeben, wird erfüllt: er schaut alle Wirkungskraft und Samen, er faßt die Brüste der unendlichen Natur, und aus dem Sitze der Schaffenskraft, aus den unbetretenen, nicht zu betretenden, ewig leeren Fernen, aus dem Reiche der „Mütter", holt er den Dreifuß. Vermöge dieses magischen Geräthes beschwört er Held und Heldin aus der Nacht: Paris und Helena. Die klassischen Gespenster müssen hier als Belustigung für den Hof das Schauspiel: „Der Raub der Helena" aufführen. Faust entbrennt bei dem Anblick des schönsten Weibes in leidenschaftlicher Gluth, er will sie an sich reißen, der Zauber schwindet, Explosion, Faust bricht ohnmächtig zusammen.

Dieses Schauspiel vor dem Hofe, das Zauberspiel mit den Glossen der Hofschranzen, ist eine der bühnenwirksamsten Scenen, die Goethe überhaupt geschrieben hat. Die köstliche Laune der wundervollen Dichtung erfrischt Herz und Hirn. Und das ist von Devrient so meisterlich

*) Eine Fausttrilogie. Dramaturgische Studien von Franz Dingelstedt. Berlin 1876, Gebrüder Paetel.

**) Berliner Dramaturgie von Karl Frenzel. Hannover 1877, Rümpler. Bd. II, S. 159 u. ff.

Digitized by Google

arrangirt, so glänzend und lichtvoll in der Anordnung, daß hier nur das uneingeschränkteste Lob am Platze ist.

Auch die Rückkehr in das alte Studirzimmer (zweiter Act) erfreut uns. Es ist das einzige äußerlich wahrnehmbare Band, das den zweiten mit dem ersten Theile verbindet. Hier, in demselben Raume, in dem der nun unselige, zu schwergelöstem Liebesbande verführte Faust bewußtlos liegt, — hier haben wir dereinst seine Thränen quillen sehen und das Läuten der Osterglocken vernommen. Nun treffen wir auch die alten Bekannten wieder: den durch gelehrte Grübeleien schier versimpelten Wagner, mit der Fabrikation des Homunculus eifrig beschäftigt, und den Schüler, der sich inzwischen zum frechen, altklugen Patron, zum Baccalaureus ausgewachsen hat. Diese Baccalaureusscene thut auch auf der Bühne ihre vollste Schuldigkeit. Die Parallele mit der Schülerscene des ersten Theils gelangt hier noch zu lebendigerer Anschauung und wird noch frappanter. Nun sieht man's eben auch dem Burschen an, wie er sich entwickelt hat, und welches Früchtchen aus dem Keime geworden ist. Homunculus wird fertig; das altkluge Menschen-Artefact verkündet die Feier der klassischen Walpurgisnacht auf den Pharsalischen Feldern und wird von Mephisto als leuchtender Cicerone gedungen. Mephisto schlingt um sich und Faust den Zaubermantel, die Beiden erheben sich in die Lüfte und fliegen, von der Flamme des Homunculus geleitet, dem Tummelplatz der klassischen Gespenster zu.

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten;"

— mit diesen Worten schließt Devrient den zweiten Act, und ich halte diese Neugliederung für beifallswürdig. Die Parallelhandlung der beiden Theile tritt dadurch schärfer hervor, und wir haben nun die Walpurgisnacht bis zum Schlusse des Helena-Dramas innerhalb desselben Aufzuges. Das erscheint mir logisch und verständig.

Nun aber werden starke Anforderungen an uns gestellt.

Ueber die Kühnheit, nein, die unermeßliche Verwegenheit, mit der Devrient nun die Dichtung behandelt, hier und da Verse umstellt, zusammenzieht, anderen als den vom Dichter bezeichneten Personen in den Mund legt, will ich nicht sprechen; das würde zu weit führen. Ich will mich auch nicht des Breiteren darüber auslassen, wie Devrient hier das Aeußerste wagt, wie er seine eigenen dilettantischen Verse in die Goetheschen hineinkeilt, um die erratischen Blöcke zu verbinden. Aber das sind mir schöne Bindeglieder! Die Goethe'schen Verse, — mögen sie noch so kraus, noch so verwunderlich und schwer verständlich sein, — man verspürt da doch immer des größten Dichtergeistes Hauch, während die Devrient'schen Flickverse das mühselige Fabrikat des Bühnentechnikers sofort erkennen lassen. Wenn es durchaus erforderlich ist, daß erläuternde und vermittelnde Verse eingeschoben werden, so suche man unter den deutschen Dichtern von den befähigten den befähigtesten, und beauftrage diesen mit der schwierigen Aufgabe, in den Faust hineinzudichten. Künstler in der dichterischen Form wie Geibel, Dingelstedt, Dohm, werden diese Aufgabe, soweit es denkbar ist, bewältigen — Otto Devrient ist ihr nicht gewachsen.

Die klassische Walpurgisnacht wirkt in der scenischen Darstellung, wie sie uns hier geboten wird, nicht unheimlicher und nicht grausiger als die mißlungene Blocksberg-Nachtscene. Es ist ein unverständliches verworrenes Durcheinander ohne Schaurigkeit; nichts Verlockendes, nichts Abstoßendes, im Widerwärtigen nirgends tüchtige Züge, — lediglich uninteressant. Die Vermummung des Mephisto in die entsetzliche Schreckensgestalt eines der einzähnigen und einäugigen Drillingsgeschwister, der Phorkyaden, macht gar keinen Eindruck. Man begreift gar nicht, weshalb Mephisto krampfhaft ein Auge zukneift. Soll das entsetzlich wirken? — Es wirkt blos komisch. Für eines der Scheusäle von des Phorkyas grauser Brut hält ihn doch kein Mensch. Mephisto sieht so aus, als ob er als Kapuziner auf den Maskenball gehen wolle.

Mit einem kühnen Sprunge und mit Hülfe einiger herzlich schwachen Verse eigner Fabrikation gelangt Devrient zur Helena, nach der wir allmählich dasselbe brennende Verlangen haben wie Faust. Von den wundervollen Versen der Helena ist leider nicht viel übrig geblieben, hat auch wohl nicht viel übrig bleiben können. Aber gleichwohl bringt doch die Einführung des schönen Weibes, bringt vor Allem der Wohllaut und der Tiefsinn ihrer Worte eine erfreuliche Abwechslung. Devrient hat eben nur das, was nothdürftig den Auftritt des Faust und dessen Zusammentreffen mit Helena vorbereitet, beibehalten. Nach der Scene mit dem Thurmwächter folgt ganz wie in der Dichtung — nur mit den stärksten, gewaltsamen, aber wie zugegeben werden muß, leider nothwendigen Strichen — die Liebesscene zwischen Helena und Faust — besser gesagt: die Minnescene, denn der eigenthümliche Duft der mittelalterlich-ritterlichen Minne ist darüber gebreitet, — die Mephisto-Phorkyas durch die Kunde, daß Menelaos heranzieht, unterbricht. Nach dem Aufbruch zum Kampfe verwandelt sich der Schauplatz zur Ritterburg.

Da berichtet nun Mephisto dem Chor von der Vermählung Helenas mit Faust; und da sehen wir es bald selbst, das schöne Paar, und die Frucht des gesegneten Bundes: Euphorion. Wie ein goldiger Sonnenstrahl huscht dieses Kind über die scenische Farblosigkeit dieses dritten Actes. Nach dem Tode des Euphorion-Ikarus macht Devrient der Sache ein schnelles Ende, und wir bedauern es nicht.

„Hören möchten wir am liebsten, was wir gar nicht glauben können;
Denn wir haben lange Weile, diese Felsen anzusehen,"

seufzen auch wir mit dem Chor.

Auch im vierten Aufzuge — Faust kommt mit seinem Zauberheere dem bedrängten Kaiser zu Hülfe, erficht für ihn den Sieg und wird mit der Seeküste belehnt; er dämmt das Meer ab und begründet für Menschen neue Sitze — auch in diesem Acte wird die Sache noch immer nicht heiterer und erfreulicher. Nur die Worte des klugen Bischofs-Kanzlers — eine grimmige Satire und geistvolle Ausführung des Themas: „Die Kirche hat einen guten Magen", — diese einzig und allein fesseln unser Interesse. Alles Andere ist ermattend, schwer; — langweilig, ich muß das leidige Wort doch noch einmal gebrauchen.

So sind wir denn seit geraumer Zeit gepeinigt worden. Das Erscheinen der Helena hat uns weit mehr versprochen, als auf der Bühne gehalten wurde; Euphorion ist zu schnell unsern Blicken entschwunden, um eine andauernd frischere Stimmung zu hinterlassen; wir sind schon so abgespannt, daß wir uns kaum noch an den versteckten und offenbaren Bosheiten in den Reden des verschmitzten Bischofs erquicken können — da endlich kommt der letzte Act und mit ihm wieder neues dramatisches Leben.

Die Scenen im Palaste des Faust werden zwar wiederum durch die ungünstige Räumlichkeit — ein Pendant zu Gretchens Zimmer — geschädigt und schier erdrückt; aber dafür haben wir uns an den „Alten" und dem „Wandrer" erfreuen können, und von Fausts Tode und Bestattung durch die Lemuren werden wir tief ergriffen. Die Apotheose, für die ich mir wieder ein glänzenderes und strahlenderes Bild denken könnte, beschließt mit hehrer Feierlichkeit das gewaltige Werk.

Ueber die Naturmerkwürdigkeit der Hauptdecoration im letzten Aufzuge, welche uns hier, in der Mysterienbühne, das Meer zwei Treppen hoch und den Kanal im Erdgeschoß zumuthet — komme ich nicht hinweg.

Und hat nun das Ganze die Darstellbarkeit des Ganzen bewiesen? Ist der Beweis geführt, daß früher oder später der zweite Theil als ebenbürtig neben dem ersten auf der deutschen Bühne bestehen wird?

In der Erinnerung an die mannichfaltigen und ergreifenden Schönheiten, die uns die beiden ersten Aufzüge und der Schlußact des zweiten Theiles von der Bühne herab spenden, die uns zum Theil sogar erst durch die Bühne selbst enthüllt werden, möchte ich diese Frage nicht verneinen; aber es fehlt mir auch der Muth, sie zu bejahen, wenn ich an die unerfreulichen Strecken denke, die wir keuchend und ächzend haben zurücklegen müssen. Wie viele Zuschauer würden auf die Gewissensfrage der Phorkyas:

Habt Ihr Geduld, des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geschichten sind's...

mit dem Chor: „Geduld genug!" antworten?

In der Fassung, die Devrient dem zweiten Theil gegeben hat, wird derselbe nach meiner Auffassung auf der deutschen Bühne noch immer ein Fremdling bleiben. Da hat er noch immer zu wenig Anheimelndes, um Heimatsrecht zu gewinnen.

Indessen erhebt Devrient gewiß auch gar nicht den Anspruch darauf, das letzte Wort gesagt zu haben. Seine Bearbeitung ist unzweifelhaft noch der Vervollkommnung fähig und bedürftig. Aber sie hat uns immerhin gezeigt, daß viele Schätze der Dichtung auch im Bühnenlichte strahlen, daß einige erst da ihren wahren Glanz empfangen. Sie hat uns auch gezeigt, wie Anderes, was er für bühnenfähig und bühnenmöglich hielt, sich in seiner scenischen Darstellung vernichtigt.

Digitized by Google

Die Bearbeitung ist also nützlich, sowohl in ihren guten Eigenschaften, wie in ihren verfehlten Theilen, förderlich auf alle Fälle, und als fleißige, gewissenhafte Arbeit eines findigen und sinnigen Regisseurs höchst respectabel. Diesem kann ich nur die eigenen Zuthaten nicht verzeihen. Ich bin in der Beziehung unverbesserlich. Mit einem den Dichter verbessernden Regisseur und namentlich, wenn der Dichter Wolfgang Goethe heißt, kann ich mich nun einmal nicht befreunden. Mir ist der ungelenke Goethe noch immer lieber als der flinke und gelenke Bühnentechniker. Ich mag von diesen Verbesserungen nichts wissen.

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Von der Darstellung kann ich nicht sprechen, da ich die Aufführungen mit der schauspielerischen Ersatzreserve in den Hauptrollen gesehen habe, also nicht mit Otto Devrient als Mephisto, Herrn Brock als Faust, Fräulein Gündel als Gretchen, deren Spiel von Karl Frenzel gerühmt wird. In dieser künstlerischen Ersatzreserve blieb der Darsteller des Faust selbst hinter bescheidenen Ansprüchen zurück. Fräulein Hedwig Hahn (Gretchen) spielte mit anmuthiger Erscheinung recht sympathisch, Herr Pochmann (Mephisto) war am ersten Abend interessant und lobenswerth; die Bewältigung der Schwierigkeiten des ihm offenbar neuen zweiten Theils wollte ihm weniger gelingen. Von den übrigen hier noch unbekannten Darstellern wirkte namentlich die Helena des Fräulein Lange durch den Wohllaut eines selten schönen Organs. Vor allen andern aber müssen zwei Darsteller hervorgehoben werden: der Schüler-Baccalaureus: Herr Stallmann, ein discreter, verständiger, liebenswürdiger Schauspieler, und mit einem noch ganz besonderen Lobe der Theaterdirector des Vorspiels und der Bischof-Kanzler des zweiten Theils: Herr Door. Dieser Letztere hat sich uns als ein höchst bemerkenswerther, gut sprechender und einsichtsvoll charakterisirender Künstler offenbart. Es wäre schade, wenn dieser Künstler in die Provinz zurückkehrte.

Paul Lindau.

Dramatische Aufführungen.

Der deutsche Michel.

Lustspiel in vier Aufzügen von L. Nötel.

Bernhard Baumeister.

Dem Mitterwurzer'schen Ehepaare, das mit mehr künstlerischem als finanziellem Erfolge sein Gastspiel am Nationaltheater abgeschlossen hat, sind vier Künstler vom Burgtheater auf dem Fuße gefolgt — „Bernhard Baumeister und Genossen", wie wir sie mit processualischer Kürze nennen wollen — die in einem neuen Stücke eines hier in seiner doppelten Eigenschaft als Dichter und Schauspieler gleichermaßen unbekannten Herrn L. Nötel aufgetreten sind.

Das Stück erzählt uns, wie der tapfere protestantische Reitergeneral Michel von Obentraut, nachdem er sich zwanzig Jahre hindurch mit den Katholiken herumgebalgt, in Nienburg an der Weser mit seiner Jugendliebe wieder zusammentrifft, wie da die alte Leidenschaft wieder aufflammt und zwischen der alten Geliebten, die inzwischen eine ehrsame Wittib geworden ist, und deren lieblicher Tochter, die nun just so alt ist, wie damals die Mutter war, irrlichterirend hin- und herflackert.

„Spät kehrt er zurück in die Heimat,
Ein Müder nach irrem Lauf. —
Es steigt am heimischen Himmel
Die andre Sonne schon auf,"

heißt es in dem Chamisso'schen Gedicht, das Philipp Harold im „Johannistrieb" citirt. Hier nun, im „Deutschen Michel" lebt die Mutter noch; hier hat sie die tiefe Kränkung zu erfahren, wie sich der früher Geliebte ihrer eigenen Tochter zuwendet, und hier wird dieser Tochter die heikle Aufgabe zu Theil, den Müden nach irrem Lauf bei seiner abermaligen Verirrung auf den rechten Weg und ihre noch immer liebedürftige Mutter an den Mann zu bringen. Das hat etwas Unerquickliches, unsanft, beinahe unzart Berührendes, und selbst die Kunst der Darstellung hilft darüber nicht hinweg.

Bei einem Manne, der selbst auf der praktischen Bühne wirksam ist, ist es einigermaßen befremdlich, daß dieser sich den überflüssigen Luxus ziemlich frei behandelter, aber wohl größtentheils fünffüßiger Jamben gegönnt hat. Er ist dadurch in den Fehler des Vielredens und Declamirens verfallen. Und er hat sich die Arbeit ohne Noth erschwert. Denn der Zuhörer hat nicht den Eindruck, als ob sich dem Verfasser die Form in gebundener Sprache als künstlerische Nothwendigkeit aufgedrängt habe. Manches klingt mühsam und erzwungen.

Aber davon abgesehen zeigt das Stück eine entschiedene Begabung, und es muß freudig anerkannt werden, daß trotz des peinlichen Vorwurfs und trotz des im Einzelnen beschwerlich erscheinenden Ringens mit der rebellischen Form im Großen und Ganzen eine gute theatralische Wirkung erzielt wird. Einige Scenen sind nicht blos effectvoll, sie sind sogar gut geführt, und — was durchaus nicht gering anzuschlagen ist — das Stück enthält einige sehr gute Rollen, eine Prachtrolle sogar. Man merkt da eben das Theaterblut.

Diese vorzügliche Rolle des Stückes: die Titelrolle, wird von Herrn Bernhard Baumeister hier gespielt, und wenn nicht Alles täuscht, ist sie ganz speciell für diesen ausgezeichneten Künstler geschrieben worden.

Baumeister war bei uns nur dem Namen nach gekannt. Er hatte zwar schon vor Jahren hier gespielt und sich durch seine prächtige Natürlichkeit beliebt gemacht; aber es war uns bisher noch nicht die Gelegenheit geboten worden, ihn in einer entscheidenden Rolle zu sehen — in einer Aufgabe, von deren Lösung das Wohl und Wehe des ganzen Stückes abhängt. Als „deutscher Michel" hat Baumeister uns überrascht und entzückt. Wir wissen nun, daß das Burgtheater unzweifelhaft einen seiner allertüchtigsten und daß die deutsche Bühne überhaupt einen der besten Schauspieler der Gegenwart in ihm besitzt. Und jetzt begreifen wir auch sein hohes Ansehen an diesem Kunstinstitute.

Es ist eine reiche und ausgiebige Künstlernatur, die mühelos gibt, was Andre mühselig herauszupressen sich vergeblich abmartern. Ton, Haltung, Geberde — Alles ist einfach, echt, recht und schlecht. Es ergibt sich Alles wie von selbst. Da ist nicht Zusammengebrodeltes, mit allerlei kleinen Nuancen Herausgekitzeltes, aus lauter kleinen Einfällen Zusammengestücktes. Es quillt Alles aus dem Vollen — ein einheitlicher Guß. Ich gebrauche nicht gern das Prädicat „gottbegnadet", mit dem jetzt alle möglichen Stümpereien ausstaffirt durch die Spalten der Reclame laufen; hier aber wäre es am Platze. Hier spricht zu uns eine wahre Künstlernatur, die alle Spielereien und Mätzchen verachtet, die nur den schlichtesten Ausdruck sucht und allzeit trifft.

Der eigenthümliche Reiz der Baumeister'schen Vortragsweise liegt in der schlichten Natürlichkeit, in dem treuherzigen und ungezwungenen Ton. Er spielt nicht auf den Applaus, er macht sich keine „Abgänge", wie es im Theaterjargon heißt; man sieht niemals bei ihm, „wie's gemacht wird".

Er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist — vielleicht hat da der eine oder andre Vocal einen etwas zu dunkeln Klang, und ein spröder Consonant kommt nicht mit der vollen Rundung der akademischen Einpaukerei heraus; er spricht eben wie ein Mensch, nicht wie ein Vortragsmeister. Er geht und steht, setzt sich und erhebt sich ohne auf malerische Attituden bedacht zu sein, und es ist ihm offenbar ganz gleichgültig, ob der Goldfinger gerade gestreckt oder gekrümmt ist, und ob die Fußspitze des übergeschlagenen Beins der Mitte der Bühne fünf Centimeter näher oder weiter ist — lauter hochwichtige Sachen, die sich das Virtuosenthum reiflich überlegt und erst nach mühsamem Studio überwindet. Es ist eine wahre Erquickung, durch einen Künstler wie Baumeister wieder daran erinnert zu werden, wie nichtig alle diese schauspielerische Filigranarbeit ist, und wie es schließlich doch immer nur auf das Eine ankommt: auf das richtige Erfassen des Ganzen. Die Schönthuerei auf der Bühne, hie seit Emil Devrient epidemisch grassirt, — das Renommiren mit dem Wohlklange des Organs und mit gefälligen Posen — hat an Baumeister einen grimmigen Feind. Schauspielerischsein hat jetzt nur noch die Bedeutung von Unwahr- und Affectirtsein. Schauspieler wie Baumeister sind aber ganz dazu berufen, die in Mißcredit gerathene, handwerksmäßige Künstelei auf die wahre Kunst der Menschendarstellung zu heben.

Trotz aller dieser Vorzüge ist von Baumeister in den Zeitungen viel weniger die Rede, als von einigen jener Virtuosen, die jetzt in München recht unbehagliche Stunden durchzumachen gehabt haben. Ich halte das Berliner Gastspiel Baumeisters für eine der bittersten Kritiken,

Digitized by Google

die über die Münchener Aufführungen geschrieben worden sind. Wenn nur drei deutsche Schauspieler zu einer „Musteraufführung" sich vereinigten, so hätte Baumeister einer von den dreien sein müssen.

Auch die übrigen Gäste boten Erfreuliches. Frau Röckel hatte freilich nur eine wenig dankbare Aufgabe zu lösen; sie sprach aber verständig und sich sehr vortheilhaft aus. Ungemein liebenswürdig, ganz reizend war Fräulein Stella von Hohenfels in der dankbareren Rolle der „Kathrein". Fräulein von Hohenfels hat die wirkliche Jugendfrische. Sie plaudert allerliebst und lacht so herzlich und fröhlich, wie eben nur ein junges Mädchen lachen kann. Die jugendliche Künstlerin, die schon durch ihre anmuthige Erscheinung die Sympathien für sich hatte, wurde aufs Freundlichste aufgenommen und mit Beifall überschüttet. Herr Schreiner stellte den jugendlichen Liebhaber Conrad sehr verständig, anständig und gewandt dar.

Die Wiener Gäste haben gewiß keinen Grund, sich über ihre künstlerischen Erfolge in Berlin zu beklagen; nach jedem Actschluß, und wenn es irgend gehen wollte, sogar bei offener Scene sind sie wiederholt gerufen worden. P. L.

Notizen.

Germanische Volksmärchen und Göttersagen.*)

Wenn man vom Wiederaufleben altgermanischer Sage und Dichtung unter dem deutschen Volke spricht, wird wohl als Beweis dafür gerne auf Richard Wagner, auf die vielen Auflagen der Simrock'schen Nibelungenübersetzung, auf die Verbreitung gewisser Ausgaben mittelhochdeutscher Klassiker mit den famosen sogenannten „Eselsbrücken" u. A. hingewiesen. Wendet dann Jemand ein, daß es sich hier eben um einseitige Modeströmungen handelt, so wird er nicht ohne weiteres Glauben finden. Und doch ist es so. Wie wäre es sonst möglich, daß Wilhelm Hertz' vor bald drei Jahren erschienene klassische Neudichtung von Tristan und Isolde noch keine zweite Auflage erlebt hat? Auflagen aber beweisen etwas; das sieht man an dem Skandalerfolg eines Zola. Und dabei steht unter allen deutschen Dichtern des Mittelalters keiner unsrer heutigen Denk- und Empfindungsweise näher als Meister Gottfried von Straßburg, der große Herzenskündiger!

Einen Einwurf, der dem Stoff des Tristan gälte, wird man gegenwärtig wohl am wenigsten machen, wo die allzu hoch geschürzte Muse des Franzosen Zola auch bei uns umgeht. Damit soll natürlich kein Vergleich zwischen Isolde und Nana gezogen, sondern nur der Contrast markirt werden.

Heute sei des jüngsten und vollständig gelungenen Versuchs gedacht, die Gestalten altdeutscher Götter- und Märchenwelt neu zu beleben. Emil Engelmann, wie Hertz ein schwäbischer Dichter, bringt uns in seinem hübsch ausgestatteten Büchlein, das in jeder Beziehung sich zu einem Geschenk für unsere Jugend und die Frauenwelt eignet, „Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit", führt uns mit kundiger Hand „durch die Gefilde des Volksmärchens allmählich vorwärts zu den sturmumwehten Höhen der alten Himmelsfürsten". Zuerst erhalten wir das Märchen vom Froschprinzen, in den Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen „Der eiserne Heinrich" genannt, altes Sagengut, worin die in den Brunnen gefallene goldene Kugel der Königstochter an die goldenen Bälle, das Spielzeug der Asen, erinnert, und der Brunnen an Mimirs Brunnen, bei dem Odin als Pfand ein Auge zurücklassen mußte. In „Johannes" gibt uns Engelmann eine neue Bearbeitung des „Hohen Lieds von der Treue bis zum Tod", der uralten Freundschaftssage, eines der verbreitetsten und berühmtesten Sagenstoffe des Mittelalters, „der von Blut und Thränen strömenden Geschichte der mittelalterlichen Orestes und Pylades"**), von Amicus und Amelicus, die fast in allen Sprachen Europas behandelt worden ist. Die Sage ist von Engelmann, namentlich am Ende, geschickt umgeformt und ihres grauenhaften Charakters etwas entkleidet worden, aber wir meinen, daß der alte Schluß hätte belassen werden sollen. Wie lieblich ist z. B. im altfranzösischen Amis et Amiles die Scene, wo die von Amiles, ihrem Vater, enthaupteten Kinder, durch deren Blut Amis vom Aussatz geheilt wird, bei der Rückkehr der Eltern aus der Kirche heil und mit einem goldenen Apfel spielend angetroffen werden. Durch ein Wunder sind sie wieder zum Leben gekommen und nur ein rother Streifen am Hals bleibt ihnen.

Das dritte Märchen, „Dornröschen", ist am Sylvesterabend 1879 im Stuttgarter Hoftheater einer Reihe von lebenden Bildern zu Grund gelegt worden.

Es wäre noch Manches zu sagen, von den Bearbeitungen der Stoffe aus der Edda u. s. w., wie die Langobarden zu ihrem Namen „Langbärte" kamen (die aus Paulus Diaconus, historia Langob. bekannte Sage), aber wir wollen dem Leser nicht vorgreifen und brechen ab.

Aufrichtig loben müssen wir schließlich noch die schöne, den Stoffen völlig angepaßte Sprache und die an Uhland sich anschließende glückliche Verwendung und Behandlung der Nibelungenstrophe. Die Anmerkungen enthalten schätzbare Fingerzeige über die Wechselbeziehungen zwischen Göttersage und Märchen. Und so zweifeln wir nicht, daß der Wunsch des Dichters in Erfüllung gehen, daß „Jung und Alt im lieben Vaterland an dem Buch Gefallen finden" wird. V.

*) Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit. Epische Dichtungen von Emil Engelmann. Mit einem allegorischen Titelbild [und Kopfleisten]. kl. 8. Stuttgart 1880, Ad. Bonz und Co.

**) K. Hofmann, Amis et Amiles etc. S. VI.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Als alter Abonnent und eifriger Leser der „Gegenwart" möchte ich mir zu Ihrer interessanten Besprechung der neuesten Erzählung Auerbachs die Bemerkung erlauben, daß meines Erachtens jeder Zweifel an dem urdeutschen Gepräge des Wortes „Oehmd" ausgeschlossen ist, da man demselben bei verschiedenen deutschen Stämmen mit leisen Abweichungen immer wieder begegnet.

Bei den südungarischen „Schwaben" (die sämmtlich aus Süddeutschland stammen) z. B. begegnet man in der Nähe von Temesvár dem Worte „Oehmd" ganz so wie es Auerbach schreibt für „Spätheu", „Grummet". Einige Meilen weiter gegen die Siebenbürger Grenze zu (in Guttenbrunn) heißt es bereits „Ohmet".

Auf dieser deutschen Sprachinsel in Südungarn, wo jedes Dorf seinen eigenen Dialekt spricht, gibt es überhaupt merkwürdige Wortbildungen. Sind Sie z. B. je dem Worte „fukern" begegnet? Ich bezweifle es, denn ich bin ihm seit meiner Kindheit nicht wieder begegnet, und doch war dieses Wort mir auf der Schulbank in Guttenbrunn einst so geläufig wie „Wasser" oder „Brod". „Verfukern" (oder wenn man es mit historischem Nimbus umgeben will: verfuggern?) heißt einfach vertauschen (östreichisch: „täuscheln"). Ich habe in meiner Jugend manches Schulbuch für die Abschrift eines in der Spinnstube gehörten alten Liedes oder für eine neue Schauerballade — „verfuggert". Einmal sogar den Katechismus! Ich muß bemerken, daß ich damals einen anderen Ausdruck für „fukern" nicht gekannt und nie einen anderen gehört habe zur Bezeichnung unserer kleinen Tauschgeschäfte.

Genehmigen Sie ꝛc.

Wien, 27. Juni 1880. Adam Müller.

Berichtigung.

Nr. 29, Gedicht von Felix Dahn, 7. Zeile von oben, lies zierlich statt ziemlich, 2. Spalte, 1. Zeile: das zweite „als" fällt fort. Artikel über Fräulein Bianchi, Spalte 2, Zeile 5 von unten, lies vieler statt realer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Bei der mich völlig überraschenden Feier meines 25jährigen Doctorjubiläums habe ich aus der Stadt, der Provinz, aus Nord- und Süd-Deutschland so zahlreich ehrende und freundliche Briefe erhalten, dass es mir unmöglich ist, jeden einzelnen zu beantworten. Ich bitte um die Erlaubniss, an dieser Stelle Allen meinen tief empfundenen Dank aussprechen zu dürfen.

Königsberg, 20. Juli 1880.

Felix Dahn.

Ein Schriftsteller sucht Beschäftigung als Mitarbeiter einer Zeitschrift oder dergl. Besonderes Genre: humoristische, lyrische, epische Gedichte. Offerten unter A. S. 982 befördern Haasenstein & Vogler, Berlin, SW.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Allgemeine Geschichte

der

Literatur des Mittelalters

im Abendlande

von

Adolf Ebert.

Zweiter Band.

Geschichte der Lateinischen Literatur vom Zeitalter Karls des Grossen bis zum Tode Karls des Kahlen.

Preis 9 *M.*

Statt 126 Mark nur 55 Mark

Pierer's Conversations-Lexicon

6. neueste Auflage, beendet October 1879. 18 Bde. mit vielen Kupfern u. Karten in 18 sehr eleganten Halbfranzbänden. Tadellos neue Exemplare.

L. M. Glogau Sohn, Hamburg,
23 Burstah.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle von Dr. **Karl Walcker,** Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, 52 Bogen. gr. 8. Preis 14 *M.*

Rossberg'sche Buchhdlg. in Leipzig.

---

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. **Cap, Peru etc.** **3 M.**

R. Wiering, Buchhandlung, **Hamburg.**

LITERARISCHE ANSTALT, RÜTTEN & LOENING, FRANKFURT A. M.
VERLAGSBUCHHANDLUNG.

Soeben erschien:

GOETHE-JAHRBUCH

Herausgegeben von

Dr. Ludwig Geiger.

Erster Band.

Gebunden in Halbfranz *M.* 12.50, gebunden in Leinwand *M.* 10.

Unter freudiger Zustimmung der hervorragendsten Goethe-Forscher und Literarhistoriker:

Bartsch, Bernays, W. v. Biedermann, Burckhardt, Carriere, Düntzer, Herman Grimm, Goedeke, Hettner, v. Loeper, Scherer, Scholl, A. Springer, Urlichs, Wilmanns, Zarncke u. V. A.

ist die Begründung des „Goethe-Jahrbuch" erfolgt, und es gereicht der Verlagshandlung zur ausserordentlichen Genugthuung, gleich den ersten Jahrgang durch seinen bedeutenden Inhalt würdig einzuführen. Ein Unternehmen wie dieses, gehoben und getragen von den gewichtigsten Namen, darf gewiss den Anspruch auf das Interesse aller Literaturfreunde erheben.

LESSINGS

PERSONLICHES UND LITERARISCHES VERHÄLTNISS

ZU

KLOPSTOCK

VON

Dr. Franz Muncker,

Privatdocent a. d. Universität München.

Geheftet *M.* 5.—

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer (gross Format).

Die grösseren **Führer** umfassen meist grössere Reisegebiete und bergen in ihrem grössern Umfang die *erschöpfendste Führerkenntnis* mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hülfsmitteln.

Norddeutschland, Oestl. u. Westl.	à M. 5,00	**Südfrankreich,** von *Gsell-Fels.*	M. 10,00
Süddeutschland	- 7,50	**Paris und Nordfrankreich**	- 7,50
Thüringen	- 7,50	**London,** von *Ravenstein.*	- 7,50
Deutsche Alpen, Westl.	- 7,00	**Oberitalien,** von *Gsell-Fels*	- 12,00
Deutsche Alpen, Oestl.	- 5,00	**Rom u. Mittelitalien,** v. *Gsell-Fels*	- 18,00
Schweiz	- 9,00	**Unteritalien u. Sicilien,** v. *Dems.*	- 12,00

Wegweiser (klein Format).

Die kleineren und billigeren **Wegweiser** beschränken sich auf kleinere Gebirgspartien oder allgemein gesuchte Ausflugsgebiete, und entsprechen dem *Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl,* welche mit Zeit und Geld zu geizen hat.

Rheinlande	M. 5,00	**Thüringen,** v. *Anding* u. *Radefeld*	M. 2,00
Oesterreich-Ungarn	- 6,00	**Harz**	- 2,00
Italien in 60 Tagen, von *Gsell-Fels*	- 9,00	**Riesengebirge,** von *Letzner*	- 2,00
Norwegen, Schweden und Dänemark, von *Nielsen*	- 7,50	**Schwarzwald**	- 2,00
		Schweiz	- 2,00

= Vorräthig in allen Buchhandlungen. =

Soeben begann zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

schwimmende Flottenmaterial der Seemächte.

Eine kurzgefasste Beschreibung

der wichtigsten europäischen, amerikanischen und asiatischen Kriegsschiffe der neueren und neuesten Zeit.

Für Freunde des Seewesens, sowie als Leitfaden beim Studium der Schiffstypenkunde zusammengestellt von

J. F. von Kronenfels.
k. k. Hauptmann d. R.

Verfasser der Werke: „Die Marine, eine gemeinfassliche Darstellung des gesammten Seewesens" und „Alphabetisches Verzeichniss der am häufigsten vorkommenden See-Ausdrücke".

Mit 270 in den Text gedruckten Holzschnitten.

In vier Abtheilungen, mit je 9 Bogen Inhalt, zum Preise von à 1 fl. 65 kr. = 3 Mark.

A. Hartleben's Verlag in **Wien.**

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 31. Juli 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

MUSEUM

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das fünfzigste Jahrgedächtniß der Unabhängigkeit Belgiens. Von W. M. — Charles Bradlaugh und seine Bestrebungen. Von Otto Zacharias. — Literatur und Kunst: Rare et curieux. Von Carl Groddeck. — Carl Georg von Wächter. Eine Erinnerung. Von Karl Braun-Wiesbaden. III. (Schluß.) — Das Mäcenatenthum in der Kunst. Von G. Ebe. (Fortsetzung.) — Das Jubiläum des Théâtre français. 1680—1880. Von Paul Lindau. I. — Die kunstgewerblichen Alterthümer auf der Ausstellung in Düsseldorf. Von W. Beckmann. — Inserate.

Das fünfzigste Jahrgedächtniß der Unabhängigkeit Belgiens.

Seltsam! Man ist in Verlegenheit, wie man es nur nennen soll. Ist es eine Nation, die ihr Dasein feiert, oder einfach ein Staat, ein abstracter Begriff, der durch die Gewalt der Thatsachen eine gewisse Zahl von Districten, Städten und Menschen zu einem politischen Ganzen eint? Die belgische „Nation" oder der belgische „Staat"? Läßt sich eine Nation nennen, was, aus zwei grundverschiedenen Volkselementen bestehend, mit undeutlichen Contouren unten mit Holland, oben mit Frankreich zusammenfließt, zwei Volkselemente, die einander innerlich fliehen und abstoßen und bis jetzt keine Muße gefunden haben, ihr Wesen in einer zwiespältigen Literatur auszusprechen? Und geht der Titel Staat nicht zu hoch für ein Land, das die Bürgschaften seiner Dauer nicht in der eigenen Kraft und Wehrhaftigkeit trägt, sondern in papiernen Urkunden und Verträgen, deren Ewigkeit so lange währt, als die Interessen und Mittel irgend eines selbstsüchtigen Nachbarn das erlauben?

Genug, die belgische Nation, der belgische Staat feiert die fünfzigste Jahresfeier seiner Unabhängigkeit. Der Wiener Congreß hatte die Rechte dieser Nation, die Pflicht dieses Staates, endlich einmal zu existiren, gemeinsam anerkannt. Der südliche Theil der Niederlande war zu dem nördlichen, zu Holland geschlagen worden, als Hemmniß und Puffer gegen Zusammenstöße von Deutschland und Frankreich. Das Puffer-Königreich hatte von Belgien nicht einmal seinen Namen, denn es hieß „das der vereinigten Niederlande", und trug gewiß nichts weniger als den Stempel der belgischen Nationalität. Die beiden Schwestervölker waren in der langen Zeit der Trennung einander wildfremd geworden. Seit vielen Jahrhunderten hatte man wenig mehr gemein gehabt. Mynheer hatte sich der Gegenreformation erwehrt und war weit und viel zur See gewesen, während im wallonischen Land ebenso gut wie in Flandern die Adepten Loyolas ihre Kirchen geschnörkelt und ihre Prunkaltäre mit allerhand Bombast geschmückt hatten. Man fühlte sich nicht als ein Ganzes von gleichberechtigten Theilen, sondern als Eroberer und Annectirte, als Bedrücker und Unterdrückte. Der Buchstabe der Verfassung war nicht der Angelpunkt gegenseitiger Verständigung und friedlicher Vermittlung der beiderseitigen Interessen, sondern ein bequemer Hebel, an den alle Querulanten und Intriguanten die Hände legten. Dafür also hatte Rubens anders gemalt als Rembrandt, daß jetzt die schlauen Holländer das Wahlrecht fälschten und ihre faulen constitutionellen Fische an den Mann brachten. Hatte Belgien, trotz der langen Freundschaft von Burgundern, Spaniern und Oestreichern, nicht auch alte und ehrwürdige Ruhmestitel? War nicht Karl der Große ein geborener Belgier (obschon selbst Mohamed in seinem Koran schon dergleichen Vorwegnahmen den Weg abgeschnitten haben sollte, indem er sehr vernünftig erklärt, daß Abraham keineswegs ein Jude gewesen), hatte Belgien nicht dem befreiten Jerusalem seinen ersten König gegeben, und Byzanz seinen ersten lateinischen Kaiser? Hatten nicht Gottfried von Bouillon schon und Balduin von Konstantinopel der Welt bewiesen, daß ein Belgien existirte, wenn auch noch nicht auf den Landkarten? Kurz man vertrug sich nicht mit einander, weder gesellschaftlich noch öffentlich, weder künstlerisch noch constitutionell, weder in der Phantasie noch in der Wirklichkeit, weder praktisch noch historisch, und als in Brüssel die „Stumme von Portici" gespielt wurde, im Jahre 1830 brach der Sturm los.

„Was für Musik ist es?" wird in Frou-Frou gefragt, wenn von einem neuen Hausstande die Rede ist. Der Ehestand der belgischen Nation mit dem Hause Sachsen-Coburg dauert nunmehr an die fünfzig Jahre und ist ein höchst friedlicher und gesegneter gewesen. Man sieht es am besten daran, daß er nicht einmal eine eigene Geschichte hat, höchstens eine Chronik von inneren Familienereignissen, Sterbefällen, Geburten, Heirathen und Conto von Einnahmen, Ausgaben, geschäftliche Transactionen und Vermögenszuwachs. Jeder Staat hat, so zu sagen, das Recht, seine eigene Constitution zu besitzen, nicht die geschriebene, sondern jene allgemeine Constitution, welche die Gesammtheit seiner Lebensbedingungen bildet. Belgien beweist vielleicht am besten dadurch sein Recht auf eine eigene Individualität, weil sein politisches Dasein auf ganz anderen Füßen steht, als das anderer nationaler Individuen. Ist es denn ein so ernstlicher Schaden, wenn die Hauptbedingung dieser Existenz so negativer Natur ist, wie das curiose Ding, das man politische Neutralität nennt, wenn auf diesem Untergrunde so positive Dinge, wie Volkswohlstand, behaglicher Lebensgenuß und eine, unsere Augen schier blendende Freiheit des öffentlichen und privaten Lebens emporblühen? Schlafen andere Völker ruhiger, weil sie ihre Armeen vom eigenen Gelde bezahlen, statt sich auf das Gleichgewicht, den Schutz, den guten Willen von drei mächtigen Nachbarn zu verlassen? Die Rechte eines Neutralen sind heut zu Tage kaum problematischerer Natur als die Rechte des Stärkeren, der jeden Augenblick eine mächtige Allianz gegen sich aufstehen sehen kann, sie kommen aber bedeutend billiger. Seinen Pflichten als neutrale Macht kommt Belgien mit ungefähr jährlich 50 Millionen Franken nach. Dafür hat es eine Nationalwehr aus Linie und Garde Civique. Die erstere zählt

Digitized by Google

3270 Offiziere und 104,983 Unteroffiziere und Gemeine unter den Fahnen, außerdem eine Reserve von ungefähr 30,000 Mann. Die Bürgerwehr zählt 29,583 Mann, ist in Legionen und Bataillone eingetheilt, ist trefflich equipirt, vereinigt alle drei Waffengattungen in sich, marschiert trotz der Linie, schießt aber aus Vorderladern. An der Seine scheint man mit dieser Stärke vollauf zufrieden zu sein; an der Spree soll man wünschen, sie vermehrt zu sehen. Die Belgier behaupten, es sei genug, um ein, auch zwei feindliche Armeecorps acht Tage lang aufzuhalten. Mehr brauche heut zu Tage Niemand mehr, um die eigene Armee zu mobilisiren, der unvermuthete Einbruch einer stärkeren Invasionsarmee aber sei nicht denkbar, und so genüge ihre Wehrkraft den positiven Pflichten der Neutralität und der Pufferstellung für den Nordwesten Deutschlands. Im Ganzen streitet Niemand Belgien ab, daß es nach Außen die Ehre des nationalen Hausstandes gewahrt hat, auch in den schwierigen Zeitläuften von 1870. Im Innern aber zeigt es sich dem fremden Beobachter als ein glückliches und zufriedenes Land. An stillen Familienübeln fehlt's ja nicht. Der Zwist der Ultramontanen und Liberalen, der Pauperismus im westlichen Flandern, der den achten Mann auf öffentliche Unterstützung anweist, die innere Entfremdung der beiden Volksstämme, der Vläminger und der Wallonen. Auch ist es noch nicht weit her mit jener geistigen Physiognomie, die für jede politische Individualität eine große Bürgschaft der Dauer ist. Belgien leistet Erstaunliches an Unterstützungen von Künsten und Wissenschaften; es verwendet Millionen für den Ankauf von Kunstwerken; errichtet Kunstakademien, Museen, Conservatorien, ernennt seine Maler zu Baronen und gibt Baumeistern, Malern und Bildhauern Arbeit ohne Ende. Es hat in fünfzig Jahren 60,000 Originalwerke heimischer Schriftsteller herausgegeben, die Königliche Akademie der Wissenschaften und Literatur reorganisirt, die Medicinische Akademie geschaffen, den fünfjährigen Preis für literarische Leistungen gestiftet, dreijährige Concurse in französischer und vlämischer dramatischer Literatur eröffnet. Seine Maler haben sogar einmal eine künstlerische Revolution weit über die Grenzen des Landes hinaus angeregt. Aber die zweifache Volksseele strömt in kein einheitliches Bett zusammen. Die Schriftsteller in vlämischer Sprache haben ein größeres und theilnehmenderes Publicum in Holland und Deutschland, als die französischen Literaten in Frankreich. Das einzige ganz nationale Erzeugniß der heimischen Literatur, das den engen Kreis des näheren Publicums durchbrochen hat, ist Nothombs „Essai sur la Révolution de 1830". Nicht umsonst liegt Brüssel nur sechs Zeitstunden von Paris ab. Denn das heißt auf geistigem Gebiete, daß Brüssel eine Vorstadt der mächtigen Kapitale ist. Seine französische Literatur wie seine Architektur sind vorstädtischer Art; seine besten Kräfte verschlagen sich nach Paris, seine mimischen Talente, Mme. Doche, Mlle. Desclée, Mlle. Tordeus, Désirée, Dupuis bevölkern die Theater von Paris. Kurz, das, was man auf geistigem Gebiete das Gesicht, die Physiognomie einer Nation nennen kann, hat Belgien sich noch erst zu schaffen, und dieser Proceß unterliegt großen Schwierigkeiten. Aber es gibt noch eine dritte Sphäre der Lebensbedingungen eines nationalen Körpers, und diese strotzt von innerer Kraft, weil sie nicht neu geschaffen ist, sondern auf altem, geschichtlichem Grunde ruht. Das ist der Bürgersinn und der Geist der Selbsthülfe, der sich von den alten Gilden ununterbrochen in unsere Zeit hinübergepflanzt und sich in die constitutionellen Formen hinein ergossen, das Papier der Verfassung, von zweifelhaftem Werth für so viele Nationen des Continentes, in Fleisch und Blut gewandelt hat. Das constitutionelle Königthum, die Anhänglichkeit an den durch den Willen der Nation errichteten Thron, ist der moderne Beffroi Belgiens geworden. Freiheit und Ordnung wohnen einträchtig zusammen unter dem schützenden Dache, das ihnen der Bürger Fleiß und Betriebsamkeit geschaffen hat. Es gibt wenige Länder, wo sich Wohlstand und Behagen so deutlich in Mienen und Gebahren der Bevölkerung ausdrückte, und wie weit muß man heut zu Tage reisen, um, wie hier, mit dem süßen Bekenntniß überrascht zu werden: „Wir sind zufrieden, wir sind ein schönes, glückliches Land."

Für die Feier dieser seiner fünfzigjährigen Existenz hat Belgien ein Programm entworfen von einer Weitläufigkeit und Zeitdauer ohne Gleichen. Drei ganze Monate von nationalem Jubel; sieben militärische Feste, sechs „Einweihungen", sieben Musikfeste, darunter ein „Internationaler Festival von Harmonien und Fanfaren" am 22. August zu Antwerpen; sieben Congresse, — für Botanik und Gärtnerei, für Studien über den Alkoholismus, für belgische Literatur, für den Elementarunterricht, für Mittelschulen, ein internationaler über Volksbildung, für Medicin, — vier Feste zu Wasser und fünf zu Wasser und zu Lande, Feste zu Pferd und zu Fuß, drei venetianische Nächte, Schützenfeste, gymnastische Feste, Künstlerfeste, patriotische Feste, — mit den Pausen hundert Tage und auf vier Städte vertheilt, Brüssel, Namur, Gent und Antwerpen. Der leitende Gedanke war offenbar, die ganze gebildete Welt bei sich zu Gaste zu sehen und der ganzen Welt sämmtliche Facetten des Lebens und Strebens der belgischen Nation in die Augen leuchten zu lassen. Die Absicht ist so sehr nach Außen gegangen, daß die Wirkung nach Innen dadurch abgeschwächt worden ist. Einen eigentlichen Festtag, an dem der Jubel der ganzen Nation zum Ausbruch gekommen wäre, hat Belgien nicht gehabt; am 21. dieses Monats, dem Gedenktage der Thronbesteigung Leopolds I., feierte Brüssel in Familie die Enthüllung des Denkmals seines ersten Königs, und die Geistlichkeit im Lande sang dazu ein durch die Streitigkeiten mit der Curie etwas mißtönig ausfallendes Tedeum. Brüssel, das bereits vor einem Monate mit Erstaunen eine in allen Theilen unfertige Industrieausstellung sich feierlich eröffnen sah, hat langsam angefangen seine Straßen zu beflaggen, aber vom nationalen Feste weiß Niemand so recht, ob es schon dagewesen ist, oder ob die Hauptsache noch kommen soll. Die Industrieausstellung ist noch immer in der Mache, eine Uebersicht über das Geleistete zur Zeit noch unmöglich, der erhoffte Zufluß von Fremden rinnt dünn und unmerklich durch Gasthöfe und Straßen. Kurz, den Belgiern selbst hat die Länge der Speisekarte den Appetit offenbar etwas abgeschwächt. Die Gedenkfeier der Unabhängigkeit Belgiens ist, abgesehen von der Revue von Armee und Bürgerwehr und dem unharmonischen Tedeum zur Monumentsenthüllung, bis jetzt nur wie eine Art von Privatangelegenheit von Vertretern des Landes und der europäischen Presse gefeiert worden in glänzenden Banketten, ehrenvollen Gastreisen nach anderen Städten und feierlichen Empfangsabenden bei den obersten Behörden des Landes. Die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, mit der man die Vertreter der dritten Macht im Staate überhäuft hat, sind noch nie dagewesen, seitdem Leitartikel geschrieben und Feuilletons phantasirt werden. Und das hat gewiß auch seine Moral, nicht allein wegen der Dankbarkeit und Sympathie, zu der man diese, so vielfach noch verkannte und beargwohnte dritte Macht im Staate zwingt. Belgien beweist damit, daß ihm die politische Freiheit mehr ist, als eine Redensart, und es ist nicht in der Sphäre der äußeren Macht und Gewalt allein, wo die richtige und sachgemäße Aneignung neuer Kräfte und Errungenschaften der Cultur zu Siegen führt. w. m.

Charles Bradlaugh und seine Bestrebungen.

Mr. Bradlaugh, der Abgeordnete für die kleine, gewerbfleißige Stadt Northampton, ist durch die bekannte stürmische Scene, welche er vor kurzem im Unterhause anläßlich der Eidesleistung herbeigeführt hat, für ganz England der „Held des Tages" geworden. Die Einen preisen ihn als den charaktervollsten und unerschrockensten Mann der Gegenwart, die Andern sind Feuer

Digitized by Google

und Flamme vor sittlicher Entrüstung über den „Gottesleugner", der es gewagt hat, an einer ehrwürdigen, aber sehr alterthümlichen Institution dermaßen zu rütteln, daß deren Abschaffung wohl nur eine Frage der Zeit — und zwar eine solche der allernächsten Zeit — sein dürfte.

Charles Bradlaugh, das Haupt der Freidenker in England, macht sich aus dem Sturm, den er heraufbeschworen hat, blutwenig. Im Gegentheil ist es ihm, wie man leicht aus seinem Humor herausmerken kann, gar nicht unlieb, daß sich die Welt jetzt so eifrig mit seiner Person beschäftigt. Er weiß ganz genau, daß in den Debatten, die jetzt über die Zulässigkeit seines Eintritts in das Unterhaus geführt werden, auch die Bestrebungen und Ideen nicht unbesprochen bleiben, für welche er Zeit seines Lebens mit einem wahren Feuereifer eingetreten ist. Als einflußreiches Mitglied der Free Thaught Publishing Company in London hat er Dutzende von Broschüren geschrieben und drucken lassen, welche den ausgesprochenen Zweck haben, die biblische Tradition von ihren Unwahrscheinlichkeiten zu reinigen und dem Volke die Elemente eines vernünftigen Glaubens beizubringen. Alle diese Schriften sind zu Tausenden von Exemplaren in der englischen Bevölkerung verbreitet und ihrem stillwirkenden, aber unablässig thätigen Einflusse verdankt Bradlaugh einen großen Theil seiner Popularität. Hierzu kommt noch, daß der Abgeordnete für Northampton ein Mann von imponirend großer Figur und ein so ausgezeichneter Redner ist, daß selbst eine hochgebildete Zuhörerschaft seinen Vorträgen mit Nutzen beiwohnen kann. Er hat darum auch stets ein zahlreiches Auditorium vor sich und seine Reden sind — ohne Uebertreibung gesprochen — wahre Muster der Eloquenz. Alle diese Umstände sind geeignet, die Popularität Bradlaughs dauernd auf der Höhe zu halten, und ein Zwischenfall, wie der anläßlich der Eidesleistung stattgehabte, kann nur dazu beitragen, die Sympathie für Bradlaughs Persönlichkeit auch in weiteren Kreisen zu erwecken.

Für uns Deutsche zumal ist der Bradlaugh-Fall von keineswegs untergeordnetem Interesse. Denn aus den dabei bekannt gewordenen Einzelnheiten über englische Verhältnisse können wir deutlich ersehen, daß die strengkirchliche Sonntagsheiligung nicht der einzige Ueberrest aus einer bigotten und reactionären Periode ist, welcher dem vielgepriesenen englischen Liberalismus jetzt noch anhaftet. Auch in Frankreich sieht man ein, daß England nicht das Land ist, auf das man Ursache hat, fortwährend — als auf die Urheimat der Freisinnigkeit — hinzuweisen. John Lemoinne, einer der geistvollsten Publicisten Frankreichs, schließt einen längeren Artikel über die Bradlaugh'sche Angelegenheit (im Journal des Débats) mit folgenden bemerkenswerthen Worten: „Unsere lieben Freunde, die Engländer, bilden sich ein, daß sie der Urtypus des Liberalismus sind und sie lassen sich ruhig den Weihrauch gefallen, den ihnen alle civilisirten Völker streuen, indem man sie als ein in allen Dingen nachzuahmendes Muster hinstellt. Nun denn: es gibt kein Land, in welchem das Pharisäerthum eine solche Herrschaft ausübt, als England. Mit welchem Rechte, fragen wir, erlaubt sich eine politische Kammer die Gewissen zu prüfen und von einem Manne, der die gesetzlichen Bedingungen erfüllt und sich im Namen seiner Wähler präsentirt, einen Beichtzettel zu verlangen? Es wäre lohnend, vielen dieser großen Puritaner ins Herz zu blicken, welche fordern, daß man sich des Namens Gottes bediene, und die diesen Namen täglich selbst mißbrauchen. Wir können uns gar nicht denken, wie diese Auguren einander sich ins Gesicht sehen mögen, ohne zu lachen. Das Ende dieses heuchlerischen Streites ist mit Unfehlbarkeit vorauszusehen: es wird die Abschaffung des politischen Eides sein!"

So John Lemoinne. Man kann der Darlegung des französischen Publicisten, der in etwas leidenschaftlicher Weise für Bradlaugh Partei nimmt, nur beistimmen. Denn eine der höchsten Errungenschaften der Civilisation, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, steht offenbar auf dem Spiele, wenn die Regierungen des Continents ihr englisches Vorbild nachahmen und von einem Volksvertreter in erster Linie verlangen, daß er sich durch einen zu leistenden Eid von dem Verdachte der Religionslosigkeit und des Atheismus reinige. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat der Bradlaugh'sche Fall ein allgemeines europäisches Interesse, und die etwas derbe und ostensive Art, mit welcher der Abgeordnete für Northampton sein Recht als Volksvertreter zu wahren gesucht hat, entzieht sich — weil in der Politik der Zweck factisch die Mittel heiligt — einer skrupulösen Kritik. In England freilich muß Mr. Bradlaugh manches harte Wort hören, denn für die Torypresse gibt es augenblicklich keinen abscheulicheren Menschen als ihn. Man läßt von dieser Seite kein Mittel unversucht, um Bradlaugh in den Augen seiner Wähler so verächtlich als möglich zu machen. Da die Anklage, der Genannte sei ein Gottesleugner und ein Demagoge, die erhoffte Wirkung nicht gehabt hat, so wird jetzt von den verschiedensten conservativen Blättern gegen Bradlaugh der Vorwurf erhoben (und zu begründen gesucht), daß er nicht blos ein gottloser, sondern auch ein unmoralischer Mensch sei, auf den jeder anständige Engländer mit Abscheu blicken müsse. Zur Begründung dieses Vorwurfs wird angeführt, daß Bradlaugh vor einigen Jahren ein Buch herausgegeben habe, in welchem die unsittlichsten Dinge zur Sprache gekommen und eingehend erörtet worden seien. Infolge dieser Publication — so wird in Erinnerung gebracht — habe sich Bradlaugh vor dem Gerichtshof der Königin (Queens Bench) verantworten müssen und sei nur mit Anwendung aller möglichen juristischen Kniffe der verdienten Strafe entgangen.

So war in verschiedenen englischen und — wie wir nicht verschweigen wollen — auch in einigen deutschen Blättern vor kurzem zu lesen.

Es ist nun durchaus nicht uninteressant, sich die Schrift, um die es sich hier handelt, etwas näher anzusehen und dann Kenntniß von der Anklage zu nehmen, welche seiner Zeit von dem englischen „Staatsanwalt" (Solicitor-General) gegen Bradlaugh erhoben wurde.

Das Werk, durch dessen Herausgabe sich Bradlaugh strafbar gemacht haben sollte, führt den Titel: „Fruits of Philosophy" und hat einen amerikanischen Arzt — Dr. Charles Knowlton — zum Verfasser. Es handelt über die menschliche Reproductionsfähigkeit und über die Mittel und Wege, mit denen der Uebervölkerungsgefahr in wirksamer Weise vorgebeugt werden kann. Das Buch ist in durchaus wissenschaftlicher Form abgefaßt und verfolgt ausgesprochenermaßen den Zweck, die Menschheit über die Ursachen des Elends und der Verarmung aufzuklären. An und für sich liegt also dem Werke des Dr. Knowlton eine sehr löbliche Tendenz zu Grunde, und dieser Umstand war sicherlich für Bradlaugh ein Motiv mehr, dasselbe aufs Neue drucken zu lassen und herauszugeben. Er that dies denn auch in Verbindung mit einer geistvollen und der besten Gesellschaft angehörigen Dame, der Mrs. Annie Besant, welche sich durch die Veröffentlichung einer großen Anzahl von freisinnigen Schriften eine beinahe ebenso große Popularität erworben hat, als Mr. Bradlaugh selbst. Mrs. Besant wurde nun aber ebenfalls angeklagt und mit Bradlaugh zugleich am 18. Juni 1877 vor den Gerichtshof der Königin citirt. Die Einzelnheiten dieses interessanten Processes sind von den beiden Angeklagten mit großer Sorgfalt notirt und unlängst in Buchform veröffentlicht worden. Ich hebe aus diesen Berichten einige Hauptpunkte heraus und glaube damit den Lesern der „Gegenwart" einen Dienst zu erweisen. Bekanntlich wurde ja der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Jul. v. Kirchmann im Jahr 1866 aus einem ähnlichen Anlasse angeklagt und merkwürdiger Weise auch — er war damals Vicepräsident des Appellationsgerichts zu Ratibor — mit der Amtsentsetzung bestraft. Die Mehrzahl der geehrten Leser wird sich dieses sensationellen Processes noch lebhaft erinnern.

In England freilich endete das Verfahren gegen Mr. Bradlaugh und Mrs. Besant mit einer Freisprechung der beiden Angeklagten. Der Solicitor-General hatte betont (wie dies auch bei ähnlichen Anlässen in Deutschland geschieht), daß die Herausgabe des Knowlton'schen Buches deshalb als „sittenschädigend" angesehen werden müsse, weil durch die Verbreitung und Befolgung der von Dr. Knowlton gegebenen Rathschläge der Frivolität Vorschub geleistet und die Ausschweifung befördert werde.

*

Digitized by Google

Es ist dies der bekannte, aber sehr wenig überzeugende Einwand, welcher gewöhnlich gegen die Bestrebungen der Malthusianer vorgebracht wird. Dem gegenüber hat aber Bradlaugh in seiner Vertheidigungsrede mit Recht bemerkt: daß die Beschränkung der Geburtenzahl, wie sie von Dr. Knowlton befürwortet worden ist, das menschliche Elend zu verringern und damit viel Segen zu stiften geeignet sei. Es sei klar — so führt Bradlaugh aus — daß eine der Haupturſachen der Armuth in der Erzeugung einer zu großen Kinderzahl bestehe. Die Ernährung einer sehr großen Familie übersteige die Kräfte der meisten Elternpaare und so falle die Nachkommenschaft von besitzlosen Vätern und Müttern sehr häufig dem Gemeinwesen zur Last oder gerathe in das entsetzlichste Elend. Wenn man dies erwäge, so seien die Rathschläge des Dr. Knowlton und anderer Aerzte ganz gewiß nicht als unsittlich zu betrachten. Denn da durch die Befolgung derselben der Wohlstand gehoben und die Lage der ärmeren Klassen verbessert werde, so müsse man eher eine große Verbreitung als eine Unterdrückung der „Fruits of Philosophy“ für wünschenswerth halten.

Mrs. Annie Besant sprach sich in ganz ähnlicher Weise aus. Sie befürworte — sagte sie — die von der Wissenschaft an die Hand gegebenen Mittel zur Beschränkung der Geburtenzahl, weil arme Leute durch die Hervorbringung einer übergroßen Kinderzahl materiell ruinirt würden. Armuth sei überdies die Ursache von Verbrechen und Krankheiten und deshalb müsse dem Umsichgreifen des Pauperismus mit wirklich rationellen Mitteln vorgebeugt werden. Ein solches Mittel erblicke sie in der Befolgung der von Dr. Knowlton gegebenen Rathschläge und deshalb habe sie ihren Theil zur Verbreitung dieses Buches beigetragen.

Hierauf ergriff nun der Lord Oberrichter, Namens Cockburn, das Wort und wandte sich mit folgender hochinteressanter Rede an die Geschworenen:

„Hundert Jahre ist es her, daß ein Mann, dessen Name in aller Munde ist, nämlich Malthus, die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und denkenden Welt auf eine große und wichtige Frage der politischen Oekonomie hinlenkte. Er stellte zum allgemeinen Erstaunen der Laien und Fachmänner eine Theorie auf, welche jetzt als eine unbestreitbare Wahrheit (irrefragable truth) gilt und von einem Volkswirth nach dem andern angenommen worden ist. Malthus wies darauf hin, daß die Bevölkerung eines jeden Landes die starke und ausgesprochene Tendenz hat, sich schneller zu vermehren als Nahrungsmittel zu ihrem Unterhalt producirt werden können. Die Folge hiervon ist, daß es in jeder Bevölkerung nothwendiger Weise eine große Anzahl von Personen gibt, welche arm sind und Hunger leiden müssen. Allerdings wird die erstaunlich schnelle Vermehrung der Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade niedergehalten durch andere, das entstandene Leben wieder zerstörende Kräfte. Große Seuchen, Hungersnöthe und verheerende Kriege vertilgen von Zeit zu Zeit eine große Anzahl von menschlichen Wesen, welche sonst dazu beigetragen haben würden, die Zahl der Armen und Nothleidenden zu vermehren. Die bereits erwähnte Tendenz der Bevölkerung, schneller anzuwachsen als die Mittel zum Leben beschafft werden können, macht sich natürlicher Weise am schlimmsten für die ärmeren Klassen fühlbar. Die rasche Zunahme der Bevölkerung bewirkt einen sehr niedrigen Stand der Arbeitslöhne, weil das Angebot von Händen, die beschäftigt sein wollen, die Nachfrage stets übersteigt. Andererseits werden die Lebensmittel immer theurer, weil der großen Nachfrage nach solchen kaum Genüge geleistet werden kann. Für die ärmeren Klassen ist diese Sachlage sehr verhängnißvoll. Im Gefolge des Hungers und der schlechten Ernährung befinden sich nicht blos physische, sondern auch moralische Uebel, und die Armuth schwächt nicht blos die Gesundheit, sondern lockert auch die Sitten.

„Gäbe es hiernach Mittel und Wege der Armuth vorzubeugen, so wäre es geradezu eine Pflicht der menschlichen Barmherzigkeit, solche Mittel in Anwendung zu bringen. Bei der Wahl unserer Mittel dürfen wir aber nicht vergessen, daß Uebervölkerung (Over-Population) die Haupturſache der Armuth ist.

„Malthus hat vor Jahren die Behauptung aufgestellt — und viele Nationalökonomen haben ihm darin Recht gegeben — daß das einzig wirksame Mittel die Bevölkerung in ihrer Zunahme zu hemmen, in der Befolgung des Gebots: „Heirathe spät!“ zu erblicken sei. Er ging dabei von der Ansicht aus, daß wenn weniger Ehen geschlossen würden, auch weniger Geburten stattfinden müßten. Hiergegen machen nun aber andere Theoretiker geltend, daß die dem Menschen eingepflanzten Triebe und Instincte die Ausführung jenes Gebots kolossal erschweren und daß möglicherweise dann die Verringerung der Bevölkerung mit einer Zunahme der Prostitution erkauft werden würde. Wir hätten hiernach nur die Wahl zwischen zwei Uebeln zu treffen; von einer wirklichen Heilung der socialen Schäden wäre keine Rede. Was ist nun die Meinung des Dr. Knowlton in dieser Angelegenheit? Sehen wir zu, was er sagt.

„Dr. Knowlton meint — und hier kommen wir zu dem kritischen Punkte dieser Verhandlung — daß die Eheschließungen lieber beschleunigt, als aufgeschoben werden sollen. Er hält es für besser, wenn die Ehen zu einem frühen Zeitpunkt geschlossen werden, wo die beiden Ehegatten erwerbsfähig und kräftig sind, meint aber, daß dann einer allzu zahlreichen Nachkommenschaft durch solche Mittel, die mit der Moral vereinbar sind, vorgebeugt werden müsse.“

Nach dieser klarstellenden Rede des Lord Oberrichters wurden die Geschworenen um ihre Ansicht befragt und der Entscheid fiel — wie zu erwarten war — so aus, daß die Freisprechung der beiden Angeklagten erfolgte. Nicht also durch einen „juristischen Kniff“, wie verschiedene englische und deutsche Blätter behauptet haben, sondern durch das Urtheil der Geschworenen selbst, ist Bradlaugh straffrei aus diesem Processe hervorgegangen.

Seit dieser Zeit nun hat der vielgeschmähte „Eidesverweigerer“ in der von ihm herausgegebenen (und „National Reformer“ betitelten) Wochenschrift die Sache der ärmeren Klassen immer eifrigst verfochten und seine ganze Kraft daran gesetzt, das Loos der unteren Volksschichten zu verbessern. Er thut dies allerdings in der ihm eigenen energischen und rücksichtslosen Art — aber er thuts und seine Worte finden in den weitesten Kreisen Gehör. Charles Bradlaugh ist außerdem einer der thatkräftigsten Vorkämpfer für die Malthusischen Ideen in England. Vor nicht allzu langer Zeit definirte er die Grundsätze seiner Wochenschrift wie folgt: „Atheistisch in der Theologie, demokratisch in der Politik und malthusianisch in der Socialwissenschaft.“

Bradlaugh ist im wahren Sinne des Wortes ein self made man. Aus einem Laufburschen bei einem Advokaten hat er sich zu einem der besten Kenner des englischen Rechts emporgearbeitet und aus einem Schreiber bei einem Kohlenhändler ist er ein wirklich einflußreicher und bedeutender Volksmann geworden. Ein solcher Mann verdient es, daß man sich näher mit ihm beschäftigt und von seinen Bestrebungen genauere Kenntniß nimmt.

Otto Zacharias.

Literatur und Kunst.

Rare et curieux.

Es gibt in der Literatur eine Klasse von Büchern, über denen ein eigenthümliches Geschick waltet. Bei den Zeitgenossen des Verfassers finden dieselben in der Regel großen Anklang — aber nicht lauten Anklang: heimlich liest sie jeder, dazu bekennen mögen sich wenige, und wenn sie um ihr Urtheil befragt werden, dann kommt dasselbe merkwürdig verclausulirt heraus — mit Einem Wort: sie sind eine gefährliche Lecture. Nachdem sie so eine Zeit lang einen reißenden Absatz gehabt, werden sie nach verhältnißmäßig kurzer Frist nicht wieder aufgelegt. Schon das nachfolgende Geschlecht kennt sie nicht mehr — höchstens, wenn sie in ihrer Art ausgezeichnet gewesen, hat sich ein Netz

Digitized by Google

unheimlicher Mythen um sie gesponnen, man flüstert sich, kommt zufällig einmal auf sie die Rede, allerhand unbestimmt Schauderhaftes zu, wie etwa vom Schinderhannes — aber „nichts gewisses weiß man nicht". Dann kommt die dritte Periode. Nach etwa hundert Jahren tauchen ihre Titel in den antiquarischen Katalogen auf, mit dem Zusatz „rare et curieux" — ich citire französisch, denn das ist die Sprache, worin weitaus die meisten jener Bücher geschrieben sind. Ein Käufer findet sich schnell, es gibt ja genug Liebhaber rarer Curiositäten auf literarischem Gebiete, die förmlich auf der Lauer nach solchem Hochwild liegen. Doch ersteht er die Waare gleichsam mit einem Giftschein: er selbst mag nicht für einen Arsenikesser gelten, weiß, daß er Gift bekommt, und wird auch keine Fahrlässigkeit damit begehen, aber sein Interesse an dem Buche ist auch ein ganz anderes als das, welches eine längst abgestorbene Generation an demselben genommen. Jetzt, wo es die Etikette „rare et curieux" trägt, geht es mit ihm wie mit dem Hexensaft, dessen urälteste Gebräude „nicht im Mindesten mehr stinken", „dessen Kraft" — im Gegentheil — „die Jahre doppeln".

Rare! Das klingt eigentlich recht wunderbar und unwahrscheinlich. Jene Schriften sind früher doch in vielen Tausenden von Exemplaren aufgelegt worden, und diese sollten alle, bis auf wenige, zerstört, verschwunden sein? Man denke sich einmal, man fände in einem Katalog, etwa aus dem Jahre 2080, eine Nummer: E. Zola, Nana. Paris 1880. édition *princeps*. 8°. rich. relié. Rare et curieux." Von dem Werke wurden an dem Tage seines Erscheinens 45,000 Exemplare abgesetzt — und das sollte einmal selten werden? Wunderbar! — Und doch bin ich überzeugt, daß mich „mein prophetisches Gemüth" nicht täuscht. Wo die Fünfundvierzigtausend hinkommen? Wo die Stecknadeln bleiben — wie Bernstein es so hübsch geschildert hat. Eine Zeit lang viel gelesen, wandert so ein Buch von Hand zu Hand, wird förmlich verschlungen. Solche Behandlung nimmt es mehr mit, als man meinen sollte, und es muß schon ein sehr dauerhafter Einband sein, der Prüfungen dieser Art übersteht. Allmählich ändert sich der Geschmack. Es ist ein alter Erfahrungssatz: Bücher, die einmal Mode gewesen, weil sie dem Bedürfniß des Tages entgegenkamen, veralten um so rascher, je mehr sie einst begehrt waren. Dann wird, was der Beliebtheit nicht erlegen ist, geradezu verfolgt, vernichtet (denn nun sieht man in dem erst so willkommenen Gesellschafter nur noch den gleißenden Verführer) oder es wird doch unachtsam behandelt. Für werthlos angesehen, modern die Bücher eine Zeit lang im Kasten — wer kennte ihn nicht, den verstaubten Kasten auf dem Boden, worin die Abfälle voraufgegangener Generationen schlummern: Bücher, Kleider, Spielzeug, Geschirr — bunt durcheinander! Lange Jahre stört vielleicht nichts ihre Ruhe, einmal ereilt sie aber doch das Geschick — ein großer Umzug wird vorgenommen, oder die Familie löst sich auf. Dann wird uns so ein Kasten lästig; wir sind froh, das „Gerüll" auf irgend eine Weise los zu werden — welches Ende es findet, kümmert uns wenig. Kostbarkeiten gehen bei solchen Gelegenheiten unter, Juwele der Buchdruckerkunst wandern in den Käseladen. Und selbst wenn ein Trödler sie erstanden, dauert es oft noch lange genug, ehe ein Auge sie erblickt, das ihren Werth zu schätzen weiß, ein Sammler, der sie seiner Bibliothek einverleibt, oder ein Antiquar, der sie mit dem Zusatz „rare" in seinen Katalog aufnimmt.

Und rar oder wenigstens gesucht sind solche Werke im Buchhandel schon deshalb, weil ihr Inhalt wieder interessirt. Sie sind „curieux" geworden, und die Exemplare, die dem Bücherhamster, welcher nach Seltenheiten fahndet, entgehen, die kaufen Liebhaber culturgeschichtlicher Merkwürdigkeiten, oder solche, die unter diesem Mantel ihren Geschmack am Leichtfertigen verbergen.

Gelegenheit zur Befriedigung desselben bieten freilich die Bücher dieser Gattung alle. Für höhere Töchterschulen sind sie keine Lectüre, doch für den Leser, der hinter dem Schreiber seine Zeit und zwischen dem Geschriebenen das Spiegelbild derselben sucht und zu finden weiß, sind sie nun, nach Ablauf eines oder mehrerer Jahrhunderte, geradezu belehrend geworden, obwohl dem betreffenden Verfasser weiland sicherlich nichts ferner gelegen hat, als ein solcher Zweck. Wie würde Petron — der freilich unrettbar der Philologie verfallen und dadurch zu einer Celebrität gelangt ist, auf welche die Bezeichnung „rare et curieux" kaum mehr anzuwenden ist — wie würde er sich wundern, wüßte er, wie sein „Gastmahl des Trimalchio" von jedem Historiographen Roms ausgeschlachtet wird; wie geschmeichelt würde Casanova sich fühlen, könnte man ihm erzählen, daß seine Memoiren, die er höchstens als ein Exempel trübflüssiger Moral aufgefaßt sehen wollte — denn es wohnte eine verschrobene Art Tugend in dem unlauteren Gefäß dieses bankerotten Spielers — daß diese heutigen Tages beinahe als eine Geschichtsquelle betrachtet werden! Was kann man aus Voltaires Pucelle alles herauslesen. Welch ein anschauliches Bild des gesellschaftlichen Lebens im vorigen Jahrhundert gibt nicht Laïlos in seinen „Liaisons dangereuses" — und sicher hat weder der eine, als er seine burlesken Späße machte, noch der andere, als er jenen verruchten Briefwechsel erfand, auf das Interesse spätgeborener Düfteler spekulirt. Vom schalkhaften Weisen von Ferney ist es wenigstens bekannt, daß er eine gute Verdauung einer Ewigkeit von Nachruhm vorgezogen haben würde und, da er das Lachen für ein Digestivum hielt, nur der Wohlthäter des engen Freundeskreises werden wollte, dem er sein Epos ursprünglich zugänglich machte.

Aber habent sua fata — zu deutsch: es kommt immer anders, als man es sich gedacht hat — und ob die Genannten über die ihren Werken zugeschriebene Bedeutung so erfreut sein würden wie der selige Archäopteryx (könnte man ihm klar machen, wie wichtig sein Abdruck im Schiefer dem steineklopfenden Volke der Paläontologen ist!), sie dürfen zufrieden sein, daß man auf diesen Titel hin den Ausgeburten ihrer Leichtfertigkeit ein Fortleben, fast in der Art des Offiziers mit ehrenvollem Abschied gönnt.

Die Ausnahmen sind, glaube ich, wenig zahlreich: Bücher, die der Verfasser aus einem anderen Grunde, als aus der Freude am Spiele seiner Phantasie oder am Wachrufen alter Erinnerungen, mit Schlüpfrigkeit füllte. Allerdings schließe ich hierbei alle Werke aus, die ihr Entstehen der gemeinen Speculation auf die niedrigsten Regungen verdanken: sie sind eben blos Waare und dürfen in der Literaturgeschichte keinen Platz beanspruchen. Abgesehen von den „Lettres Persanes", worin Montesquieu, um ihnen eine weitere Verbreitung zu sichern, die politische Satire — nicht zum Vortheil seiner Schrift! — mit Arabesken aus dem Haremsleben umrahmte, wüßte ich eigentlich nur Zola zu nennen, der den Heroismus besessen hat — und für den ernsten, strebenden Mann gehört ein solcher zu allen Zeiten, in der unsrigen aber ganz besonders dazu — eine Reihe seiner Romane mit bewußter Absicht in einer Form zu schaffen, welche den nachhaltigen Erfolg derselben verkümmern muß.

Es war die Beschäftigung mit ihm, die in mir den oben angedeuteten Ideengang erschlossen hat. Was werden, fragte ich mich, die Bibliophilen des Jahres 1980 oder 2080 oder einer noch späteren Zeit aus den Rougon-Macquart herauslesen? Wenn der Parteihader der Zeitgenossen verhallt, das schillernde Kleid der Programme in Stücke zerfallen ist und der Naturalismus splinterfasernackt vor dem unbefangenen Auge der Nachwelt dasteht? Es ist doch kaum zweifelhaft, daß jener Cyklus zum großen Theil auch in die besprochene Kategorie gehört; eine merkwürdige Generation wenigstens müßte es sein, welche die Stammgäste des Assommoirs und die Liebhaber Nanas nicht in den Giftschrank sperrte. Gleichwohl aber bin ist fest davon überzeugt, daß man noch in ferner Zeit unter dem Staube von Jahrhunderten in dem Gemälde manchen Zug finden wird, der interessirt.

Da ist z. B. gleich die Sprache. Daß sich das Französische in seinem eigentlichen Gefüge nicht wesentlich mehr ändern wird, läßt sich leicht voraussehen — Sprachen, die auf einer solchen Höhe der Ausbildung stehen, können sich nur noch durch Bereicherung oder Erneuerung des Wortschatzes weiter entwickeln. — Zu beobachten, wie alte Ausdrücke verschwinden, neue auftauchen, wie die Bedeutungen sich verschieben, so daß eine Wendung höchsten Stils — wie jene Naivetät des Mädchens in Walthers

Digitized by Google

„Under der linden"*) — zu einer Unanständigkeit, der barocke Einfall eines Bummlers durch das Alter geheiligt werden kann, bis er sich gar auf Kanzel und Rednerbühne den Weg bahnt: das ist eine Beschäftigung, die nicht dem Philologen allein reizvoll erscheinen mag. Und nun erst einen Blick in das Reich der Umgangssprache vergangener Geschlechter zu thun — nicht in jenes conventionelle Gemisch von Schriftsprache und Vulgarismen, dessen sich die Dichter so häufig bedienen — nein, zu hören, wie im Jahre des Heils so und so viel die Leute sich über das Wetter und über die Neuigkeit von gestern unterhalten haben: solch ein Genuß wird dem Liebhaber selten genug zu Theil; nur zu oft muß er jede Einzelheit mit emsiger Mühe aus tausenden von Liedern und Flugschriften zusammensuchen und dicke Bände auspressen, um wenige Tropfen trinkbarer Flüssigkeit zu gewinnen. Um das Französische des zweiten Kaiserreichs wird die Nachwelt sich so viel Mühe nicht zu geben brauchen: hier findet sie Quellen genug, die reichlich fließen. Aber wenn Zola nicht der einzige ist, in dessen Schriften dasselbe fortleben wird, so besitzt er vor vielen Anderen den Vorzug eines nachdenklichen, methodischen Arbeiters — eine Eigenschaft, welche den Dichter bisweilen schädigt, besonders in den Augen der Mitwelt, deren kurzsichtiger Blick meist auf den Einzelheiten haftet und selten das Totale übersieht, die ihn jedoch befähigt, jeden seiner Vorsätze schärfer zu verfolgen als die meisten seiner Nebenbuhler. E. de Amicis hat nach einem Gespräch mit ihm Andeutungen darüber gegeben, wie jener die Sprache behandelt. Danach verliert er während monatelanger Vorarbeiten zu seinen Romanen, während er seinen Stoff sammelt und ordnet, diesen Punkt keinen Augenblick aus dem Gesichte. Aus den Dictionnaires de l'Argot, deren die französische Literatur eine beneidenswerthe Fülle besitzt, stellt er sich alle Ausdrücke zusammen, welche den Kreisen, mit denen er es gerade zu thun hat, eigenthümlich sind; existiren Monographien, die dahin einschlagen, so wird er schwerlich eine übersehen — wie denn seine Ausnützung einer Schrift über die Metallarbeiter von Paris seinen Gegnern einen willkommenen Vorwand bot, das Assommoir für ein Plagiat zu erklären. Auf der Straße sogar ist seine Aufmerksamkeit unausgesetzt rege, und aufgefangene Bruchstücke von Gesprächen, die ihm charakteristisch erscheinen, werden unfehlbar in seinen Collectaneen festgehalten. Daß er mit solchem Ueberfluß an Material weit mehr leisten kann als ein anderer, der sich vertrauensvoll den Eingebungen des Zufalls überläßt, begreift sich leicht. So haben seine Dialoge, indem Inhalt und Form sich den Verhältnissen der Redenden auf das Engste anpassen, etwas geradezu Typisches, ein Eindruck, der noch dadurch verstärkt wird, daß er auch in den begleitenden Schilderungen sich mit Vorliebe in Wendungen bewegt, die den Vorstellungen der gerade auftretenden Personen entnommen sind.

Dazu kommt eine Schärfe des Blickes für die Individualitäten der verschiedenen Klassen, ihre Berufsarten und Lebensweise, die in ihrer Universalität fast erstaunlich ist. Wohl besitzt Zola ein Anschauungsvermögen — das erste Erforderniß des Erzählers — von seltener Kraft; aber dies allein erklärt doch noch nicht jene allseitige Kenntniß des französischen Volkslebens. Ob er den Salon des bonapartistischen Strebers in der Provinz schildert, uns in die Abgeschiedenheit einer Legitimistenfamilie einführt, ob er uns das Gespräch zwischen Pfarrer und Sacristan oder die Kannegießerei des Polizisten mit dem radicalen Tagedieb belauschen läßt — stets hat man das Gefühl: das ist nicht construirt, das ist erlebt. Und doch ist er noch ein junger Mann, und ob ihn auch Glückswechsel früh aus behaglichen Verhältnissen in der Provinz herausrissen und in den Kampf ums Dasein, wie er in Paris tobt, hineinstießen, ob er dort auch manche Gelegenheit gefunden und fleißig benutzt haben mag, Vielerlei zu beobachten, woran von Hundert Neunundneunzig achtlos vorübergehen — immer bleibt es schwer begreiflich, wie er zu solcher Weite des Gesichtskreises gekommen ist. — Wie dem auch sei, die Thatsache bleibt unbestreitbar, daß Zola das Frankreich des zweiten Kaiserreichs anscheinend besser kennt, jedenfalls anschaulicher schildert, als irgend ein Anderer. Woher er diese Kenntniß hat, darüber werden sich die Alterthumsforscher künftiger Jahrhunderte schwerlich den Kopf zerbrechen; als etwas ganz Unschätzbares aber werden sie es betrachten, daß dieselben so verwerthet worden sind. Wie das Volk arbeitete und blau machte, wie es schwelgte und hungerte, das werden sie hier mit peinlicher Genauigkeit aufgezeichnet finden; die rituellen Vorbereitungen zur Messe, hier sind sie bis auf die geringste Fingerbewegung beschrieben; das Leben, das sich um die Hallen als Mittelpunkt tummelt, wie die Vergnügungen des Hofes — Alles ist hier getreulich dargestellt. Die Waschküche voll Dunst und Lärm, die Fabrik mit ihrer Gluth, ihrem Sausen, das wimmelnde Arbeiterhaus und die schläfrige Abgeordnetensitzung, die Feierlichkeit der Hoftafel in Compiègne, wie der Prunk des Wohlthätigkeitsbazars — schon heute Gegenstände der Bewunderung für den aufmerksamen Leser — wer kann sagen, wie fleißig diese Schilderungen einst studirt, wie genau sie commentirt, wie dankbar sie werden als Beispiele benutzt werden?

Eine andere Frage ist es, wie der Literarhistoriker einer späteren Zeit das Streben dieses Mannes beurtheilen, welchen Platz er seinen Werken anweisen wird — eine Frage, über deren wahrscheinliche Lösung sich freilich ziemlich schwer etwas vermuthen läßt, wenn man erwägt, wie trüglich nicht allein die Meinungen der Zeitgenossen sind, sondern wie auch Erscheinungen, die längst der Geschichte angehören, die man dem Bereich persönlicher Neigungen oder Abneigungen weit entrückt glauben sollte, den willkürlichsten Werthschwankungen unterworfen gewesen sind. Schriftsteller noch dazu, denen man zwar eine gewisse Individualität nicht völlig absprechen kann, in deren Werken sich dieselbe aber doch nicht scharf genug ausprägt, um in dem Leser noch nachträglich eine eigentlich gemüthliche Theilnahme zu erwecken. Man denke nur an den harmlos eitlen und dabei so wenig bedeutenden Cicero: die Flammen seiner Beredtsamkeit, die noch fünfzig nachgeborene Generationen erwärmten, sind für die meisten unter uns erloschen — ein merkwürdiges Zeichen in unsrer parlamentsreichen Zeit, fast so merkwürdig, wie das kühle Achselzucken, womit der Schöpfer des deutschen Reichstages einst den gefeiertsten Redner der Frankfurter Nationalversammlung eine „Phrasengießkanne" nannte. — Indessen ob nun die Nachwelt in das Lob oder in den Tadel einstimmen wird, womit die jetzt Lebenden Zola ziemlich gleichmäßig bedacht haben, ob sie ihn zu den Fixsternen oder zu den Kometen am Himmel der Literatur zählen wird: daß hier ein Licht von nicht gewöhnlichem Glanze funkelt, wird sie wohl gelten lassen und die Schule, die zu demselben als ihrem Leitstern aufschaute, als etwas betrachten, was kein Forscher unbeachtet übergehen darf.

Als die vorherrschende Geschmacksrichtung unserer Zeit kann man wohl den Realismus bezeichnen, d. h. auf dem Gebiete der Literatur das Verlangen, daß die Dichtung den Verhältnissen des Lebens angemessen sein, den Möglichkeiten desselben nicht widersprechen soll. Ein Abbild des Wirklichen soll sie sein, aber doch so weit idealisirt, wie der Maler das Porträt idealisirt, daß entstellende, störende Zufälligkeiten von der Darstellung ausgeschlossen sind und nur das wiedergegeben wird, „was" — um mich der Ausdrucksweise des vorigen Jahrhunderts zu bedienen — „die Natur gewollt hat und ausgeführt hätte, wenn die Natur vollkommen wäre." — Denn, wie Franz Lenbach so schön und tief sagt: die unruhige Natur zur Ruhe zu bringen, ist die Aufgabe der Kunst. Ueber diese Grenze geht der Naturalismus hinaus, insofern er sich die Aufgabe stellt, das Leben genau, wie es ist, mit allen seinen kleinen Lächerlichkeiten und Widerwärtigkeiten nachzubilden und trotz derselben, ja häufig gerade mittels derselben seine dichterischen Wirkungen hervorzubringen. Dieser verhält sich also zu jenem, wie die Photographie zum Gemälde — das Gleichniß ist, ich weiß es, beinahe so alt wie die Erfindung Daguerres, aber es ist außerordentlich treffend, und so mag seine Anwendung hier entschuldigt sein.

*) Daz er bî mir gelege,
Niemer niemen
Erkunde daz, wan er unde ih.

Digitized by Google

Dergestalt hat sich wenigstens allmählich das Programm entwickelt, dessen ästhetischen Werth oder Unwerth zu untersuchen hier nicht der Ort ist, worauf aber jedenfalls jetzt Zola und seine Partisane schwören. Ursprünglich freilich stellte sich die Sache wohl etwas anders, und in Zolas ersten Romanen sind die Charakteristika seiner Theorie zum Mindesten — man gestatte mir die Entlehnung aus der Terminologie der Physik — latent; erst nach und nach, wie sich seine Schaffensweise festigt, sein Selbstgefühl kräftigt, werden auch sie frei, und in dem Maße, wie dies geschieht, werden aus ihnen Regeln abstrahirt — der gewöhnliche Lauf, zu dem wir in Deutschland an der Wagnerschule eine wunderbar passende Parallele haben.

Was sich aus jenem Programm ergibt: das trostlos Mechanische der Charakterentwickelung, die den Menschen zum bloßen Product seiner Verhältnisse und seiner Umgebung macht, das Auflösen der Handlung in lauter einzelne Bilder — eine nothwendige Folge des Bestrebens, den Helden in jeder Phase seiner Entwickelung zu zeigen —: das sind Sachen, die an dieser Stelle schon genugsam und von Besseren, als ich, besprochen worden sind. Auch das, was der Herausgeber dieser Blätter bei Gelegenheit der „Nana" über Zolas merkwürdige, fast möchte ich sagen: abnorme Vorliebe für das Cynische, ja für das geradezu Rohe und Ekelhafte, bemerkt hat, wird jeder objectiv Urtheilende unterschreiben. Ich kann mich um so eher mit einem kurzen Hinweis hierauf begnügen, als es mir hier, wie gesagt, nicht um eine literarische Würdigung der Verdienste unseres Dichters zu thun ist. Mir kam es nur darauf an, ihm nach den Zeichen, die heute schon sichtbar sind, das Horoskop seines Nachruhms zu stellen; und da finde ich, offen gesagt, die Aspecte feindlich genug. Nicht nur alles das, was man Zola heute zum Vorwurf macht, wird ihm eher, als er wohl meint, den weiten Leserkreis entfremden, der sich gegenwärtig bewundernd um ihn drängt, auch die Düsterkeit seiner ganzen dichterischen Lebensauffassung wird ihm bald den Erfolg, der ihm jetzt noch so goldig lacht, trüben: das große Publicum will eben nicht nur unterhalten, es will auch — und darauf hat es ein gutes Recht — erheitert werden.

Aber Liebhaber — Liebhaber werden seine Schriften wohl immer finden: trotz dem starken haut-goût werden sie stets für feines Wildpret gelten, und noch in ferner Zukunft werden die Gelehrten wie die Sammler literarischer Seltsamkeiten sich um die Schüssel schlagen, wenn einstmals auf dem antiquarischen Speisezettel steht: „Oeuvres complètes d' Emile Zola — Rare et curieux!"

Karl Grodbeck.

Carl Georg von Wächter.

Zur Erinnerung.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

(Schluß.)

III.

Wie Robert v. Mohl sich den Weg zu seinen rechtswissenschaftlichen Werken durch das „vaterländische", d. h. durch das württembergische Staatsrecht, so hat ihn Carl von Wächter sich durch sein „württembergisches Privatrecht" gebahnt. Leider ist auch dieses Werk, wie so vieles Andere von Wächter, unvollendet geblieben. Band Eins und Zwei sind erschienen, auf Band Drei und Vier warten wir noch heute vergebens.

Obgleich nur Landesrecht behandelnd, hat hier Wächter, so viel ich weiß, von Allen zuerst, die Einheit des deutschen Rechtes betont, während man dasselbe bis dahin und selbst bis in die neueste Zeit nach den Quellen, woraus es geflossen, in der wissenschaftlichen Bearbeitung in zwei verschiedene Disciplinen, in das römische Recht und das deutsche Privatrecht, gewaltthätig auseinander zu reißen pflegte, bis endlich dieser Tage Paul von Roth in seinem klassischen Buche „System des Deutschen Privatrechts" (Tübingen 1880, Band I; der Band II soll Herbst 1880, Band III Ende 1880 erscheinen) dieser willkürlichen, den organisch gewachsenen Zusammenhang störenden Trennung ein für allemal ein Ende gemacht und damit zugleich eine höchst werthvolle Grundlage für das „bürgerliche Gesetzbuch" Deutschlands gelegt hat.

Schon vor einem Vierteljahrhundert schrieb Carl G. Wächter:

„Was im Leben und in der Anwendung unseres Rechtes seit Jahrhunderten als ein Ganzes bestand und durch das Leben und die Anwendung immer mehr organischen Zusammenhang erhielt, muß auch von der Wissenschaft als ein Ganzes aufgefaßt werden. Und wenn da und dort dieser Zusammenhang etwa noch nicht ganz hergestellt ist, so soll die Wissenschaft den Weg zeigen, wie er bewerkstelligt werden mag."

Und Wächter, obgleich in der Politik mehr Particularist als Unitarier, und vollkommen frei von einer übermäßigen Zuneigung zu Preußen, war innerhalb des Gebietes der Rechtswissenschaft, des Civil- und des Criminalrechts, ein so freier, klarer und folgerichtiger Denker, daß er die Consequenzen seiner synthetischen Rechtsanschauung zog und die praktischen Bedürfnisse der deutschen Nation richtig erkannte und energisch vertheidigte, ohne sich in diesen Dingen, die er verstand und die ihm mehr als übrige am Herzen lagen, durch seine politischen Sympathien und Antipathien, durch Stimmungen und Verstimmungen beeinflussen zu lassen. Ich werde dies näher erläutern.

Wächter hatte den ersten Schritt zur allgemeinen Anerkennung seiner juristischen und politischen Bedeutung bei seiner zweiten Professur in Tübingen gethan, den höchsten Glanz seiner Blüthe bei seiner zweiten Professor in Leipzig entfaltet. Württemberg hatte ihn zeitweise sehr fetirt, das Königreich Sachsen aber hatte ihn mit allen Ehren und Würden überhäuft, welche überhaupt einem Manne seiner Richtung und Stellung denkbarer Weise nur zugänglich sein können. Eine seiner letzten Leistungen hat dem württembergischen Rechte gegolten. Um das sächsische „bürgerliche Gesetzbuch" hat er sich 1852 durch die „Kritik des Entwurfs" die größten Verdienste erworben. Seine größten civilistischen Leistungen also galten dem Gebiete der particularen Rechtswissenschaft und Gesetzgebung. Er hat auch sein ganzes Leben kein Hehl gemacht aus einer gewissen Abneigung gegen die Eigenthümlichkeiten des preußischen Staats, eine Abneigung, die freilich mehr seinem etwas stockschwäbischen Herzen, als seinem hellen klaren universalen Kopfe entsprang; war ja doch eine seiner letzten Arbeiten jene, 1877 als Festschrift zum Tübinger Universitäts-Jubiläum veröffentlichte „Kritik des Schiedsspruchs des Oberappellationsgerichts in Lübeck in der Berlin-Dresdener Eisenbahn-Sache", welche mehr eine politische Diatribe gegen Preußen und den Lübecker Gerichtshof, dessen Präsident auch Wächter einmal gewesen, als ein unanfechtbares Rechtsgutachten war.

Als nun Wächter 1867 als Vertreter des Wahlbezirks Leipzig-Stadt in dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes in Berlin erschien, als bei der Berathung der Verfassung insbesondere des Artikels Vier Ziffer 13, „Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete des Civil- und Strafrechts, der Gerichtsverfassung und des Verfahrens", die Gegensätze auf einander platzten, — auf der einen Seite die Unitarier, welche die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auf das ganze Rechtsgebiet ausdehnen wollten; die Particularisten, welche sie auf Proceß-, Straf- und Obligationenrecht beschränken und namentlich von einem Straf-Codex und einem bürgerlichen Gesetzbuch nichts wissen wollten, auf der andern —: da waren wir Alle höchlichst erstaunt, Wächter sich auf die Seite der Unitarier schlagen zu sehen. Er begann mit dem Satz, daß wir uns unser Ziel möglichst hoch und möglichst weit stellen müssen.

„Allerdings", fuhr er fort, „werden noch viele Jahre hingehen, ehe wir nur theilweise dieses Ziel erreichen; aber warum sollen wir uns in irgend einer Beziehung beschränken, außer in der, in welcher uns eine entschiedene Unmöglichkeit entgegensteht? Warum wollen wir nicht überhaupt dem künftigen Parlament die Befugniß geben, in Vereinigung

Digitized by Google

mit der vollziehenden Gewalt des Bundes ein gemeinsames Civilrecht, ein gemeinsames Strafrecht und einen gemeinsamen Civil- und Strafproceß festzustellen? Ich will nichts darüber sagen, wie unendlich wichtig in jeder Beziehung die Gemeinsamkeit des Rechtes ist. Es hat vielleicht Jeder von uns bei der nahen Berührung der vielen deutschen Staaten mit einander das unendlich Lästige und Unheimliche gefühlt, daß, wenn er ein paar Stunden auf der Eisenbahn sitzt, er durch die verschiedensten Rechtskreise fährt, und eigentlich, wenn er auf seiner Reise sich in der gehörigen Vorsicht halten will, ein halbes Dutzend Gesetzbücher mit sich führen müßte. Welche Wichtigkeit die Gemeinsamkeit des Rechtes hat? Da möchte ich namentlich die preußischen Praktiker fragen, ob sie nicht oft und viel den großen Uebelstand gefühlt haben, daß in ihren Rheinlanden ein anderes Recht, wenigstens im Civilrecht und im Processe gilt, als in den übrigen Preußischen Ländern, und daß es sogar noch ein paar Dutzend Gebiete in Preußen gibt, wo wieder ein anderes Recht gilt, so daß das Gut der Gemeinsamkeit selbst nicht einmal in ihrem großen Einheitsstaate bis jetzt erreicht worden ist. Wie unendlich wichtig wäre es, — ich will nicht sagen für die Theorie, denn Gesetze macht man nicht für die Theorie, sondern für die Praxis und für das Leben — wie unendlich wichtig wäre es für das Leben, wenn alle Staaten des Norddeutschen Bundes ein und dasselbe Gesetzbuch hätten, in welchem die ganze geistige und wissenschaftliche Kraft der Theoretiker und Praktiker aller dieser Staaten sich concentrirte, während jetzt unsere Kraft und die praktische Ausbildung unseres Rechtes sich in die verschiedensten Legislationen zersplittert und zum Theil verdumpft. Man sagt mir zwar, es gäbe gewisse Gegenstände des Civilrechts, die sich nicht gemeinsam codificiren lassen, und noch mehr sei dies mit dem Criminalrechte der Fall. Nun, ich will mal zuerst das Criminalrecht nehmen, und möchte fragen, meine Herren: ist es nicht eine Erscheinung, die auf das Rechtsgefühl unserer Bevölkerung auf das Nachtheiligste einwirken muß, daß in dem einen Staate nach seinem Gesetzbuche eine Handlung von der Praxis mit dem Tode bestraft wird, während sie in dem anderen Staate mit einigen Monaten Gefängniß, im höchsten Grade mit einigen Jahren Freiheitsstrafe, bestraft wird. Eine solche Differenz in wichtigen Fragen existirt z. B. zwischen Preußen und Sachsen. Es wird, wie ich eben bemerke, von Einigen mit dem Kopfe geschüttelt, als ob man für diese Behauptung kein Beispiel anführen könnte. Ich will nur das eine anführen: wer einen Anderen mit seiner freien Einwilligung und auf sein Verlangen tödtet, wird von den preußischen Gerichten mit dem Tode bestraft, und ich könnte eine Reihe von Beispielen aus den letzten Jahren anführen, in welchen diese Todesurtheile ausgesprochen wurden, in Berlin ausgesprochen wurden — ob sie vollzogen wurden, weiß ich nicht. Und dieselbe Handlung wird in Sachsen (im Augenblick erinnere ich mich des Maßes nicht auf den Monat hinaus) höchstens mit einigen Jahren Freiheitsstrafe bedroht, nicht einmal mit Zuchthaus, und im Minimum mit einer geringen Gefängnißstrafe. Wie soll nun das Rechtsgefühl des Sachsen und des Preußen es vereinigen können, daß, wenn man drei Schritte über die Grenze geht, dieselbe Handlung als eine todeswürdige behandelt wird — ich glaube freilich, daß die preußische Praxis Unrecht hat, die Handlung mit dem Tode zu bestrafen — während ein paar Schritte jenseits der Grenze dieselbe Handlung unter eine ganz andere Beurtheilung fällt?

Dann, was das Civilrecht betrifft: nun meine Herren, das Minimum, was wir seiner Zeit codificiren müssen, ist jedenfalls das Obligationenrecht. Wir haben mit dem Wechselrecht, mit dem Handelsrecht angefangen. Es ist das schon eine große Errungenschaft, und die Praktiker, an die ich mich wenden möchte, werden mir sagen, wie unendlich wohlthätig es wirkt, daß wir in ganz Deutschland das gleiche Wechselrecht und Handelsrecht haben.

Auch für die Wissenschaft und für die weitere Ausbildung der Praxis ist dies gewiß von den wohlthätigsten Folgen. Nun, meine Herren, diese Erfahrung sollte doch auch den Gedanken durchdringen machen, daß man nicht ein bloßes Stück des Obligationenrechtes codificiren kann, ohne auch das Uebrige zu codificiren, und daß man also wenigstens das ganze Obligationenrecht codificiren muß. Wie fatal ist es, daß bei denselben Verträgen, beim Kauf z. B. ganz andere Grundsätze in Handelsverhältnissen gelten, als wenn sie abgeschlossen werden außerhalb des Kreises, den das Handelsgesetzbuch bestimmt! Und wie wichtig — wenn auch einzelne Verhältnisse des Obligationenrechtes sehr verschieden, manche unbedeutend sind — wie wichtig sind nicht die allgemeinen Grundsätze über das Obligationenrecht und wie dringend ist es, daß man sich über diese Legislatur vereinige! Das wäre schon ein ungeheurer Gewinn für das Leben.

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich glaube, wir könnten wohl es wenigstens als eine zulässige Aufgabe der Zukunft hinstellen, überhaupt ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch für den ganzen Norddeutschen Bund und für diejenigen deutschen Staaten, die wir hoffentlich noch zu unserem Bunde heranziehen werden, zu schaffen. Es wird dabei allerdings — und das bevorworte ich — Manches für ein Particularrecht übrig bleiben müssen; Sie werden für die ehelichen Güterverhältnisse einen sehr freien Raum für Particularrechte einräumen müssen, Sie werden für manche Grundeigenthumsverhältnisse noch manches Particularistische zulassen müssen; aber warum soll man sich nicht im Uebrigen, namentlich für das Allgemeine, für das Maßgebende, für das Wichtigste bei jedem Rechte, für die allgemeinen Principien zu einem gemeinsamen Codex vereinigen können. Und deshalb meine Herren, möchte ich Sie bitten, streichen Sie uns nicht jenes Ziel aus den Bestrebungen der Zukunft für den Norddeutschen Bund aus, sondern lassen Sie es. Wir werden sobald nicht zu seiner Verwirklichung kommen, wir werden wahrscheinlich in den nächsten Jahren meist andere Dinge zu thun haben, die uns mehr in Beziehung auf unsere Constituirung und die gehörige Durchführung derselben in Anspruch nehmen werden, als uns mit Civil- und Strafrechts-Gesetzgebung zu beschäftigen; aber lassen Sie es doch als ein erstrebenswürdiges Ziel der Zukunft in unserer Verfassung stehen; lassen Sie sich nicht abschrecken durch die möglichen Schwierigkeiten, die entgegenstehen könnten, sondern suchen Sie wenigstens dem, was eine so große Zahl deutscher Juristen erstrebt, und dem, was das Wohlthätigste für den ganzen Verkehr in Deutschland sein wird, Ihre helfende Hand zu gewähren."

So sprach Wächter. Ich habe aus seiner Rede nur diejenigen Stellen ausgezogen, welche auch ohne specifisch juristische Kenntnisse verstanden werden können. Diese Rede, welche merkwürdiger Weise von Wächters Biographen nicht erwähnt wird, hätte verdient, ihrer ganzen Ausdehnung nach wiedergegeben zu werden, was natürlich in dieser bescheidenen Porträtskizze nicht möglich ist. Ich glaube, daß diese Rede Herrn von Wächter, der ein guter Württemberger und ein noch besserer Sachse, daneben auch stets ein „Großdeutscher" war, nicht leicht gefallen ist, kann er doch auch hier nicht auf das Vergnügen verzichten, ganz en passant dem mißliebigen Preußen einen kleinen Klaps zu versetzen. Aber einerlei, über den Particularisten hatte der klarblickende Rechtsgelehrte und der Patriot gesiegt, — der Patriot, der es mit jedem Gemeinwesen, dem er angehörte, gut meinte.

Damals, im April 1867, ist die von C. G. von Wächter vertretene Ansicht unterlegen. Aber schon in der Session von 1869 kam man auf die Erweiterung der Competenz wieder zurück und gewann die Majorität in dem Reichstag. Der Angriff wurde seitdem alljährlich wiederholt. Einige Jahre hat der Bundesrath widerstanden. Endlich am 20. Mai 1873 ertheilte der Kaiser dem vom Bundesrath und Reichstag genehmigten Reichsgesetz seine Sanction, durch welches die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht ausgedehnt wurde; und der hochbetagte Wächter hat noch mit Genugthuung erlebt, daß eine Commission eingesetzt wurde und sich in voller Thätigkeit befindet, um das „bürgerliche Gesetzbuch" für das deutsche Reich auszuarbeiten, über dessen Möglichkeit oder Räthlichkeit schon seit Savignys und Thibauts Zeiten so furchtbare Ströme, zwar nicht von Blut, aber doch von Tinte geflossen.

So geht kein gutes Wort verloren. Wächter, der bei uns Unitariern als großdeutscher Particularist verschrien war, hat zu dem großen Werk mit voller Kraft und Entschiedenheit das Seinige beigetragen.

Wächter war kein Schüler Savignys. Er gehörte nicht zu den „Intimen der historischen Schule". Er war ein rationalistischer praktischer Denker, von einer robusten Gesundheit, körperlich wie geistig. Philosophischen und analytischen Düfteleien und Haar-

Digitized by Google

spaltereien war er abgeneigt, obgleich dieselben zu seiner Zeit in Tübingen üppig florirten. Von seinem berühmten Landsmann Hegel wollte er gar nichts wissen. Selbst in Zerlegung juristischer Begriffe ging er nicht weiter, als wie dieselbe praktisch verwerthbare Resultate gewährte. In Folge dieser Selbstbeschränkung, welche er seinem Scharfsinne auferlegte, gewann er nach der andern Seite eine klassische Klarheit der Gedanken und des Ausdrucks, welche ihm so sehr in seinem Lehramte zu gut kam. Auf dieses legte er das größte Gewicht. „Zunächst bin ich Lehrer und dann Gelehrter, zuerst Docent und dann erst Schriftsteller", pflegte er öfter zu sagen. Aber freilich erlaubte ihm seine Kraft beide Functionen gleich vollkommen zu erfüllen. „Sein Leben," sagt Glaser in der Allgemeinen Oesterreichischen Gerichtszeitung vom 20. Januar 1880, „schien für jede Leistung und für jeden Genuß Kraft genug zu besitzen"; und sein Biograph Windscheid fügt hinzu:

„Seine Nerven haben ihn wenig geplagt; sein Körper wie sein Geist machten den Eindruck von Stahl. Sein Element war nicht das Grübeln und Sinnen, sondern das Ergreifen und Festhalten"

Seine olympische Heiterkeit äußerte sich vollauf auch im persönlichen Umgang, am wohlthätigsten aber in seinen Schriften, welche uns seine Gedanken als greifbare körperliche Wirklichkeiten, als plastische Gestalten darstellen. Er erspart seinen Lesern das metaphysische Dunkel und die unlösbaren Räthsel eines sprachwidrigen scholastischen Katheder-Kauderwelsch. Nichts Halbes, nichts Verschwommenes, nichts auf Schrauben Gestelltes, entstellt seine Werke. Dieser kluge Schwabe hat sein ganzes Leben lang gewußt, was er gewollt, und klar gesagt, was er gedacht hat; und deshalb macht selbst seine schwerste Arbeit beinah den Eindruck der leichten Mühelosigkeit, weil sie frei ist von jeder banausischen Penuria. Windscheid charakterisirte Wächters wissenschaftliche Verdienste noch bei dessen Lebzeiten mit folgenden, vollkommen zutreffenden Worten:

„Der Kern seines Verdienstes liegt in dem echt praktischen, oder um dies viel mißbrauchte Wort zu vermeiden, in dem echt juristischen Sinne, welcher Alles durchweht, was er geschrieben. Die oft verkannte Wahrheit, daß die Jurisprudenz eine Wissenschaft sein soll, welche dem Leben dient, und der Alles, was sie dazu gebraucht, nur Mittel sein darf, nicht Selbstzweck, hat in Niemanden einen prägnanteren Ausdruck gefunden als in Wächter."

Die Ueberzeugung, daß die Jurisprudenz dem Leben und der Nation dienen soll, hat auch in seiner Reichstagsrede Ausdruck gefunden. Wir wollen ihm dieselbe um so höher anrechnen, als er damit sich selbst überwunden, d. h. seine eigenen politischen Idiosynkrasien.

„Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer wer sich selbst bezwang."

Das Mäcenatenthum in der Kunst.

Von G. Ebe.

(Fortsetzung.)

In dem Gefühle, das Neue ohne Lehrer und eigentliches Vorbild suchen zu müssen, erkennen wir den echten Geist der Renaissance. Praktisch zu verwerthen war diese Gesinnung nur mit ungeheuerster Kraftanstrengung. Die Künstler selbst waren nicht blind für den Vortheil, den die Antike in einer ungebrochnen Schultradition voraus hatte, und fanden es bald selbst bequem sich anzulehnen. Man wendete sich naturgemäß nach Rom, welches den nationalen Vorzug hatte, um Ausdrucksmittel für die eigne Idee zu finden, man ignorirte die Griechenbauten, weil sie keine Gewölbformen zeigten, und mußte schließlich, um letztere zu studiren, doch wieder bei der verachteten Gothik in die Lehre gehen. Zeichnen wir mit ein paar Worten den Verlauf der Epoche voraus, so treffen wir erst am Ende derselben auf einen Meister wie Michel Angelo, der es wagt, im Vollgefühle eigner Kraft alle Fesseln antiker wie mittelalterlicher Ueberlieferung abzustreifen. Er glaubt in jedem Falle neu, ohne Regeln gestalten zu können. Vielleicht war dies gigantische Beginnen ein vermeßnes, aber es bezeichnet doch den höchsten Gipfel menschlichen Vermögens und bleibt deshalb für alle Jahrhunderte ehrwürdig. Seit Michel Angelo ist die Frage nach der Grenze der Berechtigung des individuell Schöpferischen eine brennende geworden, sie entscheidet über Leben oder Tod der Renaissance. — Es ist so hergebracht bequem, die Consequenzen einer Richtung als Ausschreitungen, in diesem Falle als Ausdruck falscher Subjectivität abzuweisen. Dies Geschick ist denn auch dem Barockstil nicht erspart geblieben, über dessen Werke in unseren Tagen eine schwere Verurtheilung ergangen ist. Da heißt es wohl: man könne es keinem Freunde reiner Kunstgestaltung zumuthen, sich in diese ausgearteten Formen zu versenken, über welche die neuere Welt schon längst den Stab gebrochen, oder auch: der Künstler müsse die Werke des Barockstils nicht anschauen, weil er nur das Beste sehen dürfe. Das geht offenbar zu weit, denn wenn man auch in Bausch und Bogen nicht Alles gut heißen will, was der Barockstil hervorgebracht hat, so darf man doch den der ganzen Richtung innewohnenden Idealismus nicht verneinen. Jedenfalls hat er seine Lebensfähigkeit glänzend bewiesen, und dieselben Herren, deren kritisch vernichtendes Urtheil wir oben citirten, müssen gleich darauf zugestehen, daß besonders in Italien der Barockstil ganz unverhältnißmäßig vorherrscht, daß die Werke desselben im Großen den Charakter der Städte wesentlich bedingen, wie denn Rom, Neapel und andere Städte ganz mit seinen Gebilden angefüllt sind. Dies muß doch eine vernünftige Ursache haben? — und hat sie auch in dem echt künstlerischen aber rücksichtslosen Bestreben, wie es der große Michel Angelo und seine genialen Nachfolger auffaßten, niemals etwas der Vergangenheit Angehöriges wieder ins Leben zurückrufen zu wollen, sondern mit allen Kräften stets das Neue zu schaffen, und zwar nicht aus Laune, sondern aus der inneren Nothwendigkeit, den modernen Anforderungen ganz und voll ihrem innersten Wesen nach gerecht zu werden. — Man prüfe nur auf das Letztere hin die Leistungen der sogenannten strengeren Stilarten, wo sie wieder für moderne Aufgaben heraufgeholt werden, und man wird immer einem archäologischen Rückstande begegnen, der äußerlich angeheftet ohne Zweck, oder auch gegen den Zweck vorhanden ist. Die Nöthigung, das nicht immer in das aufgezwungne Schema Passende zu bemänteln, hat ein maskenhaftes Verfahren zur Folge. Das Bestreben ganz wahr zu sein, nach der Seite der innerlichen und praktischen Nothwendigkeit, ist mindestens ebenso der Quellpunkt des Barockstils, als die Absicht, das Stimmungselement auch in der Architektur zum erhöhten Ausdrucke zu bringen.

Nach dieser hoffentlich entschuldbaren Abschweifung zu unserem Thema zurückkehrend, finden wir im fünfzehnten Jahrhundert das Mäcenatenthum in einer früher nicht geahnten Kraft und Ausdehnung. Aber auch hierin im Gegensatz zu früheren Epochen äußert sich dieselbe keineswegs in hieratischer oder sonst die Kunstart systematisch einschränkender Weise. Ist es jemals möglich gewesen, den Gegensatz zwischen künstlerischer Unabhängigkeit und den berechtigten Ansprüchen des Auftraggebers zu lösen, so ist es hier geschehen! Es ergibt sich ein harmonisches Zusammenwirken, so daß beide Factoren sich steigern, statt sich Fesseln anzulegen. Eine Hauptursache dieser Einmüthigkeit ist der Durst auf den durch Errichtung großer Kunstwerke zu erlangenden Nachruhm. Dies ist der Sporn, der Einzelne wie ganze Corporationen und Städte zur That treibt. Die Künstler werden zu Wettarbeiten aufgefordert mit der ausdrücklichen Bedingung, das zu schaffende Werk solle den Gipfel menschlichen Vermögens erreichen. Natürlich mußte in einem solchen Programme der Kostenpunkt unbeachtet bleiben. Die Künstler, welche das Höchste wirklich leisteten, wurden den Besten der Nation gleichgeachtet, ihnen wurde von Tausenden zugejauchzt. Selbst in officiellen

Digitized by Google

Documenten feiern die Städte ihre Künstler mit überschwänglichen Ausdrücken, ebenso werden künstlerisch unzulängliche Werke öffentlich als eine Schmach der Stadt bezeichnet. Hierdurch mußte sich für die Künstler das Gefühl der persönlichen Würde steigern, zugleich die höchste Schätzung einer schrankenlosen Genialität. Aeußere Hindernisse wurden rasch überstiegen, so beseitigte die Macht der künstlerischen Begabung bald die Fesseln des noch bestehenden Zunftzwanges. Eine umfassende Vielseitigkeit der Künstler war die Folge. Die allgemein geübte Zeichnenkunst, was man damals Zeichnen nannte, gab die Gelegenheit, mit Leichtigkeit zur Uebung aller Künste überzugehen, besonders widmete man sich in der Jugend fast niemals speciell der Baukunst, man gelangte dahin von der Bildhauerei oder Malerei und oft auch vom Holzschnitzer oder Goldschmied.

Das hochentwickelte Mäcenatenthum der Zeit findet seinen typischen Ausdruck in der großen florentinischen Familie der Mediceer. Als Cosimo der Alte heranwuchs hatte die Renaissance in Florenz bereits begonnen, und wir finden ihn bald in enger Verbindung mit den großen Künstlern der neuen Richtung. Brunellesco und Michelozzo waren seine Architekten, der erstere baute in seinem Auftrage San Lorenzo, die Kirche der Mediceer, und die Abtei von Fiesole; der letztere baute für ihn das Kloster San Marco. Cosimo gab für seine Bauten beträchtliche Summen aus und bereute nicht mehr ausgegeben zu haben, weil er die Bauten für ein politisch sichereres Kapital hielt als den Geldbesitz. Der Bildhauer Donatello war ein Freund Cosimos und dieser, der den Bildhauer nicht unthätig sehen wollte, übertrug ihm Thüren und Kanzel in San Lorenzo. Indeß beschränkt sich der Verkehr mit den Künstlern nicht auf das Ertheilen von Aufträgen, es verbindet sich damit ein Interesse an der Persönlichkeit und ihren Schicksalen, das in den gewohnten täglichen Begegnungen, sowie durch das Eindringen der Künstler in die Familie ihres Beschützers geeigneten Ausdruck findet. Michelozzos beide Söhne gehörten zum engsten mediceischen Familienkreise. Cosimo schenkt an Donatello würdige Kleidung und unterhält ihn im Alter, als er nicht mehr arbeiten konnte. Nicht etwa, daß man aus der Vertrautheit des Verkehres schließen dürfte, die Künstler hätten bei ihrem Mäcen immer offne Kasse gehabt. Dem ist nicht so, alles Geschäftliche, Zahlungs- und Lieferungstermin, wurden sorgsam festgestellt, ohne daß die Künstler geglaubt hätten, ihrem Genie etwas zu vergeben. — Bei heutigen Künstlern begegnet man wohl dieser falschen Meinung. — Aber, und dies verdient hervorgehoben zu werden, Cosimo bewegte sich unter den Künstlern wie unter Freunden und Gleichberechtigten, niemals begegnet man von Seiten der Künstler dem Tone der Unterwürfigkeit.

Dieselbe kunst- und künstlerfreundliche Gesinnung zeichnet auch Cosimos großen Enkel Lorenzo il magnifico aus, obgleich bei diesem die äußeren Verhältnisse schon bedeutend vornehmer erschienen. Fürstengleich in der Fülle der Macht und des Reichthums erzogen, zeigt er sich doch als Mitstrebender in den Künsten, wenn er auch noch nicht selbst zeichnet, wie spätere Mediceer, so werden doch architektonische Pläne als von ihm herrührend erwähnt. Seine Mutter, die Florentinerin Lucrezia Tornabuoni, war selbst als Dichterin groß und vererbte auch diese Gabe ihrem erlauchten Sohne. Dieser gleicht in der persönlichen Fürsorge für die Künstler seinem Großvater. Die Architekten Guiliano und Benedetto da Majano, ebenso Guiliano da Sangallo sind seine Freunde, der letztere erbaut für ihn die Villa Poggio in Cujano. Die Bildhauer Verrochio und Antonio del Pollaiulo, die Maler Botticelli und Ghirlandajo gehören seinem vertrauten Kreise an. Was aber Lorenzo besonders auszeichnet, ist seine über die Gegenwart hinausreichende Wirksamkeit durch die Begründung einer Pflanzschule hervorragender Geister. Sein Garten von San Marco mit der reichen Sammlung antiker Skulpturen war die erste Akademie, und Alle, welche im mediceischen Garten in die Schule gegangen sind, haben sich ausgezeichnet. Der weltberühmteste Schüler wurde der noch nicht fünfzehnjährige, aus Ghirlandajos Schule in den Garten tretende Michelangelo-Buonarotti. Lorenzo, im Kreise der Künstler mit seinen gelehrten Freunden Ficino, Laudino, Poliziano, Pulci, Pico della Mirandola, bildet wieder einmal einen jener vollendeten Musenhöfe, wie er sich leider nur selten zusammenfindet zur Bewunderung für künftige Geschlechter. Diesen Männern war die Pflege der Kunst und Gelehrsamkeit die eigentliche Aufgabe des Lebens, und auch hier fehlten die verklärenden Zuthaten nicht. Die Vereinigung aller Künste, Musik und Poesie inbegriffen, bildete einen Zauberkreis; Freundschaft und Liebe erhoben die Theilnehmenden in eine ideale Sphäre, die das gemein Wirkliche weit hinter sich ließ.

Der volle sonnenhafte Glanz, den das ausgebildetste Mäcenatenthum verbreiten kann, strahlt auf Lorenzos Sohn Giovanni, den späteren Papst Leo X. Unter seiner Regierung ist fast alles Höchste entstanden, was wir im Cinquecento bewundern. Rafael Sanzio, der unerschöpfliche Born ewiger Schönheitsgedanken, findet in ihm seinen verständnißvollen Beschützer. Auch die Vermittler in künstlerischen Sachen, die feinen Figuren der Cardinäle Bibbiena und Pucci, finden in dieser Art als Freunde und Berather des Künstlers kaum ihres Gleichen. Ohne Zweifel waren sie es, welche Rafael wirksam in der Bearbeitung der hohen Stoffe unterstützten, welche den Bildern der Stanzen zu Grunde liegen, ohne ihren gelehrten Rath wäre es demselben wohl kaum möglich gewesen, eine „Schule von Athen" zu malen.

Spätere Mediceer, der erste Beschützer Cellinis, Clemens VII., und Cosimo, der erste Großherzog von Toskana, in dessen Garderobe Cellini arbeiten mußte, bleiben der Familientradition als hervorragende Förderer der Kunst getreu. Cellinis Schilderung von den Ereignissen bei der Aufdeckung seines Perseus geben ein recht anschauliches Bild, wie der Mäcen selbst am Ruhm seines Künstlers theilnimmt, wie er auch an der Arbeit theilgenommen hat. Der Herzog selbst steht in einem Fenster des Palastes halbverborgen, um den Strom der Beschauer zu beobachten, welche sich zu dem geöffneten Atelier drängen, um in Lobeserhebungen über die Figur auszubrechen und verherrlichende Sonette an die Pfosten der Thür zu heften. Als Cellini selbst sichtbar wird, zeigt das Volk auf ihn mit Fingern, er wird das Wunderthier von Florenz, selbst fremde Gesandten bezeugen ihm, die Mützen in der Hand, ihre Ehrfurcht.

Sehen wir in Obigem das Mäcenatenthum im hellsten Lichte, als Blüthe der höchsten Cultur, so dürfen doch auch die Schattenseiten desselben nicht verschwiegen werden, um nicht in den Verdacht zu gerathen allzu rosenroth zu färben. Die allen menschlichen Dingen anhaftende Unvollkommenheit tritt denn auch im Leben der Mediceer, und zwar auch in ihrem speciellen Charakter als Beschützer der Kunst, oft grell genug hervor. Von Cosimo dem Alten sagte man schon, daß seine Bauten mehr den Charakter frommer Werke trügen, um sein Gewissen zu beschwichtigen; und dies nicht ohne Grund, denn die Härte, mit der er die neben ihm nach der Gewalt strebenden Familien verfolgte, ging bis zur Vernichtung derselben. Die Erscheinung seines Enkels Lorenzo bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu seinen künstlerischen Neigungen, er war unschön, ohne Geruchsinn und von harter Stimme. Wie sein Großvater das Glück seines Hauses auf das Verderben der mitstrebenden Familien baute, so gebrauchte Lorenzo gar den ganzen Staat zur Förderung seiner persönlichen Interessen, von denen seine mäcenatischen nicht die am wenigsten kostspieligen waren. — Weshalb Lionardo da Vinci, der Schüler Verrochios, der größte Florentiner seiner Zeit, den mediceischen Kreise fern bleibt, ist ein dunkler Punkt. — Dann bietet die großartig entwickelte Kunst keinen sittlichen Halt, schon Savonarola protestirt gegen die einreißende Verwilderung und das neue Heidenthum der Humanisten. Unter den mediceischen Päpsten, besonders unter Leo X., werden die Gegensätze am schroffsten. Die Kunst gelangt zur Sonnenhöhe, aber geistige Schwelgerei, welche die Formenschönheit allem Andern voranstellte, läßt die wichtigsten Interessen vernachlässigen und führt zur Nacht tiefsten sittlichen Verfalls. Auch von Seiten der Kunst kann Leo X. der Vorwurf nicht erspart bleiben, die Kraft Michel Angelos unbenutzt gelassen zu haben. — Später verdüsterten Familienmorde den Glanz des mediceischen Hauses, und wie die

Digitized by Google

Frauen desselben Kunst und Sittenverderbniß auch über ein anderes Land gebracht haben, ist bekannt genug.

Gewiß, es sind schwerwiegende Gebrechen, welche im Gefolge des oben geschilderten Mäcenatenthums auftreten, aber das unendlich Gute, was die Menschheit aus dieser Zeit als Vermächtniß überkommen, hat alle Vorwürfe längst ausgelöscht. Der Idealismus hat seine reine Flamme fort und fort, durch alle Jahrhunderte hindurch an den hohen uns verbliebenen Werken entzündet und diese Folgewirkung wiegt nicht leicht in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Mit dieser großen Errungenschaft haben die Mediceer ihren Namen für immer unauflöslich verknüpft. Wahrlich, ein hoher Ruhm! Trotz der begleitenden Mängel und Düsterheiten verkörpert sich in diesem erlauchten Geschlechte die Idee des Mäcenatenthums, des wirksamen Kunstsinnes in einer für alle kommenden Geschlechter mustergültigen Weise. Sicher wären nicht alle Früchte dieser schöpferischen Zeit gereift ohne das thätige und fördernde Beispiel dieser Familie, welche noch für zahlreiche Mitlebende das anspornende Beispiel abgab. So haben in ähnlicher Weise die Strozzi, Pitti, Chigi und Andere ihren Namen unvergänglich in die Kunstgeschichte eingeschrieben. Es entwickelt sich im damaligen Italien eine allgemeine Kunstgönnerschaft, und ohne diese Gesinnung, welche sich bis in die Kreise bescheidner Bürger erstreckte, hätte das Land niemals diese hohe Blüthe der Kunst erleben können. Tausend kleine Züge zeigen das verständnißvolle Mit- und Ineinanderleben der Auftraggebenden und der Künstler. Indeß beruht die Theilnahme auf einem objectiven Abwägen der Thatsachen, auf rationellen Gründen, und es erscheint hierin nichts Phantastisches im Sinne der mittelalterlichen Romantik. Dafür gebraucht man die Kunst zu großen öffentlichen Zwecken. Das Spottbild Tommasos auf den vertriebenen Tyrannen von Florenz, den Herzog von Athen, denselben mit seinem Gefolge darstellend, gemalt am Thurme des Palastes der Podesta, gibt davon ein erläuterndes Beispiel. Eine große Menge von Aufgaben gewinnt die Kunst aus dem allgemeinen Wunsche, die Häuser als Familiendenkmäler zu gestalten.

Uebrigens waren die allgemeinen Veranstaltungen zur Förderung der Kunst die denkbar zweckmäßigsten. Das Talent konnte sicher sein mit seinen Leistungen durchzudringen, und diesem Zwecke dienten in erster Linie die Concurrenzen, in denen meistens die größte, schönste und prächtigste Arbeit siegte. Man verklausulirte sich nicht gegen geniale Entwürfe; im Gegentheil, man wollte sich hinreißen lassen. Cellinis Selbstbiographie enthält manches derartige, von zündender Wirkung zur rechten Zeit vorgebrachter Skizzen. Der Kunstsinn wurzelt so tief, daß Kabale und persönliche Mißgunst sofort von den Blitzen des Genies verscheucht wurden. Von der Jugendbildung, wie sie Lorenzo de' Medici einleitete, war schon die Rede, und es ist bemerkenswerth, daß die Männer des mediceischen Kreises es nicht unter ihrer Würde hielten, den Keim künftiger Blüthe schon im talentvollen Kinde liebreich entwickeln zu helfen.

Waren die Künstler dankbar für diese innige Theilnahme an ihrer Entwicklung, für die ihnen gewährte bevorzugte Stellung? Man kann dies nur unbedingt bejahen, und dies spricht sich am schönsten durch die den Mäcenaten gewidmete treue Anhänglichkeit aus. Die Künstler selbst wußten an ihren Mäcenaten die gleichartig große, mitunter bis zum dämonischen gesteigerte Naturanlage höher zu schätzen, als die ihnen zufließende Besoldung. Was hätte wohl sonst einen Lionardo vermögen können, dem schlimmen Ludovico il Moro und später dem noch mehr berüchtigten Cesare Borgia zu dienen? — Auch die Mediceer erfuhren die Anhänglichkeit ihres Künstlerkreises, denn in der Regel theilten die Künstler mit ihren Beschützern sowohl die Verbannung, als die Triumphe der Heimkehr.

(Schluß folgt.)

Das Jubiläum des Théâtre français.*)

1680—1880.

I.

Von der Begründung des Theaters bis zum ersten Kaiserreiche.

In diesen Tagen feiert das Théâtre français das Jubiläum seines zweihundertjährigen Bestehens. Heute vor zweihundert Jahren — am 27. Juli 1680 — starb ein hervorragendes Mitglied des Hôtel de Bourgogne-Theaters, und mit diesem Todesfall begannen die Unterhandlungen, welche nach kurzer Frist zur Fusion der beiden in Paris thätigen Schauspielergesellschaften, zur Begründung des Théâtre français führten. Am 25. August desselben Jahres fand die erste Vorstellung der nunmehr geeinten Theater statt, und dieses Datum darf als der officielle Geburtstag des berühmten Schauspielhauses gefeiert werden.

Dieses erste Theater Frankreichs wird auch heute noch, ohne daß ein Widerspruch zu befürchten wäre, als die vornehmste und bedeutendste Schaubühne der Culturstaaten bezeichnet. Sicherlich gibt es keine zweite Bühne, welche ein so solides Gefüge, einen durch die Jahrhunderte so gefestigten inneren Zusammenhang aufzuweisen hätte, wie diese. Die Mitglieder des Théâtre français bilden eine Familie für sich. Sie sind gewissermaßen die adlige Kaste unter den Schauspielern; sie haben sich die Continuirlichkeit von Geschlecht auf Geschlecht bewahrt, deren jedes durch eine starke lebendige Tradition mit dem vorangegangenen verbunden ist. Sie blicken mit stolzem Selbstbewußtsein auf ihren Stammbaum und unterhalten mit ihren Vorfahren, die für sie Ahnen sind, einen ununterbrochenen pietätvollen Verkehr. Den größten Dichter und Schauspieler Frankreichs, Molière, betrachten sie als ihren Stammherrn. „Molières Haus" heißen sie ihr Kunstinstitut und „Molières Kinder" hören sie sich am liebsten nennen.

Sie sind dazu berechtigt, wenn auch die Begründung jenes Theaters, das heute das Théâtre français genannt wird — sein officieller Titel ist: Théâtre de la Comédie française — wie schon bemerkt, erst sieben Jahre nach Molières Tode fällt. Unmöglich wäre es indessen, von den Anfängen dieses Theaters zu sprechen, ohne Molières Namen auf der ersten Seite anzuführen.

Als Molière im Jahre 1653 mit seiner aus den Mitgliedern des „Illustre Théâtre" und aus später engagirten Provinzialschauspielern zusammengesetzten Gesellschaft in Paris sich niederließ, fand er zwei schon bestehende Theatergesellschaften vor: das Theater des Hôtel de Bourgogne und das Maraistheater, die sich gegenseitig erbitterte Concurrenz machten, und gegen die gemeinsam nun der jüngere und noch unbekannte Molière den Kampf aufzunehmen hatte. Da die beiden älteren Theater vorzugsweise die Tragödie höheren Stils pflegten, das Hôtel de Bourgogne die bedeutenderen Schauspieler besaß und das Maraistheater durch Ausstattungen das Publicum an sich zu locken suchte, so war Molière, ganz abgesehen von seinen persönlichen Neigungen und von der Eigenart seines Genies, auch aus geschäftlichen Gründen darauf angewiesen, sich mehr dem heitern Genre zuzuwenden. Im Großen und Ganzen blieb dies auch der Charakter der nun bestehenden drei Gesellschaften, so lange Molière lebte, wenn auch die Unterscheidung im Repertoire nicht mit der strengsten Consequenz

*) Das Théâtre français ist bekanntlich der Gegenstand sehr zahlreicher und sehr eingehender Schilderungen gewesen. Für die nachstehende Arbeit sind die bekanntesten und zugänglichsten Quellen benutzt worden: Die Geschichte des Théâtre français der Brüder Parfaict und von Chappuzeau; „Das Register" von La Grange; „Le Théâtre sous Louis XIV." von Despois; „Foyers et coulisses" (Comédie française) und „Journal intime de la Comédie française", beide von George d'Heylli; Das „Album de la Comédie française" und ferner das noch im Erscheinen begriffene Prachtwerk: „La Comédie française" von Arsène Houssaye, von dem bis jetzt zweiunddreißig Lieferungen erschienen sind, sowie verschiedene andere Schriften.

Digitized by Google

durchgeführt wurde. Molière gab ab und zu ebenfalls schwere Tragödien, und auch auf die Bretter des Hôtel de Bourgogne und des Marais verirrten sich von Zeit zu Zeit lustige Schwänke. Zwischen den drei Bühnen bestand eine höchst erbitterte Concurrenz. Das Maraistheater wurde bald in die zweite Reihe zurückgedrängt. Auf dem ersten Plan standen sich gegenüber: das Hôtel de Bourgogne und Molière. Die Mitglieder der ersteren Bühne blickten geringschätzig auf die Possenreißer und voll Eifersucht auf den Günstling des Königs, des vergnügungssüchtigen jungen Monarchen, der den ihm von den schmeichlerischen Zeitgenossen angehängten Beinamen des „Großen" eigentlich nur deshalb verdient hat, daß er vor Allen zuerst das Genie eines Molière zu erkennen und zu würdigen gewußt hat. Die Streitereien mit dem Hôtel de Bourgogne verbitterten Molière das Leben. Ein Schauspieler jener Bühne war es, der die niederträchtige Verleumdung aussprengte, daß Molière seine eigene Tochter geheirathet habe. Die Entzweiung zwischen Racine und Molière hing unmittelbar mit dem Verhältniß, das zwischen den beiden Bühnen bestand, zusammen. Racine intriguirte so lange, bis eine der beliebtesten Schauspielerinnen der Molière'schen Gesellschaft zum Hôtel de Bourgogne überging, um dort eine neue Rolle in einem Racine'schen Trauerspiel zum ersten Male darzustellen. Diese Widerwärtigkeiten währten bis zu Molières Tode. Als dieser am 17. Februar 1673 starb, verlor die Gesellschaft in Wahrheit ihr Haupt, ihr Leben.

Der erfahrenste Schauspieler und vertrauteste und gewissenhafteste Freund Molières, der brave La Grange, übernahm die Leitung. Im ersten Augenblick war die Bestürzung so groß, daß die Gesellschaft, unschlüssig, ob sie überhaupt weiter spielen solle, auf einige Tage das Haus schloß. Schon damals glaubten die Schauspieler, daß der König sich der verwaisten Gesellschaft annehmen würde, aber es geschah nichts dergleichen. Am 17. Februar war Molière gestorben, und da man innerhalb der nächsten acht Tage keine Nachrichten vom Hofe erhalten hatte, wurde das Molière'sche Theater im Palais Royal am 24. Februar wieder geöffnet und zwar mit dem „Misanthrop". Aus dem „Register" von La Grange ist ersichtlich, wie hart die Gesellschaft auch in ihren materiellen Verhältnissen von dem unersetzlichen Verluste ihres Leiters, ihres besten Schauspielers und des größten Dichters Frankreichs betroffen wurde. Molières letztes Auftreten in der dritten Vorstellung des „Malade imaginaire" fand vor nahezu ausverkauftem Hause statt; bei der Wiedereröffnung, bei der Wiederaufnahme des „Misanthrop", in dem nun Baron die Rolle des Dichters spielte, war das Haus leer. Bei der dritten Aufführung des „Misanthrop" wurde ungefähr die niedrigste Einnahme erzielt, die überhaupt die Molière'sche Gesellschaft gemacht hat. Schauspieler haben nicht das Recht, menschlich sentimental zu sein, wenn es sich um ihre Kunst handelt, und wohl oder übel mußte das Zugstück, in dem Molière gestorben war, schleunig wieder aufgenommen werden. Am 3. März fand die vierte Vorstellung des „Malade imaginaire" statt; La Thorillière spielte Molières Rolle, und den Schauspielern bot sich nun wieder der längst entbehrte Anblick auf ein ausverkauftes Haus. Bis zum Schluß der Saison 1673 blieb der „Malade imaginaire" auf dem Zettel, und die Schauspieler machten glänzende Geschäfte.

Da, in den Osterferien trat eine große Veränderung ein, die den Molière'schen Schauspielern die Größe ihres Verlustes erst recht veranschaulichte. Die Schauspieler der Concurrenzgesellschaft des Hôtel de Bourgogne hatten die ihnen so günstige Geschäftsconjunctur benutzt, um mit den bedeutendsten Mitgliedern der weiland Molière'schen Truppe in Unterhandlungen zu treten; und da Dankbarkeit überhaupt nicht zu den verbreitetsten menschlichen Tugenden und insbesondere nicht zu den Specialitäten der Schauspieler gehört, so folgten gerade die Beiden, die zuerst das Erbe Molières vor dem Publicum angetreten hatten, Baron, der den „Misanthrop", und La Thorillière, der den „Kranken in der Einbildung" gespielt hatte, den verlockenden Anerbietungen der Concurrenz. Diese beiden und noch einige andre Künstler gingen von der Molière-Gesellschaft des Palais Royal zum Hôtel de Bourgogne über.

Aber damit nicht genug, daß die Truppe gelichtet wurde, auch die Herberge wurde ihr genommen. Lully, der verschlagene und intrigante Italiener, setzte es durch, daß ihm das Palais-Royal-Theater zur Errichtung der Oper überwiesen wurde, und die Molière'schen Schauspieler wurden einfach exmittirt.

So schien es um die Osterzeit des Jahres 1673, kaum sechs Wochen nach dem Tode Molières, daß es mit der Molière'schen Gesellschaft ein trauriges Ende nehmen werde. Der anhänglichen Energie des vortrefflichen La Grange gelang es indessen, das sinkende Schiff, das die Ratten verlassen hatten, noch bis zum Hafen zu bringen.

Noch schlechter als der Molière'schen Gesellschaft war es inzwischen der Gesellschaft des Maraistheaters ergangen, die, wie man heute sagen würde, beständig dem drohenden Theaterkrach gegenüberstand. Mit dieser nun trat La Grange in Unterhandlungen, um aus dem Personal des Maraistheaters die klaffenden Lücken in der Molière'schen Gesellschaft auszufüllen. Das gelang. Das Maraistheater wurde aufgelöst, die Schauspieler traten zu der Molière'schen Gesellschaft über, und sie fanden auch ein Theater, in dem sie nach den Ferien ihre Aufführungen geben konnten. Das Theater gehörte dem Marquis von Sourdéac, das in dem sogenannten Guenegaud-Hôtel gelegen war. Am 23. Juli 1673 wurde der Contract ratificirt. Die Gesellschaft, die den Titel führte: „Gesellschaft des Königs", „Troupe du Roy", richtete sich in den neuen Räumen ein, und „also", schreibt La Grange, „gibt es seit dem Monat Juli nur noch zwei französische Schauspielergesellschaften in Paris, nämlich: die Schauspieler des Königs im Hôtel de Bourgogne (Troupe Royale) und die Schauspieler des Königs im Hôtel Guenegaud (Troupe du Roy)".

Sieben Jahre lang bleibt dies Verhältniß bestehen. Unzweifelhaft überflügeln während dieses Zeitraumes die Schauspieler des Bourgogne-Theaters die alte und umgebildete Gesellschaft. Diese letztere hat nun mit allerhand finanziellen Widerwärtigkeiten zu kämpfen: die Abtragung des Kaufpreises für das Theater, schwierige und kostspielige Processe erheischen bedeutende Opfer; der Besuch läßt wesentlich nach, die Molière'schen Stücke haben ihre Zugkraft einigermaßen eingebüßt, — nur Molières „Don Juan", den der jüngere Corneille in Verse gebracht hat, die „Devineresse" und „Agamemnon" von Corneille bringen zeitweilig die Tage des früheren Glanzes zurück, — aber im Allgemeinen gehen die Geschäfte schlecht, und dem Repertoire wie den Einnahmen merkt man an, daß Molière fehlt.

Aber auch das Hôtel de Bourgogne, wennschon es nunmehr unbedingt in die erste Reihe gerückt war, hatte keine Seide gesponnen. Es hatte eine seiner hervorragendsten Künstlerinnen, die schöne Champmeslé an die Concurrenzgesellschaft verloren, und nun starb am 27. Juli 1680 La Thorillière, der früher der Molière'schen Gesellschaft angehört hatte und nun mit seinem Tode in das Personal des Hôtel de Bourgogne eine für den Augenblick nicht zu füllende Lücke riß. Auf den Vortrag, der dem Könige über die Theaterverhältnisse gehalten wurde, befahl dieser, daß die beiden Gesellschaften zu einer einzigen zusammengeschmolzen werden sollten. Das betreffende Schreiben aus Charleville vom 16. August 1680 ist vom Herzog Crequi unterzeichnet.

Am 25. August 1680 gaben die vereinigten Gesellschaften, die nunmehr das einzige Théâtre français bildeten, „Phädra" und „Les carosses d'Orléans" von La Chapelle. Die Schauspieler spielten wie früher unter Molière auf Theilung. Die Zahl derselben und die Einnahmequote, die auf einen jeden entfiel, wurde durch ein königliches Decret bestimmt. Sie erhielten eine Subvention von 12,000 Livre.

Bis zum Jahre 1787 blieb die Gesellschaft im Hôtel Guenegaud. In jenem Jahre errichteten die Theologen in der unmittelbaren Nähe des Theaters, im Palais des quatres nations, ein Collegium und sie beschwerten sich über die profanen Nachbaren. In Folge dessen wurden die Schauspieler wieder exmittirt. Am 20. Juni 1687 wurde ihnen der königliche Befehl, sofort das Hôtel Guenegaud zu verlassen. Erst am

Digitized by Google

16. März 1688 erhielten sie die Erlaubniß, sich in der Rue des Fossés — Saint-Germain-des-Prés niederzulassen und der Bau des Saales erforderte wiederum ein Jahr.

Endlich, am 16. April 1689 wurde das neue Haus mit „Phädra" und dem „Arzt wider Willen" eröffnet. Hier blieben die Schauspieler fast ein Jahrhundert bis zum Jahre 1770.

Unter der Regierung Ludwigs XV. hatte das Molière'sche Theater sehr wechselnde Geschicke. Der König selbst unterstützte das Institut in wahrhaft fürstlicher Weise. Er verdoppelte die Subvention, und im Jahre 1758 bezahlte er sämmtliche alten Schulden der Gesellschaft, die die zu jener Zeit enorme Höhe von 276,000 Livres betrugen. Das Repertoire wurde während dieser Zeit um einige Meisterwerke bereichert. Reignard, Marivaux, Voltaire, um nur die glänzendsten Namen zu nennen, die noch heute in hellem Lichte strahlen, bringen ihre Werke zur Aufführung; Rousseau versucht sich als Dramatiker, Diderot gibt seinen „Familienvater", Sedaine seinen „Unbewußten Philosophen" und Beaumarchais debutirt mit „Eugénie". Ausgezeichnete Schauspieler, Lekain, Préville, Adrienne Lecouvreur, die Dugazon ꝛc. bezeichnen diese Epoche als eine der glänzendsten der französischen Darstellungskunst; Regnier bezeichnet sie sogar als die glänzendste, als eine „wunderbare und fast fabelhafte Vereinigung von Talenten".

Durch die Jahre war das Haus Saint-Germain-des-Prés gründlich abgenutzt und in einem so desolaten Zustande, daß stündlich der Einsturz zu befürchten war. Die Schauspieler mußten also das baufällige Gebäude verlassen und erhielten die königliche Genehmigung, in dem von Vigarani gebauten Schauspielsaal im Tuilerienpalaste ihre Aufführungen zu geben.

Dort fand die erste Vorstellung am 23. April 1770 statt. In diesem Saale wurde Beaumarchais' „Barbier von Sevilla" zum erstenmale aufgeführt (23. Februar 1775). Das Stück hatte einen glänzenden Erfolg und erzielte die größten Einnahmen, die zu jener Zeit überhaupt gemacht worden sind. Die erste Aufführung brachte 3367 Livres, und in neun Monaten konnte das Stück zweiunddreißigmal vor immer sehr vollem Hause gegeben werden. Noch die einunddreißigste Vorstellung brachte 2570 Livres. Das Stück wurde darauf vom Verfasser, der wegen der Autorenrechte mit den Schauspielern in Collision gerathen war, zurückgezogen und kam erst ein Jahr später wieder auf das Repertoire. Von sonstigen bekannten Werken, die im Tuilerienpalast zur Aufführung kamen, ist noch „Irene" von Voltaire zu nennen.

Inzwischen hatten die Schauspieler auf der andern Seite der Seine sich ein neues Theater bauen lassen, das heutige Odéon, das im Jahre 1779 begonnen, im März 1782 vollendet wurde. Am 9. April desselben Jahres zogen die Schauspieler dort ein. Eine wesentliche Neuerung war die Einführung der neuen Beleuchtung durch die sogenannten „Quinquets", — Oellampen mit doppeltem Luftzuge und Reflectoren (Rampe). Bis dahin war die Bühne immer nur mit Kerzen beleuchtet gewesen. Eine andere Neuerung von untergeordneter Bedeutung war die Einführung der Theaterzettel. Bisher hatte man sich begnügt, den Namen des Stücks zu nennen; von nun an wurden auch die mitwirkenden Schauspieler namhaft auf dem Anschlagzettel aufgeführt.

Am 9. April 1782 fand dort die erste Vorstelluug statt. Eines der glänzendsten Data dieser neuen Epoche und des französischen Theaters überhaupt ist die erste Aufführung von „Figaros Hochzeit" am 27. April 1784, die man mit Recht als einen ersten Alarmschuß der Revolution hat bezeichnen dürfen.

Von nun an mischte sich die Politik hinein, die noch in späterer Zeit immer wieder und wieder in der Geschichte des Théâtre français spukt. Streng monarchisch unter den Bourbonen, wird es revolutionär unter der Revolution. Man weiß, wie es später dem Kaiserreich zujubelt, für die Republik durch die Marseillaise und ähnliche Kundgebungen Propaganda macht und schließlich auch gegen die Deutschen mit der Kunst zu Felde zieht und gegen die Annexion protestirt.

Chappuzeau schreibt in seiner „Geschichte des Théâtre français"*) noch Langes und Breites über die tausend Gründe, welche die Schauspieler zu Anhängern des monarchischen Princips machen müssen, und er sagt wörtlich: „Die fürnehmlichste Sorgfalt der Komödianten ist die, dem Könige gefällig den Hof zu machen. Von diesem hängen sie ab, nicht nur in Unterthänigkeit, sondern auch als bestellte Beamte Seiner Majestät, der sie in seinem Dienste hat und ihnen regelmäßig das Geld zahlt."

Als es nun mit der Monarchie in Frankreich überhaupt eine Ende hatte, änderte sich natürlich auch dieses Verhältniß vollkommen. Zunächst zwang die republikanische Regierung die „Comédiens ordinaires du Roy" den hinfällig gewordenen Titel aufzugeben. Das Theater hieß von 1789 an „Théâtre de la Nation". Die Aufführung der Tragödie „Karl IX." von Chenier, am 4. November 1789, führte zu einer vollkommenen Spaltung. Die Gesellschaft theilte sich in Royalisten, die im ständigen Hause, dem heutigen Odéon verblieben, an ihrer Spitze stand Fleury, während die Andern, die Republikaner, unter Führung von Talma in einem andern Schauspielhause, das zum Palais Royal gehörte, ihre Vorstellungen gaben. Die ersteren wurden von der Regierung natürlich sehr ungnädig angesehen. Man zwang sie, in den Tragödien die vornehmen Titel: „Monseigneur" und „Madame" in „Citoyen" und „Citoyenne" umzuwandeln. Gleichwohl bekundeten dieselben durch ihr Repertoire ihre entschieden monarchische Gesinnung. Robespierre wetterte gegen das Institut, das er einen „widerwärtigen Schlupfwinkel der Aristokratie und eine dauernde Beleidigung der Republik" nannte. Im Zuschauerraum kam es zu Schlägereien, und daraus nahm die revolutionäre Regierung die Veranlassung, die ganze Gesellschaft einsperren zu lassen. Zwölf Herren und elf Damen wurden ins Gefängniß geworfen, und Collot d'Herbois verlangte, daß die Rädelsführer guillotinirt und die Uebrigen in die Verbannung geschickt würden. Zum Glück für die armen Künstler machte sich eine mildere Auffassung geltend, und sie wurden nach kurzer Haft wieder in Freiheit gesetzt. Die revolutionären Künstler unter Talma hatten im Palais Royal inzwischen ihre Vorstellungen fortgesetzt und auf Befehl der Regierung den Titel: „Théâtre de la liberté et égalité" angenommen, an dessen Stelle bald der Titel: „Théâtre de la République" gesetzt wurde. Mit diesen vereinigten sich die aus der Gefangenschaft entlassenen Künstler wiederum und gaben am 31. März 1794 die erste gemeinschaftliche Vorstellung. Zu einer dauernden Einigkeit war man indessen damit noch nicht gelangt. Sie kehrten später, nach mancherlei kleinen Streitereien, noch einmal nach dem Odéon zurück und blieben dort bis zum Brande des Theaters am 18. März 1799.

Endlich, im Jahre 1803, wurde ihnen vom Consul Bonaparte das Schauspielhaus in der Rue Richelieu am Palais Royal zugleich mit einer Jahressubvention von 100,000 Franken angewiesen; und seitdem hat das Théâtre français diese Räume, die nur noch bauliche Verbesserungen mit der Zeit erfahren haben, nicht wieder verlassen.

In der Zeit vom 9. April 1782, Einzug der Gesellschaft in das Theater des Odéons, bis zur Errichtung des ersten Kaiserreichs, 18. Mai 1804, in welcher die Gesellschaft, wie wir gesehen haben, allerlei Conflicte mit der Regierung und häusliche Zwiste durchzukämpfen hat und gezwungen ist, den Schauplatz häufig zu wechseln, ist die Aufführung von „Figaros Hochzeit" das glänzendste Ereigniß, und von den Künstlern, die während dieser Zeit Mitglieder des Théâtre français sind, überragt Talma alle übrigen. In dieselbe Zeit fällt übrigens schon das Debut der Mars, deren großartiges Talent sich indessen erst später entwickeln sollte.

Die Geschichte des Théâtre français vom ersten Kaiserreich bis auf unsere Tage behalten wir uns für den zweiten Aufsatz vor.

Paul Lindau.

*) Lyon 1674, Michel Mayer.

Digitized by Google

Die kunstgewerblichen Alterthümer auf der Ausstellung in Düsseldorf.

Von W. Beckmann.

Wenn auf allen Gebieten des Kunstgewerbes in den letzten Jahrzehnten schon ein gewaltiges Ringen nach Geschmack, Stil und Ausführung ersichtlich war, so hat doch merkwürdigerweise erst seit 9 Jahren, seit dem großen Moment der Wiedergeburt des deutschen Reiches, die gesammte vaterländische Kunstindustrie eine Entwickelung genommen, und zum Theil schon eine Höhe der Vollendung erreicht, die geradezu erstaunlich ist. Um so werthvoller und bedeutsamer aber ist es für uns, daß sie, immer freier von ausländischen Einflüssen, sich nur noch auf nationalem Boden bewegt, und ihre Größe und Entwickelung in der Anlehnung und Wiederaufnahme guter alter deutscher Formen sucht und findet.

In welchem Maße nun Kunst-Gewerbe und -Industrie in ihrer heutigen „renaissance" gefördert und gehoben werden durch die vergleichende Vorführung der besten alten Formen, hat besonders die Münchener Ausstellung von 1876 glänzend bewiesen. Und nun ist hier in dem Mittelpunkte zweier Provinzen, die alle Culturperioden unseres Volkes am besten repräsentiren, eine Sammlung kunstgewerblicher Alterthümer vereinigt, die, was Qualität der ausgestellten Objecte betrifft, in Deutschland wohl noch nie vereinigt gewesen ist. Die Schwesterprovinzen Rheinland und Westphalen waren ja vor allen anderen von römischer Cultur zuerst berührt und beeinflußt; am Rheinstrome erhoben sich später aus den römischen Castellen heraus die Kirchen und Dome der ersten christlichen Zeit; später groß geworden, bauten die Erzbischöfe in ihren mächtig emporblühenden Städten himmelhoch ragende gothische Dome; die Renaissancezeit, die bedeutende Entwickelung des Bürgerthums schuf Rathhäuser und Paläste, und bis in unsere heutige Zeit hinein ist in beiden Provinzen Kunst und Geschmack gehegt und gepflegt worden. Das Beste nun, was diese verschiedenen Perioden hier entstehen ließen, und das Besterhaltene findet sich auf der Düsseldorfer Ausstellung vereinigt.

Im Gegensatze zu bisher veranstalteten Ausstellungen war der leitende Grundgedanke der hiesigen, dem Publicum vollständig abgerundete Anschauungsbilder der verschiedenen bedeutsamen Culturperioden vorzuführen. Diese Aufgabe ist in glänzender Weise gelöst worden, und Prof. Ernst aus'm Weerth, der um die rheinischen Alterthümer so hochverdiente Forscher, kann heute mit Stolz auf seine Schöpfung, die unter der Beihülfe der tüchtigsten Kräfte entstanden ist, zurückblicken.

Das eigens für diese Ausstellung errichtete Gebäude im Charakter der Renaissance liegt frei nach allen Seiten mitten im Garten; es bildet ein Oktogon mit einem hohen Mittelbau und fünf größeren und zwei kleineren Nebensälen, und hebt sich mit seinem aus farbigen Platten gebildeten Dach und seiner reichen architektonischen Gliederung vortheilhaft von seiner Umgebung ab. Der innere Hauptsaal erhält sein Licht durch vier mächtige, ziemlich hoch angebrachte Fenster, geschmückt mit alten Glasmalereien; in der Mitte steht über einer plätschernden Fontaine, umgeben von feuchtem Moose, die herrliche antike Bronzestatue des Traumes, die im Rheine bei Xanten gefunden, vom Berliner Museum der Ausstellung bereitwilligst überlassen wurde.

Und wie der Traum in der Mitte uns mit ausgestreckten Armen gleich beim Eingange entgegentritt, so zieht er uns auch sanft hinein in den Zauberkreis alter, längst entschwundener Zeiten mit ihrem Reichthume an Formen und Schätzen, und bannt uns magisch hier fest.

Diese Zeitperioden sind nun veranschaulicht durch die in den Nebensälen vereinigten Sammlungen, und wenn nun allerdings die älteste, die römische Epoche, und auch die Karolingerzeit, nicht durch ein Gesammtbild dargestellt sind, so lagen hierfür die Gründe sehr nahe. Das erste vollständige Anschauungsbild ist denn auch erst daher genommen worden, wo man sich ganz auf historisch feststehendem Boden und dem erhaltenen Materiale bewegen konnte. Dies ist der spätromanische Charakter, die Zeit der Hohenstaufen.

Dem Haupteingange gegenüber öffnet sich, dem Mittelsaale zu, die dreigliedrige Kapelle von Ramersdorf bei Bonn, eine ausgezeichnete Copie dieses bekannten, trefflich erhaltenen Bauwerks. Sie steht da in ihrer ganzen alten farbigen Ausschmückung und zeigt auf ihren Altären und Wandflächen die vollständigste Einrichtung ihrer Zeit. Gleich rechts schließt sich das Wohnzimmer an, welches die Spätgothik repräsentirt, und gegenüber auf der anderen Seite der Kapelle ein Wohnraum aus der Zeit der Renaissance. Auf beiden Seiten folgen dann die Seitenkabinete mit den römischen und fränkischen Funden, und als Gegenstücke zu den vorher erwähnten, weiter sich anschließend, die Prunkzimmer des Barockstils, aus der Zeit des Kurfürsten Johann Wilhelm und der Zopfzeit Friedrich des Großen. In der Mitte, also im Oktogon, sind dann, in großen Schränken und im besten Licht, die einzelnen Kunstschätze nach dem Material geordnet aufgestellt; vor Allem auch die wunderbaren Arbeiten des Meisters Eisenhoit aus der Schatzkammer des Grafen Fürstenberg-Herdringen. Die ganze Haupteintheilung, und gerade der Gedanke der Errichtung der Ramersdorfer Kapelle, sind das eigenste Werk des Professor E. aus'm Weerth. Bei letzterer haben die Vikare Schulz und Schnüttgen wie Rector Aldenkirchen ihm treu zur Seite gestanden. Die Ramersdorfer Kapelle, jetzt im Originale auf dem Friedhof zu Bonn stehend, eignet sich aber auch wie kaum ein anderes Bauwerk durch seinen Charakter und seine Dimensionen um aus derjenigen Zeit, welche das eigentliche Herz des Mittelalters bildet, hier eine treue Anschauung eigenartiger Cultur und Kunst zu geben.

In dieser Zeit, in welcher in der deutschen Gemeinschaft zum ersten Male ein starkes inneres, zusammengehöriges Leben erwacht und nach allen Seiten hin zum Durchbruch gelangt, in der Zeit, wo im Kampfe gegen das Papstthum auch der Kampf nach Nationalität die Volksidee beherrscht und kräftigt, — wo gleichzeitig mit den metallenen Namen Friedrich I. und II. die Heldenpoesie des Mittelalters mit den Streitgedichten gegen Rom auftritt, da gelangt auch unmittelbar Kunst und Gewerbe zu eigenartiger Entwickelung.

Die Ramersdorfer Kapelle steht schon im Uebergangsstil, und da diese Bauart gerade eine speciell rheinische ist, so trägt die hier vorgeführte Copie in ihrer polychromischen Ausmalung und den alten Glasfenstern einen bestimmt provinzialen Charakter. Auf ihren Altären und der Wandausschmückung schildert sie den Gottesdienst und die Reliquienverehrung des von Süden hergekommenen Christenthums. Denn wie im Kampfe mit dem Kaiserthum und den Ungläubigen die Kirche gezwungen ist, auch nach außen hin mächtiger aufzutreten, so müssen auch zum Andenken und zur Verherrlichung ihrer Bekenner prunkvolle Werke geschaffen werden; und es entstehen in den Werkstätten der Klöster, durch fromme Künstler gefertigt, jene Menge gut erhaltener Reliquiarien und Kirchengeräthe, die, aus den kostbarsten Metallen hergestellt, mit Ciseluren und Emaillen, werthvollen Steinen und Elfenbeinschnitzereien bedeckt sind. In der Mittelkapelle bilden die Ausrüstung ein romanisches Vortragekreuz, Leuchter aus Herford und Fritzlar, ein in Goldblech ausgeführtes Missale von Trier und noch zwei merkwürdige historische Stücke: der als Schlange gewundene Elfenbeinkrummstab des Erzbischofs Anno von Köln, bekanntlich demselben, der mit dem Kaiserraub von Kaiserswerth den jungen Heinrich den ersten Schritt nach Canossa gehen ließ, und dann in einem dem Gliede nachgebildeten Reliquiarium seine rechte, seine Schwurhand. In der linken Seitenkapelle ist ein Altar aufgebaut mit einer Wandbekleidung ganz aus Goldblech, Emaillen und Malereien, aus St. Ursula zu Köln stammend. Er trägt in der Mitte ein Altarbild, Reliquiarien und Leuchter aus Trier, daneben auch zwei wunderlich geformte Bronzelöwen, Behälter für Weihwasser zum Handwaschen. Die Kapelle rechts ist ganz ähnlich ausgestattet. Die textile Arbeit der Zeit wird über alle Maßen prächtig repräsentirt nicht allein in den leinengestickten Altardecken und Bischofsmitren, sondern auch in Kirchengewändern, sogenannten Caseln, aus byzantinischem Seidengewebe, wie die des hl. Bernhard (Brauweiler), und in Gold, Seide und Silberfäden gestickten Caselkreuzen, die das äußerste Maß von Kunstfertigkeit wie Verständniß der Form sowohl, und vielem, vielem Arbeitsfleiß voraussetzen lassen müssen. Erwähnt muß auch noch werden, daß der schöne Mosaikboden der Kapelle wie die vorzüglich copirten Glasmalereien der Fenster aus rheinischen Etablissements stammen, und ersterer von Villeroy und Boch in Mettlach, letztere von Oidtmann in Linnich der Ausstellung unentgeltlich geliefert wurden. Dies Alles fällt in die glänzendste Zeit deutschen Mittelalters, in die der Hohenstaufen. Und wie mit ihnen eigentlich das mittelalterliche Gebäude zusammenbricht, so wird auch für das siegende Papstthum Literatur und Kunst ein Monopol der Kirche. Der Geist der Scholastik verdrängt die Poesie

Digitized by Google

des Volksliedes, die Gothik den romanischen und Uebergangsstil, aber auch die Wärme, die gemüthvolle Innerlichkeit des deutschen Geistes, die in den scheinbar roheren Formen der vorhergehenden Epoche fest eingewurzelt war. Wenn auch das Volk schon anfängt deutsch und nicht mehr lateinisch zu singen, so gehört doch Alles nur der Kirche an; es ist die Zeit, in der ein junger Edelmann höhnisch singt:

Ich war noch so jung und doch schon arm,
Kein Geld hatt ich gar nicht, daß Gott sich erbarm.
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack
Und pfiff das Vaterunser den lieben langen Tag.

Jetzt sind die großen Dome nunmehr die steinernen Lobgedichte der Zeit, aber das häusliche Leben findet wenig Entwickelung. Zwar verbleibt das Kunstgewerbe nicht mehr allein in den Händen der Klostermönche. Trotzdem wirkt der Einfluß der Kirche noch bestimmend auf die Form und Entwickelung des bürgerlichen Lebens und die Ausschmückung des Wohnraums. So berührt denn auch das gothische Zimmer (vom Maler Grotjohann charakteristisch aber nicht besonders glücklich arrangirt) frostig und kalt. Gleichzeitig Wohnraum, Schlaf- und Speisezimmer bildet es deshalb eigentlich nach keiner Seite hin ein abgerundetes Ganzes. Zum Theil liegt dies ja schon in der schwierigen Beschaffung eines einheitlichen Materials der spätgothischen Epoche, nach anderer Seite hin gibt es wieder einen höchst einsichtvollen Blick in die Zeit. Nur dürfte dann neben dem reichgeschnitzten Bett mit den Wappen der Bora, das links in der Ecke aufgestellt ist, auch das Betpult mit einer Predigt Johann Taulers nicht fehlen. Sehr hübsch ist der Erker mit altkölnischen Glasmalereien und den auf den Sitzen liegenden Kissen aus Lüneburg, der ersten Anwendung von Gobelin. Das eigentliche Zimmer ist mit reicher Holztäfelung geschmückt, und bildet in seinen einzelnen Füllungen von hohl- und flachgeschnitzten Eichenlaubarabesken, gewundenen Traubenzweigen, wie in den Nachbildungen der Flaschenbodenfenster, eine vollständige Geschichte der Entwickelung von profaner Zimmergothik. Dahinein passen auch der geschickt imitirte Kamin und die zahlreich an den Wänden aufgestellten Schränke und Truhen, die leider durch die später hinzugefügte Beize und Farbe das Eigenthümliche und Schöne ihrer ursprünglichen Gestalt eingebüßt haben. Herrlich ist hier eine kleine Kassette aus Holz mit Eisenbeschlägen, die eine Mischung von romanischen Drachen- und Menschenfiguren mit gothischen Eichenlaubornamenten zeigt und eines der besten Stücke der Sammlung bildet. Ebenso verschiedene geschnitzte Figuren und kleinere Geräthe von Kupfer zum Hausgebrauch. Das Bedeutsamste aber sind hier nicht die Möbel und Wandfüllungen, sondern die in voller Farbenfrische und dem ganzen Reichthum der Composition prangenden Teppiche und Decken. Während sonst nur die Schwärmerei des Gedanklichen und die Uebersinnlichkeit der Askese Gegenstand der Darstellung wurde, haben wir hier auf den Wandgobelins, und besonders auf dem prächtigen Rückenlaken aus der Sammlung des Fürsten von Hohenzollern, eine jener hochromantischen Schilderungen der Waidmannslust und der Kämpfe mit Mohren, Heiden und allerlei Fabelthieren, wie sie aus der Minnesängerzeit und ihrer Ritterlust überliefert wurden. Der orientalische Einfluß auf die mosaikartige Zusammensetzung der Farben, auf die Behandlung des Textilen ist hier unverkennbar und unmittelbar den Folgen der Kreuzzüge zuzuschreiben. Andere Stücke aus spätgothischer Zeit zeigen reiche Wappenarabesken, und wieder andere, wie die von Nonnen aus Kloster Lünen bei Lünenburg in Wolle auf Leinen gestickte Decke, Darstellungen aus dem Leben der Heiligen. Ich entsinne mich nicht, je eine schönere Arbeit gesehen zu haben, sie machte den Eindruck, als ob sie gestern erst gefertigt wäre. Ueber diesem textilen Wandschmuck bilden eine Reihe von Temperabildern mit dem Leben der hl. Ursula von Köln einen würdigen Abschluß, sie stimmen einheitlich mit ihren starken Lokalfarben zu der polychromisch ausgemalten Decke von Hildesheim und Lüneburg. Die einzige Ausstattung in der Mitte des Zimmers ist ein historisches Möbel von einfachem Eichenholz und doch reicher Geschichte: der Tisch, auf dem Knipperdolling und Johann von Leyden um die Köpfe der Gefangenen spielten, ein eingelegter Armstuhl steht daneben und auf seinem Kissen liegt eine Laute, die allerdings nicht recht hierher paßt; sie gehört ins 17. Jahrhundert. Aus dieser Epoche mittelalterlichen Verfalls treten wir nun in die Zeit der Renaissance, der Wiedergeburt des Geistes und der Künste.

Der Geist der Reformation, der die überspannten Forderungen des Papstthums zersprengte, die Schriften der Humanisten, der Drang nach Freiheit und Wiederbelebung auch in den Künsten, erfüllte das Bewußtsein des Volkes. Mit der Kenntniß der antiken Welt zog das Gefühl für Formenschönheit und der Drang nach individueller Gestaltung ein. Kunst und Gewerbe blühten in neuen Formen auf, und nur die Baukünstler der Kirche hämmerten, meißelten und zeichneten noch immer Mittelalter und drückten in ihren Bauwerken den Gedanken jener religiösen Poesie aus, als alle Heldenlieder jener Zeit schon längst verklungen waren. Und wie das ganze Mittelalter stumpf und unberührt an den Schöpfungen antiker Kunst vorüber geht, so jetzt die Renaissance an ersterem.

Auch die Culturentwickelung wird eine andere. Die Handelsthätigkeit der großen Städte, das Aufblühen der Zünfte, andererseits wieder der Einfluß der Reformation: dies Alles weckt den Sinn für häusliches Behagen und sucht die Wohnung des Bürgers und Patriziers in fein entwickeltem Geschmacke auszuschmücken. Während aber in Italien nunmehr Alles ins Große und Weite geht, bleibt der Deutsche seinem Charakter treu; die Wohnungen behalten eine behagliche Enge, erlangen aber reiche Ausfüllung der Flächen; und in Allem, was nun im Kunstgewerbe entsteht, spiegelt sich der Reichthum eigenartiger Gestaltungskraft, die Tüchtigkeit des Charakters und auch die Treue des deutschen Gemüths im theilweisen Festhalten mittelalterlicher Formen ab.

So führt uns Thewalt (Köln) in das von ihm hergerichtete Zimmer eines Patriziers aus der Zeit, in der die Schiffe der reichen Kölner Handelsherren Ost- und Nordsee beherrschten. Und weil eben auch die meisten Theile des Zimmers aus Köln selbst stammen, so könnte es ganz gut das Wohnzimmer eines Overstolzen oder Jabach sein.

Die Decke rührt aus dem Hause des Kölner Bürgermeisters Pilgrum her und die schönen Täfelungen aus dem spanischen Zimmer des dortigen Rathhauses, bekanntlich in seinem Portale selbst eine Perle deutscher Renaissance. Gleich rechts am Eingange fesselt ein interessanter Schrank (Thewalt), weil er am deutlichsten die Vermischung der Formen zeigt. Unten noch rein gothisch, ist sein Obertheil ein Meisterwerk neuer Ornamentik. Wie denn überhaupt die ganze Anwendung der aus Italien übernommenen Formen zuerst aufs Geräth und später auf die Architektur übertragen wurde. So gibt in Cölln 1611 ein Tischler Krammer „auch Ihr Kayserl. Maj. Leibtrabanten" eine Sammlung architektonischer Verzierungen heraus, die er als „Schweiffbüchlein mit mancherlei Schweiff, Laubwerk, Rollwerk, Perspektiv und sonderlich Gezierden zu vieler Handarbeit" bezeichnet. Diese Art der Anwendung sehen wir denn auch auf allen Geräthen, die hier vorhanden sind, zum vollen Ausdruck gebracht. Die schöne schwarz und goldgeätzte Rüstung des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, wie die des Markgrafen Georg Friedrich (beide aus Schloß Rheinstein) und zwei sogenannte Mailänder Rüstungen, offenbar Augsburger Arbeit, tragen alle diesen reich ornamentirten Charakter. Die Rüstung Georg Friedrichs, von dem Nürnberger Meister Valentin Siebenbürger herstammend, ist außerdem dieselbe, die seine Statue auf dem Heilsbronner Grabe trägt. Als eine reizende Arbeit in Marmor mit spärlich angewandten Goldverzierungen erscheint die aus vier Theilen bestehende Gruppe von Donatoren eines Epitaphiums (Stolzenfels), lebensvoll und wahr im Ausdruck der Köpfe. Der große Einfluß echt deutscher Formen drückt auch zwei großen Humpenschränken sein Gepräge auf. Der erstere, mit Darstellungen der Susanna im Bade, trägt ein Kabinetschränkchen mit Applicen und Schubladen aus Goldbronze in maurischem Charakter, eine Verzierungsweise, die zur Zeit Karls V. sehr beliebt wurde; der andere Schrank enthält Kölner Rathskannen, Nürnberger Gläserhalter, reliefbedeckte Zinnseidel und im Untersatz die geätzte Sturmhaube eines Meisters der Kölner Faßbinderzunft. Da nun auch die Gobelins, der Kachelofen, die Stühle und die in geschmackvollem gelblichen Ton gebrannten Glasfenster aus Köln hergenommen sind, so übt das Ganze einen wohlthuend harmonischen Eindruck in der Zusammensetzung und im Arrangement aus. (Schluß folgt.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Epochemachende Neuheit!

Im Verlage von **H. Th. Mrose** in **Berlin** (S.W. Charlottenstr. 2) erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theophilosophie

von **Kreiss**

z. Z. Pastor em.

I. Band. **Grundzüge der Theophilosophie.**

1. Lieferung. Preis 1 *M.*

Die „Theophilosophie", Vereinigung der Philosophie und Theologie, geht von dem Gedanken aus, dass die Philosophie eine Wahrheit sucht, die die Theologie, auf Offenbarung gestützt, liefert, begründet den Begriff Offenbarung wie Glauben philosophisch und zeigt im Verlauf, wie diese Einheit zwischen beiden Disciplinen deutlicher und deutlicher sachgemäss zu Tage tritt. Der kirchliche Glaube wird als Mytisches und Magisches, dadurch Vernunftwidriges, vernichtet, dafür der philosophische Begriff Glauben, der als solcher Grundbedingung alles Lebens ist, gegen Schopenhauer festgestellt. Dieser logisch definirte Glaube giebt eine vernunftgemässe Darstellung des Sündenfalles, ihn alles Mytischen entkleidend und dabei Darwins Theorie von der Abstammung des Menschen in gewisser Hinsicht rechtfertigend. Die „Grundzüge" weisen nach, dass die Erzählungen des alten Testamentes von dem Werden des Menschen Darwins Theorien durchaus rechtfertigen, ja das ganze Werk, indem es die geistige Entwickelung des Menschen verfolgt, stützt sich theilweise auf diese Theorien und weist Hellwalds Folgerungen als durchaus unhaltbar, der Logik und Empirie widersprechend nach.

Die Grundzüge der „Theophilosophie" erscheinen in sechs Lieferungen à 4—5 Bogen stark zum Subscriptionspreise von 1 *M.* pro Lieferung. Nach Fertigstellung des Bandes tritt der erhöhte Ladenpreis von 8 *M.* ein.

Gegen Einsendung von 1 *M.* pro Lieferung resp. 6 *M.* für den compl. Band versendet die Verlagshandlung auch jede Lieferung direct franco nach Erscheinen.

Soeben erschien bei **Strzeczek** in **Löbau** i. W/Pr.:

Die jüdischen Speisegesetze

von **Theologus.**

Preis 1 *M.* 20 *Pf.*

Die Presse sagt:

Ein epochemachendes Buch, wie schon länger keines auf dem Büchermarkt erschienen ist.

Wir empfehlen dieses Buch nicht nur allen jüdischen Gelehrten und Laien, welcher Richtung sie auch angehören mögen, sowie besonders den Kultusvorständen, Bibliotheken u. s. f., sondern auch den gebildeten Christen aufs Wärmste, überzeugt, daß sie es mit Genuß und Nutzen lesen und mit Befriedigung aus der Hand legen.

Abraham Geiger als Reformator des Judenthums

von Dr. **Emanuel Schreiber,**

Rabbiner in Bonn.

Preis 3 *M.*

Professor Dr. A. Birlinger, die Hallische Zeitung, die Rhein- u. Ruhrzeitung, C. Scholls Zeitschrift u. s. w. rühmen dieses Werk durchwegs und empfehlen es Jedermann.

---

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. **3 M.**

R. Wiering, Buchhandlung, **Hamburg.**

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart.**

Geschichte der Hexenprocesse

von Dr. **W. G. Soldan.**

In zweiter Auflage neu bearbeitet von Dr. **Heinrich Heppe.**

Zwei Bände. Groß-Octav. (XII u.) 940 Seiten. *M.* 13.—

Der Herausgeber der zweiten Auflage dieses vielgenannten Buches, der seither verstorbene Universitäts-Professor Dr. H. Heppe in Marburg, hatte für sie die ausgiebigsten Vorstudien gemacht und mit unglaublichem Fleiß das durch das In- und Ausland verstreute Quellenmaterial zusammengetragen, es auf Grund der Akten in den verschiedenen Staatsarchiven verglichen und gesichtet und somit ein Werk geschaffen, das gegen die erste Auflage auf den doppelten Umfang angewachsen, den Eindruck einer Originalarbeit macht.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer (gross Format).

Die grösseren »Führer« umfassen meist grössere Reisegebiete und bergen in ihrem grössern Umfang die *erschöpfendste Führerkenntnis* mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hülfsmitteln.

Norddeutschland, Oestl. u. Westl.	à M. 5,00	**Südfrankreich,** von *Gsell-Fels.*	M. 10,00
Süddeutschland	- 7,50	**Paris und Nordfrankreich**	- 7,50
Thüringen	- 7,50	**London,** von *Ravenstein.*	- 7,50
Deutsche Alpen, Westl.	- 7,00	**Oberitalien,** von *Gsell-Fels.*	- 12,00
Deutsche Alpen, Oestl.	- 5,00	**Rom u. Mittelitalien,** v. *Gsell-Fels*	- 18,00
Schweiz	- 9,00	**Unteritalien u. Sicilien,** v. *Dems.*	- 12,00

Wegweiser (klein Format).

Die kleineren und billigeren »Wegweiser« beschränken sich auf kleinere Gebirgspartien oder allgemein gesuchte Ausflugsgebiete, und entsprechen dem *Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl,* welche mit Zeit und Geld zu geizen hat.

Rheinlande	M. 5,00	**Thüringen,** v. *Anding* u. *Radefeld*	M. 2,00
Oesterreich-Ungarn	- 6,00	**Harz**	- 2,00
Italien in 60 Tagen, von *Gsell-Fels*	- 9,00	**Riesengebirge,** von *Letzner*	- 2,00
Norwegen, Schweden und Dänemark, von *Nielsen*	- 7,50	**Schwarzwald**	- 2,00
		Schweiz	- 2,00

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** W., Behrenstraße 4.

C. Hildebrandt's Aquarelle

Chromo-Facsimiles von **R. Steinbock** und **W. Lorillot.**

I. Serie.

Reise um die Erde.

Nach Original-Aufnahmen in **Egypten, Indien, China, Japan, Amerika** u. s. w.

34 Blätter auf gr. Folio-Cartons, 306 *M.*, in eleg. reich verzierter Mappe 324 *M.*, in eleg. Kasten in Buchform mit Portrait 360 *M.*

Einzeln kostet jedes Blatt aus einer dieser beiden Sammlungen jetzt nur **12 Mark.**

II. Serie.

Aus Europa.

Nach Originalen **aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers.**

14 Blätter auf groß Folio-Cartons, 126 *M.*, in eleganter reich verzierter Mappe, 144 *M.*

Bei Abnahme von mindestens 6 Blatt ist der Preis nur **9 Mark** pro Blatt.

Diese Blätter bieten eine Auswahl der besten Stücke der weltberühmten Hildebrandt'schen Aquarellen in allseitig als Meisterwerke anerkannten künstlerischen Reproductionen.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Prospecte mit genauem Verzeichniß der einzelnen Nummern gratis und franco.

Statt 126 Mark nur 55 Mark

Pierer's Conversations-Lexicon

6. neueste Auflage, beendet October 1879. 18 Bde. mit vielen Kupfern u. Karten in 18 sehr eleganten Halbfranzbänden. Tadellos neue Exemplare.

L. M. Glogau Sohn, Hamburg,
23 Burstah.

Italienische

Leghühner und Hahnen,

racerein mit gelben Füßen und gelben Schnäbeln per Stück *M.* 4.—

Feinste Essig-Gurken,

garantirt haltbar und wohlschmeckend. 100 Stück *M.* 1.50, in Gebinden à 300, 500 und 1000 Stück.

J. Bungert in **Cöln.**

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 7. August 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

MISSION

Inhalt: Die Entwickelung des französischen Heerwesens seit dem deutsch-französischen Kriege. Von G. v. Marées. I. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines inactiven Offiziers nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. I. — **Literatur und Kunst:** Ein moderner „Freigeist". Von Hans Herrig. — Aus meinem Münchner Notizbuche. Von Sigm. Schlesinger. — Aus neuern Literaturen. Von J. Mähly. — Die kunstgewerblichen Alterthümer auf der Ausstellung in Düsseldorf. Von W. Beckmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Von allem Möglichen und einigen anderen Dingen. Von Paul Lindau. — Gastspiel der Herren Nachbaur und Reichmann im Kroll'schen Theater. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Entwickelung des französischen Heerwesens seit dem deutsch-französischen Kriege.

Von G. v. Marées.

I.

Wie am 14. October 1806 auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt einst für Preußens Volk und Heer die Morgenröthe einer besseren Zukunft aufging, so fielen genau vor zehn Jahren durch die doppelte Niederlage von Wörth und Spicheren die ersten Axthiebe gegen das morsche Heeresgebäude Frankreichs. Ein Rückblick auf die Entwicklung der seitdem neu geschaffenen französischen Armee dürfte zur Stunde um so gerechtfertigter erscheinen, als vor wenigen Tagen dieser Armee unter dem Zujauchzen der Nation die Symbole der militärischen Ehre und Treue in feierlichster Weise übergeben worden sind, und hierdurch das in langjährigem angestrengtem Schaffen aufgerichtete Gebäude der Heeresreorganisation gewissermaßen gekrönt worden ist. Mit nicht geringerem Selbstbewußtsein wie vor zehn Jahren blickt Frankreich heute auf seine Armee. Der Blick, damals durch den Flitter der kaiserlichen Regierung geblendet, schaut jetzt ungetrübt auf eine arbeitsreiche Vergangenheit, auf eine achtungsvolle Gegenwart, auf eine Zukunft, deren Losung nach den Worten des französischen Staatsoberhauptes auch fernerhin Friede und Arbeit sein soll!

Am 14. Juli 1870 erließ der Kaiser Napoleon den Befehl zur Einziehung der Reserven für den gegen Preußen beabsichtigten Krieg! „Nach Berlin! Nach Berlin!" rief in tollem Jubel das Heer! Durch billigen Ruhm, erworben in der Krim, auf dem mit deutschem Blut getränkten lombardischen Boden, gegen Chinesen, Araber und mexikanische Schaaren, hatte dasselbe sich in einen solchen Grad von Ueberschätzung hineingeträumt, daß es den Sieg der preußischen Truppen bei Königgrätz als eine ihm zugefügte Beleidigung ansah. Geneigt den Luxemburger Handel zur Kriegsveranlassung zu machen, erkannte die französische Regierung aber ihre militärische Ohnmacht und schritt unter Leitung des trefflichen Marschall Niel zur Umgestaltung des Heerwesens, demgemäß im Jahre 1868 die Armee in das stehende Heer (mit fünfjähriger Dienstzeit), die Reserve (mit vierjähriger Dienstzeit) und die mobile Nationalgarde gegliedert wurde. — Marschall Niel sollte das begonnene Werk nicht zu Ende führen; der Tod raffte ihn bereits im Jahre 1869 hinweg und sein wenig [illegible]er Nachfolger sprach nur zu schnell das verhängnißvolle „a[illegible]" aus. Was es hiermit für eine Bewandniß hatte, bewiesen in schneller Folge die Tage von Wörth, Spicheren, Metz und Sedan! Vier Wochen nach dem ersten Zusammenstoß besaß das mächtige Frankreich keine im freien Felde stehende Armee mehr! Unzureichende Heereseinrichtungen, welche die Kraft der Nation nicht zur Geltung kommen ließen, und eine unfähige Heeresleitung hatten die tapferen französischen Soldaten in die Gewalt des Gegners gebracht! — Das staunende Europa sah nun zum weiteren Kampfe um die Ehre Frankreichs Volksheere aus der Erde wachsen, die sich dem mächtigen Sieger opfermuthig entgegenwarfen. Aber die bewunderungswerthe Energie Gambettas und seines Beigeordneten de Freycinet war nicht im Stande, aus den unausgebildeten Schaaren zuverlässige Werkzeuge der Heerführer zu schaffen; die kühnen Pläne des französischen Staatslenkers rechneten mit unausführbaren Leistungen und nicht gebrauchsfähigen Mitteln. So mußte denn nach langer, Achtung gebietender Gegenwehr und trotz aller Anstrengungen des gesammten Landes sich Paris und mit ihm ganz Frankreich endlich dem Willen des Gegners beugen.

Ehe nach erlangtem Frieden französischer Seits an eine geregelte Wiederherstellung des Heeres gedacht werden konnte, galt es zunächst unter den Augen der Deutschen zur Bekämpfung der in der Hauptstadt hausenden Commune aus den noch vorhandenen Heeresträmmern und den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten eine Armee zusammenzubringen. Diese machte sich bald zum Herrn der Lage, und nunmehr schritten Präsident Thiers und der Kriegsminister, General de Cissey, eifrigst ans Werk, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen ein neues Heer zu schaffen, würdig der Stellung, welche Frankreich im europäischeu Staatenconcerte einzunehmen berufen ist.

Hunderttausende von Nationalgarden befanden sich noch unter den Waffen; eine große Anzahl derselben war durch den Krieg seiner Existenz beraubt, oder nicht mehr an Arbeit gewöhnt. Die politischen Verhältnisse des Landes hielten die Gemüther in Aufregung; man war daher nicht überall gewillt, die Waffen ohne weiteres aus der Hand zu legen. Aber durch weise Vorsicht, verbunden mit der nöthigen Energie, war es noch vor Ablauf des Jahres und ohne nennenswerthe Störung gelungen, sämmtliche Nationalgarden ihrem bürgerlichen Berufe wiederzugeben, sowie die für den Krieg geschaffenen Verbände aufzulösen. Die gesammte dienstpflichtige Mannschaft befand sich hingegen in neuformirte Truppentheile eingestellt. Im Herbste 1872 umfaßte die französische Armee alsdann bereits eine erheblich größere Anzahl von Bataillonen, Schwadronen und Batterien als vor dem Kriege.

Digitized by Google

Alle diese Schöpfungen trugen jedoch nur einen provisorischen Charakter und konnten erst feste Gestalt durch neue Gesetze über die Dienstpflicht und die Heeresgliederung gewinnen.

Auch auf diesem Gebiete schritten die gesetzgebenden Gewalten des Landes mit anerkennenswerthem Eifer und richtiger Auffassung der Verhältnisse rüstig vorwärts. Der Krieg hatte es deutlich dargethan, daß das moderne, wenn auch tapfere Prätorianerheer des Kaiserreichs fast in keiner Beziehung den Anforderungen der Zeit entsprochen hatte, vor Allem, weil es nicht die gesammte Volkskraft zur Vertheidigung des Vaterlandes in sich aufzunehmen wußte. Andrerseits hatte man aber auch erfahren, daß ungeschulte Volksheere der erforderlichen Wehrkraft entbehren und ein ungefüges, unzuverlässiges Instrument für die Heeresleitung sind. Das Richtige mußte in der Mitte liegen: die Gesammtkraft der Nation in einem geschulten Heere zum Ausdruck bringen! Von solchen Anschauungen ausgehend, gab man bereits am 27. Juli 1872 einem neuen Wehrgesetz das Dasein.

Allgemeine Wehrpflicht — einst schon auf Anregung Barère's vom Convent zum Gesetz und unter Carnot's geschickter Leitung zur That gemacht, dann aber mit dem Schwinden der Gefahr zu des großen Napoleon Zeiten mehr und mehr zum Schattenbilde erblassend, was sie bis zum Jahre 1870 blieb — sollte wieder zur Durchführung gelangen. Jeder Franzose, so bestimmte das Gesetz, ist zum persönlichen Kriegsdienst verpflichtet; jeder, der nicht für völlig dienstuntauglich bezeichnet wird, gehört vom 20. Lebensjahre an 9 Jahre zur activen (5 Jahre zum stehenden Heere, 4 Jahre zur Reserve desselben), 11 Jahre zur Territorialarmee (5 Jahre zur Territorialarmee, 6 Jahre zur Reserve derselben). Ein Theil der behufs Ableistung der Dienstpflicht eingestellten Mannschaften wird nach Ablauf eines Jahres auf Grund näherer Anordnung des Kriegsministers und unter Berücksichtigung der bei der Aushebung gezogenen Loosnummer bis auf weiteres in die Heimat beurlaubt; befinden sich unter den Betreffenden Leute, welche den Anforderungen des Dienstes nicht genügen, oder des Lesens und Schreibens unkundig sind, so können dieselben noch ein zweites Jahr bei der Truppe behalten werden, während junge Leute bei Erfüllung der vorstehenden Bedingungen bereits nach halbjähriger Dienstzeit beurlaubt werden dürfen. Freiwilliger Eintritt ist bei einer gewissen Elementarbildung vom 18. Lebensjahr an gestattet und kann der Betreffende schon nach Jahresfrist beurlaubt werden. Wissenschaftliche Befähigung, durch Schulzeugnisse oder in einer durch den Kriegsminister näher festzusetzenden Prüfung dargethan, berechtigt zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger; ungenügende Leistungen während dieses Dienstjahres ziehen das Verbleiben bei der Truppe für ein zweites Jahr nach sich. Die Mannschaften der Reserve üben im Ganzen zweimal, höchstens vier Wochen, die der Territorialarmee einmal etwa vierzehn Tage lang.

Dieses wichtige Gesetz, welches die gesammte dienstfähige Mannschaft 20 Jahre zum Heeresdienst verfügbar macht, bildet die Grundlage des jetzigen französischen Heerwesens und wurde ihm, um sofort im Bedarfsfalle eine große Anzahl von Soldaten zur Hand zu haben, rückwirkende Kraft bis zum Jahre 1863 gegeben.

Nicht ohne erregte parlamentarische Kämpfe hatten die tief in das Gesammtleben der Nation eingreifenden Bestimmungen die gesetzliche Weihe erhalten. Zwei Parteien standen sich schroff gegenüber. Eingedenk der ruhmreichen Vergangenheit der im langen Dienst (7 Jahre) geschulten Armee und in letzterer das feste Werkzeug der Regierung den schwankenden, inneren politischen Verhältnissen gegenüber erblickend, erachteten die Einen auch jetzt noch eine womöglich siebenjährige Dienstzeit und somit eine sehr geringe jährliche Rekrutengestellung für das Beste. Die Andern hingegen huldigten den modernen militärischen Anschauungen und sahen in der Armee hauptsächlich die Vertheidiger des Vaterlandes gegen äußere Feinde; um hierzu thunlichst die ganze Nation zu befähigen, hätten sie am liebsten eine einjährige Dienstzeit erstrebt. Nur mit Mühe ließen sie sich von ihren Widersachern fünf Dienstjahre abringen, und mußte zu diesem Zwecke Herr Thiers, der Vater der altnapoleonischen Legende, seine ganze, bekanntlich nicht unbedeutende Fähigkeit in der Phrasenmacherei, ja sogar das Gewicht seiner Stellung einsetzen.

Daß die festgesetzten fünf Dienstjahre nur einen Theil der Dienstpflichtigen treffen können, hatte schon das Gesetz durch Anordnung von Beurlaubungen nach einjähriger Dienstzeit ausgesprochen. Wollte man die jährlich verfügbar werdenden jungen Leute, etwa 150,000 an der Zahl, fünf Jahre bei der Fahne behalten, so hätte die Friedensstärke der Armee, unter Anrechnung von 120,000 vorhandenen Offizieren, Unteroffizieren und anderen Stammmannschaften und eines Abgangs von etwa 10%, immerhin ungefähr 800,000 Mann betragen, die zu erhalten das reiche, und in Beziehung auf Wiederherstellung des Heeres ungemein opferwillige Frankreich nimmer im Stande war. Es gestaltete sich die Ausführung des Wehrgesetzes in Folge dessen derartig, daß man bei einer regelmäßigen Ausgabe von ungefähr 500 Millionen Francs und einer Friedensstärke von etwa 450,000 Mann 66% der verfügbaren Mannschaft zu fünfjähriger Dienstzeit einzog, aber im Durchschnitt nur $3^5/_6$ Jahr bei der Fahne zu behalten vermochte. Dabei war die vorübergehende Einstellung der übrig bleibenden 34% dienstpflichtiger Mannschaft nur durch Gewährung außerordentlicher Geldmittel zunächst auf sechs Monate, erst in der letzten Zeit auf ein Jahr zu ermöglichen. Unter solchen Umständen mußte der Gedanke mehr und mehr Raum gewinnen, ob man der gesetzlichen fünfjährigen Dienstzeit nicht überhaupt den Todesstoß versetzen solle? — Den wiederholt in der gesetzgebenden Versammlung gestellten Anträgen auf Einführung einer dreijährigen Dienstzeit und eines sechsjährigen Verbleibens in der Reserve des stehenden Heeres, kam im verflossenen Jahre der Kriegsminister dadurch entgegen, daß er von dem für das Landheer vorhandenen Jahrescontingent 116,428 Mann (première portion) für dreijährige, und nur 16,471 Mann, also anstatt der bisherigen 34% nur etwa 14%, zum einjährigen Dienst (deuxième portion) einstellte. Aber vor kurzem sah sich der inzwischen neu ernannte Kriegsminister, General Farre, der siebente seit dem Friedensschlusse, in Folge der hierdurch herbeigeführten Unzuträglichkeiten genöthigt, die Zahl der zum einjährigen Dienst bestimmten Leute auf 45,000 Mann zu erhöhen; auch hält er eine dreijährige Dienstzeit der Hauptmasse vom militärischen Standpunkte aus nicht für vollständig genügend, wird aber jedenfalls zu Abänderungen der bisherigen Bestimmungen die Hand bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

I.

Zehn Jahre sind verflossen! Und dennoch steht Alles, was sich in dieser ereignißreichen Zeit vor meinen Augen zugetragen, noch so lebendig vor meiner Seele, als ob es gestern gewesen wäre.

Wer erinnert sich wohl nicht mehr der Zeit, da wir plötzlich in Berlin aus unsern friedlichen Uebungen durch das unerwartete Kriegsgeschrei aufgescheucht wurden, wie durch einen Blitz aus heiterm Himmel? Unser König war in Ems, der Kanzler in Varzin, der berühmte Stratege, der Leiter aller kriegerischen Operationen, General von Moltke, gönnte sich eine Erholung in Kreisau, unser commandirender General war zum Besuch seiner hohen Schwester in Petersburg, selbst der Kriegsminister erfrischte sich an der stillen Landluft auf seinem Landsitze in der Nähe von Berlin nach den stets anstrengenden und ermüdenden Wortgefechten im Landtage. Wir Soldaten niedern Ranges aber

Digitized by Google

beschäftigten uns mit den Uebungen, die der Anfang Juli bringt, und bei denen die Anwesenheit der höheren Führer nicht nöthig ist, d. h. wir lehrten den Truppen aller Waffen von Früh bis Abend bei der glühenden Sonnenhitze Scheibenschießen. Wer in die nächste Zukunft schaute, dachte an Manöver und Paraden. An Krieg dachte niemand.

Da erscholl die Kunde von Grammonts am 6. Juli gehaltener Rede durch die Welt! Dennoch glaubte kein Mensch an den Ernst der Lage. Wer von Krieg sprach — und es gibt immer Heißblütige, die in jedem Augenblicke einen Krieg vermuthen — wurde verlacht. Wir glaubten allgemein, Grammont, an dessen geistiger Begabung viele seiner Bekannten gerechte Zweifel hegten, habe die Grenzen seiner Aufträge überschritten und werde verleugnet werden. Ein anderer Minister werde seine Stelle einnehmen müssen.

Aber von Tag zu Tag wurde die Lage ernster, Nachrichten aus Ems und Paris füllten die Spalten der Zeitungen. Die Pariser Zeitungen beschimpften uns mit einem System, welches eine höhere Eingebung vermuthen ließ. Mußten wir doch lesen, wie man es in Paris unglaublich fand, daß sich die Deutschen Alles gefallen ließen. „Wir Franzosen," so hieß es, „wir hätten ihnen schon längst mit Kolbenstößen geantwortet." Es ist noch in Aller Erinnerung, was sich in Ems zugetragen. Die Documente sind jetzt darüber veröffentlicht. Damals konnten wir nüchternen Berliner Soldaten noch schwer an die Wirklichkeit glauben. Die Spanier wählten sich einen König. Darüber tobten die Franzosen, obgleich der Neuerwählte, der Hohenzollern hieß, nicht mit unserm König, wohl aber mit dem Kaiser Napoleon verwandt war, gegen Preußen. Dieser Hohenzoller schlug die Krone aus, und dennoch verlangte man eine Demüthigung Preußens deshalb. Begreife das, wer will, wir glaubten nicht daran. Denn wer glaubt denn jetzt noch gleich Alles, was aufgeregte Zeitungsartikel bringen?

Wir lebten daher ruhig unsern Uebungen weiter. Der französische Oberst Stoffel, jener scharfsichtige, kluge und liebenswürdige Offizier, dessen Warnungen an den Ufern der Seine unbeachtet geblieben sind und der später dem Parteihaß zum Opfer fiel, weil man es ihm nicht vergeben konnte, daß er Recht gehabt hatte, wohnte unsern Uebungen bei und war ein lieber, gern gesehener Gast.

Aber in wenigen Tagen trat die nackte Wirklichkeit an uns heran.

Unsere Regierung veröffentlichte, was in Ems geschehen. Der König reiste von Ems ab, kam am 15. Juli in Berlin an und befahl die Mobilmachung des ganzen Heeres.

Wer diesen 15. Juli in Berlin erlebt hat, wird ihn nie vergessen.

Die Straßen, die der König durchfahren mußte, waren dichtgedrängt voll. In banger Erwartung harrte die Menschenmasse. Da durchflog die Nachricht von der bei der Ankunft befohlenen Mobilmachung die Stadt, dem Könige voraus, der auf dem Bahnhofe noch den ihn empfangenden Behörden die nöthigen Befehle ertheilte. Der königliche Wagen, eine offene Chaise, in der der König mit dem Kronprinzen saß, ward durch Luft und Mauern erschütternde donnernde Hochs und Hurrahs begrüßt und konnte nur langsam fahren, denn die Polizei war auf solche Massen nicht vorbereitet, hatte also keine Maßregeln getroffen, um die Straßen frei zu halten. Auch würde der König wohl nicht erlaubt haben, daß in so ernsten Augenblicken solchen Kundgebungen der Vaterlandsliebe Einhalt gethan worden wäre. Ueberwältigt von solchen Eindrücken stieg der König im Palais aus dem Wagen und sagte: „Wenn es Vorbedeutungen gibt, so ist dies eine gute. Der Jubel ist ja jetzt vor dem Kriege größer, als vor vier Jahren, da ich nach dem Kriege als Sieger heimkehrte. Gott gebe es! Denn wir werden schwer ringen müssen. Es scheint, der Gegner hat im Geheimen gerüstet und wird uns überfallen. Nun wie Gott will!"

Dieselbe Ansicht, daß nämlich der Gegner gerüstet sei und uns überfallen wolle, hatte die ganze Armee. Wie könnte er ungerüstet so die Gelegenheit vom Zaune brechen? So fragte Jeder. Es war daher Jeder von uns fest überzeugt, daß wir Anfangs gegen große Uebermacht kämpfen und die ersten Schlachten verlieren würden, bis unsere Rüstungen vollendet seien, wenn auch Niemand an einem endlichen siegreichen Ausgange zweifelte.

Ein tiefer Ernst bemächtigte sich daher der Gemüther aller Offiziere. Ein Jeder wußte, daß es sich um schwere Zeiten, große Verluste handele, und daß es der Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte jedes Einzelnen bedürfe, um das Vaterland vor großem Unheil zu bewahren; und die Offiziere theilten das blinde Vertrauen der großen Masse in die Unbesiegbarkeit unserer Waffen nicht, das seit dem überraschenden Erfolge von 1866 das Volk beseelte, und dem brandenburgischen Landwehrmann, als er seiner Frau die Gestellungsordre zeigte, die Worte über die Lippen drängte: „Sieh 'mal, Frau, nu jeht det olle Siegen wieder los." — Hatte doch die französische Armee durch das Talent des dritten Napoleon, öffentliche Meinung zu machen, auch bei den meisten Männern vom Fach den Ruf der ersten Armee der Erde, den Glanz einer Musterarmee bewahrt. — So geschickt waren die Schwächen der mexikanischen Expedition verschleiert worden!

Während nun die politischen Ereignisse Schlag auf Schlag die Welt in Aufregung erhielten, in Folge des Mobilmachungsbefehls der Reichstag zusammentrat, um das nöthige Geld zu bewilligen, wobei das Haus Rothschild durch Wort und That, nämlich Geld, nur für Frankreich Partei ergriff, weil es nur dort Sieg und Geldgewinn zu finden hoffte, die französische Kriegserklärung an Preußen sehr bald eintraf, das kleine Bayern aber in treuer Bundesgenossenschaft dem übermächtigen französischen Kaiser den Krieg selbst erklärte und alle deutschen Staaten sich einmüthig Preußen anschlossen, ward mit allem Ernst, aber auch mit einer aller Worte und aller Schaustellung baaren Stille die Mobilmachung durchgeführt, die nach den Erfahrungen von 1866 noch weit schneller und regelmäßiger ausgeführt werden konnte, als damals. Es ging dabei so still zu, daß in Berlin wohnende Fremde von einem kriegerischen Treiben gar nichts gewahrten, und selbst die Diplomaten im Casino sich wunderten, daß die dort als regelmäßige Tischgäste verkehrenden Offiziere weiter täglich zu sehen waren, als ob nichts im Werke wäre, und nur allmählich, Einer nach dem Andern, verschwanden, bis man später hörte, daß sie mit ihren mobil gewordenen Truppen nächtlich per Eisenbahn nach dem Westen abgereist seien. Bald nach dem Könige kehrte auch der berühmte Stratege Moltke nach Berlin zurück. Man sah ihn aber täglich zu seiner bestimmten Stunde im Thiergarten spazieren reiten, als ob er nichts zu thun habe, und einem aufgeregten Frager, der ihn auf einem solchen Spazierritt bestürmte: „Bitte Excellenz, um Gotteswillen, wie steht es denn?" antwortete er ruhig: „Je nun, ich bin zufrieden, Wintersaat vortrefflich, Sommerkorn auch gut, nur die Kartoffeln wollen in Kreisau nicht so gut gedeihen, wie sonst." Dann kam auch der Kanzler aus Varzin zurück, nachdem bis dahin bekanntlich der König aus Ems alle Entscheidungen persönlich ohne Auswärtiges Amt gegeben hatte, und der russische Kanzler eilte aus Wildbad über Berlin nach Petersburg auf seinen Posten in der kritischen Zeit. Das war ein hochinteressanter Augenblick, als Bismarck, von seinem Sohne und Herrn von Keudell auf dem Bahnhofe empfangen, mit ihnen im offnen Wagen aus der neuen Wilhelmsstraße kommend, unter den Linden den Weg des spazierenfahrenden Gortschakoff kreuzte, und diesen begrüßte, der sich nur einen Tag in Berlin aufhielt. — Das deutsche Volk aber jubelte laut. Ueberall waltete nur ein Geist, der Geist der Einigkeit, um dem feindlichen Anfall zu widerstehen, um die Gefahr abzuwenden, ein opferwilliger, freudiger Geist, freudig, denn es fühlte Jeder, daß diese Gefahr nur bringe, was uns Jahrhunderte lang gefehlt, die deutsche Einigkeit. Ein Lied, bis dahin nach Text und Melodie nur von Wenigen gekannt, ward einstimmig von der russischen Grenze bis zur französischen, von den Alpen bis zum Belt, von allen Deutschen mit Begeisterung gesungen. Als der commandirende General des Gardecorps, aus Petersburg durch Telegramm zurückberufen, in dem nächsten Courierzuge die deutsche Grenze bei Eidtkuhnen erreichte, da ward er von einem demonstrativen Sängerchor mit

*

Digitized by Google

der „Wacht am Rhein" überraschend empfangen, und zu derselben Zeit ward dasselbe Lied am Rhein, in Bayern und Schwaben gesungen. Wie durch einen Zauber war das Lied allgemein bekannt.

Der 16. Juli war der erste Mobilmachungstag. Den 26. Juli begannen die Eisenbahntransporte des Gardecorps nach dem Rhein. Die andern Armeecorps, die in ihren Ersatzbezirken stehen, waren noch einige Tage früher schlagfähig. Dank der allgemeinen Wehrpflicht weiß jetzt Jeder, was für eine Riesenarbeit mit dem Worte Mobilmachung bezeichnet wird, und welche genau übereinstimmende Thätigkeit dazu gehört, um sie in so kurzer Zeit zu bewältigen. Ehre dem Kriegsministerium für seine Anordnungen, Ehre dem Generalstabe für seine Thätigkeit, Ehre den Offizieren für die rastlose Arbeit, Ehre aber auch dem gemeinen Manne für seine Bereitwilligkeit. Er läßt Haus und Hof, Weib und Kind im Stich. In Erwartung, daß so Mancher im entscheidenden Moment krank werden oder unter irgend einem Vorwande fehlen könnte, wird für den Mobilmachungsaugenblick auf einen Procentsatz Ausfall an Mannschaften gerechnet. Dieses Mal aber fehlte Keiner, ein Jeder kam freudig, Mancher früher als er sollte, und es entstanden hier und da Verlegenheiten, weil sich mehr Mannschaften stellten, als worauf gerechnet war. So groß war die allgemeine Begeisterung!

Die Angehörigen aber sammelten Geld, rüsteten sich zur freiwilligen Krankenpflege, häuften Vorräthe auf, und kein Mensch blieb unthätig. Die Väter aber sahen freudig und ohne Thränen ihre Söhne ziehen. Galt es doch den Kampf gegen dasselbe drohende Joch, das sie einst durch schweren Kampf abgeschüttelt hatten. Tief bekümmert waren sie nur, weil ihr Alter es ihnen nicht erlaubte, auch diesmal mit in den Krieg zu ziehen, wie vor 55 Jahren. Denn in dem ganzen Heere gab es außer dem alten Steinmetz nur Einen, der schon in den Freiheitskriegen mitgekämpft hatte, und jetzt wieder nach der westlichen Grenze zog, und dieser Eine war der Führer der gewaltigen deutschen Armee, der erfahrene siegreiche Feldherr, war König Wilhelm.

Nach Maßgabe der Vollendung der Mobilmachung führte uns das Dampfroß nach Westen. Man eilte, Truppen nach dem Rheine zu senden. Denn wenn auch Frankreich nicht mit dem Tage der Kriegserklärung den Angriff begann, und zu unser Aller größtem Erstaunen ein Tag nach dem andern verstrich, ohne uns die erwartete Nachricht von dem Einrücken des Feindes in die Grenzländer zu bringen, so konnte doch dieser Einmarsch jeden Tag erfolgen; wozu denn sonst die vorzeitige Kriegserklärung? — So wurden auch wir eines Abends „verladen", oder „eingeschifft", wie es jetzt heißt, und zunächst fortgeschafft, wie todtes Frachtgut. Wohin? wir wußten es selbst nicht. Wir hatten nur nach dem und dem Bahnhofe zu marschiren, einzusteigen und uns von der Locomotive ziehen zu lassen. Wir stiegen Nachts auf dem Anhaltischen Bahnhofe ein. Ein Fahrplan besagte, wir sollten in Homburg in der Pfalz aussteigen. Aber die Locomotive fuhr uns einen andern Weg. Wir kamen an Stationen vorbei, die an einer uns unbekannten Bahn lagen; der Generalstab hatte mit dem unheimlichen Telegraphendraht uns anders geleitet und nach zweitägiger Fahrt lud man uns höflichst ein, auszusteigen. Wir waren in Mannheim am Rhein! Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, so willenlos wie ein Stück Gepäck fortgeschafft zu werden. Dabei lebten wir wie die Lilien auf dem Felde. Ueberall war für uns gesorgt. Da gab es Frühstücksstationen, Mittagsstationen, Abendsuppen, und wenn auch bei eintretenden Fahrstörungen das Mittagessen mitunter früh um 3 Uhr, das Abendessen Mittags 12 Uhr und das Frühstück Abends 11 Uhr verzehrt werden mußte, gleichviel, wir wurden satt, ohne zu sorgen. — An allen andern Stationen aber reichten jubelnde Einwohner den Truppen Speise und Trank, oft mehr Trank, als es uns Offizieren wünschenswerth erschien. Besonders glänzend war der Empfang in Frankfurt am Main, wo sehr elegant gekleidete vornehme Herren aus der Stadt die Kellner spielten bei den an die gemeinen Soldaten gratis verabreichten Erfrischungen und Stärkungen.

In Mannheim fanden wir Quartiere bereit und für Alles gesorgt. Der trefflich organisirte Generalstab hatte auch unsere Quartiermacher durch den geheimnißvollen Telegraphendraht dirigirt. Wir verstanden von alledem noch nichts, oder doch Jeder nur so viel, als für sein Verhalten immer für die nächsten 24 Stunden nöthig war. Erst lange nach dem Kriege ist uns durch das Studium des Generalstabswerkes klar geworden, mit welcher wohlberechneten Vorsicht die oberste Heeresleitung die Eisenbahn-Ausladungspunkte jeden Tag so weit von der französischen Grenze ablegte, daß für den Fall eines Einmarsches des Feindes noch in den nächsten Tagen bis zum Zusammenstoß eine genügende Truppenmasse nachgesandt werden konnte, um dem Feinde die Spitze zu bieten, ohne daß die Vordersten Gefahr liefen, durch die feindliche Uebermacht erdrückt zu werden. An der Grenze aber stand ein dünner Schleier von Beobachtungstruppen. Da wurden dann täglich die Ausschiffungsstationen weiter vorgelegt, während die bereits ausgeschifften Truppen nach vorwärts marschirten, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen weiter vorn auf Truppen stießen, die noch in Berlin geblieben waren, als sie selbst abreisten. So ging es auch uns auf unserm Marsche über Kaiserslautern nach Homburg in der Pfalz, während dessen sich das ganze Gardecorps vereinigte.

Alles ging dabei so geordnet und regelmäßig von Statten, die im Voraus getroffenen Maßregeln zur Verpflegung der Truppen waren so richtig berechnet, daß sich unser ein unbedingtes Vertrauen zur Führung des Ganzen bemächtigte, daß ein jeder Befehl nicht nur aus Gehorsam befolgt wurde, sondern auch mit der bestimmten Ansicht, daß er nicht anders möglich, daß er eine Art von Schicksalsfügung sei. Das sogenannte „Räsonniren", das dem Deutschen so sehr anklebt, das bereits der große König Friedrich in manchen Befehlen als ein Erbübel verfolgt hat, fing gar nicht an, und Alles ging fröhlich vorwärts, von einem Tage zum andern lebend, mit der Heiterkeit der Ergebung den kommenden Ereignissen entgegensehend.

So kamen wir den 6. August nach Homburg. Das war ein schwerer Tag für die Garden des Königs! Es traf die Nachricht ein von dem Siege von Weißenburg am 4. August, während man dumpfen Kanonendonner hörte, rechts von der Gegend von Spicheren her. Rechts und links ward geschlagen, und die Garden, die im Frieden bevorzugten Truppen, blieben unthätig, sie wollten doch auch im Kriege bevorzugt werden durch Antheil an Kampf und Gefahr, wie 1866, damit sie sich des Vorzuges im Frieden würdig zeigten. Da war es unsere, der Offiziere Sache, die edle Ungeduld der Mannschaft zu zügeln.

Weiter wälzten sich die Massen der Armee nach der Grenze. Der 6. August hatte zwei Siege gebracht, bei Spicheren und Wörth, und der Feind zog sich von der Grenze zurück. Auf der großen Straße Kaiserslautern, Landstuhl, Homburg u. s. w. marschirten drei Armeecorps hintereinander, eine Marschleistung, die, insbesondere bei der großen Hitze, die unerhörtesten Anstrengungen und Entbehrungen zur Folge hatte, denn den Menschenmassen konnten keine Lebensmittel nachgeführt werden auf der Straße, die viele Meilen weit (ein Corps allein ist 3 Meilen lang) von Truppen bedeckt ist. Man trug, was man essen sollte, und lebte von dem, was man bei sich trug. Aber es war vorgesorgt. Wir mußten auf mehrere Tage Lebensmittel bei uns tragen.

Mit dem Ueberschreiten der Grenze entfalteten sich die Corps zum Aufmarsch neben einander. Wir mußten ein kahles Felsengebirge der Vogesen überschreiten, auf Wegen, welche sonst nur von Fußgängern, und das mit Widerwillen, eingeschlagen wurden. Das hinderte die Freudigkeit nicht. Auf dem Steingerölle bergauf, bergab führten die Reiter ihre Pferde, die Kanoniere aber halfen jubelnd ihre Geschütze den Berg hinaufziehen, von den Kameraden der Infanterie unterstützt, und ließen sie an Seilen die Hänge hinunter, und wenn dabei auch manche Deichsel brach, es achtete darauf Niemand, denn in der nächsten Nacht ward jeder Schaden wieder ausgebessert. Galt es doch vorwärts zu kommen, um ein französisches Corps ab-

Digitized by Google

zuschneiden, das während der Schlacht von Wörth bei Bitsch gestanden hatte und nach dem Gerücht zu Napoleon marschiren wollte. Aber Failly war entwischt! Wir trafen keinen Feind! Betrübt schauten die Garden drein. Sie fürchteten, der Feind könne klug sein und Frieden machen, ehe das Gardecorps seinem Namen Ehre zu machen Gelegenheit hatte. Witzbolde aber erheiterten die Betrübten, indem sie Helmerdings Wort citirten: „Das Gas verlischt, 's war wieder nischt." — Solche Witze sind viel werth im Kriege, denn Betrübniß darf man nicht aufkommen lassen.

An der französischen Ried aber stellte sich der Feind in furchtbaren Stellungen. Da sollte es zum Kampfe kommen. Märsche und Operationen leiteten einen umfassenden Angriff ein. Der Feind verließ die Ried. „Das Gas verlischt u. s. w."

Jetzt ging es gegen die Mosel. Der Feind muß, so glaubten wir, Metz und Nancy halten, die Mosel dazwischen vertheidigen. Leichte Gefechte unserer vorgeschobenen Dragoner und reitenden Artillerie unterbrachen aber die Eisenbahnverbindung zwischen Metz und Nancy, und fast ohne Schuß fielen uns, dem Gardecorps, der Uebergang von Dieulouard, den andern Corps der von Pont à Musson in die Hände, das 4. Corps erreichte den wichtigen Punkt Marbache an der Mosel und schlug dort eine Brücke. „Das Gas verlischt u. s. w." Mittlerweile hatten jedoch die Corps des Generals von Steinmetz einen schweren und blutigen Sieg bei Colombey-Nouilly unter den Kanonen von Metz am 14. August erkämpft, einen Sieg, der uns viele Opfer kostete, und uns keine andere Trophäe einbrachte, als das Bewußtsein, den Feind zurückgedrängt zu haben. Wieder hatte die Garde geschwiegen!

Von der Mosel bei Dieulouard aus trat das Corps in erste Linie und sollte direct in zwei Märschen auf St. Mihiel an der Maas marschiren, begleitet rechts vom 12. Corps (den Sachsen), links vom 4. Corps (den preußischen Sachsen). So sollten wir, wie man im Scherz sagte, den Feind mitten entzwei marschiren. Der erste Marsch führte uns nach Bernécourt. Rechts und links in weiter Ferne ward dumpfer Kanonendonner gehört. Daß links ein Handstreich auf Toul versucht wurde, aber ein Schlachten liefernder Feind nicht stände, das wußten wir. Dagegen rechts bei Metz konnte der dumpfe Kanonendonner, wegen der Entfernung nur selten hörbar, schwere Kämpfe ankündigen. Dennoch sollten wir nach Westen weiter marschiren! Offiziere wurden ausgesandt. Sie kehrten nicht zurück. Später fand man das natürlich, denn das Schlachtfeld von Vionville war 6 Meilen entfernt. Aber während der Schlacht wußten wir das nicht, und verbrachten bange Nachmittagsstunden nach Erreichung des Marschzieles Bernécourt bis zum Einbruch der Nacht.

Welche Anordnungen sollten für den kommenden Morgen getroffen werden? Der höhere Befehl wies das Gardecorps an, nach Westen weiter zu marschiren, nach St. Mihiel an der Maas. Und dennoch! durfte man das, während im Norden die entscheidenden Würfel fielen? War dort nicht das Gardecorps dringend nöthig, wogegen an der Maas bei St. Mihiel kein Feind sichtbar war?

Endlich, mitten in der Nacht, kehrten die ausgesandten Offiziere zurück. Der Berliner, der sich den Gardeofficier nicht anders vorstellte, als mit Lackstiefel, Glacéhandschuhen und einem Lorgnon, hatte keine Ahnung von dessen Leistungsfähigkeit, wenn die Pflicht ruft. Diese Offiziere hatten Vormittags ihren Tagesmarsch gemacht, wie alle Anderen. Vor dem Einmarsch waren sie ohne Nahrung in der Richtung des Kanonendonners fortgesandt, sie waren auf dem Schlachtfelde gewesen, und brachten mit Einsetzung ihrer letzten Körperkräfte Nachricht, wie die Schlacht gegen Sonnenuntergang stand. Das 3. und 10. Armeecorps hatten ihre letzten Reserven eingesetzt und bedurften der Hülfe für den folgenden Morgen dringend. Immer war aber noch keine Erlaubniß da, um von der befohlenen Marschrichtung abzuweichen und die Richtung nach Norden einzuschlagen.

Der Prinz von Württemberg entschloß sich daher in der Nacht, das Corps alarmiren zu lassen, um es, wie es in Quartier oder Bivuac stand, auf der von Dieulouard nach St. Mihiel führenden Straße da in einzelnen Theilen zu versammeln, wo Wege nach Norden zum Schlachtfelde von Vionville-Mars la Tours abführten, mehr bereit zum schnellen nicht befohlenen Marsch nach Norden, der mehr Eile hatte, als zum vorausgesehenen Marsch nach Westen. Vorher waren Offiziere nach dem Armeecommando gesandt, um die Absichten zu erfahren.

Als nun am 17. August früh vor Tagesanbruch die Genehmigung zum Marsch nach Norden eintraf, da standen gerade die Massen bereit und setzten sich sofort in kühler Morgenstunde in Bewegung. Schon um 10 Uhr früh stand das Gardecorps bei Hagéville zur Hülfe für die schwer decimirten beiden Corps bereit und würde diese gerettet haben, wenn Bazaine an diesem Tage seine verzweifelten Anstrengungen vom 16. August mit seinen frischen Truppen erneuert hätte. Aber er that es bekanntlich nicht. Wieder lachten die Witzbolde: „Das Gas verlischt, 's war wieder nischt."

Literatur und Kunst.

Ein moderner „Freigeist".

Es ist ein eigenthümlicher Unterschied unserer Literaturepoche von früheren Zeiten, daß dieselbe im Ganzen so wenig psychologisch interessante Vorgänge darbietet. Wenn ein Schriftsteller einmal einen bestimmten Platz eingenommen und dem Publicum nach irgend einer Richtung hin als ein besonderer Charakter bekannt geworden, so hält er an Beiden so fest wie möglich und bleibt, wenigstens vor den Augen Dritter, nach besten Kräften immerfort derselbe. Die Gründe hierfür sind verschiedener Art. Die vornehmlichste Ursache indessen scheint mir in der Härte zu liegen, mit welcher gegenwärtig in unserer civilisirten Gesellschaft der Kampf ums Dasein geführt werden muß. Wer in diesem einmal eine Position errungen, der mag sie nicht leichthin wieder aufgeben und sich den Gefahren neuen Kämpfens aussetzen. Dazu kommt, daß der Lohn um so größer zu sein pflegt, je schwerer der Kampf war. Die Früchte, welche sich nach und nach einstellen, wirken zu verführerisch, als daß man die Ernte stehen lassen und ein anderes noch unbeackertes Feld von Frischem bestellen möchte.

Je seltener aber derartige Erscheinungen sind, um so mehr verdienen sie Beachtung. Wenn ein Mann von Geist und Verstand plötzlich seine Anschauungen ändert, so wird nur der bornirte Pedant über Inconsequenz zetern. Wo der Gedanke an interessirte Absichtlichkeit ausgeschlossen ist, spricht es im Gegentheil für ein Gehirn, daß es die Fähigkeit besitzt, den Dingen von zwei Seiten nahe zu kommen, für den Forschenden aber wirft sich die Frage auf, wie es geschehen, daß die Gedanken so zu sagen auf die andere Seite der Dinge hingelangt sind. Die Dinge freilich, so verschieden ihre Seiten sind, bleiben im Grunde immer dieselben. Das letzte Ziel muß es deshalb sein, sie nicht etwa von irgend einer Seite anzuschauen, sondern gleichsam zu durchschauen, die sich scheinbar widersprechenden Momente in einer höheren Einheit aufzulösen. Dies gelingt leider nur den größten Geistern; andere werden an dem entdeckten Gegensatze festhalten und deshalb kann auch ihre geistige Entwickelung und Wandlung nicht den Eindruck eines in sich vermittelten geistigen Processes machen, sondern erscheint als ein gleichsam plötzlicher Uebergang, wobei freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, daß der Strebende doch endlich die nothwendige Vermittelung erreichen werde.

Es ist ein Geist der zweiten Art, auf den wir hinweisen möchten, aber ein solcher, bei dem wir in Anbetracht seiner Stärke und Tiefe die Hoffnung auf die Gewinnung des letzten Zieles nicht aufgeben. Der Name Friedrich Nietzsches, des Baseler Professors, ist in unserer Literatur nicht unbekannt.

Digitized by Google

Mit seinen ersten Schriften, der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" führte sich derselbe als glühender Verehrer Schopenhauers und Wagners ein. Besonders in Bezug auf das Kunstwerk der Zukunft vergaß er jene Goethe'sche Mahnung, „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht," und sah in ihm halb und halb die Panacee gegen alle die Uebel, welche er an der modernen Zeit wahrnahm oder doch in derselben wenigstens subjectiv empfand. Es kam natürlich auf den Leser an, wie er sich zu diesen Anschauungen stellen wollte; Unterzeichneter, der aus seiner Bewunderung und Liebe für Schopenhauer und Wagner kein Hehl macht, bekennt, daß sie ihn theilweise durchaus sympathisch berührt. Ohnedies fehlt ihm der nöthige Autoritätsglaube, als daß er an den Angriffen Nietzsches gegen David Friedrich Strauß oder seinen Ausführungen über den Philosophen des Unbewußten Anstoß genommen hätte. Eins indessen war von vornherein in allen diesen philosophischen Diatriben und unzeitgemäßen Betrachtungen auffällig: der Hang zum Superlativischen, Excessiven. Das zeigte schon der Stil, der von Schopenhauer und Wagner ausging, aber, wie Wagner seit seiner Bekanntschaft mit Schopenhauer sich diesem anschließend vielfach in Uebertreibungen der Schopenhauer'schen Eigenthümlichkeiten gefällt, so diesen Wagner'schen Schopenhauer noch um ein Gehöriges zu überbieten suchte. Es ist nun eine oft bewährte Erfahrung, daß die Extreme in ihr Gegentheil umschlagen. Sie hat sich auch bei Nietzsche bestätigt. Anderthalb Jahre nach dem Ereignisse von Bayreuth, zum hundertjährigen Todestage Voltaires, erschien eine Sammlung von Aphorismen, „Menschliches, Allzumenschliches, ein Buch für freie Geister", dem 1879 ein „Anhang, vermischte Meinungen und Sprüche", 1880 endlich ein zweiter Anhang, „Der Wandrer und sein Schatten"*) folgte. Von dem früheren Nietzsche ist hier nichts mehr übrig. War Schopenhauer sonst der Prophet, auf dessen Worte er schwor, so bekennt er sich jetzt zu Voltaire und Helvetius; huldigte er sonst der mystischen Kunstanschauung Richard Wagners, so hat er sich jetzt zum Evangelium des Klassicismus bekehrt. Nur Eins ist geblieben: die alte Neigung zum Superlativischen. Hierfür ließen sich die mannichfachsten Beispiele anführen. Mehr zum Scherze möge eins genannt werden. Niemand ist öfters ungerecht verspottet, als Eckermann wegen seiner „Gespräche mit Goethe". Es ist daher gewiß ersprießlich, zuweilen auf den unbestreitbaren Werth dieses Buches aufmerksam zu machen. Wie aber thut dies Nietzsche? Er nennt es schlechtweg das beste deutsche Buch!

Das Interessanteste an jenen Nietzsche'schen Schriften ist vielleicht die Neubelebung des Begriffes „Freigeist", dem der „gebundene Geist" gegenübergestellt wird. Abgesehen indessen von der allgemeinen philosophischen Bedeutung dieser Begriffe, haben sie hier eine durchaus subjective. Der Verfasser selber ist ein gebundener Geist gewesen, hat die Verba magistrorum wie Ketten getragen und fühlt sich jetzt, wo er auf eigene Faust zu denken beginnt, erleichtert und beglückt. Davon finden sich mannichfache Spuren. So apostrophirt er die „Großen der Kunst" einmal: „Jene Begeisterung für eine Sache, welche Du Großer in die Welt hineinträgst, läßt den Verstand Vieler verkrüppeln. Dies zu wissen, demüthigt. Aber der Begeisterte trägt seinen Höcker mit Stolz und Lust: insofern hast Du den Trost, daß durch Dich das Glück in der Welt vermehrt ist." Ein andermal heißt es: „In einer Partei gab es einen Menschen, der zu ängstlich und feige war, um je seinen Kameraden zu widersprechen; man brauchte ihn zu jedem Dienst, man verlangte von ihm Alles, weil er sich vor der schlechten Meinung bei seinen Gesellen mehr als vor dem Tode fürchtete, es war eine erbärmliche schwache Seele. Sie erkannten dies und machten auf Grund der erwähnten Eigenschaften aus ihm einen Heros und zuletzt gar einen Märtyrer. Obwohl der feige Mensch innerlich immer Nein sagte, sprach er mit den Lippen immer Ja, selbst noch auf dem Schaffot, als er für die Ansichten seiner Partei starb: neben ihm nämlich stand einer seiner alten Genossen, der ihn durch Wort und Blick so tyrannisirte, daß er wirklich auf die anständigste Weise den Tod erlitt und seitdem als Märtyrer und großer Charakter gefeiert wird." Das trifft zwar nicht den Charakter des Verfassers, der stets den größten Muth bewiesen hat, zieht aber offenbar die Consequenz aus einer Stimmung, die ihn oft genug befallen haben mag.

Welches ist nun die neue Erkenntniß, welche der gedrückten Seele des Denkers die Freiheit gebracht hat? Er selbst meint, man könne seine Philosophie eine Tragödie nennen. Dies ist sie in der That, insofern das Wesen der Tragödie in der Resignation beruht. Sie ist ein Verzicht auf alle bisherigen Ideale, eine Resignation auf alle Ansprüche des productiven Denkens. Nicht Jeder wird hierzu geeignet sein. Nietzsche meint, es komme hauptsächlich auf das Temperament an, welche Nachwirkung die Philosophie auf das Gemüth ausübe. Daß er für sich von der seinigen Beruhigung empfangen, beweist folgende Ausführung: „Ich könnte mir ebenso gut eine Nachwirkung denken, vermöge deren ein viel einfacheres, von Affecten reineres Leben entstünde, als das jetzige ist: so daß zuerst zwar die alten Motive des heftigeren Begehrens noch Kraft hätten, aus alter, vererbter Gewöhnung her, allmählich aber unter dem Einflusse der reinigenden Erkenntniß schwächer würden. Man lebte zuletzt unter den Menschen und mit sich wie in der Natur, ohne Lob, Vorwürfe, Ereiferung, an Vielem sich wie an einem Schauspiel weidend, vor dem man sich bisher nur zu fürchten hatte. Man wäre die Emphasis los und würde die Anstachelung des Gedankens, daß man nicht nur Natur oder mehr als Natur sei, nicht weiter empfinden. Freilich gehörte hierzu, wie gesagt, ein gutes Temperament, eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein brauchte und in ihren Aeußerungen nichts von dem knurrendem Tone und der Verbissenheit an sich trüge, — jenen bekannten, lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben. Vielmehr muß ein Mensch, von dem in solchen Maße die gewöhnlichen Fesseln des Lebens abgefallen sind, daß er nur deshalb weiter lebt, um immer besser zu erkennen, auf Vieles, ja fast auf Alles, was bei den anderen Menschen Werth hat, ohne Neid und Verdruß verzichten können, ihm muß als der wünschenswertheste Zustand jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge genügen. Die Freude an diesem Zustande theilt er gerne mit und er hat vielleicht nichts Anderes mitzutheilen, — worin freilich eine Entbehrung, eine Entsagung mehr liegt. Will man aber trotzdem mehr von ihm, so wird er mit wohlwollendem Kopfschütteln auf seinen Bruder hinweisen, den freien Menschen der That, und vielleicht ein wenig Spott nicht verhehlen: denn mit dessen Freiheit hat es eine eigene Bewandtniß."

Es ist nicht meine Absicht, eine ausführliche Analyse von Nietzsches Anschauung zu geben, zumal ich damit den Zweck, den ich im Auge habe, wenig fördern würde. Ich selbst theile diese Anschauungen nur in einzelnen Fällen, eine Analyse würde also stets auf den Versuch einer Widerlegung herauskommen. Der Zustand der Kritik ist aber in Deutschland ein solcher, daß damit der Verbeitung eines Buches der größte Schaden geschieht. Indem das Publicum daran gewöhnt ist, selbst Mittelmäßiges, womöglich ohne jede Klausel gelobt zu hören, nimmt es jeden Einwurf für einen positiven Tadel und meint damit der Mühe überhoben zu sein, sich näher auf das besprochene Werk einzulassen. Nun aber dünken mich Nietzsches Aphorismen im höchsten Grade anregend und lesenswerth, geeignet, sich über die eigene Meinung zu orientiren und sich feste Grenzen seines Denkens abzustecken. Deshalb wünsche ich ihnen die größtmögliche Verbreitung, an der es im Augenblick noch so sehr fehlt, daß gar Viele nicht einmal etwas vom Gesinnungswechsel des Autors erfahren haben. Nietzsche ist dadurch in einer schlimmen Lage. Sein Publicum rekrutirte sich bisher durchaus aus den Anhängern Wagners. Nun gibt es zwar überall, wo Kunst und Philosophie Parteien bilden, Leute, die nichts von der Sache

*) Sämmtlich bei Ernst Schmeitzner in Chemnitz erschienen.

Digitized by Google

verstehen und am lautesten schreien. Daß unter diesen Mancher auch jetzt noch im guten Glauben Nietzsches Bücher kauft, im Wahn, daran Homilien im Sinne Schopenhauers und Wagners zu besitzen, bin ich um so mehr überzeugt, als ich selbst Exemplare kennen gelernt habe. Allein Solcher sind doch immer nur Wenige. Die Einen vergessen ihn, die Anderen lernen ihn nicht kennen. Aber ein Werk sollte durchaus an sich selbst beurtheilt werden. Wohl meint Jeder im Besitze der Wahrheit zu sein, allein es ist heut zu Tage zu verlangen, daß er dieselbe nicht für die absolute hält und den Geist auch im Gegner anerkennt. Gerade der Verehrer Schopenhauers und Wagners wird von der Lecture Nietzsches ein eigenthümliches Vergnügen haben. Eine große Menge seiner Sentenzen liest sich wie Entgegnungen und Antworten: wir hören vor unseren Ohren gleichsam einen Satz Schopenhauers oder Wagners klingen und Nietzsche tritt ihm mit dem denkbar schärfsten Widerspruch entgegen. Beide hielten und halten sich für Männer der Zukunft; nach unsern Philosophen repräsentiren sie die Reaction. Er geht direct auf die Encyklopädisten und die französische Kunst des 18. Jahrhunderts zurück. Zu ihrer Manier fügt er die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften. Er beruft sich nicht nur auf Darwin, wir finden auch Anklänge an andere neuere englische Denker. So stößt man gleich zum Beginn auf folgende Bemerkung: „Im Traume glaubte der Mensch in den Zeitaltern roher anfänglicher Cultur eine zweite reale Welt kennen zu lernen; hier ist der Ursprung aller Metaphysik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlaß zu einer Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der ältesten Auffassung des Traumes zusammen, ebenso die Annahme eines Seelenscheinleibes, also die Herkunft alles Geisterglaubens und wahrscheinlich auch des Götterglaubens. „Der Todte lebt fort; denn er erscheint dem Lebenden im Traume": so schloß man ehedem, durch viele Jahrtausende hindurch." Bekanntlich ist dies der Ausgangspunkt von Tylors berühmten Werke über die Anfänge der Cultur.

Zum Darwinismus macht Nietzsche folgende geistvolle Bemerkung: „Selten ist eine Entartung, eine Verstümmelung, selbst eine Last und überhaupt eine körperliche oder sittliche Einbuße ohne einen Vortheil auf einer anderen Seite. Der kränkere Mensch z. B. wird vielleicht, inmitten eines kriegerischen und unruhigen Stammes, mehr Veranlassung haben, für sich zu sein und dadurch ruhiger und weiser zu werden — insofern scheint mir der berühmte Kampf ums Dasein nicht der einzige Gesichtspunkt zu sein, aus dem das Fortschreiten oder Stärkerwerden eines Menschen, einer Rasse erklärt werden kann. Vielmehr muß zweierlei zusammenkommen: einmal die Mehrung einer stabilen Kraft durch Bindung der Geister im Glauben und Gemeingefühl; sodann die Möglichkeit zu höheren Zielen zu gelangen dadurch, daß entartende Naturen und in Folge derselben theilweise Schwächungen und Verwundungen der stabilen Kraft vorkommen; gerade die schwächere Natur, als die zartere und feinere, macht alles Fortschreiten überhaupt möglich. Ein Volk, das irgendwo angebröckelt und schwach wird, aber im Ganzen noch stark und gesund ist, vermag die Infection des Neuen aufzunehmen und sich zum Vortheil einzuverleiben. Bei dem einzelnen Menschen lautet die Aufgabe der Erziehung so: ihn so fest und sicher hinzustellen, daß er als Ganzes gar nicht mehr aus seiner Bahn abgelenkt werden kann. Dann aber hat der Erzieher ihm Wunden beizubringen oder die Wunden, welche das Schicksal ihm schlägt zu benutzen, und wenn so der Schmerz und das Bedürfniß entstanden sind, so kann auch in die verwundeten Stellen etwas Neues und Edles oculirt werden."

Es versteht sich von selbst, daß auf Nietzsches jetzigem Standpunkte von keiner Metaphysik die Rede sein kann. Ja selbst das metaphysische Bedürfniß wird für eine Selbsttäuschung erklärt, die nur geeignet sei, die Menschheit zu verwirren. Die Möglichkeit einer metaphysischen Welt lasse sich zwar nicht abstreiten; mit ihr könne man indessen nichts anfangen, geschweige denn, daß man Glück, Heil und Leben von einer solchen Möglichkeit dürfe abhängen lassen. Wenn der Verfasser das metaphysische Problem freilich auf die Frage reducirt, was von der Welt noch da wäre, wenn man den Menschenkopf abschnitte, so mag dies richtig geschlossen sein, allein das heißt doch Schopenhauer ein wenig oberflächlich auffassen. Es handelt sich nicht um den Menschenkopf allein, sondern um das Subject im Allgemeinen, und das Problem lautet in Wahrheit, ob ein Object ohne Subject denkbar ist. Während der verwegenste Idealismus das Object leugnet, besteht aller Materialismus darin, daß er nur an die Existenz von Objecten glaubt. In diesem Glauben scheint mir auch die materialistische Ethik zu wurzeln, die wunders was nachgewiesen zu haben wähnt, wenn sie ausführt, daß auch die anscheinend moralischsten Handlungen und Gefühle ihren Ursprung in egoistischen Trieben haben. Der ganze Beweis läuft nämlich schließlich darauf hinaus, daß sie sich auf das thätige Ich beziehen. Aber es ist denn doch die Frage, ob die Stärkung der Moral geradezu mit der Schwächung des Ichgefühles identisch ist. Uebrigens hat diese materialistische Ethik denselben Vorzug wie die materialistische Naturanschauung. Sie befördert entschieden die exacte Forschung, als welche sich eben an das Object allein zu halten hat. Nicht umsonst enthält die französische Literatur von Larochefaucould bis Chamfort einen solchen Schatz feinster psychologischer Beobachtungen. Auch Schopenhauers Befähigung zu solchen ist zum Theil durch seine materialistische Ader befördert. An ihnen nun sind auch Nietzsches neuere Werke überreich. Mit vollem Bewußtsein pflegt er die psychologische Sentenz, preist seine Vorbilder und tadelt die Vernachlässigung, welcher die Kunst derselben im 19. Jahrhundert anheim gefallen ist. Nach dieser Richtung gehört die Lecture Nitzsches zu den fruchtbarsten; daß von der früheren Erhitztheit seines Stiles nichts mehr zu spüren ist, er sich vielmehr im Anschluß an jene französischen Muster eine klare und abgerundete Schreibweise angewöhnt hat, wie sie heutzutage in Deutschland leider selten ist, dürfte der Leser aus den mitgetheilten Proben bereits ersehen haben. In die kühle Atmosphäre, welche hier weht, paßt begreiflicher Weise auch die Aufregung des Wagner'schen Kunstwerkes nicht mehr recht hinein. Wenn der Autor der Welt die metaphysische Bedeutung abstreitet, so will er von einer solchen bei der Musik erst recht nichts wissen. Sie ist für ihn keine höhere unmittelbarere Erkenntniß des Dinges an sich (welches es überhaupt nicht gibt), sondern verhält sich zu der Erkenntniß des Verstandes, wie der Mondschein zum Sonnenschein. Nicht wir Deutsche sind auf den Spuren der Griechen gewandelt, sondern die Franzosen, der einzige Versuch zu einer wirklichen Kunstform seit den Tagen des Sophokles ist die französische Tragödie. Wenn man Voltaires Mahomet lese, so sehe man recht, wie viel durch den Abbruch der Tradition verloren gegangen sei, zu der Goethe in seinem späteren Alter umsonst zurückgestrebt habe. In allen diesen Ausführungen findet sich gleichfalls viel Richtiges und Beherzigenswerthes — wer wird freilich leugnen, daß gerade hier den Autor seine Vorliebe für das Excessive oftmals zu weit fortreißt? Die Polemik gegen das Uebermaß der Musik muß zwar auch ihr größter Freund billigen, falls er sich anders noch die klaren Gedanken bewahrt hat, denn ohne Zweifel droht dasselbe die geistige Kraft der Nation zu schwächen und ihr das Verständniß für jede ernste Kunstaufgabe, die sich nicht mit dem musikalischen Dämmerlichte begnügen kann, zu rauben, und so setze ich zum Schluß noch einen bezeichnenden Mahnruf des Philosophen hin: „Die Gefahr in der neuen Musik liegt darin, daß sie uns den Becher des Wonnigen und Großartigen so hinreißend und mit einem Anschein von sittlicher Extase an die Lippen setzt, daß auch der Mäßige und Edle immer einige Tropfen zu viel von ihr trinkt. Diese Minimal-Ausschweifung, fortwährend wiederholt, kann aber zuletzt eine tiefere Erschütterung und Untergrabung der geistigen Gesundheit zu Wege bringen, als irgend ein grober Exceß es vermöchte: so daß nichts übrig bleibt, als eines Tages die Nymphengrotte zu fliehen und, durch Meereswogen und Gefahren, nach dem Rauch von Ithaka und nach den Umarmungen der schlichteren und menschlicheren Gattin sich den Weg zu bahnen."

Hans Herrig.

Digitized by Google

Aus meinem Münchner Notizbuche.

Ein Wiener, der in einem Berliner Blatte über das deutsche Bühneneinheitsspiel in München schreibt — wenn da die Objectivität nicht zur Stelle ist, dann hat sie sich zu den Bulgaren geflüchtet und kritisirt von dort aus in russischen Organen die Zustände der Türkei. Objectiv denn, so objectiv, wie wenn eben Wien und Berlin einander über München hin die Hände reichen. Weder Possart away, noch Possart quand même — und darum fange ich mit zwei Anekdoten von Anno 1854 an, dem Jahre des Dingelstedt'schen Theatergastspiels. Ein künstlerischer Theilnehmer desselben hat sie mir in München erzählt, der Virtuose der Theateranekdote, Friedrich Haase, dem es diesmal behagt hat, auch auf der Bühne gewissermaßen nur anekdotisch zu erscheinen — denn wie der Hofmarschall Kalb eine komische, ist doch auch der Alba im Egmont, so zu sagen, nur eine tragische Anekdotenrolle — eine wohl zulässige schauspielerische Koketterie, die nur beweisen konnte, daß er ein Virtuose, nicht blos der erzählten, sondern auch der gespielten Bühnenanekdote ist. Nun aber die beiden Geschichtchen, die ich von ihm habe. Zwei dahingegangene Berliner Größen, Hendrichs und Döring, sind die heiteren Helden derselben.

Es war bei der ersten der Dingelstedt'schen Gesammtvorstellungen: „Die Braut von Messina", dem damaligen Lieblingsexperimente Dingelstedts, das er seither auch in Wien zu so merkwürdiger Wirkung gebracht hat. Er hatte damals, wie heute, die erste Tragödin der deutschen Bühne für die Rolle der Isabella: heute die Wolter, die Rettich damals. Den Don Cäsar aber spielte Hendrichs mit jener, sich ihm so wohl eignenden, kraftvoll schönen Heldenhaftigkeit, welche allerdings mehr zum Ausdrucke maßhaltender Männlichkeit neigte, als für den flammenden, verzehrenden Losbruch des Jugenddämons. Der Erfolg war ein großer; nur horchte das Ohr des Schillerkenners immer erstaunter und erstaunter auf die Verse, die aus Don Cäsars Munde kamen und von denen gar viele anders klangen, als sie aus Schillers Feder gekommen waren. Hendrichs schwamm eben den ganzen Abend hindurch in den trügerischen Wogen seines Gedächtnisses, die mehr als einen von den echten Versen Schillers hinunterschlangen. Als der Vorhang gefallen, die Künstler so und so viele Male gerufen worden waren, ging Dingelstedt auf Hendrichs zu, umarmte ihn, sprach ihm von seinem Entzücken über die herrliche Leistung und fügte nur mit jenem, oft gar nicht sichtbaren, dann aber nur desto fühlbareren satirischen Lächeln, dessen raffinirtestes Geheimniß er besitzt, die unschuldige Frage hinzu: „Aber sagen Sie mir, lieber Hendrichs, haben Sie alle die Varianten im Boas gefunden, oder wo sonst?" Das die Hendrichs-Anekdote.

Von Dörings Carlos im „Clavigo" erzählt die andre, von einem Carlos nicht ohne Worte zwar, aber buchstäblich ohne Töne. Döring war vollständig heiser am Tage der Vorstellung auf die Probe gekommen, er brachte keinen Laut heraus, er „markirte" also nur, wenn vollkommene lautlose Mundbewegungen so bezeichnet werden konnten, und verschwand alsbald von der Bühne. Dingelstedt ersuchte den damals in München engagirten Haase, in Dörings Wohnung zu gehen und nachzuschauen, was denn eigentlich sein werde, da es ihm doch unerträglich erschien, den Carlos ausschließlich pantomimisch darstellen zu lassen, an Carlos-Spielern aber, die sich zum Ersatze bereit halten konnten, eher Ueberfluß als Mangel war. Und nun mußte man Haase die Scene nicht blos erzählen hören, sondern auch erzählen sehen, wie er Döring im Schlafrock, eine Schale mit einer Alaunlösung am Munde, in der etwas geräuschvollen Operation des Gurgelns traf und wie der tonlos gewordene legitime Besitzer des Carlos, ihn, den Eindringling und sofort erkannten Rolleaspiranten, in den Zwischenpausen der krampfhaft fortgesetzten Gurgelanstrengungen apostrophirte: „Guten Morgen, lieber Haase — gluglugluglu — weiß schon, warum Sie kommen — gluglugluglu — kriegen aber den Carlos nicht — gluglugluglu — Dawison kriegt ihn auch nicht — gluglugluglu — Freund Kaiser ebensowenig — gluglugluglu — nur über meine Leiche — gluglugluglu — ich spiele ihn selbst — gluglugluglu —." Und er spielte ihn in der That. Die Alaunlösung hatte zwar keine heilende Wirkung geübt. Döring kam des Abends zur Vorstellung, wie er Vormittags zur Probe gekommen war, ohne Ton in der Kehle — aber er spielte den Carlos ...

Warum ich also die beiden Anekdoten auf die erste Seite meines Münchner Notizenheftes gesetzt habe und sie von da reproducire? Weil sie mir als kleine Stichproben für die Zulässigkeit der Muthmaßung erscheinen, daß auch nicht Alles Gold sein mochte, was aus jener Epoche Dingelstedtisch herüberglänzt, daß, wie allem vielfach combinirten Menschenwerk, auch diesem damals Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit und Gebrechen von mancherlei Art anhafteten — nur daß Dingelstedt freilich die frappirende Neuheit des Gedankens und das Originalrecht desselben auf seine Rechnung schreiben konnte, während die diesmalige Nachahmung, welche ihre Bedeutung und ihre Verdienstlichkeit in dem Fortbilden, Ergänzen und Verbessern des Grundgedankens der Unternehmung suchen mußte, sich mit allem Verzicht auf eine diesbezügliche Eigenarbeit darauf beschränkte, das Dingelstedt'sche Recept mit schmeichelhaftester Genauigkeit, Punkt für Punkt, zu copiren, bis auf das Künstlerhonorar sogar, das, ohne Berücksichtigung der ungeheuren Unterschiede, welche seit einem Vierteljahrhundert in den Lebensverhältnissen und in dem Werthe der Geldzeichen eingetreten sind, genau so bemessen wurde, wie zu jener Zeit, in welcher der Gulden das Zwei- und Dreifache seines heutigen Werthinhaltes bedeutete. Die Umrechnung des Honorarsatzes von einhundert Gulden per Rolle, welche Dingelstedt fixirt hatte, in zweihundert Mark war die einzige Weiterentwicklungsmühe, die bei der Reproducirung des Dingelstedt'schen Entwurfes aufgewandt worden ist.

Und doch will's mir scheinen, daß Dingelstedt selbst, wenn an ihn die Aufgabe herangetreten wäre, seinen damaligen Gedanken nochmals zu denken und ihn nochmals in die lebendige That zu übersetzen, bei den Vorbereitungs- und Scenirungsarbeiten vor Allem auf die Füllung einer Lücke Bedacht genommen hätte, über welche im ersten Schwunge und Anlaufe des ins Leben hinausstürmenden jungen Unternehmens leicht und rasch hinweggesetzt wurde. Ich meine nämlich immer — sehr unmaßgeblich theoretisch allerdings und von dem Theaterpraktiker vielleicht verlacht — daß Mustervorstellungen auch Musterproben haben müßten, daß Aufführungen, welche darauf aspiriren, Vorbilder der Theaterkunst geben, das in ihr höchst Erreichbare repräsentiren zu wollen, sich nicht als Generalisationen behandeln lassen, nicht „auf gut Glück" abgemacht, nicht dem Ungefähr des zufälligen Treffens oder Nichttreffens preisgegeben werden dürfen. Ob nun aber von „Mustervorstellungen" geradewegs die officielle Rede sein mochte, oder ob die bescheidener klingende Bezeichnung „Gesammtgastspiel" dafür gesetzt wurde, der Begriff und die an denselben geknüpften Erwartungen blieben ja doch die gleichen. Etwas ganz Exceptionelles und in gewissem Sinne Vollkommenes, Mustergiltiges wurde ja doch erwartet und mußte in Aussicht stehen, wenn nicht offen bekannt werden sollte, daß es sich um nicht mehr als um die Realisirung eines blos auf den äußerlichen Augenblickseffect speculirenden theatralischen Curiosums handelte. Ein volles Kunstwerk mußte auf dem Plan sein, und die erste Bedingung und Eigenschaft eines solchen mußte daher vor Allem erzielt, oder doch wenigstens angestrebt werden: die innere Harmonie, oder doch zum mindesten die äußere Harmonisirung der zu demselben herbeigezogenen disparaten Elemente. Es mußte darauf Bedacht genommen werden, daß größte Meister der Bühne sich ohne genügend vorbereitende Zusammenarbeit kein Ensemble herstellen können, ja solche Meister am allerwenigsten, weil sie doch scharf geprägte Individualitäten sind, die immer mehr auseinander-, als ineinanderstreben werden. Da hilft es nichts, daß das aufzuführende Stück ein noch so sehr bekanntes, auf dem Repertoire sämmtlicher Bühnen einheimisches sei, daß jeder Schauspieler seine Rolle noch so oft gespielt habe; sobald Schauspieler, die einander nicht kennen, zu einer Aufführung zusammenwirken sollen, ist das Stück, welches gespielt werden soll, für sie ein neues,

Digitized by Google

muß als ein neues behandelt und einstudirt werden, weil jenes Sichineinanderschmiegen der einzelnen Personen, jenes Zusammenstimmen der Farbentöne, jenes Anpassen der Nuancen, jenes Sichverständigen über scenisches und sprachliches Detail erzielt werden muß, ohne welches größte Darsteller selbst es doch immer nur dahin bringen, daß sie nebeneinander, nicht daß sie miteinander spielen.

Es ließe sich überhaupt, wenn der Gegenstand in parenthesi abzuthun wäre und nicht eine eigene Behandlung verdiente, gar Vielerlei über das Grundwesen der Bühnenproben beim deutschen Theater sagen, und es ließen sich interessante und consequenzvolle Vergleiche anstellen zwischen unserer Art des Probirens und der französischen Methode. Das Eine ist gewiß, daß wir gründliche Deutsche es wie mit so manchen Arbeitsdingen, auch mit der Theaterarbeit der Scenenproben viel leichter und flüchtiger nehmen, als die „oberflächlichen" Franzosen. Einem deutschen Regisseur — und ich rede hier nicht blos von den auf hastigen Tagesgewinn angewiesenen größeren und kleineren Speculationstheatern, sondern selbst von aufragendsten, der Hetzjagd der Kassarapporte entrückten Kunstinstituten — einem deutschen Regisseur würde es gruselig zu Muthe werden, wenn ihm eines Tages die Zumuthung über den Hals käme, eine Novität nach dem Stil und dem Tempo des Pariser Probensystems in Scene zu setzen, das heißt, 14 Tage oder 3 Wochen*) sich auf der Bühne mit dem Stücke beschäftigen, die sich von Tag zu Tag häufenden Bemerkungen und Forderungen des Autors und der Schauspieler erwägen, berücksichtigen und erledigen zu müssen, nachdem schon manche Woche vorher auf die Unterhandlungen, Erörterungen und detaillirende Vorarbeiten außerhalb der Bühne gewendet worden ist. Wahrscheinlich der gewaltigste, unermüdlichste und zeitopferndste Probirer des deutschen Theaters in diesem Augenblicke ist Dingelstedt; wenn ein Stück sein Scenirungsinteresse rege gemacht hat, so verdrießt es ihn nicht, acht und zehn Proben, jede von etlichen Stunden, auf dasselbe zu wenden und Wochen lang vorher schon absorbirt es alle seine Theatergedanken. Aber auch er ist, quantitativ wenigstens, von dem Ausmaße der Pariser Proben weit entfernt — und bei den sogenannten „kleineren" Stücken, bei Stücken nämlich, die immerhin wohlausgewachsen und ihre drei oder vier Acte haben können, die aber keines großen scenischen Apparates bedürfen, passirt es wohl leicht, daß sie es auf höchstens fünf Proben bringen, daß sie auf der letzten Probe noch mitunter recht unfertig und der Nachhülfe bedürftig erscheinen und dem guten Geiste des Burgtheaters anvertraut werden, der auf den Lippen seiner Schauspieler wohnt. Das Alles hängt freilich, speciell im Burgtheater, wie auf dem deutschen Theater überhaupt, mit der von Tag zu Tag anwachsenden und sich in bedenklicher Weise steigernden Novitätenhetze zusammen. Der deutsche Theatermagen gelangt nicht mehr dazu, eine Novität künstlerisch zu verdauen; er schlingt und würgt mit der Gier eines unheimlich krankhaften Heißhungers Novität nach Novität hinab, ohne sich die Zeit des Ausgenießens zu gönnen. Der Pariser Theaterdirector kann wohl drei und vier Wochen auf die Einstudirung des einzelnen Stückes wenden; denn hat er Erfolg damit, so ist sein Repertoire auf eine Reihe von Monaten versorgt, und Mißerfolg heißt es dort, wenn eine Novität etwa nur 20 oder 30 Wiederholungen hat, also beiläufig so viel, wie bei uns ein Stück, welches sich schon der Qualification zum „Kassastück" berühmen darf. Mehr als eine Novität wird um die nachhaltigere Wirkung dadurch gebracht, daß sie nicht in der genügenden bühnlichen Ausarbeitung vor dem Publicum erscheint, und ihr geringerer Erfolg ist dann wieder Schuld daran, daß das nachfolgende Stück des Repertoires gleich unfertig vor die Lampen hinausgejagt werden muß. Die Katastrophe des Wiener Stadttheaters ist nicht zu geringem Theil auf Rechnung dieses Unheils, dieses von der materiellen Noth gezeugten Unfuges zu setzen.

Die materielle Noth war es nicht, welche in München zu so ärmlicher Knappheit in der Bemessung der Proben zwang, und finanzielle Rücksichten hätten nicht obwalten dürfen, die Künstlergäste durch größere Munificenz für ein längeres Verweilen und für die Möglichkeit zahlreicherer Proben zu gewinnen. Ja, wer weiß, ob nicht eine planvollere Einladung und eine überzeugendere Auseinandersetzung die fremden Künstler, welche nun ja doch einmal den Monat Juli daran gesetzt hatten, auch ohne allzu sehr erhöhte Geldopfer zu einigen Proben mehr hätte heranziehen können. Ich weiß von dem unumwundenen Bekenntnisse eines der ersten derselben, daß er nach München gegangen wäre, auch wenn kein Kreuzer Gastspielhonorar in Sicht gestanden hätte, aus purem, offen eingestandenem Ehrgeize, sich mit den deutschen Collegen zu messen, um dem eigenen Bewußtsein einen beruhigenden Maßstab dessen zu verschaffen, was er könne und was er eigentlich werth sei. Mehr oder minder war ja das doch der innere Antrieb, welcher alle die Geladenen zur Annahme der Einladung bewog und eine Woche Mehrgewinn für die Proben war zu effectuiren. Geradezu lächerlich mußte es ja dem Laien selbst vorkommen, wenn er hörte, daß für den „Hamlet" eine einzige Probe, am Tage der Aufführung selbst, angesetzt war. Das Scherzwort, welches das „Wiener Fremdenblatt" von Possart erzählte, daß er zu Sonnenthal, auf eine Frage bezüglich des Arrangements, mit verbindlichem Lächeln gesagt habe: „Arrangiren Sie sich das selbst ganz nach ihrem Belieben, der Hamlet ist ja ohnedem nur ein tragischer Soloscherz" — dieses leichtlaunige Wort des Augenblicks darf allerdings nicht allzu schwerfällig beurtheilt werden. Aber der Uebelstand selbst, der sich darin ausdrückte, verdient die schärfste Beurtheilung: die Unsicherheit nämlich und das theilweise Abhandensein des scenischen Arrangements und der Mangel gegenseitiger Verständigung noch am Tage der Vorstellung. Und so ging es Stück für Stück. Die Wallenstein-Trilogie mit anderthalb Proben zu kunstharmonischer Darstellung bringen wollen, ist Unverständniß oder Humbug.

Man wird sich allerdings auf Dingelstedt berufen wollen, der ja selber ausdrücklich erzählt, daß er seinen Gesammtgastspiel-Gästen drei Tage vor Beginn der Vorstellungen Rendezvous in München gab; aber ich wiederhole es, was damals im ersten Sturmanlaufe eines kaum noch erdachten Unternehmens geschah, das kann doch wohl nicht als fertig und unverbrüchlich genommen werden, und Dingelstedt selbst, mit dem ungeheuren Schatze seines Theaterwissens, den er seit damals angehäuft, würde heute mehr als eine Abänderung in den damaligen improvisirten Aufbau bringen. Mustervorstellungen, ich komme darauf zurück, scheinen mir Musterproben vorauszusetzen und hierin ist nach meinem Ermessen, wenn nicht das Grundübel, doch wenigstens ein Grundübel zu suchen, durch welches das Münchner Unternehmen ins Siechen gerieth und eine verzerrte Physiognomie bekam. Man hatte ein Stück mustergültiger Theaterkunst erhofft und befand sich vor einem äußerlich und willkürlich façonnirten theatralischen Curiosum, dem die Grundbedingung alles künstlerischen Leistens und Genießens fehlte, das harmonische Behagen.

Sigm. Schlesinger.

*) Und gewöhnlich viel länger! Hat sich doch neulich noch eine sehr bekannte Schauspielerin darüber beschwert, daß sie ihre Rolle nicht genügend auf der Bühne habe probiren können! Und jenes Stück hatte 36 Theaterproben gehabt!! D. R.

Aus neuern Literaturen.*)

Breitinger in Zürich (wenn wir nicht irren, der Nachkomme eines in der Litteraturgeschichte nicht unberühmten Namens) hat sich seit Jahren durch saubere Detailstudien und entsprechende Darstellung literarischer Erscheinungen vortheilhaft bekannt gemacht. An Specialforschungen und Urtheilen über französische Literatur und deren Vertreter fehlt es nun in Deutschland nicht — ob aber die Fülle der guten, unparteiischen und gewissenhaften, d. h. auf eigener Kenntniß und auf Quellenstudium beruhenden nachgerade so überschwänglich sei, daß „Schluß" beantragt werden dürfte, ist sehr zu bezweifeln. Wie oft fehlt jenen Rittern, die das kritische Schwert so selbstgewiß schwingen, das Allernöthigste — wir wollen nicht sagen die richtige Schärfe

*) Essays von H. Breitinger. Zürich 1879, Friedrich Schultheß.

Digitized by Google

und Schneide, wohl aber das richtige Material, aus dem allein sich kritische Waffen schmieden lassen, der Stahl, der aus der Rüstkammer der Sprachkenntniß geholt wird! Es wird leider oft genug mit hölzernen Schwertern gefochten, und wenn man solche Ritter nach ihrem Wappenzeichen fragen wollte, so würde man finden, daß sie sich keiner erlauchteren Abkunft berühmen können als die Schüler der Knabenschule, allwo zwei bis drei wöchentliche Unterrichtsstunden auf die französische Sprache entfielen. Dieses Capital, selbst sehr zinstragend bei den Herren Molière et compagnons oder Dumas et fils oder irgend anderen, älteren oder neueren Firmen angelegt, reicht doch nur in den selteneren Fällen aus, um die volle Ausrüstung zu literarischen und kritischen „Gängen" sich anzuschaffen. Und man erhält immer einen mißlichen Eindruck, wenn bei dieser oder jener Studie, heiße sie nun Essay oder Beitrag oder sonst wie, der neckische Kobold des Zweifels einem fortwährend ins Ohr zischelt: „Der hat seine kritische Weisheit auch aus zweiter oder dritter Hand geschöpft, hat von Schillers „an der Quelle saß der Knabe" nichts wissen wollen." Dieses Gefühl wird uns sogar von sonst berufenen Kritikern nicht immer erspart — Breitinger dagegen ist des Sprachstoffes und seiner Technik vollkommen mächtig; er schildert, was er gründlich versteht. Das sprachliche Moment liefert aber blos den Rohstoff, die Bausteine, und da die Literatur ein kunstreich aufgeführter Bau, so imposant im Großen als zierlich im Kleinen, ein Bau, nach den Regeln der Schönheit gegliedert, da ferner der Bau auf dem Untergrund der allgemeinen Cultur sich erhebt und nur auf ihm sich erheben kann, so ist auch das Urtheil über Literatur nur zum geringeren Theil perfect mit der Kenntniß der Sprache; jene beiden anderen Momente, das philosophisch-ästhetische und das culturgeschichtliche, bilden zwei Drittheile des Ganzen. Auch in diesen Gebieten hat sich der Züricher Gelehrte erfolgreich umgesehen und zwar nicht blos (wenn auch hauptsächlich) die französische Literatur, sondern auch die italienische durchwandert (s. im vorliegenden Buche die beiden Studien über „Edmondo de Amicis" und „zwei Sicilianische Belletristen"). Breitinger hat so viel und so lange französische Luft geathmet, daß sogar hier und da unverkennbare Gallicismen sich in seine sonst durchaus saubere und reine Darstellung eingeschmuggelt haben (z. B. S. 18, S. 11 die Anwendung des Futurum, für bereits vorliegende, dem Leser bekannte, geschichtliche Thatsachen). Uns persönlich hat am meisten angesprochen das erste Stück, das ein Gemälde des „Salon Rambouillet" enthält, und zwar ein eingehendes, gewissenhaftes, im biographischen Farbenton gehaltenes, theilweise mit sehr gelehrten, aber zugleich gut angebrachten Strichen und Streifen lasurirtes Gemälde, und Nummer drei „Die Entwicklung des Realismus in der französ. Dichtung des 19. Jahrhunderts." Andere mögen sich, das ist ja Geschmacksache, sympathischer berührt fühlen von der biographischen Skizze über Pierre Lanfrey „den einzigen Geschichtsschreiber, welchen die Generation des zweiten Kaiserreiches der französischen Nationalliteratur geschenkt hat" (eine Skizze, die besonders gegen C. Hillebrands abschätzige Beurtheilung dieses Schriftstellers gerichtet ist), wieder Andere werden mit größerem Interesse die Parallele zwischen den beiden größten Schriftstellerinnen Frankreichs — der Staël und der George Sand — verfolgen (wo uns die Herbeiziehung Shakespeare's, dessen Gestalten, ähnlich denen der George Sand „mehr im Gemüth, mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit des Lebens wurzeln" sollen, schief und incorrect vorkommt. Shakespeares Lustspiele und G. Sands Romane — gewiß ein bizarrer Vergleich! und welcher Dichter aller Zeiten wurzelt mehr und tiefer, trotz phantastischer und grotesker Ausladung seiner Gebilde, in der „Wirklichkeit des Lebens" als gerade der große Brite?). Auch die Charakteristik des nach Breitingers Urtheil über Gebühr geschätzten und gerühmten Pamphletisten Paul Louis Courrier, dieses „Professionshassers von Natur", des „einseitigen Bewunderers der Form, des Rhetors, dem das Schöne mehr galt als das Wahre, des geistigen Epicuräers, den die bewegenden Ideen der Zeit gleichgültig und kalt ließen", verdient Beachtung; sie bildet gleichsam ein Gegenstück zu Lanfreys „Rettung", da sie, ohne den geistvollen Repräsentanten des französischen Esprit in Courrier zu verkennen, die Weihrauchwolken, die dem Charakter und der politischen Größe des Gefeierten dampften, mit scharfem Luftzuge zertheilt.

In jener Schilderung des Salons, oder wie es auch hieß, des „Hôtel de Rambouillet" ist besonders instructiv und anschaulich ausgefallen der Abschnitt, der das Blaustrumpfwesen, oder wie es die Franzosen nennen, das Treiben der literarischen „Précieuses", das Molière in seinen „Précieuses ridicules", seiner „Comtesse d'Escarbagnas" und mit der ganzen Verve seines beißenden Witzes in den „Femmes savantes" so köstlich persiflirt hat. Ja, wenn man Breitingers gelungene Charakteristik dieser literarischen Epidemie liest, so ist man kaum berechtigt, von Persiflage zu sprechen — Molière brauchte nur die Wirklichkeit zu conterfeien, die Züge in den geistigen Physiognomien jener Artemisen, Armanden, Belisen und anderer „Kostbaren" mit arkadischen oder pseudoarkadischen Namen waren schon fratzenhaft genug. Man staunt über die kolossale Verbreitung dieser geistigen Seuche, und Breitinger hat wohl gethan, ein hauptsächliches Symptom derselben, das affectirte und geschmacklose Phrasenthum, welches für den wahren Parfüm der Geistreichigkeit galt, durch eine reiche Blumenlese solcher Fadaisen zu illustriren. Ob im Fortschritt der Zeit, die ja nach Aussage der Philosophen unter den Historikern alles Vergangene, auch das scheinbar Absurdeste, in neuer Drapirung wiederbringt, eine neue Auflage auch dieser Erscheinung auftauchen wird? Wir denken hierbei nicht speciell an Frankreich, sondern stellen die Frage im Allgemeinen. Viele werden denken, ein so tiefer Fall in den Abgrund der Geschmacklosigkeit sei in unserem Jahrhundert der höchsten Cultur undenkbar. Gemach! Dieses Jahrhundert der Cultur hat auf gewissen bürgerlichen Gebieten, wo die Mode ihr Scepter schwingt, Ungethüme aufkommen lassen, die an Häßlichkeit und Unnatur nichts zu wünschen übrig lassen und sogar — was will man mehr? — mit einer recht augenfälligen, diaphanen Indecenz ausstaffirt sind, so zwar, daß der berühmte Goethe'sche Ausspruch: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an" jetzt beinah als klassisches Beispiel der Ironie in einem beliebigen „Leitfaden der Rhetorik" dienen könnte. Und was am Kleiderschnitt und Kopfschmuck geschehen kann, warum sollte das nicht auch am sprachlichen Gewand und am rednerischen Schmuck möglich sein? Unsere Phraseologie ist nicht akademisch — Gottlob! — dafür aber allerdings lax und buntscheckig genug, und wenn wir die Extreme ins Auge fassen — germanistisch angehauchte Waldursprünglichkeit auf der einen, funkelnder Bilderprunk und die „wilde Jagd" nach Metaphern auf der andern Seite — so dürfte das Siegesvertrauen auf den unfehlbaren Takt unseres schillernden Säculums etwas heruntergestimmt werden. — Ein Trost ist immer bei der Hand, den Breitinger in seiner Abhandlung über den „Realismus der französischen Dichter im XIX. Jahrhundert" sehr zutreffend also präcisirt: „Im Leben der Literatur gibt es glücklicherweise keine tödtlichen Krankheiten." Was nun aber jenen „Realismus" betrifft (der in den meisten Fällen auch Materialismus heißen dürfte, wenigstens Arm in Arm mit jenem das Jahrhundert in die Schranken fordert), so hat sich der Verfasser die nicht leichte Aufgabe gestellt, die Uebergänge und „Kettenglieder" aufzusuchen, welche „einen Roman Zolas von einer Dichtung Chateaubriands trennen, so groß auch die Entfernung sein mag." Das größte und mächtigste dieser Kettenglieder ist kein geringeres als die Julirevolution im Jahr 1830, welche zunächst die Romantik vollends entfesselte. Mit der Divinationsgabe des Propheten — eines wahrhaft antiken Vates — hat Altmeister Goethe schon vor dem Ausbruch des politischen Vulkans die Feuergarben des literarischen aufsprühen sehen und das ferne Getöse vernommen. Und merkwürdig, dieselbe Romantik war zunächst ein Ausfluß der nationalen Reaction gewesen, sie hatte im Dienste der monarchischen und ultramontanen Tendenzen gestanden; der Schauspieler-Romantiker Chateaubriand war ein Zionsritter und schwang sein romantisches Schwert für

Digitized by Google

Thron und Altar schon um dieselbe Zeit „als in deutschen Landen Ludwig Tiecks Genoveva die Wetterscheide des romantischen Quellengebiets zog". (!) Die Kettenglieder der Entwicklung sind nun trefflich blosgelegt, die Charakteristik der maßgebenden Persönlichkeiten, eines Balzac, Gautier, Paul de Kock und ihrer Schule in höchster Anschaulichkeit, ja, man darf sagen in „realistischer Treue und Porträtähnlichkeit" gegeben, was Alles aus dem Hauptstamme des Realismus als Zweig herauswächst und gruppenbildend zusammentritt — die Flaubert und Feydeau mit ihren „physiologischen", die Champfleury und Murger mit ihren Zigeuner-, die Zola und Compagnie mit ihren Spielhöllen-, Gaunerkneipen-, Sumpfhöhlen- und Bordellromanen — geschickt und genealogisch genau entwickelt. Blos hätten wir gewünscht, daß dem „Wagenlenker" Hugo, dessen „Rosse mit ihrem Kutscher durchgingen", ein breiterer Raum gegönnt worden wäre; er ist und bleibt eben doch Wagenlenker und voraus in der Rennbahn. Auch Eugen Sue, über den Breitinger glaubt wegschreiten zu können mit der Motivirung: „daß er mehr in das Gebiet der Industrie als in dasjenige der Kunst gehöre", verdiente einige Striche mehr als diese „Ehrenerwähnung"; denn die Begriffe Kunst oder Industrie schließen einander nicht mehr aus, am allerwenigsten bei den französischen Schriftstellern. Die Künstler sind wahrlich nicht allein schuld daran, wenn sich in ihrem Katechismus ein Paragraph findet des Inhalts: „point d'argent, point d'artiste"; bei dem einen ist's ein geheimer, bei dem andern ein offener: das ist der Unterschied; aber im Jahrhundert Gott Mammons muß Jeder diesem einen Knix machen, ob er ihn im Herzen verehre oder nicht; die Mode will es, und es ist eine schwere Zumuthung, der Mode den Rücken zu kehren, wenn man dabei dem gewissen Hunger in die Arme läuft. Aus allen neueren Literaturen hallt es kalt, gefühllos, höhnisch: „Primum vivere!" — es ist eine alte Geschichte, doch wird sie täglich neu.

J. Mähly.

Die kunstgewerblichen Alterthümer auf der Ausstellung in Düsseldorf.

Von W. Beckmann.

(Schluß.)

Leider währte die Zeit der Renaissance, welche die herrlichste Epoche deutscher Kunst repräsentirt, nicht lange. Der 30jährige Krieg vernichtete in Deutschland die Blüthe und den Wohlstand des Landes. Und als dann endlich nach langem Hader der westfälische Friede geschlossen war, und die Fürsten wohl, nicht aber so bald das Volk, sich langsam wieder erholten, zeigte sich die Veränderung der Situation. Die christliche Idee, welche sonst die Völker vereinigt und die Stellung des deutschen Kaisers zum übrigen Europa geschaffen hatte, wich nun dem französischen Könige. Er knüpfte die Welt und den französischen Staat an seine Person.

Durch jene moderne Politik, welche es von den Jesuiten und von Richelieu lernte, war Frankreich die Ton angebende Macht geworden; und nur im Herzen Deutschlands finden wir im Staate des großen Kurfürsten eine selbstständige Entwickelung gleichzeitig deutscher Politik und Kunst. Sonst stehen wir in der Umgebung der die Prachtliebe Ludwig des Vierzehnten nachäffenden deutschen Feudalfürsten.

Auch Düsseldorf, das bisher kleine unbedeutende Städtchen am Rheine, hob sich unter der Herrschaft des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der seine Residenz von Heidelberg hierher verlegte, äußerst schnell empor. In dieser Zeit reichsten Hoflebens wurden Bildhauer und Baumeister, wie Gruppello und Graf Alberti, aus Italien herbeigerufen, und es entsteht außer dem Schloß und der Galerie das schöne Reiterbild des Kurfürsten auf dem Markte.

Aus dieser Zeit der Allonge- und Puderquaste stammt das speciell im Düsseldorfer Schloßcharakter eingerichtete prunkvoll malerische Barockzimmer (von Maler Oeder und Krüger). Es macht einen merkwürdig abgerundeten Eindruck, und scheint in seiner gesammten Einrichtung und seinen Möbeln, in der Auffassung, wie es als bewohnter Raum eben von der Familie verlassen worden ist, gleichsam durch unsichtbare Hände aus seinem bisherigen architektonischen Rahmen losgelöst und hier wieder eingefügt zu sein. Die prachtvolle Stuckdecke in reicher Vergoldung und einem Frühlingsbilde in der Mitte, sieht kaum aus, als ob sie hier dem leichten Gefüge eines Holzbaues angepaßt wäre. Das hohe Fenster wird durch schwere dunkle Draperien verhangen, welche das sonst zu grelle Licht weich abdämpfen. So entsteht ein angenehm vornehmes Clairobscur; in den Ecken und Nischen sind die einzelnen Gegenstände kaum zu erkennen, und nur wenige starke Vergoldungen blitzen hier und da hell heraus. Die vordere Partie des Zimmers ist gut beleuchtet. Hier liegt auch der Schwerpunkt der Ausstattung. Die Familie scheint wie gesagt eben erst den Raum verlassen zu haben, denn im Kamin glimmen noch die letzten Funken der Holzkohle. Der Schloßherr hatte seinen Lehnstuhl mit schwerer Brokatdecke nahe ans Feuer gerückt, um hier auf einem zierlich eingelegten Damenbrett seinem Lieblingsspiel zu fröhnen. Den Rücken ihm zugewandt, mußte seine Hausfrau auf dem Sessel, an dem mit einer Bernini'schen Bronzegruppe geschmückten Tische, Platz genommen haben. Eine angefangene Tapisserie, sorgsam gepflegte Nelken, damals eine Lieblingsblume, und ein aufgeschlagenes Buch deuten dies an. Und wie der französische Geschmack von oben her immer weiter die Kreise beherrschte, so ist es gerade sehr charakteristisch, daß die deutsche Frau nicht in den Werken des Opitz oder Paul Flemming ihre geistige Nahrung sucht, sondern in denen des geistvollen Franzosen Boileau. Das Töchterchen, welches seinen kleinen goldenen Sessel zu den Füßen der Mutter aufgestellt, mußte aufmerksam zuhören, um von Kind an die neue Hof- und Galanteriesprache zu erlernen. Die ganze Luft des Raumes athmet Geschmack und Noblesse. Die Wände schmücken die berühmten Esterhazy'schen Gobelins (Schloß Nordkirchen), phantastisch gebildete Spiegel und Wandleuchter; über dem Kamin prangt in schwerer, barocker Umrahmung das Bildniß des Kurfürsten Carl Philipp, getriebene Prunkgefäße stehen auf der Platte, und während die vorhergehenden Zimmer durch ihre scharfen Ecken auffielen, ist hier Alles weich und malerisch abgerundet. Zwischen den in reicher Boulearbeit eingelegten Eckschränkchen und Tischen ragen in wunderlichen Gestalten altjapanische Ungeheuer und Vasen (Sammlung Suermondt) phantastisch heraus. Herrliche mit Silberplatten bedeckte, eingelegte Kabinetschränke von meisterhafter Arbeit, eine große spanische Wand aus Schloß Rosendahl, und endlich eine alte Staffelei mit einer Tuschzeichnung Terbourgs in geschnitztem Originalrahmen, vollenden die wahrhaft fürstliche Einrichtung.

Nun möchte ich noch gerne einen Ueberblick über das folgende Culturbild geben; leider ist es mir nicht vergönnt, auch nur das Geringste darüber mitzutheilen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dasselbe heute, einen ganzen Monat nach Eröffnung der Ausstellung, noch nicht fertig ist. Wie ich jedoch höre, soll das Zimmer das Gepräge des Brühler Schlosses tragen, eines Schlosses, das Kurfürst Clemens August von Köln für sich erbauen ließ und es im Sommer zum häufigen Landaufenthalt benutzte. Wenn wir diesen Raum nun auch freilich erst im Spätherbste betreten dürfen, so wollen wir dankbar sein, wenn es vor dem Schluß der Ausstellung überhaupt noch eröffnet werden wird.

Gehen wir deshalb wieder rückwärts zu den beiden Seitenkabineten und ihren altrömischen und germanischen Funden, worin die älteste Vorzeit schon vertreten ist. Während in der Regel die alten Chronisten mit Adam und Eva anfangen, habe ich die Schilderung der Heidenzeit wenigstens bis zur Mitte des Rundgangs aufgespart. Die Sammlung steht auch räumlich in der Mitte der übrigen Culturbilder und birgt in ihren scheinbar bescheidenen Formen doch ein großes und gewichtiges Stück Entwickelung deutscher Cultur. Wie nun bei den antiquarischen Funden der Vorzeit die Alterthumskunde noch nicht dahin gelangt ist, mit der Sicherheit einer allgemein anerkannten Classification und Terminologie die Theile zu bestimmen, so will ich auch, wie der nunmehr erschienene Katalog, unberührt lassen, welchen Pfahlbauern oder Höhlenbewohnern die hier niedergelegten Steinbeile, Hämmer und Aexte angehört haben. In das Gebiet der eigentlichen Forschung treten wir erst bei den in den Rheinlanden in so reichem Maße vorhandenen Resten römischer Cultur, und für die germanischen Funde da, wo die nationale Entwickelung der Formen zum vollen Ausdruck gelangt ist, fremdländische, d. h. römische Einflüsse unterscheidbar sind, und rückwärtsgehende sichere Schlüsse auf die vorhergehende Zeit gezogen werden können: die Zeit der Merovinger.

Digitized by Google

Die römische Weltherrschaft, welche unter Cäsar bis über die Rheingrenze sich ausgedehnt hatte und unter den Flaviern mit ihrer verfeinerten Cultur überall hin drang, läßt auch am deutschen Strome und seinen Nebenflüssen gewaltige Spuren (wie die porta nigra) ihres einstigen goldenen Glanzes zurück. Aber nicht die Bauten sind es, die uns hier vorzugsweise beschäftigen, sondern das, was eigentlich nur der weiblichen Neugierde näher liegt: der Schmuck und das Hausgeräth. Der Schmuck ist immer bezeichnend für die Culturstufe, auf welcher ein Volk steht; und während die germanischen Grabhügelfunde der ersten Jahrhunderte nur dürftige Erz- und Bronzestücke aufzuweisen haben, vereinen die uns erhaltenen römischen Geräthe klassischen Geschmack und geschickte Arbeit; dazu kommt beim Schmuck auch meist nur Gold zur Anwendung. So sind die reich ornamentirten Hals- und Armringe, aus zierlichen Kettchen gebildete Spangen, alle aus diesem Metall hergestellt. Dazwischen beherbergen die Schränke in großer Menge bronzene und goldene Gewandnadeln, Statuetten und geschnitzte Elfenbeinkästchen, Schmink- und Salbenbüchschen, aber auch praktisches Hausgeräthe: Schöpfkelle und Eimer, Bronzegefäße, Thonkrüge und zierliche Lampen. Alles wohl geordnet und katalogisirt.

Höchst interessant ist eine Collection römischer Ordenszeichen (E. Se. M. der Kaiser), bei denen nur zu wissen übrig bleibt, ob sie wegen ihrer riesigen Größe auf der Brust, am Halse, oder auf dem Rücken getragen wurden. Prächtig erhalten ist das in Silber getriebene Signum einer Legionsstandarte; es könnte gewiß auch von manchem harten Strauß erzählen.

Töpferarbeiten und Glaswaaren, welche eine ausgezeichnete Entwickelung der Terracotta- und Sigillata-Gefäße, wie der Kunst des Glasflusses geben, sind von Koenen (Neuß) geschickt und mit großer Sachkenntniß geordnet. Unter den Gläsern und Flaschen, die durch die Zersetzung der auf sie einwirkenden Säuren den bekannten opalartigen Charakter angenommen haben, befindet sich ein ganz sonderbares Stück. Es hat wohl nie einem bestimmten Zwecke gedient und gibt nur einen Beweis von der enormen Kunstfertigkeit und Ausdauer seines Verfertigers. Aus einem ursprünglich massiven Glasbuckel ist ein durchbrochener äußerer Ring herausgearbeitet, so zwar, daß dieser gelochte Ring nur auf ganz feinen Verbindungsstäbchen auf der unteren, nunmehr papierdünnen Schale ruht.

Diese keramischen Arbeiten reichen mit ihren, zum Theil schon fränkischen Gefäßen, direct bis in die merovingische Zeit hinein und bilden den Uebergang zu dem reich entwickelten Schmuck und Geräth, das sich jetzt vorfindet. Statt der bisher angewandten einfachen Stoffe kommt nun mehr und mehr die Goldverzierung auf. Durch die Einnahme der römischen Provinzen, durch die Kriege in Italien, durch die endliche Eroberung dieses Landes selbst, waren die deutschen Völker in den Besitz großer Reichthümer gelangt, der sich vor Allem in den Schatzkammern der Könige zu einer unglaublichen Menge anhäufte. Von den Zeiten Chlodwigs wuchs derselbe durch die Beraubung der übrigen fränkischen Stammeshäupter und des Schatzes Alarichs immer mehr an. Und da nun gleichzeitig mit dem Glanze äußerer Machtstellung von diesem Fürsten das neu angenommene Christenthum in die Welt hinaus getragen wurde, so dienten diese Schätze vornehmlich dem Könige und der von ihm beschenkten Kirche.

Natürlich bleiben diese meist römischen Schätze nicht ohne Einfluß auf das Streben nach Ausführung ähnlicher Prachtarbeiten, welche den neuen Zwecken dienlicher sind. Dies verlangte auch schon die Beibehaltung der nationalen Tracht. Jetzt gelangt auch die, nur durch langdauernde Ueberlieferung und Uebung gepflegte, dem Charakter antiker Kunstweise völlig fremde, fränkische Ornamentik zum vollen Durchbruch, besonders da zur Ausführung der neuen Prachtstücke die Künstler nicht ausschließlich aus Italien hergenommen wurden.

Einen sicheren Einblick in die Zeit gibt das von dem Franken Andoën geschriebene Leben des hl. Eligius, welcher am Hofe Chlotars und Dagoberts die kostbarsten Arbeiten in edlem Metall ausführte; seine Schüler, der Sachse Tillo, die Schwaben Tituën und Buchino waren um ihn. Reliquienschreine, Schmuck- und Waffengeräth entstanden da in großer Menge. Und wenn ich nun hier die ausgelegten goldenen Gewandspangen und Ringe merovingischen Kunstfleißes ehrfurchtsvoll betrachte, so geschieht dies, weil ich vor den Anfängen der deutschen Goldschmiedekunst stehe. Man mag diesen merkwürdigen Ueberresten eine Bedeutung an und für sich zugestehen, welche man will, in der unbefangenen Betrachtung ihrer Formenbildung und Behandlungsweise muß Jeder den originellen Charakter der Verzierung anerkennen. Sie bilden die Grundlage jener phantasievollen Ornamentik und Kunstausführung, die sich später so reich entwickelt im Zeitalter der Ottonen vorfindet.

Was aber an diesen Arbeiten auch noch in anderer Beziehung so interessant erscheint, das ist, außer den aufgesetzten Steinen und Gemmen, die vielfache Anwendung von Kastenschmelze oder Emaille cloissonée. Mit ein Hauptbestandtheil der fränkischen Goldschmiedekunst, verbleibt sie von da an in den Händen der Deutschen und kommt erst im 11. Jahrhundert nach Frankreich.

In der nun folgenden Karolingerzeit liegt nun aber das gesammte Kunstgewerbe traurig darnieder, und selbst die Töpferarbeiten werden, wie hier ersichtlich zu sehen, so roh wie niemals vorher. Erst gegen das Ende des 10. Jahrhunderts blüht an einzelnen Stellen das Handwerk und die Baukunst neu wieder auf.

Das Allerbeste, was in dieser Zeit entstanden, der gesammte Domschatz von Trier, ist die Düsseldorfer Ausstellung so glücklich zu besitzen, mitten im Hauptsaale und am Eingang der Ramersdorfer Kapelle sind jene kostbaren Reliquien, die zum Theil so denkwürdige Schicksale erlebt, in sicheren Glasschränken aufgestellt. Die romantische Wanderung eines jener Reliquiarien muß ich unbedingt hier mittheilen; sie ist zu interessant. Da ist ein großer buchartiger Behälter aus Goldblech mit zierlichsten Emailleeinlagen, welche das byzantinische Siegeskreuz des griechischen Kaisers Romanus II. enthält. (Die Kreuzpartikel sind leider herausgenommen.) Dieses kam während der Plünderung der alten Cäsarenstadt nebst einem Nagel vom hl. Kreuz in den Besitz eines tapferen Eifelritters Heinrich von Uelmen, der es, in seine Heimat zurückgekehrt, dem Nonnenkloster Stuben als Reliquie verehrte. Die frommen Frauen und Bräute Christi zeigten sich dieses Schatzes aber nicht würdig, denn Kurfürst Clemens hob 1788 das Kloster wegen Zuchtlosigkeit auf und wies die Kleinodien nach Trier. Von hier wurden sie beim Herannahen der Franzosen nach Ehrenbreitstein geflüchtet, gelangten dann in die Hände des Herzogs von Nassau und fanden endlich eine bleibende Ruhestätte in dem Domschatze von Limburg an der Lahn. So kommt es denn, daß diese malerisch gelegene Kirche auch in den Besitz eines historisch viel werthvolleren Stückes gelangt ist.

Wie und auf welche Weise den römischen Päpsten ihr Scepter, der wahre einfache Hirtenstab Petri, abhanden gekommen ist, weiß ich nicht; es ist aber historisches Factum, daß die Trierer, wie sie sich in den Besitz des echten hl. Rockes zu setzen gewußt, auch schon frühe, sehr frühe den römischen Hirtenstab in Händen hatten. Bischof Egbert ließ dann im 10. Jahrhundert die goldene mit Bildern und Emaillen bedeckte Hülse dafür anfertigen, welche wir jetzt im Limburger Kirchenschatze wiederfinden. Diese Hülle ist für uns ebenso unschätzbar, wie der Stab für die Kirche. Erstens zeigt sie den deutlichsten Unterschied zwischen der feinen Emaille des byzantinischen Reliquiariums und der viel roheren und farbenärmeren aus Trier. Gegenüber allen französischen Behauptungen aber, welche diese Kunst als von Frankreich nach Deutschland eingeführt zu beweisen sucht, ist dieser Stab Petri, wie der Tragaltar des hl. Andreas und derjenige des Willibrod, ein unumstößliches Zeugniß für die Herstellung der Emaille in Deutschland und ihrer Ueberführung von Trier nach St. Denis. Abgesehen von den auf allen genannten Reliquiarien, wie auf dem Echternacher Evangeliar zu Trier, angebrachten Porträts und Inschriften des Bischofs Ebert (977—93) existirt auch noch ein Brief Papst Sylvester II., des früheren Abtes von Rheims, an ersteren, worin er ihn bittet aus den mitgesandten Zeichnungen und Material ein reiches Werk mit Composition und Glasfluß (also Emaille) herzustellen; später bittet Abt Sniger in St. Denis den Egbert um Uebersendung von Emailleuren. Da nun diese beiden Lothringer, Sylvester wie Sniger, sich ausschließlich wegen dieser Kunst nach Trier wandten, so liegt auf der Hand, daß sie selbst ausübende Künstler nach dieser Richtung hin nicht besessen haben müssen. Auch der Tragaltar des hl. Andreas ist ein Prachtwerk und malerisch das schönste aller hier vorhandenen Reliquiarien. Die Elfenbeinwände der Truhe sind an den Rändern durch Goldstreifen mit Emaille reich verziert, auf dem Deckel befindet sich der aus Goldblech getriebene Fuß, und an den Seiten in der Mitte je eine merovingische Prachtfibel in reicher goldener Ornamentirung im Gepräge byzantinischen Gewebes.

So ist der Altar in seiner Art das reichste und eigenthümlichste

Digitized by Google

Stück der gesammten Goldschmiedekunst des 10. Jahrhunderts und gibt uns einen vorzüglichen Einblick in das Kunsthandwerk der Zeit.

Aber Alles, was bis jetzt entstand, war doch nur Vorbereitung zur Aufnahme gestaltungsfähiger Elemente zu der großen romanischen Kunstentwickelung, die nun im 11. Jahrhundert beginnend, im 13. Jahrhundert in unserem Vaterlande ihren Gipfelpunkt fand.

Aus der Hauptstadt.

Von allem Möglichen und einigen andern Dingen.

Wer noch vor einigen Jahren in jenen Kreisen, die sich den Luxus einer Vergnügungs- oder Erholungsreise gönnen dürfen, behauptet hätte, daß man den Sommer allenfalls auch in Berlin zubringen könne, würde sich den Ruf eines Sonderlings verschafft haben, der durch auffällige Paradoxe wirken will. Ich entsinne mich noch der zahllosen Zuschriften, die an die Redaction eingingen, als Ludwig Pietsch vor drei oder vier Jahren in diesen Blättern die Meinung verfocht, daß die sommerliche Hauptstadt das Geschick der Schottenkönigin theile und besser sei als ihr Ruf; ja, daß der „Hochsommer in Berlin" sogar gewisse, ganz eigenthümliche Reize habe. Indessen, wie alle großen Wahrheiten, so hat sich mit der Zeit auch diese Bahn gebrochen. Die Zahl derer, die nun freiwillig in Berlin übersommern, hat sich von Jahr zu Jahr in überraschender Weise vermehrt; und wenn es so fortgeht, werden wir es schließlich noch erleben, daß Berlin als „klimatischer Kurort" zur Sommerfrische aufgesucht wird. Seitdem ich neulich in der Zeitung gelesen habe, daß „Hunyadi" als angenehmes Tafelgetränk empfohlen wird, wundere ich mich über nichts mehr und bin auf Alles gefaßt.

Aber wirklich, es sieht jetzt ganz lustig bei uns aus. Selten hat man Gelegenheit, so viel fröhliche Gesichter beisammen zu sehen wie jetzt auf der Promenade oder Unter den Linden. Man sollte meinen, die Geschäfte müßten ganz ausgezeichnet gehen. Tieferblickende Philosophen wollen sich indessen die allgemeine Heiterkeit, die jetzt aus der Physiognomie der Hauptstadt spricht, mehr aus dem Umstande erklären, daß niemals die Zahl der Strohwittwer eine größere gewesen ist als in diesem Augenblick.

Aber auch abgesehen von der menschlichen Staffage hat sich die Stadt selbst in der letzten Zeit in einer den Fremden überraschenden Weise verjüngt, verschönt, gelichtet und erheitert. Kann sich — man muß es immer wieder fragen — irgend eine Großstadt eines so herrlichen Parkes berühmen, wie es unser Thiergarten ist? Wie hat dieser einst so verkannte und verlästerte Wald durch die sorgsame Pflege, durch die neuen Anlagen und künstlerischen Verschönerungen gewonnen! Und noch in allerjüngster Zeit durch die Denkmäler der Königin Luise von Erdmann Encke und Goethes von Fritz Schaper! In der ganzen Welt kenne ich keinen lieblicheren und stimmungsvolleren Standplatz als den dem schönen Denkmal angewiesenen, von herrlichen Bäumen und saftiggrünem Gebüsch umsäumten friedlichen Platz unmittelbar an dem belebten Verkehrswege, der wie ein Symbol des Verhältnisses der Poesie zum Leben und des Dichters zu seinem Volke wirkt.

Und da man nun mit dieser glücklichsten Wahl das Rechte getroffen, wird es hoffentlich nur noch eine Frage der Zeit sein, daß das großartige Schillerdenkmal von Reinhold Begas, dessen gewaltige Schönheiten von der ungünstigen Umgebung grausam zermalmt werden, auch nach der Lisière des Thiergartens übersiedeln wird. Da werden wir erst sehen, was wir an diesem Denkmal haben, dessen Postament mit den vier allegorischen Weibern vielleicht zu dem Genialsten und Mächtigsten gehört, was die Skulptur der neueren Zeit überhaupt geschaffen hat. Jetzt freilich vor dem hochragenden Säulenbau des Schauspielhauses, vor dieser endlosen Freitreppe mit den kolossalen Treppenwangen mit den gezähmten Riesenkatzen, jetzt wird das unglückliche Denkmal zerquetscht. Das so groß gedachte und so groß ausgeführte Werk verliert seinen Charakter: das Imposante sieht auf dem breiten Platze vor der mächtigen Architektur ganz verschüchtert aus. Man gebe ihm den ruhigen Waldeshintergrund, den Abschluß durch das tiefe Grün; man beseitige die störende Wirkung durch die fatale Umgebung, man lasse das Werk nur an sich und durch sich selbst wirken, und man wird staunen, welches Wunder uns ersteht.

Und wenn wir erst Goethe und Schiller im Thiergarten haben, dann wird Lessing ihnen dorthin folgen; und später wird man sich vielleicht auch, wie Hans Hopfen es angeregt hat, der heimischen Dichter Chamisso und Kleist erinnern, und Hopfen wird gewiß nichts dagegen haben, wenn diese anstatt auf dem Askanischen Platz ebenfalls im Gehölz des Thiergartens eine Stätte finden werden. Dann wird sich also allmählich der Thiergarten zu einem Dichterhain wandeln — eine Metamorphose, deren Tiefsinn und ethische Bedeutung kein Mensch in einer schwungvollen und begeisterten Rede besser darlegen könnte — als mein verehrter Freund Berthold Auerbach.

Und da wir nun doch 'mal Zukunftspläne wegen des Thiergartens schmieden — wie wär's, wenn der löbliche Magistrat, oder wer sonst die competente Behörde sein mag, sich veranlaßt fände, die geradezu entsetzlichen Spülbecken, die vor nicht langer Zeit als Springbrunnen am Eingang rechts und links von der Charlottenburger Chaussee angebracht worden sind, recht bald wieder zu entfernen? Man kann sich doch in der Form nichts Häßlicheres und in der Wirkung nichts Betrübsameres denken als diese unseligen Dinger, für die Paul Meyerheim das sehr bezeichnende Wort „Nuseltöpfe" zu gebrauchen pflegt. Daß so etwas überhaupt in einer Stadt errichtet werden kann, in der Architekten wie Kayser und von Großheim, Ende, Heyden ꝛc., Künstler wie Menzel, Knaus, Anton von Werner, Reinhold Begas ꝛc. leben, ist geradezu unbegreiflich. Wem werden denn eigentlich die Skizzen vorgelegt, und welche Persönlichkeiten haben die Wahl zu treffen? Stadtverordnete und Magistrat, oder wer immer es sein mag, sind gewiß sehr kluge Leute; aber wenn es sich um Stiefel handelt, wendet man sich doch an den Schuster, und wenn man über den künstlerischen Schmuck zu entscheiden hat, sollte man doch die Künstler nicht ganz umgehen. Die Hauptsache ist: weg mit diesen geschmacklosen, traurigen Speibecken, und möglichst bald!

Berlin wird also — und das war mein Ausgangspunkt — von Jahr zu Jahr freundlicher und schöner; und dabei spreche ich noch nicht einmal von der Kanalisation, von den Fortschritten der Pflasterung, von den stolzen massiven Brücken, die an die Stelle der baufälligen schäbigen Bretterbauten treten, von den neuen Baulichkeiten und Gartenanlagen am Pariser-, Askanischen- und Belle-Allianceplatz, von der Friedensstraße und den beiden großen Hainen im Norden und Osten der Stadt. Ich will eben nur im Allgemeinen andeuten, wie sich ganz natürlich sehr vieler verständiger Leute das Bewußtsein bemächtigt, daß man es bei uns ganz gut aushalten kann, namentlich wenn die Witterung eine so liebenswürdige Unbeständigkeit zeigt wie heuer, und daß man hier in den paar heißen, ozonleeren, staubigen und drückenden Tagen durch die Bequemlichkeit und den Comfort der eigenen Häuslichkeit doch für Mancherlei entschädigt wird, was man in den herrlichsten Gegenden der Schöpfung und selbst bei dem Genusse der wundervollsten Naturschönheiten recht bitter vermissen muß. Wenn ich z. B. Gastein sage, so wird man mich schon verstehen. Es reisen ja überhaupt schon viele Leute, blos um sich zu vergegenwärtigen, wie gut sie es daheim haben. Berge, Wasserfälle, Salzluft und brausende Wogen haben wir hier freilich nicht; und wenn die Hauptstadt diese bedenklichen Mängel auch nicht ersetzen kann, so gibt sie sich doch wenigstens die Mühe, ihren Getreuen das Dasein auf ihre Weise zu erheitern.

Künstler von Ruf und Bedeutung geben Vorstellungen in den Theatern. Bernhard Baumeister hat sich im Nationaltheater seinen Landsleuten als einer der liebenswürdigsten und begabtesten Schauspieler unsrer Tage vorgestellt, wochenlang hat Emil Thomas in den „Hauswirthsfreuden" am Wallnertheater durch seine unglaubliche Komik das Publicum entzückt. Am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater spielt Fräulein Sophie König das Repertoire von Offenbach, Strauß und Suppé, und wer die lustige Künstlerin als „schöne Helena" gesehen hat, wird sich an der Munterkeit ihres Spiels, an der Frische ihrer Stimme und an der Erscheinung, die sich allmählich zu stattlichen Verhältnissen entwickelt, erfreut haben. Daß man jetzt bei Kroll Gesangskünstler erster Ordnung hören kann, berichtet unser Mitarbeiter Ehrlich in eingehenderer Weise.

Wem es aber im Theatersaale zu schwer und zu schwül ist, der geht in den Garten des Belle-Alliancetheaters, der durch seine geschmackvolle Einrichtung, die wirklich großartige Beleuchtung und sein unterhaltendes

Digitized by Google

und mannichfaltiges Concertprogramm zu einem der besuchtesten Sommervergnügungslokale der Residenz geworden ist. Es ist da draußen auch wirklich sehr hübsch. Ich habe — mögen es mir die Musiker von der strengen Observanz verzeihen — eine verhängnißvolle Vorliebe für schmetternde Militärmusik und sogenannte „Natursänger". Beides bietet das Belle-Alliancetheater: das herzerfreulichste Schnedderengdeng des Zapfenstreiches und die unzweideutigsten Jodler. Und wer damit noch nicht genug hat, der kann auch ins Theater gehen und sich Schwänke und Schauspiele vorspielen lassen.

Dabei fällt mir eine Geschichte des Directors des Belle-Alliancetheaters, Herrn Wolf ein, die zu unterdrücken ich nicht den Heroismus besitze. Theater im Saale und Militärconcert im Garten werden da gleichzeitig abgespielt. Es mag sich nun für den Besucher des ersteren mitunter der Uebelstand ergeben, daß in die Kunstpausen von außen her das fröhliche Hallali einer Jagdfanfare hineinschmettert; und dieser Uebelstand war auch von einem Kritiker gerügt worden. Als ich ein paar Tage darauf den Garten besuchte und mit dem Director Wolf plauderte, sagte dieser mir plötzlich: „Wissen Sie nicht, was der Kritiker der „X-Zeitung" gegen mich hat? Da beklagt sich der Mann darüber, daß man während der Fluchscene der Deborah im Saale den Jägerchor aus dem „Freischütz" vom Garten her gehört habe! Mein Gott, daß hier Concert ist — das ist doch kein Geheimniß!"

In diesem Jahre werden im Belle-Alliancetheater die Naturgesänge von den Geschwistern Rommel aus Schwabenland und der vortrefflichen Tyrolergesellschaft Engelhardt vorgetragen. Die Geschwister Rommel (Terzett mit Citherbegleitung) sind ganz ungemein musikalisch. Sie singen mit sehr hübscher Stimme glockenrein, haben ein amusantes Repertoire, und ihr Vortrag ist überaus liebenswürdig, fröhlich und decent — nichts Tingeltangelhaftes, nichts irgendwie Zweideutiges, wahre, anständige Lustigkeit!

Unter den Tyrolern befindet sich ein stimmliches Phänomen ersten Ranges, Fräulein Julie Bächi, eine geborene Schweizerin, die Tochter des früheren Organisten am Großmünster von Zürich. Die Dame, die etwa zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahre alt ist, besitzt ein wunderbar wohllautendes Organ, das zwei Stimmen vollkommen in sich vereinigt: einen hohen Tenor und einen Contraalt. Der Umfang ihrer Stimme umfaßt mehr als zwei Octaven, vom D bis zum zweigestrichenen fis, und gerade ihre Mitteltöne, die in hoher Tenorlage sind, sind die sonorsten und merkwürdigsten. Die Stimme hat die echteste Klangfärbung des männlichen Tenors, die man sich nur denken kann, und wer die Sängerin nur hört, nicht sieht, würde darauf schwören, daß da ein unbekannter Rubini oder Mario erstanden ist. Fräulein Bächi singt von einem dem Publicum nicht sichtbaren Platze aus mit Orchesterbegleitung unter Anderem auch die Abschiedsarie des Manrico aus dem Verdi'schen „Miserere", und ich habe Wetten machen sehen, daß dieser Manrico von einem Manne gesungen werde. Wenn es sich hier blos um ein vocales Naturspiel handelte, würde ich nicht so viel Worte darüber machen; aber die Stimme des Fräulein Bächi ist, wie ich schon sagte, nicht blos seltsam, sie ist wunderschön, von einem ganz eigenthümlichen Schmelz, und man merkt es der Dame an, daß sie unter der Leitung eines tüchtigen Musikers, ihres Vaters, die kunstgerechte Behandlung ihrer ungewöhnlichen Stimmmittel erlernt hat.

Vor einigen Tagen hat nun auch noch, oder vielmehr hat auch schon eine neue Posse als Vorbote der Saison ihren Einzug in das Wallnertheater gehalten. Sie heißt „Signor Piffarelli" und ist von den Herren Wilken und S. Haber verfaßt. Es haben sich da, wie man sieht, zwei sehr lustige und witzige Leute zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, und es steckt natürlich auch in dem Stücke sehr viel Uebermuth und amusanter Unsinn. Ganz besonders ist der zweite Act gelungen; und von dem weniger Gelungenen will ich heute, da ich nicht kritisire, nicht sprechen. An guten Einfällen ist Ueberfluß, und es ist darüber viel und laut gelacht worden; so z. B. über die schöne Bemerkung — es ist eben von fünf Thalern die Rede gewesen —: „Fünf Thaler? — Wie kommen Sie denn gerade auf die ungerade Summe?" über die klassische Uebersetzung: „Vous avez oui si droit!" — „Sie haben ja so Recht!" — über die Ballade (nach Gounods „König von Thule") mit dem Refrain: „Piefke lief, Piefke lief, Piefke lief die Stiebeln schief", — eingeleitet durch die sinnige Betrachtung:

„Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Weshalb August so eklich ist!" —

und über vieles Andere. Engels, Blencke und Kadelburg waren ausgezeichnet, auch Fräulein Schwarz, deren anmuthiges Talent an dieser Stelle schon mehrfach gerühmt worden ist, hatte einige sehr hübsche Momente; nur schien es, als ob Fräulein Schwarz an den neckischen Specialitäten der kleinen Ernestine Wegner, die bei dieser als originell ganz reizend wirken, zu viel Gefallen gefunden und in ihr den dem menschlichen Individuum innewohnenden Nachahmungstrieb beflügelt hätte. Und dann diese unglaublichen Toiletten! Eine Köchin, die einen Schuster heirathen will und Angst hat, daß sie einen Teller zerbricht, weil sie ihn von ihren kleinen Ersparnissen ersetzen muß, — eine echte Köchin, keine jener zweifelhaften, von denen Wurzel in Raimunds „Bauer als Millionär" singt:

„Ein Madel kommt daher,
Von Brüßler Spitzen schwer.
Ich frag' gleich, was sie wär'? —
Die Köchin vom Tracteur!
Ein Aschen! Ein Aschen! —"

— also eine echte Köchin — und diese in vier prachtvollen Toiletten von irgend einem großen Modeschneider, die eine immer reicher und unzweckmäßiger als die andere! In der Küche ein lie de vin-farbenes Kleid mit Atlaseinsatz und Atlasärmeln derselben Farbe; auf dem kleinbürgerlichen Maskenscherz ein Costum mit echter Goldstickerei, das sich in Saint-Cloud hätte sehen lassen können, dazu Brillantohrringe und ein mit kostbaren Steinen besetztes Medaillon! Was soll das heißen? Und wie kann eine so aufmerksame Regie, wie die des Wallnertheaters zu sein pflegt, solche schreiende Ungehörigkeiten durchgehen lassen? Toiletten von solcher Pracht kann allenfalls eine Schauspielerin von ihrer Gage, aber niemals ein Dienstmädchen von seinem Lohne bezahlen.

Und nun, nachdem ich recht deutlich nachgewiesen zu haben glaube, daß der Berliner Sommeraufenthalt überaus angenehm ist und daß man weise daran thut, die sichern Bequemlichkeiten und Freuden des eigenen Heims nicht ohne zwingenden Grund mit den zweifelhaften Chancen der oft recht ungemüthlichen Fremde zu vertauschen, will ich also — denn der Mensch muß consequent sein! — gleich meine Koffer packen und mich auf einige Wochen von Berlin empfehlen.

Paul Lindau.

Gastspiel der Herren Nachbaur und Reichmann im Kroll'schen Theater.

Der Kroll'sche Garten ist nicht blos für den Vergnügungsreisenden ein höchst interessantes Curiosum, sondern — und gewissermaßen in noch höherem Grade — auch für den Musikkenner. Seine unvergleichliche Lage in unmittelbarster Nähe des glänzendsten Stadttheiles und des Thiergartens, die brillante Einrichtung und Beleuchtung, das ganze Treiben und Weben der meist sehr eleganten Gesellschaft sichern ihm den Ruf des schönsten derartigen Vergnügungsortes in Europa. Aber seine Opernaufführungen erregen manchmal geradezu das Staunen des Kenners. Denn es ist ja „eigentlich nur" eine „Sommeroper", die in dem großen Saale vom Mai bis October geboten wird, in den Augen der ernsten Kritik und der Fachmänner als ein bloßes Nebenbei erscheinen mag, und der äußerlichen Einrichtung nach gar nicht anders betrachtet werden kann; denn eine Opernvorstellung in einem großen Tanzsaale mit einer kleinen Bühne, einem nicht günstig placirten Orchester; eine Oper, in deren Zwischenacten man draußen Gartenspaziergänge macht und noch Concertmusik zu hören bekommt, wird wohl den Meisten, welche nur die Ankündigung lesen, oder sich nicht besonders für Musik interessiren, als ein curioses „Nebenbei" erscheinen. Und dennoch kann manche dieser „Nebenbei"-Vorstellungen im richtigen Zusammenwirken, in der guten Besetzung der kleinsten Partien manchen großen ständigen Bühnen als Muster dienen; und was das Sonderbarste ist, die großen heroischen Opern werden viel besser gegeben, als die zur leichteren Gattung gehörigen. Eine gute, in manchen Theilen sogar ausgezeichnete Vorstellung des „Fidelio", eine vortreffliche des „Tell" und des Verdi'schen „Maskenball" in einem „Sommerlokale"! Ist das nicht eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung?! Allerdings wirkten in den

Digitized by Google

beiden letztgenannten Werken zwei Gäste mit, zwei fremde Künstler, von denen der eine, Herr Nachbaur, bereits einen berühmten Namen hat, der andere aber, Herr Reichmann, nach meiner Ueberzeugung binnen kurzem zu den besten deutschen Künstlern gezählt werden wird.

Herr Nachbaur hat in Berlin, früher und öfters, immer mit bestem Erfolge gesungen; ich habe ihn zum ersten Male gehört, da seine Gastspiele immer in die Zeit meiner Abwesenheit fielen. Seine Stimme klingt in den Mittellagen nicht mehr ganz frisch, in der Höhe dagegen kräftig und sicher. In der Schulung, in der Ausbildung der Register, dem Uebergange von Kopf- zu Brusttönen und besonders in der bei Tenoristen jetzt ganz außer Gebrauch stehenden Kehlengeläufigkeit leistet er ganz Ausgezeichnetes; ich glaube, er ist im Coloraturgesange wohl jetzt der Einzige, der schwierigste Triller und laufende Passagen mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit ausführt. Daß diese Eigenschaften viel mehr in den heiteren Spielopern wie „Postillon von Lonjumeau", „Fra Diavolo" u. s. w. zur Geltung kommen als in den ernsten hochdramatischen, leidenschaftlichen, muß selbstverständlich erscheinen. Doch ist hier der Wahrheit gemäß hervorzuheben, daß Herr Nachbaur auch als Graf Warwick im „Maskenball" sehr glückliche Momente hatte. Bezüglich dieser älteren Verdi'schen Oper möge der freundliche Leser mir jede „erschöpfende" Darlegung erlassen. Das Textbuch ist die genaue italienische Uebersetzung des gleichnamigen von Scribe, der bekanntlich von Auber componirt worden ist; nur die Namen und Oertlichkeit sind verändert. Die Musik enthält gar wenig Hervorragendes, aber einige recht wirksame Arien, besonders eine für Baryton, mit welcher Herr Reichmann einen glanzvollen Erfolg errang.

Dieser noch junge Künstler hat von Gottes Gnaden alle Gaben erhalten, die einem Sänger die glücklichste Laufbahn sichern: eine schöne, kräftige, gleichmäßige Stimme von sehr edler Klangfärbung, natürliche immer richtige Empfindung, und angebornen Instinct für die Grenzen der Darstellung der Leidenschaft, eine sehr vortheilhafte äußere Erscheinung und natürliche Anmuth der Bewegung. Bisher hat Herr Reichmann nur in italienischen Opern und im „Tell" gewirkt und ich kann nur nach diesen Leistungen urtheilen. Wenn er zu seinen so schönen Gaben noch das fleißige Studium deutscher Musik gesellen will, deutscher Opern und Oratorien, des Schubert'schen und Schumann'schen Liedes, der Löwe'schen Ballade, dann wird er den größten Ruhm ernten und allenthalben als ein würdigster Vertreter deutscher Kunst erscheinen. Möge er sich daher nicht verleiten lassen, einer jener italienischen „stagione" Sänger zu werden, deren schlechte Aussprache man wegen der schönen Stimme nicht beachtet, die eine Zeit lang viel Geld verdienen, dann aber, wenn die physischen Mittel abnehmen, in Vergessenheit gerathen. Wir vertrauen seinem besseren Genius!

Ueber diesen beiden gefeierten Gästen dürfen die Mitglieder der Kroll'schen Bühne nicht vergessen werden: Frau Leonie, eine Künstlerin von entschiedener dramatischer Begabung und stattlicher Erscheinung, die als „Fidelio", und „Amalie" im „Maskenball" Ausgezeichnetes leistete, Fräulein Dalena, eine sehr anmuthige und gut geschulte Coloratursängerin und Darstellerin, Fräuleins Goselli und Schletterer, und ein sehr viel versprechendes Talent, Fräulein Iwanovna. Unter den Herren ist Herr Martens zu nennen, der im „Tell" in der sehr schweren Partie des „Arnold" allgemeine und bestverdiente Anerkennung fand, Herr Wessel, Bassist, ein sehr tüchtiger künstlerisch gebildeter Sänger, endlich Herr Schmidt, ein strebsamer Spieltenor. Auch die Träger der kleineren Männerpartien sind durchwegs zu loben, ebenso das Orchester unter den Kapellmeistern Seidel und Mannstedt. Und so kann die Kroll'sche Oper mit gutem Rechte von sich sagen, daß sie viel mehr hält als verspricht, daß ihre Außenseiten die eines Vergnügungslokales, ihre Leistungen aber künstlerische sind.

H. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Sie haben vor noch nicht so langer Zeit eine Anzahl metrischer und syllabischer, lateinisch und deutsch verfaßter Kunststücke mitgetheilt, welche den Scharfsinn und das technische Können Ihrer Leser auf die Probe gestellt haben. Gestatten Sie mir zu Nutz und Frommen der Curiositätenkenner und ditto Sammler jene Zahl um ein Stück zu vermehren, das zwar auch nicht der „Gegenwart" angehört, aber gerade darum wenig bekannt sein dürfte, obgleich es wahrlich letzteres in hohem Grade verdient und das Licht, auch der strengsten Kritik, keineswegs zu scheuen braucht. Es ist zwar lateinisch, sein Verfasser zählt aber zu den berühmtesten Deutschen, er war ein Heros in seinem Fach und in seinem Wirken — kein Geringerer nämlich als der große Friedrich August Wolf, der Homer-Zergliederer, der Göthe-Anreger, der Zeitbeweger! Und der Gegenstand? Auch dieser verdient Beachtung. Ist es doch ein deutsch-patriotischer. Scheinbar allerdings enthalten die Verse (richtige, gut gebaute Hexameter) eine Verherrlichung des damaligen Erzfeindes, Napoleon Bonaparte; — aber gerade darin liegt die Pointe des Ganzen, daß auch das Gegentheil kann und soll herausgelesen werden. Das Kunststück — als solches meisterhaft — besteht darin, daß die Verse, regelrecht, d. h. vorwärts gelesen, das Lob, dagegen, Wort für Wort rückwärts vom Ende an gelesen, das Gegentheil aussagen. Hier folgen sie:

Vaticinor tibi quod navalis laurea cinget
Tempora nec magnas spes mare destituet.
Deiiciet tua gens cunctas nec Gallia victrix
Denique frangetur littus ad Albionum
Sors bona non mala sors concludet proelia, quare
Saecula te dicent „pars bona non mala pars".

Basel. J. Mähly.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Camoens, de, Luis'. Sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilh. Stork. 2. Bd. Buch der Sonette. 8. XXXI u. 439 S. Paderborn 1880, Ferd. Schöningh.

Darwinistische Schriften. 4 Bde. Nr. 7—10.
a) Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Von Grant Allen. Rechtsmäßige deutsche Ausg. mit einer Einleitung von Dr. Ernst Krause. XXI u. 274. S.
b) Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese. Von Dr. Carl du Prel. VI u. 175 S.
c) Die Nester und Eier der Vögel, in ihren natürlichen Beziehungen betrachtet. Von Wilh. von Reichenau. 110 S.
d) Die Sprache des Kindes. Eine Anregung zur Erforschung des Gegenstandes. Von Dr. Fritz Schultze. 46 S.
8. Leipzig 1880, Ernst Günther.

Ecker, Alexander. „Lorenz Oken". Eine biographische Skizze. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Okens Briefwechsel vermehrt. Mit dem Porträt Okens. 8. 220 S. Stuttgart 1880, E. Schweizerbart. Preis 5. —.

Enslin, Adolf. Die ersten Theateraufführungen des Goethe'schen Faust. kl. 8. Berlin 1880, Gebr. Paetel.

Koch, Max, Dr. Das Quellenverhältniß von Wielands Oberon. 8. 57 S. Marburg 1880, N. G. Elwert.

Malot, Hector. Ohne Familie. Roman aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. 8. 391 u. 467 S. Hamburg 1880, Karl Grädener.

Meydenbauer, A. „Kant oder Laplace?" Kosmologische Studie. 8. 56 S. Marburg 1880, N. G. Elwert.

Philippi, F. Dr. Zur Reconstruction der Weltkarte des Agrippa. Mit 5 autographirten Kartenskizzen. 8. 25 S. Marburg 1880, N. G. Elwert.

Putnam, George Haven. Internationaler Schutz gegen den Nachdruck. Deutsch von Prof. Ed. Wiebe. Hamburg. 8. 59 S. Berlin 1880, Franz Vahlen.

Schürmann, Aug. Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels. I. Theil. 8. 333 S. Halle 1880, Buchhdlg. d. Waisenhauses.

Semper, Hans. „Gottfried Semper." Ein Bild seines Lebens und Wirkens mit Benutzung der Familienpapiere. 8. 35 S. Berlin 1880, S. Calvary & Co.

Vilmar, A. F. C. Handbüchlein des deutschen Volksliedes. II. Aufl. 8. 240 S. Marburg 1880, N. G. Elwert.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Kirchbach, Wolfgang, Märchen. Neue Ausgabe. Brosch. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Diese Märchen — poetisch zart, gefühlsam und ironisch, volksthümlich (Über Land und Meer) — sind in der ersten Ausgabe (Dresden, F. Axt) sehr anerkennend von der Kritik aufgenommen worden, so u. A. in Besprechungen von Fel. Dahn, Rud. v. Gottschall, A. Möser, Joh. Prölß, Friedr. Theod. Vischer, Verf. der Ästhetik, des „Auch Einer".

Schönstes Festgeschenk!

Prachtwerk ersten Ranges!

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. **3 M.**
R. Wiering, Buchhandlung, **Hamburg.**

Elegante u. solide
BUCH-EINBÄNDE
Specialität:
Halbfranzbände
Liebhaber-(Elzevir) Band
(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)
Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*
Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung
Carl Fraenkel
BERLIN, W.
Französische Str. 33d.

Italienische
Leghühner und Hahnen,
racerein mit gelben Füßen und gelben Schnäbeln
per Stück *M.* 4.—

Feinste Essig-Gurken,
garantirt haltbar und wohlschmeckend. 100 Stück *M.* 1.50, in Gebinden à 300, 500 und 1000 Stück.
J. Bungert in **Cöln.**

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Ideale und Irrthümer.
Jugend-Erinnerungen
von
D. Karl Hase.
Zweite Auflage. 8. Geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.*

Die Erinnerungen aus seinem Jugendleben, welche der berühmte Kirchenhistoriker Geh. Rath Professor Hase in Jena veröffentlicht hat, erregten nicht nur bei seinen zahlreichen Freunden und Schülern, sondern in allen gebildeten Kreisen das lebhafteste Interesse, sodaß bald eine zweite Auflage des geist- und gemüthvollen Buches nöthig wurde. In den persönlichen Erlebnissen des Verfassers spiegeln sich zugleich die Bestrebungen ab, von denen die deutsche akademische Jugend während des zweiten und dritten Decenniums dieses Jahrhunderts erfüllt war.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Handbuch der deutschen Alterthumskunde.
Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit
von
L. Lindenschmit.
In drei Theilen. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzstichen. Royal-8. geh.
Erster Theil: **Die Alterthümer der merovingischen Zeit.**
Erste Lieferung. Preis 12 Mark.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Das Weib.
Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.
Von
Emerich du Mont.
Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. *M.* 6.— geb. *M.* 7.50.

Das geistvolle, elegant geschriebene Buch ist mit großem Beifall aufgenommen worden und liegt nun bereits, kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen, in einer vom Verfasser durchgesehenen und wesentlich vermehrten zweiten Auflage vor.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.
Gegr. v. **Bruno Hildebrand**, herausgeg. v. Dr. **Johannes Conrad**, Professor zu Halle a. S.
Inhalt der Hefte für Mai und Juni:
Erwin Nasse, Das venetianische Bankwesen im 14., 15. und 16. Jahrhundert. — **W. Lexis, Beiträge zur Statistik der Edelmetalle** nebst einigen Bemerkungen über die Werthrelationen. — **W. v. Ochenkowski, John Locke als Nationalökonom.** — **E. Witte, Leistung eines oberschlesischen Arbeiters.** — **St. Koczynski, Osteuropäischer Handel** im XV. Jahrhundert. — Literatur-Besprechungen. — Uebersicht über die periodische Presse Deutschlands und des Auslandes.

Herren Autoren
literarischer Erzeugnisse jeden Gebietes, welche die Drucklegung derselben selbst in die Hand zu nehmen und solche alsdann im Commissions-Verlag erscheinen zu lassen wünschen, werden von den Unterzeichneten zu diesem Behufe **ganz besonders günstige Bedingungen** zu diesem Zwecke geboten.
Hamburg. **Gräfius & Möller.**

Berlin. Unter den Linden 26. Besitzer: Fr. R. Wiesecke.
HOTEL BAUER
I. Ranges. Friedrichstrass.-Ecke. Neuestes Haus Berlins.
Keine Table d'hôte, gute Küche, hydraulischer Fahrstuhl. Mässige Preise.

Ed. Wartig's Verlag in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Das
Wesen der Form.
Stunden des Nachdenkens
über die
Erscheinungen des Erdenlebens.
Von **Moritz Power.**
8. Preis 2 *M.*

Königl. Rhein.-Westfäl.
Technische Hochschule zu Aachen.
Beginn der Semester Anfang October und nach Ostern; Eröffnung der Bergbauabtheilung am 1. October d. J.
Programm von der Direction.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 14. August 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Ergebniß der englischen Parlamentssession. Von Karl Blind. — Die Entwickelung des französischen Heerwesens seit dem deutsch-französischen Kriege. Von G. v. Marées. I. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Die Philosophie des Werkzeugs. Von Ludwig Noiré. — Aus meinem Münchner Notizbuche. Von Sigmund Schlesinger. II. — Ammergau. Von Karl Stieler. — Das Mäcenatenthum in der Kunst. Von G. Ebe. (Schluß.) — Ein Kapitel zum belgischen Nationalfest. Von Wilhelm Mohr. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Ergebniß der englischen Parlamentssession.

Von Karl Blind.

Man könnte den Sturz der auf die liberale Mehrheit des englischen Unterhauses gesetzten Hoffnungen einen tragischen nennen, flösse nicht so viel unerquicklich Kleinliches in dem Thun und Lassen der betreffenden parlamentarischen Partei mit ein. Wir stehen am Ende einer vierthalbmonatlichen Session. Dank innerer Spaltungen jedoch, welche den großen Wahlsieg vom Mai thatsächlich zerstört haben, ist das Ergebniß der Tag und Nacht gehenden Rede-Klappermühle nichts als Spreu. Jene verstockten oder versteckten Gegner des sogen. „Parlamentarismus", die nur auf derlei Zeichen warten, um mit ihren despotisirenden Quacksalbereien hervorzutreten, werden an dem Ausgang schon ihre Freude haben. Die Masse der Engländer freilich betrachtet ihre angebliche Patentarzenei als viel schlimmer, denn ein zeitweiliges Uebel, und läßt sich durch die Sangradors einer „straffen Regierung" nicht irre führen.

Einstweilen ist das Uebel jedoch da. Um für Gladstones Regierung das Unheil vollständig zu machen, trifft die englischen Waffen in Afghanistan ein furchtbarer Schlag. Gleich darauf bricht des Premiers Gesundheit unter der für sein Alter schwer zu tragenden Sorge und Arbeitslast zusammen. Mit dem Schluß des Parlamentes aber wird sich, nachdem nun auch die Pächter-Entschädigungsbill gefallen ist, in Irland die Wolke der Unzufriedenheit noch dichter zusammenballen. Innere und äußere Angelegenheiten befinden sich somit im Argen, während das Haupt der Regierung — den günstigen Verlauf seiner Krankheit vorausgesetzt — auf längere Zeit nicht die gewohnte Thätigkeit wird entwickeln können.

Eine ganze Reihe Niederlagen und Unfälle kennzeichnet Gladstones neueste Amtsführung vom Beginn bis zu dieser Stunde. Innerhalb dreier Monate ist in seiner Partei mehr Mißbehagen und innerliche Zerrüttung eingetreten, als während seiner früheren Amtsführung innerhalb dreier Jahre. Noch nie sind neu ernannte Regierungsmitglieder bei der gesetzlich vorgeschriebenen Nachwahl so schlimm gefahren, wie diesmal. Nur durch die sonderbarsten Kunstgriffe wurden die aus ihren Abgeordnetensitzen vertriebenen Kabinetsminister Harcourt und Dodson in anderen Nischen untergebracht, wo sie sich als sonderbare Heilige fühlen müssen. Und noch wartet ein anderes Mitglied der Verwaltung, dessen Bild wiederholt gestürzt wurde, einer ähnlichen Rettung. Dazu kommt, daß die Richter des Landes fast in jedem Fall, wo eine Bittschrift für Nichtigkeitserklärung einer liberalen Wahl wegen Bestechung eingereicht worden ist, im bejahenden Sinne erkannten. Schon dieser Umstand allein hat — namentlich wenn man das früher geschilderte Stimmenverhältniß unter der Wählerschaft des Landes ins Auge faßt — den Tories sofort wieder eine gewisse Zuversicht eingeflößt.

Die liberale Partei im Unterhaus hätte daher um so fester zusammenhalten sollen. Aber es ist eben nicht Alles freisinnig, was mit dem liberalen Namen glänzt. In der Eidfrage mußte sich das von einer conservativ-ultramontan-„liberalen" Mehrheit geschlagene Kabinet erst wieder die eigene Partei einfangen. Eine Zeit lang war in der so wichtigen Angelegenheit die Führung des Unterhauses geradezu wieder an die Tories übergegangen. Auch sonst ergaben sich bedenkliche Erscheinungen. Noch ehe Gladstone die bei dem Bradlaugh'schen Fall verlorenen Schafe wieder in die Hürde zurückgebracht hatte, that das neue fortschrittliche Parlament seine fromme Gesinnung durch einen Beschluß zur schärferen Heilighaltung des Sonntags kund. Mittlerweile ging das dreieckige Duell zwischen Conservativen, Liberalen und Homerulern wieder fröhlich an. In der ministeriellen Partei aber trat der Zwiespalt zwischen Whigs und Radicalen, zwischen selbstsüchtigem Fabrikantenthum und einer arbeiterfreundlichen Partei, zwischen habgierigen Großgrundbesitzern und Fürsprechern einer Landreform, zwischen türkenfeindlichen kriegslustigen Gladstonianern und den Anhängern des unbedingten Grundsatzes der Nichteinmischung zu Tage.

Mußte der Premier in der Eidfrage wieder über die eigenen Leute die Fangschlinge werfen, so hatten andererseits diese den eigenen Führer in Sachen des Napoleonsdenkmals zu besiegen. Es ist Lord Beaconsfield oft der Vorwurf gemacht worden, und mit vollem Recht: er nehme auf den Hof in Höflingsweise Rücksicht. Nicht in der orientalischen Frage hat sich dies gezeigt; hier handelte er einfach nach den alten Ueberlieferungen, gemäß der früher bei den Parteien gemeinsamen Anschauung von dem wahren Reichsinteresse. Aber wo der Hof einer besonderen monarchischen Grille nachhing, wie z. B. in Bezug auf das Denkmal für den staatsstreichslustigen Erben des Staatsstreichs-Kaisers, da hielt Disraeli der Emporkömmling gewiß den Wünschen des regierenden Hauses die Stange. Von seinem Standpunkte der Bewunderung des cäsarischen Machthaberthums ließ sich das begreifen.

Allein was konnte Gladstone, der angeblich die Freiheitsfahne schwang, bewegen, in des Vorgängers Fußtapfen zu treten? Mußte nicht der Vorwurf des Höflingswesens den liberalen Premier mit doppelter Schärfe treffen — um so mehr, da selbst in der conservativen Partei hervorragende Führer wie Newdegate, Beresford, Hope u. A. das beabsichtigte

Digitized by Google

Napoleonsdenkmal in der Westminster Abtei verwarfen und schließlich dagegen stimmten?

Gladstone schien es jedoch förmlich darauf angelegt zu haben, seine eigene Niederlage herbeizuführen. Wir Alle, — wenigstens diejenigen, die den Dingen näher standen — wußten am Vorabend der Parlamentsentscheidung, wie dieselbe ausfallen müsse; nicht etwa weil die liberale Unterhausmehrheit in der Denkmalsfrage eine wirklich kernhaft freisinnige war, sondern weil die Massenversammlung in der St. Jameshalle sich zu einer so demokratischen Kundgebung gestaltet hatte, daß man sich auf die Wirkung des dadurch geübten Druckes wohl verlassen konnte. Gleichwohl machte der Premier einen letzten Versuch. Er sprach persönlich für Gestattung des Denkmals, stimmte auch, als der Briggs'sche Antrag vorkam, für Uebergang zur Tagesordnung, und zog sich, als er hier überwunden war, mit seinen Amtsgenossen plötzlich in ein Hinterzimmer zurück. Diese hatte er augenscheinlich (dem Verfasser dieser Abhandlung ist darüber aus bester Quelle eine nähere Andeutung geworden) im Kabinet zu der betreffenden Haltung verpflichtet.

Eine wahre Ironie, daß Männer wie Forster und John Bright oder gar Chamberlaine — von dem Unterstaatssecretär Sir Karl Dilke, dem persönlichen Freunde Gambettas, Louis Blancs und anderer republikanischer Führer, ganz zu schweigen — solcher Weisung Folge leisten mußten oder leisteten!

Gladstone wollte sich eben bei Hof angenehm machen, während er doch andererseits für seine orientalische Politik die französische Republik zu gewinnen suchte, was ihn zur Stellungnahme gegen die Denkmalserrichtung hätte veranlassen müssen. In Wahrheit hat er Zeit seines Lebens noch kein gutes Wort für Frankreichs republikanische Sache gesprochen — wohl aber für Napoleon III. Wäre es ihm gelungen, den Briggs'schen Antrag einfach durch die sogen. Vorfrage bei Seite zu schaffen, ohne daß tiefer auf die Angelegenheit im Parlament eingegangen worden wäre: so mochte er vielleicht hoffen, daß man in Paris darüber hinwegsähe. Indem jedoch die Londoner Massenversammlung ihren zwingenden Einfluß auf das Unterhaus übte und die bei der Versammlung anwesenden Liberalen dem Antrage zur Mehrheit verhalfen, wurde Gladstone vor dem französischen Volke in dieser Sache klar gekennzeichnet: und damit ist dem Zusammenwirken Englands und Frankreichs gegen die Türkei jedenfalls kein Vorschub geleistet worden.

Der durch beharrliche Volksbewegung herbeigeführte Unterhausbeschluß hat somit in auswärtiger Politik einen doppelten Nutzen gehabt. Nicht Alle, die sich an der Bewegung betheiligten, haben dies zwiefache Ergebniß vorausgesehen. Mancher Anhänger Gladstones täuschte sich eben über die wahre Sinnesart des hochverehrten Führers gegenüber der französischen Republik.

Zu den Wahlniederlagen von Mitgliedern des Gladstone'schen Kabinetes kamen eine Anzahl Austritte gesellschaftlich hochstehender Männer aus der Verwaltung. Lord Lansdowne, der einen in der Whigpartei hocheinflußreichen Namen trägt, ging als Abtrünniger voran. Ihm folgten Lord Listowel und der Earl of Jetland. Das Ministerium ist bekanntlich zur vollen Hälfte aus adeligen Whigs zusammengesetzt; und wohl weiß man, daß, wenn die irische Pächter-Entschädigungs-Bill im Oberhaus durchgegangen wäre, auch einige Kabinetsmitglieder ihren Austritt vollzogen hätten.

Ein Mann wie der Herzog von Argyll gibt zwar den fetten Ministergehalt nicht gern auf. (Parlamentsmitglieder beider Häuser beziehen dagegen in England keine Tagegelder.) Auch würde sich Argyll, so lange blos die Grundbesitzer in Irland, zu denen er nicht gehört, eine Einbuße erleiden, schon einigermaßen über eine Bill wie die genannte zu trösten wissen. Tröstete sich doch auch jener englische Lord, der seinem Gutsverwalter in Irland, den die Pächter mit dem Tode bedrohten, aus dem sicheren London schrieb: „Keine Drohung, die man gegen Sie auf Erschießung richtet, kann mich bewegen, am Grundzins irgend einen Nachlaß zu gewähren!"

Indessen hat gerade der Herzog von Argyll in einer besonderen Schrift, die er noch dazu pfiffiger Weise beim Cobden-Klub anzubringen wußte, die krassesten Lehren von dem unbedingten und alleinigen Rechte des Grundbesitzerstandes gepredigt. Selbst für die ausgedehntesten, vom Pächter auf dem Gut gemachten Verbesserungen will er keinerlei Entschädigung gestatten, redet also der Vermögensbeschlagnahme gegen diese Klasse zu Gunsten seiner eigenen, ohnedies in England übermächtigen und fast noch feudal herrschenden das Wort. Aehnliche Gesinnungen walten auch bei anderen grundbesitzenden Mitgliedern des „liberalen" Kabinetes ob, wenn sie es auch nicht so platt heraussagen, wie der bei seinen Pächtern wenig beliebte schottische Herzog, der sich gegenüber der Türkei so viel mit seinem, freilich stark religiös frömmelnd gefärbten Freisinn aufspielt. Und doch hat die Türkei den Bulgaren mindestens den freien bäuerlichen Grundbesitz nicht geschmälert, so daß die russischen Offiziere und Soldaten im letzten Feldzug sich darüber vor Erstaunen gar nicht zu lassen wußten. (S. das unverdächtige Zeugniß der „Daily News", die im Uebrigen für Rußlands Ziele eintrat.)

Die irische Pächter-Entschädigungs-Bill war kein aus gründlicher Erwägung der Frage hervorgegangener Gesetzentwurf. Ursprünglich wollte Herr Forster, der Minister für Irland, einfach durch umfassendere Unterstützung aus dem Staatsschatz den durch anhaltende Mißernten betroffenen Kleinpächtern einer Anzahl dortiger Grafschaften zeitweisen Vorschuß gewähren. Da Gladstone es sich jedoch in den Kopf gesetzt hatte, um jeden Preis ein Budget mit einem Ueberschuß aufzuweisen, um der vorhergegangenen Toryregierung Eins aufzutrumpfen: so wurde Forsters Ansicht nicht gebilligt. Gewissermaßen ganz beiläufig flocht man vielmehr — auf Gladstones Antrag (so lauten wenigstens die besten Nachrichten über die vertraulichen Kabinetsberathungen) — die Pächterentschädigung durch die Grundbesitzer in die Nothstands-Bill ein. Damit weckte man eine Opposition, welche die Partei nur noch tiefer zerrüttete.

Die Bill enthielt zu wenig, um unter den Volksmassen irgendwelche Freudigkeit hervorzurufen — zu viel, um nicht die Whigs und alle diejenigen, welche das schroffste Besitzrecht für höher erachten, als die Staatswohlfahrt, zum Widerstande herauszufordern. Das Richtige wäre für England, wie für Irland, eine Grundeigenthums-Reform im Sinne der Wiederherstellung einer freien Bauernschaft und umfassenden Gemeindeeigenthums neben Staatsländereien, von denen im Laufe der Zeit fast Alles in Adelshand übergegangen ist. Zu irgendwelcher Maßregel tiefgreifender Art kann sich jedoch ein Kabinet nicht entschließen, das so zusammengesetzt ist, wie das Gladstone'sche. Man pfuschte also an der örtlichen Frage einer Pächterentschädigung herum, änderte den Gesetzentwurf bald zu dem Zwecke um, den Austritt von Kabinetsmitgliedern zu verhüten, bald in der Absicht, die böckischwerdenden Homeruler zurückzugewinnen. Die Bill wurde so zum parlamentarischen Proteus, und die Verhandlungen spannen sich ins Endlose aus.

Und der Erfolg?

Mit den Homerulern (62 an der Zahl) zusammen, hätte die ministerielle Mehrheit 173 betragen sollen. Parteischranken waren eingerannt worden; der Einpeitscher der Liberalen hatte das Möglichste gethan; Gladstone, schon längst leidend, redete sich krank — und am Ende kam die Bill nur mit Ach und Krach, mit der unter den Umständen äußerst geringen Mehrheit von 66 Stimmen im Unterhause durch. Vier Stimmen mehr, als allein die Partei der Homeruler beträgt! Wo war da die ungeheure liberale Mehrheit hingerathen?

Das Oberhaus ist ein Haus der Großgrundbesitzer. Bei ihm gilt das ungeschriebene Recht der Billigkeit und der wahrhaft menschlichen Rücksicht herzlich wenig. Schon um eine tiefergreifende Landreform hintan zu halten, die den Lords nur schwereren Nachtheil bringen kann, hätten diese den Gesetzentwurf annehmen sollen. Allein die Geringfügigkeit der

Digitized by Google

Mehrheit, mit der er bei den Gemeinen durchging, war nicht geeignet, auf die Peers Eindruck zu machen. Whigs und Tories vereinigten sich zum Sturz der Bill. Selbst aus Norwegen und noch ferneren Theilen des Festlandes her eilten die bereits in die Sommerfrische gegangenen Edeln nach dem, heuer auch in den Augusttagen nebeligen und fast sonnenlosen London zurück, um Macbeth'schen Hexen gleich ihr Schlimmstes zu thun. Mit der riesigen Mehrheit von 282 gegen 51 Stimmen verwarf das Oberhaus die Bill.

Die einzige erhoffte Errungenschaft der Session ist also verloren. Gladstone sieht sich nach allen Seiten hin geschlagen. Die Zukunft im Innern läßt sich düster an. Auch in der Frage über die fortdauernde Erhaltung Sir Bartle Freres im südafrikanischen Amt hatte er, seit Uebernahme der Premierschaft, eher den Wünschen des Hofes Rechnung getragen, und nur der drohende offene Abfall der ganzen Gruppe der sogenannten unabhängigen Liberalen zwang ihn endlich zur Umkehr. Die Umkehr erfolgte jedoch erst, als er aufs Krankenlager geworfen war; in einem Kabinetsrath, dem er nicht anwohnen konnte, wurde der Beschluß auf Freres Rückberufung gefaßt, und widerwillig gab der Premier seine Zustimmung. Im Basutogebiet von Südafrika ist unterdessen eine bedrohliche Empörung ausgebrochen. Afghanistan steht wieder in Flammen. Die „Sack- und Pack"-Politik gegen den „unaussprechlichen Türken", gegen die „eine unmenschliche Abart der Menschheit", ist dadurch bedenklich lahm gelegt.

Einem unermüdlichen Kämpfer gegenüber, der es gewissenhaft mit seiner Sache meint, empfinden wir Mitgefühl, auch wenn er das verficht, was uns Unrecht dünkt, sobald wir ihn vom Verderben umstrickt sehen. Allgemein hat sich denn auch in England das Mitgefühl ohne Unterschied der Partei ausgesprochen, als der greise Staatsmann in Lebensgefahr zu schweben schien. Das menschliche Fühlen darf uns jedoch nimmermehr abhalten, in politischen Dingen ein Urtheil nach der reinen Wahrheit zu fällen, wo es sich um das Schicksal von Millionen handelt. Und das müssen wir denn wiederholen, daß wir es, nach all' dem vergossenen Blut, für freventlich erachten, wiederum in Osten die Kriegsdoggen gegen Konstantinopel entfesseln zu wollen, während Rußland schon auf der Lauer liegt, um einen neuen Sprung nach dem alten Ziele seines Ehrgeizes zu thun. Hoffentlich fassen die zunächst betheiligten Grenzmächte endlich Muth und rufen Gladstone vereint ihr „Halt!" zu.

Die Entwickelung des französischen Heerwesens seit dem deutsch-französischen Kriege.

Von G. v. Marées.

I.

(Fortsetzung.)

Die, wie erwähnt, in naher Aussicht stehenden Aenderungen des französischen Wehrgesetzes werden sich ohne Zweifel auch auf das Institut der Einjährig-Freiwilligen ausdehnen, welches, von so segensreicher Wirkung in Deutschland, bei unserem westlichen Nachbar nicht im entferntesten eine gleiche Bedeutung gewinnen konnte, und sich dort von jeher geringer Sympathien zu erfreuen hatte. Im Durchschnitt traten jährlich in Frankreich 10,000 junge Leute als Einjährig-Freiwillige ein, von denen nur der kleinste Theil in Folge der Schulzeugnisse, die meisten hingegen nach Ablegung der durch den Kriegsminister näher bestimmten Prüfung die in Frage stehende Vergünstigung erhielten. Letztere besaßen im Durchschnitt kaum eine höhere Bildung als die ausgehobenen Mannschaften, befanden sich aber in der glücklichen Lage, die vorgeschriebenen 1500 Francs Verpflegungsgelder bezahlen zu können, was ihnen jedoch begreiflicher Weise weder dem Offiziercorps noch dem Lande gegenüber eine bevorzugte Stellung verschaffte. Den Ausspruch des Generals Ducrot in seinem letzten Buche über die französische Armee, daß die Franzosen zwar kriegerischen Sinn aber keinen militärischen Geist besitzen, bewahrheiten auch die Einjährig-Freiwilligen; in der dienstlichen Ausbildung genügten sie den Anforderungen durchschnittlich in sehr geringem Maße, und nur ein verschwindend kleiner Theil derselben wurde für geeignet zur Ausbildung als Reserveoffiziere erachtet, welche dann in einem zweiten Dienstjahr erfolgte. Man hat den hervorgetretenen Uebelständen durch strengere Ansprüche bei der Prüfung und durch Beseitigung einzelner Vergünstigungen vergeblich abzuhelfen versucht, so daß bei den im Allgemeinen gleichen Anschauungen der Regierung und Volksvertretung eine gründliche Aenderung dieses Instituts durch neue Gesetze wohl bald erfolgen dürfte. Auf die Heeresverhältnisse wird dies von nur geringem Einflusse sein, da bei der großen Zahl der nach einjähriger Dienstzeit in die Heimat beurlaubten Mannschaften der Dienst als Einjährig-Freiwilliger kaum noch als eine erforderliche und wesentliche Erleichterung anzusehen ist.

Nachdem das in Betreff der Dienstbefreiungen sehr strenge Wehrgesetz der Heeresverfassung Frankreichs die Grundlage gegeben hatte, galt es nunmehr die ungeheuren zum Heeresdienste verfügbaren Menschenmassen gesetzlich in Verbände ꝛc. zu gliedern. Hiermit befaßte sich das am 25. Juli 1873 zur Annahme gelangte Heeresorganisationsgesetz, dessen Hauptpunkte Nachfolgendes bestimmten:

Das französische Gebiet wird behufs Bildung des stehenden Heeres und der Territorialarmee in 18 Regionen eingetheilt; diese gliedern sich in Subdivisionen. (Von letzteren wurden 144 geschaffen.) In jeder Region wird ein Armeecorps untergebracht, das aus zwei Infanteriedivisionen, einer Kavallerie- und Artilleriebrigade besteht; für Algier ist ein besonderes Armeecorps gebildet. Das gesammte Kriegsmaterial eines Armeecorps ist, soweit es nicht im Gebrauch, in Zeughäusern und Magazinen der betreffenden Region und Subdivision untergebracht. Zur Listenführung und Controle sämmtlicher in der Heimat befindlichen Dienstpflichtigen werden in jeder Subdivision eine oder mehrere Rekrutenbureaux errichtet. — Jeder Truppentheil des stehenden Heeres erhält seinen jährlichen Ersatz aus dem Gesammtgebiet Frankreichs. Im Mobilmachungsfalle werden jedoch die Reservisten in die Truppentheile eingestellt, welche in der betreffenden Region oder Subdivision stehen; die dort vorhandenen Mannschaften der Territorialarmee werden bei der Infanterie subdivisionsweise, bei den übrigen Waffen regionsweise zu besonderen Truppentheilen zusammengestellt. Diese Truppentheile der Territorialarmee dienen im Kriegsfall in der Regel zu Besatzungszwecken, Etappendienst und Aehnlichem, können jedoch auch im freien Felde verwendet werden; zu Offizieren dieser Armee sind verabschiedete Offiziere des stehenden Heeres, wie auch die mit dem Befähigungsattest entlassenen Einjährig-Freiwilligen heranzuziehen.

Mit diesem Gesetze, das sich augenscheinlich die preußischen Einrichtungen zum Muster genommen hat, sind viele der früheren Uebelstände beseitigt worden; denn bekanntlich bestanden in Frankreich über das Regiment hinaus keine Truppenverbände und befand sich die gesammte Kriegsausrüstung an wenigen Orten in ungeheurer Menge angehäuft. Man konnte sich allerdings nicht dazu entschließen, den einzelnen Regimentern, dem deutschen System entsprechend, bestimmte Ersatzbezirke zuzuweisen, und hätte in diesem Falle, so heißt es in den Gesetzesmotiven, mit dem größten Gedanken der Revolution von 1789 gebrochen. Dadurch, daß alle Franzosen ohne Unterschied in die Regimenter eingereiht würden, verwirkliche man in dem Regimente das Ideal der französischen Einheit! — Daß es sich hierbei in Wirklichkeit weniger um Schaffung dieser Ideale handelte, als um den inneren politischen Verhältnissen des Landes Rechnung zu tragen, beweist, abgesehen von den geradezu entgegenstehenden Mobilmachungsbestimmungen, auch die Anordnung, alle zum einjährigen Dienst bestimmten Mannschaften

Digitized by Google

in die Truppentheile der Region oder Subdivision einzustellen. Ueberdies begann man schon im Jahre 1877, in derselben Weise die Rekruten der Kavallerie, der Jäger und des Trains zu vertheilen.

Gleich nach Erlaß des Organisationsgesetzes wurden die höheren Truppenverbände und die zu jener Zeit noch fehlenden 18 Infanterieregimenter, 6 Jägerbataillone, 14 Kavallerie- und 8 Artillerieregimenter geschaffen. Auch die erforderlichen Truppenverschiebungen fanden des baldigsten statt. Wenn zur Stunde nun zwar sämmtliche Truppen ihre festen Garnisonen haben, so ließ es sich doch mit Rücksicht auf die Unterbringung der Truppen und die starken Garnisonen von Paris und Lyon nicht vermeiden, einen nicht unbedeutenden Theil der Infanterie- und Kavallerieregimenter außerhalb ihres Bezirkes in Garnison zu legen.

Bis zum 13. März 1875 dauerte es nunmehr, ehe Regierung und Volksvertretung sich über die im Organisationsgesetz vorgesehene gesetzliche Regelung der Heeresstärke einigten. Angesichts der so häufig wechselnden Kriegsminister und der damit sich ändernden Anschauungen begnügte man sich nicht die jährliche Friedensstärke, wie bei uns, im Ganzen festzustellen, sondern es wurde genau die Kopfzahl der einzelnen Stäbe und Behörden, die Zahl der Offiziere, Unteroffiziere und anderen Chargen bei den Truppentheilen vorgeschrieben, während für die Mannschaften einer Compagnie, Schwadron, Batterie die durchschnittliche Normalstärke angegeben wurde. Aus diesem wichtigen Gesetze sei hier nur hervorgehoben, daß man die 144 vorhandenen Infanterieregimenter, welche bisher aus drei Bataillonen mit je sechs Compagnien bestanden, in vier Bataillone mit je vier Compagnien theilte. Nahm man somit jedem Regiment der Zahl nach zwei Compagnien, so vermehrte man hingegen die Armee um 144 neue Bataillone, eine für den Krieg sehr wichtige Maßregel; denn nach der Zahl der Bataillone richtet sich die Kriegsstärke der Infanterie, und ist es in dieser Beziehung ganz nebensächlich, ob die Mannschaften des Bataillons in vier oder sechs Compagnien gegliedert sind. Außerdem, daß die Artillerie durch dies Gesetz noch wesentlich vermehrt wurde, schuf dasselbe auch für die Kavallerie eine ganz eigenartige Truppe, indem jedem Corps im Kriegsfalle eine aus Freiwilligen gebildete Aufklärer-Schwadron (éclaireurs volontaires) beigegeben werden soll. Die Truppentheile der Territorialarmee wurden ebenfalls durch dies Gesetz und zwar in der Art festgesetzt, daß jede Subdivision ein Infanterieregiment zu drei Bataillonen, jede Region vier Schwadronen Kavallerie und ein Artillerieregiment von 8—24 Batterien bildet.

Auf Grund dieses Gesetzes, das mit der Zeit nur in unwesentlichen Punkten abgeändert wurde, beträgt die Etatsstärke des französischen Heeres für das Jahr 1880 470,661 Köpfe, für welche die regelmäßigen Ausgaben sich auf 567,984,444 Francs belaufen, denen für das Jahr 1874: 471,272,526, für 1875: 493,776,321 Francs gegenüberstehen. An Truppentheilen sind, abgesehen von den zu Lehr- oder anderen Sonderzwecken bestehenden, im Ganzen vorhanden: 641 Infanterie-Bataillone und 325 Ersatzcompagnien, 392 Schwadronen, von denen im Mobilmachungsfalle 84 Ersatzschwadronen abgegeben werden, 437 Feldbatterien, von denen 76 als Ersatzbatterien gelten, 57 Compagnien Festungsartillerie, 20 Geniebataillone und 20 Trainschwadronen, während das französische Heer im Jahre 1870 nur aus 372 Feldbataillonen, 252 Feldschwadronen und 164 Feldbatterien bestand.

Nach einer sehr interessanten und genauen Zusammenstellung, welche A. v. Fircks im Jahre 1878 in einem Beihefte des Militär-Wochenblattes veröffentlichte, würden von den vorhandenen Feldtruppen im Mobilmachungsfalle, indem man einen Theil der 4. Bataillone, welche im Allgemeinen zu Besatzungen bestimmt sind, und die Marineinfanterie, welche, da sie nicht zum Landheer gehört, in obigen Angaben nicht berücksichtigt ist, zur Bildung von 5 Reserve-Infanteriecorps verwendete, sofort 24 Armeecorps und 6 Kavalleriedivisionen, in der Stärke von 605,000 Mann Infanterie, 44,400 Mann Kavallerie und 21,700 Mann Artillerie mit 2700 Feldgeschützen ins Feld rücken können. Hierzu träten dann noch, ohne auf die Reserven der Territorialarmee zu rechnen, als mobile Territorialtruppen 140,260 Mann mit 216 Feldgeschützen, als Besatzungen in Frankreich und Algerien 680,160 Mann mit 36 Feldgeschützen. Die gesammte Wehrkraft Frankreichs würde also leicht auf 1,569,520 Mann und 2952 Feldgeschütze zu bringen sein, von denen allerdings mindestens ein Drittel der Feldtruppen und der größte Theil der Territorialarmee eine ungenügende Ausbildung erhalten hat. Solchen Zahlen gegenüber darf drüben der Epicier erleichtert und begeistert ausrufen: „Seid verschlungen, Milliarden!" Doch hoffen wir, daß unser tapferes Nachbarvolk den Werth seines neugeschaffenen Volksheeres auch fernerhin richtig zu würdigen weiß und dasselbe als die feste und beste Stütze des Friedens ansieht.

Literatur und Kunst.

Die Philosophie des Werkzeugs.

Von Ludwig Noiré.

Gewaltiger als jemals zuvor regt sich im Menschengeiste der Drang nach der Lösung der uralten Räthsel, die den Horizont seines Erkennens und Denkens verschleiern. Das mit dem Fernrohr der Wissenschaft bewaffnete Auge strebt die entlegenen Nebel in Sternhaufen aufzulösen, die blauen Berge, die bisher als unübersteigliche Grenze gegolten, zu überfliegen und seine trigonometrischen Punkte in einem Jenseits anzuheften, von dessen Dasein die ganze Vergangenheit keine Ahnung hatte. Zeit und Raum, die auf unserer Erde, Dank dem thätigen Menschengeiste, so mächtig zusammenschrumpfen, erweitern sich für den forschenden Geist zu unermeßlichen Fernen.

Unter jenen Räthseln ist keines ehrwürdiger und heiliger, als die Frage nach dem Ursprung und der Herkunft des wunderbaren Wesens, dem die Erde als Wohnplatz und Herrschersitz angewiesen ist, ohne daß es sich an ihr genügen lassen kann.

Das Räthsel der Sphinx, die naive Auffassung eines fernen, kindlichen Alterthums, hat sich umgekehrt. „Der Mensch" ist nicht mehr die Lösung, sondern die Frage. Diese Frage hat zugleich eine eminent culturhistorische Wichtigkeit, denn das „Woher?" ist allein im Stande, das „Wohin?" aufzuklären, Steuer und Compaß zu gewähren auf unserer Fahrt nach dem unermeßlichen Ocean einer schweigenden, geheimnißvollen Zukunft.

Aber um das „Woher?" zu beantworten ist vor Allem Klarheit nothwendig über das „Was?" Nur eine richtig gestellte Frage kann eine befriedigende Antwort finden. Der Jubilus der materialistischen Erklärungen mit ihren zufälligen oder nothwendigen Kohlenstoff-Stickstoff-Verbindungen ist vorüber. Auf die Dauer konnte jene traurige Frucht einer politisch und moralisch tief gesunkenen Reactionsperiode unmöglich befriedigen. Der Mensch besann sich auf seinen Adel, die ohnmächtige Verzagtheit verschwand vor der neuen, frisch zuströmenden Lebenskraft. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, daß heute alle wahrhaft Gebildeten — mit alleiniger Ausnahme des nihilistischen Rußlands — sich mit Unmuth und Ueberdruß von den Lehren jener trost- und geistlosen Weltansicht abwenden.

Groß und ernst steht dieser flachen und nichtssagenden Erklärungsweise gegenüber der Darwinismus. Er hat das versöhnende Wort der Entwickelung, des Strebens nach dem Besseren, nach Vervollkommung, also den Antheil des Geistes in sich aufgenommen. Von den Naturforschern vertreten, hat der Darwin'sche Gedanke naturgemäß eine einseitige Richtung genommen, man glaubte in den allmählichen Uebergängen der Körperformen eine genügende Erklärung für die Entstehung und Vervollkommnung des Menschen gefunden zu haben. Man vergaß oder übersah, daß es der „Geist ist, der sich den Körper baut". Damit soll das

Digitized by Google

hohe Verdienst jenes wahrhaft philosophischen Gedankens in keiner Weise abgeschwächt werden. „Während ihr schliefet, wachten wir," so konnten die Naturforscher zu den Philosophen sagen.

Die Zeit ist gekommen, daß die Geisteswissenschaft sich wieder ihres hohen, einzigen Berufs erinnere. Die „fehlenden Glieder" wird die Naturwissenschaft, wird der Darwinismus in alle Ewigkeit nicht erobern, denn sie sind geistiger Natur, und wer den Menschen erklären will, der muß vor Allem das wahrhaft Menschliche verstehen, er muß den Menschengeist, die menschliche Vernunft mit allen ihren Wundern und staunenswerthen Wirkungen fest ins Auge fassen und die kühnste aller Fragen — denn es ist die Frage nach dem eigenen Selbst — an sie richten: „Wie seid ihr möglich geworden?"

Auf diese Frage gibt es aber nur Eine Antwort, und diese lautet: „Durch die Sprache." Nicht aber durch die Sprache, insofern sie physiologische Function ist, denn da würden uns Krähen, Papageien und Elstern die schätzbarsten Aufklärungen geben, sondern insofern sie Bewußtes, Geistiges, Verstandenes, Gedachtes, mit einem Worte, insofern sie Logos ist.

Die Wiege der Menschheit stand da, wo der Ursprung der Sprache ist. Mit jener wunderbaren Gabe erklären sich alle übrigen Auszeichnungen und Attribute des Menschen, ohne dieselbe ist weder der Mensch noch seine Attribute denkbar.

Die wichtigste und nächste Folge der Sprach- und Vernunftentwickelung war der Besitz und das Erschaffen der Werkzeuge. Der Mensch ist ein tool-making animal, sagte Franklin und sprach damit, ohne es zu ahnen, eine ungeheure Wahrheit aus. Der Mensch wird dadurch in gewissem Sinne sein eigener Schöpfer. Denn auch die Thiere wirken nur durch ihre Werkzeuge, aber diese sind angeboren, das ganze Thier ist ein fleischgewordenes, beseeltes Werkzeug. Es ist Sklave des Organs, der Mensch ist Herr der Werkzeuge.

Wie aus dem Gebrauche der Werkzeuge der aufrechte Gang, wie aus diesem das höchste Menschliche, die Religion, und aus dieser der Besitz des Feuers sich entwickeln konnten und mußten, das sind große und wichtige Aufgaben für die werdende Wissenschaft der Anthropologie, der Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Ich habe nun, nachdem ich vor zwei Jahren die nach meiner Ueberzeugung endgültige Lösung des Problems des Ursprungs der Sprache und Vernunft veröffentlicht habe, es für meine Pflicht gehalten, auch das zweite Attribut: „Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit", nach obersten, philosophischen Gesichtspunkten in einer besonderen Schrift abzuhandeln. Diese Schrift wird demnächst erscheinen. Es möge mir verstattet sein, das Vorwort, in dem ich die Leitmotive und Grundgedanken derselben möglichst vollständig und verständlich darzulegen bemüht war, den Lesern der „Gegenwart", deren Wohlwollen ich bei früheren Gelegenheiten durch viele liebe Zuschriften dankend erfahren, als erste Gabe hiervon darzubringen.

Indem ich in meinem Buche: „Der Ursprung der Sprache", den Pfaden Leibniz', Herders, Humboldts, Max Müllers und Lazar Geigers folgend, bis zum Ursprung der Vernunft d. h. der eigentlichen Menschwerdung vorgedrungen bin, habe ich gezeigt, wie es möglich geworden ist, daß der Mensch zweckmäßiger, überlegter, vorbedachter handeln konnte, als alle seine Mitgeschöpfe.

In meinem neuen Werke soll nun erklärt werden, wie er die ihm gewordene Möglichkeit auch thatsächlich benutzt, wie er den von dem Lichte der Vernunft zuerst nur schwach erhellten Weg betreten, auf welchem er die unbedingte Weltherrschaft und die tiefere Einsicht in die Welt um sich und in sich erlangen sollte.

Es soll die Entstehung und älteste Entwickelung des Werkzeugs dargelegt werden, welches ebensowohl wie die Sprache Menschenwelt und Thierwelt ausnahmslos unterscheidet und absondert, welches aber nur auf dem Boden von Vernunft und Sprache, nur unter deren Voraussetzung entstehen und bedeutungsvoll werden konnte.

Die gegenseitige, in ununterbrochener Wechselwirkung stehende Bedingtheit von Sprache und Werkzeug d. h. von Denken und Thätigkeit bildet den leitenden Faden dieser Untersuchungen. Sie sollen ein Gebiet erhellen, welches bis jetzt ziemlich allgemein als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, welches aber mehr als alle anderen dem ernsten Denker als im höchsten Grade erklärungsbedürftig erscheint, das zeitlich jedenfalls ungeheuer ausgedehnte Gebiet, dessen eine Grenze durch das erste Auftreten des Werkzeugs, eines kaum als solches erkennbaren rohen Steins, dessen andere Grenze durch den Ursprung und dauernden Besitz der Axt bezeichnet wird.

Unter allen Werkzeugen der Urzeit ist keines so wichtig und wunderbar, wie die Axt. Sie ist das Werkzeug par excellence, ihr Auftreten bezeichnet die Grenzmarke zweier Welten.

Mit der Axt hat der Mensch sich die Wege gebahnt zu seiner Größe und gebietenden Stellung auf unserem Planeten. Wie noch heute der Pionier der Cultur, nur im Vertrauen auf die Energie seines Willens und die Unterstützung jenes wunderbaren Werkzeugs, vorandringt in die Urnacht jungfräulicher Wälder, der Natur in heißem Ringen ihre alten Rechte streitig zu machen, so stand die jugendliche Menschheit bei ihren ersten entscheidungsvollen Schritten überall einer feindlichen Natur gegenüber, und nur der göttliche Funke, der von ihrer Stirne blitzte, im Vereine mit dem gewaltigen Bundesgenossen, der ihre Hand bewaffnete, vermochte in dem höchst ungleichen Kampfe ihr den Sieg zu gewähren.

Wenn ein Künstler der Zukunft die schöne Aufgabe wird verwirklichen wollen, den ersten Menschen in Marmor oder Erz darzustellen, dann wird er ihm als einziges Attribut die Axt in die Hand geben.

Mit der Axt vermochte der Urmensch die widerstrebenden Dinge nach seinem Willen zu verändern und zu gestalten, mit ihr bewaffnet wagte er dem Raubthier sich zu stellen und dessen übergewaltigen Angriff abzuwehren, mit ihr lichtete er das feindselige Dunkel der Wälder, baute er seine Hütte, erschuf er alle übrigen Werkzeuge und Hebel seiner künftigen Cultur.

Mit dem Fällen des ersten Baumes war das Königthum des Menschen verbürgt und verbrieft für alle Zeiten.

„Wer sich die grandiosen Dimensionen des westlichen Continents und seine riesigen Urwälder vergegenwärtigt, aus denen neue Staaten gewissermaßen mit der Axt herausgehauen wurden, der wird allerdings einen Sinn darin finden, wenn der Hinterwälder von einer Philosophy of the Axe spricht," sagt Ernst Kapp.*)

Es gibt in der ganzen weltgeschichtlichen Entwickelung keinen äußeren Factor von gleicher oder auch nur ähnlicher Wichtigkeit, keinen, von welchem eine so ungeheuere Umgestaltung der Erdoberfläche mit ähnlichem Rechte hergeleitet werden könnte.

Denn die gewaltige Umwälzung, welche von der Erfindung der Feuerwaffe ausging, bestand darin, daß überall Platz geschaffen wurde zur Verbreitung der bereits vorhandenen Cultur. Die Axt aber brach die Bahn für eine Cultur, die sie selber erst erschaffen mußte.

Es ist schwer, fast unmöglich, sich den Menschen vorzustellen ohne den Besitz der Axt. Wie aber, so fragen wir mit Recht, kam er zu diesem Besitze?

Mit dieser Frage stehen wir vor demselben Wunder, das uns alle übrigen Attribute, die wir uns heute von der Idee des Menschen nicht abgelöst zu denken im Stande sind, darbieten.

Wie kam der Mensch zur Sprache, zur Schrift? Wie kam er in den Besitz des Feuers?

Die rationalistischen Erklärungen des vorigen Jahrhunderts, daß alles dieses Erfindungen, Entdeckungen gewesen seien, die theils dem Zufalle, theils der Absicht oder Verstandesüberlegung zuzuschreiben seien, haben in unseren Tagen allen Werth ver-

*) Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877, S. 253.

Digitized by Google

loren. Man ist sich der ganzen Tiefe und Schwierigkeit dieser Probleme bewußt.

Von der Schrift sagt Lazar Geiger*):

„Wenn wir, anstatt von einer gänzlich instinctiven, ihrer letzten Ziele völlig unbewußten Entstehung auszugehen, dem menschlichen Verstande die Aufgabe stellen wollten, diese wunderbare Kunst zu schaffen, so würden wir in dieselbe Verlegenheit gerathen, als wollten wir die Sprache der menschlichen Vernunft und Reflexion entstammen lassen. Wenn die Sprache Erfindung wäre, so müßte die Weisheit der Menschen vor Erfindung der Sprache unendlich größer als die gegenwärtige gewesen sein. Wie in der Sprache, so können wir auch in der Schrift, obschon sie noch fast in geschichtlicher Zeit ihre Ausbildung erlangte, mit allem in ihr liegenden Verstande, nicht selbst ein Werk des Verstandes, sondern nur eine jener instinctiven Schöpfungen des menschlichen Geistes erkennen, welche, ob zwar Produkte einer vernunftlosen Entwickelung, doch die höchste, bewunderungswürdigste Vernunft, eben wie die Wunder der Natur um uns, in sich bergen."

So ist es denn auch mit der Axt.

Die Annahme, daß ein Mensch der Urzeit in vernünftiger Reflexion den schneidenden Stein mit dem hölzernen Griffe verbunden, so durch Radius und Schwung die Wirkung des ersteren zu vermehren, enthält etwas so Ungeheuerliches, daß der Gedanke sich dagegen sträubt und weit eher zu dem frommen Glauben der alten Völker seine Zuflucht nehmen möchte, daß eine Gottheit dieses wie so manches andere Geschenk ihrem bevorzugten Liebling mitgetheilt hätte. Denn keine Erfindung unserer doch an erstaunlichen Wundern der Industrie so überreichen Zeit könnte bei richtiger Abschätzung der vorhandenen Mittel und des zu erreichenden Ziels auch nur entfernt an Schwierigkeit und Genialität mit jener verglichen werden.

Nein. Nur die Entwickelung, die allmähliche, langsame, lückenlose — des Zieles unbewußt und dennoch durch eine gewisse instinctive Vernunftwirkung in langem, vielfältigem Tasten nach Einer Richtung hinstrebend, an deren Ende eben das vollendete Werkzeug liegt — ist im Stande, den denkenden Geist von der philosophischen Krankheit, der Verwunderung, zu befreien, das Wunder zu beseitigen.

„In der ganzen Anlage aller Naturwesen," sagt Lazar Geiger**), „ist kaum etwas wunderbarer, als die Art, wie sich das Wunder, unser Auge vermeidend, unaufhörlich vor der Beobachtung in die Ferne zurückzieht. Die Vernunft setzt an die Stelle des Schroffen und Sonderbaren, welches die Phantasie erzeugt, Gleichmäßigkeit und Uebergang, die Seele der Natur. Mit der Zeit ist es nicht anders, als mit dem Raume, und nirgends werden wir ohne Ende staunen, es sei denn überall. Die Schöpfung setzt die Phantasie in Verwunderung, aber in Wahrheit ist es nur der Augenblick, der den Augenblick erschafft und dieses allein ist der Verwunderung des Weisen würdig".

Augenblicke machen das Leben, Sandkörner die Berge. Das mikroskopische Schalthierchen, das kleine Korallenthier machen die gewaltigen Kreide- und Korallenfelsen begreiflich, nicht umgekehrt. „Alle Veränderung in der Natur," sagt Leibniz, „vollzieht sich an dem unendlich Kleinen." Diese Wahrheit gilt um so mehr von allem Fortschritt, aller Entwickelung und demnach auch ganz besonders von den Geistesschöpfungen, jener zweiten Natur, welche uns die erste begreiflich und verständlich macht.

Zu diesen Geistesschöpfungen gehören auch die Werkzeuge. Sie sind so wenig wie die Sprache fertig und vollendet, eine gewaffnete Pallas, aus dem Haupte des Menschen hervorgesprungen. Wie die Worte, wie die Vernunft sind sie gewachsen und geworden in allmählichen Uebergängen, und selbst da, wo wir am äußersten Horizont der vorhistorischen Zeit eine beschränkte Anzahl scheinbar ganz einfacher und selbstverständlicher Werkzeuge auftauchen sehen, erblicken wir nur letzte Glieder einer unermeßlich langen, ununterbrochenen Tradition von Formen, deren Reihe wieder herzustellen uns heute außerordentlich schwierig, wohl gar unmöglich scheint, da sich dieselbe in ein vorweltliches Dunkel verliert, in welchem Werkzeuge und Geräthe, nur wenig charakterisirt, in unbestimmter Allgemeinheit verschwimmen und kaum geeignet erscheinen, uns eine genügende Aufklärung über Lebensweise und Thätigkeit ihrer Besitzer zu gewähren.

Und dennoch gibt es auch hier Mittel und Wege, die verlorenen Zwischenglieder wieder aufzufinden, jenes urweltliche Dunkel aufzuhellen und bis zu der geheimnißvollen Stelle vorzudringen, wo die Fäden des Geisteswerdens sich unmittelbar an das Naturwerden anschließen und, von letzterem bedingt und untrüglich geleitet, sich in selbstständiger Entwickelung, aber nach den einmal gegegebenen Richtungen fortspinnen.

Seitdem uns in den Resultaten der Sprachwissenschaft ein unschätzbares Werkzeug gegeben ist, um die Urzustände der Menschheit aus hunderttausendjähriger Grabesruhe wieder ans Tageslicht zu fördern, seit der Ursprung der Sprache d. h. die Menschwerdung nicht länger ein von dichtesten Schleiern umhülltes Geheimniß, sondern in vertraute Nähe und unmittelbares Verständniß gerückt ist, haben wir keine Ursache, vor solchen einer früheren Zeit freilich ganz unlösbaren Problemen zurückzuschrecken, um so weniger, als das von der Archäologie gelieferte Material uns hier keineswegs im Stiche läßt, vielmehr manche werthvolle und interessante Wegweiser darbietet, welche in höchst merkwürdiger und überraschender Weise mit den von dem deductiven, philosophischen Denken an der Hand der Sprachforschung und Entwickelungslehre erreichten Resultaten in vollkommenem Einklang stehen.

Die Aufgabe ist nur, jenes Material richtig zu deuten, den einzelnen Formen ihre Stellung in dem natürlichen Entwickelungsgange anzuweisen und das Auge zu gewöhnen, Klarheit und scharfe Sonderung schon in einer Urzeit wahrzunehmen, deren Dunkel bisher alles in den verworrensten und unbestimmtesten Umrissen zu vermengen und aufzulösen schien.

Bei der Entstehung der ältesten Werkzeuge walteten schon Principien und Ideen, deren schwache Abdrücke in den untersten Schichten des Sprachlebens erhalten sind, die aber von der Forschung ans Licht gebracht und zu neuem Leben erweckt werden können.

Mit der Entdeckung dieser Principien muß helleres Licht auf das Wesen und die Function jener ersten Diener und Verstärker der Menschenhand fallen. Umgekehrt muß auch die Sprachforschung d. h. die Wissenschaft des Menschengeistes wichtige Aufklärung und Unterstützung finden, wenn es uns gelingt, den Zusammenhang jener Principien mit der natürlichen Entwickelung der körperlichen Anlagen und instinctiven Willensäußerungen des Vormenschen nachzuweisen.

Mit den letzten Worten habe ich eine andere, unermeßlich wichtige Seite des Gegenstands berührt. Durch das Werkzeug ist der Mensch ein Werkzeug-Wesen geworden; durch seine künstlichen Schöpfungen ist der natürliche Mensch ein anderer und zwar ein solcher geworden, wie wir ihn heute kennen.

Jede Erklärung, welche von der Voraussetzung des heutigen Menschen ausgehend, also aus seinem Gliederbau, seinem aufrechten Gange, seiner kunstvollen Hand, seinem hochentwickelten Sprachvermögen und Vernunftdenken alles Uebrige herzuleiten sich bemüht, geräth nothwendig in den Wirbel des circulus vitiosus, denn sie sucht die Quelle des Stroms an seiner Mündung.

Die Thätigkeit allein ist es, welche dem denkenden Geiste Befriedigung zu gewähren vermag bei seinem ewigen, unersättlichen Fragen nach den Ursachen den Gewordenen. Nur durch Voranstellung des Thätigkeitsprincips war es möglich, den letzten Riegel zu sprengen, der die Lösung des Problems des Ursprungs der Sprache, nach den erfolgreichen Minengängen der vergleichenden Sprachforschung, noch immer verschloß.

So ist denn auch der physiologische Mensch nur aus seiner Werkzeug-Thätigkeit zu erklären. Das Princip der alternirenden Wirkungen — des Werkzeugs auf den Menschen, des Menschen

*) Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit, S. 85.

**) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft, I, S. 199.

Digitized by Google

auf das Werkzeug — muß auch hier, wie bei aller Entwickelung, als Compaß dienen.

Zum Schlusse seien mir noch zwei Bemerkungen erlaubt.

Das wesentliche Verdienst der vorliegenden Schrift liegt, glaube ich, darin, daß es mir gelungen ist, richtig zu fragen. „Nichts ist schwerer als fragen," sagt Jean Paul, „d. h. im Ocean zu angeln; nichts leichter als zu antworten, weil die Frage die Antwort umkränzt."

Ein zweiter Vorzug darf wohl darin gefunden werden, daß ich die Resultate zweier bisher in höchst ungerechtfertigter Gleichgültigkeit nebeneinander herwandelnden Wissenschaften — der Anthropologie und der vergleichenden Sprachforschung — vereinigt und daraus meine Schlüsse gezogen habe. Die Zeit ist gekommen, daß diese beiden Wissenschaften auf einander achten und sich gegenseitig unterstützen und erleuchten.

Wie thöricht wäre der Sprachforscher, der griechische Sprachformen und Worte erklären wollte, ohne sich eine gründliche Kenntniß griechischen Lebens und griechischer Geschichte anzueignen!

Ist etwa der Etymologe minder thöricht, der die Urformen und Wurzeln des menschlichen Denkens zu ergründen sich vermißt, ohne auf die wichtige Kunde von der Lebensweise und den Daseinsformen jener ältesten, sprachbildenden Geschlechter zu achten?

Was vermag der griechische Alterthumsforscher und Archäologe ohne Kenntniß der geistigen Tradition, der griechischen Historiker und Dichter? Und der Anthropologe sollte den Menschen erklären aus den stummen Zeugen der Vergangenheit, den Geräthen und Werkzeugen, ohne Heranziehung des wahrhaft Menschlichen, was alle diese Schöpfungen erst möglich gemacht und was laute Offenbarungen über ihre Entstehung in seinem Schoße birgt, der Sprache und ihrer von der Wissenschaft ergründeten Keime und Wurzeln?

Die Sprachwissenschaft, welche die Resultate der Anthropologie verschmäht, ist blind; die Anthropologie, welche an den Aufklärungen der Sprachforschung achtlos vorübergeht, ist taub.

Aus meinem Münchner Notizbuche.

II.

An einem Juliabend des vergangenen Jahres, es war bereits um die zehnte Stunde, stand am Eingange des Hotels zu den „Vier Jahreszeiten" Frau Wolter, die Nachmittags auf der Durchfahrt in München angekommen war, im Gespräche mit dem Hotelier Herrn Schimon; ein Herr trat hinzu und ersuchte den Hotelier, ihn der Künstlerin vorzustellen. Herr Schimon that dies und stellte vor: „Herr Ernst Possart, Director des königlichen Hoftheaters." Wenige Minuten darauf hatte Herr Possart der Wiener Primadonna der Tragödie auch schon den ganzen Plan des für das kommende Jahr projectirten Gesammtgastspiels entwickelt und stehenden Fußes ihre sofortige Zustimmung begehrt. Aus dem ganzen Plane, erklärte er ihr, könne nichts werden, wenn sie ihre Theilnahme verweigerte und deshalb erbitte er sich ihre Zusage hier am Hoteleingang um die zehnte Abendstunde. Frau Wolter nahm die mit dem Ungestüm der Romantik heranstürmende Werbung lächelnd auf und meinte, ohne ihren Gatten, dem Grafen Sullivan, keinen Entschluß zu fassen, und da es sich um einen Plan für das nächste Jahr handle, so sei ja doch die Entscheidung nicht für den Augenblick dringlich. Im Gegentheil, replicirte der ungeduldige Werber, diese Entscheidung sei so unaufschiebbar, daß er sich die Erlaubniß erbitten müsse, am Vormittag darauf gleich vorzusprechen und die Wohlmeinung des Gemahls der Künstlerin und deren Entschluß einzuholen. Als Frau Wolter auf das Vergnügen dieses Vormittagsbesuches verzichten zu müssen erklärte, weil sie schon um 7 Uhr Morgens abreisen sollte, erwirkte sich Herr Possart wenigstens die Ermächtigung, in [illegible]hester Morgenstunde sich durch einen Boten um die Adresse [illegible]chsten Aufenthaltsortes der Frau Wolter erkundigen zu dürfen, denn dieser sollte erst zwischen ihr und dem Gatten vereinbart werden. Punkt 6 Uhr war Herr Possarts Bote auf dem Platze und empfing die Parole: Tegernsee. In der That schlugen auch Graf und Gräfin Sullivan die Richtung nach Tegernsee ein, dort längeren Aufenthalt zu nehmen; aber als sie ankamen, fanden sie den Ort so überfüllt, daß eine behagliche Unterkunft nicht aufzutreiben war. Man ging also um eine Station weiter. Dort derselbe Mißstand, dieselbe Unmöglichkeit, erwünschtes Obdach zu finden. Wieder also um eine Station weiter, und dann noch um eine und noch um etliche sogar, bis man an ein gastliches Plätzchen gelangte, wo Halt gemacht werden, wo man sich zu freundlicher Sommerruhe niederlassen konnte. Herr Possart indessen hatte die Adresse „Tegernsee", und die beiden Gatten beriethen, ob ihm die corrigirte Adresse mitzutheilen sei, oder ob nicht füglich die ganze Sache bis zur Rückkehr nach Wien ruhen könne. Bis zum zweitnächsten Morgen ruhte sie in der That. An diesem Morgen saßen Frau Wolter und Graf Sullivan beim Frühstück in der Laube vor dem Häuschen, welches sie bewohnten, als ein Wagen herangerollt kam. „Mir scheint gar, das ist — —" rief zweifelnd der Graf. Er hatte noch nicht zu Ende gerufen, als ihm auch schon der Zweifel genommen war. Ja, es war wirklich der Vermuthete und doch hier Nichtvermuthete — aus dem Wagen stieg der Intendant des Münchner Hoftheaters, Herr von Perfall. Der arme Intendant war von Herrn Possart mit der falschen Adresse auf die Spur der Frau Wolter entsendet worden; er hatte sie natürlich in Tegernsee nicht getroffen und in ängstlicher Scheu, unverrichteter Sache zu seinem gestrengen Director zurückzukehren, hatte er sie zur nächsten Station verfolgt und war in immer mehr beflügelnder Angst von Station zu Station geeilt, bis es ihm richtig gelang, ihren Aufenthalt auszuforschen. Und nun war er da, sich des ihm gewordenen Auftrages zu entledigen, gedrückt und gestachelt zugleich von dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, wenn er heimkehren würde, ohne die Zustimmung der Wolter in der Tasche zu haben — und er wich in der That nicht, bis er sie in der Tasche hatte.

Diese Anekdote aus der Genesis des Gesammtgastspiels ist charakteristisch für die ganze äußerliche Hast, mit welcher dasselbe, trotzdem für die Einleitungen und Vorbereitungen doch ein genügend weiter Zwischenraum gegeben war, flüchtig zusammengezimmert und mit dem nöthigen Flitter überzogen wurde, zur Noth das Auge zu blenden, wie eine Festtribüne blos aneinandergezimmert wird und dann mit schimmernden Teppichen überhangen, das primitive Gebälke zu überdecken. Nichts rationell Entworfenes, nichts innerlich Gefestigtes. Bei Wohlthätigkeitsvorstellungen pflegt für die Arrangeure der Hauptzweck erreicht zu sein, sobald der Vorhang in die Höhe geht, denn das Publikum ist da, das Geld für den wohlthätigen Zweck ist in der Kasse und das Schicksal des übrigen Abends ist doch mehr oder minder Nebensache. So beiläufig erschien der Hauptzweck des Possartschen Gesammtgastspiels erreicht, als der erste Theaterzettel an den Straßenecken Münchens klebte und als der Vorhang sich zum ersten Male hob. Herr Possart hatte bewiesen, daß er's zu Stande gebracht — was er damit zu Stande gebracht, rangirt kaum als Nebenfrage. Genug, er hatte bewiesen, daß seine Werbetrommel denselben lockenden Klang geübt, wie jene Dingelstedts vor einem Vierteljahrhundert, was allenfalls auch einen minder bescheidenen Ehrgeiz befriedigen konnte — und er hatte für München bewiesen, daß die deutschen Schauspieler es noch immer als officiellen Rendezvousort acceptirten, was dem bayerischen Particularehrgeize jetzt, in den Tagen der deutschen Reichseinheit, mit dem Concentrationspunkte Berlin, viel schmeichelhafter erscheinen und sich wohlthuender zu Gefühl bringen mochte, als zu Dingelstedts Zeiten. Daraus erklärt sich wohl auch zum Theil der auffallende Unterschied in der Haltung der Presse dem Gesammtgastspiele von damals, und dem jetzigen gegenüber. Während Dingelstedt darüber zu klagen hatte, daß nur die auswärtigen, d. h. die nicht bayerischen deutschen Blätter Anerkennung für ihn hatten, die Münchner

Digitized by Google

Lokalpresse dagegen sich hämisch und feindselig erwies — bezeichnend genug mischte sich damals sogar die Polizei in die Sache und confiscirte so einen unbequemen Theaterartikel — mußte Herr Possart die umgekehrte Klage erheben: die Münchner Blätter, mit wenigen Ausnahmen, waren des überschwänglichsten Lobes voll für ihn, die auswärtigen, auch mit wenigen Ausnahmen, gingen ihm grausam genug zu Leibe. Und doch hätte sich in München selbst dasselbe Moment gegen ihn rege machen können, welches sich mit so unerbittlicher Feindschaft gegen Dingelstedt wendete; Herr Possart ist nämlich für die strengen Bayern ja doch ebenso gut ein „Fremder", wie es Dingelstedt gewesen. Aber darin eben erwies sich der Unterschied der von den Zeitverhältnissen gegebenen Standpunkte. Das damalige München wollte von keinem geistigen Import aus dem übrigen Deutschland etwas wissen, es hatte gar nicht den Ehrgeiz, nach auswärts zu blicken und mit irgend einem anderen Factor in deutschen Landen zu concurriren, sein Separatehrgeiz bestand darin, sich wirklich zu separiren, das Bayernthum sich selber genügen zu lassen, es wollte an Andere nichts abgeben und von Anderen nichts annehmen. Darum bekämpfte es die von Dingelstedt angezettelte Invasion eines schauspielerischen Gesammtdeutschlands, während gerade darum eben die „auswärtigen" Organe Dingelstedts Gedanken, in welchen sich ja doch ein Stück des deutschen Einheitstraumes zu verwirklichen schien, mit Enthusiasmus behandelten. Heute steht die Sache anders. Heute ist der Ehrgeiz der bayerischen Staatsindividualität kein rein particularistischer mehr; er will heute nicht mehr für sich allein, sondern er will neben den Andern, wenn möglich sogar vor den Andern etwas gelten — und fügt es sich gut, ergreift man wohl in München gerne die Gelegenheit, mit Berlin, der Kaiserstadt, zu concurriren. Daher jetzt die Frontveränderung der Münchner Presse in der Stellung zum Gesammtgastspiel. München, ein Vorort Deutschlands, ob auch nur in Theatersachen, das klingt gut, das hört sich voll, das fühlt sich stolz. Warum hat nicht Berlin daran gedacht, sich auch hierin zum Reichscentrum zu machen? München hat daran gedacht, München hat's ausgeführt; die Münchner wären also undankbar, wenn sie nicht „Hoch Possart!" schrieen. Sie schreiens denn auch mit starken Kehlen. Aber darum eben auch die veränderte Haltung der „Auswärtigen". Sie haben, freilich nicht mit ungerechter, aber auch nicht seichter gutmüthiger Kritik, die Ansprüche Münchens geprüft, als solcher Vorort gelten zu wollen, und diese Ansprüche sind sich vollgewichtig befunden worden. So hat sich eigentlich damals wie jetzt, ohne daß die Betheiligten selbst sich darüber recht klar wurden, ein Stückchen des im Charakter wechselnden deutschen Einheitsstreites in diesen Gesammtgastspielen abgespiegelt.

So lag denn auch die Bedeutung des Dingelstedt'schen Gesammtgastspiels in der Idee schon, in der bloßen Erscheinung, in seiner äußerlichen Verwirklichung darin, daß es überhaupt erdacht und daß es auch in der That ermöglicht wurde. In der deutschen Jämmerlichkeit von damals war's ja doch wahrhaftig etwas, daß wenigstens so ein deutsches „Bühneneinheitsspiel" zu Stande gebracht wurde. Wenn daher Dingelstedt erzählt, wie beim Anblick des ersten Theaterzettels, welcher die erste Gesammtvorstellung, die „Braut von Messina" ankündigte, er und sein Adlatus Emil Devrient einander freudestrahlend um den Hals fielen, so war das der natürliche Ausbruch eines instinctiven, richtigen Empfindens, daß dieser erste Theaterzettel wirklich damals eine That repräsentirte. Und als dann am Abend des 11. Juli sich der Vorhang zum ersten Male hob, da war für damals wirklich die Hauptsache erreicht. Es hatte sich eine deutsche Zusammengehörigkeit documentirt. „Es wird gespielt, folglich bin ich!" konnte die von Dingelstedts Phantasie bereits im Vollbau erschaute „deutsche Nationalbühne" sprechen — wenn's auch vorläufig nur ein für einen Tag aufgeschlagenes provisorisches Brettergerüste war. Für den Anfang war's genug, die ersten Umrisse der „deutschen Nationalbühne" waren gegeben — die Nachfolger konnten daran weiter arbeiten, bessern, ändern, ausführen, ergänzen.

Das aber haben die Nachfolger eben nicht gethan. Nach 26 Jahren hat Herr Possart bei dem Aufbau seines Gesammtgastspiels genau da angefangen, wo Dingelstedt angefangen hatte, und er hat genau da aufgehört, wo Jener aufhörte. Diesmal konnte es sich nicht mehr um die Idee handeln und nicht an dieser konnte man mehr das alleinige Genüge haben; diesmal galt es, intensive künstlerische Resultate gewinnen, weniger auf den äußeren Effect, als auf die innere Gediegenheit hinarbeiten und aus dieser heraus den Effect gewinnen. Dafür ist aber mehr auf die leere Aeußerlichkeit gesündigt worden als früher; es sind keine künstlerischen Impulse gegeben, es sind keine künstlerischen Resultate von Nachhall und Nachdauer gewonnen worden. Die Gesammtgastspiel-Idee, welche seit der Dingelstedt-Epoche in einem Strahlennimbus am deutschen Theaterhorizonte einherschwebte, ist von den Händen ihrer neuesten Apostel niedergezogen, um ihren Nimbus gekommen, sie ist discreditirt worden, vielleicht für immer, gewiß wenigstens für lange Zeit hinaus.

Und Herr von Perfall, der Intendant, hatte allen Ernstes den Dingelstedt'schen Traum von der „deutschen Nationalbühne" so schön weiter geträumt. Leider nur geträumt, wie es dem allzufein, allzusachte gearteten künstlerischen Wesen des Herrn Intendanten entspricht, dem die absolutistische Energie seines artistischen Directors imponirt und der ihn, oft mit Widerstreben, unumschränkt walten läßt, während er mit viel distinguirterem künstlerischem Geschmacke sich gar Manches anders und besser — träumt. Herr von Perfall, wie gesagt, vermeinte wirklich, es werde mit dem Gesammtgastspiel ein Schritt weiter zur Realisirung des Dingelstedt'schen Phantasiebaues einer „Nationalbühne" gethan. Er konnte in den ersten Tagen, bevor die Wirklichkeit der Dinge sich gar so feindlich böse gestalteten und die geweckten Mißtöne gar so scharf aufgellten, in stiller Schwärmerei sich darüber unterhalten, wie ihm die Weiterführung des Projectes realisirbar erscheine. Für München aspirirte er keineswegs auf das Privileg eines permanenten Standortes der „deutschen Centralbühne", sondern das System der wechselnden „Vororte" dachte er sich als das praktischste und empfehlenswertheste, so daß in jedem Jahre an einem anderen Orte die „deutsche Centralbühne" für etliche Wochen aufgeschlagen und ein Zielpunkt des deutschen Publicums würde. Das müsse dann allmählich zu einer Einheit des deutschen Bühnenstils führen, die im Stande wäre, der anarchischen Verwilderung zu steuern, welche jetzt allenthalben hereingebrochen sei, daß man schier die liebe deutsche Sprache selber nicht mehr recht verstehe, wie sie von der autonomen Redekunst schauspielerischer Gewalthänse mißhandelt werde. Jede Schmiere habe schon ihren eigenen Stil und ihre eigenen Bearbeitungen der Klassiker und Nichtklassiker, so daß, wenn ein Schauspieler ins nächste Städtchen hinüberwandre, dort z. B. ein Schiller'sches Stück zu spielen, er nicht sicher sei, ein ganz anderes Stück zu treffen, eine andere „Bearbeitung" nämlich, die sich factisch wie ein ganz anderes Stück ansehe und anhöre. Und nicht viel besser sei es mit den diversen Bühnenidiomen, die, wie man weiß, etwas ganz Andres sind, als die sprachlichen Dialekte, und die zu einer vollständigen Sprachzerrüttung auf dem deutschen Theater geführt haben, daß die Mitglieder einer neu aneinander gerathenden Theatergesellschaft sich schauspielerisch oft schwerer miteinander zu verständigen vermögen, als die Angehörigen verschiedener Nationalitäten im sprachlichen Verkehr. Das sind allbekannte und allbeklagte Schäden unseres Theaters, und denen allen, meinte der gute Baron Perfall, müsse mit der Schaffung so einer perennirenden „deutschen Centralbühne", welche alljährlich die ersten Schauspieler Deutschlands zusammenbrächte und eine Einheitlichkeit der künstlerischen Methode schaffte, abgeholfen werden können. Es war ihm wirklich um die Sache zu thun, und um seinetwillen thut's mir leid, daß Alles eine so schiefe Wendung kriegte, daß mit den ersten Abenden gleich die Geschichte so unrettbar verfahren war, daß das Ideal der „deutschen Nationalbühne" gar so jämmerlich compromittirt wurde. Herr Possart hat freilich das Ritterkreuz des St. Michaelordens bekommen, wie die

Digitized by Google

Zeitungen soeben berichten, und er wird in Folge dessen vermuthlich Herr von Possart werden — Herr von Perfall hat mit edelmännischer Contenance den bezüglichen Vorschlag gemacht und seine persönlichen Gefühle und Anschauungen dabei in den Hintergrund gedrängt — auch sonst haben Einzelne Einzelnes aus dem Schiffbruche gerettet. Aber hier dürfte es sich weder um Einzelne, noch um Einzelnes handeln; hier handelte es sich einzig und allein darum, ob ein Gesammtinteresse der deutschen Bühnenkunst und überhaupt des geistigen Nationallebens durch dieses Gesammtspiel eine Förderung erhielt, ob dauernde, nachwirkende, fruchtbringende Eindrücke gewonnen und mitgenommen wurden — und darauf läßt sich mit ruhigem kritischem Gewissen nur ein sehr kurzes, sehr entschiedenes, gänzlich unverclausulirtes Nein sagen.

König Ludwig von Bayern hat seinen Hoftheaterdirector für dieses Gesammtgastspiel zum Michaelsritter gemacht, ohne eine einzige der Vorstellungen mit angesehen zu haben — das ist auch eine Kritik, äußerlich die schmeichelhafteste, innerlich vielleicht die empfindlichste. Sigmund Schlesinger.

Ammergau.

Von Karl Stieler.

Wenn wir das Vorland der Loisach (oder Luisa, wie der Bauer spricht) verlassen haben, dann öffnet sich vor unserem Blick ein Thal, das zu den schönsten im bayrischen Hochland zählt. Die Landschaft ist merkwürdig prägnant und mannichfaltig. Ihre Höhen beherrscht der Wetterstein und die Zugspitze, die in langen kühnen Linien emporsteigen, schneegefurcht und blau umschattet; in der Tiefe aber liegen jene vollen Triften, aus deren Lindengrün das braune Gehöft lugt, auf denen die Herden weiden mit hellem Geläut, wo sich langgewunden das alte Sträßlein dahinzieht. Wogenschnell rauscht der Bergbach vorüber, an keinem Wanderer gehn wir ohne Gruß vorbei und leise nimmt uns dieser Zauberbann das eigene Herz gefangen. Droben die Urgewalten der mächtigsten Natur und drunten jener unsagbare Friede, der ein uraltes, unabänderliches Leben begleitet.

„Denn wie die Welt sich wandeln mag
Rastlos in Weben und Streben —
Bergvolk und grüne Bergeswelt,
Sie haben ewiges Leben!"

Wenn wir von Murnau bis nach Oberau gekommen, theilt sich der Weg; wo der weißblaue Zeiger steht, geht es geradehin nach Partenkirchen, zur Rechten aber durch Ettal in den uralten Ammergau. Dies ist der Pfad, den wir verfolgen, und während wir in die sonnige Landschaft lugen, erstehen vor uns die Bilder einer mächtigen Vergangenheit. Sie sind ein gutes Geleite.

Schon zur Römerzeit war der Ammergau bekannt, denn der Heerweg, der von Augsburg nach Verona führte, wies durch seinen Wald; nach dem Kofelberge, der das Thal beherrscht, war die römische Station „ad Coveliacas" benannt. So ist sie auf den Itinerarien des alten Weltreichs verzeichnet; mit jener scharfblickenden Energie, die allenthalben Länder und Menschen zwang, hatten die Römer auch hier den rechten Weg gefunden; ein Brückensteg, der fast eine Meile maß, führte damals über die Sümpfe im Vorland. Und während wir schweigend dahingehen, sehen wir in Gedanken jene Cohorten ziehen mit der Adlerstandarte und dem flatternden Helmbusch, wie sie einst im Teutoburgerwalde verbluteten!

In deutscher Zeit waren es die Welfen, dies trotzige Fürstengeschlecht der schwäbischen Gauen, die zuerst das Thal besiedelten; auf einem einsamen Herrenhof hatte Ethico sich niedergelassen und mit zwölf Genossen ein klösterliches Leben gegründet, das stiller Ergebung gewidmet war. Aber sein Herz konnte sich nicht ergeben und fügen in den nagenden Gram, daß sein Sohn vom Kaiser Lehen genommen, statt sein eigener Herr zu sein — das war es, was ihn in die Einsamkeit getrieben.

Von den Welfen erwarb Barbarossa den Ammergau, der von nun ab bei den Stauffen blieb, bis ihn Konradin den Wittelsbachern hinterließ.

Und so mehren sich die Bilder der Vergangenheit: auf diesen Felspfaden zog Konradin, der Schmerzenreich der deutschen Geschichte, dessen tragische Gestalt nur einen Sonnenschimmer zeigt, die bergfrohe Jugend, in der er herangeblüht. Auf diesen Steigen zog Kaiser Ludwig der Bayer ins Waldesdunkel, als der Fluch des Papstes, der Hader der Fürsten und die Treulosigkeit der Getreuen ihn weltmüd' gemacht — ihm war der Ammergau die stille Zufluchtsstätte geworden, wenn er Herz und Arme stärken, wenn er des Grams vergessen wollte. Hier, wo dereinst sein Pferd vor einer hohen Tanne dreimal in die Knie sank, um ihn des Gelübdes zu mahnen, das er in Welschland gethan, hatte er 1330 das Kloster Ettal gegründet und das wunderthätige Marienbild geborgen, das er aus Pavia nach Deutschland brachte. Seitdem war ihm die Stätte doppelt geweiht, ein geheimnißvoller, fast mystischer Zauber umgab den Bau, der als Graaltempel gedacht und mit einem Ritterstifte verbunden war.

Wenige Kaiser sind so unglücklich und dennoch so populär gewesen, wie Ludwig der Bayer; das Glück und die Großen des Reiches hatten ihn verlassen, aber mit unerschütterlicher Liebe hing das Bürgerthum der freien Städte und das Volk an ihm, vor Allem das Kernvolk der Berge.

Es ist von besonderer Art in dieser Gegend, denn auf das kühne, lebensfrohe Blut der Oberbayern wirkt schon ein leiser alemanischer Zug ein, da die schwäbische Stammesgrenze nicht fern liegt. Man ist mäßiger, minder lärmend und besonnener hier, als in den übermüthigen Dörflein im Isar- oder Leizachthal, aber die plastische Kraft des Volkes hat dadurch nichts verloren, das Talent der Darstellung, das unseren Bergstämmen innewohnt, äußert sich auch hier auf jede Weise. Von Ammergau verbreitete sich ja einst die Kunst der Holzschnitzerei über das gesammte Gebirge und vor Allem über das Berchtesgadenerland, das 1111 von hier aus besiedelt ward; auch jene dramatischen Spiele, die jetzt den Namen dieses Dorfes weltberühmt gemacht, sind uralten Ursprungs. Ueberall tritt uns die volle Freude am Leben entgegen!

So kommt zur schönen Landschaft und zur bedeutsamen Geschichte, die auf diesem Boden erwuchs, auch ein bedeutendes Volksthum, dessen frischen Odem wir wohlig empfinden!

Doch während uns die Bilder der Vergangenheit, die unserer Zeit zwar ferne, doch unserem Herzen nahe stehen, freundlich geleiten, dröhnt vor uns und um uns das Rasseln der Räder, im vollen Trab fliegt mancherlei Gefährt vorbei — der flinke Einspänner, die Extrapost mit Lord und Lady und der Leiterwagen, zwischen dessen Tannenschmuck jubilirende Bauern sitzen. Wir sind erwacht vom Traum der alten Zeiten, wir sind inmitten der lebendigen Gegenwart!

Immer lauter wird der Verkehr auf der Straße, je mehr wir uns dem Dörflein nähern; Tausende kommen zu Fuß gegangen, alle Trachten, alle Dialekte des bayrischen, schwäbischen und tirolischen Landes begegnen uns, aber kein Streit, kein Mißton dringt durch dies Gewühl, trotz alles Frohsinns, den wir spüren. Denn das Volk im Süden bleibt auch in seinen religiösen Bräuchen (und dafür gilt der Gang nach Ammergau) unverwüstlich heiter. Lachen und Weinen steht ihm näher als dem „Gebildeten", der seine Eindrücke beherrscht und dämpft, den seine Erziehung stets in gemäßigte Zonen drängt; das Volk aber läßt sich gehen, doch ein bewunderungswürdiger Instinct zeigt auch ihm den rechten Weg und — die Grenze. Wir haben achttausend Menschen in Ammergau vereint gesehen, aber nicht eine Wahrnehmung gemacht, die uns hätte verletzen können, und doch gab's auch der Mühsal und Beschwerlichkeit genug. Denn wie ein Feldlager sieht Ammergau am Abend vor einem Spieltag

Digitized by Google

aus; jede Bank, jeder Stein vor den Häusern, jedes Fenster ist besetzt, durch alle Hausfluren drängt und wogt es, und endlos naht die Colonne neuer Wagen, die sich stauen im Gewirr der Gassen. Hunderte bleiben ohne Nahrung, ohne Obdach nach einem zehnstündigen Marsche, und wer aus den hellen Fenstern des „Hotel Gaze" hervorlugt, wo die Internationale ihr Hauptquartier hat, der mag sich wundern und freuen, welcher Fond von Gutmüthigkeit und Genügsamkeit noch immer in den Massen wohnt.

All' diese Mühen sind sofort vergessen, sobald nur der Morgen dämmert, wenn der erste Böllerschuß erklingt und die Musik den Festtag verkündet. Schon mehrere Stunden vor Beginn füllt sich das riesige Theater, und jenes unsagbare spannende Gefühl erfaßt uns, das elektrisch über jedem Masseneindruck liegt, das uns allenthalben überkommt, wo Tausende und abertausend von einem Gedanken, von einer Erwartung erfüllt sind.

Diese Erwartung aber steigert sich, wenn wir im wogenden Menschenstrom das Theater betreten: es ist so völlig anders, als wir's bisher gesehen. Ueber uns der weite blaue Himmel, das grüne Hügelland und die ragenden Berge; in langen Reihen steigen die Sitze auf, am meisten aber überrascht die Bühne, die kein gewöhnliches Podium, sondern einen ganzen Complex von Plätzen und Straßen darstellt. Es ist Jerusalem, das große Schmerzenswort der Bibel! Nur in der Mitte steht ein eigentliches bedecktes Theater, auf welchem die lebenden Bilder und einige Hauptmomente der Passion dargestellt werden; rechts und links davon sind (durch Bogen verbunden) die Paläste des Pilatus und des Hohenpriesters, beide von tief zurückgehenden Straßen flankirt.

Dies ist der Schauplatz, wo nun in ergreifender Schlichtheit jene Leidensgeschichte an uns vorüberzieht, der wir in Kindertagen gelauscht, wenn die Mutter davon erzählte; jene Geschichte, die der Bettler mit dem Fürsten theilt, das große Gemeingut Aller, die sonst durch die weite Kluft des Lebens und des Wissens getrennt sind! Die Darsteller aber, die uns dies zeigen, sind nicht etwa berufene „Künstler", die mit dem Eindruck rechnen, sondern Kinder des Volks, wie auch die heiligen Zwölfboten einst aus dem Volke kamen. Nicht Lust am Schaugepränge ist es, was sie leitet, sondern die Erfüllung eines alten Wortes, das sie Gott gegeben, als die große Pest im Jahre 1632 ausbrach; denn wenn auch die geistlichen Spiele schon vorher bestanden, so ward doch nun erst ihre regelmäßige Wiederkehr gesichert. Anfangs nahmen wohl die Mönche von Ettal einigen Einfluß, in unserem Jahrhundert aber sind es vor Allem zwei Männer, welche die alte volksthümliche Sitte treu gepflegt: der Lehrer Dedler († 1822), der die Musik zu den Passionsspielen schrieb, und Pfarrer Daisenberger, der noch jetzt als hoher Achtziger in Ammergau wohnt, und dem wir den Text der heutigen Darstellung danken. In ihm ist ein Typus jener milden älteren Priester verkörpert, die für alles Menschliche eine offene Seele hatten und stets den Frieden statt des Kampfes suchten — ein Fremder, der nicht im Dorfe heimisch war, hat überhaupt noch nie die Hand ins Spiel gemengt.

Die scenische Gliederung der Handlung ist äußerst einfach; sie zeigt uns in siebzehn „Vorstellungen" die Leidensgeschichte Christi vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung; jedes Hauptbild aber ist von einem oder mehreren „Vorbildern" begleitet, die eine Parallelle aus dem alten Testament enthalten. Ein Prolog bildet den Eingang, ein Halleluja den Schluß des Ganzen.

Man kann nicht leugnen, daß manche dieser lebenden Bilder etwas Barockes und Ueberladenes haben, das an's vorige Jahrhundert gemahnt, aber dafür entzücken uns die andern um so mehr durch ihre Innigkeit und durch den natürlichen Kunstsinn, der oft so feine Linien zu finden weiß, der so sicher Alles, was uns abstößt, vermeidet, der sich auch der Bewältigung der größten Massen gewachsen zeigt. Noch mächtiger indessen tritt dieser künstlerische Verstand, wie ihn Boisserée in seinem Ammergauer Bericht an Goethe bewundert hat, in den Hauptmomenten der Handlung selbst zu Tage; der Einzug in Jerusalem, das Abendmahl und die Kreuzigung sind Bilder, die man nahezu klassisch nennen kann, welchen Standpunkt auch der Beschauer in religiösen Dingen einnimmt. Es ist die Kraft des Lebens und der Wirklichkeit, die uns unwillkürlich zwingt, die den schlichten und den bedeutenden Mann in gleicher Weise fesselt. Wer von uns vermöchte es sonst, zehn Stunden im Theater zu weilen, und doch geschieht dies hier von Tausenden, die den verschiedensten Geistes- und Lebensstufen angehören; kein Laut ist hörbar, wenn der Chor den ersten Gesang beginnt, und kein Odem regt sich, wenn die letzten Worte vom Kreuz erschallen: „Es ist vollbracht!" Diese Theilnahme, diese Spannung und Stimmung allein hat schon etwas Großartiges; sie ist eine Thatsache, die Keiner leugnen wird, und so offen wir auch Jedem sein eigenes Urtheil zugestehen und jede Meinungsverschiedenheit achten, das letzte und entscheidenste Urtheil bleibt doch diese Thatsache selbst; hier kann man vielleicht in Wahrheit sagen: vox populi vox Dei.

Die äußere Erscheinung, die Bewegung, kurz die ganze Gebahrung ist bei den meisten Darstellern eine treffliche, und dies gilt auch vom Chore, der vor jeder einzelnen Scene auftritt und die Beziehung der alttestamentlichen Vorbilder zur Handlung erklärt. Bei der letzteren wären nur die langen Verhöre und Gerichtsscenen vielleicht mit Erfolg zu kürzen, obwohl auch sie dramatisch sehr wirksam sind.

Weniger gut als die Männer spielen die Frauen; doch da ihre Thätigkeit ohnehin eine beschränkte ist, so werden die kleinen Einzelheiten, die uns etwa stören könnten, noch leichter von dem trefflichen Ensemble absorbirt.

Mit dem Gefühle einer ungetrübten und aufrichtigen Befriedigung ziehen wir von hinnen. — —

Und noch einmal umgibt uns die tiefe bergfrische Idylle, mit der wir begonnen; lustig rollt unser Wagen auf dem schmalen Sträßlein dahin, das der Zugspitze entgegenführt, die Bäume schauern in sommerlicher Mondnacht, und halb im Traume denken wir noch der Begebenheiten des Tages, den wir erlebt, und des Volkes, bei dem wir geweilt.

In wieder zehn Jahren wird es mehr und mehr ein eitel Schaustück werden, das sich dort vollzieht; die Speculation wird sich desselben bemächtigen und der Duft einer schlichten Ursprünglichkeit wird auch in seinem letzten Reste verwehen. So sagen die Pessimisten, und wenn sie schon nicht selten Recht behalten — Alles wollen wir ihnen doch nicht glauben; Eines soll uns doch immer treu bleiben, und das ist der Glaube an die Unverwüstlichkeit des Volkes! Dies kernige gesunde Wesen hält aus wie Felsgestein im Wetter!!

Lustig rollt unser Wäglein dahin, der Vollmond leuchtet, der Bach rauscht und die Bäume rauschen und uns selber klingt es durch die Seele .....

Bergvolk und grüne Bergeswelt,
Sie haben ewiges Leben!

Das Mäcenatenthum in der Kunst.

Von G. Ebe.

(Schluß.)

Mag es vergönnt sein, hier noch eine kleine Blumenlese einzelner Begebnisse einzufügen, welche wohl geeignet sind, neue Schlaglichter auf die äußeren Bezüge zu werfen, mit denen das Künstlerleben der damaligen Zeit so günstig bedacht war. Fällt es doch ohnehin schwer, sich von der Betrachtung dieser wunderbaren Zeit zu trennen! Es wäre Unrecht, die Kunstgönnerschaft, wie sie edle Frauen ausübten, zu vergessen. Auch hiervon gibt uns Cellini ein Beispiel der zartesten Art in seinem Verhältnisse zur anmuthigen Frau Porzia Chigi. Die schöne und kunstliebende Frau, ihr Schwager Agostino Chigi war der berühmte

Digitized by Google

Erbauer der Farnesina, in platonischer Philosophie unterrichtet, erkennt in dem jugendlichen und bereits meisterhaft kunstgewandten Benvenuto das Schöne und Gute, und vertraut ihm ohne Bedenken ihre Kostbarkeiten an. Dieser gesteht selbst zu, daß sie die Ursache sei, wenn er sich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Wie vertraut die Künstler mit Fürsten und fürstengleichen Personen umgingen, ist schon hervorgehoben. Wir sehen Franz I. den Lionardo da Vinci als berühmteste Kriegstrophäe mit sich nach Frankreich nehmen, um ihn dort in seinen Armen sterben zu lassen. Oft wurden die Künstler den Gesandtschaften beigegeben, um diesen höheren Glanz zu verleihen; so wurde Scamozzi von der Republik Venedig nach Rom und nach Polen geschickt. Künstlerische Geschenke, wie sie unter gekrönten Häuptern gewechselt werden, mußten von dem Meister persönlich überreicht werden, um den Werth der Gabe durch die Gegenwart des berühmten Künstlers noch eindringlicher zu machen. Eine wahre Fluth von Kunstenthusiasmus überschwänglichsten Ausdrucks häuft sich auf dem Haupte Berninis. Gregor XV. sagte von ihm: „Sie sind ohne Zweifel froh, daß Maffei Barberini Papst geworden, aber er schätzt sich noch weit glücklicher, daß Bernini unter seiner Regierung lebt." Als derselbe Papst von ihm mit dem Springen der Fontana Navona überrascht wurde sagte er: „Das Vergnügen der Ueberraschung, das Sie mir verschaffen, wird mein Leben um zehn Jahre verlängern." Berninis Reise nach Paris, auf die höfliche Einladung Ludwig XIV. unternommen, glich einem Triumphzug. In Florenz fand ein feierlicher Einzug statt, in Frankreich müssen ihm die Behörden jeder berührten Stadt aufwarten, von Paris, wo ihn der Minister Colbert empfängt, geht ihm der Nuntius eine Stunde weit entgegen. Ein anderer Architekt, Palladio, wird ebenso zum Wunder seiner Zeit. Alle Welt wird von seiner innerlichen Größe, von dem Dichterischen seiner Anlagen und von seiner geschickten Verwendung antiker Kunstformen, welche diese wieder als Wahrheit erscheinen lassen, bezaubert. Jeder beeifert sich einen nach Palladios Zeichnungen ausgeführten Palast zu haben. In Venedig erbaut er ein Refectorium St. Georg Major und entzückt damit seine Bauherrn in dem Maße, daß sie die alte Kirche ohne weitere Nöthigung abbrechen, nur um eine neue nach Palladios Entwurfe zu bekommen. Welcher moderne Künstler könnte sich rühmen, so weit das sonst stark verschanzte Interesse der Menschen am Gelde besiegt zu haben? Auch an Pietät gegen den großen Landsmann fehlt es nicht. In Vicenza machte man sich's nach Palladios Uebersiedlung nach Venedig zur Pflicht, sein Genie für alle wichtigen Arbeiten dennoch in Anspruch zu nehmen. Und wie kamen die Auftraggeber schon im Programme seinem Genius zu Hülfe? Giuseppe di Porti in Vicenza ließ von ihm einen Palast erbauen, dessen vorderer Theil zum Gebrauche des Eigenthümers, dessen hinterer Theil aber nach der Sitte der Griechen für die Fremden bestimmt war. Hier war Gelegenheit gegeben, die Renaissance nicht blos den Formen, sondern auch dem innern Gehalte der Aufgabe nach zu üben! Wie thatenlustig die Zeit war, beweist das ans Komische streifende Beispiel von Uebereifer eines Chevalier Fino in Bergamo. Der eilige Herr hatte bereits alle Materialien zu einem Hausbau herbeigeschafft, Scamozzi sollte jedenfalls den Plan machen, aber dieser hatte bis dahin noch nicht einmal Zeit, eine Skizze zu liefern.

Diesen, die beneidenswerthe Stellung der Künstler in dieser kunstbegeisterten Zeit beweisenden Zügen gesellt sich selbstverständlich manches weniger Schmeichelhafte. Es fehlte nicht an manchem Mißlingen in Folge feindlicher äußerer Einflüsse, und auch nicht an scharfem Vorgehen gegen etwaiges oder vermeintliches Verschulden der Künstler. Sansovino wurde ins Gefängniß geworfen, weil ihm ein Gewölbe eingestürzt war. Vanvitelli mußte 5000 Scudi Strafe bezahlen, weil er die Kosten der Reparatur einer Wasserleitung weitaus zu gering veranschlagt hatte. Es wäre eine ganz falsche Auffassung, wenn man glauben wollte, der Kunstenthusiasmus hätte alle realen Forderungen erstickt. Eine Ueberschreitung des Ziels, wie es Perrault in dem großen Peristil des Louvre gegeben, dessen Unterbau nur Nischen unter den Säulenaxen und keine Fenster enthält, und deshalb als ein Werk betrachtet werden kann, welches ohne jeden Nutzen nur geeignet ist, die poetische Eigenschaft des Gebäudes durch eine einseitige, alle Zweckmäßigkeit verleugnende Form auszudrücken, kommt damals in Italien nicht vor. Die besten Werke der Renaissance sind so recht innerlich für das wirkliche Bedürfniß berechnet, wie denn die ganze Kunstrichtung dem Streben, etwas für das moderne Leben voll Geeignetes zu schaffen, ihr Dasein verdankt. Auch die Technik bleibt nicht zurück, denn die meisten großen Meister der Renaissance waren zugleich bedeutende Ingenieure. Die erste Großthat der Renaissance, die Kuppel des Florentiner Doms, war ein constructives Meisterstück.

Deutschland vermag zu gleicher Zeit nicht dem hohen Fluge Italiens zu folgen. Was die deutsche Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts plötzlich erlahmen und so weit gegen die gleichzeitige italienische zurückbleiben ließ, war es der Mangel an äußerer Förderung, das Fehlen großdenkender Mäcenaten? — Fast sollte man es glauben, wenn man an die von Albrecht Dürer in Venedig geschriebenen Worte denkt: „O, wie wird es mich nach der Sonne frieren, hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Mit welcher Sehnsucht mochte unser großer deutscher Meister nach den Aufgaben blicken, die einem Rafael zu Theil wurden? Wohl hatten die deutschen Künstler ihre Freunde, aber wie viel fehlte diesen zu wirklichen Mäcenaten? — Pirkheimer kaufte kein Bild von Dürer und ebensowenig Erasmus von Holbein, und es ist sogar noch recht zweifelhaft, ob sie mit den genannten Künstlern als ebenbürtigen Männern verkehrten. — In den der großen Renaissancezeit folgenden Jahrhunderten geht es überall rasch abwärts, eine Epoche gleich hoher Entwicklung ist bis jetzt nicht wieder zu verzeichnen. Das titanenhafte Maß, welches man oft genug den Leistungen der damaligen Künstler zugestehen muß, und dem man Ehrfurcht und Erstaunen nicht versagen kann, verschwindet ganz und macht einer breiten Mittelmäßigkeit Platz. Die deutschen Kunstverhältnisse der letzten Jahrhunderte bleiben noch unter dem Durchschnitt und gleichen einer trüben, nur vereinzelt von Sternen erleuchteten Nacht. Bei uns ist auch das Mäcenatenthum nie recht heimisch geworden, die hieraus fließende Förderung hat die deutsche Kunst stets nur spärlich genossen. Beruht dies auf einer Rasseneigenthümlichkeit, welche uns den idealen Inhalt des Lebens nicht vorzugsweise in der bildenden Kunst suchen läßt? — Es hat wohl den Anschein, und man findet auch bald die andere Kunst, welche seit Alters her bei uns den alleinigen Vorzug der Popularität hat. Es ist die Musik, welche sich dieser allgemeinen Förderung erfreut, und ganz folgerichtig besitzen wir nur in dieser Kunst einen Meister wie Ludwig van Beethoven, der für alle Nationen als erster Tondichter gilt. Neueste Vorgänge können die Opferfreudigkeit des Deutschen, wo es sich um Musikgenuß handelt, nur bestätigen. Welchem modernen Meister einer anderen Kunstgattung hätte es gelingen können, eine Art Völkerwanderung zu den Bayreuther Festspielen in Scene zu setzen? Der bildende Künstler wird in Deutschland weit schwerer populär, als selbst in Frankreich. Sogar unsere Journale dürfen dahin Einschlagendes, etwa die pikante Tageskritik ausgenommen, nur im Anhange und möglichst in kleinerem Drucke zu bringen wagen, das Publicum gewissermaßen wegen der Behelligung mit solchen Beiläufigkeiten um Entschuldigung bittend. Oft hat man das in Deutschland vorhandene, im Vergleich zu Nachbarländern geringere Maß des Reichthums als Ursache dieses Mangels geltend gemacht, und das nicht ohne Grund, da die Förderung der bildenden Künste etwas kostspieliger ist als der Musikdilettantismus, und wesentlich mit den Ansprüchen zusammenhängt, welche wir an die Ausbildung unserer Wohnung zu stellen uns gestatten dürfen. — Vielleicht ist der Beifall, den die Cuivre-poli-Gegenstände neuestens finden, ein Zeichen des Fortschritts in dieser Richtung? — Dem mag nun sein, wie es will, so viel ist sicher: der Sinn, das Monumentale zu schaffen, zeigt sich wenig entwickelt, und der Ruhm des Mäcenatenthums hat bei uns noch Wenige gereizt. Ausnahmen hiervon sind wohl in letzter Zeit in manchen Orten, auch in Berlin, zu verzeichnen, wo man dazu geschritten ist, im Sinne

Digitized by Google

der großen Renaissancezeit monumental ausgestattete Familienhäuser zu schaffen, welche wohl Aussicht haben, als Familiendenkmäler historisch zu werden. Doch sind dies nur sehr vereinzelte Ausnahmen gegen die allgemeine Regel, wonach ein gewisser Geist des Handels und der Mode, der nur von den Veränderungen in den gewöhnlichen Dingen des Lebens lebt, Alles in rasch umzugestaltende Waare verwandelt, und wie ein giftiger Mehlthau auf die Leistungen der bildenden Kunst gelagert, besonders schnell die Privathäuser vernichtet. Man findet in Berlin, allerdings auch in anderen modernen Großstädten, kaum ein großes Haus, ein Jahrhundert in seinem ursprünglichen Zustande oder unter dem Namen seines Besitzers erhalten.

Große und rühmliche Ausnahmen von der in naheliegender Vergangenheit vorherrschenden nebelhaften Lauheit in Kunstsachen, echte Beispiele bewußten fürstlichen Mäcenatenthums, haben wir glücklicherweise in zwei deutschen Herrschern zu bewundern. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und König Ludwig I. von Bayern, hochbegabte, von glühendem Enthusiasmus für das Schöne beseelte Naturen, waren eifrig bestrebt, eine neue Aera der Kunst für Deutschland heraufzuführen. Was Berlin und besonders Potsdam Friedrich Wilhelm IV. an monumentalen Verschönerungen zu danken haben, liegt klar genug vor Augen, aber nicht auf diesen engen Kreis ist die anregende Thätigkeit des Königs beschränkt geblieben, das ganze Land hatte Theil an den Segnungen des auf dem Kunstgebiete wieder erweckten nationalen Lebens. Man denke nur an die von allgemeiner Begeisterung begrüßte Wiederaufnahme der Arbeiten am Kölner Dom, diesem Schmerzenskinde unter den deutschen Monumenten; lange Zeit in seinem ruinenhaften Zustande von unseren Dichtern als Wahrzeichen deutscher Ohnmacht und Zerrissenheit besungen, nun aber, in seinem stetigen Wachsen bis zur Vollendung, ein Symbol des wiedererwachten Reichs. Die künstlerische That, unser größtes Monument der Vergessenheit und dem drohenden Verfalle entrissen zu haben, würde allein genug sein, um ihren Urheber in die Reihe der gefeiertesten Mäcene zu versetzen. Die ganze Summe der aus den künstlerischen Förderungen Friedrich Wilhelm IV. fließenden Folgewirkungen ist heute noch nicht einmal zu ziehen, diese Uebersicht bleibt der später zu schreibenden Geschichte vorbehalten. — München läßt die günstige Veränderung, welche Ludwig I. durch die Belebung der Kunstthätigkeit herbeigeführt, am deutlichsten erkennen. Die Stadt erfährt sofort eine merkbare Rangerhöhung, aus einer bis dahin nicht sehr bedeutenden Residenz entwickelt sich binnen kurzem ein Kunstmittelpunkt von europäischer Bedeutung.

Leider wurde hier wie dort nicht alles Gewollte erreicht, nicht alle Blüthenträume zur Reife gebracht, unglückliche Zeitverhältnisse lähmten und unterbrachen den Fortgang der schönsten Pläne. Den großen Aufgaben fehlten auch wohl gelegentlich die großen Männer, davon geben manche derzeitige Bauausführungen Münchens Kunde. — Auch in Berlin wurde die hervorgerufene Kunstblüthe allzu rasch durch die politischen Wirren gebrochen. Seiner Zeit hat das Mäcenatenthum dem Könige Friedrich Wilhelm IV. wenig Dank eingebracht; besonders gegen die beabsichtigten großen Bauten erhob sich eine unvernünftige Opposition. Die Nachwelt wird dem hohen Streben ihre Anerkennung nicht versagen, schon heute sieht man mit Stolz auf das Geleistete und mit Befriedigung auf die Wiederaufnahme des Abgebrochenen. Von derselben kurz vergangenen Zeit angehörenden Privatleuten haben sich in Berlin als Kunstfreunde und speciell als Bildersammler der Graf Raczynski und Consul Wagner einen ehrenvollen Namen gemacht. Die Sammlung des Letzteren lieferte den Grundstock unserer Nationalgalerie.

Die künstlerischen Thaten einer mächtig pulsirenden Gegenwart gehören nicht in den Kreis dieses, einigen vorzüglichen Punkten vergangenen Kunstlebens gewidmeten Rückblicks. Vor den Pforten einer vielversprechenden Zukunft machen wir erwartend und hoffend Halt! Die Tagesereignisse im Bereiche der Kunstwelt, wie die Ausgrabungen in Olympia, die werthvollen Erwerbungen unserer Museen, das Anwachsen der Nationalgalerie, die vielseitige Förderung der Kunstindustrie, die großen Bauausführungen zu öffentlichen Zwecken, sind ebensoviel redende Beweise für die Wahrheit der an die politische Einigung unseres Vaterlandes geknüpften Hoffnungen auf eine neue gedeihliche Entwicklung der Kunst.

Allerdings thut gerade jetzt ein solcher Aufschwung Noth, um den Ungrund der viel verbreiteten pessimistischen Ideen darzuthun, welche unserer Zeit überhaupt die Fähigkeit absprechen wollen, neue Kunstideale zu schaffen. Die Thatsache einer große Kreise beherrschenden Gleichgültigkeit gegen die Kunst, soweit sie nicht die Sinne kitzelt oder die Nerven auf die Folter spannt, läßt sich vielleicht nicht bestreiten, wohl aber die Nothwendigkeit der Dauer und des Allgemeinerwerdens dieser Stimmung. Die Geschichte läßt erkennen, daß jede Epoche ihr besonderes Arbeitspensum zu absolviren hatte und nur von einer speciellen Seite der Geistesthätigkeit ihr charakteristisches Kennzeichen entlehnte. Nun ist es wohl Jedem klar, daß wir nicht in einer Zeit leben, wo die Kunst beanspruchen darf, das alleinige Maß der von der Menschheit erreichten Culturhöhe zu bezeichnen, daß es ebenfalls für unsere praktische Zeit nicht die Kunst ist, welche die Signatur giebt, wie es wohl in der oben geschilderten italienischen Renaissanceepoche der Fall war. Indeß wäre es ungerecht, unsere Zeit deshalb eines Verschuldens anzuklagen, und es ist nicht einmal wahr, daß die sogenannte Herrschaft der materiellen Interessen, oder, wie öfters ausgesprochen, das Vorwiegen der Nützlichkeitsidee den Grundzug unserer Zeit ausmacht. Eher könnte man ein Zuviel der geistigen Interessen zugeben; aber es sind Ideen anderer Art: die großen politischen Neuschöpfungen und in erster Linie die sich überstürzenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, welche alles Andere in den Hintergrund drängen. Besonders die letzteren drohen für den Augenblick alle geistigen Entwickelungen in ihren Zirkel zu bannen; hat doch Liebig versucht, den Untergang der römischen Welt aus der Erschöpfung des Bodens, aus dem allmählich eintretenden Mangel an Phosphorsäure zu erklären. Unverkennbar schließen sich die Kreise verschiedener geistiger Thätigkeiten gegen einander und gegen die Kunst ab; es ist, als ob jede Richtung sich selbst genug wäre und weder Lust noch Zeit hätte, an den Bestrebungen des Nachbars Theil zu nehmen. Alexander von Humboldt war vielleicht der Letzte, der es versuchte, ein zusammenhängendes Bild aller geistigen Thätigkeiten zu zeichnen und damit ihren harmonischen Zusammenhang zu erhalten. Viele zeitgenössische Capacitäten, große Staatsmänner und Gelehrte sind bekanntlich der Kunst gegenüber ganz interesselos. Ist dies ein Zufall individueller Veranlagung oder ein nothwendig gegebener Standpunkt? — Müßte man letzteres annehmen, so wäre allerdings Grund für die Ansicht, daß man sich die höchste Cultur der Zukunft nach Art von Platos Republik ohne Kunst und Dichtung denken müßte. Wirklich mögen sich verschiedene Richtungen unserer Generation in der Meinung begegnen, als ob die Kunst ein- für allemal in die zweite Linie gerückt wäre; oder, um es schärfer auszusprechen, als ob die Kunst nur eine Art von Bettlerin wäre, welche hungrig nach den Brosamen schnappt, welche ihr mitleidig von den reichbesetzten Tischen der Industrie und des Handels zugeworfen werden. Die Auffassung könnte aus verschiedenen Gründen und von grundverschiedenen Parteien gehegt werden. Einmal von der Schaar derer, die vom Standpunkte des Unendlichen aus die Erde als Punkt sehen und deshalb von einsamer Klippe kalter geistiger Isolirung, vom Gipfel souveräner Skepsis herab, schwindelfrei auf das armselige Erdentreiben herabsehen, und denen aus demselben Grunde die Ideale des Menschenherzens verblassen; dann von einem bei weitem zahlreicheren Theile der Menschheit, der in krassem Gegensatze zu den Vorigen von brutaler Arbeit gefangen gehalten wird, der ohne einen Tag der Erholung und Sammlung gezwungen ist, seine Lebenskraft als primitivste Kraftmaschine zu verbrauchen. — Nebenbei gesagt, wird die höchste naturwissenschaftliche Ansicht der erstgenannten kleinen Schaar diese Heloten nicht befreien, ebensowenig wie es ihr gelungen ist, in der Erkenntniß der Endursachen einen Schritt weiter zu gelangen, als die Menschheit vor zweitausend Jahren.

Digitized by Google

Zum Glücke fluthet zwischen diesen Gegensätzen in größerer Breite die Zahl der mittleren Menschenexistenzen, welche sich aus den Zweifeln des Wissens, aus dem Drang der prosaischen Arbeit den einfachen Herzens- und Geistesidealismus gerettet haben, wie ihn Goethe in seinem Werther und Faust unvergänglich geschildert hat. Diese sind die wahren Vertreter der Menschheit, diese bewahren die Sehnsucht nach neuen Idealen; für diese ist die Kunst, welche den Idealen körperliche Existenz verleiht, noch kein überwundener Standpunkt, kein verlorner Posten. Diese fühlen es, daß das reale Leben, so reich es sich gestalten mag, niemals tief und nachhaltig befriedigen kann, daß der Mensch allein im Bereiche desselben ein Tantalus bleibt, dessen durstige Lippen das erquickende Naß nicht erreichen, vor dessen verlangend ausgestreckter Hand die saftige Frucht zurückflieht und dem, wie der Dichter sagt, nur die bange Wahl bleibt zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden. Was sich im Kampfe des Lebens vor dem Untergange bewahren will, muß entsagen; Antonius verliert die Herrschaft einer Welt, weil er diese Wahrheit in den Armen der Kleopatra vergißt. Aus dieser zwingenden und bedrückenden Herbheit des Lebens gibt es eine Zuflucht in dem Tempel der Kunst. Hier winkt Gewährung für die geheimste unstillbare Sehnsucht des Menschenherzens nach Glück. Alles Glück ist ein Traum, aber hier gilt der schöne Schein mehr als die Wirklichkeit, hier allein endet die Jagd nach dem Glück nicht mit einem Sturze in den Abgrund.

Lassen wir unsere Zeit gewähren, wenn sie ein Zersplittern der Kräfte vermeidet, wenn sie Alles aufbietet, um den Neubau des Staats, die Entwickelung der socialen Verhältnisse, die Nutzbarmachnng der wissenschaftlichen Fortschritte zu vollenden. Die Kunst wird wieder in ihre alten Rechte treten, als ein wesentlicher Factor der menschlichen Cultur, als ein Gebiet, auf dem Menschenwitz und Geist sich bethätigen und erquicken. Die von nüchterner Arbeit erschöpften Streiter werden gern wieder in ihren Hesperidengärten ausruhen, und vielleicht gilt bald einmal in Deutschland, was damals in Italien galt: die Liebe zu den schönen Künsten ist das auszeichnende Merkmal aller Männer von Bedeutung.

Ein Kapitel zum belgischen Nationalfest.

Belgische nationale Musik.

Seit Menschengedenken ist in Brüssel nicht so viel gestrichen und geblasen worden, wie im ganzen Laufe der eben vergangenen Woche. Ein „Internationaler Concurs von Musik" unter den Auspicien der Regierung von zwei Tagen, auf sieben öffentlichen Plätzen zugleich von 88 Gesellschaften und zehn Militärcapellen, dann ein dreitägiges „Nationales Festival" in einer großen, eigens dazu aus Eisen und Glas gebauten und nicht sehr akustischen Halle, dann zum Schluß ein populäres Musikfest in einer einzigen Aufführung, — und das Alles zum trommelrührenden und auch trommelfellerschütternden Beweis von dem wahrhaftigen Vorhandensein einer eigenen, eingeborenen und nationalen belgischen Tonkunst. Fürwahr, wenn es in solchen Dingen die Masse thut, läßt der Beweis nichts mehr zu wünschen übrig.

Belgien, seiner Freiheit froh, eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit und im Vollgenusse seines materiellen Wohlbehagens schwimmend, will nun einmal eine Nation sein um jeden Preis, auch in der edeln Tonkunst. Ist die Musik doch die echteste Offenbarerin der Seele eines Volkes, ihr Vorhandensein in eigenartiger und typischer Gestalt und Ausbildung der untrüglichste Beweis eines gemeinsamen gemüthlichen Lebensprincips einer Nation. Nun ist in allen Dingen ein Zuviel ebenso gefährlich wie ein Zuwenig, und ist es für einige Völker bedenklich, daß sie wenig nationale Musik haben, also auch wenig Seele, wie zum Beispiel der Engländer, so könnte das heutige Belgien den entgegengesetzten Fehler haben, nicht gerade eine seelische Hypertrophie, aber geradezu eine doppelte Seele, zweierlei Gemüth, nämlich ein vlämisches und ein französisches, eine germanische Innerlichkeit und eine romanische. Die Erfahrung spricht für diese Zweiseelentheorie. Das moderne Belgien hat eine ganze Kategorie von Tonsetzern, deren Schöpfungen ganz nach französischem Zuschnitt eingerichtet sind und die auf den Opernbühnen von Paris und Brüssel ein ephemeres Dasein zu führen pflegen, ohne je die Grenzen Deutschlands zu überschreiten. Dahin zählen Grisar mit seinem „Bonsoir Mr. Pantalon", seiner „L'eau merveilleuse" und seiner „Chatte métamorphosée", deren anmuthige Weisen allerdings auch in Deutschland nicht ganz unbekannt geblieben sind, dahin Soubre mit ähnlichen leichten Sachen, beide todt, dahin auch Gevaert, der angesehene Director des Brüsseler Conservatoriums mit fast einem Dutzend Opern, die über das Théâtre lyrique zu Paris gegangen sind. Abseits von dieser Strömung aber geht eine andere, die dem vlämischen Volksgeist in eigenartigen Schöpfungen Ausdruck zu geben versucht, mit dem Centrum ihrer Thätigkeit in Antwerpen und mit Bénoit als Hauptagitator. Bénoit hat große Opern, Oratorien und Cantaten zu vlämischen Texten gesetzt, aber das Idiom, so wohlklingend und musikalisch es auch sich gegen alles Erwarten erweist, bewegt sich in einem engen Kreise, örtlich, sprachlich und geistig. Dieser vorgeschobene Posten des Germanenthums ist Deutschland geistig entfremdet und zudem arm an Entwickelung eigener Bildungselemente geblieben. Also eine zwiefache Volksseele ist vorhanden, und damit eine elementare Schwierigkeit, dem Wesen und der Eigenart der belgischen Nation einen naturwüchsigen und typischen Ausdruck in Tönen zu geben.

Nun ist die Liebe zur Musik, sei es musikalisches Geräusch, sei es musikalische Kunst, im belgischen Lande groß und fast krampfhaft sind die Anstrengungen von Regierung, Provinzen und Municipien um Erneuerung des alten Ruhmes der Niederlande aus den Zeiten des Josquin de Près und Orlandus Lassus. Belgien besitzt drei königliche Musikschulen und 28, die von Städten des Landes gestiftet und ausgestattet sind. Die Dotation ist glänzend und wird alljährlich durch besondere Beiträge von Seiten des Staates, der Provinzen und Städte verstärkt. Das königliche Conservatorium von Brüssel erhielt im letzten Etatsjahre einen Zuschlag von 150,000 Frc., das ebenfalls königliche von Lüttich einen von 70,000, ebenso viel die städtische Musikschule von Antwerpen. Schulgeld wird gar keins, oder nur sehr wenig erhoben. In Gent kann jeder Dilettant für 20 Frc. jährlich sämmtliche Curse von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends besuchen (im Sommer und Winter!), und für 10 Frc. das Lesen vom Blatte erlernen. Der Unterricht umfaßt sämmtliche Werkzeuge des meßbaren Tones, auch Blas- und Blechinstrumente, und die Schülerzahlen beziffern sich ins Unglaubliche, augenblicklich 700 zu Brüssel, 700 zu Gent und fast ebensoviel zu Antwerpen. Die sinfonischen Orchester Belgiens gewinnen auf diese Art eine vorzügliche Besetzung ihrer Blasinstrumente und das Land eine Menge erwerbsfähiger Musikanten, die zum Theil ins Ausland wandern, nach Frankreich namentlich und nach Amerika. Wie sehr das Land eben die Musik liebt und in welcher Weise, dafür zeugt die Art seiner musikalischen Vereine und seiner öffentlichen Aufführungen. Man hat gelegentlich des Nationalfestes Alles zusammenzuzählen versucht, was im ganzen Lande umher des Namens „musikalischer Verein" würdig schien, und man hat gefunden, daß derselben im Ganzen 2500 seien, je einer für 2000 Einwohner. Von diesen Vereinen singen 900, die übrigen blasen auf Holz und Blech oder auf Blech allein. Dagegen existiren höchstens 9 bis 10 Dilettantenvereine, die ein Orchester für sinfonische Werke darstellen. Eigentliche Concertgesellschaften im Stile der Berliner Singakademie gibt es noch weniger, eine in Brüssel, eine in Lüttich, in Antwerpen zwei. Sie haben keine eigenen, mit dem instrumentalen Bedarf für Oratorien-Aufführungen ausgestatteten Lokale, und werden ergänzt durch die von den verschiedenen Musikschulen im großen Stil veranstalteten Aufführungen, bei denen sämmtliche Mitwirkenden im Chor, Orchester und bei den Soli den betreffenden Anstalten selbst angehören. Große Musikfeste, wie am Rhein, haben sich noch nicht eingebürgert, dagegen erfreuen

Digitized by Google

sich die sehr billigen und guten populären Sinfonieconcerte eines sehr zahlreichen Zuspruchs.

Also das Angebot von musikalischen Leistungen ist groß und verschiedenartig, der Markt dankbar, die Bemühungen um eine nationale Schule aufrichtig. Wie steht es also um das in dieser letzteren Hinsicht Geleistete? Belgien zählt in der Sphäre der instrumentalen Technik bereits einige Namen, die mit goldenen Lettern in die Annalen der Geschichte der Musik eingetragen sind. Es hat seinen De Beriot als Reformator der Klangschönheit im Geigenspiel mit seinen berühmten Schülern Vieuxtemps und Léonard. Es hat seinen Servais den Aelteren als Virtuosen des Cello, seinen Dupont als erlauchten Bravourspieler des Piano, und es ist echt niederländisch, daß alle diese drei Künstler die coloristische Seite ihres Spieles ausgebildet haben. Aber die ganze Nationalität kann doch erst in der schaffenden Tonkunst des großen Stiles, in Werken der reinen Instrumentalmusik oder in großen oratorischen Schöpfungen ihren vollen und monumentalen Ausdruck finden. Das eben verflossene Fest hatte zu diesem Zwecke sämmtliche vorhandenen Streitkräfte auf Einen Punkt versammelt: der militärischen Revue folgte die musikalische, und von todten Componisten wurden Fétis, Hanssens, Stadtfeld und Soubre, von lebenden Radoux, Director des Conservatoriums zu Brüssel, Gevaert, der berühmte musikalische Schriftsteller und Componist, der Director der Brüsseler Musikschule, und Bénoit, der Antwerpener Director und Vorkämpfer des national-vlämischen Stiles vorgeführt. Dazu Lassen, der bekannte Weimarische Concertmeister. Bruchstücke sinfonischer Werke, Finales aus Opern, Cantaten und ein großes im Oratorienschnitt gehaltenes Werk, „Der Krieg" von Bénoit, über vlämische Textworte, das eine ganze Aufführung ausfüllte. Die Wiedergabe war im Ganzen vortrefflich, die vorhandenen Mittel in jeder Weise den gestellten Aufgaben gewachsen, die Gelegenheit, sich eine Ansicht über die Summe der nationalen Leistungen zu bilden, konnte nicht besser sein. Nur fielen für diesen Zweck die Aelteren, Fétis, Hanssens und Soubre, als für unsere heutigen Aufführungen bereits stark veraltet, weg; Lassen schillerte in je zwei Stücken in ganz verschiedenartigen Stilarten, und Radoux zeigte in seiner dreitheiligen Cantate „Patria" nicht viel mehr als ein gesundes Gedächtniß und ein gutes Kapellmeistertalent. Am meisten Eigenart zeigte sich in Stadtfelds Hamlet-Ouverture, aber dieser talentvolle Componist, Deutscher von Geburt, ist nicht mehr unter den Lebenden. So blieben von der ganzen Zahl — Gevaert und Bénoit als die eigentlichen tonsetzerischen Vertreter der Nation übrig, Gevaert mit seiner Cantate „Van Artevelde", Bénoit mit dem großen, viertheiligen „Oorlog", der Text eine in unpersönlichen, oder nur halbpersönlichen Reden verlaufende Schilderung der Schrecken des Krieges, die rein lyrischen Theile vom Chor gesungen, einzelne Zwischenreden verschiedenen Geistern, der Finsterniß, des Spottes, oder der ganzen „Menschheit" in den Mund gelegt. Im Ganzen schreibt Gevaert musikalischer als Bénoit, der eine etwas gesuchte Genialität in neudeutscher Formlosigkeit drapirt und einen Stich von der Weise des Malers Wiertz zu haben scheint. Bénoit liefert ein etwas barockes Gelegenheitsstück, bei dem man trotz der allerstärksten Würzen und Geniesprünge lange vor dem Schlusse ermüdet, Gevaert ein gefälliges, volksthümliches Tongedicht, wie es Max Bruch, Hiller oder Raff ebenso gut oder vielleicht noch besser schreiben würden. Von einem specifischen nationalen Gepräge ist aber bei Beiden nichts zu entdecken.

Gut Ding will eben Weile haben. Belgien hat als ein in seiner Art auf dem Continente einzig dastehender Hort der politischen und bürgerlichen Freiheit seinem Willen zum Dasein eine so feste Unterlage gegeben, daß es seine musikalischen Dinge in aller Ruhe reifen lassen kann. Im europäischen Concerte gibt es der mittelmäßigen Musikanten noch andere mehr. Wären es nur alle so brave Leute wie das kleine Belgien.

Wilhelm Mohr.

Notizen.

Wir sind jetzt in die Zeit getreten, in der wir die zehnjährigen Gedenktage des deutsch-französischen Krieges zu feiern haben. Bei diesem Anlaß mag auf eins der schönsten Erinnerungsblätter hingewiesen werden. Allen Berlinern ist unvergessen geblieben, und durch die künstlerische Reproduction ist in ganz Deutschland bekannt geworden der schöne, von R. Siemering (irren wir nicht, in Gemeinschaft mit Hundrieser) modellirte Fries, der das Postament der riesigen Germania auf dem Schloßplatze schmückte: den Aufbruch zum Kriege darstellend. In der Mitte der Herold, der zum Kampfe ruft, und auf dessen Ruf von den Schulbänken, von der Universität, aus der Werkstatt und vom Pfluge alle Kinder des Vaterlandes von der blühendsten Jugend bis zum reifen Mannesalter herbeieilen. Der König ruft, und Alle, Alle kommen. Eggers hatte den Fries mit den Versen versehen:

Nährhaft,
Und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eisen,
Sangreich,
Gedankenreich,
Ich will dich preisen
Vaterland mein.

Von diesem Fries ist ein vortrefflicher Stich von H. Römer im Verlage von Friedrich Bruckmann, München und Berlin, erschienen in einer eleganten Mappe. Auf dieses, eines der schönsten Erinnerungsblätter an die große Zeit, wollen wir jetzt gern verweisen.

* * *

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen von Karl Gustav Andresen. (Heilbronn a. N. 1880, Verlag von Gebrüder Henninger.) Ein ausgezeichnetes Buch, das wir nicht warm genug empfehlen können, in erster Reihe denen, die durch ihren Beruf zur Reinhaltung unsrer Sprache verpflichtet sind: den Schriftstellern; dann aber auch allen gebildeten Deutschen, die ihre Muttersprache lieben und vor Mißhandlungen gewahrt sehen möchten. Der Stoff ist sehr übersichtlich geordnet. Die genaue Inhaltsangabe und das Register erleichtern den Gebrauch des Buches. Die nach Tausenden zu zählenden Beispiele sind ohne Ausnahme glücklich gewählt. Der einzige Wunsch, den wir auszusprechen hätten, wäre der: daß der Fundort dieser Citate (Ausgabe, Werk und Seitenzahl) vollständig bezeichnet wäre. Diese Angaben sind jedenfalls unterblieben, um das Buch nicht mit gar zu vielen Titeln und Zahlen zu überladen und die äußere Wohlgefälligkeit nicht zu schädigen. Der Werth dieser sehr gründlichen und sehr lehrreichen Studie wird dadurch natürlich nicht beeinträchtigt.

* * *

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst, herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube in zwanglosen Heften (München 1880, Adolf Ackermann). Diese Veröffentlichung verdankt den Münchener Gesammtgastspielen ihre Entstehung. Im ersten Hefte sind die folgenden Abhandlungen enthalten: „Das klassische Drama und das Gesammtspiel zu München 1880." „Nora, Schauspiel von Henrik Ibsen." „Die Shakespeare-Bühne, Einleitung." „Zur Entwicklung der Mysterienbühne" und: „Adolf Sonnenthal als Hamlet". Es sind sehr interessante und gehaltvolle dramaturgische Aufsätze. Ein besonderes Interesse hat für uns der Aufsatz von Ludwig Traube über die Mysterienbühne gehabt, in welchem der Beweis geführt wird, daß die seit der Devrientschen „Faust"-Bearbeitung in Deutschland als „Mysterienbühne" geltende scenische Einrichtung keineswegs die echte Mysterienbühne ist, und daß man daher besser thut, in diesem Fall von einer Devrientbühne zu sprechen. Der intellectuelle Urheber der sinnreichen dreitheiligen Bühne ist Eduard Devrient, der Vater des früheren Frankfurter Intendanten und Faust-Bearbeiters.

* * *

Jahrbücher.

Der thätige Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig hat zwei Jahrbücher veröffentlicht. Das eine bezeichnet sich als Jahres-Supplement 1879—80 und 17. Band des Meyer'schen Conversations-

Digitized by Google

lexikons in dritter Auflage. Diesem großen Werke schließt es sich in der Anordnung des Materials, im Format, Druck, Ausstattung vollkommen an. Die Nachweise sind wie beim Conversationslexikon alphabetisch geordnet. Abbildungen und kartographische Beilagen sind auch hier zur Veranschaulichung beigefügt. Die Brauchbarkeit dieses Buches haben wir in zahlreichen Fällen constatirt. Den Besitzern des Conversationslexikons ist durch diese Veranstaltung die Gelegenheit geboten, das große Werk mit möglicher Vollständigkeit bis auf den Tag weiter geführt zu besitzen. Die einzelnen Hefte erscheinen nach Abschluß des Jahres in sehr schneller Aufeinanderfolge.

Das andere nennt sich: Meyers Deutsches Jahrbuch und schließt sich in seiner Anordnung dem früheren „Annuaire de la Revue des deux Mondes" an. Es behandelt in vierzehn Abschnitten die wichtigen Vorgänge des Jahres und die Culturfortschritte der Gegenwart in größeren Uebersichten. Hier hat die strenge Objectivität des Conversationslexikons natürlich nicht gewahrt werden können, und die persönlichen Ansichten der Verfasser treten schärfer hervor. Die Artikel sind daher auch zum großen Theil unterzeichnet. Wir gestehen offen, daß wir gegen diese Urtheile, die, wenn sie begründet sein sollen, die Lecture von Hunderten von Bänden voraussetzen, von vorn herein ein gewisses Mißtrauen hegen, und es ist anzuerkennen, daß dieselben in diesem Jahrbuche gewöhnlich mit großer Reserve ausgesprochen werden.

In demselben Verlage sind noch folgende Werke erschienen:

Jacob Mähly, Geschichte der antiken Literatur, zwei Theile in einem Bande,

Altenglisches Theater, zwei Bände, Uebersetzungen dramatischer Dichtungen von Kyd, Marlowe, Webster, Ford, Massinger, herausgegeben von Robert Prölß. Den einzelnen Dramen sind ziemlich eingehende Einleitungen vorangeschickt, welche über die Persönlichkeiten der Dichter, über den Charakter der Werke 2c. Auskunft geben.

Rabelais Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen von F. A. Gelbke, zwei Bände. Seit der Uebersetzung von Regis, die 1839 in Leipzig im Verlage von Johann Ambrosius Barth erschienen und die im Buchhandel nunmehr eine Seltenheit geworden, ist eine neue Uebersetzung des großartigen Satirikers und Humoristen unsres Wissens nicht erschienen. Gelbke hat ein ganz anderes Verfahren als sein Vorgänger eingeschlagen. Jener hat ein sprachlich archäologisches Kunstwerk geschaffen, das in der Uebersetzungsliteratur eine erste Stelle beanspruchen darf, aber auch, wie schon die Thatsache beweist, daß das Werk es in den vierzig Jahren nicht zu einer zweiten Auflage gebracht hat, durch das alterthümelnde Deutsch, die Nachahmung des Fischart, dem großen Leserkreise ziemlich unzugänglich ist. Gelbke dagegen hat den Rabelais in das Deutsch unsrer Zeit übersetzt und darf daher auch auf ein viel größeres Publicum rechnen. Johannes Scherr wird über das Buch in diesen Blättern später einen Aufsatz veröffentlichen.

Offene Briefe und Antworten.

Fräulein Friederike Kempner. Auf Ihren etwas unwirschen Brief ist von Seiten des Herausgebers eine calmirende Antwort erfolgt, die — da Ihre letzten Einsendungen Ihrer dramatischen Dichtungen und Propagandaschriften für Errichtung von Leichenhäusern den Poststempel „Breslau" trugen, — nach Breslau adressirt worden war. Von dort ist der Brief als unbestellbar an den Absender zurückgesandt, weil „Adressat", laut Postvermerk, „in Breslau selbst mit Hülfe der Polizei nicht zu ermitteln ist". Es ist betrübsam, daß die schlesischen Behörden von den Dichterinnen ihrer engeren Heimat so wenig wissen; uns bleibt also nichts Anderes übrig, als Sie selbst um die genaue Angabe Ihrer Adresse ganz ergebenst zu ersuchen.

H. B. in K — ICtus — M. S. in B — H. in B — und Andere machen uns darauf aufmerksam, daß sich unter den Beispielen, die wir für die Vollständigkeit und Vortrefflichkeit des Sachs-Villatte'schen deutsch-französischen Lexikons (Langenscheidt, Berlin) aufgeführt haben, eines mit einer fehlerhaften, ein anderes mit einer nicht vollständig deckenden Uebersetzung befindet. Wir greifen aus dem beträchtlichen Stoße von Berichtigungen, für die wir unseren aufmerksamen Correspondenten zu danken haben, den Brief des Herrn Heinrich Pick in Odessa und drucken das Wesentliche daraus hier ab:

Unter den von Ihnen angeführten Ausdrücken finde ich:

I. „Fixen": jouer à la hausse, während dieser Ausdruck gerade das Gegentheil bedeutet (jouer à la baisse), an der Wiener Börse sagt man dafür „contreminiren".

II. „Flau machen." Wäre hierfür nicht produire une baisse der richtige Ausdruck? Z. B. die neuen politischen Nachrichten haben die Börse flau gemacht, les récentes nouvelles politiques ont produit une baisse à la bourse (ont travaillé à la baisse geht doch wohl nicht gut an!); während im Sinne einen Artikel zum Sinken im Preise zu bringen „faire baisser" heißen sollte z. B.: Durch ungeheure Verkäufe in Zucker hat Herr N... den Artikel flau gemacht, Par ses ventes énormes en sucre Mr. N. a fait baisser l'article.

III. „Eine Schwänze machen" heißt durch künstliche Manöver ein Steigen der Preise (nicht nur von Effecten „titres", sondern auch von Waaren hervorbringen und dürfte durch „faire une hausse artificiellement" bezeichnet werden; weitläufiger, wenn auch deutlicher ist nach meiner Ansicht „manoeuvre forçant les baissiers à se soumettre aux prétentions des haussiers".

Genehmigen Sie 2c. 2c.

F. G. in Oldenburg. Wenn wir alle stilistischen Flüchtigkeiten und Fehler in den Zeitungen hier wiedergeben wollten, würde für andere Artikel kein Raum mehr bleiben. Die von Ihnen gerügte Incorrectheit ist übrigens noch eine der verzeihlichsten sprachlichen Sünden. Leute, die schnell sprechen, versprechen sich leicht, und die Journalisten müssen sehr schnell schreiben. Etwas Anderes ist es, wenn in selbstständigen schriftstellerischen Werken, in Erzählungen, Abhandlungen u. s. w., solche Schnitzer vorkommen. Der Zeitungsschreiber darf bei der nothgedrungenen Hast seiner Production auf die Nachsicht des Lesers rechnen, — womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß alle grammatischen und logischen Ungeheuerlichkeiten in den Tageblättern entschuldbar seien, — der Verfasser einer Arbeit mit ernsthaften literarischen Ansprüchen aber darf die Schnelligkeit in der Herstellung als mildernden Umstand nicht anführen; vielmehr hat der Leser ein gutes Recht, einen jeden solchen Entschuldigungsversuch mit dem bekannten Citate zurückzuweisen: „Voyons, Monsieur, le temps ne fait rien à l'affaire." — Im Uebrigen verweisen wir Sie auf die an Fräulein L. R. in Gotha gerichtete Notiz.

Frl. L. R. in Gotha. Aus dem Strauße stilistischer Blumen und Blüthen, die Sie als aufmerksame Leserin illustrirter Zeitschriften gesammelt haben und uns nun freundlich dediciren, wollen wir nur einige herauspflücken. „Mein Stern", eine Genfer Novelle von R. Vadier (Uebersetzer ungenannt): 1) „ihre Verse, wo etwas dahintersteckt." 2) „Das kommt davon, wenn man phantasirt. Man nimmt sich vor, von der Straße unsrer Vaterstadt zu sprechen, und ehe man sich dessen versieht, ist man nach Rom oder Peking versetzt, ohne daß sie dem andern Reisenden Zeit gelassen, seine Koffer zu packen." 3) „Er leidet in der unnatürlichen Mitte seines Asyls." 4) „Sie ist noch jung, aber man würde vergebens auf ihrem Angesicht einige Frische entdecken." „Der Roman eines Hypochonders" von J. van Dewall: 1) „Ich wollte die Menschen fliehen, die mir und denen ich eine Last war." 2) „Sie lebte nur für und in ihm." Dieser zuletzt gerügte Fehler kommt übrigens häufig vor: daß zwei unverbundene Präpositionen, welche verschiedene Casus regieren, auf ein gemeinsames Substantiv bezogen werden. Klopstock spricht von Briefen „von und an ihren Bruder", Grimm schreibt: „mit oder ohne dieselbe" 2c. Wir verweisen Sie auf das vortreffliche Buch: „Sprachgebrauch und Sprechrichtigkeit im Deutschen" von K. G. Andresen (Heilbronn, Gebrüder Henniger), Seite 112. Wenn man es etwas scharf nimmt, darf man auch einen ähnlichen Fehler, nämlich die Zusammenwerfung von Nominativ und Accusativ in dem Titel der akademischen Antrittsrede von Schiller: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" rügen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Maria von Schottland.

Schauspiel in 5 Acten

von

Fritz Dannemann.

7 Bogen. kl. 8. Velin. Preis elegant broschirt 2 *M*, elegant gebunden mit Goldschnitt 3 *M*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bremen, im August 1880. **W. H. Hollmann.**

v. Leixner, Unser Jahrhundert.

Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. — Mit zahlreichen Illustrationen. — 50 Lieferungen à 50 Pfg. = 30 kr. ö. W. = 70 Cs. — Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die erste Lieferung ist soeben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht auf.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh., Stuttgart.

Die

Frau auf dem socialen Gebiete

von

Dr. **Lorenz von Stein.**

Min.-Ausg. Brosch. *M.* 1.50, eleg. geb. *M.* 2.50.

Ein Seitenstück zu desselben Verfassers in fünf starken Auflagen verbreitetem Buche über die Frau auf dem Gebiete der National-Oekonomie, gleich gedankenreich und von derselben geschmackvollen Darstellung.

Verlag von Franz Ebhardt in Berlin.

Aphorismen

von

Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach

(Verfasserin von „Bozena" und „Erzählungen").

10 Bogen 16. Zweifarbiger Druck mit Schwabacher Lettern und Ornamenten auf holländischem Büttenpapier Van Gelder.

Preis: Cart. in Leinwand *M.* 3.50, eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 5.—

Die Kraft und Schärfe der Beobachtung, durch welche sich diese in den anmuthigsten Formen gehaltenen Sinnsprüche auszeichnen, lassen oft einen Mann vermuthen, die Tiefe und Innigkeit deutet auf ein Frauengemüth. „Ein anregendes Buch, das ist eine Speise, die hungrig macht", sagt die Verfasserin und erklärt so, daß, wenn man erst begonnen, ihr Buch zu lesen, es auch kein Aufhören gibt. Die „Aphorismen" überraschen Jedermann, denn sie enthalten in knapper abgerundeter Form Gedanken ausgesprochen, die so wahr und ursprünglich sind, daß man meint, sie längst gedacht zu haben.

Italienische

Leghühner und Hahnen,

racerein mit gelben Füßen und gelben Schnäbeln per Stück *M.* 4.—

Feinste Essig-Gurken,

garantirt haltbar und wohlschmeckend. 100 Stück *M.* 1.50, in Gebinden à 300, 500 und 1000 Stück.

J. Bungert in Cöln.

Bedeutende temporäre Preisermäßigung.

Auerbach, Berth., Göthe u. die Erzählungskunst. 1861. Statt *M.* 1.— für *M.* —.40. — Derselbe, Wieder unser; Gedenkblätter z. Geschichte dieser Tage. 1871. (*M.* 3.25.) *M.* 1.— **Bamberger, L.,** Die Arbeiterfrage. 1873. (*M.* 4.50.) *M.* 1.50. — **Beethoven's** neue Briefe, hersg. v. L. Nohl. 1867. (*M.* 6.—) *M.* 2.40. — **Benedix, R.,** Die Shakespearomanie. 1873. (*M.* 7.—) *M.* 2.20. — **Beowulf;** m. Einl. u. Anmerk. v. L. Ettmüller. 1840. (*M.* 3.—) *M.* 1. — **v. Bibra,** Der Kaffee und seine Surrogate. 1858. (*M.* 2.50.) *M.* 1. — **Binder,** Sprüchwörterschatz d. dtschn. Nation. 1873. (*M.* 3.60.) *M.* 1.20. — **Bodenstedt, F.,** Die poet. Ukraine; kleinruss. Volkslieder. 1845. (*M.* 2.—) *M.* —.80. — **Brentano, Clm.,** Nachgelass. relig. Schriften. 2 Bde. 1845. (*M.* 9.—) *M.* 3. — Canti di un Ministrello italiano. 1845. (*M.* 3.—) *M.* 1. — **v. Czörnig,** Oesterreichs Neugestaltung 1848—1858. 1858. (*M.* 12.50.) *M.* 3.80. — **Roßmann, W.,** Orest; nach Aeschylos f. d. Bühne. 1868. (*M.* 1.20.) *M.* —.60. — Altschottische u. altengl. Volksballaden, n. d. Orig. v. W. Dönniges. 1852. (*M.* 2.80.) *M.* 1.

Soweit die Vorräthe reichen, in neuen broschirten Exemplaren zu beziehen von Oskar Gerschel's Antiquariat, Gerschel & Anheißer, in Stuttgart.

2. Auflage des berühmten Werkes:

Kretschmar und Rohrbach,

Trachten der Völker.

vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit, in 26 Lieferungen à 4 *M*

In jeder guten Buchhandlung einzusehen.

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Mittel- und Norddeutschland.** 19. Aufl. 1880. 7 *M.* — **Süddeutschland und Oesterreich.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern und die österr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 19. Aufl. 1880. 6 *M.* — **Ober-Italien.** 9. Aufl. 1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 6. Aufl. 1880. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 6. Aufl. 1880. 7 *M.* — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 9. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Rheinlande.** 20. Aufl. 1879. 5 *M.* — **Schweiz.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Schweden und Norwegen.** 1879. 8 *M.* — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palästina und Syrien.** 2. Aufl. 1880. 16 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Dr. **von Ammon's**

Brunnendiätetik

nebst

Führer an die Heilquellen und Bäder Mitteleuropas.

Siebente Auflage

herausgegeben von

Dr. **Hermann Reimer.**

8. Preis geheftet: *M.* 3.—, gebunden: *M.* 4.—

In dieser neuesten Auflage hat der Herausgeber den Stoff in zwei Theile zerlegt, von welchen der erste die Anweisungen zum Brunnen- und Bädergebrauch, der zweite aber einen alphabetisch geordneten Führer an die Heilquellen und Badeorte Mitteleuropas enthält. Dieses Bäder-Lexikon giebt in knapper Form Auskunft über die Hinreise nach dem Badeorte, über dessen ökonomische Verhältnisse, über dessen ärztliches Personal und über die charakteristische Heilwirkung der einzelnen Quelle und bezweckt damit, den Kurgast schon vor Antritt seiner Reise in alle ihn interessirenden Dinge einzuweihen.

Hierzu Beilagen von der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. in Stuttgart und der C. F. Winter'schen Verlagshdlg. in Leipzig u. Heidelberg.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 21. August 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Föderalismus in Frankreich. Von Philosophus. — Vor zehn Jahren. Erinnerung eines jetzt inactiven Offiziers nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. II. — **Literatur und Kunst:** Gedanken über die Reform des höheren Unterrichts. Von J. Hermann. — Zum Jubiläum des Théâtre français. 1680—1880. Von Paul Lindau. II. — Aus dem Musikleben. Von H. Ehrlich. — Die kunstgewerblichen Alterthümer auf der Ausstellung in Düsseldorf. Von W. Beckmann. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Der Föderalismus in Frankreich.

Wenn heute von Föderalismus in Frankreich gesprochen wird, so mag dies für den den überrheinischen Zuständen fern Stehenden oder für einen mit denselben nur oberflächlich vertrauten Beobachter etwas befremdend klingen, da in dem Worte Föderalismus und in dem Gedanken, dem dieses Wort gewöhnlich Ausdruck gibt, ein stark betonter Anklang nach centrifugaler Tendenz liegt, und diese Tendenz mit der neuesten Entwickelung unseres Nachbarlandes nicht in Einklang zu stehen scheint. Und dennoch sind gerade die jüngsten Ereignisse, oder wenigstens eine Anzahl dieser Ereignisse, der Art, daß sie den über diesem Artikel stehenden Titel rechtfertigen: wir erinnern ganz besonders an die Beschlüsse, die der Pariser Municipalrath vor wenigen Wochen formulirte, die ein vollständiges Programm dieser centrifugalen Tendenz bildeten, und die, wenn man eben nicht von der „Commune" und communistischen Partei reden will, doch von dem Geiste dieses, im Jahre 1865 in dem sogenannten Decentralisationsproject von Nancy zu Tage getretenen, und während des Krieges im mittäglichen Frankreich zur reichen Blüthe emporgeschossenen Föderalismus geschwängert sind. An dies Programm, dessen Formulirung, wie bekannt, den Austritt eines hervorragenden, sehr republikanisch gesinnten Mitgliedes der Pariser Municipalität, des Präsidenten dieser Versammlung zur Folge hatte, schließt sich die bei Anlaß der Fahnenvertheilung in Scene gesetzte, höchst auffällig bewerkstelligte Einladung der Delegirten der Municipalräthe der Provinzen auf das Pariser Stadthaus, ein sogenanntes „Föderationswerk", das an die bekannte Pariser Föderation aus der ersten Revolution erinnern und die jetzige Republik gerade an jene Traditionen der föderativen Republikaner von 1789 und 1790 anknüpfen sollte. Die Männer, aus deren Initiative dieses „Föderationswerk" hervorging, und die heute in dem Pariser Municipalrath sitzen, sind — dies muß erkannt und zugestanden werden — die richtigen Vertreter des Princips, das im Anfange der 1789er Revolution den Vorkämpfern der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe vorschwebte; denn man vergesse nicht, daß jene Revolution, besonders als sie noch nicht Revolution, sondern Reformbewegung war, sich zunächst gegen die von Richelieu und später von Ludwig XIV. Frankreich aufgezwängte Centralisation richtete, und in erster Linie die Befreiung der Provinzen und der Gemeinden von dem Drucke der Regierungsomnipotenz bezweckte. Man braucht nur die sogenannten Cahiers, die damals von den Provinzversam aufgesetzt wurden, durchzublättern, und überall in diesem Princip der Nothwendigkeit des Wiederauflebens des Provinzialgeistes begegnen; aus diesem Princip entstammten in directer Folgerung die damaligen Föderationen, später die Decentralisationsprojecte, vor Ende des Krieges die föderalistischen Bewegungen im mittäglichen Frankreich und in Paris die Commune, neuerdings endlich die von dem Pariser Municipalrath inscenirte Municipalföderation. Die erste Revolution verließ freilich gar schnell diese ihre anfängliche Tradition, und ist es zur Genüge bekannt, daß die zur Macht gelangten Jakobiner die königliche Centralisation in die straffste und blutigste republikanische Centraldictatur verwandelten. Die Bewunderer und Nachkommen der damaligen Jakobiner geben dies auch zu, erklären aber diesen Widerspruch dadurch, daß sie sagen, die inneren und äußeren Feinde der Republik hätten die Republikaner gezwungen, vor allem Anderen an die Erhaltung der Republik und an die Einheit der Nation zu denken, man hätte deshalb, wie sich die Jakobiner auszudrücken pflegen, das Bild der Freiheit verhüllen (voiler la statue de la liberté), und die Wiederaufnahme der ersten republikanischen Tradition auf bessere Zeiten, bis nach Herstellung der Ruhe und Sicherheit, aufschieben müssen. Es sei dieser Proceß durch das gewaltthätige Auftreten des ersten Consuls und die Errichtung der kaiserlichen Dictatur unterbrochen worden, heute aber, nachdem die „Revolution" siegreich aus ihrem fast hundertjährigen Kampfe mit den Kaisern und Königen Frankreichs hervorgegangen, heute sei es an der Zeit, jenes der Republik zu Grunde liegende Princip wieder aufzunehmen und das Renovationswerk von 1789 gründlich durchzuführen. Dasselbe sagten die Häupter der Commune, und viele relativ gemäßigte Republikaner waren ja damals im Princip mit dieser Auffassung einverstanden, erklärten sich aber aus Opportunitätsgründen, und weil der Feind im Lande war und man zuvörderst Frankreich von der deutschen Invasion befreien müßte, gegen den communistischen Aufstand, indem sie ganz ausdrücklich hervorhoben, daß nach Beendigung dieser Kriegskrisis die alte Tradition gewiß, gerade auf Basis der Commune, wieder zur Hand genommen werden müsse; und in derselben Zeit erklärten auch die Republikaner in der Provinz, besonders in denjenigen Departements, die den Krieg noch nicht aus nächster Nähe gesehen hatten, daß die Commune nicht nur nicht zu bekämpfen, sondern im Gegentheil zu unterstützen sei, und hat man wohl nicht vergessen, daß damals die Provinz, speciell das mittägliche Frankreich, Delegirte an den Präsidenten der Executivgewalt und an die Nationalversammlung nach Versailles abschickte, um die Regierung zu bitten, mit den Aufständigen in Unterhandlung zu treten und einen Vergleichungspact mit der Pariser Commune abzuschließen.

Digitized by Google

Wie weit und tiefgehend diese föderalistische Bewegung am Ende des Krieges in Frankreich war, und wie bedenklich das ganz eigentlich centrifugale Princip sich Geltung verschafft hatte, mag uns weniger im Auslande bekannt geworden sein. Es ist dies auch nur einerseits durch die Vorgeschichte des Krieges, durch die Macht, welche auch in den gemäßigten, nicht republikanischen, sondern lediglich liberalen Kreisen, während des zweiten Kaiserreiches, das Schlagwort der Decentralisation erreicht hatte, andererseits aber auch wieder durch jene aus den furchtbaren Niederlagen des französischen Heeres hervorgegangene Gemüthsbewegung zu erklären, welche diese Niederlagen dem Princip der Centralisation selbst in die Schuhe schob, und für den Untergang Frankreichs nicht die verfehlte Politik der damaligen Regierung, sondern vielmehr das Princip, aus welchem diese Regierung stammte, nämlich das Aufgehen Frankreichs, der Provinzen und der Gemeinden in einer in Paris residirenden, das ganze Land aus eigner Machtfülle centralistisch und folglich dictatorisch führenden Gewalt, verantwortlich machte.

Die zuvor erwähnte Decentralisationsbewegung, von welcher in den französischen Zeitungen von 1862 an die Rede war, und in welcher sich schließlich die constitutionelle, sowie aber auch, obgleich von einem ganz andern Gesichtspunkte und mit einem ganz andern Hintergedanken, die revolutionäre Opposition verkörperte, nahm in dem oben schon citirten „Decentralisationsproject" von Nancy eine präcise Form an. Es wurde dies Project im Jahre 1865 von einer Anzahl in Nancy und Lothringen wohnender Männer ausgearbeitet, denen sich sodann die aus den verschiedensten Lagern stammenden politischen Notabilitäten Frankreichs anschlossen. Das „Project" kam, nach eingehender Discussion der Verhältnisse und Zustände, zu dem Schlusse, daß Frankreich wieder aufzurichten, und aber auch, „daß die Aera der Revolutionen zu schließen", die in diesem Lande „kaum existirende Gemeinde" zu befestigen, der „nicht existirende Canton" (als Verwaltungsgebiet) zu errichten und das Departement zu emancipiren sei. Man wollte, um es kurz zu fassen, dem Departement eine ganz unabhängige, administrative Stellung einräumen, und die Gemeinde aus ihrer Minorennität zur vollen Majorennität aufrichten. So harmlos nun dieses Project im Anfange war, da es sich rein auf dem Boden der administrativen Reform bewegte, und dessen Verfassern, die meistens zu den französischen Conservativen zählten, auch kein anderer Gedanke vorschwebte, so bedenklich gestaltete es sich nun, als es, durch entschieden radicale Republikaner unterstützt, von den Blättern der äußersten Linken besprochen und befürwortet wurde. Was nämlich an diesem Project die Hauptsache ist, das ist viel weniger die Schrift selbst, welche aus dem Redactionszimmer des Nanziger Comités hervorging, als die Briefe, welche ihr beigefügt wurden und in denen die Häupter der verschiedenen Oppositionsparteien ihre speciellen Programme unter der Decke dieses Memorandums, so gut oder so schlecht es damals ging, auseinandersetzten. Man findet unter diesen Unterschriften neben Legitimisten und Orleanisten, wie Odilon Barrot, Berryer, de Broglie, Dufaure, Falloux, neben Liberalen wie Laboulaye, Prévost-Paradol, Casimir Périer u. s. w. auch Namen wie Carnot, Jules Ferry, Jules Favre und weiter links noch Pelletan, Garnier-Pagès, Antonin Proust und Engelhard, dieser letztere Mitglied des jetzigen Pariser Municipalrathes. Während die Ersten sich darauf beschränken, in der „administrativen Decentralisation" und in der aus derselben heraus sich bethätigenden „Initiative des Einzelnen" (initiative individuelle) die Hebel, durch welche Frankreich wieder emporgerichtet werden könnte, zu erblicken, lassen die Letzteren schon ein ganz anderes Programm durchblicken, das uns bis an die äußerste Grenze der Decentralisation, oder vielmehr schon weit darüber hinaus, in das Gebiet des eigentlichen Föderalismus, wie es die Commune nicht anders träumte, wie es der Pariser Municipalrath heute wieder aufstellt, führt: die Autonomie der Gemeinde, der Cantone, der Departements, heißt es da, kann nur der Anfang sein; es sei dies das ABC der Freiheit; viel weiter müsse man aber gehen; die unabhängige Provinz muß wieder hergestellt werden, die Armee muß verschwinden und in Provinziallegionen, denen man die Vertheidigung des Territoriums und die Sorge um Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit anvertraut, wieder aufgehen; weiter müssen die Gerichte von der Regierung abgelöst und unabhängig erklärt und die Kirche von dem Staate getrennt werden u. s. w. Mit einem Worte, der Staat, das heißt die centrale Regierung, soll je mehr und mehr, nicht in ihre richtigen Grenzen, wie es die Liberalen begehrten, eingedämmt, sondern, wie es die späteren Communarden forderten, vernichtet werden, und an Stelle des damaligen, und auch noch jetzigen, Regierungssystems die vollständige „Befreiung der Commune und der Provinz von dem Pariser Joche" angestrebt werden — was aber denn doch diese Jakobiner heute ebenso wenig wie in der ersten Revolution davon abhalten würde, bei der ersten Gelegenheit die Statue der Freiheit wieder zu verhüllen, und in Paris die autokratischste aller Dictaturen einzusetzen, welche alsdann, und vielleicht gar im Namen der Freiheit, das ganze Land, wie es schon so oft geschah, zu terrorisiren nicht den geringsten Anstand nehmen würde.

Diese von der Decentralisation zum reinen Föderalismus führende Bewegung griff bis vor dem Kriege immer weiter um sich: Decentralisation und Initiative der Einzelnen, dann weiter Befreiung der Gemeinde und eigentliche Gründung von unabhängigen, mündigen Communen waren die Schlagwörter, mit denen man das Kaiserreich bekämpfte. Die ehrlichen Träumer, welche diese Principien und vor Allem das Letztere vertraten, sahen nicht und konnten nicht sehen, daß sie selber von den weitergehenden Revolutionsmännern schon als Reactionäre bezeichnet waren, und daß sie einer ganz anderen, als der von ihnen gedachten Bewegung in die Hände arbeiteten. Dies erfuhr gleich im Anfange des Communeaufstandes einer der ehrenwerthesten Vorkämpfer des Princips der Neugestaltung der Gemeinden, G. Chaudey, der Mitarbeiter des Siècle, der auch eine vermittelnde Stellung zwischen der Commune und der Regierung einzunehmen gewillt war, der unter den wüsten Schlacken dieser Revolution seinen eigenen Reformgedanken wiederzufinden geglaubt hatte, und den die Communarden, als einen Bourgeois und Reactionär, an eine Wand stellten und erschossen. Die Provinz und, wie schon gesagt, ganz besonders das mittägliche Frankreich hatte sofort nach den ersten Niederlagen und nach Einschließung der Hauptstadt die Fahne des Föderalismus erhoben. Ueberall — und auch in nichts weniger als revolutionären Kreisen — war man der Ansicht, daß nun die Pariser Herrschaft gebrochen sei und endlich die anderen Städte auch zur politischen Geltung kommen würden. Auf allen Seiten sah man die Municipalräthe sich als richtige Conventе im Kleinen geberden; die Gesetze wurden von diesen selbstständigen Körperschaften einfach abgeschafft, und jede Commune glaubte das Recht in Anspruch nehmen zu dürfen, sich selbst ihre Gesetze vorzuschreiben. In der Pariser Commune sah man die Schilderhebung der Anhänger dieses Princips, und aus Paris selber, dachte man, würde der definitive Anstoß zur Befreiung der Lande von dem verhaßten „Pariser Joche" kommen.

Diese und die darauf folgenden Vorgänge sind noch zu lebhaft in der Erinnerung Aller, als daß wir sie näher betrachten zu sollen glaubten. Mit dem Sturze der Commune verschwanden auch, wenigstens für den Augenblick, die anderweitig hervorgetretenen föderalistischen Regungen. Der Kern aber verschwand nicht; die Anhänger dieser Ideen ruhten nicht, bis sie durch die Amnestie die Thore Frankreichs den verbannten Communisten wieder eröffnet hatten, und jetzt sehen wir einer Erneuerung der früheren Bewegung entgegen, die ihren Kernsitz in der Pariser Municipalversammlung hat, von dort aus, als aus einer bastilleartigen Citadelle, mit den in der Provinz thätigen ehemaligen Communarden oder Föderalisten dahin losarbeitet, die Selbstständigkeit der Gemeinden

Digitized by Google

zu proclamiren und die centrale Regierung zu dem einfachen Werkzeuge des Willens dieser verbündeten Communen zu machen. Das Ende vom Liede wäre freilich, daß der Pariser Municipalrath oder die Pariser Commune den andern „Gemeinden" ihren Willen aufdrückte und wie ein neues Wohlfahrtscomité schaltete und waltete: denn man dürfte doch wohl nicht vom Edelmuth dieser Pariser erwarten, daß sie sich eigenhändig ihrer Präpotenz entkleiden und zu Gunsten der kleinen Landgemeinden abdiciren würden; daran denken aber die in der Provinz an dem großen Befreiungswerk arbeitenden Bürger nicht. Wie die Dinge jetzt liegen, steht Frankreich in dieser Hinsicht an einem wichtigen Abschnitt seiner Geschichte, und ist es zu verwundern, daß diese Seite der neuern Vorgänge, besonders nach dem Föderationsfeste der Municipalräthe am 15. Juli, noch nicht des Näheren beleuchtet — oder beachtet wurde.

Man scheint vor dem Gerassel des großen Festes der Fahnenvertheilung die, vom politischen Gesichtspunkt aus, weitaus bedeutenderen Ereignisse des Pariser Stadthauses übersehen und überhört zu haben. Gerade diese Ereignisse aber, obgleich in ihren Außenseiten sehr harmloser Natur, möchten dem Denker reichen Stoff zur Beurtheilung des inneren Processes, den die französische Demokratie durchzumachen im Begriffe steht, zur Verfügung stellen.

Philosophus.

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

II.

Der Marsch vom 17. war ein recht ermüdender gewesen, denn bald nach Sonnenaufgang wich die Kühlung der Nacht einer glühenden Hitze, und man eilte rastlos den Kameraden zu Hülfe, die man in Gefahr glaubte. Wieder hatten wir dabei Gelegenheit, die Opferfreudigkeit jener Offiziere zu bewundern, welche den Tag vorher bis tief in die Nacht hinein geritten waren. Sie hatten in Bernécourt kaum Zeit gehabt, Speise zu sich zu nehmen und waren alsbald wieder mit abmarschirt. Von Schlaf war für sie keine Rede. Während der Stockungen, die auf jedem Kriegsmarsche vorkommen, konnte man sie vom Pferde herab auf das Stoppelfeld gleiten sehen, wo sie fester schnarchten, als in Berlin in ihren gewohnten Betten. Sobald aber die Pflicht rief und die Reihe an sie kam, einen Ritt zu machen, einen Befehl zu überbringen, waren sie munter, fest im Sattel, und führten das Befohlene mit einer Freudigkeit aus, als ob sie auf einer Vergnügungspartie begriffen wären.

Als das Gardecorps um 10 Uhr bei Hagéville eintraf, hatten die Nachrichten über den Feind die Gewißheit gegeben, daß derselbe für den heutigen Tag an keinen Angriff denke, auch keine Bewegung gegen uns machen werde, denn er bewegte sich nach Metz zu. Aber für den folgenden Tag ward es nothwendig, ihm den Marsch nach Verdun zu verlegen, oder ihn wenigstens auf diesem Marsche anzufallen und zu vernichten. Dem Gardecorps fiel dabei der äußerste linke Flügel zu und es rückte auf den Befehl des Armeecommandos in ein Bivouak bei Hannonville-Suzemont, einem Doppeldorfe an der einen großen Chaussee Metz-Verdun.

Der gemeine Soldat hatte einen Marsch bei entsetzlicher Hitze zurückgelegt, der unter minder dringenden Umständen ein Werk von zwei Tagen gewesen wäre. Er hatte wenig geschlafen und war eilig marschirt. Er bedurfte der Ruhe, der Speise, des Tranks. In den ersten Stunden, nachdem die Sonne den Zenith überschritten hatte, rückte das Corps in das Bivouak ein. Lebensmittel waren zur Noth zur Stelle. Aber mit dem Getränk sah es übel aus. Eine seit Monaten andauernde Dürre hatte in diesen Gegenden das Trinkwasser zur Seltenheit für die Bewohner gemacht. Jetzt kamen noch Hunderttausende von durstigen Kehlen dazu. Es fehlte auch zum Kochen an Wasser. Wohl floß da der Yronbach. Aber spärlich. Und die Massen von Kavallerie, welche in demselben Tränke suchten, machten ihn immer seichter, das Wasser ward schlammig. Es roch auch übel, denn manches Pferd und mancher Reiter mochten in dem gestrigen Reitergefechte, wo viele Tausende von Tapferen aufeinander geprallt waren, an noch unentdeckter Stelle darin sein Ende gefunden haben und jetzt den träge fließenden Bach vergiften. Die Brunnen der Dörfer waren bald leer gepumpt und gaben auch nur Schlamm. Mangelhafte Nahrung geht in der Regel großen Schlachten voraus, zu denen man so ungeheure Truppenmassen auf Einen Punkt vereinigen muß. Aber Mangel an Wasser ist ein weit größerer Uebelstand, denn ohne Wasser ist der Hauptbestandtheil der Nahrung ungenießbar, weil sie nicht gekocht werden kann. Wer es nicht gesehen hat, wie ein Soldat dem Andern 10 Groschen für ein Stück Brod oder für ein halbes Glas fauligen Wassers bot, der kann sich keinen Begriff von solcher Beschwerde machen.

In den Dörfern fand man Verwundete von der gestrigen Schlacht. Mancher besuchte Freunde, Verwandte. Man hörte von der Wirkung der Mitrailleusen und des Chassepotgewehrs. Man hörte so unglaubliche Erzählungen, daß man sie für Erzeugnisse der durch die Verwundung erregten Phantasie hielt, bis man am folgenden Tage selbst die Erfahrung mit blutigem Lehrgelde bezahlte. Insbesondere erschien uns die Entfernung in das Reich der Fabeln zu gehören, auf die französische Infanterie mit mörderischer Wirkung geschossen haben sollte. — Viele unter uns beweinten den Bruder oder den Freund unter den Gefallenen. — Es war ein Sieg erfochten. Wenn man aber nach den Trophäen fragte, nach den Kanonen und Fahnen, die unsere Armeecorps genommen, dann erhielt man keine Antwort. Es war klar, morgen sollte die große Arbeit erst beginnen.

Unser Corps sollte morgen früh bei Tagesanbruch in der Nähe von Mars la Tour stehen. Auf einer Höhe dicht an dem Ort wurden die commandirenden Generale um $^3/_4 5$ Uhr früh versammelt, um persönlich aus dem Munde des Prinzen Friedrich Karl die Befehle zur Hauptschlacht entgegen zu nehmen. In der magischen Morgendämmrung — denn die aufgehende Sonne hatte die Frühnebel noch nicht zerrissen — sprach hier der Feldherr die schwerwiegenden kurzen Worte, welche den Verlauf des entscheidenden Tages bestimmten, und die Führer begaben sich zu ihren Truppen.

Danach gingen die Sachsen aus dem Königreich (das 12. Corps) zunächst an uns vorüber, um den linken Flügel zu bilden und den rechten feindlichen Flügel zu umgehen. Wenn diese an uns vorübergegangen wären, sollten wir gerade aus auf Doncourt stoßen. Wir warteten also mehrere Stunden, und in dieser Zeit ritt der Pfarrer Rogge von Bataillon zu Bataillon, redete die Mannschaften an mit kurzen kernigen Worten, und gab ihnen den Segen und die Vergebung der Sünden. Da knieten ganze Bataillone nieder und nahmen den Segen hin, und Niemand fragte nach der Confession des Geistlichen, ob er Katholik oder Protestant, Altlutheraner oder Reformirter sei, und Niemand fragte nach der eignen Confession oder der des Nebenmannes, ob er vielleicht Jude oder vor kurzem getauft. Es ist ein eigen Ding um den Glauben. Die Philosophen mögen klügeln und ausdenken was sie wollen, so lange sie warm und sicher in der Studierstube sitzen. Hätten sie die vielen Tausende von Kriegern gesehen, die kräftigsten männlichsten Gestalten der verschiedenen deutschen Stämme, wie sie im Gardecorps vereinigt sind, Angesichts der Schlacht, Angesichts des wahrscheinlichen Todes, wie sie lechzten nach dem Zuspruch des Geistlichen, nach dem Segen aus seinem Munde, sie hätten sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß 800 Seiten von Hartmanns Philosophie des Unbewußten und zwei Bände Schöpfungsgeschichte von Häckel wenigstens solche Thaten nicht erzeugen und heiligen können, wie der Glaube, und daß im Augenblick der Todesgefahr die Philosophie bei der großen Menge machtlos, der Glaube aber Bedürfniß und allmächtig ist.

Ein Geistlicher in einem schönen Ornat in reichgeschmückter Kirche macht einen guten Eindruck. Aber ein Geistlicher im

Digitized by Google

einfachen Kleide hoch zu Roß, der kurz vor der Schlacht den Segen gibt, macht einen Eindruck, vor dem aller Prunk in Gold und Edelsteinen in sein wahres Nichts versinkt.

Endlich war unsere Front frei. Es war weit in der zehnten Morgenstunde, als das Corps sich in Bewegung setzen konnte. Wir erwarteten, die Stellung von Doncourt und Bruville angreifen zu müssen. Der Feind hatte aber am frühen Morgen Doncourt verlassen. Unsere Vortruppen fanden dort nur preußische und französische Verwundete von der Schlacht des 16. August. Nach 11 Uhr erreichten wir Doncourt und wußten nicht, wo unser Feind sei. Es schien fraglich, ob wir ihn heute noch finden könnten, und wieder rief der Witzbold: „Das Gas verlischt, 's war wieder nischt." Aber diesmal hatte er sich geirrt. Das Gas war eben noch nicht verloschen. Die Sonne stand gerade im Culminationspunkte. Es wurde noch viel an diesem Tage. Dieser Witz ward zum letzten Male in diesem Kriege wiederholt. Wir haben ihn nie wieder gehört!

Es mag ½12 Uhr gewesen sein, als die Gardehusaren die Meldung brachten, der Feind stehe von Armanvillers bis St. Privat in Stellung und sende Truppen auf St. Marie. Zugleich traf der Befehl der Armee ein, auf Verneville, hinter das 9. Armeecorps zu rücken, das den rechten Flügel des Feindes bei Armanvillers anzugreifen bestimmt sei. Eine schwere Lage für den commandirenden General! Er erhält einen Befehl, der von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß der feindliche rechte Flügel nur bis Armanvillers reiche. Befolgt er diesen Befehl, so begeht er einen großen Fehler, der den Verlust der Schlacht herbeiführen kann, befolgt er ihn nicht, so gehorcht er nicht. Er gab aber seinen Truppen ein Beispiel des Gehorsams und des rationellen Eingehens auf die Ideen der oberen Commandobehörde. Er marschirte über Habonville in der Richtung auf St. Privat ab und meldete, daß er diese Richtung eingeschlagen habe, weil er die Absicht des Obercommandos, den feindlichen rechten Flügel zu umfassen, kenne, dieser Flügel sich aber nach der erhaltenen Meldung, die er einsandte, nicht bis Armanvillers, sondern bis St. Privat ausdehnte. — So nur kann und darf ein commandirender General gehorchen. Die höhere Führung muß sich darauf verlassen können, daß, wenn ein Führer so großer Massen wie ein ganzes Corps, der gewöhnlich räumlich zu weit entfernt ist, um rechtzeitig Gegenvorstellung zu machen, die Lage als eine andere erkennt, als sie das Obercommando bei Ertheilung des Befehls vorausgesetzt hat, er dem Befehl nicht buchstäblich gehorcht, sondern in dem Sinne der Absichten des Obercommandos so handelt, wie er es nach den Umständen für das Beste erkennt. Darin besteht eben der Unterschied zwischen dem blinden Gehorsam, den wir vom niederen Soldaten verlangen, und dem entgegenkommenden Gehorsam, wie ihn höhere Führer aufzufassen haben. Darin besteht aber auch die Schwere der Verantwortlichkeit dieser höheren Führer und die Schwierigkeit ihrer Lage, denn sie sind früher durch die niederen Chargen durchgegangen und an den blinden Gehorsam gewöhnt, den sie jetzt abstreifen und in einen denkenden Gehorsam verwandeln sollen. Hatte der commandirende General des Gardecorps auch vollkommen richtig gehandelt, so mag ihm doch das Herz leichter geworden sein, als er später, während des Marsches auf St. Privat einen zweiten Befehl erhielt, der mit seinen bereits getroffenen Handlungen übereinstimmte, wie wir aus dem Generalstabswerk entnehmen.

In dichten Massen, 3 Bataillone breit, zogen die Truppen der 1. Gardedivision querfeld den Höhenrücken entlang, der sich von Doncourt auf Habonville hinzieht. Kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, als der laute Kanonendonner, bald auch das Rollen des Infanteriefeuers und das unheimliche, weil noch nie gehörte, Schnarchen der Mitrailleusen verrieth, wie heftig die Schlacht zunächst beim 9. Armeecorps entbrannt war. Bald wurden auch wir von einzelnen leichten Granaten erreicht. Noch eine geraume Strecke blieben wir im Marsch, denn die feindlichen Geschosse, steil von oben ohne Schaden herabfallend, zeigten an, wie weit der Feind noch entfernt war und wie unnütz ein Kampf aus solcher Entfernung sei. Als man in solche Nähe kam, daß ein Erfolg vom Feuer zu erwarten war, ergab eine Betrachtung der feindlichen Stellung, daß sie vortrefflich ausgewählt sei. Da war eine Höhe, die unsern Horizont begrenzte. Oben auf derselben sah man die lang gestreckten weißen Mauern des Dorfes St. Privat; sie leuchteten drohend wie Festungsmauern. Von der Höhe senkte sich das Terrain unmerklich, allmählich, wie das Glacis einer Festung, nach uns zu eine Viertelmeile weit. Am Fuß dieser Höhe bot eine breite, tiefe Mulde unsern Truppen Deckung, um sich zum Angriff zu formiren. Oben auf der Höhe bei St. Privat stand der Feind zum Kampf bereit. 60 bis 70 Geschütze waren gegen uns im Feuer. Wir konnten uns in der Mulde zum Sturme gliedern. Aber dann mußten unsere Truppen 2000 Schritt im feindlichen Feuer durchschreiten, ehe sie zum eigentlichen Angriff kamen. Es mußte also erst das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht werden.

Was daher an Artillerie zur Hand war, eilte vor und bildete in wenigen Minuten eine lange feuerspeiende Linie, die den Kampf, wenn auch aus der Tiefe gegen die Höhe aufnahm. Da zeigte es sich, daß links von uns St. Marie aux chênes vom Feinde besetzt war, der unsere Artillerie in der Flanke bedrohte. Dies Dorf mußte zuerst genommen werden. Eine bedeutende Artilleriemasse schleuderte ihre Geschosse hinein. Weiter links trat der rechte Flügel der Sachsen ins Gefecht und umfaßte das Dorf. Als der Feind erschüttert schien, erfolgte auf der ganzen Linie ein Hurrah und das Dorf wurde im Fluge genommen. Gardejäger, Gardefüsiliere und Kameraden des sächsischen Corps drangen von drei Seiten hinein und vernichteten die heldenmüthig sich wehrende feindliche Brigade. Auch unsere Verluste waren schwer. Ueber 1000 Mann lagen todt oder verwundet.

Jetzt konnte unsere Geschützlinie zur wirksamsten Schußweite an die Hauptstellung rücken, um die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen, während die Massen der Gardeinfanterie in der genannten Mulde aufmarschirten und, vom Feinde ungesehen, des Angriffsbefehls warteten. Es mag ½3 Uhr geworden sein.

Aber dieser Befehl erfolgte zunächst nicht. Die feindliche Stellung schien hier unüberwindlich und ein Erfolg von einem Sturm unmöglich. Es ward daher beschlossen, abzuwarten, bis der linke Flügel der Sachsen Roncourt erreicht haben würde, um den feindlichen rechten Flügel in die Flanke zu nehmen. Dieser linke Flügel der Sachsen hatte aber einen weiten Weg über Auboué.

Unterdessen kämpfte unsere Artillerielinie, die von Viertel- zu Viertelstunde an Zahl wuchs, gegen die Front des günstig postirten Gegners. Allmählich schien unser Feuer das Uebergewicht zu gewinnen. Eine feindliche Batterie nach der andern verstummte. Gern wären unsere Artilleristen die Höhe hinauf gegangen, um aus noch wirksamerer Nähe den Weg für die Infanterie zu ebnen. Aber 9 feindliche Bataillone, in Tirailleurs ganz aufgelöst, den Abhang herunter vorgeschoben, verboten ihnen weiteres Vorgehen und brachten ihnen ernste Verluste bei. Sie mußten sich also darauf beschränken, auszuhalten, während die Infanterie abwarten mußte.

Der Feind versuchte mehrere Male, diese für ihn unheimliche vergleichsweise Unthätigkeit unserer Truppen zu stören. Infanterieschwärme brachen links von St. Privat vor, um sich auf St. Marie aux chênes zu werfen. Unser vereinigtes Artillerie- und Infanteriefeuer wies sie zurück. Eine große Kavalleriemasse formirte sich diesseits von St. Privat. Alle unsere Geschütze richteten ihre Granaten dagegen, und bald verschwand sie hinter der schützenden Höhe.

Unterdessen tobte rechts von uns der Kampf mit der Heftigkeit des stärksten Gewitters zwischen Felsengebirgen. Es war kein einzelner Kanonenschuß mehr hörbar. Das Geschützfeuer rollte, wie in andern Gefechten das Infanteriefeuer. Dichte Massen Pulverdampfes zogen vom Ostwinde getrieben auf der Erde hin, die klare Sonne beleuchtete die mächtigen Explosionen, und die kleinen von den platzenden Shrapnells in der Luft

Digitized by Google

erzeugten weißen Dampfkugeln waren die einzige Wolkenbildung an diesem herrlichen Tage.

Vor uns ward der Feind immer stiller. Nachdem der letzte Versuch, uns anzugreifen, gescheitert war, schwieg sein Infanteriefeuer, seine Geschütze schwiegen fast ganz. Ob sie abmarschirt waren oder hinter der Höhe lauerten, wir wußten es nicht. Unsere Artillerie erhielt Befehl, langsam feuernd die Munition zu sparen, bis der wichtigste Augenblick eintreten, d. h. die Umgehung der Sachsen fühlbar werde.

Welche Hindernisse diese braven Truppen aufhielten, geht jetzt aus dem Generalstabswerk hervor. Wir wußten es damals nicht. Es nahte die sechste Stunde, und man fürchtete, die Dunkelheit könne eintreten, ehe ein Erfolg errungen oder doch ausgebeutet werden konnte. Da bemerkte man Truppenbewegungen auf der Höhe beim Feinde, die auf einen Rückzug oder eine Verwendung gegen andere Punkte der Schlachtlinie schließen ließen. Es bestand kein Zweifel, daß dies der gebotene Augenblick des Angriffs sei. Der anwesende Obercommandirende der Armee ertheilte (nach dem Generalstabswerk) die Genehmigung und der Befehl zum Angriff erfolgte.

Zunächst erhielt die 1. Gardeinfanteriebrigade Befehl, sich schleunigst des Dorfes St. Privat zu bemächtigen, das der Feind zu verlassen schien. Warnend fügte jedoch der commandirende General dem Befehl hinzu, man solle sich dem Dorfe aber nur in Schwärmen nähern, damit man in Massen sich nicht unnützen Verlusten aussetze. Es war wohl auch die Absicht, dieser Warnung Folge zu geben, wenn man sich dem Dorfe auf Infanterieschußweite genähert haben würde, d. h. auf diejenige Entfernung, die man bisher als Infanterieschußweite kannte. So lange es aber nicht nöthig ist, sich in Schwärmen aufzulösen, bleibt man in Massen versammelt. So stiegen die Bataillone in dichten Massen aus der deckenden Schlucht und zogen sich auf Gefechtsdistance auseinander.

Kaum hatten sie die Mulde verlassen und wurden dem Feinde sichtbar, als der ganze bis dahin verlassen erschienene Höhenrand lebendig ward. Man sah Batterien wieder erscheinen und feuern, und der erhöhte Horizont zeichnete sich durch eine dünne lange Linie grauschwarzen Pulverdampfes aus, erzeugt durch das Schnellfeuer der Infanterie. Schon auf einer Entfernung von 2000 Schritt, einer bis jetzt unerhörten Infanteriefeuerdistance, schlugen die Chassepotkugeln wie das ärgste Hagelwetter in die dichten Colonnen der Gardebrigade ein, ehe diese zu schwärmen begonnen hatten, und massenhaft stürzten die herrlichen Männergestalten dieser schönsten unter allen deutschen Truppen nieder. Jetzt war keine Zeit mehr zum Evolutioniren. Jetzt hieß es nur, vorwärts oder weichen. An das letztere dachte Niemand. Es ging schnell vorwärts, ohne Schuß, dem Feinde als Scheibe dienend, immer näher an das Dorf heran, ohne selbst den Kampf zu erwidern. Aber die Verluste waren so furchtbar und lichteten die Bataillone bald in ihren Reihen der Art, daß diese dadurch von selbst nur noch Schwärme bildeten, sobald sie dem Dorfe nahe genug kamen, um das Feuer zu erwidern.*) So gelichtet, gegen solche Uebermacht, konnten sie an einen Sturm nicht denken. Sie warfen sich in Ackerfurchen und an kleine Erdränder und Raine, und erwiderten das Feuer. Der Divisionscommandeur, General von Pape, ritt die Front entlang, die Mannschaften ermunternd, und verlor zwei Pferde hinter einander unter sich, Prinz von Württemberg eilte herzu, die Festsetzung der Schützenlinie anzuordnen. Unterdessen waren noch zwei Brigaden vorbeordert, und da eine zum 9. Armeecorps gesandt war, blieben nur die Gardefüsiliere und Gardejäger, die zuerst St. Marie gestürmt hatten, in Reserve.

*) Von der Heftigkeit der Wirkung des Feuers auf diese große Entfernung wird man durch folgendes Factum eine annähernde Vorstellung erhalten. Eine Hammelheerde brach aus St. Marie erschreckt heraus und galoppirte die Fronte der preußischen Gardeinfanterie entlang, Staubwolken aufwirbelnd. Ob die Franzosen geglaubt haben, Kavallerie käme an, ich weiß es nicht, aber binnen kurzem lag auch der letzte dieser Hammel getroffen auf dem Felde. Diese unschuldigen Opfer des Kampfes waren am folgenden Morgen dem Gardecorps eine willkommene Nahrung.

Sobald der Feind auf dem Höhenrande wieder lebendig geworden war, hatten unsere Batterien ihn wieder auf das Heftigste beschossen. Als aber dann die beiden andern Gardebrigaden sich rechts und links der ersten ausbreiteten, hinderten sie die Batterien am Feuern durch ihr Vorgehen. Alsbald protzten diese auf und jagten der Infanterie nach, um Schulter an Schulter mit dieser zu kämpfen.

Rechts vom Dorfe St. Privat floh die auf den Bergabhang herunter vorgeschobene feindliche Infanterie, ihr eilte unsere Infanterie nach bis oben auf die Höhe, und setzte sich dort fest; fast gleichzeitig mit ihr erreichten die Batterien des rechten Flügels die Höhe und schossen aus nächster Nähe in die feindlichen Massen, welche erschreckt und überrascht den andern Hang hinunter nach Amanvillers oder dem Walde zuflüchteten. Dies Vorgehen der Batterien bot einen eigenen Anblick dar. Ein Geschütz nach dem andern stürzte im Galopp in einen Knäuel zusammen, denn der Regen von Chassepotkugeln streckte viele Pferde nieder. Manche Batterie erreichte die Höhe zunächst nur mit der Hälfte oder einem Drittel der Geschütze. Mancher Batteriechef lag mit durchschossener Brust unter seinem Pferde, ehe sein Commandowort zum Feuern vollendet war. Gleichviel, die zusammengestürzten Geschütze folgten später nach, für die gefallenen Führer traten Lieutenants ein; es galt zunächst, bald von der eroberten Höhe herab Geschützfeuer ertönen zu lassen.

Der linke Flügel der Batterien aber konnte nicht so weit vorgehen, denn der Feind hielt sich im Dorfe. Die Geschütze eilten in die vorderste Infanterielinie, um dieser zu helfen, das Dorf mit einem Eisen- und Bleihagel zu überschütten. Aber der wohlgedeckte Feind wich nicht so bald. Jetzt traten auch die Sachsen bis von Roncourt her ins Gefecht, und so ward das Dorf von einem feuerspeienden Halbkreis umfaßt.

Unterdessen hatten die Batterien rechts auf der Höhe viel Arbeit. Von St. Privat führt eine Hauptchaussée herunter nach Metz zu in den Wald. Aus diesem Walde wollten Reserven den Vertheidigern zu Hülfe eilen. Ein wohlgezielter Hagel von Granaten sprengte sie auseinander. Sie flohen in den Wald zurück. Eine Kavalleriemasse kam aus dem Walde herausgetrabt. Entsetzlich räumten unsere platzenden Geschosse unter den Vordersten auf, und sie wich zurück in den Wald. Dann bildete sich ein wohlgeordneter Angriff von Armanvillers her. Zwei französische Infanterieregimenter tauchten auf 2000 Schritt auf und stürmten vor, entschlossen, unsern Batterien den Besitz der Höhe wieder zu entreißen. Jetzt sollte der Feind einmal kennen lernen, was es heißt, solche flache Höhen stürmen. Von hundert zu hundert Schritt immer von Neuem verwandelten unsere platzenden Granaten ihm den Boden unter den Füßen in einen Höllenschlund. Der Feind avancirte weiter mit bewundernswerther Ausdauer. Als er aber auf 900 Schritt heran war, da wurde unser Feuer so wirksam, wurden seine Verluste so massenhaft, daß die Uebrigen dahin wichen, wo sie hergekommen, begleitet von unsern vernichtenden Granaten. Noch zweimal erneuerte der Feind seinen Versuch, uns von Armanvillers her zu vertreiben. Jedesmal scheiterte der neue Versuch wie der alte, nur mit dem Unterschiede, daß die späteren Anstrengungen immer schwächer ausfielen.

Mittlerweile hatte das Feuer der das Dorf St. Privat im Halbkreis umschließenden Truppen die Kraft der heldenmüthigen Vertheidiger gebrochen. Ohne Unterstützung, denn die Reserven waren durch unser Artilleriefeuer von der Höhe rechts des Dorfes abgewiesen, waren sie nicht im Stande, ihre von Minute zu Minute sich mehrenden Verluste zu ersetzen. Ihr Selbstvertrauen schwand, ihr Feuer ward spärlich, und in diesem Augenblick rief General von Pape „Jetzt oder nie“. In demselben Augenblick, als ob Alle diesen Ruf auf der langen, langen Linie durch den Höllenlärm hindurch gehört hätten, stürzten sich Alle, die im Kampfe standen, Sachsen wie preußische Garden, mit Hurrah auf das Dorf. Die Sonne neigte sich dem Untergange, als die deutschen Truppen allseitig eindrangen. Der Kampf und der Lärm in einzelnen Gehöften dauerte aber noch bis in die Dunkelheit hinein.

Sobald die Infanterie in St. Privat eingedrungen war,

Digitized by Google

eilten auch alle die Batterien, welche gegen das Dorf gefeuert hatten, auf die eroberte Höhe. Alle Gardebatterien rechts von St. Privat, rechts und links von Ferme Jerusalem, bald vermehrt durch Batterien des 9. und 10. Armeecorps und die sächsischen Batterien links von St. Privat. So standen dort über 250 Kanonen in Einer Linie und feuerten erd- und himmelerschütternd gegen die Waldlisière am jenseitigen Fuß der Höhe. Es war hohe Zeit. Der Feind hatte Verstärkungen herangeführt. Aber solchem Granatenhagel gegenüber wagten diese nun nicht mehr, aus dem Walde herauszutreten. Sie begnügten sich damit, eine sehr zahlreiche Artillerie an diesem Walde aufzustellen, die den Kampf gegen uns aufnahm und den Rückzug der andern Truppen nach Metz schützte.

Die vorgeschrittene Tageszeit erlaubte es nicht, gegen diesen Wald einen neuen Angriff einzuleiten. Ein heftiger Artilleriekampf bildete den Schluß des heißen Tages.

Aber die nach und nach zur Dunkelheit sich steigernde Dämmerung dämpfte durchaus nicht die Heftigkeit des Geschützfeuers. Zwar wurden die Umrisse der feindlichen Geschütze und Truppen immer undeutlicher, aber man zielte dennoch nach ihnen, wenn auch etwas unsicherer. Je ungewisser die Figuren, desto sicherer war der Feuerschein der feindlichen Kanonen zu sehen, und unsere Kanoniere nahmen den Augenblick des Aufblitzens wahr, um danach zu zielen. Zuletzt sah man nichts weiter als solche Feuerstrahlen, und richtete danach die Geschütze. Endlich schwieg das Feuer zwischen 9 und 10 Uhr, und da schwieg es auch drüben, und es mag nicht unmöglich sein, daß in der ganzen letzten Viertelstunde unsere Kanoniere nach ihren eignen explodirenden Granaten gerichtet hatten, denn vorgesandte Patrouillen fanden vom Feinde nichts mehr.

Als der Schlachtenlärm schwieg, lag tiefe Dunkelheit auf der Wahlstatt. Der Feuerschein der einzelnen brennenden Gehöfte von St. Privat blendete, aber erleuchtete nur die allernächste Umgebung. Wer auf dem Schlachtfeld herumritt, verlor bald all und jede Richtung. Befehle kamen nicht mehr an, Adjutanten fanden nichts mehr. Beängstigend klang der klagende Ruf der Verwundeten vom Boden herauf zu den Ohren des Reiters. Vorsichtig ritt er nur Schritt für Schritt, aus Angst, durch einen Fußtritt seines Pferdes die Leiden so eines Unglücklichen zu vermehren. So ging es auch mir. Endlich stieß ich auf eine mir bekannte Truppe. Sie hielt und wartete den Tag ab. Sie hatte, o Wunder! eine Tränke gefunden. Ich ließ mein Thier tränken und füttern und ihm die Wunden waschen, die eine feindliche Chassepotkugel verursacht, dann nahm ich mir die Decke eines erschossenen Pferdes, denn auf den heißen Tag folgte eine eisige Nacht, und ich hatte keinen Mantel bei mir.

Die Rast war kurz, denn wenn auch die Sonne erst 10 Minuten vor 5 Uhr früh sichtbar wird, so gestattet doch das Tagesgrauen über eine Stunde früher die Arbeit, und wenn sie möglich ist, wird sie Pflicht nach solchem Tage. Diese Rast war aber keine Ruhe; denn wenn die absolute Dunkelheit auch jede Thätigkeit ausschloß, so gestatteten doch die Gedanken an das Titanenhafte des vergangenen Tages dem Körper dieselbe nicht. Schaurig klangen durch die Finsterniß die Signale der Krankenträgerwagen, welche die Verwundeten benachrichtigten, daß Hülfe nahe sei. Gräßlich tönten die Hülferufe von Tausenden, die mit dem Tode rangen, als Antwort auf diesen Appell durch die dunkle Nacht.

Der Tag brach an. Es war ein Glück für Jeden, daß er keine Zeit hatte, sich den Eindrücken hinzugeben, die der Anblick der Wahlstatt bei einer Betrachtung in voller Muße auf ihn hätte machen müssen, denn es war viel zu thun. Da waren Befehlsverbände, durch Verluste ganz gelöst, neu zu organisiren, dort war Munition zu ergänzen, hier war die Vorpostenstellung zu regeln, und endlich war eine Avantgarde vorzuschieben und die Truppen dazu zu bestimmen, den Feind zu verfolgen und den Kreis um Metz fest zu schließen, damit Bazaine mit seiner vortrefflichen Armee fest eingeschlossen werde und dereinst ganz vom Kriegsschauplatz verschwinde.

Endlich, gegen Mittag des 19. August, kam eine Art von Ruhe in das Treiben. Man konnte sich umsehen. Was war denn eigentlich geschehen? Wir hatten einen Sieg erkämpft, aber was für einen Sieg? „Noch drei solche Siege Sire," sagte Davoust dem Kaiser Napoleon I. nach der Schlacht von Smolensk, „und Sie haben keine Armeen mehr." Unwillkürlich trat uns dieses historische Wort von Davoust vor die Seele. — Man gab Befehle im Gardecorps. Aber konnten sie sogleich befolgt werden? Kein einziger Regimentscommandeur oder Stabsoffizier, kein einziger Adjutant war noch auf seinem Posten, um den gewohnten Befehlsmechanismus richtig functioniren zu lassen! Ein Bataillon, die Gardeschützen, ward von einem Fähnrich commandirt. Alle Andern lagen todt oder verwundet! Wer zum Bewußtsein der Größe dieses Verlustes kam, dem lief es eisigkalt über den Rücken, und ein leichter Schauer erstickte jede Thräne. Denn wer da hätte anfangen wollen zu weinen, der hätte nicht aufhören können.

Dazu der Anblick des Feldes. Ueber achttausend Garden lagen todt oder verwundet! So thätig unsere Krankenträger auch waren, sie hatten nicht Allen Hülfe bringen können. Die nächsten Dörfer St. Marie, St. Ail, Habonville und Batilly waren bald so überfüllt, daß keine Lagerstätte darin war, um die Verwundeten aufzunehmen, wenn auch zahllose Fuhrwerke ankamen, um die Transportfähigen fortzuschaffen. Ja es war die Ansicht der Aerzte darüber getheilt, ob die Schwerverwundeten, die auf dem Stoppelfelde mit einem Nothverbande aus Mangel an Raum liegen gelassen werden mußten, nicht besser daran waren als diejenigen, die in die überfüllten Bauernhäuser aufgehäuft wurden, der übeln Luft, dem drohenden Typhus ausgesetzt. Dennoch klagten die auf freiem Felde Liegenden laut und herzzerreißend, es nehme sich Niemand ihrer an. Sie wurden zunächst in Gruppen zusammengelegt und mit Speise und Trank versorgt.

Unser commandirender General hatte die wenigen Stunden absoluter Dunkelheit zwischen St. Marie und St. Privat zugebracht, den Kopf auf einem Chausseestein, den Körper auf dem Stoppelfelde. Er traf alle Anordnungen für die Verwundeten. Plötzlich sieht er dichten Qualm aus St. Marie aufsteigen! Eine Feuersbrunst in dem Dorfe, in dem jeder Fleck eines jeden Hauses zur Lagerstätte für einen Verwundeten benutzt ist! Kein überraschender Flankenangriff seitens des Feindes kann im Gefecht solchen Schrecken erzeugen, als der Anblick dieser Gefahr, daß unsere verwundeten Kameraden noch ein Raub der Flammen werden könnten. Aber schnell befiehlt der Prinz von Württemberg, daß das Pionierbataillon und ein Infanteriebataillon nach dem nahen brennenden Dorfe eilen und das Feuer löschen sollten. Es gelingt die Verwundeten zu bergen, das Feuer zu löschen. Ein starker kurzer Regenschauer half glücklich bei dieser Arbeit. Mehrere derartige Gewitterregen trugen aber auch dazu bei, die trübe Stimmung des Tages noch mehr zu verdüstern.

Im Laufe des Tages hörte auch die Leichenmusik nicht auf. Des Begrabens war kein Ende. Da war unter den Ueberlebenden kein Einziger, der nicht mehreren oder vielen Bekannten, Freunden oder Verwandten die letzte Ehre erwies. — Wie ergriffen ist ein Jeder, der eines treuen Freundes Leiche zum Grabe begleitet! Und jetzt so Viele auf einmal!

Nur ein Intermezzo brachte einige Abwechselung in die Trauer des Tages. Ein französischer Offizier mit der Binde des rothen Kreuzes galoppirte mehrere Male durch die Bivuaks des Corps. Erst hielt man ihn für einen Arzt, international nach der Genfer Convention. Aber sein Betragen ward auffallend. Angehalten und befragt wurde er grob, da ward er gezwungen abzusteigen. Die Binde mit dem rothen Kreuz hatte den Stempel des preußischen Gardefüsilierregiments. Er hatte sie also einem erschossenen Krankenträger abgenommen und spionirte unter dieser Maske.

Im Laufe des Tages traf der Befehl ein, daß das Garde-, sächsische und 4. Armeecorps unter dem Kronprinzen von Sachsen die Maasarmee bilden und mit der Armee des Kronprinzen von Preußen auf Paris marschiren sollten, während die übrigen Armeecorps unter dem Prinzen Friedrich Karl Metz zu cerniren hatten.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Gedanken über die Reform des höheren Unterrichts.

Von J. Hermann.

Wieder, so scheint es, ist eine Periode der Unterrichtsweise im Ablaufen. Seit hundert Jahren vollenden die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen den Triumphzug, den sie schon als ein wichtiger Factor des neuen Lebens und der neuen Weltanschauung im 15.—16. Jahrhundert begannen: Seit hundert Jahren ringen sie um die Gleichberechtigung, auch in dem Unterricht der Jugend, und verzeichnen Sieg auf Sieg! Selbst die humanistischen Schulen haben sie als ebenbürtige Factoren der Bildung überhaupt und derjenigen der Jugend im Besonderen, wenn auch widerstrebend, anerkennen müssen. Besondere Schulen, derengleichen die Vorzeit nicht sah, sind überwiegend fast auf sie begründet. Doch, nicht zufrieden damit, scheinen sie immer noch mehr zu verlangen: Oft scheint es, als wäre die mathematisch-naturwissenschaftliche Frage die wichtigste unter denen der Unterrichtsreform. Andrerseits ist diese Durchlöcherung der früheren Basis des Unterrichts das Signal gewesen zur Geltendmachung von noch ganz anderen Ansprüchen, zum Hinweis darauf, daß auch noch andere Stiefkinder der Unterrichtsverfassung existiren, welche eine höhere Werthschätzung verdienten. Und so ist es gekommen, daß gar viele zum Urtheilen Berufene rathlos gegenüberstehen der Vielheit der Anforderungen, einem Chaos der Wünsche!

Schon scheint die dem Jugendleben abgerungene Arbeitszeit das Maximum überschritten zu haben. Jedermann bangt vor einer Vermehrung der Stundenzahl. Begehrlich richten sich daher die Blicke auch auf den Luxus, wie man meint, der Religionsstunden, namentlich aber auf den Reichthum der klassischen Sprachen: Sie sollen Zeit abtreten zu Gunsten der zu kärglich bedachten Fächer! Aber sie wehren sich und vertheidigen das angestammte Erbe. Sie finden in weiten Kreisen der ehemaligen Jünger, bis hinauf in die Spitzen der Unterrichtsverwaltung und der Landesvertretung, Unterstützung! Es scheint Manchem die eigne, in dem Studium jener ehrwürdigen Fächer verbrachte, Jugend werthlos, wenn man plötzlich deren Werthung herabdrückt! Freilich sind ungezählt diejenigen, die nach erreichtem Gymnasialziel die Klassiker überdrüssig von sich geschleudert und seitdem, undankbar genug, im Vergessen ihre größte Stärke offenbart haben. Doch sei ihre Zahl größer oder kleiner, die Macht des Bestehenden ist stärker, das geistige Gesetz der Trägheit herrscht vorläufig und so bleibt äußerlich wenigstens Alles beim Alten. Innerlich freilich vollziehen sich Umwälzungen, welche in ihrer Erscheinung auf die Lehre selbst den Eindruck machen, daß seit der eigenen Jugendzeit doch Manches anders geworden, daß doch die Anforderungen zum Theil sich gesteigert, die Schwierigkeiten sich gemehrt haben — auffallenderweise freilich nicht überall in gleichem Grade: Ein irgendwo gescheiterter Schüler taucht eines Tages anderswo mit einem gewissen Glanz empor, wird wohl nach wenigen Wochen noch versetzt, er begreift selbst nicht wie! Das scheint also auf persönliche oder lokale Lösungen der Schwierigkeiten und Fassungen der Aufgaben des Unterrichts hinauszulaufen, und deren Opfer — häufiger wie deren Günstling leider — ist die Jugend. Man gehe in die Familien; man suche dabei die der Schule am ehrfurchtsvollsten Gegenüberstehenden aus;. man wähle selbst die Lehrerfamilien: Ein wahrer Nothstand, wie ein Essay in diesen Blättern im vorigen Jahre treffend sagte, thut sich vor den Blicken auf. — Noch immer ist in den weitesten Kreisen — selbst zum Theil der Gewerbtreibenden, wie es scheint — das Gymnasium die bevorzugte Unterrichtsanstalt: Hat sie die größten Berechtigungen, so hat sie auch sehr große Sympathien und mindestens einen gewissen Nimbus vor den andern voraus!

Also — wir setzen den Fall, daß ein oder mehrere Söhne das Gymnasium besuchen! Was tritt nur zu oft als der schwarze Punkt am Himmel des häuslichen Lebens, als der vielleicht einzige Gegenstand des Kummers und der Sorge in den glücklichsten Familien entgegen? Die Schule! Da ist der eine Sohn in diesem, der andere in jenem Gegenstand schwach: Allwöchentlich müssen Extemporalien unterschrieben werden von den Eltern; diese erschöpfen sich in Ermahnungen, Rathschlägen, Züchtigungen, wissen zuletzt nicht mehr, was sie Neues, Wirksames sagen oder thun sollen und bescheinigen gewöhnlich einfach nur die Kenntnißnahme von des Sohnes „unvertilgbarer Schwäche!" Nachhülfestunden werden angerathen: Der Sohn arbeitet früh und spät, schon hat er den Musikunterricht aufgesteckt, manche körperliche Erholung ist beschränkt; besorgt blickt die Mutter auf die Gesundheit des Kindes, und nun — nicht der Kosten zu gedenken — noch Vermehrung der Arbeitszeit! Es besteht ja freilich die sogenannte Bonitz'sche Arbeitsverfügung (Bestimmung über die Grenzen der häuslichen Arbeiten von 1876) in Kraft. Sie wird unzweifelhaft mehr oder weniger ausgeführt, aber die Klagen sind dieselben geblieben! Warum? Weil durch Verfügungen allein noch nie ein tiefeingewurzelter Uebelstand beseitigt worden ist, weil durch diese Bestimmung im Besonderen bestehende Verhältnisse nicht geändert, bestehende Anforderungen nicht vermindert worden sind. Die Maxima der häuslichen Arbeiten lassen sich nicht einfach isolirt bestimmen: Sie können ihre Begrenzung nur im Zusammenhang der gesammten Unterrichtsreform erhalten. Es genügt nicht ein Arbeitsübermaß zu beschränken und das gleich hohe Maß der Anforderungen an die Schulen zu belassen. — Und wiederum tritt man in ein Haus: Da hat der Sohn die Versetzung nicht erreicht wegen dieses, wegen jenes Faches! Unglaubliches kann man da vernehmen über die Anforderungen! Der Mißerfolg ist in der Regel nicht der erste Fall. Der Knabe wird alt, die Aussicht auf die ursprünglich geplante Laufbahn schwindet mehr und mehr, eines Tages wird, nachdem Eltern und Kind mürbe geworden, im Unmuth über ein „Sitzenbleiben" ein Beschluß über die Zukunft gefaßt, der zum Unglück führt! Ein verfehltes Leben fängt oft genug mit den trüben Schulerfahrungen an. Und wie viel sittliche Schiffbrüche hängen damit zusammen. Und wenn dies die Ausnahme, so ist das Eine sicher, daß unter den Zukunftsidealen sehr vieler Mütter obenan steht die Hoffnung auf die einstige Schließung des Schulconto, freilich mit dem wehmüthigen Nebengedanken, daß für sie dann der Lebensabend gekommen ist, das große Extemporale, welches gewöhnlich das Leben heißt, nachdem es sich in so viele kleine Extemporalien und Extemporaliensorgen zersplittert, seinem Schlußpunkt und dem langen Gedankenstrich zuneigt. Der Wahrheit die Ehre zu geben, sei diesem trüben Bild hinzugefügt die Wahrnehmung, daß man zuweilen auch großer Leichtlebigkeit in Schulangelegenheiten bei manchen Familien begegnen kann: Da scheint wenig Arbeitslast zu drücken, da hat man zu allerlei Zeit! Aber man lasse sich nicht täuschen: Wie viele von derlei scheinbar Begünstigten scheitern, darüber fehlt die Statistik! Die Beobachtung lehrt, daß mancher gute Kopf im ersten Semester seines Klassenaufenthaltes sich durch geschickte Windungen — bei der Unmöglichkeit, die Erfüllung aller Pflichten in den übermäßig besetzten Klassen im Einzelnen zu controliren — mancher Bürde zu entledigen weiß, freilich oft, um dann, wenn's im zweiten Ernst wird, die Erfahrung zu machen, daß die verlorene Zeit nicht einzubringen ist! Jedenfalls liegt über die betrübende Erscheinung der vielen getäuschten Versetzungshoffnungen eine statistische Nachweisung vor (vgl. Voß. Z. M. Nr. 176 zweite Beilage nach dem amtlichen Blatte der Unterrichtsverwaltung), nach der, unseres Erachtens sehr mäßig nnd eher zu günstig, berechnet ist, daß durchschnittlich $^2/_9$ der Candidaten bei der Versetzung in den Berliner städt. Gymnasien durchfallen. Berechnet man die Zahlen nur für die Mittel- oder für die Oberklassen besonders, so kommt man etwa auf $^4/_9$, also fast die Hälfte. Ist das nicht in gleicher Weise ein Nothstand für die Lehrer? Können diese volle Befriedigung von ihrem Berufe haben, wenn bei so Vielen ihre Bemühungen gewissermaßen vergeblich erscheinen? Und die Unterrichtsverwaltung, kann sie noch die

Digitized by Google

Gymnasien und selbst die nicht allzuviel günstiger stehenden Realschulen (2/7 Durchschnitt der Gescheiterten) als Nationalschulen im vollen Sinne ausgeben, wenn solche Resultate vorliegen? Doch man behilft sich mit der Theorie der Entlastung der Gymnasien und Realschulen nicht etwa von Wissensballast, sondern von Schülerballast, der in den Hofmann'schen Mittelschulen verarbeitet werden soll! „Dann wird Alles gut!"

Wenn's nur schon wäre! —

Und ist dies wirklich eine dem klassischen, dem gymnasialen Idealismus entsprechende Lösung? Ist's nicht vielmehr ein praktischer, von Nützlichkeitsrücksichten beherrschter Nothbehelf, jene freilich höher gedachte, aber in der öden Wirklichkeit wohl bald als Einjährigenabrichtung erscheinende Mittelschule?

Sollten wir nicht doch erst noch einmal in unsere bestehenden Schuleinrichtungen recht tief hineinblicken und sie scharf drauf ansehen, ob nicht am Ende die Lösung bei Vorurtheilsfreiheit viel einfacher zu geben, das Ei des Columbus verhältnißmäßig leicht zu stellen ist?

Wer aber soll diese Untersuchung anstellen?

Die Väter in der Regel, obwohl sie viel Material sammeln, können es nicht! Also die Lehrer? Wollte man gewissen eingewurzelten Vorstellungen und Anschauungen Rechnung tragen, so könnten diese es eigentlich auch nicht. Denn das Princip der Theilung der Arbeit führt im Schulleben heutzutage manchmal dahin, daß kein Fachvertreter einen Collegen für etwas anderes als für dessen eignes Fach für competent hält; die Beherrschung mehrerer Fächer ist selten, und scheint sie zu existiren, so erregt sie den Argwohn der Oberflächlichkeit! Eine Schraube ohne Ende! Wo ist derjenige Schulmann auch nur, der wagen darf zu reden? Wir meinen, daß die Frage zu ernst, zu wichtig, zu dringend ist, als daß man warten könnte, bis einmal ein äußerlich nach jeder Seite legitimirter Mann zur Feder greift! Man muß einstweilen mit irgend Einem vorlieb nehmen, den es drängt, seine Beobachtungen und Ideen zu veröffentlichen, und dessen Legitimation einfach aus dem Geleisteten, Gelieferten gewinnen!

Also „Keinem zu Lieb' und Keinem zu Leid", nur als ein Beitrag zur Lösung oder als der Versuch dazu will das Folgende gelten: Die Zeit des Schweigens ist vorbei, die Zeit des Redens ist gekommen.

Einig scheinen alle Urtheilsfähigen zu sein darüber, daß die Schulen, besonders die höheren, die doppelte Aufgabe zu lösen haben, eine allgemeine Bildung, eine Weltanschauung zu geben, und zugleich irgendwie vorzubereiten für den Beruf. Das Erstere heißt die Jugend gleichsam im Fluge 6000 Jahre Culturgeschichte nachträglich durchleben lassen, sie auf den Culturstandpunkt ihrer eignen Zeit in irgend einer Weise, jedenfalls aber derartig stellen, daß sie im Leben befähigt sind, das Neue, was die weitere allgemeine Entwicklung bringt, zu verstehen, zu athmen die geistige Atmosphäre, welche über den alltäglichen niederen Bedürfnissen als Hülle einer besseren Welt lagert. Das andere gilt völlig allgemein (auch in den Volksschulen) für alle die Anforderungen des niederen oder höheren Rechnens, Lesens, Schreibens, vielleicht auch Zeichnens, die trotz der sonstigen Verschiedenheit der Berufsarten eine Art von Gemeinsamkeit herstellen.

Dazu kommen die besonderen Fachstudien und Fächer, die schon auf den Schulen in elementarer Form mehr oder weniger vertreten sind. Thatsächlich werden jene beiden Aufgaben theils in allgemeinen, theils in Fachschulen gelöst. Die brennende Frage ist hier, wie beide gegen einander abzugrenzen! Wiederum einig sind Alle in dem Wunsche, daß beiden Aufgaben möglichst gleichmäßig, ohne Beeinträchtigung des Einen durch das Andere, genügt werde. Aber — das bleibt thatsächlich nur ein frommer Wunsch! Die praktischen Rücksichten, die äußeren Verhältnisse sind scheinbar immer die stärkeren. Viele einigen sich mit uns in dem Wunsch, die für das ganze Volk, mindestens aber für die Gebildeten, gemeinsame Grundlage der allgemeinen Bildung möglichst auszudehnen! Leicht begeistert man sich für den Gedanken, bis zu den Arbeitern hinab, mindestens aber bis zu den untersten Stufen der besser situirten Minderheit zu erzielen ein Verständniß, die Genußfähigkeit und ein Genießen des Klassischen im weitesten Sinne, zu erreichen ein Verständniß der Gegenwart aus der Vergangenheit. Aber wie wenig auch nur von denen, welche einen ernsten Anlauf nehmen durch Besuch eines Gymnasiums oder einer Realschule, dringen bis zu den Klassen vor, wo die elementare Grundlage den Eintritt in die Vorhalle des eigentlichen Wissensgenusses gestattet! Die Fachschule oder das praktische Leben absorbiren die große Mehrzahl thatsächlich noch vor den Propyläen.

Einig sind wohl Alle, daß — die Geistesschule, wenn sie auch nicht in erster Linie zur Charakterbildung berufen sein sollte, welche wir allerdings in höherem Grade berücksichtigt wünschten, — dennoch nimmermehr dieselbe — ebensowenig wie die körperliche Entwickelung — hemmen dürfe! Begeisterungsfähig wären jedenfalls Viele für den Gedanken einer wahrhaft klassischen, wahrhaft universellen Erziehung zur Harmonie von Geist, Charakter und Leib! Aber thatsächlich sehen wir zuweilen, in den großen Städten wenigstens, in einen Abgrund von keimender Unsittlichkeit, leider nicht ganz ohne Zusammenhang mit der Lage der Schulverhältnisse: in eine erschreckende Unredlichkeit, zum Theil als Folge der Unfähigkeit, den Anforderungen der Schule zu genügen, in eine Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, welche die Ausspannung als Folge der Ueberanspannung und Abspannung bildet.

Einig ferner dürften die Unbefangenen und die wahrhaft Gebildeten, von den seltenen Vertretern wirklich allgemeiner Bildung nicht zu reden, darüber sein, daß die Gebiete des Wissens und Könnens, welche in Frage kommen, eigentlich sämmtlich begehrenswerth für die Erziehung sind; daß ihre Vereinigung ein schönes Ideal darstellt! Wenn's nur thatsächlich möglich wäre!

Einig dürfen endlich Alle sein, daß Wissen werthvoll, Bildung aber mehr werth als Wissen ist, daß multum besser als multa, daß die Vielheit ohne die zusammenfassende Einheit werthlos, ja vom Uebel, am meisten für die Jugend, daß die Entwicklung des Begreifens und Begriffsvermögens wichtiger ist, als die Schulung des Gedächtnisses, daß ein mechanisches Nebeneinander kein wahres Unterrichtsprogramm darstellt, daß nur ein organisches Gefüge Bildung schafft und dieses durch die Setzung eines gemeinsamen Zieles bei allen Objecten des Wissens und Könnens hergestellt wird; verstehen zu lehren die ewigen, ehernen großen Gesetze, welche da walten in Allem was ist; den Blick zu öffnen für die eine Wahrheit, die im All verborgen ruht!

Was folgt daraus?

Man suche die Einheit nicht in einem oder zwei centralen Fächern, die absolutistisch die anderen zurückdrängen und — von einseitigem Standpunkte aus — entscheiden über Fähigkeit und Nichtfähigkeit der Schüler, und damit, über das Recht auf höhere Bildung!

Man suche die Einheit in der Methode, welche, bei aller Verschiedenheit der Fächer an sich, für die Schule annähernd zu erreichen ist in der Betonung der Gesetze, der Denk-, der Schönheits-, der Wahrheitsgesetze, die in denselben stecken. Man lege den Nachdruck nicht auf das Gedächtnißmaterial und leite die Form als das Abhängige daraus ab. Man lasse die Fächer sich nach jeder Seite hin geschwisterlich die Hand reichen, die Wissenschaften den Künsten, und die einzelnen Gebiete in diesen beiden Hauptreichen des Geistes desgleichen eins dem andern. Arbeitet wahrhaft mit einander, nicht gegen einander: höret auf, Euch von dem Raube der Geschwister, selbst der Stiefkinder der gemeinsamen Mutter, zu nähren! Werdet wahre Collegia, die besonders die erste Silbe ihres Namens im Auge behalten!

Vor Allem aber verlegt den Schwerpunkt des Lernens durch veränderte Methode in die Stunden, nicht in die häusliche Arbeit! Es gibt nur eine unerläßliche Aufgabe für das Haus: die Repetition, in allerdings verschiedener Gestalt. Das Lernen ist in allen Fächern Sache des Klassenunterrichts in allererster Linie. Um dies zu erläutern

Digitized by Google

und die Möglichkeit zu erweisen, müssen wir die einzelnen Fächer nach ihrem eigenthümlichen Wesen und in ihren thatsächlichen oder möglichen Beziehungen einer näheren Betrachtung unterziehen.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Zum Jubiläum des Théâtre français.

1680—1880.

II.

Vom ersten Kaiserreiche bis zur Gegenwart.

Die Zeit des ersten Kaiserreichs war, wenn auch das wichtigste auf die Organisation des Théâtre français bezügliche Decret in dieselbe fällt, — es ist das berühmte sogenannte „Moskauer Decret" vom 15. October 1812, das nicht weniger als hundertundeinen Paragraphen umfaßt, — für das Kunstinstitut keine besonders glänzende. Napoleon selbst interessirte sich zwar auf das Lebhafteste für das berühmte Theater, namentlich für die Tragödie. Man kennt seinen oft citirten Ausspruch: „Hätte Corneille unter meiner Regierung gelebt, ich hätte ihn in den Fürstenstand erhoben." Aber die dramatischen Dichter der Napoleonischen Zeit waren nicht im Stande, dem Theater durch ihre Werke irgend welchen neuen Glanz zu verleihen. Von den frostigen, steifbeinigen Tragödien aus der Zeit ist nichts übrig geblieben, und von den kleinbürgerlichen Lustspielen nur sehr wenig. Picards „Kleinstadt" ist wohl das einzige Lustspiel, das aus jener Zeit sich auf dem Repertoire gehalten hat und jetzt noch von Zeit zu Zeit wieder hervorgesucht wird. Den großen Ereignissen gegenüber, welche die Welt bewegten und namentlich Frankreich beständig in fieberhafter Aufregung erhielten, schrumpften die dramatischen Handlungen auf den Brettern kläglich zusammen; und selbst so bedeutende Künstler wie Talma, der für Frankreich der Schöpfer des modernen tragischen Stils geworden ist, waren nicht im Stande, das große Publicum zu einer warmen und beständigen Theilnahme anzuregen. Die Einnahmen, welche das Théâtre français unter dem Kaiserreich machte, sind miserabel. Es kam dazu, daß sich die Mitglieder des Theaters, die nun den Titel „Comédiens ordinaires de l'Empereur" angenommen hatten, auf Befehl ihres kaiserlichen Herrn, der das Institut in wahrhaft fürstlicher Weise mit einer Jahressubvention von 100,000 Franken unterstützte, sehr häufig Paris verlassen mußten, um vor dem Hofe in Compiègne, Fontainebleau, Versailles ꝛc. zu spielen. Der Kaiser ließ sich seine Schauspieler sogar nach Deutschland nachkommen. In Erfurt und Dresden wurden berühmte Vorstellungen gegeben, die berühmteste in Dresden, wo das Théâtre français die Ehre hatte, vor Napoleon, dem Kaiser von Oestreich, den Königen von Preußen, Bayern und Sachsen und vor einer ungezählten Menge von andern Fürsten ein Drama von Corneille aufzuführen.

„Ich habe Ihnen ein Parterre von Königen versprochen," sagte der Kaiser zu Talma, „Sie sehen, daß ich Wort halte.,

Von Talma datirt die richtige Kostümirung der Helden in den Tragödien. Früher wurden die antiken Fürsten und Helden in einem wunderlichen Phantasiekostüm dargestellt, das ungefähr das Kostüm der Zeit Ludwigs XIV. war, und nur durch gewisse Einzelheiten, wie einen um die Allongenperrücke geschlungenen Kranz, Schild und Schwert ꝛc. auf das Alterthum hinwies. Alexander, Augustus, die Horatier mit der Allongeperrücke! Wie sein Freund David in der Malerei, so führte also Talma auch auf der Bühne das echte antike Kostüm ein. Neben Talma glänzten noch in der Tragödie die leidenschaftliche Mademoiselle Georges und in der Komödie Mademoiselle Mars.

Unter der Restauration wurde das Moskauer Decret wieder aufgehoben und das Théâtre français, dessen Mitglieder nun wieder Comédiens ordinaires du Roi geworden waren, dem Minister des königlichen Hauses unterstellt. Diese Situation dauerte bis zum Ende des legitimistischen Königthums, bis zur Julirevolution 1830.

In die Regierung Karls X. fallen die Debüts der drei erfolgreichsten dramatischen Schriftsteller der neueren Zeit: Eugen Scribe debütirte am 21. December 1822 mit „Valérie", Alexander Dumas am 11. Februar 1829 mit „Heinrich III.", und Victor Hugo in den letzten Tagen der Bourbonen am 25. Februar 1830 mit „Hernani".

Von sonstigen hervorragenden Werken, die in dieser Zeit zur Aufführung gekommen sind, ist noch zu nennen: „Die Schule der Greise" von Casimir Delavigne.

Während derselben Zeit wurden am Théâtre français die Schauspieler Samson, Geffroy und Beauvallet engagirt, — Künstler, die unsre heutige Generation noch auf den Brettern des Théâtre français zu bewundern die Gelegenheit gehabt hat.

Der denkwürdigste Abend ist der der ersten Aufführung des „Hernani", der ohne Uebertreibung überhaupt als eines der merkwürdigsten Daten der modernen französischen Literatur bezeichnet werden kann.

Die Rolle der Doña Sol, die neuerdings ein Triumph der Sarah Bernhardt geworden ist, wurde von Fräulein Mars zum ersten Male gespielt.

Wochenlang vor der ersten Aufführung und monatelang nach derselben wurde das Pariser Publicum durch dieses neue Stück beständig in Athem gehalten, und es bedurfte keines geringeren Ereignisses als der Julirevolution, um dem Theaterskandal ein Ende zu machen. Ueber diese erste Aufführung sind Bücher geschrieben worden; ich selbst habe in den „Dramaturgischen Blättern" (1875, C. F. Simon) einen ausführlichen Bericht darüber veröffentlicht.

Der Skandal begann damit, daß Victor Hugo die handwerksmäßige Claque, die vom Theater selbst gedungen war, abgeschafft und dafür eine Claque aus seinen Anhängern, namentlich jungen Künstlern, zur ersten Aufführung beordert hatte. An der Spitze dieser Claque standen die Führer der Schule: Theophile Gautier, Gérard de Nerval, Vivier ꝛc., die gewissermaßen als Centurionen über ein Häuflein ihnen zugetheilter junger Fanatiker zu gebieten hatten. Die Romantiker, die dem Dichter blindlings ergebenen Kunstjünger, zeichneten sich auch äußerlich durch einen ganz curiosen Geschmack aus. Sie trugen Westen und Cravatten in den schreiendsten Farben. Der Schnitt ihrer Kleider gemahnte an alle Zeiten, besonders an das mittelalterliche Wamms, und Simsonlocken, die der Scheere der verächtlichen Cultur sich jahrelang entzogen hatten, fielen mähnenartig über die Schultern herab. Diese wunderbare Gesellschaft hatte schon längst vor der Eröffnung vor den Räumen des Theaters Posto gefaßt. Um ein Uhr Nachmittags war diese Gesellschaft bereits vollzählig vor dem Gebäude des Théâtre français versammelt, — eine Schaar wunderlicher Strolche, „wild und schier befremdlich, mit langen Bärten, mit langen ungekämmten Haaren, in den absonderlichsten Trachten aus allen Zeiten, allen Ländern, im Matrosenkittel, mit dem spanischen Mantel auf der Schulter, mit Westen à la Robespierre, mit mittelalterlichem Barret", — die geweihte Legion des Romantismus, wie sie ein Augenzeuge schildert. Theophile Gautier trug eine scharlachrothe Atlasweste. Diese Volontair-Claque wurde von den Vorübergehenden verhöhnt und nicht nur das, auch mit Schmutz beworfen. Es kam zu kleinen Prügeleien. Um drei Uhr wurde ihnen das Portal geöffnet. Von drei bis sieben saßen die Leute, die sich nun vollständig organisirt hatten, auf den ihnen im Parterre und in der zweiten Galerie angewiesenen Plätzen. Da sie wußten, daß sie die Hauptmahlzeit des Tages — in Paris dinirt man bekanntlich fast durchgängig um sechs Uhr — versäumen würden, hatten sie sich Proviant mitgenommen: Knoblauchswürste, Käse, Bier ꝛc., und nahmen zur üblichen Zeit ihr frugales Diner ein. Als nun das Publicum später zugelassen wurde, herrschte eine entsetzliche Atmosphäre, und es kam zu sehr ärgerlichen Auftritten; denn die jungen Leute waren vier Stunden im dunkeln Saale eingeschlossen gewesen! Und als nun das Licht des angezündeten Kronleuchters die dunkelsten Ecken beleuchtete, war der Skandal

Digitized by Google

groß. Das Publicum war außer sich, die Schauspieler waren empört, der königliche Commissar lief wie ein Verzweifelter auf und ab und sagte zum Dichter, der ganz gemüthlich eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung eintraf: „Ihre Freunde haben das Stück getödtet!"

Die Vorstellung selbst verlief in nicht zu beschreibender Weise. Es war ein Skandal von Anfang bis zu Ende. Die Klassiker zischten, die dunkle Horde des Romantismus johlte und schrie, hüben und drüben geberdete man sich wie im Tollhaus. Es kam zu blutigen Schlägereien, zu ernsthaften Verwundungen, zu Herausforderungen und Zweikämpfen mit blutigem Ausgang. Fast alle Zeitungen wütheten gegen Victor Hugo und dessen Anhänger. Der Dichter, so sagten sie, habe sich seine Zuschauer selbst mitgebracht, und zwar Zuschauer, die des Dramas würdig wären: Strauchdiebe, ungewaschen und in Lumpen, die man in Gott weiß welchen Kneipen aufgelesen habe; und im Theater hätten jene Gesellen Orgien gefeiert, deren haarsträubende Folgen alle anständigen Augen auf das Tiefste verletzt hätten. Zotenlieder hätten sie angestimmt und den Tempel der Thalia auf das Schändlichste entweiht.

Der Schauspieler Joanny, der in dem Stücke selbst die Rolle des alten Herzogs Silva spielte, hat über die Aufführungen ein Tagebuch geführt. Das Tagebuch ist interessant. Bis zum 11. Juni, vom 26. Februar an, wurde das Stück beständig fast jeden Abend ausgelacht, ausgezischt, ausgetrommelt und ebenso wüthend von den Anhängern Victor Hugos vertheidigt. Fast jeden Abend wurden so und so viel Personen verhaftet. Unter dem 10. März, um nur einige Beispiele anzuführen, citirt Joanny: „Immer noch ein bischen stärker: Faustschläge . . . Unterbrechung . . . Polizei . . . Verhaftungen . . . Geschrei . . . Bravo . . . Pfeifen . . . Tumult . . . Menschenmasse . . . Und so weiter." 12. März: „Immer dasselbe. Die Kasse ist das einzige Wesen, das sich darüber amusirt." 15. März: „Die alte Geschichte!" 20. März: „Der Skandal wird immer stärker: es ist nicht mehr zum Aushalten." Und in dieser Weise geht es fort.

Nach der fünfundvierzigsten Vorstellung verschwand „Hernani" auf acht Jahre vom Theater. In den Provinzen wiederholte sich dasselbe Schauspiel, und bisweilen auch mit tragischem Ausgange. In Toulouse wurde während der Vorstellung ein junger Mann, Namens Betlam getödtet; in Vannes starb ein Korporal, der folgendes Testament hinterließ: „Ich will, daß man auf meinen Stein die Worte setze: 'Hier ruht ein Mann, der an Victor Hugo glaubte'."

In den ersten Jahren der Julimonarchie machte das Théâtre français die schlechtesten Geschäfte. Heylli führt unter Anderm Folgendes an: Im Jahre 1831 nimmt das Théâtre français mit „Tartüffe" von Molière und „Le legs" von Marivaux an einem Abend 68 Franken ein! Im Jahre 1833 betrugen die Schulden des Theaters mehr als eine halbe Million Franken. Die Subvention des Staates war inzwischen auf 200,000 Franken erhöht worden.

Das glänzendste Ereigniß in der Geschichte des Théâtre français unter der Julimonarchie ist das Auftreten der Rachel. Diese größte Tragödin — wahrscheinlich aller Zeiten — trat am 12. Juni 1838 als Camille in den „Horaziern" von Corneille zum erstenmale auf. Das Haus war schwach besucht. Es ist interessant, einen Blick auf die Ziffern der ersten Einnahmen zu werfen, die gleichzeitig ein sehr beredter Beleg sind für die Wirksamkeit der Kritik. Im Zeitraum von zwei Monaten und an sechs Abenden spielte Rachel vor erschreckend leeren Häusern. Hier die ersten Aufführungen:

12.	Juni	1838	„Horazier"	753 Franken
16.	„	„	„Cinna"	558 „
23.	„	„	„Horazier"	303 „
9.	Juli	„	„Andromache"	373 „
11.	„	„	„Cinna"	342 „
15.	„	„	„Andromache"	736 „
				3065 Franken.

Am 12. August kam Jules Janin, der berühmte Kritiker des „Journal des Débats", der während der heißen Tage sich Urlaub gegönnt hatte, nach Paris zurück und sah Rachel in den „Horaziern". Er erkannte sofort das großartige Genie dieser Tragödin, um die sich bis dahin kein Mensch bekümmert hatte, die ohne ihn vielleicht nach dem ersten halben Jahre unbemerkt wieder das Théâtre français verlassen hätte. Er war geradezu begeistert und schrieb am folgenden Montag im „Journal des Débats" die überschwänglichste Kritik, die vielleicht jemals geschrieben worden ist. Er verkündete, daß dies junge schwächliche Mädchen mit dem noch unentwickelten Organ, mit der schmalen Brust und den langen und noch ungelenken Armen Alles in den Schatten stellen würde, was bisher auf der französischen Bühne erschienen war. Er lobte mit einer solchen Gluth, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf das junge Talent, von dem der kritische Meister Wunderdinge zu erzählen wußte, hingelenkt wurde. Und die Wirkung war die: während die Einnahmen bei den ersten sechs Vorstellungen vor der Kritik genau gerechnet 511 Franken 25 Centimes im Durchschnitt ergeben hatten, war die Durchschnittseinnahme der übrigen vierzig Vorstellungen, die Rachel seit dem Erscheinen der Kritik bis zum Ende des Jahres 1838 im Théâtre français gab, 4193 Franken 90 Centimes. Ich will natürlich nicht sagen, daß Jules Janin die Rachel „gemacht" hat; daß aber seine Feder wesentlich dazu beigetragen hat, dem jungen Mädchen von einem Tage zum andern zur Berühmtheit zu verhelfen, ist unzweifelhaft.

Von nun an hat Rachel bis zu ihrem Todesjahre, 1858, nur rauschende Triumphe zu verzeichnen. Ihr über alle Maßen schönes, seelenvolles, geistreiches, gewaltiges Spiel riß alle Zuschauer zu ungetheilter Bewunderung hin. Ihre Majestät gebot über Alles. Rachel bezog zuletzt 42,000 Franken Gehalt; ihre Gastspiele während des langen Urlaubs wurden auf 200,000 Franken angeschlagen. Dessen ungeachtet hatte die launische und sich ihrer Macht sehr bewußte Künstlerin beständig mit der Direction Streitereien — auch in dieser Beziehung hat die viel zu viel genannte Reclamenheldin Sarah Bernhardt, die als dramatische Künstlerin der Rachel nicht das Wasser reicht, die in einigen Rollen hochinteressant, in andern recht mittelmäßig ist, die Rachel copiren wollen. Der damalige Director des Théâtre français, Buloz, setzte ein Erkenntniß gegen die Rachel durch, das die unbändige Künstlerin zur Disciplin zwingen sollte. Am 24. Februar 1848 wurde das Erkenntniß übermittelt. An demselben Tage hatte es aber mit den Befugnissen des Königlichen Commissars — diesen Titel führte Buloz — ein Ende. Es gab keinen Königlichen Commissar, kein Königliches Theater, es gab auch kein Königthum mehr. Die Februarrevolution befreite Rachel von der ihr zugedachten Demüthigung.

Unter der Regierung Ludwig Philipps hatte sich die finanzielle Situation des Theaters gebessert. Die Subvention wurde wiederum um 40,000 Franken erhöht; außerdem wurde der Gesellschaft ein Credit von 300,000 Franken zur Liquidirung der alten Schulden und zur Neubeschaffung von Möbeln und Requisiten bewilligt, die in fünfjährigen Raten abzutragen waren.

An die Stelle des Königlichen Commissars Buloz trat nach der Februarrevolution Lockroy. Rachels berühmteste Leistung in dieser Zeit ist ihr Vortrag der Marseillaise mit melodramatischer Begleitung. Alle, die diesen ganz eigenthümlichen, halb gesungenen, halb geschrieenen und gesprochenen Vortrag gehört haben, sagen, daß dies das außergewöhnlichste, aufregendste Schauspiel gewesen sei, das sich je dem Zuschauer dargeboten habe. Rachel erschien als „Republik" mit der phrygischen Mütze auf dem Haupte und dem dreifarbigen Banner in der Hand. Die Wirkung, die sie ausübte, war eine so gewaltige, daß die Regierung für ihre Zwecke daraus Nutzen ziehen wollte; und Rachel erhielt von Regierungswegen den Auftrag, durch Vortrag der Marseillaise in der Provinz Propaganda für die Republik zu machen. Der letzte Director unter der Republik war Arsène Houssaye, der jetzt eine umfangreiche, geistvolle, aber wenig gründliche und schlechtcomponirte Geschichte des Théâtre français veröffentlicht hat.

Digitized by Google

Von den dramatischen Werken, die in dieser Zeit — von der Thronbesteigung Ludwig Philipps bis zum Staatsstreich — auf der Bühne des Théâtre français aufgeführt worden sind, sind vornehmlich die folgenden zu verzeichnen: von Victor Hugo: „Le roi s'amuse" (nach der ersten Aufführung verboten), „Angelo", „Die Burggrafen" (durchgefallen); von Casimir Delavigne: „Die Söhne Eduards" und „Don Juan d'Autriche"; von Scribe: „Bertrand und Raton", „Gönnerschaften", „Das Glas Wasser" (17. November 1840), „Fesseln", „Adrienne Lecouvreur", „Damenkampf"; von Alfred de Vigny: „Chatterton"; von Alexander Dumas: „Mademoiselle de Belle-Isle", „Les demoiselles de Saint-Cyr"; von George Sand: „Cosima" (durchgefallen am 29. April 1840); von Alfred de Musset: „Caprice", „Zwischen Thür und Angel", „Man soll nichts verschwören", „Louison", „Der Leuchter"; von Emile Augier: „L'aventurière", „Gabriele", „Diana"; von Ponsard: „Charlotte Corday"; von Bayard: „Er muß aufs Land". Fast alle diese Stücke sind noch heute auf dem Repertoire.

Von hervorragenden Künstlern wurden während der Zeit engagirt: Regnier, Provost, Got, Delaunay, die Rachel, Arnould-Plessis, die beiden Brohans, Augustine und Madeleine, die Schwestern der Rachel: Sarah und Rebecca Felix, die Judith, Favart und Delphine Fix. Von diesen sind noch heute Got (engagirt 1844), Delaunay (engagirt 1848) und die Favart (engagirt 1848) die bedeutendsten Künstler der Bühne, mit denen von den später engagirten wohl nur Coquelin zusammenzunennen ist.

Ueber die Geschichte des Théâtre français von der Begründung des zweiten Kaiserreichs an bis auf unsre Tage kann ich schnell hinweggehen. Es existirt über diesen Zeitraum ein sehr vollständiges und vortreffliches Journal von George d'Heylli.*) Diese neueste Epoche ist die Zeit der größten finanziellen Blüthe des Théâtre français. Während die Jahreseinnahme bis dahin im Durchschnitt kaum 500,000 Franken betragen hatte, 1848: 319,000, 1850: 612,000, steigern sich nun die Einnahmen von Jahr zu Jahr in überraschender Weise. Von 1855 an bis zum Jahre 1869 erhält sich die Einnahme fast immer auf 900,000 Franken. 1858 beträgt sie nur 824,000 Franken, während der Ausstellung 1867 steigt sie auf 1,315,000 Franken. Krieg und Commune schädigen die Einnahmen natürlich sehr erheblich. 1870 ergibt nur 562,000, 1871 671,000 Franken. Aber bei der Elasticität des französischen Volkes, dessen Reichthum und Vergnügungssucht steigt die Einnahme schon im Jahre 1872 wieder auf das Doppelte: 1,262,000 Franken, und das letzte Jahr, dessen Einnahme von d'Heylli mitgetheilt wird, 1877, ergibt die größte Summe, nämlich 1,580,000 Franken; ohne Zweifel ist diese Einnahme im folgenden Jahre (Ausstellung, „Fourchambault") sogar noch übertroffen worden.

Als interessanter Theaterabend ist zu bezeichnen der 22. October 1852, an dem das Théâtre français wiederum politische Propaganda, und zwar diesmal für den aus Bordeaux heimkehrenden Präsidenten machte, der zum erstenmal in einem officiellen Programm sein Trachten nach der Kaiserkrone ausgesprochen hatte. Der Zettel brachte eine Hymne, die der Director des Théâtre français, Houssaye, mit Beziehungen auf die Rede in Bordeaux gedichtet hatte: „L'empire c'est la paix", Corneilles „Cinna" mit Rachel und das Proverbe „Man soll nichts verschwören" von Alfred de Musset. Dieser Vorstellung wohnten, wie aus den Zeitungsberichten ersichtlich ist, im ersten Rang die „Gräfin von Montijo und Fräulein von Montijo" bei, — letztere die zukünftige Kaiserin Eugenie. Der Epilog von Houssaye: „L'empire c'est la paix" wurde unter melodramatischer Begleitung von der Rachel vorgetragen, während die gesammten Mitglieder des Théâtre français in den Kostümen ihrer Hauptrollen auf der Bühne malerisch um die Tragödin sich gruppirt hatten.

In diesen letzten Zeitraum fallen die ersten Vorstellungen der folgenden Stücke: von Scribe: „Feenhände"; es ist das letzte Lustspiel des fruchtbarsten und erfolgreichsten Dichters der neueren Zeit, das am ersten Abend durchfiel, am zweiten Abend einen glänzenden Erfolg hatte und von nun an auf dem Repertoire sich erhalten hat; von Augier: „Les Effrontés", „Le fils de Giboyer" — an beiden Abenden kam es zu energischen Demonstrationen gegen die „Gründer" (Mirès und Consorten) und die Ultramontanen (Veuillot ꝛc.) —; von Barrière: „Feuer in der Mädchenschule". Außerdem werden verschiedene interessante Stücke wieder aufgenommen oder von andern Theatern herübergenommen; so die Dramen von Victor Hugo „Hernani" und „Marion Delorme", „Die Demimonde" von Dumas, bisher am Gymnase; Dumas selbst debütirt am Théâtre français mit „L'Etrangère", die einen großen Erfolg hat, 1876, — es ist Dumas' letztes Stück. „Der Marquis de Villemer" von George Sand wird vom Odéon herübergenommen; Sardou, der schon früher, aber mit wenig Erfolg sich auf der ersten französischen Bühne versucht hat (la Papillonne), schreibt als Akademiker sein eigentliches Antrittsstück: „Daniel Rochat" (sehr bestrittener Erfolg); und endlich gibt Augier zur Zeit der Ausstellung „Les Fourchambault" — das vortreffliche Schauspiel, mit dem das Théâtre français einen seiner glänzendsten Erfolge erzielt.

Von den Schauspielern, die während dieses Zeitraums am Théâtre français engagirt werden, sind vor allen zu nennen: der liebenswürdige und elegante Bressant, 1854; Coquelin, einer der besten Schauspieler unserer Zeit, 1864; Fräulein Croizette, maßgebend als Modedame, geistvolle Schauspielerin, 1875; Sarah Bernhardt, 1862. Diese letztere Künstlerin hat sehr viel von sich reden machen, nach der Ansicht geschmackvoller Leute zuviel. Sie ist eine äußerst geistvolle Künstlerin, die auf allen möglichen Gebieten Beachtenswerthes leistet: sie schreibt witzige Briefe und Aufsätze, sie malt recht hübsch, sie wird für eine sehr talentvolle Bildhauerin Frankreichs gehalten ꝛc. Ihr dramatisches Talent wird nach meiner Ueberzeugung sehr erheblich überschätzt. Ihr Spiel hat etwas hektisch Krankhaftes, und im leidenschaftlichen Affecte übernimmt sie sich in einer den Zuschauer beängstigenden Weise. Von den zuletzt engagirten Künstlern ist noch Herr Worms zu nennen. Der Erfolg eines Künstlers wie Mounet-Sully ist für den deutschen Theaterfreund ein Räthsel. Wir sprechen in Deutschland mit äußerster Nichtachtung von diesen Schreiern und Coulissenreißern, die in affectirten Posen mit klangvollem Organ die Verse der Klassiker herunterleiern.

Man kann Vorstellungen im Théâtre français sehen, namentlich Vorstellungen von Tragödien und ernsten Dramen, die den unbefangenen Zuschauer daran gemahnen, daß überall mit Wasser gekocht wird. Die Lustspielaufführungen dagegen, sowohl die der klassischen von Molière, Regnard ꝛc. sowie die Aufführungen der modernen Conversationsstücke von Scribe, Augier, Dumas ꝛc. kommen der Vollkommenheit so nahe wie menschenmöglich; und sicherlich gibt es keine zweite Bühne, in welcher mit einem solchen heiligen Ernste, mit einem solchen Respecte vor der Kunst gearbeitet wird, wie im Théâtre français.

Dieses herrliche Kunstinstitut darf an dem Ehrentage, den es jetzt feiern wird, mit berechtigtem Stolz auf die Vergangenheit zurückblicken, und es darf sich das Zeugniß geben, daß es den Ruhm der Altvorderen gewahrt und gemehrt hat.

Das Théâtre français hat durch sein vorzüglich geschultes Ensemble der besten französischen Schauspieler auf das moderne Theater Frankreichs einen sehr starken, fast maßgebenden Einfluß gewonnen. Und aus diesem Grunde hat das Théâtre français, das somit einen wichtigen Factor in der französischen Literatur und im weiteren Kreise, wenn sich das Goethe'sche Ideal verwirklicht, in der Weltliteratur bildet, auch in einem deutschen den literarischen Interessen dienenden Blatte ein Anrecht auf das ihm hier gewidmete Gedenkblatt, das im Uebrigen seinen skizzenhaften Charakter nicht verbergen will.

Paul Lindau.

*) Journal intime de la Comédie française. Paris. E. Dentu. 564 Seiten.

Digitized by Google

Aus dem Musikleben.

Wer soll über Musik schreiben: die Gelehrten allein, wie sie es eigentlich verlangen, oder die Fachmusiker? Wer soll die Musik-Werke und -Wiedergabe beurtheilen: diejenigen, welche durch Studium und Beruf allein im Stande sind, genau zu erkennen, rasch zu erfassen, gründlich zu prüfen, oder der Aesthetiker und der Kritiker ad hoc, d. h. die sonst nichts Anderes zu thun haben und vermögen, denen oft die nöthigen Kenntnisse ganz fehlen, die aber viel besser verstehen, die gangbaren Wendungen zu handhaben, auch die Meinungen und den Geschmack der Majorität der guten Gesellschaft zu berücksichtigen, und nichts zu sagen, was dieser nicht convenirt? Ist die Tageskritik in ihrer jetzigen Organisation überhaupt ein Nutzen für die Kunst? Sollte nicht eine Umgestaltung der Fachblätter versucht werden, damit nicht der ganze Schwerpunkt in dem Feuilleton liegen bleibe? Warum schreiben die gebildeten Fachkünstler fast nur für politische Zeitschriften oder periodisch erscheinende Blätter, in welchen der Musik nur eine Gaststube eingeräumt ist? Warum trachten sie nicht ein großes, von Musikverlegern und Parteien unabhängiges Fachblatt zu schaffen, um dem gebildeten Publicum Berichte über alle Ereignisse im Musikleben zu bieten, die nicht unter dem Tageseindrucke, auch nicht vom Parteistandpunkte aus verfaßt sind, sondern nach reiflicher, competenter künstlerischer Prüfung?

Gar noch viele derartige Fragen tauchen auf, so oft man über musikliterarische Werke ein Urtheil niederschreiben will; man kann sich ihrer kaum erwehren. Die Aufzählung aller bildete einen Artikel für sich; die Beantwortung bedingte ein Buch von nicht geringem Umfange. So mag denn hier nur eine Thatsache hervorgehoben werden — sie besagt mehr als alle Betrachtungen und Darlegungen: daß Schumanns Kritiken und Analysen in der von ihm gegründeten „Neuen Zeitschrift für Musik" einen Einfluß auf die musikalische Bildung ihrer Zeit ausgeübt haben, von welchem die jüngere Generation keinen Begriff haben kann. Denn selbst die älteren Künstler von heute vermögen jenen Einfluß nur mehr durch die Erinnerung an ihre Lehrer zu schätzen, welche in der „Neuen Zeitschrift" das Losungswort holten. Schumann hat nicht allein die deutsche Musikwelt zuerst mit Berlioz, Chopin und Henselt bekannt gemacht, die vielleicht auch ohne sein Zuthun berühmt wurden; aber er hat auch manchem jungen strebsamen, ganz unbekannten Künstler durch ein paar freundliche Worte über irgendwelche kleine, von Talent zeugende Composition die schwierige Bahn erleichtert, ihn aufgemuntert, seinen Muth gestählt und sein Vorwärtskommen befördert. Und wie hat er auf die studirende Jugend gewirkt durch seine Aufsätze über Bach, Beethoven und Schubert u. s. w.! Er verlieh dem Musikleben seiner Zeit eine neue ungeahnte Anregung, schon in der Periode, als seine Compositionen noch kaum die Hälfte der Verehrung genossen, die sich ihnen seither zugewendet hat.

Sein Beispiel ist insofern ohne Nachahmung geblieben, als die Fachkünstler, welche auch die Feder des Schriftstellers führen, mit den seltensten Ausnahmen nicht für Musikzeitungen schreiben. Sie genießen dabei allerdings den Vortheil, daß ein viel größerer gebildeter Leserkreis von ihren Artikeln Kenntniß nimmt; aber das auf einen Punkt gerichtete Wirken, die unmittelbare Beziehung zur musikalischen Welt, den künstlerischen Einfluß können sie nicht ausüben. Und es ist bezeichnend genug für unsere Zustände, daß die Musikzeitung, welche jede gründliche Kritik, jede Analyse, jeden eigentlich ernsten Artikel grundsätzlich vermeidet, welche niemals ein Notenbeispiel, und nur die pikantesten Neuigkeiten aus allen Windgegenden bringt, heute als die weitest verbreitete und einflußreichste, auch unter den Musikern, anerkannt werden muß. Dem würde vielleicht nicht so sein, schrieben die Fachkünstler nicht fast ausschließlich für andere als Fachzeitungen.

Unter den literarischen Nachfolgern Schumanns, das heißt unter den Tonkünstlern, die auch Artikel schreiben, nimmt Hiller eine besondere Stellung ein. Er besitzt den Muth, die jetzt allgemeine und fast zur Schau getragene Begeisterung für Musik nicht durch Phraseologie zu unterstützen, in seinen Besprechungen sich immer klar und präcis auszudrücken; er besitzt auch die glückliche Gabe, ganz Ernsthaftes in Form harmlosester Plauderei vorzubringen. Und sie ist ihm allein eigenthümlich; denn der geistvolle, poesiereiche Ehlert sucht manchmal zu sehr nach ganz besonderen Redewendungen und versteigt sich dann in nebelhafte Höhen der Metapher, in welchen die wissenschaftliche Erörterung endet, und auf welche mancher musikalisch gebildete Leser nicht folgt, der die vortrefflichen Eigenschaften dieses Musikschriftstellers am besten und aufrichtigsten zu schätzen weiß. Hanslick und Riehl aber, die beide über eleganteste und zugleich wissenschaftliche Darstellung verfügen, zählen nicht zu den Fachkünstlern. Hiller ist also in seiner Art der Einzige, immer liebenswürdig und gemüthlich. Daß er in seinen Plaudereien hier und da auch etwas zu viel von sich spricht, wer mag ihm das verargen? Wenn Einer Vieles gesehen und miterlebt, in allen möglichen Ländern, Verhältnissen und Kreisen sich bewegt, mit den Besten als Gleichberechtigter freundschaftlich verkehrt hat, und bei vielem Bedeutenden mitthätig war, da überkommt ihn wohl manchmal die Lust, von Dem zu erzählen, was er am besten kennt, von Selbstgethanem. Und wie viel hat Hiller gesehen, und miterlebt, und mitgethan! Er war der Erste, der in Paris (1835) Kammermusikabende veranstaltete; dann führte er in Italien eine Oper, zwei Jahre darauf ein Oratorium in Deutschland vor, dirigirte die Gewandhausconcerte in Leipzig, Abonnementsconcerte in Dresden, ward Kapellmeister in Düsseldorf, endlich in Köln, wo er seit 30 Jahren wirkt. Ein reiches Künstlerleben!

Hillers Aufsätze, größtentheils unter dem Titel „Aus dem Tonleben unserer Zeit" erschienen, bilden eine kleine Bibliothek stattlicher Bände. Jeder derselben enthält Anregendes, Geistreiches; der Stil ist überall vortrefflich. Daß Artikel, die in der übergroßen Mehrzahl für die besten Tagesblätter und literarischen Wochenschriften verfaßt waren, das Gepräge des Feuilletons tragen, und manchmal die tiefe, sachliche Kenntniß des Autors nur ahnen lassen, ist von der Natur der Sache bedingt.

Die neueste Sammlung trägt den Titel „Künstlerleben".*) Der Autor hat ihn wohl im Hinblicke darauf gewählt, daß er in dem Buche sehr viel von seinen Jugendjahren und vom späteren Zusammenleben mit anderen Künstlern erzählt. Und er bietet des Interessanten in Hülle und Fülle. Gleich der erste Artikel „Lehrjahre in Weimar" beleuchtet das Wesen und Wirken eines Tonkünstlers, der jetzt mehr und mehr in unverdiente Vergessenheit geräth, obwohl er seiner Zeit auf die Entwickelung des Klavierspieles einen sehr bedeutenden Einfluß geübt hat: Hummel, zu dem Hiller als Knabe vom Vater gesendet worden, um dessen Unterricht zu genießen. Die Mittheilungen sind höchst dankenswerth, denn sie lehren jenen Meister auch als Menschen achten und lieben. Was Hiller von den „großen" Compositionen Hummels sagt, ist — das unvergängliche Septett ausgenommen — mehr der Pietät zuzuschreiben. Der erste Satz der Fis-moll Sonate ist, mit Ausnahme des etwas matten Mittelthemas, sehr interessant, auch für den Spieler wirksam. Das Adagio aber mit seinen endlosen Läufen und das Finale werden schwerlich mehr denn als vortreffliche Lehrstücke gelten. Die Phantasie in Es-dur mit ihren langen Andante und der heute philiströs klingenden Octavenstelle in G-moll wäre noch weniger im Concerte durchzubringen. (Ich habe die beiden Stücke, auch das E-dur Trio, unter Thalbergs Leitung studirt, sie sind mir noch in lebhaftester Erinnerung.) Unbegreiflich dagegen erscheint es mir, daß Hummels As-dur so wenig mehr gespielt wird; es ist eine ebenso wirksame als liebenswürdige Composition, welche den Stempel einer Individualität trägt; in ihm und im A-moll Concerte (auch aus dem ersten und zweiten Satze des H-moll) kann man Hummels Eigenthümlichkeit am besten kennen lernen; und für den gründlich lehrenden und lernenden Klavierspieler sind diese Compositionen noch heute unentbehrliche Studienwerke.

Daß in dem Artikel von Goethe gesprochen wird (der bekanntlich Hillern ein Gedicht widmete) ist selbstverständlich; befremdend mag es erscheinen, daß kein Wort Beziehungen zwischen dem Dichterkönig und Hummel errathen läßt; sie haben wahrscheinlich nicht stattgefunden. Und doch verdiente der Tonkünstler die Achtung auch der Besten in vollem Maße; die Worte, welche er seinem Schüler in das Stammbuch geschrieben, sind ungelenk, wie die eines Mannes, der die Feder meist für Notenköpfe brauchte, aber sie sind gediegen, inhaltreicher als die der anderen Weimarer Herren, die Hiller ebenfalls citirt, und lassen einen ehrenfesten Musiker aus alter Zeit erkennen, die mehr auf schöne Musik als auf schöne Phrasen achtete.

Der Artikel „In Wien vor 52 Jahrrn" bringt sehr liebenswürdige und höchst interessante Mittheilungen über das Musikleben in der

*) Verlag der M. Dumont-Schauberg'schen Buchhandlung, Cöln 1880, 19½ Bogen gr. 8.

Digitized by Google

Donaustadt im Jahre 1827, als Hiller, fünfzehn Jahre alt, mit Hummel dahin kam. Der Jüngling verzeichnete damals alle empfangenen Eindrücke in einem eigenen Tagebuche, und was der 67jährige Mann aus demselben citirt, zeugt von ebenso scharfem Blicke als freundlichem Gemüthe. — Die Studie über Hector Berlioz ist voll anregender Bemerkungen und vortrefflich geschrieben; ein Gleiches läßt sich von der kleinen: „Vincenzo Bellini" sagen. Aber als Muster ihrer Art muß die „Adolphe Nourrit" überschriebene bezeichnet werden, denn sie bietet in kleinem Rahmen ganz ausgezeichnet geschriebene und von feinstem Verständnisse zeugende kurze Betrachtungen über die Entwickelung der dramatischen Musik in Frankreich, eine anziehende Schilderung der Verhältnisse der Großen Oper in den Glanzjahren 1830—36, und die getreue Schilderung eines der edelsten Künstler, die je auf der Bühne gewirkt haben. Wie vornehm-edel erscheint da Nourrit gegenüber seinem glücklichen Nachfolger Duprez, der nur sich und nochmals sich, dann das Theater, endlich auch vielleicht einmal die Kunst sah!

Als Zeugen dafür, daß mein Urtheil kein ungerechtes oder zu scharfes sei, rufe ich — Duprez auf; der Leser nehme dessen kürzlich erschienenen „Souvenirs d'un chanteur" zur Hand, und prüfe irgend ein Kapitel vom siebenten ab, in welchem die Erzählungen seiner französischen Triumphe beginnen; dann entscheide er selbst. Doch kehren wir zu Hillers Buch zurück.

„Offener Brief an Liszt", „Eine Preismesse" und „Zum 54. Rheinischen Musikfest" sind Gelegenheitsstücke, die nur als solche einen Werth haben. Die „Streifzüge eines Musikers" sind eine ungemein liebenswürdige, harmlose und musterhaft stilisirte Plauderei. Für den Artikel „Wunderkinder" habe ich besonderen Grund mich zu bedanken, er handelt von dem kleinen Geiger Dangremont, der bei seinem ersten Auftreten in Berlin vor einigen Jahren in manchen Blättern die enthusiastischesten Lobsprüche fand; ich war der Einzige, der nicht mit einstimmte, und in dem jungen brasilianischen Paradiesvogel keine zukünftige Nachtigall erkennen wollte. Hillers Aufsatz bereitet mir die Freude, daß auch der alte und erfahrene Künstler ganz meine Meinung theilte, die allerdings später — nach der zweimaligen Wiederkehr des heranwachsenden Virtuosen — auch von andern Berliner Blättern ausgesprochen wurde. Was Hiller in seiner Beurtheilung des Buches „Die Familie Mendelssohn" über den Stifter des Hauses sagt, seine Mahnung an die Berliner, an die Ehrenschuld, welche sie dem Philosophen und edlen Menschen zu zahlen haben, mag hier wörtlich wiedergegeben werden: „Ein armer einsamer buckliger Judenjunge, der erst am 16. Jahre anfängt, das Deutsche als Schriftsprache zu erlernen, wird nicht nur zu einem der bedeutendsten Schriftsteller der Epoche, er gewinnt nicht nur die Liebe eines Lessing, er wird zum geistigen Befreier eines unwürdig geknechteten Volkes und legt den Grund zu dessen späterer bürgerlicher und politischer Erhebung. Unbegreiflich ist es, daß die Berliner Juden, getaufte und ungetaufte, die gelegentlich so viel Enthusiasmus und so viel Geld ausgeben, ihm nicht längst eine Statue gesetzt haben — seine Büste wenigstens sollte mitten in der Hauptstadt des deutschen Reiches überall zu finden sein, in den Kabineten von Geheimräthen und Volksvertretern wie in den Redactionen angesehener Zeitschriften, in den Stätten der Kunst und Wissenschaft, da wo jüdische Rabbiner deutsch predigen, und wo semitische Theologen das Christenthum vertheidigen." Und wie treffend geistreich ist der Hinweis auf die christliche Entfaltung durch die beiden Enkel des „zweiten großen Moses", durch Felix' „Paulus" und Veits „Beide Marien am Grabe des Erlösers"!

Zum Schlusse gibt der liebenswürdige Autor drei Gedichte: Eine Epistel an H. * zu seiner Hochzeitsfeier, an einen Mann, den er vor vielen Jahren nicht in Wohnung, Kost und Musikunterricht nehmen gewollt, und der dann anstatt armer Musiker reicher Banquier und Kunstfreund geworden. In gar freundlichen Worten bittet er, daß der Glückliche, den er als Knaben die freundliche Einkehr nicht gewähren konnte, dem Greise nicht versage bei ihm einzukehren als Zeuge des häuslichen Glücks. Es herrscht ein so warmer Ton in dem Gedichte, daß man die bedenklichen Dactylen und Spondeen über die man gleich beim Eingang stolpert (eintrafst bei mir be gleitet vom Vater) vergißt. Besser scandirt aber weniger anmuthend fand ich die „Epistel an Fr. von * ... In den sieben Zeilen „Morgen" nach Shelley spricht sich die ungestillte Sehnsucht des Künstlers nach dem ewig Unfindbaren aus.

„Künstlerleben" ist ein interessantes und liebenswürdiges Buch; und als solches sei es hiermit bestens empfohlen. H. Ehrlich.

Die kunstgewerblichen Alterthümer auf der Ausstellung in Düsseldorf.

Von W. Beckmann.

II.

Aus der Karolingerzeit müssen einige Kunstwerke nicht deutscher Arbeit erwähnt werden: es ist das die berühmte Kassette in orientalischem Goldfiligran (Domschatz Trier), und ein Unicum in seiner Art, ein Kaisermantel (Dom zu Metz), der auf purpurseidenem Grund in Gold und Silber gewebte byzantinische Adlerfiguren zeigt und wunderbar erhalten ist. Durch den regen politischen Verkehr mit dem Osten und die Unterhaltung von Gesandten mögen diese Stücke wohl als Geschenke vom Kaiserhofe zu Byzanz direct nach Deutschland geschickt und erst durch spätere Stiftungen den jetzigen Besitzern zugefallen sein. Ebenso verschiedene orientalische Elfenbeinkästchen und Schnitzereien, deren Vorhandensein aus jener frühen Epoche sich sonst nicht erklären ließe. Aus der Ottonenzeit fehlen nun aber leider die prächtigen Gold- und Emailleарbeiten, im Besitz des Essener Domes, so daß hier für die Entwickelung des, nunmehr durch Byzanz sehr beeinflußten deutschen Kunstgewerbes, eine empfindsame Lücke entsteht, die nur zum Theil durch die Kirchenschätze von Fritzlar und Herford ausgefüllt wird.

Der eigentlich germanische Stil, der gothische, welcher dann um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Herrschaft gewinnt, ist in schönen Arbeiten und hervorragenden Mustern in mancherlei Kirchen- und Meßgeräth, wie feingliederigen Monstranzen in Domform, Kreuzen, Rauchfässern und schweren Mantelspangen, nicht gerade sehr zahlreich, aber auserlesen gut vertreten. Darunter befindet sich ein Kelch aus spätgothischer Epoche, der kürzlich neu in Osnabrück entdeckt, hier zum ersten Male ausgestellt, die Bewunderung Aller erregt. Für den Buchbinder, Goldarbeiter, wie Arabeskenzeichner, ist Material zum Studium in Hülle und Fülle vorhanden durch die, allein zwei große Schränke einnehmende Sammlung von Breviarien, Evangelien und Meßbüchern, welche theils durch ihre äußerst kunstvoll verzierten Einbände und Deckelbeschläge, theils durch die Schönheit der Handschriften und Miniaturen, vom 9. Jahrhundert an bis in die Renaissancezeit hinein, treffliche Vorbilder geben oder doch zu Aehnlichem anzuregen vermögen.

Die bedeutendste Kunstperiode, besonders für das Handwerk und Kleingewerbe, ist, wie ich schon früher ausgeführt, in Deutschland aber doch unbestritten die Blüthezeit des Zunftwesens und Bürgerthums, die der Renaissance. Wer hier die ebenfalls zwei Schränke ausfüllenden, in Silber und Gold getriebenen Becher in Buckel-, Kelch- und Humpenform, diese Trinkschalen mit reliefirten Darstellungen, oder aufgebauten Statuetten und sonstigen vielerlei Verzierungen, als Erfindung und Arbeit aufmerksam betrachtet, der wird mit sichtlichem Stolz auf jene Ausflüsse deutschen Kunstfleißes hinblicken. Die Phantasie und Reinheit der Formenentwickelung, die spielende Handhabung des Materials ist überall eine gleich bewunderswerthe. Und dies erstreckt sich auf jedes Gebiet des frisch aufblühenden Handwerks und des zunehmenden Luxus im Geräth. Da sind 17 Tafeln mit gepreßten Buchdeckeln aus dem 15. und 16. Jahrhundert mit Reliefs, Inschriften, Porträts und Wappen, theils mit farbig aufgetragenen Ornamenten, die von Meistern wie Johannes Gnilebert und Hans von Collen herrühren, und herrliche Muster der Verzierungskunst dieser Zeit ebenso gut bieten, wie schöne reliefirte Buchverzierungen aus getriebenem Blei und sonstigem Material. Aber das Hervorragendste, die Perle der ganzen Ausstellung, der Stolz eines jeden Deutschen, der früher Jahrhunderte lang seine eigenen Schätze verkannt hatte und erst heute mit der Machtstellung der Nation auch die in dem Volke stets vorhandene Kraft eigenartiger Gestaltungsfähigkeit in vollstem Maße würdigt, dieser Schmuck des Hauptsaales: das sind die Arbeiten des Meisters Anton Eisenhoit im Besitze des Grafen Fürstenberg-Herdringen. Was soll ich noch Vieles über diesen Heros deutschen Kunstgewerbes sagen und schreiben. Haben doch jene Bucheinbände und Kreuze seit der Lessing'schen Herausgabe in Photographien und den Vollgold'schen Copien in Silber ein solches Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt hervorgerufen und eine ganze Fluth von Literatur erzeugt, daß es kleinlich wäre, hier noch weitere Worte um den biederen einfachen Westfalen aus dem Städtchen Warburg zu verlieren, einem Manne und Künstler so eigenartig und groß, daß uns heute das ganze Ausland darum

Digitized by Google

mit Recht beneidet. Sie bilden den Magnet für die Ausstellung und werden es bleiben überall wohin sie kommen. Die Sammlung ist ganz vollständig, das Missale und Pontificale romanum der Weihwasserkessel nebst Sprengwedel, das Rauchfaß, ein Kelch und zwei Cruzifixe. Eines von diesen beiden wird sogar hier zum ersten Male ausgestellt und zeigt auf einem dreiseitigen Renaissanceuntersatz mit in Silber getriebenen allegorischen Figuren, die ganz an Michel Angelos Deckengestalten erinnern, fast genau wie das andere, die Form eines gothischen Vortragekreuzes. Aber die Arbeit ist roher und schülerhafter, die Ornamentik einfacher, und selbst in dem Fuße eine so große Verschiedenheit der Ausführung, daß ich dieses Cruzifix doch nicht als eine directe Originalarbeit Eisenhoits ansehen möchte; doch auch sie ist an und für sich schon bedeutend genug, um Freude an ihrem Anblick zu erwecken. Die übrigen Theile sind ja bekannt und verdienen es noch immer mehr zu werden. Mir fällt es stets schwer, nach den Eisenhoit'schen Arbeiten andere mit wahrem Genuß zu betrachten, und doch gibt es noch so manche Dinge, mit denen man sich aufs Eingehendste beschäftigen muß, um ihre eigene Schönheit herauszufinden. So sehen wir zum Theil in den Seitenkabineten prächtigen Schmuck, Brochen, Ringe und reich durchbrochene Gürtel aus verschiedenfarbig oxydirtem Metall mit Anwendung von Emaille und Perlen (Prinz Karl von Preußen), einen Handspiegel mit Figuren von Wenzel Jamnitzer, geschnitzte Tafeln in Holz von Albrecht Dürer und anderen Meistern mehr; ebenso ein Paar wundervolle Handleuchter aus der ehemals Torra'schen Sammlung (Prof. Knaus). Ganz besonders aber kann der Töpfer und Steingutfabrikant hier lernen. Die fast erschöpfend schöne Collection von Krügen und Humpen aus den Fabriken von Siegburg und Raeren, die in ihren besten Mustern und Exemplaren, zum Theil sogar mit den Modellformen, übersichtlich aufgestellt sind, zeigt denn doch noch immer einen gewaltigen Unterschied an Schärfe der Präge wie Emaille der Farbe gegen unsere rohen modernen Imitationen. Sie werden auch in keinem Stücke nur annähernd heute erreicht. Auf der anderen Seite des Mittelsaales glänzt Meißener und Sevres-Porzellan zum Theil in zierlichem Biscuitformat oder auch flachem Tafelgeschirr, daneben altdeutsche Gläser und Humpen mit Wappenmalereien und geritzten Darstellungen; auf einem befindet sich eine genaue Ansicht der heiligen Stadt Cöllen, wie sie im Merian ähnlich vorkommt; gewiß eine mühsame und kunstvolle Arbeit, mit dem Diamanten die Zeichnung in das Glas einzuschneiden ohne dasselbe zu verletzen. Eine weitere und fast überreiche Anwendung der Ornamentik, aber immer in ähnlichem Sinne gebraucht, bietet die auserlesene Sammlung von Prachtwaffen aus der Renaissance und Barockzeit im Besitze des Prinzen Karl von Preußen und des Fürsten Salm-Dyck-Reifferscheidt. Jedes Stück ist ein wahres „Bijou" für den Kenner und spricht laut für den Ruhm deutschen Kunstfleißes auch nach dieser Richtung hin. Getriebene, mit Gold tauschirte Prunkschilde, wie sie Cellini nie schöner geformt, stehen neben einer ganzen Reihe von eingelegten Radschloßgewehren, reliefirten Armbrüsten, Pistolen und Pulverhörnern; darüber einzelne Helme und wuchtige Schwerter zum ernsten Gebrauch in der Schlacht. Eine schönere Collection ist wohl selten so vereinigt gewesen; sie konnte nur Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Besitzers hier aufgestellt werden. So haben auch verschiedene Private ihre Schätze für die decorative Ausschmückung des hochgebauten Octogons hergegeben, und unter dem prachtvollen gothischen Glasfenster aus der Carmeliterkirche zu Boppard prangen in vollster Farbenfrische von den Wänden und Galerien herab herrliche Gobelins aus verschiedenen Zeiten, altpersische Teppiche, werthvolle gestickte Fahnen und mittelalterliche Waffentrophäen. Ueberall, wohin das Auge blickt, erscheint malerische Abrundung und ein harmonischer Totaleindruck. Der Raum gestattet mir leider nicht mehr weiter auf Einzelheiten einzugehen; es ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen; ich wollte nur zum Besuch und zum Studium der Ausstellung anregen und auf das Hervorragendste hinweisen. Das aber ist gewiß, daß diese Ausstellung mit ihren vorzüglichen Vorbildern einen segensreichen Einfluß auf das Kunstgewerbe unserer Zeit ausüben wird, um so mehr, als in der gleichzeitigen Vorführung der Leistungen dieser Tage zum offenbaren Vergleich herausgefordert werden muß.

Notizen.

Stil-Lehre der architektonischen Formen der Renaissance. Von Alois Hauser. II. Aufl. 8°. 176 S. Wien 1880, Alfred Hölder.

Der Verfasser, Architekt und Lehrer für Stillehre an der k. k. Kunstgewerbeschule zu Wien, hat im Auftrage des östreichischen Cultusministeriums in gedrängter, aber klarer und systematischer Weise die Formen der italienischen, französischen und deutschen Renaissance behandelt, während er von der Darstellung der spanischen, englischen und niederländischen absah, was bei der gebotenen Beschränktheit des Buchumfanges gerechtfertigt erscheint.

Der italienischen Renaissance ist selbstverständlich der Löwenantheil zugefallen, sie nimmt räumlich zwei Drittel des ganzen Buches ein.

Die Darstellung beginnt mit dem Wohnhause und dem Palaste und geht dann zu den öffentlichen Anlagen in den Städten und den Villen über. Es folgen die Kirchenbauten und deren Grundrisse; die Entwickelung des Kuppelbaues, die denn in der Kuppel der Peterskirche ihren höchsten, unerreichten Triumph feiert. Weiter der gesammte Formenaparat der Renaissance, woran sich das Ornament anschließt.

Der 2. und 3. Theil des Buches, die französische und deutsche Renaissance, gibt dieselbe Entwickelung, nur viel gedrängter und kürzer wieder.

Wir bedauern, daß der Verfasser, im Anschluß an die deutsche Renaissance, nicht wenigstens im Fluge die niederländische berührt hat. Die niederländische Renaissance und speciell die spätere Epoche hat so großartige und schöne Blüthen getrieben, daß es wohl an der Zeit und der Mühe werth wäre, diese mehr ans Licht der Oeffentlichkeit durch Wort und Bild zu ziehen. Vielleicht unterzieht sich der Verfasser dieser lohnenden, wenn auch mühevollen Arbeit später einmal und gibt uns die Frucht davon in einem für sich abgeschlossenen Werke.

Rühmend hervorzuheben sind die Abbildungen, die meist neu und sich in anderen Werken nicht vorfinden; die Holzschnitte sind durchgehends sauber und correct ausgeführt.

Die architektonische Bibliothek ist somit durch ein tüchtiges und gründlich durchgearbeitetes Buch vermehrt worden, und dem Schüler namentlich wird, zum erstem Mal vielleicht in so systematischer Weise, ein Lehrmittel in die Hand gegeben, das ihn befähigt, sich die Entwickelung und die eigenartigen Schönheiten des Renaissancestils leicht anzueignen, ohne daß er nöthig hat sich durch einen Wust von Nebensächlichem durchzuarbeiten, der die Klarheit der Stilentwickelung und Anwendung nur trübt. B.

* * *

Landschafts- und Städtebilder von Karl Braun-Wiesbaden. (Karl Flemming, Glogau.) Wir brauchen blos den Titel hinzusetzen und auf das Erscheinen des Buches hinzuweisen. Unsre Leser kennen die lebendigen, anschaulichen und lustigen Schilderungen Karl Brauns; sie kennen dessen feinen Spürsinn für lokale Eigenthümlichkeiten und seine liebenswürdige Art der Erzählung. Durch seine sehr bestimmte politische Parteistellung hat Karl Braun sich auch da, wo er der Politik ganz fern bleibt, immer einer voreingenommenen starken Gegnerschaft zu berühmen. Es ist in gewissen Blättern Mode geworden, ihn von oben herab als einen mittelmäßigen Vielschreiber, und sogar äußerst geringschätzig als einen Abschreiber zu behandeln. Wenn Braun bei seinen alljährlichen Reisen — und seine Reisen sind immer gewinnbringend für ihn und seine Leser — irgendwo ein literarisches Curiosum aufstöbert und für die Liebhaber von solchen Raritäten veröffentlicht, — nun ja, dann schreibt er allerdings ab; aber diejenigen, welche Braun zu meistern und zu hänseln sich unterfangen, sollten doch nicht ganz vergessen, daß sie einem Manne vom umfassendsten Wissen am Zeuge zu flicken suchen, dessen wirkliche Gelehrsamkeit darum nicht minder bedeutend ist, daß sie sich in die anspruchsloseste, scherzhafteste Form zu kleiden liebt. Wer etwas schärfer hinsieht, der wird wissen, daß in diesem Journalisten und Feuilletonisten von der leichtesten Hand auch ein wahrer Gelehrter steckt. Einige der hier gesammelten „Landschafts- und Städtebilder" sind unsern Lesern bekannt; wir erinnern nur an: „Der letzte Kurgast in Johannisbad".

* * *

Digitized by Google

Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres nebst einem ausführlichen Register, von Joseph Kürschner. Zweiter Jahrgang, October 1878—79. (Leipzig 1880, L. E. Foltz.) Dieser ausführliche Titel bezeichnet den Inhalt des vorliegenden Werkes vollständig. Joseph Kürschner ist unter den modernen Theaterstatistikern unzweifelhaft der fleißigste und gewissenhafteste. Er hat hier mit großer Vollständigkeit Alles zusammengetragen, geordnet und gesichtet, was auf die theatralischen Vorgänge während des Jahrgangs 1878—79 Bezug hat. Wenn man in dem Buche blättert, wird man über Manches staunen. Wer ließe sich z. B. träumen, daß in dem einen Jahre, wie actenmäßig nachgewiesen ist, nicht weniger als 854 verschiedene Bühnennovitäten, die alle namentlich aufgeführt werden, an den deutschen Theatern zur ersten Aufführung gekommen sind? Außerdem werden noch gelegentlich einige hundert neue Buchdramen besprochen. Wenn wir den sehr reichen Inhalt hier in allen Einzelheiten detaillirt wiedergeben sollten, so müßten wir die beiden Druckseiten, welche das Inhaltsverzeichniß füllt, abschreiben. Es genüge die Bemerkung, daß der Leser in diesem Jahrbuche alles auf Theater Bezügliche findet, was er zu wissen braucht, und auch Mancherlei erfährt, was zu wissen zwar nicht nöthig, aber angenehm ist. Die Anordnung ist sehr übersichtlich und der mächtige Stoff so gut wie möglich bearbeitet. Eine Reihe von tüchtigen Mitarbeitern hat dem verdienstvollen Herausgeber zur Seite gestanden. Es freut uns, daß der Erfolg des ersten Jahrgangs dieses Theaterbuches das Weitererscheinen ermöglicht hat, und wir hoffen, daß nicht blos die berufenen Kreise, die Autoren, Directoren und Bühnenkünstler, sondern auch das große Publicum, das sich für das Theater interessirt, dem nützlichen und guten Buche eine rege Theilnahme zuwenden werden, um dessen ferneres Erscheinen zu sichern. Die früheren Versuche, derartig jährlich wiederkehrende Statistiken herauszugeben, sind immer gescheitert, zum Theil an der Gleichgültigkeit des Publicums, zum andern Theil aber auch an der mangelhaften Befähigung der Unternehmer. Das Letztere ist diesmal ausgeschlossen. Kürschner besitzt eine sehr genaue Kenntniß des modernen Theaters, das er bis in die kleinsten Bewegungen hin achtsam verfolgt, und er besitzt eine wahrhaft rührende Hingabe und Liebe zur Sache. Der sehr passende Titel klingt freilich nicht sehr reizvoll für die große Menge, die eine langweilige ziffermäßige Zusammenstellung befürchten mag. Dies ist nicht der Fall. Das Buch liest sich sehr gut, es ist interessant und in vielen Einzelheiten unterhaltend.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

In der „Gegenwart" vom 3. Juli d. J. widmen Sie der 12. Auflage von Georg Büchmanns Werk „Geflügelte Worte" eine freundliche Besprechung. „Jede neue Auflage," so schreiben Sie, „übertrifft ihre Vorgängerin durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und durch die Gründlichkeit der Bearbeitung", und Sie knüpfen nur „die liebevolle Besorgniß" daran, es könne das Buch in Bälde zu stark werden, um handlich zu bleiben.

Als einzigen Ausweg schlagen Sie dann dem Verfasser vor, er möge „die Zerlegung des Stoffes und den zusammenhängenden commentirenden Vortrag aufgeben, die „geflügelten Worte" einfach alphabetisch ordnen und die Quellenangabe, so kurz es eben thunlich ist, beifügen", d. h. „eine mühevolle und sehr gelungene Arbeit einfach vernichten" und „aus einem Buche, das jetzt sehr lesbar ist und eine unterhaltende Lectüre bietet, ein einfaches, nüchternes, sachliches Nachschlagebuch machen". —

Gestatten Sie mir, der ich gelegentlich an der elften und zwölften Auflage des besprochenen Buches mitthätig sein durfte, einige Bemerkungen gegen diesen Vorschlag, die vielleicht dazu dienen, Herrn Büchmann und seinen Lesern einen tröstlichen Ausweg zu eröffnen.

Das Werkchen „Geflügelte Worte" erwuchs aus einem Vortrag, und lange noch trug es die Merkmale seines Ursprunges an sich. Es war lebendig, fesselnd und nicht immer ganz genau in seinen Angaben. Diese Frische und Fehlerhaftigkeit wich mit der Mehrung und Durcharbeitung des Stoffes. Aus dem Werkchen zur Unterhaltung wurde allmählich ein wissenschaftliches Werk, aus dem Plauderton Knappheit, aus der leichteren Form strenge Gliederung; und die Genauigkeit der Angaben nähert sich erfreulich der höchsten Vollkommenheit. Darum verminderte sich der Leserkreis des Citatenschatzes nicht, obgleich die Seitenzahl sich vermehrte.

Wenn nun auch, wie Sie sehr treffend bemerken, „jedes gute Jahr doch mindestens einige geflügelte Worte zeitigt", so scheint glücklicherweise dennoch diejenige Grenze für das Sammelwerk nicht fern, von der ab die Vermehrung nur noch sehr langsame Schritte machen kann. Nämlich dem Blick nach zu urtheilen, den ich in die Werkstatt that, liegen die bis jetzt üblichen Citate oder „geflügelten Worte" so ziemlich vor. Aus der alljährlich abnehmenden Zahl des Zuwachses läßt sich schließen, daß nicht mehr viel zu finden ist. Im Gegentheil: Manches darf füglich ausgeschieden werden, wie der „Anhang" der letzten Auflage darthut. Und was die neu auftauchenden Citate betrifft, so wird ihre Zahl kaum je eine überwältigend große sein. Viele sind Eintagsfliegen; und es ist hier bei der Aufnahme die äußerste Vorsicht geboten, da doch erst abzuwarten bleibt, ob solch' ein junges Wort auch das Bürgerrecht in der Schrift- und Umgangssprache behauptet.

Aus diesen Gründen kann ich die Besorgniß nicht theilen, das Buch werde bis zur Unhandlichkeit anschwellen. Und selbst wenn ich sie theilte, wäre mir ein Foliant in der jetzigen lesbaren Bearbeitungsform fesselnder und lehrreicher, als ein Nachschlagebüchlein in „einfach alphabetischer Ordnung mit kurzer Quellenangabe". Ich bestreite zwar nicht, daß auch so für manche Zwecke Vieles geboten würde; aber dann müßte der Literaturfreund sich aus dem todten Registerwirrwarr die licht- und lebensvollen Gruppen erst selber bilden, um die Belehrung zu empfangen, welche ihn durch die Kapiteleintheilung und chronologische Ordnung der „geflügelten Worte" mühelos geboten wird.

Fährt Herr Büchmann nur fort, bei der Aufnahme des Neuen scharf und bedächtig zu sein, sondert er von dem vorhandenen Stoff das Ueberflüssige, vornehmlich Unerwiesenes und Parallelstellen, streng aus, beliebt ihm, den Anhang in kleinerem Druck zu geben, und genehmigt der Verleger eine etwas größere Seitenform, so, meine ich, ist der tröstlichere Ausweg gefunden: das Buch wird nicht zu stark, noch leidet sein Inhalt. —

Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

Colbergermünde, 4. August 1880.

Walter Robert-Tornow.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Conversations-Lexikon, illustrirtes, der Gegenwart. 5. Lfg. 4. Leipzig 1880, Otto Spamer à Lfg. 3. —

Corvin und Dieffenbach. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Lfg. 36—39. gr. 8. Leipzig 1880, Otto Spamer. à Lfg. —. 50

Die neueren deutschen Reichs- und Preußischen Staatsgesetze betreffend das Staatskirchenrecht. 8. 89 S. Berlin, Juli 1880, W. Moeser.

Die Freiheit der Elbeschifffahrt; geschichtliche Erläuterungen der staatsrechtlichen Sachlage. kl. 8. 29 S. Hamburg 1880, G. J. Herbst.

Hartmann, August. Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. 8. 269 S. Leipzig 1880, Breitkopf & Härtel.

Klein und Thomé, Dr. Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch. 8.—11. Lfg. 8. Stuttgart 1880, W. Spemann. à Lfg. —. 50

Kleinpaul, Ernst Dr. Poetik. Für Dichter und alle Freunde der Poesie. 8. Aufl. III. Theil. Gattungen und Arten der deutschen Dichtung. kl. 8. 266 S. Leipzig 1880, W. Langewiesche.

Kossuth, Ludwig. Meine Schriften aus der Emigration I. Bd. 10. u. 11. Lfg. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Preßburg und Leipzig 1880, Carl Stampfel.

Lindenschmit, L. Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmal- und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. I. Thl. Die Alterthümer der Merovingischen Zeit. Mit zahlreichen Holzschnitten. 1. Lfg. 8. XII u. 320 S. Braunschweig 1880, Fr. Vieweg & Sohn.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der
Weidmann'schen Buchhandlung in **Berlin.**

Führer durch die Kgl. Museen.
Herausgegeben v. d. Generalverwaltung.
8. geh. Mit 9 Plänen. 50 Pf.

Verlag der **Rossberg**'schen Buchh. in **Leipzig.**

Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle von Dr. **Karl Walcker,** Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig. 52 Bogen. gr. 8. Preis 14 *M.*

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Allgemeine Geschichte
der
Literatur des Mittelalters
im Abendlande
von
Adolf Ebert.
Zweiter Band.
Geschichte der Lateinischen Literatur vom Zeitalter Karls des Grossen bis zum Tode Karls des Kahlen.
Preis 9 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Aus heiterm Himmel.
Gesammelte Epigramme
von
Oscar Blumenthal.
Eleg. geh. Pr. 3 *M.*, eleg. geb. Pr. 4 *M.*
Unzweifelhaft eines der witzigsten Bücher, die seit langer Zeit erschienen sind. Der Verfasser hat seine schärfsten und pointenreichsten Epigramme, in welchen er die Quintessenz seines Witzes bietet, in dieser zierlichen Gesammtausgabe zu einer geschlossenen Phalanx zusammenrücken lassen, die mit den Lanzenspitzen ihrer kecken Laune gegen alle Thorheiten in Kunst und Gesellschaft, Literatur und Theater ins Feld zieht. Es giebt keine willkommenere Gabe für alle Freunde eines prickelnden u. schlagfertigen Esprits.
Verlag von **Georg Frobeen & Co.**
in **Bern** und **Leipzig.**

Les mystères comiques de la Province,
études de mœnrs et curiosités ethnographiques
par
Dr. **J. Baumgarten.**
2. ed. augm. Geh. Preis 2 *M.* 40 Pf.
Leipzig. **C. A. Koch**'s Verlag.

Italienische
Leghühner und Hahnen,
racerein mit gelben Füßen und gelben Schnäbeln
per Stück *M.* 4.—

Feinste Essig-Gurken,
garantirt haltbar und wohlschmeckend. 100 Stück *M.* 1.50, in Gebinden à 300, 500 und 1000 Stück.
J. Bungert in **Cöln.**

In unserem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Künstlerleben
von
Ferdinand Hiller.
19½ Bogen. gr. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 6.—
Köln, im Mai 1880.
M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhdlg.

In der **Nicolai**schen Verlags-Buchhandlung in **Berlin** ist erschienen:
Kritische Geschichte der Aesthetik
von Plato bis auf die Gegenwart.
Von Dr. **M. Schasler.** 1278 S. *M.* 10.—
Das Werk hat überall die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

In einer neuen wohlfeilen Ausgabe erscheinen:
Fr. Spielhagen's sämmtliche Werke
in **93** Lieferungen à **50 Pf.**
oder in **14** Bänden broch. à *M.* **3.50,** eleg. geb. *M.* **4.50.**
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
Verlagshandlung von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für die Reise.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**
Fabulirtes.
Erzählungen und Skizzen
von
Hugo Wittmann.
8. 16 Bogen. Preis 4 *M.*
Inhalt: Ein Held. — Stadt und Dorf. — Gesicht und Schicksal, zwei Erzählungen. 1. Lächelndes Elend. 2. Jeremias Hilarius O. — Wie sie ihre Frauen kriegten, drei Erzählungen. 1. Zwischen Leben und Tod. 2. Mutterliebe. 3. Also doch! — Eduard und Emilie, eheliche Zankduette. 1. Chiffons. 2. Frühlingslied — Friedenslied. 3. Der Friedensstifter. 4. Physiognomische Studien. 5. Das Neujahrsgeschenk. — Zwei Festtagsblätter. 1. Weihnachtsstimmungen. 2. Osterspiele. — Sacrament und Grammatik. — Moderne Pariser Familienbilder. 1. Florissard u. Gobemouchu. 2. Der alte Marquis.

Verlag von **J. Kühtmann's** Buchh. in **Bremen.**
Ostsee-Novellen.
Von
Ernst Bethwisch,
Doctor der Rechte u. der Philosophie.
Inhalt: **Morgenroth, Das Fischerkind, Corfwand.**
Preis 2 *M.*
Diese Novellen wurden von den Hamb. Nachrichten, der Hamb. Reform, der Vossischen Zeitung, dem Berl. Fremdenblatt ꝛc. sehr anerkennend besprochen.

Verlag
von
Carl Flemming in **Glogau.**
Landschafts- und Städtebilder
von
Karl Braun-Wiesbaden.
Preis eleg. geb. 7 *M.*

Verlag
von
L. Staackmann in **Leipzig.**
QUISISANA
von
Friedrich Spielhagen.
1 Band in 8.
Broschirt 6 *M.*, elegant gebunden 7 *M.*

Verlag
von
Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlg.) in **Berlin.**
Paul Heyse,
Kinder der Welt.
Wohlfeile Ausgabe.
7. Auflage.
2 Bände 7 *M.* 20 Pf., geb. in 1 Band 8 *M.* 50 Pf.

Verlag von **F. Schneider & Co.,** Königl. Hofbuchhdlg. in **Berlin.**
Kleine Leute.
Drei Novellen
von
Hans Hopfen.
Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudel's Ball.
Ein Band in 8. 370 S. In Schwabacher Druck mit Zierleisten u. Schlußvignetten. Geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.* Ausgabe auf holländischem Bütten-Papier geh. 8 *M.*, fein in Kalbsleder geb. 11 *M.*

Die Geschichten des Majors
von
Hans Hopfen.
Zweite Auflage.
Inhalt: „Der verlorene Kamerad", „Schabernacks Wette", „Flinserls Glück und Ende".
Ein Band in 8. 294 S. In Schwab. Druck m. Zierleisten u. Schlußvignetten. Geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Berlin. Unter den Linden 26. Besitzer: Fr. R. Wiesecke.
HOTEL BAUER
I. Ranges. Friedrichstrass.-Ecke. Neuestes Haus Berlins.
Keine Table d'hôte, gute Küche, hydraulischer Fahrstuhl. Mässige Preise.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 28. August 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Bruno Bauers kritische Diagnose der gegenwärtigen Aera. Von E. Schlaeger. — Das heutige französische Heerwesen und seine Verschiedenheiten im Vergleich zur deutschen Armee. Von G. v. Marées. — **Literatur und Kunst:** Zum 700jährigen Regierungs-Jubiläum des Hauses Wittelsbach. Von Felix Dahn. — Aus der Werkstatt des Genius. Von Cuno Stommel. — Friederike Brion von Sesenheim. Von A. Schneegans. — Gedanken über die Reform des höheren Unterrichts. Von J. Hermann. (Schluß.) — Wanderungen durch Frankreich. Von Paul d'Abrest. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Bruno Bauers kritische Diagnose der gegenwärtigen Aera.

An dem Tempel des Apoll zu Delphi stand die Inschrift: Erkenne Dich selbst! Es sollte damit zugleich der Ausgangspunkt, der Inhalt und das Ziel alles Wissens und aller Weisheit angedeutet werden. Bruno Bauer hat in seinem neuesten Werke*) sich zum Ziel gesetzt, der Gegenwart zu dieser Selbsterkenntniß zu verhelfen. Es ist das ein Unternehmen, welches nur in seltenen Fällen gelingt. Nur große Maler bringen wirkliche Porträts zu Stande, d. h. Darstellungen des charakteristischen Wesens einer Persönlichkeit, welche ihre Vergangenheit uns verrathen und ihre Zukunft uns voraussagen. Zu einem Geschichtschreiber der Gegenwart ist eine Combination von Eigenschaften erforderlich, wie man sie nicht leicht antrifft. Zunächst und vor Allem Unbetheiligtkeit und Interesselosigkeit an den Parteiungen und nächsten Zielen der Gegenwart, ein Betrachten und Schildern derselben mit den kritischen Augen der Zukunft. Sodann eine bis in die Wurzeln der Gegenwart, d. h. bis ins vorige Jahrhundert sich erstreckende Detailkenntniß auf allen Gebieten des Wissens, der Gewerbe und Künste, und was die gegenwärtige Aera im Besonderen betrifft, eine jahrelange Beobachtung auch der kleinsten Züge und zugleich die Fähigkeit, alle diese Einzelheiten zu einem großen Bilde zu verdichten und zu vereinigen, und wie der echte Porträtmaler aus und durch die Art der Darstellung des gegenwärtigen Lebens uns sichere Ausblicke auf die Zukunft zu eröffnen. Schließlich bedarf es einer außerordentlichen Kraft und Gedrängtheit der Sprache, um die selbstgewonnene Einsicht in das Wesen einer so breiten wie verworren scheinenden Zeit auch dem Leser in einem Buche von bescheidenem Umfang darzulegen.

Sowohl daß Bruno Bauer wesentlich und hauptsächlich Kritiker sein ganzes Leben hindurch war, als auch der Hauptgegenstand seiner bisherigen kritischen Thätigkeit selbst befähigt ihn zu der großen Aufgabe, der Jetztzeit den Spiegel vorzuhalten. In dem 1878 erschienenen Werke „Christus und die Cäsaren" hat er bereits eine ähnliche Weltwende behandelt und schon damals die Parallele angedeutet, deren Ausführung das vorliegende Buch bildet. Nur an der Hand jener Epoche der römischen Cäsaren war Aussicht vorhanden, das Chaos der analogen Gegenwart zu entwirren. Der Verfasser schickt eben deshalb als Einleitung ein Kapitel über Machiavells und seiner Nachfolger Deutung des Imperialismus voran. Die cäsaristischen Zeitalter erscheinen ihnen zufolge als nothwendige und unendlich wichtige Abschnitte in dem ewigen Auf und Nieder des weltgeschichtlichen Rhythmus, als eine Art Cäsur desselben. Das Weltreich Alexanders verbreitet die griechische Sprache und Cultur, das der Cäsaren die römisch-griechische Civilisation über den damals bekannten Theil des Erdballs; seit hundert Jahren bereitet sich für Europa, Asien und Afrika eine neue imperialistische Periode vor. Die beiden Napoleone sind die Lehrer der dabei zur Anwendung kommenden Methode, Bismarck ist ihr Schüler, Ablöser und Fortsetzer. Die Gegenwart steht vor Bismarck wie vor dem Räthsel der Sphinx; die Lösung ist eben nur an der Hand des Alterthums möglich. In Folge dessen finden wir überall in dem Buche überraschende Kapitelüberschriften wie „Minister Hobrecht und Coccejus Nerva, Kanzler des Tiberius", Vergleich Bismarcks mit Tiberius selbst und seiner bald getrennt, bald vereinigt marschirenden parlamentarischen Compagnien mit dem römischen Senat der Kaiserzeit und dessen zuletzt nur noch Päane zur Begrüßung des Herrschers singenden, rein ornamentalen Thätigkeit.

Die Art und Weise, wie zunächst die Züge zum Bilde Bismarcks zusammengetragen werden, ist originell. Zuerst wird uns der „märkische Junker" Hesekiels vorgeführt und die märkische Eigenthümlichkeit, wie sie historisch durch die Hohenzollern entwickelt und bestimmt wurde, als sein Grundwesen festgestellt. Ludwig Bambergers „Herr von Bismarck" wird zur Schilderung der zweiten, der sogenannten liberalen Phase des Kanzlers benutzt und das Hinausgehen des letzteren über dieselbe aus Eigenem hinzugefügt. Abschnitt 4 behandelt Vilbort und das Glück Bismarcks. Der fünfte Abschnitt zeichnet Napoleon III. als Bismarcks Gehilfen. Die Abschnitte 14, 15 und 16 geben uns die Geschichte und Kritik des Kampfes mit dem Vatican, den Jesuiten und dem Centrum. Die weiteren, dem neuen Reichsgründer sich entgegenstellenden Schwierigkeiten erfahren in den Abschnitten „Ruhm und Hunger", „die deutsche Gewerbenoth", „die deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera" eine ebenso überraschende wie gründliche Beleuchtung. In dem Abschnitt „das Haftpflichtgesetz und die Staatswerkstätten" wird der unvermeidliche Fortgang des sich vollziehenden Centralisationsdramas, des socialistischen Imperialismus nachgewiesen.

Die Erklärung des wechselnden Verhältnisses des Kanzlers zur nationalliberalen Partei findet sich in dem an feinen Pinselstrichen reichen Kapitel „die Lyrik der Nationalzeitung". Das preußisch-russische Verhältniß, die Versuche Bismarcks, Neu-Deutschland von der russischen Abhängigkeit zu befreien, sind im 5. Abschnitt behandelt; die Wurzeln dieser Abhängigkeit,

*) Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera von Bruno Bauer. Chemnitz 1880, Verlag von Ernst Schmeitzner.

Digitized by Google

welche schon zur Zeit Friedrich II. geschlagen wurden und welche dessen Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. zu erschüttern sich vergebens abmühte, werden in den 7., 18., 19., und 20. Abschnitten mit einer auf den ersten Blick zu weit gehenden Genauigkeit blosgelegt. Sie rechtfertigt sich jedoch dadurch, daß der Verfasser das Verständniß der Bismarck'schen Lebensaufgabe durch die auf ähnliche Ziele mit Benutzung ähnlicher Mittel gerichtete Laufbahn jenes Königs vermitteln und begründen will. Die Aehnlichkeit ist in der That so frappant, daß man von Friedrich Wilhelm II. als dem Bismarck auf dem Throne der Hohenzollern zu sprechen berechtigt wäre. Die auf gründlichem Studium der Geschichte der französischen Revolutionszeit beruhenden Aufschlüsse werfen ein neues Licht auf die ganze Epoche und weisen in Bezug auf die treibenden Kräfte der Bismarck'schen Aera auf das Ende des 18. Jahrhunderts in überzeugender Weise als ihren Ausgangspunkt hin.

Ludwig Häusser bemerkte bereits diese Aehnlichkeit, indem er in seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich II. bis zur Stiftung des Deutschen Bundes", in dem Rückzuge der preußischen Armee hinter die Demarcationslinie des Jahres 1795 schon das Vorbild des künftigen „deutschen Kaiserthums unter preußischer Spitze" sah (vergl. Bauer S. 59).

Nach Bauer sind die Versuche Bismarcks, Neu-Deutschland von Rußlands Einfluß frei zu machen, bis jetzt so wenig von Erfolg gekrönt wie die Friedrich Wilhelm II., seines Vorläufers im vorigen Jahrhundert. In dem Abschnitt „Stillstand der Geschichte in der neuen Aera" wird diese Behauptung begründet und mit Bezug auf den „Krieg in Sicht" Alarm des Frühjahrs 1875 der erste Nichterfolg des Kanzlers registrirt. „Bismarck," heißt es Seite 256, „verzichtete zum ersten Male im Lauf seiner öffentlichen Wirksamkeit auf die Ehre des entscheidenden Wortes und überließ dieselbe dem Kaiser von Rußland. Er war verstimmt über eine auswärtige Intervention, die er aus Schonung für die sogenannte Militärpartei nicht durch ein eigenes lösendes Wort von vornherein überflüssig machen durfte." Neu-Deutschland war nicht der Schiedsrichter Europas geworden, und trotz der mit dem geflügelten Worte von dem „Bischen" Herzegowina vom 18. December 1875 an den russischen Kanzler adressirten Warnung, rollte der letztere die Orientfrage auf und bereitete die Auflösung der Türkei durch die auch auf dem Berliner Congresse aufrechterhaltene Stiftung eines unabhängigen Bulgariens vor. „So ist," heißt es S. 258, „der Stillstand der Weltgeschichte, nach dem Bismarck in den Septembertagen des Jahres 1872 seufzte, in die Stockung des russischen Vormarsches, damit aber auch in ein dichtes Aneinanderrücken der Militärmächte verwandelt, aus welchem die nächsten Verlegenheiten und Beklemmungen der neuen Aera entspringen werden." In dem Abschnitt „der Cäsarismus des Russenthums" wird eine Stärkung der cäsaristischen Force durch die Nihilisten in Aussicht gestellt und der schließliche Zusammenstoß mit der dadurch gesteigerten militärischen Centralisation Rußlands mit folgenden Worten vorhergesagt: „Wenn die Schüler des früheren Moskauer Philosophen-Vereins sich zusammenthun (d. h. nach der Aufsaugung der leidenschaftlichen Energie der Nihilisten in den Nationalstaat), dann erst wird das Schauspiel, gegen dessen Ueberraschungen Bismarck im vorigen Herbst Vorsorge traf, beginnen, und die Kräfte Rußlands und Deutschlands sich miteinander messen."

Nach Bauer befinden wir uns im Zeichen des Triumvirats, die Geschicke Europas werden in Berlin, Wien und Petersburg bestimmt, die orientalische Frage wird den Kampf zwischen den drei Großmächten entfesseln und ein neues Actium wird entscheiden, welcher Herrscher und welche Rasse über ein neues Weltreich das Scepter führen wird.

Oestreichs Rolle und Zukunft wird in dem Abschnitt „das Donaureich in der neuen Aera" dargelegt, der zwie- und mehrspältige Charakter desselben unter dem Gesichtspunkt des kommenden Conflicts zwischen Deutschland und Rußland untersucht, der Rückgang und die Gefahren des deutschen Elementes in ihm nachgewiesen.

Wenn die bisherige Weltgeschichte sich um die anglosächsisch-deutschen und ihren bisherigen Gegensatz die celtisch-romanischen Völker drehte, so ist jetzt an die Stelle der letzteren die slavische Rasse getreten. Frankreich ist zur Nebenrolle verurtheilt und England wird bald nur noch als Secundant Deutschlands-Oestreichs auf dem europäischen Continent Bedeutung haben. Ueberall Zurückweichen des Parlamentarismus, überall Stärkung der Allmacht des Staats, überall Zunahme der Centralisation, überall Erdrücken der Initiative und des Einflusses der Einzelnen, überall Verminderung der Zahl der unabhängigen Männer, überall Vermehrung der vom Staat abhängigen Massen, der Staatsdiener im weitesten Sinne des Wortes.

Nur die Vereinigten Staaten, deren Einfluß auf das westliche Europa der Verfasser einen eigenen Abschnitt widmet, bilden gleichsam die letzten glücklichen Inseln, nach welchen der germanische Individualismus hin gravitirt, der in ihnen zum reinsten und schärfsten Ausdrucke gekommen ist. In dem Abschnitt „Eine Stimme aus der neuen Aera über die Isolirten" wird mit großen Zügen die Aufgabe gezeichnet, welche den innerlich unabhängigen Männern der Epoche zufällt und auf die Erfolge hingewiesen, welche die Isolirten bereits namentlich in England, Belgien und den Vereinigten Staaten gegenüber den Mächten des Alten, der Schablone des Staats und der Staatsuniversitäten erzielt haben. Sie werden als die Säulen bezeichnet, welche bei dem bevorstehenden Zusammenbruch der alt und überlebt gewordenen Nationen und Religionen unerschüttert stehen und in ihrer Arbeit fortfahren werden, das Werthvolle aus der alten Trümmerwelt in die neue der Zukunft hinüberzuretten.

Es wird schwer sein, die Thatsachenreihen wegzuschieben, auf denen der Verfasser seine Schlüsse und Urtheile aufbaut. So hart und niederdrückend sie lauten, so haben sie doch das Verdienst, mit falschen Hoffnungen und Illusionen aufzuräumen. Zur Selbstkritik, zur Selbsterkenntniß, zur Einkehr in sich selbst wird das Studium des bedeutenden Werkes in hohem Grade beitragen.

E. Schlaeger.

Das heutige französische Heerwesen und seine Verschiedenheiten im Vergleich zur deutschen Armee.*)

Von G. v. Marées.

„Nach berühmten Mustern" hat unser westliches Nachbarvolk, wie ich in Nr. 32 und 33 dieser Zeitschrift dargelegt habe, sich seit dem deutsch-französischen Krieg in wenig Jahren ein neues, zahlreiches Heer geschaffen. Geradezu musterhaft war hierbei der Eifer und die Freigebigkeit der Volksvertretung.

Rastlos arbeiteten gleichzeitig die Militärbehörden, um mit den reichlich gewährten Mitteln die Vertheidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen. Paris steht zur Stunde als eine Riesenfestung ohne Gleichen da, umgeben von 45 Forts, deren Umkreis etwa 130 Kilometer beträgt. Längs der neugestalteten Ostgrenze zieht sich ein mehrreihiger Gürtel erweiterter und neuer Festungen hin, welche die Grenzgebirgspässe, sowie die von Metz und Straßburg nach Paris führenden Eisenbahnen und Straßen sperren und flankiren. Den zu Tage getretenen Mängeln des Chassepotgewehres ist durch Einführung des Grasgewehres Rechnung getragen. An Stelle der Bronze-Vorderlader sind Gußstahl-Hinterlader nach dem System Lahitolle bei der Feldartillerie im Gebrauch. Die Festungs- und Belagerungsgeschütze sind gleichfalls ausschließlich aus Gußstahl gefertigt; die Mitrailleuse, ihrer geheimniß-

*) Dieser Aufsatz bildet zugleich den Schluß der in Nr. 32 und 33 gebrachten Abhandlung über die Entwickelung des französischen Heerwesens.

Digitized by Google

vollen Schrecken entkleidet, ist verurtheilt, für die Zukunft nur noch im Festungskriege eine Rolle zu spielen.

Auch in Betreff der Truppenausbildung wurde unausgesetzt und von allen Seiten mit reger Thätigkeit unter Einführung wesentlicher Verbesserungen vorgegangen. Neue Reglements und Instructionen huldigen neueren Anschauungen. Durch Bildung der größeren Truppenverbände ist dem bisherigen unmittelbaren Dienstverkehr der Regimenter mit dem Kriegsministerium die Spitze abgebrochen. Während früher das Regiment die einzelnen Dienstzweige durch bestimmte Offiziere betreiben ließ, ist jetzt der Compagniechef verantwortlich für die Ausbildung seiner Leute. Wie bei uns, so hat der Kriegsminister vor kurzem angeordnet, sollen fortan in der Regel jährlich alle Truppen in größeren Verbänden Herbstübungen vornehmen, zu welchen die sehr schwachen Friedenscompagnien (die Compagnie besitzt nur 66 Gemeine, von denen täglich eine erhebliche Anzahl zum Garnison- und Ordonnanzdienst herangezogen wird) durch Einziehung von Beurlaubten und Reservisten auf eine sachentsprechende Kopfstärke gebracht werden.

Schon diese kurzen Andeutungen dürften es zur Genüge darthun, daß die französische Nation mit Erfolg bemüht gewesen ist, das neugeschaffene Heer auch in Betreff seiner Ausrüstung, Bewaffnung und Ausbildung den Besten gleich zu machen.

Solchen gewaltigen und außerordentlichen Anstrengungen gegenüber tritt die ruhige und allmähliche Entwickelung des deutschen Heerwesens seit dem deutsch-französischen Kriege ganz besonders scharf hervor. Hier galt es weniger, Neues zu schaffen, als das Bestehende und durch glänzende Waffenthaten Erprobte unter Berücksichtigung aller zu Tage getretener Uebelstände zu einem äußerlich und innerlich festen Werkzeuge der Vaterlandsvertheidigung zusammenzuschweißen.

Wie sich im Einzelnen dieser Proceß leicht und mit Schonung mancher Sonderinteressen von Gesetz zu Gesetz vollzog, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, und sollen daher hier nur die wesentlichsten Verschiedenheiten im Vergleich mit dem französischen Heerwesen kurze Erörterung finden.

Es ist bei Schilderung der französischen Heereseinrichtungen bereits erwähnt worden, daß dieselben eine 20jährige Wehrpflicht vorschreiben; die deutsche beschränkt sich auf 12 Jahre, von denen 7 auf das stehende Heer fallen, während der Franzose demselben 9 Jahre angehört. Dieser soll in der Regel 5, der Deutsche nur 3 Jahre bei der Fahne verbleiben. In Folge dieser Verhältnisse konnte man in Frankreich von den jährlich einstellungsfähigen 150,000 Mann nur etwa 90,000 eine genügende militärische Ausbildung geben. Die gesetzlich dreijährige Dienstzeit gestattete hingegen in Deutschland jährlich etwa 143,000 junge Leute einzustellen; die übrig bleibenden Einstellungsfähigen, etwa 23,000, erhielten allerdings bis jetzt im Frieden gar keine militärische Ausbildung, während man in Frankreich diese Kategorie von Mannschaften ein halbes oder ganzes Jahr unter die Waffen rief; doch ist dies bei den ungünstigen Bildungsverhältnissen des Landes militärisch nicht hoch anzuschlagen. Trotz der erheblich größeren Einstellungszahl von Rekruten bleibt die Friedensstärke des deutschen Heeres um etwa 70,000 Mann hinter der französischen zurück; denn bekanntlich beträgt erstere nur ein Procent der Bevölkerung vom Jahre 1867, d. h. ohne Anrechnung der in runder Summe erforderlichen 17,000 Offiziere, 401,659 Mann, für welche die regelmäßigen Ausgaben mindestens 100 Millionen Mark weniger betragen, als das französische Heer zur Zeit erfordert, wobei die außerordentlichen Ausgaben noch sehr zu Ungunsten des letzteren ausfallen.

Jene eben erwähnte Friedensstärke des deutschen Heeres vertheilt sich, soweit es die einzelnen Truppentheile betrifft, auf 469 Infanteriebataillone, 465 Schwadronen, von denen im Mobilmachungsfalle 93 zu den Ersatztruppen übertreten, 300 Feldbatterien, 116 Fußartilleriecompagnien und 74 Pioniercompagnien, von denen 20 zu den Ersatztruppen gehören. Abgesehen von den in Frankreich bestehenden 325 Ersatzcompagnien, sind also dort 172 Infanteriebataillone, 137 Feldbatterien und 38 Pioniercompagnien mehr, hingegen 73 Schwadronen und 59 Fußartilleriecompagnien weniger als in Deutschland vorhanden. Da im Mobilmachungsfalle die Feldtruppen des deutschen Heeres 482,296 Mann Infanterie, 59,814 Mann Kavallerie und 78,120 Mann Artillerie mit 1800 Geschützen umfassen, so ist auch hier in Betreff der Infanterie ein Mehr von etwa 120,000 Mann, in Betreff der Geschütze ein solches von 900 auf französischer Seite, wenn die in Nr. 33 dieser Zeitschrift aufgeführten Zahlen zu Grunde gelegt werden. Bei bestimmungsgemäßer Bildung der Ersatz- und Landwehrtruppentheile besitzt Deutschland neben den bezeichneten Feldtruppen dann noch an Feldreserve und Besatzungstruppen etwa 350,000 Mann mit 324 Geschützen, an Ersatztruppen ungefähr 240,000 Mann mit 426 Geschützen, so daß bei einer Mobilmachung die deutsche Armee, außer dem etwa 32,000 Köpfe betragenden Offiziercorps, im Ganzen ungefähr 1,280,000 Mann unter den Waffen hätte. In diesen Zahlen steht sie also wiederum mit etwa 290,000 Mann und 402 Geschützen hinter der französischen Armee zurück, aber einerseits sind die sämmtlichen aufgeführten Mannschaften, mit Ausnahme des größten Theiles der bei den Ersatztruppen eingestellten, vollständig militärisch ausgebildet, was bei den Franzosen nicht der Fall ist; andererseits können im Nothfalle noch viele Tausende von ausgebildeten Mannschaften in neuformirte Truppentheile eingestellt werden, während Frankreich nach dieser Richtung hin Gleiches nicht zu leisten vermag. Abweichend von den französischen Verhältnissen hat schließlich auch die deutsche Regierung den Fall vorgesehen, daß gegen einen eingedrungenen Feind die „levée en masse" nothwendig werden könnte. Von welch geringer Wirkung es ist, wenn das Volk in solcher Lage auf eigene Faust eine Art Buschklapperkrieg gegen die Truppen des Gegners führt, hat der deutsch-französische Krieg von Neuem klar gelegt; die Franctireurs und andere Freischaaren hausten vielfach auf schlimmste Weise im eignen Lande und waren von der Bevölkerung mehr gefürchtet als der Feind selbst. Deutscherseits wurde daher im Jahre 1875 gesetzlich der Landsturm geschaffen, in welchen alle nicht dem Heere angehörenden Waffendienstfähigen im Alter von 17 bis 42 Jahren unter Bildung von besonderen Truppentheilen in Zeiten höchster Noth eingereiht werden können.

Die hier aufgeführten Zahlen führen deutlich die erfolgreichen Bestrebungen Frankreichs auf militärischem Gebiete vor Augen. Wer aber lediglich nach diesen Zahlen den Werth und die Höhe der Wehrkraft des Landes abschätzen will, der sei an die großen Heere der Gambetta'schen Dictatur erinnert. Irdenen Gefäßen gleich fielen sie beim ersten Zusammenstoß in unbrauchbare Scherben auseinander. Und dabei waren deutscherseits viele Tausende der besten Soldaten bereits in den Kämpfen gegen die kaiserlichen Truppen geblieben oder kampfunfähig gemacht, an ihrer Stelle aber vor wenig Wochen eingestellte und kaum ausgebildete Mannschaften eingereiht worden.

Die Erinnerung an letztere Verhältnisse dürfte wohl hauptsächlich die Veranlassung gewesen sein, daß die deutsche Regierung in diesem Jahre dem Lande gegenüber mit Anträgen hervortrat, welche auf eine Erhöhung der Tüchtigkeit des Heeres hinzielten.

Es ist in den vorstehenden Zeilen bereits kurz erwähnt worden, daß in Deutschland die nicht zur Einstellung in das Heer gelangenden Waffendienstfähigen zur Ersatzreserve übertreten. Dieselben erhalten im Frieden gar keine militärische Ausbildung, werden aber bei Mobilmachungen zur Ergänzung des Heeres verwendet. Außer diesen Ueberzähligen gehören die wegen häuslicher Verhältnisse oder geringer körperlicher Fehler im Frieden nicht zum Heeresdienst Herangezogenen zur Ersatzreserve, deren erster Klasse jährlich so viele Mannschaften zugewiesen werden, daß mit fünf Jahrgän[illegible]er Bedarf für die Mobilmachung des Heeres gedeckt w[illegible]end der Rest und die älteren Jahrgänge von Mar[illegible] dieser Art bis zum vollendeten 31. Lebensjahre die [illegible]erve zweiter Klasse bilden. Etwa 180,000 vollständi[illegible]bildete Ersatzreservisten gelangen auf diese Weise in de[illegible]ten Falle zur Einstellung. Wenn sich dann die Verhäl[illegible]orholen, wie sie der deutsch-französische

Digitized by Google

Krieg mit sich brachte, daß nämlich wenig Wochen nach ausgesprochener Mobilmachung verlustreiche Kämpfe stattfinden, so müssen jene bei den Ersatztruppen kaum eingestellten Ersatzreservisten trotz ihrer mangelhaften Ausbildung zum Theil die Lücken des vor dem Feinde stehenden Heeres füllen. Um diesem großen Uebelstand einigermaßen zu begegnen, hat die Regierung die Genehmigung erhalten, jene Ersatzreservisten erster Klasse im Frieden viermal zu Uebungen von im Ganzen höchstens 20 Wochen Dauer einziehen zu dürfen. Hierdurch hat die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht einen kleinen Schritt vorwärts gethan und kann man nunmehr jene Ersatzreservisten erster Klasse der „deuxiéme portion" der französischen Wehrpflichtigen etwa an die Seite stellen.

Gleichzeitig mit dieser Maßregel wurde auch für die Zeit vom 1. April 1881 ab eine Erhöhung der Friedensstärke des Heeres auf 427,274 Mann angeordnet und die Zahl der Infanteriebataillone auf 503 (also 34 mehr), der Batterien auf 340 (also 40 mehr) u. s. w. festgesetzt. Diese Anordnung, welche die regelmäßige Heeresausgabe um etwa 12 Millionen Mark vermehrt, ist lediglich eine Folge des Anwachsens der deutschen Bevölkerung seit dem Jahre 1867 um $2\frac{1}{2}$ Millionen Köpfe, und wäre ohne sie der Grundsatz der möglichst durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht erheblich ins Schwanken gebracht worden. Auch mit dieser erheblichen Erhöhung der Friedensstärke des Heeres erreicht Deutschland noch lange nicht den Standpunkt, den Frankreich in Betreff der Truppenzahl und der Heeresausgaben einnimmt.

General Jomini, ein berühmter Militärschriftsteller, den die Franzosen halb zu den Ihrigen rechnen können, sagt: „Umsonst trifft eine Regierung die besten Bestimmungen zur Bildung einer Armee, wenn sie sich nicht gleichzeitig befleißigt, den militärischen Geist im Lande wach zu rufen." Legt man diesen Maßstab an die französischen Heeresverhältnisse, so wird der Werth jener Truppenzahl, welche vielleicht schon manchem biederen Elihu-Burritianer eine Gänsehaut angeschaudert hat, allerdings erheblich zusammenschrumpfen. Denn „jenes Geistes hab' ich keinen Hauch verspüret". Jener Geist, welcher allein der richtige Träger der allgemeinen Wehrpflicht ist, verlangt vor Allem eine nationale und moralisch tüchtige Erziehung. Frankreich besitzt nicht wie Deutschland eine Jugend, die von Kindesbeinen an mit der hohen Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht an der Hand der vaterländischen Geschichte vertraut gemacht ist, eine Jugend, der Achtung des Gesetzes und der Obrigkeit, der strenge Disciplin so zu sagen eingeimpft ist. Die richtigen Anschauungen müssen in Frankreich den jungen Leuten erst während der Dienstzeit im stehenden Heere beigebracht werden, um von dort dann ins Land zu wandern und weiter zu wirken. Diese hohe und dankbare, aber auch äußerst schwierige Aufgabe verlangt viel Zeit, große Geduld und vor Allem ein Offiziercorps, welches über den Zinnen der Partei steht und sich durch wissenschaftliche Bildung sowie seine gesellschaftliche Stellung die höchste Achtung aller Stände zu verschaffen und zu erhalten weiß.

Das französische Offiziercorps ist zum Theil aus der alten kaiserlichen Armee, zum Theil aus den Gambetta'schen Volksheeren hervorgegangen. Ein Drittheil der Lieutenantsstellen wird durch frühere Unteroffiziere besetzt, welche zwar auf Militärschulen für ihren Beruf tüchtig ausgebildet sind, aber fast ohne Ausnahme sich niemals in der besseren Gesellschaft bewegt haben und deren ganzer Ehrgeiz sich darauf beschränken muß, dereinst als ergrauter Capitän mit einem auskömmlichen Ruhegehalt ihre Berufsthätigkeit abzuschließen. Schon diese Verhältnisse bedingen eine zweifache Beförderungsart der Offiziere, die eine auf Grund des Dienstalters, die andere nach Auswahl, zu welch letzterer die Betreffenden dem Kriegsminister durch eine besondere Commission von Generalen jährlich vorgeschlagen und dann öffentlich bezeichnet werden. Eine Altersgrenze oder gewisse Dienstzeit zwingt die Offiziere zum Ausscheiden aus dem stehenden Heer; der commandirende General eines Armeecorps darf nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht länger als drei Jahre in derselben Stelle verbleiben, so sehr fürchtet man, was in andern Armeen möglichst gefördert wird, den Einfluß auf die Untergebenen. Das fest abgeschlossene Generalstabscorps, welches bis vor kurzem im Wesentlichen noch dieselbe Zusammensetzung hatte wie zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, ist vor wenigen Wochen gänzlich auseinander gesprengt worden und versehen jetzt den in Rede stehenden Dienst lediglich auf mehrere Jahre aus der Truppe abcommandirte Offiziere. Den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes gegenüber ist die Nothwendigkeit eines Gesetzes über die Beförderung der Offiziere längst anerkannt, aber man hat bis zur Stunde ein solches noch nicht zu schaffen vermocht.

Bei all diesen Uebelständen kann im französischen Offiziercorps wohl unmöglich ein gleiches und edles Streben Aller, eine volle Hochschätzung und Achtung sämmtlicher Mitglieder unter einander Wurzel fassen, kann wohl unmöglich die gesellschaftliche Stellung der Offiziere die richtige sein und die überaus schwierige Aufgabe, die Nation zu tüchtigen Staatsbürgern zu erziehen, in genügender Weise erfüllt werden. Außerdem entbehrt das Offiziercorps aber auch zum Theil der so wichtigen Vermittler zwischen ihnen und der Mannschaft. Es ist der Regierung bis jetzt noch nicht gelungen, einen genügenden Stamm tüchtiger Unteroffiziere heranzuziehen, obgleich namentlich in der letzten Zeit sehr viel gethan ist, um die pecuniäre Lage der Unteroffiziere sowie deren Zukunft zu verbessern. Eingerottete Vorurtheile sowie ein einträglicher Erwerb, in dem reichen Lande bei etwas Schulbildung leicht zu erreichen, sind wohl die Grundlagen dieses Uebels, welches durch Einführung einer kürzeren Dienstzeit sicherlich noch weiter um sich greifen wird, da ein sehr großer Theil der Unteroffiziere aus den Reihen der in den letzten Jahren dienenden Leute gewonnen wird.

Um nun den militärischen Geist, soweit er im französischen Heere unter den obwaltenden ungünstigen Umständen erzogen werden kann, ins Land und unter das Volk zu bringen, wäre ein tüchtiges Reserve- und Territorial-(Landwehr-)Offiziercorps unbedingt erforderlich. Erwägt man aber das gänzliche Mißlingen des als Quelle des Reserve-Offiziercorps so wichtigen Einjährig-Freiwilligen-Instituts, beachtet man ferner die Thatsache, daß eine Menge großer Bankhäuser, Handelsgesellschaften u. s. w. ihren Angestellten die Verpflichtung auferlegt, nicht Reserveoffizier zu werden, so kann von einer Bedeutung der letzteren als Förderer nationaler und militärischer Anschauungen kaum noch die Rede sein. Noch bedenklicher sieht es mit den Landwehroffizieren aus, die nur in sehr geringer Zahl vorhanden sind und zum großen Theil ihre Würde in der Bürgerwehr (Mobilgarde) erlangt haben. Um sich jedoch für die Verbände der Territorialarmee im Falle einer Mobilmachung die nothwendige Anzahl von Offizieren sicher zu stellen, hat die Regierung sämmtliche mit Pension ausscheidende Offiziere des stehenden Heeres noch auf 5 Jahre dem Kriegsminister behufs Verwendung in der Territorialarmee zur Verfügung gestellt.

Berücksichtigt man schließlich die für die Erziehung eines nationalen und militärischen Geistes so sehr ungünstigen Verhältnisse der inneren Politik Frankreichs, von denen namentlich das Offiziercorps trotz aller Anstrengungen der Regierung nicht unberührt bleibt, beachtet man die Thatsache, daß seit dem Frieden die Person des Kriegsministers siebenmal und fast ebenso oft die Grundanschauung der obersten Militärbehörde gewechselt hat, so wird man zugeben müssen, daß unser westliches Nachbarvolk zwar sehr viel gethan hat, um sich ein neues, aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgegangenes Heer zu schaffen, daß aber noch sehr viel geschehen muß, wenn dasselbe dem deutschen gleich ein „rocher de bronce" sein soll!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zum 700jährigen Regierungs-Jubiläum des Hauses Wittelsbach.

An König Ludwig den zweiten von Bayern.

Wo sich des Etsch-Thals Schroffen thürmen,
Da hat in todeskühnem Stürmen
Zuerst sich Wittelsbach bewährt;
Voran, voran dem ganzen Heere
Für deutsches Recht und deutsche Ehre
Brach Bahn das scharfe Bayern-Schwert.

Und an der raschen Isar Hängen
Der Bildkunst schuf und den Gesängen
Haus Wittelsbach ein prachtvoll Heim:
In Alpen-Erde hieß es senken
Hellenenkunst und deutsches Denken
Und München sproßte aus dem Keim.

Und wölbt ob allen deutschen Stämmen
Gefügt auf blutgeweihten Dämmen,
Nunmehr das Reich sein schirmend Dach:
Vor allen brachte Schutz dem Rheine,
Vor allen zu dem Bau die Steine
Der König Ludwig Wittelsbach.

Felix Dahn.

Aus der Werkstatt des Genius.

Von Cuno Stommel.

„Es ist nichts so leicht wie die Kunst", sagt kein Geringerer als der Dichter des Käthchen von Heilbronn und des Prinzen Friedrich von Homburg, Heinrich von Kleist, und doch wissen wir, daß vielleicht Keiner es so ernst mit der Kunst genommen hat und es sich so viele Mühe hat kosten lassen, um zur Reife und Vollendung durchzudringen, wie gerade der genannte Dramatiker. Wenn wir diesen Ausspruch auf Grund des tagtäglichen Menschenwerks analysiren, so muß er uns barock vorkommen, denn wir werden hier belehrt, daß Tüchtiges und Gediegenes nur durch Fleiß und strenge Arbeit erzielt wird und daß davon auch die Kunst keine Ausnahme erleidet. Und doch ist der Satz wahr, und jeder wirkliche Künstler wird ihn bestätigen: Es ist nichts so leicht wie die Kunst.

Die Kunst ist eine Gottesgabe, ein Geschenk der Götter, sie wird nicht erarbeitet, sondern sie quillt aus dem ewigen geheimnißvollen Borne, welcher selber von den Fluthen getränkt wird, die nicht zur irdischen Erscheinungswelt gehören. Da wo unser Wesen tief innerlich mit der Natur und mit dem Göttlichen zusammenhängt, „jenseits der Linie", da liegt das Gebiet, aus dessen Berührung der Genius jedesmal aufs Neue die siegreiche Kraft zu den Werken schöpft, gegen welche alle — wenn wir es so nennen dürfen — aus irdischer Arbeit hervorgegangenen Leistungen, auch die höchsten verblassen müssen. Eben weil alle wahre Kunst ein solches Göttergeschenk ist, welches überreich von den Schläfen der Begnadeten herabrollt, deshalb ist die Kunst leicht. Was ist nun jener mystische Quell, aus welchem der Künstler mühelos seine Inspirationen schöpft? Unsere ganze nachfolgende Uebersicht über die authentischen Aussprüche hervorragender Künstler, sowie über die diesbezüglichen Resultate der physiologischen und psychologischen Forschungen, bildet den Versuch einer Antwort auf diese Frage. Dieser Quell ist nichts Anderes als das hinter der Erscheinung der Dinge befindliche Wesen der Dinge, die Natur, das Naturinnere, und Genie ist die hochgesteigerte Fähigkeit des Menschen, in das hinter der Grenze der Erscheinungswelt liegende Wesen der Natur, in das Göttliche, wenn man so will, einzudringen, und die bewußte aber menschlich-beschränkte Einsicht unbewußt von der unbeschränkten göttlichen Ursächlichkeit befruchten zu lassen. Mit andern Worten, Genie ist eine Potenzirung der innern Sinne, also des Gehirns, und vor Allem eine Potenzirung des Gesichtssinnes, selbstverständlich des innern Gesichtssinnes.

Die Physiologie hat festgestellt, daß die Function des Gehirns, ähnlich wie die des Magens, welche Chymus, und die der Eingeweide, welche Chylus aus den Speisen bereitet, die ist, aus den von Außen durch die Sinne empfangenen Eindrücken Bilder zu produciren. Das ist die Fundamentalfunction des Gehirns. Auf solche Bilder wird der ganze verwickelte Denkproceß zuletzt zurückgeführt.

Die beiden hauptsächlichsten Sinne sind nun ohne Zweifel Gesicht und Gehör, und von diesen beiden ist es wieder der erstere, welcher eine dem zweiten überwiegende Mehrzahl von Eindrücken dem Gehirn übermittelt. Nicht mit Unrecht hat daher Geiger den Menschen ein Augenthier genannt, viel fundamentaler wie Lichtenberg, der den Menschen ein Ursachenthier nennt. Ich wiederhole, daß es sich hier nicht um das äußere, sondern um das innere Sehen handelt, und wenn kürzlich eine Zeitung den Ausspruch des alten Cornelius citirte: „Unsere jungen Maler haben das Sehen verlernt", und daran die naive Bemerkung knüpfte, das käme von dem vielen eitlen Brillentragen, so beweist dies Mißverstehen, wie wenig Aufmerksamkeit der Anschauung, als der fundamentalen Eigenschaft jeder künstlerischen Production gezollt wird. Die Art der innern Anschauung und ihr Grad ist nun sehr verschiedenartig. Ein inneres Sehen findet z. B. schon statt bei der Vorstellung. In der Gemäldegalerie fällt uns ein Porträt mit charakteristischen Zügen und in brillanten Farben gemalt auf. Zu Hause versuchen wir, uns dasselbe wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, und bei diesem Versuch werden verschiedene Menschen verschiedene Grade der Reproductionskraft des gehabten sinnlichen Eindrucks wahrnehmen. Bei dem geringsten Grade, welcher offenbar sehr verbreitet sein muß, können Farben gar nicht, Gestalten nur undeutlich unterschieden werden, bei höhern Graden werden Farben lebhaft, Bilder deutlich und feststehend nach Willkür fixirt, bei den höchsten Graden gibt die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit dem Sinneseindrucke nichts nach. Ein intimer Freund von mir entdeckte diese Eigenschaft an sich vor mehreren Jahren und war höchlichst erstaunt, daß nicht alle Andern die gleiche Fähigkeit besaßen. Unter den Wunderkindern in Gestalt frühreifer Mathematiker bezeugte der junge Kohlborn, der nie eine Schule besucht hatte und weder lesen noch schreiben konnte, daß, wenn er seine Rechnungen machte, er dieselben deutlich vor sich sähe, als ständen sie auf einer Schiefertafel. Bekannt ist es, daß der berühmte Schachspieler Paul Morphy vier blinde Partien auf einmal spielte, nämlich das Gesicht nach der Wand gekehrt und mit geschlossenen Augen. Figuren und Felder sind nummerirt, bei jedem Zuge des Gegners wird die gezogene Figur und deren neues Feld genannt. Paulsens soll sogar 10—12 derartige blinde Partien auf einmal gespielt haben. Einer dieser Schachspieler sagt aus, daß er die betreffenden jedesmaligen Schachbrette und keine andern, nebst allen Figuren, so wie sie der Drechsler gemacht, im Ganzen vor Augen habe, und daß, so wie ein Feld verändert würde, das Totalbild nunmehr mit dieser Veränderung erscheine. Für gewöhnlich sehe er die sonstigen Einzelheiten, das grüne Tuch des Tisches und den Schatten der Figuren nicht, er könne sie aber sehen, wenn er [illegible] Gustav Doré soll die Fähigkeit besitzen, nachdem er ein [illegible] aufmerksam betrachtet hat, dessen sprechendähnliches Por[illegible] entwerfen, und Brierre de Boismont citirt einen Maler, [illegible]s dem Gedächtniß, ohne Beihülfe eines Stichs, ein Mar[illegible] Petri von Rubens copirte, in solcher Vollkommenheit, [illegible]s für den, der beide Gemälde nebeneinander sah, einiger [illegible]erksamkeit bedurfte, um die Copie vom Original zu unt[illegible]en (Hippolit Taine, der Verstand). Bekanntlich schr[illegible]ich

Digitized by Google

Mozart das Miserere aus der Sixtina nach nur zweimaligem Hören aus dem Gedächtniß nieder. Da es verboten war, irgend Jemandem eine Copie davon zu geben, so fiel der Verdacht auf den Kapellmeister, bis sich die Sache als die unerhörte Leistung des Genius aufklärte. Alle großen Musiker besitzen diese Kraft, wenn auch vielleicht nicht in solchem Maße.

Nun gibt es aber noch eine andere Art der innern Anschauung, welche keine gewollte ist, sondern welche sich unwillkürlich und unbewußt vollzieht, nämlich die Anschauung im Traume. Ungewöhnlich ist der Eifer und das Interesse, welches die Wissenschaft in dieser Hinsicht in den letzten Jahren dem Traumleben gewidmet hat, in welchem man den ersten Pfeiler der Brücke gefunden zu haben glaubte, welche aus der Erscheinungswelt in die übersinnliche führt. Mit deutscher Leidenschaft ist in dieser Frage der Kampf geführt worden. Während auf der einen Seite die complicirten Traumvorgänge alle in Bausch und Bogen als rein körperliche pathologische Erscheinungen von unvollständigem Schlaf und ungeordnetem Erinnern, also als Phantasiegebilde aus Nervenreizträumen, als ein depotenzirtes Seelenleben aufgefaßt wurden, hat man auf der andern Seite das Traumleben als einen höhern vorzüglichen Zustand, als eine hohe Potenzirung des Seins aufgefaßt und sich zum Theil bis weit ins Abenteuerliche verstiegen, aber die beiderseitigen Untersuchungen haben doch auch bleibende Resultate ergeben.

Vor allen Dingen wurde festgestellt, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen der bewußten gewollten Phantasievorstellung und der mehr oder weniger unbewußten Vorstellung im Traume. Ferner, daß allerdings die meisten Träume lediglich körperlicher und pathologischer Natur sind, daß aber auch eine potenzirte oder wenn man will krankhafte Form des Träumens unzweifelhaft feststeht, in welcher Fähigkeiten erwachen, die wir sonst nicht kennen. Endlich, daß ein zwischen Schlafen und Wachen die Mitte haltender Zustand vorkommt, welcher in seinen höchsten Graden eine Objectivität der Anschauung besitzt, die der des Traumes gleichkommt, die aber nicht wie bei diesem Urtheilskraft und Erinnerung auslöscht oder doch stark beeinträchtigt.

Es muß dem oberflächlichsten Nachdenken bald einleuchten, daß der Traum von dem gewöhnlichen Phantasiebild im wachen Zustand sich specifisch unterscheidet. Die Phantasie bleibt im besten Falle doch meist hinter der Wirklichkeit zurück, der Traum hingegen hat eine Wahrheit, Vollendung und consequente Allseitigkeit bis auf die kleinsten Dinge herab, wie eine zweite Wirklichkeit; da wirft jeder Körper seinen Schatten, jeder fällt genau mit der seinem specifischen Gewicht entsprechenden Schwere, und jedes Hinderniß muß erst beseitigt werden, genau wie in der Wirklichkeit. Daraus nun zu folgern, daß dem Traume eine höhere Objectivität und auch höhere Causalität als der Wirklichkeit zuzuschreiben sei, ist allerdings ein gewagter Schritt weiter. Dies lassen wir deshalb auch dahingestellt. Die exacte Wissenschaft hat den Standpunkt des blos „körperlichen Vorganges" verlassen und sich mit der „psychischen Association" beholfen, doch reicht auch diese keineswegs aus, um z. B. jene Vertiefung des Erinnerungsvermögens hinreichend zu erklären, welche eine der specifischen merkwürdigen Erscheinungen des Traumlebens ist. Bekannt ist der Fall eines einfachen ungebildeten Dorfschmiedes, der während einer Krankheit im Fiebertraum plötzlich griechische Worte zu sprechen begann, und als man sie dem Genesenen mittheilte, sich nach langem Besinnen erinnerte, diese Worte einmal in seiner Jugend vernommen zu haben; er hatte sie aber damals, weil der Sprache unkundig, in kurzem wieder vergessen. So wunderbar dies klingt, so ist doch gerade diese Fähigkeit des Gehirns, scheinbar längst vergessene Wahrnehmungen und Bilder wieder aufleben zu lassen, so oft wissenschaftlich untersucht und durch untrügliche Zeugnisse festgestellt worden, daß es in der That höchst wahrscheinlich ist, daß jede einmal gemachte Wahrnehmung, eine unbegrenzte Fähigkeit wiederaufzuleben besitzt. Der französische Philosoph und Akademiker Taine a. a. O. vergleicht den menschlichen Geist diesbezüglich mit einer Schale eingetrockneter Räderthierchen, die 10 Jahre lang wie erstorben dalagen und, plötzlich durch einen Wasserguß besprengt, von Neuem zu leben und zu wimmeln anfingen, oder mit Aetherschwingungen von der Sonne, welche sich Millionen Meilen bis zu unserem Auge fortpflanzen, und dieselben sind im Augenblicke ihres Entstehens wie an ihrem Endpunkt, unversehrt und im Stande, dem Instrument, welches sie aufnimmt, Zeugniß zu geben von ihrem feurigen Ursprung. Der Psychologe Macnish theilt einen Fall von seiner Magd mit, die im heftigen Fieberdelirium eine Sprache redete, welche anfangs Niemand verstand. Endlich entdeckte man, daß sie gälisch sprach, dessen sie wohl vor ihrer Erkrankung als auch nach der Genesung völlig unkundig war. Es wurde jedoch ermittelt, daß sie im Gälischen geboren und die Sprache des Landes im frühen Kindesalter auch gesprochen, später aber vollständig vergessen hatte. Die beiden angeführten Beispiele beziehen sich jedesmal auf einen kranken, nicht auf einen normalen Zustand, aber wie wir bei dem hypertrophischen Magen die Structur der Muskeln erkennen können, welche der gesunde uns verbirgt, so ist auch aus den krankhaften Zuständen des Geistes und ihrer Fähigkeiten auf die mögliche Potenzirung derselben im gesunden Zustande zu schließen.

Noch eine andere hochinteressante Eigenschaft zeigt der Traum, die theilweise oder gänzliche Aufhebung des Ichbegriffs, und hier zeigt sich am meisten seine auch sonst auffällige Verwandtschaft mit dem Wahnsinn. Wie vor der Thür des Leibes die Krankheit, so lauert vor der Thür des Geistes der Wahnsinn. Bei dem epischen und mehr noch bei dem dramatischen Dichter entdecken wir eine ähnliche Fähigkeit, aus andern Personen heraus mit vollster Objectivität zu reden, so wie wir dies im Traume hin und wieder an uns selber bemerken, was zu der „artigen Bemerkung" Anlaß gegeben hat, daß im Traum Jeder ein Shakespeare sei. Es würde hier zu weit führen, Beispiele aus dem Hypnotismus und Somnambulismus bezüglich des Verlustes des Ichbegriffs anzuführen. Sogar für die Gläubigen haben die Untersuchungen den, besonders zu Schellings Zeit getriebenen, Unfug mit Magnetismus und Somnambulismus größtentheils als solchen aufgedeckt, ohne jedoch im Stande gewesen zu sein, die in Betracht kommenden Fragen endgültig zu lösen, nur in einem Punkte ist man ziemlich übereingekommen, daß nämlich, trotz der vielfachen Aussagen der Somnambulen, nicht das Sonnengeflecht (die Nervenpartie um Magen und Herzgrube), sondern das Gehirn als das Organ auch des somnambulen Traumes anzunehmen ist. Als mindestens sehr geistreich für die physiologische Function des Gehirns während des Traumes ist die Hypothese Schopenhauers anzuführen, besonders auch deshalb, weil in neuester Zeit die französischen Forscher darauf zurückgekommen sind. Er nennt den Traum und die Fähigkeit zu träumen eine Art zweites Gesicht, nämlich das Vermögen, raumerfüllende Gegenstände sich anschaulich darzustellen, und Töne und Stimmen jeder Art zu hören, ohne jede äußere Anregung durch die Sinnesempfindungen, während das erste Gesicht das gewöhnliche Sehen vermittelst der äußern Sinne ist. Er sagt: „Da das Gehirn während des Schlafs seine Anregung zur Anschauung räumlicher Gestalten von Innen statt wie beim Wachen von Außen erhält, so muß diese Einwirkung dasselbe in einer der gewöhnlichen, von den Sinnen kommenden, entgegengesetzten Richtung treffen. In Folge hiervon nimmt nun auch seine ganze Thätigkeit, also die innere Fibration oder Wallung seiner Fibern, eine der gewöhnlichen entgegengesetzte Richtung an. Das Gehirn arbeitet also jetzt wie umgekehrt, von Innen nach Außen, folglich erstreckt sich seine Thätigkeit erst zuletzt bis auf die Nerven der Sinnesorgane, welche nunmehr von Innen wie sonst von Außen erregt, in wirkliche Mitleidenschaft und Thätigkeit gezogen werden. Demnach haben wir im Traum wirklich Licht-, Farben-, Schall-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen, nur ohne die sonst sie erregenden äußern Ursachen, blos vermöge innerer Anregung und in umgekehrter Richtung und Zeitordnung der Nervenschwingungen. Dadurch also wird jene Leibhaftigkeit der Traumbilder erklärlich, wodurch sie sich von bloßen Phantasien so mächtig unter-

Digitized by Google

scheiden. Das Phantasiebild (im Wachen) ist immer blos im Gehirn, denn es ist nur die, wenn auch modificirte Reminiscenz einer frühern materiellen, durch die Sinne geschehenen Erregung der anschauenden Gehirnthätigkeit, das Traumgesicht hingegen ist nicht blos im Gehirn, sondern auch in den Sinnesnerven, genau so wie bei der Anschauung der Wirklichkeit, nur in umgekehrter Nervenerregung." (Versuch über Geistersehen). Das Gehirn, in dieser, der gewöhnlichen umgekehrten Erregung arbeitend, nennt Schopenhauer das Traumorgan. Es mag hier die sehr feine Bemerkung des Aristoteles de somno et vigilia c. 2 angeführt werden, daß wir im Traume selbst uns abwesende Dinge noch durch die Phantasie vorstellen, woraus folgt, daß während des Traums die Phantasie noch disponibel, also sie selbst nicht das Medium oder Organ des Traumes sein könne.

Wir haben im Vorstehenden das Traumleben so ausführlich behandelt, um daran im Folgenden weitere Schlußfolgerungen zu knüpfen, vor Allem, daß die künstlerische Begabung mit der Fähigkeit zusammenhängt, den Denkkräften eine ähnliche Disposition zu geben, wie im tiefen Traume, eine Fähigkeit, welche den Ichbegriff theilweise aufhebt und dem innern Gesichtssinn jene Anschauung gewährt, von welcher alle Künstler mit dem Entzücken einer übersinnlichen reden, deren ganze Schönheit und Fülle nachzubilden ihnen niemals gelingen könne. Aus dem Borne der großen ewigen Natur, da wo das bewußte Leben des Menschen unbewußt zusammenhängt mit dem Alleben, aus dem es hervorgegangen, schöpft der Künstler seine Gotteskraft. The art itself is nature, sagt Shakespeare im Wintermärchen, und Lessing: „Kunst und Natur ist Eines nur".

(Schluß folgt.)

Friederike Brion von Sesenheim.

1770—1880.

Von A. Schneegans.

Diesen Namen und diese beiden Jahreszahlen liest man seit wenigen Wochen auf einer Gedenktafel, welche in pietätvoller Erinnerung durch einen Straßburger Goetheverein, auf dem, seit langen Jahrzehnten vernachlässigten und im Laufe der Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit veränderten Hügel errichtet worden, von dem Goethe bei Anlaß seiner Rückkehr nach Sesenheim geschrieben:

„Ich lenkte nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe als ich hineintrat; denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von denen Jedermann eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und dort der Kirchthurm, hier Drusenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die vogesischen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Brett mit der Inschrift: Friederikens Ruhe."

Wie vor hundert Jahren, so steht jetzt wieder dieselbe Inschrift in der verjüngten Laube; wie damals eröffnen sich nach den Vogesen und dem Rheine hin die von dem liebenden Dichter in kurzen Worten geschilderten Aussichten; die Kette, welche Vergangenheit und Zukunft aneinander knüpfen soll, hatte ihre verbindenden Ringe verloren, und aus dem Gedächtniß der dort Lebenden drohte die Erinnerung an eine der lieblichsten, mit dem größten Dichternamen Deutschlands verknüpften Idyllen sich zu verwischen, oder, was noch schlimmer gewesen wäre, unter der stillen und steten Arbeit einer, in schamhafte Scheinheiligkeit sich verhüllenden Verleumdung, allmählich die Gestalt des niedrigsten, alles Edeln und Erhebenden baaren, und der Pfarrerstochter von Sesenheim wie des Dichters unwürdigen Mansardenabenteuers anzunehmen. Nach einem vergeblichen, in den sechziger Jahren unter französischer Herrschaft unternommenen, aber an dem Verbote der Pariser Regierung damals gescheiterten Versuche, ist nun die Friederiken-Laube wie ein lebendiges, lustiges, blätterumranktes Denkmal wieder erstanden. Altdeutsche und altelsässische Freunde haben sich im Andenken an Goethe und an seine erste und, wie er es selbst bekannte, tiefste Liebe die Hand gereicht, und unter der willigen Obhut der Gemeinde liegt heute die mit Rasen und Bäumen bekleidete und mit einer erneuerten Inschrift verzierte „Erderhöhung".

Ferne ist mir der Gedanke, bei Anlaß dieser, am vergangenen 18. Juli verlaufenen Lokalfeier dem Leser eine neue Auflage der diesem speciellen Goethecultus gewidmeten Liebesdithyramben anzubieten. Ueber das Verhältniß Goethes zu Friederike Brion ist, meiner Ansicht nach, Alles und sogar — von gewisser Seite her — viel zu viel gesagt worden; denn, sollte sich auch der Goethecultus in dieser Hinsicht über die Grenzen des richtigen Maßes bewegt haben, so läge darin noch kein genügender Grund, um Diejenigen zu rechtfertigen, die, in Goethe einen Gegner ihrer religiösen und philosophischen Denkungsart erblickend, jene unlauteren und überdies absolut ohne irgend einen Beweis auftretenden Anschuldigungen gegen die Pfarrerstochter von Sesenheim an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt haben, Anschuldigungen, die ja weniger den zu bekämpfenden Gegner, als dessen Geliebte treffen, und von dieser auf die noch vorhandenen, im Elsaß lebenden, und von jenen unliebsamen, in ihre Familienehre eingreifenden Verleumdungen eines hochgeschätzten Familienmitgliedes um so schmerzlicher berührten Nachkommen des Pfarrers Brion herüberschnellen, als die Verläumdung, wie es ja in ihrer Art liegt, ohne Beweisführung auftritt, durch Gegenbeweise folglich nicht bekämpft werden kann, und sich lediglich auf dem Gebiete eines retrospectiven, mit confessioneller Bitterkeit getränkten und tendentiös gefärbten Klatsches bewegt. Ueber Goethes Verhältniß zu Friederiken kann man verschiedenartig denken; Goethe selbst konnte sich eines inneren Vorwurfes nicht erwehren, wenn er daran dachte, daß er jenes ihm so treu ergebene, jugendliche Herz durch seine Schuld gebrochen hatte; nichtsdestoweniger aber bleibt die Sesenheimer Idylle in der deutschen Literaturgeschichte wie ein lichter Punkt, wie eine köstliche Liebeslegende, ähnlich den italienischen Legenden von Dante und Beatrice, von Petrarca und Laura, oder den französischen von Abälard und Heloïse, und in der neuesten Zeit von Lamartine und Graziella. Dem Italiener fällt es nicht ein, jene Legenden von dem ihnen eigenen Reiz zu entkleiden; die Franzosen denken nicht daran, an den ihrigen herumzudeuteln, und könnte man in dieser Hinsicht, gerade aus Lamartines Verhältniß zu Graziella und aus der Haltung der französischen literarischen Kreise diesem Liebesroman gegenüber, eine Lehre ziehen, deren Beherzigung mit besonderem Recht denjenigen anzuempfehlen wäre, die in ihren Angriffen gegen Goethe und Friederike eine gewisse, gegen den „protestantischen" zugleich aber auch gegen den „deutschen" Dichter und gegen die „deutsche" Cultur gerichtete Spitze kaum zu verbergen sich die Mühe geben. Wie dem nun aber auch sei, ein neues Kapitel zu der Sesenheimer Literatur hinzuzufügen beabsichtige ich nicht; wohl aber glaube ich dem deutschen literarischen Publicum und speciell der Goetheforschung einen, wenn auch bescheidenen Dienst leisten zu können, indem ich hier einige auf die Nachgeschichte jenes Verhältnisses bezügliche, durch meine enge Verwandtschaft mit der Brion'schen Familie mir zu Gebote stehende und in jeder Richtung hin neue und nicht unwichtige Daten aufzeichne; es könnte dies betitelt werden: ein wiedergefundenes Manuscript und ein unechtes Porträt.

Als ich ein Junge von 12 bis 18 Jahren war, verbrachte ich regelmäßig meine Ferien bei meinem alten und verehrten Onkel, dem Pfarrer Brion in Goxweiler, einem kleinen, netten, anmuthig zwischen Feldern, Wiesen und Obstbäumen lächelnden elsässischen Dorfe, am Fuße des in Deutschland wohlbekannten Odilienberges. Pfarrer Brion, der im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder heute noch, als mehr denn achtzig-

Digitized by Google

jähriger und dennoch rüstiger und lebensfroher Greis in Straßburg lebt, ist in directer Linie Friederikens Neffe; er erinnert sich ihrer vollkommen und pflegte auch in früheren Zeiten öfters von ihr, von Sesenheim, von Goethe zu sprechen, wobei aber immer, wenn die Rede auf diesen letzteren kam, ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit, der Unbehaglichkeit, wie der Wiederschein eines inneren Kampfes, zu Tage trat. Es dürfte dies Gefühl, das der ganzen Brion'schen Familie eigen ist und das oft von den deutschen Goetheforschern mißdeutet wurde, bei näherer Beleuchtung leicht erklärbar sein und wird man es desto besser begreifen, je lebhafter man sich auch die Lage der Familie inmitten der sie von allen Seiten und vielfach auf eine recht ermüdende, ja sogar unbescheidene Weise bestürmenden, nach allen möglichen, auch ganz intimen Dingen forschenden Sesenheimfanatikern, vergegenwärtigt. Das Recht der Gelehrten- und Literatenwelt, sich mit der Goethe'schen Episode zu beschäftigen, Erkundigungen einzuziehen, um die Erzählung von Wahrheit und Dichtung zu vervollständigen, hat die Familie Brion niemals bestritten, sie erwartete aber auch andererseits von diesen Forschern, daß dieselben diese Interna nur mit zarter Hand berührten, zumal ja das natürliche Gefühl der Verwandten der Friederike, dem untreuen und leichtfertig mit dem Geschicke eines überaus ehrbaren Mädchens scherzenden Dichter gegenüber, nicht diejenige einer enthusiastischen, rein litterarischen oder poetischen, und vor Allem objectiven Bewunderung sein konnte. Man sollte nicht vergessen, daß diese Familie, wie im Jahre 1770 so auch jetzt noch in ihren Nachkömmlingen, der Sesenheimer Idylle nicht objectiv, sondern im Gegentheil recht persönlich mitleidend gegenüber steht, und daß sie sich gerade deshalb durch Alles, was nicht äußerst taktvoll und zartfühlend erschien, innerlich oder heimlich verletzt fühlen mußte; es gilt dies ebenso gut, wenn auch in minderem Grade, von den Goethebewunderern, die seit dreißig und vierzig Jahren das Pfarrhaus von Goxweiler mit ihrem zuweilen recht grobkörnigen Fanatismus belagerten, als von den, freilich auf ganz niedriger moralischer Stufe stehenden und nur ein Gefühl des widerwärtigsten Ekels hervorrufenden Beschmutzer der Ehre Friederikens. Je mehr sich einerseits jener Fanatismus, andererseits diese Verleumdungen steigerten, jemehr sie in die Oeffentlichkeit traten und jemehr sich die Nachkommen des Pfarrers von Sesenheim in diesen ihren Familieninternas gestört sahen, desto zurückhaltender geberdeten sie sich auch, desto schweigsamer und ruhesuchender zogen sie sich zurück, desto größer war der Drang, den sie fühlten, daß endlich einmal ihre Familie von diesem „Alpdrücken" — denn dies ist der richtige Ausdruck für das Gefühl, das sie diesen Goethebewunderern und Goethebekämpfern gegenüber beseelte — erlöst würde. Ich erzähle einfach wieder, was ich damals als Knabe zu beobachten in der Lage war, ohne mir zu erlauben, in so delikaten und intimen Verhältnissen ein selbstständiges Urtheil zu fällen. Diese Zurückhaltung der Brion'schen Familie ist oft getadelt worden; deshalb glaubte ich sie hier erklären und sie auch in ihrem wahren Gewande, in ihrer richtigen Gestalt darstellen zu sollen. Der Leser, der sich in die Lage dieser Familie zu versetzen verstehen wird, wird ihr Auftreten wohl gewiß zu würdigen wissen; wird jedenfalls dies Auftreten begreifen, und was man begreift, das ist man bekanntlich auf dem besten Wege zu entschuldigen.

Diese Verhältnisse und Zustände brachten es mit sich, daß in der Familie selbst nur noch sehr selten von Goethe und von Friederike gesprochen wurde, meistens eben nur um dem Unmuthe, den man den Verehrern und den Verleumdern gegenüber empfand, Luft zu machen. So kam es, daß ich in dem Pfarrhause von Goxweiler in der ersten Zeit nur wenig über Friederiken erfuhr; es mußte sich ein seltsames Zusammentreffen von Umständen einstellen, um mich plötzlich zum Mittelpunkte einiger heute sehr interessanten Incidenzfällen zu machen.

Es war Mitte der fünfziger Jahre, an einem jener langen Regentage, die sich zuweilen über den Elsaß herlagern, und die das Landvolk unter dem bezeichnenden Namen „Landregen" kennt. An einen Ausflug war nicht zu denken. Dichte Wolken bedeckten den Odilienberg und die Gebirgsvorsprünge, auf welchen sich die malerischen Trümmer des Schlosses Landsberg und des Klosters von Truttenhausen, beide merkwürdigerweise heute das Eigenthum der mit Goethes Lili, der späteren Frau von Dietrich, eng verwandten Familie von Türckheim erheben. Was war zu thun? Ich flüchtete mich in des Onkels Bibliothek und stöberte in dessen theologischem, historischem und literarischem Bücherschatze herum. Wie ich nun so einige Bände altbestaubter Bücher herausholte, bemerkte ich in der hintersten Ecke, ganz mit Spinnweben überdeckt, ein, in ungewöhnlich breitem Format gebundenes, mit gelbem Leder überzogenes Buch, das, wie nicht zu verkennen war, seit manchen Jahren schon in dieser Verborgenheit gelegen hatte. Ich zog es hervor, reinigte es von seinem fingerdicken Staube, und schlug es auf. Es war ein sauber und sorgfältig, mit der so seltsam verschnörkelten Handschrift des vorigen Jahrhunderts beschriebenes Manuscript. Auf der ersten Seite las ich: Die Mitschuldigen, von Wolfgang Goethe. In verschiedenen Ecken, sowie auch auf dem Einband, waren ineinander verflochtene Schriftzüge und Lettern, bei denen die W und F auffällig oft wiederkehrten, angebracht. Das Buch, das ich in der Hand hielt, stammte unverkennbarer Weise aus der Zeit, in welcher Goethe in Sesenheim war! Und hatte ich nicht von einem, von Goethes eigener Hand speciell für Friederiken geschriebenen Manuscript der „Mitschuldigen" gelesen, das mit den Briefen und den Porträts der Beiden abhanden gekommen und in unerklärlicher Art verschwunden war? Und wie! wenn dieser Band, den ich fragend und mit fast ehrfurchtsvoller Scheu durchblätterte, jenes verlorene Manuscript wäre? — Ich lief zu meinen Onkel, der an seinem Schreibtisch saß und, wie gewöhnlich, seine lange, mit ehrlich duftendem Knaster gefüllte Pfeife rauchte, zeigte ihm das Buch und fragte ihn, was das sei? — „Ei ja!" antwortete er, mit jenem Anflug von Ueberdruß in der Stimme, dem man immer begegnete, sobald von jenen Zeiten und von Goethes Besuch in Sesenheim die Rede war; „ei ja! das ist ja das Manuscript, das der Goethe (so pflegt man im Elsaß zu sagen) der Friederike geschenkt hatte!" — Und mit gleichgültiger Miene wollte er zu seinen Studien zurückkehren. — „Das ist aber ein äußerst interessantes und werthvolles Buch," sagte ich; „und wäre es noch viel mehr, wenn es ganz von Goethes Hand geschrieben wäre, oder gar wenn es Varianten enthielte!" —

Wir sprachen kurze Zeit darüber hin und her; meinen Onkel langweilte es augenscheinlich, sich über diesen Gegenstand länger mit mir zu unterhalten; hatte er doch schon sofort in das Gespräch den nur kurz angedeuteten, aber recht klar durchschimmernden Gedanken einfließen lassen, daß, wenn man wüßte, daß dies Manuscript bei ihm existire, eine neue Gelehrten- und Sammlerwanderung von Deutschland zu seinem friedlichen Pfarrhause losbrechen und seine Ruhe auf lange Monate und Jahre wieder stören würde. Es gelang mir endlich den Onkel zu überzeugen, daß man sich Klarheit über die Handschrift und den Inhalt des Manuscriptes verschaffen müsse; er erlaubte mir, das mir in der kurzen Zeit wie ein von den Eltern vernachlässigtes Kind liebgewordene Buch mit nach Straßburg zu nehmen, und es dort dem Bibliothekar der Stadtbibliothek, dem in deutschen Kreisen wohlbekannten, kurz vor dem Kriege gestorbenen Professor J..., zur Untersuchung zu unterbreiten. Das that ich auch sofort nach Ende der Ferien, und ich sehe noch das plötzliche Aufleuchten, das durch die Augen des alten Professors blitzte, als ich den vergilbten Band aufschlug: „Aber mein junger Freund!" rief er mit seiner kleinen, kreischenden Fistelstimme, „das ist ja ein unschätzbares Kleinod, was Sie mir da bringen! Das ist ja das Manuscript der „Mitschuldigen", von dem wir so oft gelesen! Das muß von Anfang bis zu Ende von Goethes eigener Hand geschrieben sein!" Und er lief, ein anderes Goethe'sches Manuscript, deren die Stadtbibliothek damals mehrere besaß, hervorzuholen und verglich es mit dem Brion'schen: „Da ist ja kein Zweifel möglich," rief er aus, „von Goethe selbst geschrieben! und zwar in Sesenheim! Haben Sie diese verschlungenen Buchstaben betrachtet? Das ist ja ein unvergleichlicher Fund, den Sie da gethan!" — Mein Onkel hatte mir

Digitized by Google

aufgetragen, mich nach dem muthmaßlichen Werthe des Buches zu erkundigen; ich that es schüchtern, da mir die Frage wie etwas Entheiligendes vorkam. „Ei was!" erwiderte der alte Professor, indem er die rechte Hand, wie er es bei heftigen Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, rasch vor sich herumschüttelte, „solch ein Buch verkauft und kauft man nicht!" Das war ja auch meine Meinung und ich setzte, nicht ohne innerliches Wohlbehagen, seine Rede für mich selbst fort, indem ich zu mir sagte: Solch ein Buch behält man in der Familie! Das war aber nicht was der Bibliothekar seinerseits sagen wollte; ich hatte vergessen, daß ein Bibliothekar in solchen Sachen keine andere Familie kennt außer seiner Bibliothek, und daß es auf der Welt keine größere Habsucht gibt als diejenige, die den Vorsteher einer großen Büchersammlung beseelt. Mein Professor hatte einen Augenblick inne gehalten; er durchblätterte wieder mit raschem Finger mein Buch, welches er schon wie etwas, das fast das Eigenthum der Bibliothek sein könnte, zu betrachten schien: „Nein! das verkauft und kauft man nicht," sagte er, „das gibt man einer Bibliothek zur Aufbewahrung! — und übrigens," setzte er mit nachdenklicher Miene hinzu, indem er einige Seiten näher betrachtete und im Sprechen zu durchlesen schien, „ja, übrigens, ... mein junger Freund, ... müßte man sich ja ... noch vergewissern ... ob nicht werthvolle Varianten ... in diesem Buche bestehen. Wissen Sie was?" rief er aus, indem er den Band hinter sich unter einen Pack Papier schob, das auf seinem mit Heften aller Art überladenen Pulte lag, und den Ellenbogen darauf drückte, „lassen Sie mir das Buch hier! ich werde es untersuchen und sehen, ob Varianten bestehen, die ja den Fund noch viel, viel werthvoller machen würden. Schreiben Sie Ihrem Onkel, der mein Jugend- und Universitätsfreund ist, daß das Manuscript bei mir gut aufbewahrt bleibt, und kommen Sie nach etwa vier Wochen wieder, dann werde ich Ihnen Näheres über Ihre Entdeckung mittheilen können!" Er reichte mir freundlich grüßend die Hand, ohne den Ellenbogen von seinem Pulte wegzuschieben, und mit dem Gefühle, das Manuscript unter einer recht streng conservativen Obhut zurückgelassen zu haben, schlich ich mich von dannen.

Das Manuscript sah ich damals nicht wieder. Ich ging einige Male auf die Bibliothek, wo mir der Bibliothekar mit steigender Bewunderung versicherte, es seien sehr interessante Varianten darin, das Buch sei für die Goetheforschung von unermeßlichem Werthe; er wolle es noch einige Wochen behalten, um es näher zu studiren. Eines schönen Tages aber erhielt ich den Besuch eines mir unbekannten deutschen Herrn, der mir ein Briefchen meines Onkels überreichte, in welchem ich gebeten wurde, den Ueberbringer zu dem Bibliothekar zu führen, das Manuscript sei ihm von meinem Onkel, wenn ich nicht irre, für 200 Francs verkauft worden, und der frühere Besitzer des Bändchens ersuche die Bibliothek, sein Eigenthum in die Hände des glücklichen Käufers zu übergeben. Ich war freilich mit diesem Geschäft nicht einverstanden, was hatte ich aber dabei zu sagen? Mit schwerem Herzen entledigte ich mich der mir übergetragenen Aufgabe, und mit vielleicht noch schwererem Herzen überlieferte der Bibliothekar dem Unbekannten das Buch. Ein Trost, und zwar kein geringer, bleibt mir heute: wäre das Manuscript damals in der Straßburger Bibliothek verblieben, so wäre es während der Belagerung mit unseren anderen kostbaren Schätzen ein Raub der Flammen geworden. Der fremde Sammler, der uns dieses Kind aus unserem Hause entriß, rettete es vom Untergang.

Ich verließ Straßburg kurz nachher und hörte nichts mehr von dem Manuscript, außer daß der Käufer meinem Onkel nachträglich noch hundert Francs zuschickte mit dem freundlichen Bemerken, er hätte das Manuscript eigentlich zu billig gekauft und fühle sich verpflichtet, dem damaligen Besitzer desselben doch noch diese kleine Summe einzuhändigen.

Lange Jahre verflossen. Die Geschichte des Manuscriptes war vergessen. Der Krieg war über das Elsaß gezogen; mein Heimatland war dem deutschen Reiche einverleibt worden, und unsere Abgeordneten zogen, statt in die Pariser Deputirtenkammer, in den deutschen Reichstag nach Berlin. Die Goetheforschung hatte einen erneuten Aufschwung erlebt; viele deutsche Gelehrte hatten die Pilgerschaft nach Sesenheim wieder unternommen, und in elsässischen Kreisen regte es sich wieder um die „Sesenheimer Idylle" herum. Da veröffentlichte der derzeitige Pfarrer in Sesenheim, Pastor Lucius, unter dem Titel: „Friederike Brion von Sesenheim, geschichtliche Mittheilungen", ein Werk, das in erschöpfender Weise alle auf jene Zeiten bezüglichen Facten und Daten zusammenstellte und der seither in immer vergrößertem Maße und in immer gehässigerer Form aufgetretenen Verleumdung gründlich und mit Herbeiziehung der eingehendsten amtlichen Nachforschungen ein Ende machte, — so weit nämlich bei dieser Kampfesweise von einem Endemachen die Rede sein kann, da bekanntlich diese Art von Gegnern sich die Sache dadurch sehr leicht zu machen pflegen, daß sie von den Entgegnungen und Beweisführungen der von ihnen Verleumdeten keine Notiz nehmen, und nach wie vor ganz ruhig fortfahren, die von ihnen erfundenen Lügen mit der größten Unverfrorenheit weiter zu verbreiten. In dem Anhang dieses, allen Goetheforschern sehr zu empfehlenden Buches, las ich nun auf Seite 172, Note 25, Folgendes:

„Was aus den Originalien (die im Besitze der Brion'schen Familie geblieben waren) nun geworden ist, wo dieselben zu suchen sind, ob sie überhaupt noch existiren, das weiß ich natürlich nicht anzugeben und will weniger noch Vermuthungen darüber anstellen, die ich auch durch gar nichts unterstützen oder begründen könnte. Nur das habe ich gerüchtweise gehört, daß Sophie Brion (Friederikens jüngere Schwester) diese werthvollen Schriftstücke einem, bald nachher in Amerika verkommenen Vikar Spohr aus dem Bärenthal (bei Niederbronn) anvertraut und nicht wieder zurückerhalten haben soll. Ob unter denselben auch das Manuscript der „Mitschuldigen" sich befunden, das einst Friederike Brion von Goethe geschenkt erhielt und welches der Hirzel'schen Bibliothek als eines ihrer schätzenswerthesten Stücke einverleibt worden (Bernays, 1, LXXIII), kann ich, wie leicht begreiflich, ebenso wenig bestimmen."

Die in den letzten Zeilen von dem Verfasser des obenerwähnten Buches aufgeworfene Frage, war ich nun in der Lage auf das bestimmte beantworten zu können; denn das Goethe'sche Manuscript hatte ich damals in meines Onkels Bibliothek gesehen, es hatte sich dessen äußerliche und innere Beschaffenheit fest in meine Erinnerung geprägt und konnte ich beim ersten Anblick der der Hirzel'schen Sammlung einverleibten Bände mit absoluter Sicherheit feststellen, ob dies wirklich das aus der Brion'schen Verlassenschaft stammende Manuscript sei oder nicht. Ich benutzte demnach die erste Gelegenheit, die sich mir darbot, und begab mich mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift, meinem Freunde Dr. Paul Lindau, nach Leipzig, wo uns mit bereitwilligstem Entgegenkommen Einsicht in die der dortigen Universitätsbibliothek einverleibte Hirzel'sche Sammlung gewährt wurde: unter festem Schloß und Riegel lagen die Goethe'schen Manuscripte; mit besonderer Sorgfalt verwahrt, in einem feinem Leder- oder Maroquinfutteral, das Manuscript der „Mitschuldigen". Mit wie mannichfachen Gefühlen ich mich daran machte, das Manuscript aus seiner Hülle herauszuholen, wird man leicht begreifen; welche seltene und doch wieder mit einer gewissen Wehmuth gemischte Freude ich empfand, als ich das mir aus meiner Jugend so bekannte und liebgewordene Goethe'sche Original vor meinen Blicken wieder sich entfalten sah, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren! Denn es war dasselbe Buch, das ich, unter dem Staube der Gotzweiler Bibliothek hervorgeholt, dem Straßburger Bibliothekar zur Besichtigung überreicht und nachher dem fremden Käufer in so trüber Stimmung ausgeliefert hatte. Hier lag es, unter sorgsamer Obhut, neben dem Ebers'schen Papyrus und so manchen anderen Schätzen der Wissenschaft; und wie ich so diese vergilbten Blätter, an denen doch für mich immer noch etwas Besonderes und näher Anziehendes, eine Familienintimität haftete, durch meine Finger gleiten ließ, so schien es mir, als müßte ich diesen nun

Digitized by Google

über hundert Jahre alten Zeugen des Glückes zweier Liebenden ob seiner Aufnahme in dieses sichere Haus beglückwünschen, wie man einen Freund, der nach mannichfachen Kämpfen und per tot discrimina rerum endlich in einen ruhigen Port gelangt ist, beglückwünscht.

Daß während dieses kurzen Leipziger Aufenthaltes zwischen Dr. Paul Lindau und mir viel über Goethe, Friederike, die Straßburger damaligen Zustände, die Nachkommen der Familie Brion u. s. w. gesprochen wurde, ist wohl begreiflich, besonders da wir uns beide in einer gleich großen Bewunderung und Verehrung für Goethe zusammenfanden. Lindau berührte dabei eine Frage, die schon öfters in den Kreisen der deutschen Literaten und Künstler aufgeworfen wurde, die Frage, ob es denn nicht möglich sei, in der Familie Brion irgend ein Porträt, Oelbild oder nur Schattenriß der Tochter des Pfarrers von Sesenheim zu entdecken. Ich erzählte ihm, was ich in dieser Hinsicht von meinem Onkel erfahren hatte, nämlich daß in früheren Jahren ein solches Bild im Besitze der Familie gewesen wäre, daß aber leider Niemand eigentlich sagen könne, wie und wann es verschwunden sei; ich fügte hinzu, daß in jüngster Zeit das Gerücht sich in einigen Gelehrtenkreisen verbreitet hätte, dies Bild sei im Besitze eines Straßburger Buchdruckers, des Vertreters der alten und in der elsässischen Lokalgeschichtsforschung rühmlichst bekannten Firma Heitz entdeckt worden; daß ich dies aber, obgleich ich der Sache nie auf den Grund zu kommen versucht hätte, nach den in meiner Familie herrschenden Ansichten nur als ein leeres Gerücht bezeichnen zu können glaubte. Ich versprach zugleich bei dieser Gelegenheit, die hierauf bezüglichen Nachforschungen zu machen und sie den Lesern der „Gegenwart" mitzutheilen, und, sollte sich dies Bild dennoch als das so lange Jahre hindurch gesuchte Porträt Friederikens herausstellen, eine Radirung desselben verfertigen zu lassen und meinem Freunde Lindau zur Verfügung zu stellen. Wie vorauszusehen war, ergaben aber diese, nach meiner Rückkunft in Straßburg angestellten Nachforschungen, daß man es hier lediglich mit einer aus der willigen Phantasie einiger Goethefanatiker entsprungenen Selbsttäuschung zu thun hatte. Das Bild wurde mir mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit von meinem Jugendfreunde, dem Buchdrucker Heitz, vorgezeigt; es stellt eine, etwa Ende der zwanziger Jahre stehende Straßburger Bürgersfrau oder Fräulein aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts vor: ein rundes, volles, recht gesund aussehendes Gesicht; auf dem Scheitel die sogenannte „Schneppenhaube", ein von den alten Straßburgerinnen des 17. und 18. Jahrhunderts getragener bezeichnender Kopfputz, der sich in einem enganliegenden, mit Gold- oder Silberstickereien verzierten Schnabel bis auf die Stirne herunterzog und die später erst aufgekommenen Spitzenhäubchen aufs allerliebste ersetzte; die Haare waren gepudert, was schon an und für sich gegen jede Aehnlichkeit mit der schlichten Pfarrerstochter spricht; die Lippen dick, die Augen blau, ohne Feinheit, ohne Ausdruck, ohne irgend etwas, das auf Goethes Geliebte und auf das von dem Dichter entworfene Bild in Wahrheit und Dichtung hingewiesen hätte; ein weit aufgeschnittenes, mit Spitzen versehenes Rosakleid, ein silbernes, antik gearbeitetes, um den dicken Hals befestigtes Medaillon und ein ebenfalls antiker Fingerring deuteten, wie überhaupt die ganze Figur, auf eine junge Frau aus den reicheren Ständen der Straßburger Bürgerschaft und auf eine Zeit, die weit vor das Ende des 18. Jahrhunderts hinaufreicht. Dies Bild, so erzählte mir mein Jugendfreund nicht ohne einen Anflug von ironischem Humor, befand sich schon seit langen Jahren im Besitze der Heitz'schen Familie, ohne daß es irgend Jemanden eingefallen wäre, darin ein Porträt der Friederike Brion zu finden; eines Tages kam ein Goetheforscher nach Straßburg, sah es sich zufälligerweise an und erklärte, dies könne ja vielleicht das entschwundene Bild der Tochter des Sesenheimer Pfarrhauses sein; warum? dies sagte der betreffende Gelehrte nicht, er nahm eben seinen Wunsch für einen Beweisgrund an. Im Laufe der Monate und der Jahre verschwand das Vielleicht, und an Stelle des von dem ersten Besucher noch mit Vorsicht geäußerten Zweifels kam nun eine von seinen Nachfolgern immer fester auftretende, aber auf nichts beruhende Sicherheit: es galt in gewissen Kreisen für ausgemacht, daß in dem Heitz'schen Hause in Straßburg das echte Bild der Friederike sich verberge, und an frommen Pilgern fehlte es von da an nicht, die sich beim Ansehen dieses unscheinbaren, auf die Anfänge des 18. oder gar auf das Ende des 17. Jahrhunderts hindeutenden Pastellbildes ihrem Entzücken und ihrer pietätvollen Bewunderung hingaben. „Wäre ich ein unehrlicher Mann," fügte lächelnd mein Freund hinzu, „so hätte ich mit diesem Bilde goldene Geschäfte machen können und hinge es schon längst in Kupfer, Stahl und Holz geschnitten in allen Schaufenstern als richtiges Conterfei der Sesenheimer Pfarrerstochter."

Soweit die Geschichte des sogenannten Porträts der Friederike. Sie mag dazu angethan sein, dem größeren Publicum einen Einblick zu erlauben in die Art und Weise, wie von Seiten einer gewissen Anzahl von Goethefanatikern der Cultus der Erinnerungen betrieben wurde und kann man sich leicht die Stimmung vergegenwärtigen, in welche die Brion'sche Familie selbst bei solchen oder ähnlichen Anlässen, der Goetheforschung gegenüber, versetzt wurde. Daß diese Unreellität der Forschung auch den wahren und ernsthaften Forschern keinen besonderen Dienst erwies, läßt sich nicht leugnen und mag auch bisweilen unliebsame Folgen nach sich gezogen haben; allein anderseits ist es ja leicht begreiflich, daß man in Straßburg und in Goxweiler, nach solchen und ähnlichen Vorgängen, den Goethereisenden anders als mit einer gewissen Kühle zu begegnen, nicht über sich zu bringen vermochte. So viel mir bekannt, ist übrigens das Feld für diese Forschungen erschöpft; es bleibt im Besitze der Familie Brion nur noch ein einziges Erbstück, das von Goethe'scher Zeit herstammt, ein alterthümlicher, Nußbaum eingelegter Tisch mit zierlich geschwungenen Füßen, der von dem Pfarrherrn von Sesenheim stammt und als Friederikens Tisch, ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, bezeichnet wird. Dieser Tisch befand sich während der Belagerung Straßburgs in einem dem Urenkel des Pfarrers von Sesenheim gehörenden Landgute bei Königshoffen, dicht hinter dem Kirchhof, bei welchem die Belagerer eine Batterie grober Geschütze aufgepflanzt hatten. Das verlassene Landgut wurde begreiflicherweise von den Offizieren und Mannschaften der deutschen Belagerungsbatterie mit Beschlag belegt; Stühle, Tische und andere Möbel herausgeschleppt und, nach Maßgabe der Nothwendigkeit, benutzt. Manche Stücke wurden dabei durch die Kugeln der Belagerten zertrümmert oder beschädigt. Merkwürdigerweise blieb „Friederikens Tisch" unversehrt und wurde, nach Eröffnung der Stadt, von dem in sein Haus wieder einrückenden Besitzer an seine frühere Stelle in den geräumigen Salon des jetzt mit niedlichen Thürmchen und luftiger Veranda geschmückten Landhauses gebracht. Dort steht er noch, ein Zeuge der verschiedenartigsten Begebenheiten und Ereignisse, von der lieblichsten Liebesidylle bis zur blutigsten Kriegstragödie, ein Sinnbild des durch alle Phasen der elsässisch-französischen und elsässisch-deutschen Entwickelung wie ein rother Faden hindurchziehenden, geistigen Zusammenlebens dieses Landes mit der deutschen Cultur und der, auch unter französischer Herrschaft fortlebenden, seit dem Kriege in frischer Blüthe, wenn auch nicht ohne innere Kämpfe, wiederersprossenen Zusammenfühlens dieser Grenzmark mit dem durch die klassische Literatur Deutschlands wehenden und durch die Heroen der deutschen Kunst vertretenen Geiste des germanischen Volkes.

Gedanken über die Reform des höheren Unterrichts.

Von J. Hermann.

(Schluß.)

Ehe wir uns zu dem Einzelnen wenden, fühlen wir uns verpflichtet, ausdrücklich unser grundsätzliches Einverständniß mit den Ausführungen zu erklären, welche nach einem Vortrag von

Digitized by Google

J. Bergmann in Nr. 34 und 35 des vorigen Jahrgangs der Gegenwart gegeben worden sind. Wir meinen dies vor Allem, wie jeder Leser dieses Blattes von selbst voraussetzen wird, in dem Grundgedanken der Nothwendigkeit einer Veränderung der Methode, aber auch in vielen einzelnen Punkten. Der Unterschied oder das Ergänzende unserer folgenden Ausführungen wird theils von uns näher bestimmt werden, theils sich von selbst ergeben.

In Beziehung auf den Rechenunterricht als Vorbereitung des mathematischen dürfte in jenem Aufsatz zu schwarz gesehen werden. Die junge Schule der Mathematiker drängt mit so großer Entschiedenheit auf Verständniß im Gegensatz zur Mechanik auch im Rechenunterricht, daß unseres Erachtens des Guten für die weniger beanlagten Köpfe (mindestens bei der eigentlichen Mathematik) eher zu viel gethan wird. Sehr schwer wird es wohl einem jungen Vertreter dieser Wissenschaft, die eigentliche Wurzel des Verständnißmangels bei den Schülern zu entdecken: haben die Vertreter der exactesten Wissenschaft doch gewöhnlich in ihrer Jugend die Zwischenglieder des Verständnisses, die Hindernisse im Fluge genommen! Wenn gerade die Mathematik, zumal an Gymnasien, so oft das Hinderniß des Fortkommens ist, so muß dies zum Nachdenken auffordern. Wir geben zu erwägen, ob in den Elementarklassen für diesen Zweck, also in Quarta bis Tertia, nicht oft größere Erfolge durch Nichtmathematiker erzielt würden, die das erforderliche Verständniß der Elemente dieser scheinbar so eigenthümlichen Wissenschaft mit der Empfänglichkeit für das Verständniß der dem Durchschnittskopf schwierigen Punkte verbinden. Besonders auf Entwicklung und Uebung der räumlichen Phantasie und Klarlegung des Begriffs der Zahl und ihrer Functionen wird viel dabei ankommen.

Der Werth der beschreibenden Naturwissenschaften scheint uns überschätzt zu werden, insofern das eigentlich Wissenschaftliche, die Generation, doch nur angedeutet werden kann, das Uebrigbleibende aber nur zu leicht mit Namenanhäufung identificirt wird. Zu wecken das Interesse, zu üben die Beobachtungsgabe, einzuführen in das Eigenartige der Gattungen und Arten in dem Kosmos — ohne Gedächtnißquälerei — dürfte hier allein die Aufgabe bleiben. Die exacten naturwissenschaftlichen Disciplinen aber, wie die Physik, theilen alle Vorzüge ihrer Mutter, der Mathematik, und sind gerade zum Verständlichmachen logischer wie physischer Gesetze anerkannt werthvoll.

Die Betonung eines Gegenstandes haben wir lebhaft bei Herrn Bergmann vermißt: Das ist die Geschichte. Wenige Wissenschaften können sich als solche gegenwärtig gleicher Erfolge rühmen! Wenige stehen jetzt in gleich hoher Blüthe! Wenige finden ein ebenso uneingeschränktes Interesse! Wenige machen einen so wesentlichen Bestandtheil der „allgemeinen Bildung" aus! Vielleicht keine andere bietet so viel Beiträge, so viel Hülfsmittel dem Verständniß anderer Gebiete! Keine kann so universalistisch getrieben werden! Keine fast enthält so gewichtige Lehren; und doch findet keine andere eine gleich stiefmütterliche Behandlung im Unterricht! Ich spreche vom Recht, nicht von dem Thatsächlichen! Denn bei der Anziehung der Geschichte finden sich unter den Vertretern derselben auch an den Schulen eine große Menge von tüchtigen Kräften, was zwar oft methodisches Dilettiren wohl nicht fern hält, aber durch Begeisterung und Mittheilung eines Theils ihres eigenen Verständnisses, wenn es nicht unbegreiflich ungeschickt angefangen wird, aufzuwiegen ist. Es gibt keinen Gegenstand, dem an sich die Jugend so gern folgt, keinen, in welchem gleich viel ohne die üblichen Zwangsmittel, wenn auch keineswegs ohne Arbeit, erreicht werden kann! Ein Gegenstand, gleich wirksam für Verstand, Gemüth, Phantasie, den ganzen Geist packend und durchdringend! Er kann das Gedächtniß nicht entbehren, aber gebraucht es keineswegs so einseitig, wie von manchen Seiten angenommen zu werden scheint. Zwar fördern die wissenschaftlichen Geschichtsforscher selbst theilweise diese Vorstellung, indem sie zu sehr in der formalen Seite der Quellenkritik, jener unentbehrlichen Basis des gesicherten Wissens, ihre Wissenschaftlichkeit erschöpfen; und die Kritik, wenn sie sich auch in paradigmatischer Weise gewiß beim Unterricht verwerthen läßt (abgesehen von ihrer fundamentalen Bedeutung für des Lehrers Wissensmaterial), kann freilich gerade auf der Schule weniger als auf der Universität den Mittelpunkt bilden. Aber schon Herder und Wilhelm von Humboldt haben divinatorisch darauf hingewiesen, daß auch der Inhalt der Geschichte, gerade wie die Thatsachen der Natur, auf Gesetze zurückzuführen sind, schwerer zu ergründen als diejenigen der letzteren, aber vom niederen pragmatischen Zusammenhang aus allmählich doch zu erreichen, und wohlgeeignet, das Gedächtnißmäßige des Stoffes immer mehr zu verringern! Welch wichtiges intellectuell-pädagogisches Moment liegt in der so gefaßten Wissenschaft! Welch dankbares Element des Unterrichts, der sonst mit einer so großen Zahl von widerstrebenden Elementen arbeiten muß! Und dazu ohne den üblichen Arbeitsballast, behaftet nur mit der einen für alles Lernen unersetzlichen Mühe, der überall nothwendigen Repetition, aber sicher einer lieber als sonst getriebenen.

Eine Umschau unter den eigenen ehemaligen Schulkameraden oder einer Anzahl näherer Bekannter dürfte die Behauptung bestätigen, daß im Leben als tüchtig bewährte Mitglieder der Gesellschaft und des Staates in der Regel als Schüler schon an der Geschichte besonderen Geschmack gefunden und etwas darin geleistet haben. Zahlreiche Biographien berühmter Männer, besonders von Staatslenkern, Rechtslehrern, Feldherrn bestätigen dies. Zudem gehört Geschichte zu den wenigen Fächern, die trotz der Theilung der Schulspecies bisher noch immer vor dem Auseinanderklaffen der Bildung bewahrt haben, gemeinsam geblieben sind den verschiedensten Unterrichtssystemen, freilich auch das gemeinsame Schicksal theilen mußten, überall officiell als Nebenfächer zu figuriren, auf die bei der Versetzung nur wenig ankommt, so daß, wenn die Abiturientenreglements nicht ein Gegengewicht bildeten, schon längst daraus bloße Erholungs- oder Unterhaltungsgegenstände geworden wären. Und das im Zeitalter und in dem Erdtheil der constitutionellen Verfassungen, welche voraussetzen, daß der Bürger seine Zeit versteht! Wir möchten wohl wissen, durch welches Fach der angehende Staatsbürger, ohne Mißbrauch zu Parteipropaganda natürlich, so vorbereitet werden kann. Gegenüber den entsprechenden, brennenden kirchlichen Fragen zugleich, und wegen der Bedeutung der Sache an sich und in der Culturgeschichte der Menschheit ist auch Religionsunterricht — in den oberen Klassen in wissenschaftlichem Gewande — unerläßlich. Ließe man ihn fallen, so müßte die Geschichte decken, um keine Lücke in der Bildung zu lassen. Die Bekämpfer des Religionsunterrichts verwechseln Religionswissenschaft, Religionsgeschichte, mit confessionellem Eifern und Hadern oder mit Erbauungsstunden!

Die letzten drei Vorzüge der Geschichte — mutatis mutandis — theilt der deutsche Unterricht. Er kann bei Personalunion oder herzlichem Einverständniß der betheiligten Lehrer jenem nützen und wiederum von ihm gefördert werden. Die für das Leben der Gegenwart so wichtige Fertigkeit im Freisprechen, formell zunächst Aufgabe des Deutschen, kann am besten in der Geschichte vorgeübt und ergänzt werden. Freilich wäre es nothwendig, in allen Fächern darauf hinzuarbeiten: Wie schön geht's damit zum Beispiel in der Physik.

Der deutsche Unterricht hat eine für Lehrer und Schüler gleich große Last: die vielen Aufsätze.

Wir erachten, daß bei der bisherigen Methode die Arbeit in keinem Verhältniß zum Erfolg steht. Wenn irgend wo, ist hier die Gelegenheit zur Minderung der häuslichen Arbeiten. Noch ist das Mittel nicht gefunden, die Anwendung unerlaubter Hülfe den Schülern abzuschneiden. Mit unsäglicher Arbeit corrigirt der Lehrer — oft in Nächten — mehr oder minder die Arbeiten von — Hauslehrern, Brüdern, wenn nicht gar von — Schriftstellern. Wie viel in dieser Hinsicht unentdeckt bleibt, entzieht sich der Berechnung. Die Wirkung der häuslichen Leistungen ist darum für die Beurtheilung der geistigen Reife oft eine halbe. Doch setzen wir den Fall selbstständiger Arbeit: Die Gelegenheit

Digitized by Google

zu den gleichen Fehlern bei immer wechselnden Thematen ist oft nur eine geringe, die Wirkung der Correctur, da Wiederholung zum Lernen führt, trotz der Fehlerverbesserungen, eine schwache. Derselbe Aufsatz zweimal — oder so oft, bis er, formell und materiell, relativ fehlerfrei ist — gemacht, scheint uns pädagogisch rationeller, als die vielen und vielerlei Aufsätze, besonders aber, wenn auch hier der Schwerpunkt in der Stunde ruht, die logischen, die stilistischen Uebungen zur Unterdrückung gewisser Schwächen unermüdlich im Anschluß an die gemachten oder zu machenden Aufsätze unter Leitung des Lehrers gemacht werden. Schon wenn die Hälfte der bisher gewöhnlich häuslich gefertigten Aufsätze in Klassenleistungen umgewandelt würden, wäre etwas gewonnen, besonders in der Richtung der Schlagfertigkeit, auch in der Ausrottung der Breite! Daß die häuslichen Arbeiten nicht ganz wegfallen, ist einigermaßen Erforderniß der Rücksicht auf die Langsamen, obwohl diese bei zweckmäßiger Behandlung der Sache und ihrer persönlichen Eigenthümlichkeiten auch im Extemporiren weiter kommen könnten! Wenn man nur alle Arten der Extemporalleistungen nicht so leicht einseitig als Probe auffassen wollte, wenn man sie nur selbst zum Gegenstand der Uebung machte!

Wenn das Grundelement, der Kern des deutschen Unterrichts, — die Logik und ihr Ausdruck, das formell Sprachliche, — die Schale ist, so gibt es noch eine ganze Gruppe von Gegenständen, in welchen nach gewöhnlicher Auffassung ein Gleichgewicht beider Elemente vorliegt, wir meinen die fremden Sprachen, besonders die alten! Die neueren nicht überwiegend sprachlich-formell zu betreiben, ist man gewöhnlich geneigt (wenigstens außerhalb der betheiligten Lehrerkreise selbst), da die äußere Unmöglichkeit vorliegt, gleich systematisch und gründlich, wie den alten auch ihnen zu Leibe zu gehen. Man muß sich selbst wider Willen, vorzugsweise mit Erreichung des praktischen Zweckes einer gewissen Fertigkeit des Verständnisses in der Lecture, leider nur selten auch des Sprechens begnügen. Die modernen Philologen sind darüber meist unglücklich, wünschen ihren Gegenstand zu heben durch Accommodation an die Methode der alten Sprache! Und in der That ist es zu unzweifelhaft, daß die neueren auch ihre, zum Theil recht feine, Logik haben. Aber bei zwei bis vier wöchentlichen Stunden wird durch jenen Versuch leicht bewirkt, daß auch der praktische Zweck verfehlt wird. Am meisten wäre ihnen und zugleich der Sache des sprachlichen Unterrichts, ja des Unterrichts überhaupt, gedient, wenn dagegen die Methode der alten Sprachen etwas mehr zugleich auf den rein sprachlichen, also gewissermaßen praktischen Erfolg zugeschnitten würde! — Sollte das möglich sein? Und wo bleibt dann die gerühmte geistige Gymnastik? Wo jene Basis, die allein gestatten soll, andere Sprachen mit abgekürztem Verfahren zu lernen? Kann dann noch das Klassische, auch nur in den Gymnasien, seine centrale Stellung bewahren? Die Antwort auf diese Frage entscheidet in den Augen vieler, vor Allem der klassischen Philologen, über die Urtheilsfähigkeit! Der Ketzer in Bezug auf dieses Dogma von der Unfehlbarkeit der Methode der klassischen Sprachen wird unfehlbar geächtet! Doch hält dies die Wahrheit nicht auf!

Noch immer behaupten die beiden alten Sprachen den ersten Rang, auch im Vergleich zur Mathematik auf den Gymnasien — die eine derselben scheint ihn jetzt auf den Realschulen erhalten zu sollen. Wie selten, daß der Ordinarius einer Klasse, zumal einer oberen, der Director eines Gymnasii ein anderer als ein klassischer Philologe wäre. In Versetzungsdebatten haben die Mathematiker zwar, namentlich wenn sie wollen, einen schwerwiegenden Einfluß; aber — summa summarum — der alte Philologe doch einen größeren. Man unterscheide wohl den positiven und den negativen Einfluß. Im Zurückhalten ist der Mathematiker gleich stark, im Vorwärtsbringen wohl sehr selten! Erst im Abiturientenexamen tritt das Compensationsprincip im Hinblick auf ausgezeichnete mathematische Leistungen ein! Die Stundenzahl zeigt dasselbe: allein gegen 3—4000 Lateinstunden hat ein Gymnasiast von Sexta bis Prima etwa absolvirt! Das ist in der That eine centrale Bevorzugung! Doch es wäre nicht zu viel — wenn die geistige Gymnastik die darin liegt, wirklich so groß ist, wie sie gewohnheitsmäßig dargestellt wird — bei der gegenwärtigen Methode! In der Formenlehre zunächst dürfte der Gedächtnißstoff weit überwiegen, ganz abgesehen von den Vocabeln! Und in der Syntax? Hier liegt unzweifelhaft eine Fülle logischen Gehalts! Wie weit er zur Geltung kommt, übersehen wir nicht vollständig; mancherlei Beobachtungen machen etwas mißtrauisch. Doch es sei! Aber ganz abgesehen von den hypothetischen, spitzfindigen und geradezu willkürlich beschränkenden Regeln — beim Lateinischen wenigstens durch den Ciceronianismus, der dem Latinismus gleichgesetzt wird (als wenn wir als gut deutsch nur Schiller und Goethe und nicht auch Lessing, wie Gustav Freytag setzen wollten! Und wenn auch — als wenn ein Geist wie Cicero nach dem Satze „le style c'est l'homme" es verdiente, die Hauptspeise von Generationen gerade in der Entwicklungszeit zu bilden) — was wir entschieden behaupten müssen, das ist, daß derselbe Gehalt gewonnen, gleich fruchtbar gemacht und genützt werden könnte in kürzerer Zeit mit weniger Arbeit durch breitere Anlage der Lecture, die jetzt oft nur zur Illustration der Grammatik da zu sein scheint. Das dünkt uns durch alle Erfahrung bestätigt, daß die gegenwärtige, die alte, sich theilweise in Geleisen, die durch Jahrhunderte ausgefahren sind, immer noch bewegende Methode das Interesse, und damit den stärksten Hebel des Fortschritts, schwächt. Man denke sich die Versetzungsangst weg, und es würden, so fürchten wir, die Erfolge der alten Sprachen in einem noch ungünstigeren Verhältniß zu der ihnen gewidmeten Zeit stehen!

Unser verewigter väterlicher Freund und Lehrer, der frühere Posener Schulrath Dr. Jacob, hochgeachteter Philologe, der Freund Böckhs, der Verfasser von „Horaz und seine Freunde", der Sophokles-Herausgeber und Homer-Uebersetzer, legte, wenn er in eine Sprache einführen wollte, in der ersten Stunde ohne grammatische Vorrede eine leichte Stelle eines geeigneten Schriftstellers vor, ließ das Lesen probiren, und prägte durch seine an den Versuch angeknüpften Belehrungen die Regeln wie von selbst ein; ließ übersetzen — ohne Rathen — auf etymologischer Basis, von den — mit der Mutter- oder einer anderen, bereits gekannten Sprache gemeinsamen — Wortstämmen aus. Man lernte die Vocabeln, wie spielend. War der erste Satz vielleicht die Arbeit mehrerer Stunden, so nahmen die Schwierigkeiten rapid ab, und die Resultate waren so überraschende, daß er selbst davor nicht zurückschreckte, einen Gärtner noch zum botanischen Professor über die Klippen des Abiturientenexamens hinweg machen zu helfen, einem Schriftsetzer die Elemente des Hebräischen in etwa 14 Tagen beizubringen! Man scheue den Versuch der Anwendung dieses — für moderne Sprachen wohl Vielen einleuchtenden — Verfahrens, auf die klassischen nicht! Man weise nicht auf die Verschiedenheit des Privat- und des Klassenunterrichts, welcher letztere zu vielerlei Fähigkeiten berücksichtigen müsse! Das muß die alte Methode auch, und man kann nach den Resultaten schwerlich behaupten, daß sie es besonders wirksam und erfolgreich thut. Man weckt das Verständniß und das Interesse für Sprachgesetze durch die dem Lernenden in erhöhtem Grade zugemuthete Production oder Selbstfindung. Man gewinnt aber bei der neuen Methode zugleich eine wesentliche Arbeitserleichterung. Die Präparation oder besser noch Analyse (eine hervorragend bildende Uebung, wenn sie als solche wirklich gemacht wird; behaupten aber wird der vorurtheilsfreie Leser schwerlich, daß sie überhaupt oder in der rechten bildenden Weise von der Mehrzahl gewissenhaft, selbstständig gemacht werde) fällt als etwa tägliche Arbeit weg und rückt in die Stellung einer in der Stunde oder vielleicht wöchentlich oder zweiwöchentlich einmal häuslich zu machenden, somit also außerordentlichen Uebung. Die häuslichen Exercitien werden geopfert, jene Brutstätten der — vergleichenden Thätigkeit der Jugend, dafür die Extemporalien ganz regelmäßig wenigstens zur Hälfte zu Klassenexercitien (d. h. mit der Möglichkeit einer ruhigen Bearbeitung eines vollständig vorliegenden Textes) gestaltet. Der lateinische Aufsatz wird facultativ: Wir erachten, wenn die Methode gebessert ist und wirklich klassisches und nicht blos Cicero-

Digitized by Google

nianisches Latein gelehrt und verlangt wird, dann wird er als Blüthe von selbst in den Schoß fallen und wird nicht länger das Schmerzenskind der Unterrichtsreformer wie der Unterrichtsconservativen sein, wird in deren Kampfe keinen Hauptzankapfel mehr bilden.

Daß die unschätzbare Geistesgymnastik durch unsere quasi empirische Methode litte, bedarf des Nachweises. Man sollte meinen, daß sie geistbildender und weckender, die Production anregender wäre, als die trockenen, oft genug auf gedächtnißmäßig eingeprägten Regeln nebst ungezählten Ausnahmen beruhende alte!

Ob das von uns empfohlene Verfahren neben der Hausarbeitsersparniß auch Stundengewinnung gewährt, lassen wir bei der Neuheit der Sache als eine offene Frage gelten.

Wir glauben es allerdings, und würden den etwaigen Gewinn vor Allem dem Deutschen und der Geschichte zu Gute schreiben. Es gibt dann an den Gymnasien keinen Gegenstand mit erdrückendem Einfluß, aber einen dafür desto wirksameren Mittelpunkt in der Methode. Schon jetzt, wo persönliches Wirken in der bezeichneten Bahn im Kleinen möglich ist, haben wir bemerkt, daß in dem glücklichen Falle eines derartigen innerlichen Zusammenwirkens mehrer Collegen die überraschendste Uebereinstimmung in der Beurtheilung der Schüler sich zeigt. Wir haben dies im Verhältniß der Mathematik und Physik einerseits und des Deutschen und der Geschichte andererseits selbst erfahren; von beachtenswerther Seite wird uns das Gleiche für Latein und Mathematik bestätigt. Man bedenke, daß unser Vorschlag zur Lösung der Frage der Reform des höheren Unterrichts einer der conservativsten ist, die man sich denken kann, eine Lösung organisch von Innen heraus darbietet. Das beste wäre freilich, wenn zur Erprobung einmal eine Anzahl interessirter befähigter und vermögender Männer sich zusammenschlössen, um eine Privatschule zu gründen, in der nach obiger Methode unterrichtet würde: Nicht ohne praktischen Versuch sollte man über eine solch praktische Frage absprechen.

Wanderungen durch Frankreich.

Cherbourg.

Hoch oben liegt es, wo die platte Normandie noch zuguterletzt, ehe sie in die Manche übergeht, sich steil hinaufzieht. Rings umher erheben sich moosbedeckte Felsblöcke, und Alles ist mit einer üppigen Vegetation überladen. Lange bevor der Bahnzug in die Halle der Endstation einläuft, erfreuen fette Triften und Weiden, auf welchen sich die feistesten Hammel gütlich thun, das Auge. Alles zeugt hier von der Gunst einer Natur, welche menschliches Schaffen und bäuerliche Anstrengungen mit Wucherzinsen belohnt. Es ist ein glückliches, gesegnetes Land!

Der Weg von Paris nach Cherbourg erscheint lang im Vergleich zu einer Fahrt nach den eleganten Seebadestädten Trouville, Etretat u. s. w., die beinahe Vorstädte der Capitale geworden sind und wohin man sich den Sonntag über verfügt, wie man es nach St. Germain oder Versailles thun würde.

Für die Journalberichterstatter gab es jedoch in den letzten Jahren Gelegenheiten genug, um die Bekanntschaft von Cherbourg in gründlicher Weise zu machen, so daß sie mit dem Weg ziemlich vertraut sind und die Route auch nicht mehr zu lang finden, wenn sie, wie bei Anlaß der jüngsten Reise des Präsidenten, wieder publicistische Heeresfolge leisten sollen. Cherbourg ist der für große militärisch-maritime Stücke auserkorene Schauplatz, und so wie sich heute die Flottenrevue vor den bürgerlichen Präsidenten Grévy abspielte, so fand hier im Juli 1870 das Auslaufen jener vielgerühmten, vielbesprochenen Panzerflotte statt, welche trotz aller Verheißungen nichts, aber auch gar nichts leistete. Louis Napoleon war derart durch die sich beständig anhäufenden Geschäfte und durch die Vorbereitungen zur Abreise ins Lager in Anspruch genommen, daß er keine Zeit mehr fand, die Fahrt nach Cherbourg zu unternehmen. Er sendete daher — die Kaiserin nach der großen Hafenstadt. Das war damals für Frau Eugenie eine andere Fahrt als jene, die sie soeben, von ihrer Trauerfahrt aus dem fernen Capland zurückkehrend, von Portsmouth nach London zurückgelegt hat. Freudestrahlend, daß der von ihr veranlaßte Krieg — arme Frau — endlich wirklich die Welt mit seinem Getöse erfüllen werde, von begeisterten Huldigungen umgeben, fuhr sie inmitten der aufgeregten Bevölkerung von dem Schloß zu Saint-Cloud nach dem Hafen von Cherbourg. Stadtverordnete und Honoratioren erwarteten sie auf dem Perron eines jeden Bahnhofs, und so oft der Zug hielt, so oft er sich in Bewegung setzte, dröhnte ihr der hyperloyale Ruf nach: „Vive l'Empereur, vive l'impératrice!“

Heute ist es unmöglich durch Cherbourgs Straßen zu wandern, ohne daß ein anderer Ruf, welcher vier Tage lang aus allen Kehlen drang, uns verfolge, dieser ist ebenso gut gemeint und, den Umständen angemessen, ebenso loyal als jener, der während der Kaiserreise ertönte, er lautet „Vive Grévy!“ Lange noch wird man in Cherbourg Festglossen machen.

Die erste „Ausfahrt“ des Herrn Grévy bot verschiedene Merkmale, wodurch sie sich von den jährlich wiederkehrenden Spaziergängen des Marschalls durch die Provinz unterschied. Das auffallendste war der vollständige Mangel an jeglicher Polizei. Wenn Mac Mahon durch Frankreich fuhr, erblickte man zunächst in dem „Hofzug“ die plumpe Gestalt Bloviers, der es unter Herrn Thiers zum Specialcommissär attaché à la présidence mit Orden und 20,000 Francs Gehalt gebracht hatte und diese fette Pfründe unter Mac Mahon behielt, aber am Tage, wo Grévy im Elysée installirt wurde, vom Schauplatz abtreten mußte. Ebenso wie Herrn Blovier selbst entbehrte diese Reise der fünf oder sechs „Mitarbeiter“ desselben, die bei der Ankunft in jeder Stadt dem Wagen des Marschalls voraus und hinter demselben liefen und deren Hauptbeschäftigung darin zu liegen schien, die mitreisenden republikanischen Journalisten zu überwachen. Auch dies Stück monarchischen Gepräges ist verschwunden.

Herr Grévy schien während der Hinfahrt recht vergnügt. Er hatte sich's im Salonwagen bequem gemacht, trug ein leichtes Röckchen, das er, so oft der Train halten mußte, eiligst gegen den Frack vertauschte. Vor der Ankunft in Cherbourg legte er die mit Brillanten besetzte „Plaque“ der Ehrenlegion an und schlang nachher das 50 Centimeter breite rothe Ordensband über die Weste. Alles allein ohne Beihülfe eines Kammerdieners. Léon Say und Gambetta waren sofort im Frack erschienen. Der Zug hielt, abgesehen von dem Dejeuner in Mezidon (kalte Küche und herrliche Weine), vier oder fünf Mal und es kam selbstverständlich zu Ansprachen und Entgegnungen. Hier brachte der Präsident die mitreisenden Berichterstatter und überhaupt die Umstehenden zur Verzweiflung. In solchen Fällen spricht nämlich Herr Grévy nicht, er lispelt und zwar so leise, daß selbst Jener, an den die Ansprache gerichtet wird, Mühe haben muß, dieselbe zu verstehen, für die Uebrigen, die sich herandrängen, fällt aber auch nicht das Geringste ab.

Eine Ausnahme fand nur in Bayeux statt, wo der Bischof erfahren mußte, daß der einfach und gutmüthig aussehende Präsident auch schroff sein kann und sich auf die Ertheilung von Rüffeln versteht, wenn dazu Anlässe vorhanden sind. Der Prälat der alten Normannenstadt ahnte wohl etwas Aehnliches, denn er überlegte sich's sehr lange, ob er seine vielleicht von oben dictirte Rede über die „Verfolgungen der Kirche“ dem Präsidenten halten sollte oder nicht.

Der Sousprafect mußte ihn beim Aermel fassen und fast gewaltsam dem Präsidenten vorführen. Ohne den Prälaten anzuschauen, die Blicke zur Erde gesenkt, bat Herr Grévy in kurzen Sätzen den Herrn Bischof, bei seinem Leisten zu bleiben und nicht in die Politik zu pfuschen. Sprach's und wendete dem verblüfften Episkopus den Rücken zu. Außerdem mußte sich der hochwürdige Herr mit dem schlichten Monsieur statt dem bisher üblichen Monseigneur begnügen. Ich habe nie einen so ver-

Digitized by Google

legenen Pfaffen gesehen wie den Oberhirten von Bayeux, er wurde so violett-roth wie sein Talar und suchte das Weite mit beschleunigtem Tempo, noch ehe der Zug abdampfte.

Der Clerus wollte sich überhaupt bei diesem Empfang hervorthun. Auf sämmtlichen Stationen waren die Ortspfarrer erschienen, um Herrn Grévy zu begrüßen, und in Cherbourg selbst marschirte der neuernannte Bischof des Sprengels an der Spitze eines ganzen Haufens von Pröbsten und Pfarrern auf. Dieser Bischof ist ein gar nicht alter jovialer Herr mit sehr lebhaftem Wesen und intelligenten Gesichtszügen, er kam gewiß nicht als Spielverderber, und die klare Ansprache, mit welcher er Herrn Grévy regalirte, hatte gar nichts Verfängliches. Der Präsident nickte und dankte. Im Gefolge des Bischofs befand sich auch ein schneeweißes gedrücktes Pröbstchen, eine wahre zusammengeknickte Hoffmann'sche Gestalt, er trug auf seinem mit Sammet auswattirten Talar das Kreuz der Ehrenlegion am breiten rothen Bande, und stützte sich auf einen derben Knotenstock. — Nun, recht wohl ausgefüttert sehen die Herren normannischen Landpfarrer schon aus, und ist nach ihrem leiblichen Wohlergehen das Seelenheil ihrer Getreuen zu beurtheilen, dann ist es mit dem letzteren wirklich gut bestellt.

Die Festlichkeiten dauerten drei Tage und es ging immer crescendo. Cherbourg ist geradezu keine reiche Stadt und die Bewohner werfen mit dem Gelde nicht herum, aber nach und nach lebte sich Alles in die Festfreude hinein, und ein Hausherr wollte sich vom andern nicht überholen lassen. So kam es, daß die Zahl der Fahnen und Lampions am zweiten Tage zweimal so groß war wie am ersten, und am dritten Tage noch größer. Hätte das Fest noch fortgedauert, so wäre eine eigene Fabrik unerläßlich gewesen, um den Bedarf zu decken. In einzelnen Straßen war die Verschwendung an Illuminationsrequisiten so groß, daß die Straßen des Quartiers Saint Martin und Saint Denis am 14. Juli übertroffen wurden! Als besonders gelungen durfte man das venezianische Fest bezeichnen, welches am zweiten Abend gegeben wurde. Das neuere Bassin strahlte in einem Lichtmeere, und Hunderte von kleinen Barken schaukelten sich hin und her, theils mit Musik besetzt, theils mit Masken, die allerlei Spuk trieben. Großartig war die Wirkung des nächtlichen Seegefechts. Die rasch auf einander krachenden Salven, die Hunderte von Blitzen, die einer Vision gleich die Matrosen auf ihrem Gefechtsposten zeigten, die bis ans Ufer gedrungenen Vivatrufe, Alles vereinigte sich, um den Eindruck, den man aus diesem grand tableau de combat gewann, zu einem fast unauslöschlichen zu gestalten. Das Feuerwerk und die Beleuchtung des Hafens dagegen fielen sehr mäßig aus. Die Haltung der Bevölkerung war zwar eine äußerst freundliche, sie zeugte von starker Sympathie für die Republik und man sang auch mit anerkennenswerther Discretion die Marseillaise, aber einen förmlichen Enthusiasmus gab es nicht, es liegt nicht im normannischen Blute, sich über alle Maßen und über alle Temperaturen zu erhitzen.

Die meridionale Nata, die Seele, welche die Reise belebte, war, brauche ich es wohl hinzuzufügen, Herr Gambetta. Der Präsident der Kammer war noch nie so burschikos, noch so gut aufgelegt, wie diesmal. Durch seine ganze Haltung, durch sein Auftreten widersprach er vollständig der Auffassung, daß diese Fahrt, die er ursprünglich allein machen sollte, für ihn eine Enttäuschung war. Er kam thatsächlich nicht aus dem Humor heraus. Während der Fahrt gellte oft sein Lachen aus den Fenstern des Salonwagens, und am ersten Abend, als er in seinem zweispännigen Wagen, die Kutscher in Livrén, einfuhr, saß er so vergnügt auf den breiten Kissen, rauchte mit solcher Wollust seine Cigarre, daß man ihn thatsächlich als Prototyp eines Glücklichen betrachten mußte. Und seine Grüße an die Menge! Wenn ein römischer Imperator einen Cylinder aufgehabt hätte, so würde er auf einer Triumphfahrt gegrüßt haben. Unterdessen spazierte Herr Grévy gemüthlich zu Fuß durch die beleuchteten Straßen, und um das allzu ofte Grüßen zu vermeiden, hielt er gleich den Hut in der Hand. Kann es einen größeren Contrast geben — so werden die Cherbourger denken — als diesen bürgerlichen Präsidenten und jenem einstigen Selbstherrscher im grauen Rocke und dem dreieckigen Hute, den er vor Niemandem zog, dem ersten Napoleon, dessen Reiterstatue von den Wellen des aufgeregten Meeres bespült wird?

Paul d'Abrest.

Notizen.

Dekamerone vom Burgtheater. (Wien 1880. A. Hartlebens Verlag.) Mit 25 Porträts. Fünfundzwanzig Schauspieler des Burgtheaters mit dem Kunstveteran La Roche und der alten Mama Haizinger an der Spitze haben sich hier vereinigt und erzählen in Autobiographien, die ab und zu einige „Striche" erkennen lassen, allerlei Erlebnisse, zum Theil zusammenhängende Lebensbilder, zum Theil anekdotenhafte Scenen. Wenn sich ein strenger Kritiker über das kleine Buch hermachte, so würde er Mancherlei zu sagen haben; aber wie es der kritische Comment will, daß man selbst über nicht ganz gelungene Leistungen von Künstlern, die in Wohlthätigkeitsvorstellungen mitwirken, den Mantel christlicher Liebe breitet, so wird es auch wohl in der Ordnung sein, daß über dies Buch, dessen Erträgniß einem wohlthätigen Zwecke zufließen soll, nur das Verbindlichste gesagt wird. Einige der Skizzen sind auch, wie man selbst ohne diese Verklausulirung sagen darf, ganz allerliebst und sehr unterhaltend, und selbst diejenigen, denen diese Qualitäten in geringerem Grade zu eigen sind, werden dankbare Leser finden, da sich bekanntlich das Publicum für seine Lieblinge auf der Bühne auch persönlich besonders lebhaft interessirt. Der Holzschneider hat übrigens einige der Burgschauspieler mit einer Grausamkeit behandelt, hinter der die schärfsten Federn der Wiener Blätter weit zurückbleiben. Der arme Lewinsky! Wie schaut er hier aus! Und Sonnenthal! So tief unglücklich kann er nur in dem Augenblicke ausgesehen haben, als ihm das Conterfei, das ihm hier angethan ist, zum ersten Mal zu Gesicht kam.

* * *

Von **Uebersetzungen** führen wir hier nur dem Titel nach die beiden folgenden an:

Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. (Bremen, J. Kühtmann),

Ausgewählte Dichtungen von Alphonse de Lamartine, übersetzt von Alphonse Levi (Dresden, Pierson), auf die wir später zurückzukommen gedenken.

* * *

Von den **dramatischen Werken von Rudolf Gottschall** (Leipzig 1880, Brockhaus) sind als 11. und 12. Bändchen das Drama „Auf rother Erde" und das Lustspiel „Der Vermittler" erschienen. Es wird somit dem großen Publicum die Gelegenheit geboten, diese Stücke, die in Berlin und Wien, soviel wir wissen noch nicht gegeben worden sind, wenigstens aus der Lecture kennen zu lernen.

p. L.

* * *

Ernst Wicherts zuerst im Feuilleton der Kölnischen Zeitung veröffentlichter historischer Roman in 3 Bänden „Heinrich von Plauen", wird Ende October in Buchausgabe (bei Karl Reißner in Leipzig und Köln) erscheinen. Von demselben Verfasser ist ein neues Lustspiel in drei Aufzügen: „Der geheime Sekretär" an die Bühnen unterwegs.

Offene Briefe und Antworten.

Schloß Habrovan in Mähren, 1. August 1880.

Geehrte Redaction!

Der Herausgeber Ihres geschätzten Blattes benutzt das Jubiläum des Théâtre français zu einem kurzen historischen Excurs. Vollständigkeit strebt er nicht an: auch beschränkt er sich ausschließlich auf die „bekanntesten und zugänglichsten Quellenwerke", die theilweis im Einzelnen

Digitized by Google

angeführt, theilweis summarisch unter dem Generalnenner „verschiedener anderer Schriften" zusammengefaßt werden. In der ersterwähnten Gruppe habe ich die namentliche Hervorhebung von zwei sehr anregenden Momoirensammlungen vermißt: einmal die Mémoires der großen, Voltaire, Crebillon, Beaumarchais nah befreundeten Schauspieler (in einem Band der Bibliothèque des mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le XVIII. siècle. Paris, Didot, Tome VI)*), ferner die geistvolle Mystification von Charles Labille: Mémoires de Fleury de la comédie française. Der Intimus Sainte-Beuves giebt in diesen anmuthig geschriebenen Auszügen aus zahllosen gedruckten und ungedruckten Materialien die beste, intimste Geschichte des französischen Theaterlebens im vorigen Jahrhundert. Paul Lindau kennt diese Bücher gewiß so gut, als irgend einer. Wenn ich sie daher ausdrücklich citire, so hat das einen anderen Grund als historisch-philologische Kleinkrämerei. All diese Schriften sind nämlich schaffenden Künstlern im höchsten Grade als anregende „Stoffbücher" zu empfehlen. Kein Geringerer als Goethe hat eine Episode aus dem Leben der Clairon, welche diese allgemein gepriesene, blos von dem genialen Neffen Rameaus als gespreizt und widernatürlich mißachtete Schauspielerin in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (Kurz'sche Ausgabe VIII. S. 449 ff.) eingeflochten: dort wird das Abenteuer von einer Sängerin Antonelli berichtet. Fleurys Mémoires sind unschöpflich: insbesondere die Gestalt des „Retters" der Comédie française aus den Nöthen der terreur wird so hinreißend geschildert**), daß ein besserer Brachvogel nach diesem Modell eines besseren Narciß längst hätte greifen sollen. Im dritten Bande der Mémoires von Fleury wird über Winkelmanns Ende ein langer, abenteuerlicher Roman beigebracht. Da mir der Schlußband der grandiosen Biographie Winkelmanns von Justi leider noch nicht bekannt wurde, weiß ich auch nicht, ob und wie dieser treffliche Kunstgelehrte Labille-Fleury's Fabel beurtheilt.

Ergebenst

Anton Bettelheim.

* * *

Herrn Bibliothekar A. M. in H. Sie sprechen sich erregt über die Art und Weise aus, in der Heinrich Noë in einem kleinen Touristenführer „Ampezzo 2c." (bei J. Leon sen. in Klagenfurt) über ein Goethe'sches Werk sich ausläßt, und schreiben eine geharnischte Entgegnung. Bei einem so geschmackvollen und tüchtigen Schriftsteller wie H. Noë erscheint dieser überraschende Angriff auf Goethe allerdings höchst befremdlich. Aber meinen Sie nicht, daß es am einfachsten ist, wenn die betreffende Stelle ohne alles Weitere einfach reproducirt wird? H. Noë, der sich mit vielen verständigen Leuten mit Recht darüber ärgert, daß die deutschen Touristen im Auslande mit der Fremdenthümelei einen lächerlichen Cultus treiben, führt einige Beispiele dafür an und fährt dann fort:

„Aber zu all dieser Italia-Narrethei hat der „Altmeister" mittelbar und unmittelbar mit seiner von Oberflächlichkeiten, Irrthümern und Ueberspanntheiten wimmelnden, von deutscher Geringschätzung des eigenen Heimat-Wesens angepfropften „Italienischen Reise" den Kiel gelegt. Nehmen wir noch den Winkelmann dazu, so befinden wir uns . . . u. s. w."

Studiosus S. A. in B. Dr. Georg Büchmann, Berlin W. Verlängerte Genthinerstraße 21, wird Ihnen am besten Bescheid geben können.

A. L. in N. Sie fürchten, daß „der Nekrolog dann zu sehr post festum kommen würde". Post festum? Sie haben ja eine merkwürdig heitere Auffassung der Todesfälle.

Herrn Dr. med. F. in O. Ihre scherzhafte Schilderung des morbus poeticus, von dem die Mediciner Ihrer schön gelegenen, und wie es scheint, für die Bedürfnisse der Doctoren allzu gesunden Stadt befallen werden, hat uns sehr amüsirt. Das Gedicht „Caraffa", dessen Entstehung Sie auf die dichterische Epidemie in Ihrer Heimat zurückführen, erscheint uns wohlgelungen. Trotzdem können Ihnen wir die Veröffentlichung Ihres Poems nicht zusagen. Als Leser der „Gegenwart" werden Sie ja wissen, daß wir im Jahre etwa zwanzig Gedichte bringen. Wenn Sie das berücksichtigen und sich vergegenwärtigen, daß die Zahl der Einsendungen etwa das Dreißigfache übersteigt — wir rechnen dabei noch sehr bescheiden: nämlich nur ein Gedicht täglich während der neutralen Monate und nur zwei bis drei Gedichte täglich in den Quartalsmonaten, in denen der bevorstehende oder scheidende Frühling, Sommer, Herbst oder Winter besonders befruchtend auf die poetischen Gemüther wirkt — so werden Sie uns verstehen und beklagen.

L. v. S. in Görlitz. Sie sind zu grausam! Die „Gedenkschrift über die Wassersnoth" von C. W. Kolbe in Görlitz enthält allerdings höchst verwunderliche Dinge. Wir geben mit Ihnen zu, daß die „preußische Provinz Magdeburg" und Görlitz als eine Stadt im Königreich Sachsen auf etwas gewagten politischen Voraussetzungen beruhen, und daß Sätze, wie der folgende: „Zittaus Unglück zu beschreiben, vermag keine Feder schaurig genug zu malen", (Seite 14) als Stilproben nicht zu empfehlen sind; aber der „menschenfreundliche Herausgeber", wie er sich selber auf Seite 15 nennt, hat es doch jedenfalls gut gemeint.

L. J. in W. Wir sollen Ihnen ein unverfängliches Buch der französischen Naturalisten empfehlen, das ein junges Mädchen ohne zu erröthen lesen darf? Wir möchten die Verantwortlichkeit nicht übernehmen, Ihnen da einen bestimmten Rath zu geben, denn alle diese Werke enthalten zum mindesten einige starke Stellen, die das jungfräuliche Schamgefühl recht unangenehm berühren können. Zu den harmloseren Romanen Zolas gehört: „Une page d'amour"; aber wir würden Ihnen doch empfehlen, das Buch zuerst von Ihrer Frau Mama oder von einer älteren Freundin lesen zu lassen, ehe Sie es zur Hand nehmen.

*) Mémoires de Mlle. Clairon, de Lekain, de Molé, de Dubus-Préville, de Dazincourt etc.

**) Vielfach benutzt in der Geschichte des zweiten Théâtre français (Odéon) von Porel Monval.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Bucher, Bruno. Katechismus der Kunstgeschichte. Mit 273 in den Text gedruckten Abbildungen. kl. 8. 299 S. Leipzig 1880, J. J. Weber. 4. —

Cassel, Paulus Dr. Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt. 8. 372 S. Berlin 1880, A. Hofmann & Co.

Dahn, Felix. Die Alamannenschlacht bei Straßburg. (357. n. Chr.). Eine Studie. kl. 8. 96 S. Braunschweig 1880, George Westermann.

Giesebrecht, Wilhelm von. Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 5. Bd. Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts. I. Abth. 8. 445 S. Braunschweig 1880, C. A. Schwetschke & Sohn.

Gottschall, Rudolf. Dramatische Werke. 11. Bd. Auf rother Erde. 12. Bd. Der Vermittler. 12°. 156 u. 147 S. Leipzig 1880, F. A. Brockhaus.

Hessel, Gottfried, Dr. Vorträge von Ernest Renan, gehalten in London April 1880. Frei bearbeitet. 8. 79 S. Leipzig 1880, Otto Wigand.

Lamartine, Alphonse de. „Jocelyn." Tagebuch eines Dorfpfarrers. Eine epische Dichtung. Uebersetzt von Julie Bernhard. kl. 8. XVI u. 353 S. Hamburg 1880, Hermann Grüning. 3. 60. —

Meisterwerke der Holzschneidekunst. 19. u. 20. Lfg. Fol. 28 u. 32 S. Leipzig 1880, J. J. Weber.

Müller, Moritz, senior. Das Schulwesen mit besonderer Beziehung auf die Zukunft Pforzheims. 8. 48 S. Leipzig 1880, Otto Wigand.

Niemeyer, Paul Dr. Aerztliche Sprechstunden. Gesundheitslehre für Jedermann. 19.—24. Heft. kl. 8. Jena, Hermann Costenoble.

Pantenius, Theodor Hermann. Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem Kurländischen Leben. Bd. I. Im Banne der Vergangenheit. 8. 267 S. Mitau 1880, E. Behre.

Peters, Carl, Dr. philos. Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze. 8. 36 S. Berlin 1880, Otto Hentze.

Roland, A. Der blaue Schleier. Novelle. kl. 8. 60 S. Gotha 1880. C. F. Windaus.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee.
Nr. 15. Franz Schuberts Leben und Werke v. A. Niggli. 106 S.
Nr. 16. Die öffentliche Musikpflege in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, von Max Goldstein. 138 S.
Nr. 17. Giovanni Battista Pergolese, v. H. M. Schletterer. 178 S. 8. Leipzig 1880, Breitkopf & Härtel.

Schmidt, Maximilian. Der Schutzgeist von Oberammergau. Ein Cultur- und Lebensbild. 8. 480 S. München 1880, G. Franz.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

In unserm Verlage erschien soeben:

Heinr. Hofmann

Op. 49. Wanda. Ballade f. 1 Singst. m. Pfte. . . . . M. 2.—
Op. 51. Fünf Lieder f. 1 Singst. m. Pfte. - 3.—
No. 1. Abendstille . . . . - 1.—
No. 2. Wirf in mein Herz den Anker . . . . . - 1.—
No. 3. Stelldichein . . . - 1.—
No. 4. In der Fremde . . - 1.—
No. 5. Liebesgruss. . . . - 1.20.
(Mit deutschem und englischem Text.)

Heinr. Urban

Op. 24. Zwei Clavierstücke.
No. 1. Melodie . . . . . M. 1.—
No. 2. Humoreske . . . . - 1.20.
Op. 25. **Der Rattenfänger von Hameln.**
Fantasiestück m. Orchester.
Partitur . . . . . n. M. 4.50.
Orchesterstimmen. . . . - 8.—
Vierhänd. Clav.-Auszug v. Componisten . . . . . - 3.—
Zweihänd. Clav.-Auszug v. Oscar Raif . . . . . - 2.—

Rich. Wüerst

Op. 79. Zwei Lieder f. 1 Singst. m. Pfte.
No. 1. An den Mond . . M. —.60.
No. 2. Parole . . . . . - 1.—

C. A. Challier & Co. Berlin.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Das Oberammergauer Passionsspiel

in seiner ältesten Gestalt
zum ersten Male herausgegeben
von
August Hartmann.
8. 1880. Broschirt n. M. 6.— geb. n. M. 7.25.

Volksschauspiele.

In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt
von
August Hartmann.
Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet
von **Hyacinth Abele.**
gr. 8. 1880. In Pappband n. M. 15.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszt's Gesammelte Schriften.

Autorisirte Ausgabe. Band I. gr. 8. Velin. Brosch. Subskr.-Pr. M. 6.— Eleg. geb. M. 7.50.
A. u. d. T.: **Fr. Chopin von F. Liszt.** Frei ins Deutsche übertragen von La Mara.

Franz Liszt's geistsprühende Schriften, zumeist in französischen Zeitschriften verstreut, sind bisher dem deutschen Publikum fast unzugängig gewesen. Mit der von La Mara übertragenen deutschen Ausgabe des „Chopin", eines in seiner Eigenart unvergleichlichen Werkes, wird die von L. Ramann herausgegebene auf etwa 5 Bände berechnete Sammlung eröffnet. Die Ausstattung wird der edlen Sprache des Inhalts entsprechen.

Alle Buch- und Musikalienhandlungen nehmen Subskription an.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

1870—1871.

Vier Bücher deutscher Geschichte.

Von
Johannes Scherr.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

= Zwei Bände. =

Erster Band.
I. Buch: Der Mann. Das Werk. Der Feind.
II. Buch: Wörth. Gravelotte. Sedan.

Zweiter Band.
III. Buch: Straßburg. Metz. Paris.
IV. Buch: Orléans. Belfort. Versailles.

Preis complet M. 16.—, eleg. geb. M. 18.50.

Jedenfalls das bedeutendste Werk über diese weltgeschichtlichen Ereignisse, es sei daher als eine Quelle geistiger Erquickung, patriotischer Erhebung und nationaler Selbsterkenntniß dem deutschen Volke angelegentlichst empfohlen.

Die klimatischen Wintercurorte

Central-Europas und Italiens.

Praktischer Leitfaden
bei Verordnung und beim Gebrauch klimatischer Wintercurorte
von
Dr. med. **H. Peters.**

= Mit einer Karte. =

Preis M. 3.

Für Aerzte und Laien bestimmt.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** W., Behrenstraße 4.

Ed. Hildebrandt's Aquarelle

Chromo-Facsimiles von **R. Steinbock** und **W. Loeillot.**

I. Serie.

Reise um die Erde.

Nach Original-Aufnahmen
in Egypten, Indien, China, Japan, Amerika u. s. w.
34 Blätter auf gr. Folio-Cartons, 306 M., in eleg. reich verzierter Mappe 324 M., in eleg. Kasten in Buchform mit Portrait 360 M.

Einzeln kostet jedes Blatt aus einer dieser beiden Sammlungen jetzt nur **12 Mark.**

II. Serie.

Aus Europa.

Nach Originalen
aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers.
14 Blätter auf groß Folio-Cartons, 126 M., in eleganter reich verzierter Mappe, 144 M.

Bei Abnahme von mindestens 6 Blatt ist der Preis nur **9 Mark** pro Blatt.

Diese Blätter bieten eine Auswahl der besten Stücke der weltberühmten Hildebrandt'schen Aquarellen in allseitig als Meisterwerke anerkannten künstlerischen Reproductionen.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.
Prospecte mit genauem Verzeichniß der einzelnen Nummern gratis und franco.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. **Erster Band:** Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. **Sechste Auflage.** gr. 8. (XL u. 620 S.) M. 6.60. Elegant geb. in Leinwand mit Golddeckenpressung M. 7.80. **Zweiter Band:** Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. **Sechster, verbesserter Abdruck.** gr. 8. (XXVIII u. 587 S.) M. 6.30. Elegant geb. in Leinwand mit Golddeckenpressung M. 7.60.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Adolf Bonz & Co. in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 4. September 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Hansestädte und das Verlangen der deutschen Industrie nach Exportlägern. Von W. von Melle. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Der Lahme. Von J. Trojan. — Hexen und Hexenprocesse. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Aus der Werkstatt des Genius. Von Cuno Stommel. (Schluß.) — Marroco, das Land und seine Leute. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Hansestädte und das Verlangen der deutschen Industrie nach Exportlägern.

Von W. von Melle.

Die Frage, ob Hamburg und Bremen im Interesse des Reichs zu einem Aufgeben ihrer Freihafenstellung verpflichtet seien, ist in neuester Zeit wiederum lebhaft erörtert worden. Fürst Bismarck hat offen erklärt, daß er es für seine Pflicht halte, den Zollanschluß der Hansestädte zu erstreben, und seine wirthschaftlichen Gesinnungsgenossen haben in der Tagespresse nicht allein, sondern auch in zahlreichen Broschüren und Flugschriften Argumente für die von ihnen behauptete Nothwendigkeit einer Aufhebung der Freihäfen vorzubringen gesucht. Aus der Zahl dieser Argumente, die im Allgemeinen bereits in sachgemäßer Weise erörtert sind, möchten wir hier nur ein einzelnes einer eingehenden Besprechung unterziehen, das wir gerade deshalb vor andern herausgreifen, weil es mit großer Consequenz wiederholt und von den betreffenden Autoren ersichtlich für besonders zutreffend erachtet wird. Die Hansestädte, so heißt es, müßten in das Zollgebiet eingeschlossen werden, weil sich dann dort Verkaufscentren für deutsche Fabrikate bilden, weil dann dort große Läger entstehen würden, in welchen die ankommenden fremden Käufer die nöthige Auswahl deutscher Waaren finden könnten. Solche Läger seien aber nur wegen des Zolls für die nach dem deutschen Zollinland zurückgehenden Waaren nicht möglich. „Die trennende Zollgrenze," so sagt — um nur einen von vielen Autoren anzuführen — Heinrich von Treitschke im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher", „die trennende Zollgrenze erschwert jene großen permanenten Ausstellungen der Exportindustrie, wie sie der ausländische Kunde in einem Welthandelsplatze zu finden hofft. — Bei ruhiger Erwägung sollte man sich selbst sagen, daß die neue auf Begünstigung des Exports gerichtete Handelspolitik dringend wünschen muß, die Bildung von großen Lägern inländischer Fabrikate in den Seeplätzen zu erleichtern, und daß die Hansestädte mit diesem berechtigten Wunsche des deutschen Reiches zu rechnen haben."

Diesem Argumente gegenüber ist zunächst darauf hinzuweisen, daß sich in Hamburg z. B. die einen sehr beträchtlichen Flächenraum umfassende Zollvereinsniederlage befindet, die in jeder Beziehung als Zollinland gilt und dem inländischen Industriellen schon jetzt diejenigen Vortheile gewährt, die er nach einem Zollanschluß Hamburgs zu erlangen hofft. Auf dem 500,000 □Fuß großen Terrain dieser Zollvereinsniederlage sind an 2 langen Parallel- und 3 Querstraßen zur Zeit 50 mehrstöckige Privatlagerhäuser und 6 allgemeine Lagerschuppen errichtet, deren Räume Ende 1879 von 382 Firmen benutzt wurden. Der gesammte Güterverkehr belief sich 1879 auf 832,645 Colli oder 36,846,408 Ko. Auf dem Gebiet der Niederlage befinden sich ferner noch ein Post- und Telegraphenamt, eine Zollabfertigungsstelle und ein Eisenbahnschuppen mit den nöthigen Expeditionsräumen. Unmittelbar daneben ist endlich ein großes Hôtel zur Aufnahme von Fremden errichtet. Das ganze Terrain aber liegt nicht etwa, wie man häufig im Inlande meint, weit entfernt von der Stadt, sondern in allernächster Nähe derselben, und kann von allen Seiten auf das Leichteste, Schnellste und Bequemste erreicht werden.

Hier in der Zollvereinsniederlage könnten also schon jetzt große permanente Ausstellungen der Exportindustrie, wie sie das Inland wünscht, veranstaltet werden. Wenn dies aber nicht oder doch nur im geringen Maße geschieht, und wenn die Hamburger Zollvereinsniederlage trotz ihrer praktischen Einrichtungen von Jahr zu Jahr mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen und in erster Linie dem allerdings in neuester Zeit von Preußen inhibirten Veredlungsverkehr gewidmet wurde, so kann daraus nur geschlossen werden, daß ein Bedürfniß für große Exportläger nicht mehr vorhanden ist. Daß aber solches Bedürfniß in der That fehlt, wird nur dem befremdlich erscheinen, welcher nicht beachtet, daß sich während der letzten Jahrzehnte in dem Geschäftsbetriebe Europas mit den überseeischen Ländern ein großer Umschwung vollzogen hat, ein Umschwung, der hauptsächlich auf der nunmehr mit Eifer und Energie durchgeführten Ausnutzung der Dampfkraft und des Telegraphen beruht, und der unter Anderm zur Folge gehabt hat, daß die Bildung von großen Exportlägern in den Seestädten, die früher zweckmäßig und wünschenswerth war, nunmehr bei gänzlich veränderter Sachlage nutzlos und irrationell geworden ist.

Vor 25—30 Jahren, als das ungeheure Netz regelmäßiger Dampfschiffslinien, welches Europa und Amerika jetzt mit allen überseeischen Consumtionsländern verbindet, nur zum kleineren Theile vorhanden und als der Telegraph noch so gut wie gar nicht in der Lage war, für das überseeische Geschäft einzugreifen, da war das englische Waarenlager (warehousemen)-System, die Zusammenstellung großer Läger der verschiedenartigsten Fabrikate zur Auswahl für den Export, durchaus zweckentsprechend. Die hauptsächlichsten Plätze in den tropischen Ländern hatten nur ein-, zwei- oder höchstens dreimal im Jahre zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten einen Waarenbezug von Europa. Dies erklärte sich zunächst aus den ganz

Digitized by Google

besonderen Verhältnissen des Landtransportes von den Hafenorten drüben nach den binnenländischen Verkaufsplätzen, bei denen die Regenzeiten und die Beschaffung des Futters und Wassers für die als Transportmittel dienenden Lastthiere eine große Rolle spielten. Waaren, die zu spät ankamen, um noch per Kameel, Ochs oder Pferd befördert zu werden, weil entweder die Regenzeit eingesetzt hatte, oder das Futter für die Thiere bereits von der Sonne versengt und genügendes Trinkwasser nicht mehr zu beschaffen war, mußten Monate lang auf Lager liegen bleiben. Da es nun ungewiß war, wann die Regensaison und wann die Zeit der großen Dürre in jedem einzelnen Jahre beginnen, und wie lange die eine oder andere anhalten würde, so bemühte sich Jeder, seine Waaren nur zu bestimmten Zeiten, in denen für den Landtransport kein Hinderniß zu erwarten war, an die überseeischen Hafenorte gelangen zu lassen. Dazu kam, daß die Reisen der Segelschiffe nicht nur von überaus langer Dauer waren, sondern auch nur zu ganz bestimmten günstigen Jahreszeiten eine Gewähr für rechtzeitiges Eintreffen der Waaren boten. Unter diesen Umständen machte z. B. ein großes indisches Haus seine Bestellungen im Januar — wir wählen hier nur der bequemeren Uebersicht halber den Anfang des Jahres, obgleich dieser an und für sich nicht der richtige Moment ist. Mitte Februar kamen diese Bestellungen in England an, um im Laufe der nächsten zwei Monate ausgeführt zu werden. Die Waaren wurden dann auf Segelschiffe verladen, welche Ende April England verließen und erst im September am Bestimmungsort eintrafen. Im Laufe des Octobers ausgepackt, wurden die Güter endlich im November, December und Januar verkauft. So herrschte zu jener Zeit nur das Handelssystem der sogenannten Saisons, der einmaligen Versorgung mit allen möglichen Waaren für die Dauer eines längeren Zeitraums. Diesem System stand auch nicht der Wechsel der Mode entgegen, denn damals vollzog sich dieser, wegen der schwerfälligen Verbindung mit Europa, in den überseeischen Ländern nur äußerst langsam. Man war hier im Geschmack stets beträchtliche Zeit hinter Europa zurück und nahm bereitwilligst, was dort außer Mode gekommen war. Bei diesem Handelssystem nun war es auch möglich und üblich, daß überseeische Kaufleute oder deren Einkäufer einmal im Jahr zum Zweck eines großen Einkaufs nach Europa kamen, und daß dort große Läger zur Auswahl für sie gehalten wurden.

Bei dieser Art des Geschäftsbetriebes wurde die Waare für den Consumenten durch die Reise- und Lagerspesen, durch die großen Zinsen und endlich durch die Nothwendigkeit langer Credite erheblich vertheuert. Die Importeure in den Seeplätzen drüben mußten den binnenländischen Kaufleuten, die ihre Waaren nur zweimal im Jahre beziehen konnten, bis zum Absatze derselben Credit gewähren. Dieser Absatz aber erfolgte zum größeren Theile an Detaillisten, die wiederum Credit verlangten und in vielen Fällen Produkte des Landes an Zahlungsstatt gaben, die wieder erst nach geraumer Zeit zu Gelde gemacht werden konnten. Der Handel war eben auf jener primitiven Stufe seiner Entwicklung sehr häufig noch ein einfaches Tauschgeschäft. Bei solchen Verhältnissen mußten die Kaufleute in den Seeplätzen, die ja nur zweimal im Jahre mit dem Binnenlande in Berührung kamen, lange warten, bis der Kaufpreis der importirten Waaren endlich in ihre Hände gelangte. Für die Kaufleute war daher ein großes Kapital erforderlich; dieser Umstand aber schloß naturgemäß eine größere Concurrenz aus. Das Weltgeschäft konnte nur in den Händen verhältnißmäßig Weniger sein, die mit bedeutendem Risico und bedeutendem Verdienst arbeiteten, und es ward gemacht in einer Weise, deren Schilderung schon jetzt nach so kurzer Zeit der jüngeren Generation fast wie ein Märchen klingt.

In den letzten 2 bis 3 Jahrzehnten hat sich nun dieser ganze Geschäftsbetrieb umgestaltet, hat die neue Zeit der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen auch auf die Entwicklung des transatlantischen Handels entscheidend eingewirkt. Die Seereisen von einem Continent zum andern, die früher per Segelschiff, abgesehen von der langen Lade- und Löschzeit, 5 oder 6 Monate erforderten, werden jetzt von den in kürzester Frist ladenden und löschenden Dampfern in 3 bis höchstens 6 Wochen gemacht. Für die Dampfschifffahrt existiren auch Monsoons und Passate nicht; sie gehen und kommen alle 8, alle 14 Tage und äußersten Falls alle Monate mit gleicher Regelmäßigkeit. Dazu kommt noch, daß die Herstellung des Suezkanals viele Reisen erheblich verkürzt hat, und daß durch die projectirte Durchstechung der Landenge von Panama ein ähnliches Resultat in nicht allzu ferne Aussicht gestellt zu sein scheint. Daneben hat die gewaltige Erfindung des elektrischen Telegraphen und die kühne Legung von Kabellinien mitten durch den Ocean die directeste Verbindung zwischen den entferntesten Punkten der Erde hergestellt. Telegraphische Bestellungen von Waaren können ohne irgend welchen Zeitverlust täglich erfolgen vom Inland nach der Küste und von Welttheil zu Welttheil.

Sodann sind für den Landtransport drüben die Zug- und Lastthiere vielfach durch Eisenbahnen ersetzt, die von Witterungs- und Saison-Verhältnissen unabhängig eine regelmäßige, häufige und durchaus sichere Verbindung herstellen. Während früher der im Inlande wohnende Händler nur ein- oder zweimal im Jahre zu den Seestädten herabstieg, um sich für lange Zeit mit Waaren aller Art zu versorgen, macht er jetzt die nicht mehr beschwerliche Reise einmal im Monat, vielleicht auch noch öfter, und kauft dann nur zur Befriedigung seines jedesmaligen Bedarfs. Er hält nämlich nur noch ein kleines assortirtes Lager, das eventuell sofort completirt werden kann, und dies empfiehlt sich umsomehr, als in Folge der vermehrten Verbindung mit Europa der Trieb zum häufigen Wechseln der Mode auch auf die überseeischen Länder übergegangen ist. Man begehrt dort jetzt so gut wie bei uns Novitäten, und wer das Neueste bringt, ist des schnelleren Verkaufs sicher.

Muß sich nach alledem das überseeische Geschäft schneller und einfacher abwickeln, so ist die Folge, daß geringeres Kapital für dasselbe erforderlich, und daß größere Concurrenz entsteht. Wenn es in früheren Jahren hieß: „langsame Communication, große Läger, lange Zahlungsfristen, großes Risico, große Profite", so lautet jetzt die Devise: „rasche Communication, kleiner Vorrath, kurze Zahlungsfristen, kleiner Nutzen bei schnellem, vielfach wiederholtem Umsatz". Es erfolgen kleinere Aufträge zur Zeit, die ein geringeres Risico mit sich bringen, aber auch größere Spesen nicht zu tragen vermögen. Geschäftsreisen zum Zweck des Einkaufs werden seltener, da sie meist zu kostspielig sind, auch, um nützlich zu sein, häufig wiederholt werden müßten, und da Proben aller Waaren mit Leichtigkeit überall hin gesandt werden können. Jede mögliche Ersparung von Spesen und Zwischencommissionen ist äußerst wünschenswerth, ja nothwendig. Es gibt z. B. große Stapelartikel, die nie einen größeren Nutzen als $1\frac{1}{2}$—2% abwerfen; da ergibt jede Ersparung eine Möglichkeit, den Nachbar zu verdrängen. Es treten daher von Jahr zu Jahr mehr die Einkaufscommissionäre oder Filialen überseeischer Kaufleute in directe Verbindung mit den Fabrikanten oder deren Agenten, ohne daß sie auf etwaige Läger der Exportindustrie Rücksicht nehmen können. Fabrikanten schicken ihren Abnehmern Proben von allen Artikeln, die sie für den Export geeignet halten, und diese Proben gehen mit jeder Post regelmäßig in großen Ballen nach den überseeischen Absatzplätzen hinaus. Auf die Proben hin erfolgen Aufträge, die dann direct an den Fabrikanten gehen und ohne irgend welche Zwischenspesen, ohne irgend welche Lagerungskosten effectuirt werden, es sei denn, daß ein Agent, der die Vermittelung besorgt, seine 1% Agenturcommission erhält. Ja in manchen Gegenden geht es so weit, daß Reisende mit Proben sich sogar direct an die Detailhäuser drüben wenden und damit die großen Händler an der Küste umgehen.

So zeigt sich auch im transatlantischen Verkehr heutzutage überall das Bestreben, durch möglichst directe Verbindung

Digitized by Google

des Consumenten mit dem Producenten und durch möglichste Ersparung aller Zwischenspesen die Waare zu verbilligen, und wer trotz dieser sichtbaren Strömung der Zeit bei dem alten Geschäftssysteme beharrt, muß zusehen, wie ihn die den neuen Verhältnissen Rechnung tragenden Concurrenten mit leichter Mühe aus dem Felde schlagen. Dies hat man in Deutschland und speciell auch in Hamburg so gut wie in andern beim überseeischen Handel betheiligten Ländern erkannt und in richtiger Weise zu würdigen gewußt. Gerade deutsche und hanseatische Firmen sind es, die den an der alten Geschäftsweise viel zäher festhaltenden englischen Häusern in neuester Zeit häufig den Rang abgelaufen haben. Zwar wirft Treitschke in seiner Philippika gegen die Freihäfen den Hanseaten „jene eigensinnige Schwerfälligkeit" vor, „welche gerade der große Kaufherr zu zeigen pflege, sobald ihm eine radicale Veränderung seines Geschäftsbetriebes zugemuthet werde". Doch der preußische Historiker kennt die Hanseaten und die Kaufleute schlecht und gibt sich auch ersichtlich gar keine Mühe, sie besser kennen zu lernen. Der hier geschilderte Umschwung im transatlantischen Geschäft darf gewiß als eine radicale Veränderung bezeichnet werden; die Hanseaten aber haben nicht aus eigensinniger Schwerfälligkeit vor solcher Veränderung zurückgeschreckt — solcher Eigensinn und solche Schwerfälligkeit würden sich auch zu theuer bezahlen — sondern sie haben im eignen, wohlverstandnen Interesse ihr Geschäft den veränderten Umständen angepaßt. Herrn von Treitschke aber und vielen anderen Herren im Inland, die kühn in der Freihafenfrage das Wort ergreifen, ist noch gar nicht einmal klar geworden, welche Umgestaltung der transatlantische Handelsverkehr in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, sonst würden sie unmöglich voll patriotischen Zornes dem unzeitgemäßen Verlangen nach der Bildung großer Läger der Exportindustrie in den Seestädten Ausdruck verleihen. Weder in Liverpool, noch in Havre, noch in Antwerpen, ja nicht einmal in London existiren heute noch derartige Läger industrieller Massenartikel, die von irgend welcher Bedeutung im Verhältniß zum Gesammthandel der betreffenden Länder sind, und auch in Hamburg und Bremen würde man voraussichtlich nie zu solcher veralteten Einrichtung zurückkehren. Wollte man dies dennoch trotz aller wirthschaftlichen Einwendungen versuchen, so wäre dies nur zum Nachtheil der deutschen Industrie, deren Fabrikate durch die mit dem überflüssigen Lager nothwendigerweise verbundene Vertheuerung auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig werden müßten. Wer den Anforderungen der neuen Zeit nicht gerecht zu werden sucht, der wird überholt und bei Seite gesetzt; das gilt auf jedem, ganz besonders aber auf wirthschaftlichem Gebiete.

Aber, könnte man vielleicht noch einwenden, wenn auch das Interesse des Exportes die Bildung großer Läger in den Seeplätzen nicht erheischt, würden nicht die großen Städte Hamburg und Bremen nach dem Aufgeben ihrer Freihafenstellung naturgemäß die Hauptmärkte der deutschen Industrie für In- und Ausländer werden? Auch dies ist auf Grund der Erfahrungen andrer Länder zu verneinen. Nirgends nämlich sind die das Exportgeschäft betreibenden Seeplätze gleichzeitig auch die großen Waarencentren des Landes. In England z. B. finden sich die Letzteren überall inmitten der speciellen Industrie, in Sheffield, Bradford, Manchester, Wolverhampton u. s. w., während in London die betreffenden Branchen meist durch Agenten mit ihren Probenlägern vertreten sind. In Frankreich ferner ist nicht Hâvre, Bordeaux oder Marseille, sondern Paris der Ort, wo sich größere Läger einheimischer Fabrikate befinden; in Rußland ist es Moskau, nicht Petersburg oder Odessa, in Deutschland sind es Berlin, Nürnberg, Leipzig und eine Reihe anderer Orte. Fragt man aber nach dem Grunde dieser überall wiederkehrenden Erscheinung, so ist derselbe wohl hauptsächlich darin zu finden, daß ja für die inländische Production durchaus nicht der Export allein maßgebend ist, sondern daß der inländische Consum bei weitem den größten Theil der Fabrikationsthätigkeit eines Landes absorbirt. Die centrale Lage, welche die oben angeführten Städte innerhalb ihres Consumtionsgebietes vor den Seeplätzen voraus haben, macht sie naturgemäß sowohl für den Fabrikanten, wie für den inländischen Consumenten bequemer und billiger. Die Seestädte liegen an der Peripherie des inländischen Consumtionskreises; alle Waaren also, die für den letzteren bestimmt sind, machen, wenn sie erst nach den Seeplätzen gehen, unnöthige Hin- und Herreisen. Stapelartikel bedürfen überhaupt keiner Läger; solche sind nur für Assortimentsartikel und ferner insbesondere für die Hausindustrie erforderlich. Die Anziehungskraft aber des für diese inmitten des Consumtionsgebietes belegenen Centralplatzes wird noch verstärkt, wenn derselbe zugleich ein großer Geld- und Bankierplatz ist, wie Paris und Berlin. Die letzteren Plätze sind es auch, die der überseeische Käufer, wenn er überhaupt noch persönlich nach Europa kommt, in erster Linie aufsucht. Hat er einmal die große Seereise unternommen, so wird er auch nicht am Hafenorte liegen bleiben, sondern noch einige Meilen weiter ins Land fahren, um der eigentlichen Quelle des Waarenbezuges näher zu rücken.

Nach alle dem ist wohl nicht zu erwarten, daß Hamburg und Bremen je zu großen deutschen Waarencentren umgebildet werden können. Ihre Bedeutung für Deutschland liegt nach einer ganz anderen Seite. Sie beruht auf der Blüthe des internationalen Handels, der nicht nur den beiden Städten, sondern dem gesammten deutschen Vaterlande zum Wohle und zum Ruhme gereicht, und den man wahrlich nicht im mißverstandenen Interesse des Inlandes durch Verkümmerung seiner Lebensbedingungen auf das Empfindlichste schädigen sollte.

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

III.

Sedan.

Wir zogen also am 20. August vom Schlachtfelde fort in der Richtung auf Châlons, wo der Marschall Mac Mahon seine bei Wörth und Weißenburg geschlagene Armee unter den Augen des Kaisers durch frischen Zuzug verstärkte.

Das Wagestück, das hiermit von der deutschen Heeresleitung unternommen worden, ist als solches nach meiner Auffassung in seiner ganzen Größe noch gar nicht genügend gewürdigt. Man ließ eine feindliche Armee von 200,000 Mann in einer bis jetzt uneinnehmbaren Festung im Rücken, zwischen sich und dem Vaterlande, schloß sie mit weniger als 200,000 Mann ein, und marschirte mit den andern Armeen auf die Hauptstadt zu, zu deren Schutz die unerschöpflichen Hülfsmittel Frankreichs Armeen von unberechenbarer Stärke aufstellen konnten. Wir wissen jetzt aus dem Studium des Generalstabswerkes, daß ein Gelingen des projectirten Durchbruchs Bazaines nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, wenn er den richtigen Augenblick und die richtige Richtung wählte. Wenn wir uns jetzt vergegenwärtigen, was aus den deutschen Armeen und ihren Verbindungen geworden wäre, wenn Bazaine z. B. einen glücklichen Durchbruch nach Süden auf Epinal ins Werk gesetzt hätte, so werden wir auch inne, wie kühn der Feldzugsplan war, den die oberste Heeresleitung nach der Schlacht vom 18. August faßte, und dieser Kühnheit kommt nur die Sicherheit gleich, mit der er durchgeführt ward. Der glänzendste Feldzug des ersten Napoleon, der von 1796 und 1797, kommt diesem Plane an Kühnheit gleich, aber nicht an Sicherheit der Ausführung, denn er war mehr das Wagestück eines Abenteurers, der noch nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hatte.

Derartige Betrachtungen machten wir in unsern untergeordneten Stellungen damals zwar nicht. Wir zogen munter weiter und thaten das Befohlene mit sich steigerndem Vertrauen

Digitized by Google

zu der Hand, die uns führte. Hatte sie uns doch 1866 zum Siege geführt, hatte sie uns doch jetzt dahin gebracht, die berühmte große französische Armee zu überwinden. Wenn sie es wagte, weiter vorzudringen, so wird sie wohl wissen, warum sie es wagen kann. So dachten wir. „Und det olle Siegen war ja nu doch wieder losgegangen."

In Woël und Gegend machte das Gardecorps einen Ruhetag. Es war, seit wir von Mannheim abmarschirt waren, der zweite, am Ende von drei Wochen. Sonst rechnet man nach je drei Tagen auf einen Ruhetag! Dieser Ruhetag war den Truppen recht zu gönnen. Das Städtchen Woël bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Etwa sechs Meilen von dem Schlachtfelde gelegen, auf dem mehr als eine halbe Million Streiter drei Entscheidungsschlachten geschlagen, war es in großem Schrecken vor dem Sieger. Man sah furchtsame Gesichter und nur alte Leute und Kinder. Vieh war fast gar nicht vorhanden. Die Einwohner behaupteten nichts zu haben. Einige zufällig durch den Wald reitende Offiziere bemerkten aber Vieh auf einer Waldblöße. Es ward die Stelle umzingelt und viel Vieh gefunden. In der Nacht vor unserm Abmarsch aus Woël fiel ein sehr heftiger Platzregen. Da kehrten des Morgens auch die jungen Leute, Mädchen und Burschen aus dem Walde zurück und zwar in einem so jämmerlich durchweichten Zustande, daß sie von unsern Soldaten arg verspottet wurden. Warum waren sie aber geflohen? Heine würde wahrscheinlich gesagt haben: „Die Einen vor unserer Liebe, die Andern vor unserm Haß."

Nach diesem Ruhetage begannen wir unsere Märsche in der Richtung auf das Lager von Châlons. Wir plauderten mit einem braven Curé, einige Tage nach dem Ueberschreiten der Maas. Der gute alte Herr, der übrigens ein wohlwollender Wirth war, wollte gern unsern Kriegsplan wissen. „Vous marchez vers Châlons, n'est ce pas?" — „Il parait que oui" — „Et de Châlons vous irez sur Paris?" — „Probablement", war die Antwort. — „C'est-à-dire," sagte der geistliche Herr mit der Kennermiene eines Strategen, „de Châlons — à Paris vous prendrez le chemin de fer." — „Certainement," erhielt er zur Antwort, „s'il y a quelqu'un à la gare pour nous vendre les billets." — „Ah — ça! oui, il se pourrait que tout le monde se soit sauvé." — „Voilà la difficulté!" beschieden wir ihn.

Da kam ein Befehl, der diese schönen Operationscombinationen Lügen strafte. Alle Meldungen von den weit vorgeschobenen Kavallerietruppen machten es wahrscheinlich, daß Napoleon dasselbe Manöver ausführen wollte, welches ihm im Jahre 1859 gegen Gyulay so glänzend gelungen war. Er wollte, die Nordgrenze des Landes entlang marschirend, unsern rechten Flügel umgehen. Es galt, ihm zum Theil zuvorzukommen, ihn aufzuhalten und ihn im Marsche anzufallen. Die Dispositionen waren wieder mit überraschender Klarheit und Bestimmtheit getroffen, und lachend sagte ein junger Generalstabsoffizier: „Das heißt also einfach: Mit Armeen rechts schwenkt, — Marsch — gerade aus — zur Attacke Gewehr rechts!" Aber die Opferwilligkeit und Freudigkeit in der Ausführung seitens der Truppen entsprach auch den Anforderungen, die die oberste Heeresleitung an sie stellte.

Die Anstrengungen, welche man den Truppen hierbei zumuthen mußte, waren nämlich ganz bedeutend. Deshalb mußte die Infanterie das Gepäck ablegen, und es wurden Wagen requirirt, um es ihnen nachzufahren. Wenn aber auch die Entlastung des Soldaten durch Befreiung vom Tornister dem Manne augenblicklich angenehm ist, so führt doch die Trennung von den nothwendigsten Dingen zu Entsagungen, die auf die Dauer schwer empfunden werden, denn das Gepäck kommt beim schnellen Marsch großer Truppenmassen in das Bivouak nicht rechtzeitig nach, um den Truppen zu nützen, besonders wenn die Märsche so weit als möglich ausgedehnt werden. Gewöhnlich kommen dann die langen Wagenreihen mit dem Gepäck den andern Morgen gerade an, wenn die Truppen weiter marschiren müssen. Hat der Soldat keinen Schuh, um einmal mit der Fußbekleidung zu wechseln, keinen Strumpf oder Fußlappen, um den nassen zu ersetzen, dann nimmt die Zahl der Fußkranken, die in den Straßengräben liegen bleiben, in beunruhigender Weise zu. Gleich am ersten Tage, als die verschiedenen Truppentheile des Gardecorps auf den Wegen, wie sie von der bisherigen Straße nach Norden abbogen, neben einander rechts abschwenkten, um sich in einem Bivouak bei Dombasle zu vereinigen, war die Anstrengung eine ungeheure. Ein Theil mußte durch den Argonner Wald über Clermont en Argonne marschiren, und das zerrissene Gebirge absorbirte die Kräfte der Soldaten. Von der Infanterie blieb Einer nach dem Andern am Wege liegen. Insbesondere litten die jüngsten Jahrgänge der Garde, die lang aufgeschossenen Gestalten von 21 bis 23 Jahren, mit noch nicht vollentwickeltem Brustkasten und Muskeln. Einzelne Truppentheile erreichten das Bivouak erst gegen 2 Uhr des Nachts. Dennoch mußte den andern Tag weiter marschirt werden. Aber es murrte Keiner, denn Jeder hatte die Ueberzeugung, daß solche Anstrengungen nicht verlangt werden würden, wenn sie nicht unbedingt nöthig wären. Und nöthig waren sie. Die Sachsen, die rechts von uns marschirten und den äußersten rechten Flügel zu bilden hatten, mußten nun dem Feinde zunächst sein. Natürlich wurden sie dazu bestimmt, ihm an der Maas den Weg zu verlegen, aber dadurch waren sie auch in Gefahr, von der Uebermacht des Feindes erdrückt zu werden, wenn nicht Hülfe zur Hand war. Wir mußten also das auf einem spitzen Porphyrkegel malerisch erbaute Städtchen Montfaucon erreichen, an demselben zu bivouakiren.

Es fehlte nicht an vielen erheiternden Scenen auf diesen Märschen. Je ernster die Situation ist, desto mehr ist der Mensch zum Lachen aufgelegt, und desto drastischer wirkt das Komische, eben durch den Gegensatz. Da kam ein aufgeregter Doctor spornstreichs geritten. „Der Feind ist dicht vor uns, ich habe einen Infanterieschuß dicht bei mir im nächsten Dorfe gehört." Da lagen aber im nächsten Dorfe Trains der Sachsen und der Infanterieschuß entpuppte sich als eine unreglementarische Ohrfeige, die ein Trainsoldat erhalten. — Eine halbe geleerte Proviantcolonne versperrte uns den Weg. Der Führer, welcher den Befehl hatte, neuen Proviant zu holen, fragte uns in aufgeregten dringenden Worten nach der „Rückzugslinie". Er wollte durchaus nach Verdun. Trotz unserer Warnung marschirte er dann auch wirklich nach Verdun. Der Commandant der Festung hat ihn auch ruhig und friedlich einrücken und hinter ihm die Thore zuschließen lassen. Da hat er denn in Verdun gewohnt, bis die Festung im November capitulirte.

Von Montfaucon ging es Tags darauf nach Banthéville, einem riesenhaften Doppeldorfe an einem Bache, an welchem bivouakirt und Stellung genommen werden sollte. Ein strömender Regen verwandelte die Wege in Bäche, die Felder in Moräste. Langsam und mühsam schleppten sich die Truppen weiter. Angesichts des Zustandes der Menschen und der Beschaffenheit des lehmigen Bodens befahl der commandirende General, trotz der vermutheten Nähe des Feindes, es sollte so viel Infanterie in Banthéville unter Dach untergebracht werden, als darin Platz hätte. Die Kavallerie ward aber viele Meilen weit vorgesandt, um Nachricht geben zu können, wenn Gefahr drohe. Denn heute konnte Gefahr drohen. Mac Mahon hatte am 22. August Châlons verlassen, er konnte, wenn er ohne Aufenthalt marschirte, in der Nähe ankommen, und dann waren nur zwei Corps, die Sachsen und wir, zunächst zur Hand. Wir mußten daher bereit sein, ihn zu empfangen. — Es zogen also die Garden hinein in dies Dorf. — Die armen Leute, die kein Obdach finden würden, dachten wir! — Aber siehe da! Sie kamen alle unter. — Das Sprüchwort sagt: „Der geduldigen Schafe gehen viele in Einen Stall." Ich ritt durch das Dorf, um mich zu überzeugen, wie das möglich sei. Es war möglich! Scheunen, Ställe, Keller, Dachräume, Alles war voll Soldaten. In einem Gehöft fanden ein Bataillon und zwei Brigadestäbe Platz. Und Alle waren vergnügt, lustig und froh, in solchem Wetter nicht zu bivouakiren. Ueber einem Schweinestalle sah ich mehrere vergnügte Köpfe liegender Grenadiere, die lachend ihre Pfeifen rauchten. „Habt eine schöne Sommerwohnung," rief ich ihnen zu. „Ja wohl", lachten sie, „Belle-Etage und billig." — Nur

Digitized by Google

die Pfeife nicht ausgehen lassen und den Humor nicht verlieren, ist Grundsatz im Kriege.

Der folgende Tag brachte Aufregung genug. Mit Tagesanbruch besetzten wir die Stellung. Bis 10 Uhr mußten wir warten. Erst um diese Stunde konnten uns links die Bayern, hinter uns das 4. Corps Hülfe bringen. Den Abend vorher hatte sich unsere Kavallerie mit der feindlichen bei Buzancy gemessen. Von 10 Uhr ab setzten wir uns nach vorwärts weiter in Bewegung. Unser Ziel war Buzancy, das der Sachsen rechts von uns Nouart. Nachmittags konnten wir mit Fernröhren von der Höhe von Buzancy den Marsch großer feindlicher Massen beobachten, wie sie etwa zwei Meilen vor unserer Front vorbei nach rechts zogen. Wir zählten 40 Bataillone. Sie kamen von Boult au bois und schienen auf Nouart zu zu marschiren. Unsere Avantgarde ging durch Buzancy nach Bar, und unsere Kavallerie ging weiter, den Marsch des Feindes zu stören, damit er nicht nach Nouart käme, von wo ein heftiger Kampf herüberschallte und Mittheilung kam, daß die Sachsen sich um ihre Quartiere schlügen. Eben wollte sich die Masse unserer Kavallerie in Bewegung setzen und zunächst die reitenden Batterien in die marschirenden feindlichen Colonnen hineinschießen lassen, als der Befehl des Kronprinzen von Sachsen eintraf, heute Abend nicht anzugreifen. Der Feind solle morgen mit vereinten Kräften angefallen werden, denn er scheine sehr sorglos, und die Nähe unserer Armee-Corps nicht zu ahnen. In der That ließ er unsere Kavallerie seinen Marsch ganz nahe umschwärmen, und von seiner Kavallerie war nichts zu sehen. Die untergehende Sonne beleuchtete die Höhe, aus welcher Pierremonts Felsenspitze hervorragte; sie bedeckte sich scheinbar mit blendend weißem Schnee, mit dem Fernglase betrachtet, aber mit den flatternden Zelten der sorglos bivouakirenden Feinde, die nicht einmal Vorposten gegen uns ausstellten. Jetzt gaben auch wir uns der Ruhe hin; wir sollten ja nicht angreifen, und ein Feind, der vor unsern Augen 4 Meilen zurückgelegt hatte, konnte nicht vor morgen früh angreifen.

Für den folgenden Tag war der Angriff auf der ganzen Linie befohlen. Die Maasarmee sollte Beaumont angreifen, die 3. Armee Pierremont und Stonne. Bei der Maasarmee ward das 4. Corps, das noch gar nicht gekämpft hatte, zum Hauptangriff bestimmt, das 12. (Sachsen) sollte auf dem rechten Flügel eingreifen, das Gardecorps nach Nouart in Reserve rücken.

Es ist nicht schön, an entscheidenden Tagen in Reserve zu stehen. Wir sahen früh bei Buzancy noch die Bayern anrücken, die wir zum ersten Male begrüßten. Also war die großartige Bewegung ausgeführt: „Mit Armeen rechts schwenkt." Dann marschirten wir rechts hinter dem 4. Corps fort nach Nouart und warteten den ganzen Tag. Von einer Höhe konnten wir, wie aus einer Theaterloge, die Schlacht übersehen. Zu unsern Füßen lag der dichte sumpfige Laubwald, le Bois des Dames genannt, und über diesen hinweg lag das Städtchen Beaumont, in Pulverdampf gehüllt. Wir sahen die Geschütze feuern, die Shrapnels in der Luft platzen, wir hörten den Kanonendonner, das Rollen des Infanteriefeuers, aber einen rechten Ueberblick über den Gang des Gefechts konnten wir nicht gewinnen, wenn wir auch den Eindruck hatten, als ob es sich von uns entferne. Nach vielen Stunden aufregenden Wartens traf der Befehl des Kronprinzen von Sachsen ein, durch das Bois des Dames nach Beaumont zu marschiren. Dieser Marsch auf dem sumpfigen schmalen, gewundenen Wege, im dichten undurchdringlichen Laubwald, war sehr unangenehm. Da der Weg sich schlangenartig wand, hörten wir den Schlachtenlärm bald rechts, bald links, bald schien er näher, bald entfernter. Da wir uns der Schlacht näherten, so wurde aber der Lärm immer deutlicher. Aber wir erhielten keine Kunde, wie die Sachen standen. „Wie," so dachte wohl Jeder, „wenn der Feind siegte und wir in dies Defilé zurückgeworfen würden?" Alles sehnte sich aus diesem Walde heraus ins Freie.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir bei Beaumont das Freie betraten. Schnell wurde aufmarschirt; aber — ohne Gefechtszweck. Ueberall die Zeichen des Sieges! Eroberte Kanonen, verlassene feindliche Traincolonnen, größere und kleinere Trupps von Gefangenen und was dergleichen mehr war. Die große Zahl dieser Zeichen bewies uns, daß wir es hier mit einer andern Art von Truppen zu thun hatten, als bei St. Privat, wo der Feind sich Löwen gleich geschlagen und fast keine Trophäen im Stich gelassen hatte.

Unser commandirender General, hoch zu Roß auf stattlichem Pferde, mit weißem Haar, Backen- und Schnurrbart, ward, wie schon oft, in der Dämmerung für den König gehalten. Von allen Seiten kamen Generale und Offiziere, um seine Befehle zu holen, oder ihn zu begrüßen. Die sächsischen Truppen jubelten ihm laut entgegen.

Wir bivouakirten bei Beaumont. Wer Platz fand, kroch im Städtchen unter Dach.

In der Nacht schlugen die Pioniere eine Brücke über die Maas bei Inor, und wir sollten über die Brücke früh nach Carignan marschiren, dem Feinde die nördlichste Straße an der Grenze zu verlegen.

Früh beim Abmarsch sah ich die Bagage eben eintreffen. Ich fand auch die meinige und konnte mich mit etwas Chocolade, Brod, Cigarren und einem Paar reinen Strümpfen completiren. Aber ich hatte auch den Aerger zu sehen, daß mein Hafervorrath verschwunden war. Ich schalt gewaltig auf meine Trainsoldaten. Später erzählte mir mein eigner Bruder lachend, er habe Nachts die Bagage vorbeimarschiren sehen, meine schlafenden Trainsoldaten erkannt, also, da seine Pferde nichts zu fressen hatten, meinen Hafer annectirt. So war der Hafer wenigstens in der Familie geblieben!

Wir marschirten über Inor, jenseits der Maas, durch das schwierige Gebirge auf Carignan am Chiers. Unsere vorausgesandte Kavallerie fand den Feind in Carignan, die Brücke zerstört, sah Truppenbewegungen und Eisenbahntransportzüge, deren einen sie durch Artilleriefeuer in Brand steckte, so daß er stehen blieb. Massen von Lebensmitteln fielen dadurch später in unsere Hände. Das Corps lebte acht Tage davon. Um den Chiers ungehindert zu überschreiten und die Verbindung zwischen Sedan und Montmédy zu unterbrechen, mußten wir aber zunächst unsere Marschrichtung wiederholt ändern und uns weiter rechts wenden. Endlich fanden wir einen Uebergang über den Chiers und marschirten auf dem nördlichen Ufer gegen Carignan. Dort fanden wir die Spuren des Bivouaks des 1. Armeecorps, das die vergangene Nacht dort zugebracht hatte; man bezeichnete uns das Haus, in dem der Kaiser Napoleon in der letzten Nacht geschlafen, aber es war Alles heute abmarschirt in der Richtung auf Sedan. Nur einen einzigen Trainsoldaten fanden wir in Carignan. Er schlief den festen Schlaf eines Betrunkenen im brennenden Eisenbahnzuge, und war sehr erstaunt, in deutscher Sprache aufgeweckt zu werden.

So müde die Truppen auch waren, so wurde der Marsch doch fortgesetzt. Aus Sachy wurden Nachzügler und Marodeure vertrieben, zum Theil gefangen. Gegen Sonnenuntergang erreichten unsere Vortruppen eine Stellung von Pouru au bois bis Pouru St. Remy, den rechten Flügel an der belgischen Grenze, den linken am Chiers, und versperrten so dem Marschall Mac Mahon auch noch den letzten Weg auf Metz. Die Hauptmassen des Corps blieben bei Carignan.

In dieser Stellung sollten wir, so lautete der Befehl der Maasarmee, morgen den 1. September einen Ruhetag halten, wenn der Feind nicht angriffe. Ein Ruhetag war uns aber auch dringend nöthig. Wir hatten nun neun Tage hintereinander von Früh bis Abend marschirt, meist bis tief in die Nacht hinein. Die letzten fünf Tage entbehrte der Soldat das Gepäck. Er hatte zu leben, aber unregelmäßig. Gekocht wurde selten ordentlich. Die Verluste durch die Anstrengungen waren zahlreich. Das Corps war mit 30,000 Feuergewehren ausgerückt. In der Schlacht von St. Privat hatte es ungefähr 8000 Mann Infanterie verloren. Am Morgen des 1. September zählte es noch 13,000 Feuergewehre. Es kosteten die Gewaltmärsche also schon 9000 Combattanten. Wir brauchten den Ruhetag, um den noch marschfähigen Soldaten das Gepäck heranführen, sie ihr Schuh-

Digitized by Google

zeug in Ordnung bringen lassen zu können, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, daß die Truppe sich in Atome auflöse. Also der 1. September 1870 sollte ein Ruhetag sein!

IV.

In der Nacht zu dem 1. September, dem in Aussicht gestellten Ruhetage, wurden wir durch das Alarmsignal geweckt. Keiner zweifelte, daß die Franzosen angriffen und sich mit Gewalt den Weg gen Metz zu bahnen versuchten. Dem war aber nicht so. Der Kronprinz von Sachsen hatte nämlich um Mitternacht die Nachricht erhalten, daß unser Kronprinz in der Nacht bei Donchéry Brücken schlage und den andern Morgen übergehe, um dem Feinde den Weg Sedan-Mézières zu verlegen. So dringend nöthig auch der Kronprinz von Sachsen für die Maasarmee einen Ruhetag gewünscht hatte, so sah er doch sogleich, daß die bei Donchéry übergehenden Truppen in die größte Gefahr kommen konnten, wenn sie der ganzen feindlichen Armee allein gegenübergestellt würden und auf der andern Seite die Maasarmee Ruhetag hielte. Er besann sich daher keinen Augenblick, seine ermüdete Armee wieder aufzuscheuchen aus dem kaum begonnenen Schlafe und mit Allem, was noch Kräfte hatte, zu marschiren und zu kämpfen, den Feind auch von Osten her anzufallen, um dessen Kräfte so viel als möglich zu fesseln und auf sich zu ziehen. Fünf Stunden später, als er den Befehl gegeben hatte, erhielt er zwar den Befehl, zu thun, was er bereits gethan. Sein großes Verdienst besteht also darin, daß die Maasarmee fünf Stunden früher in den weltgeschichtlichen Entscheidungskampf eingriff, als sie erwartet wurde, fünf ereignißreiche schwerwiegende Stunden!

Wo eine klare, bestimmte, energische und einsichtsvolle höchste Armeeleitung in dieser Weise durch die selbstlose aufopfernde und entgegenkommende Thätigkeit der Unterführer unterstützt wird, da erreicht man große Erfolge. Man könnte meinen, dem müsse immer so sein. Dem ist aber nicht immer so gewesen, besonders nicht zwischen Feldherrn, die sich einst gegenübergestanden. Wie oft ließ Bernadotte als Kronprinz von Schweden den alten Blücher im Stich! Eilte doch sogar der Erzherzog Johann seinem eignen Bruder trotz erhaltenen Befehls zwei Tage lang nicht zu Hülfe, so daß dieser die Schlacht von Wagram verlor, und konnte doch der gefürchtete erste Napoleon bei seinen Feldherrn nicht auf solche Selbstthätigkeit rechnen, so daß Erlon bei Ligny unthätig blieb und Grouchy ihm nach der Schlacht von Ligny durch die Lässigkeit der Verfolgung die Früchte des Sieges entgleiten ließ. Denken wir an solche Beispiele aus der Kriegsgeschichte, dann werden wir umsomehr zu würdigen wissen, wie groß des jetzigen Sachsenkönigs Verdienst um den Tag von Sedan, um den Wiederaufbau Deutschlands gewesen ist.

Der Alarm erfolgte, als noch tiefe Dunkelheit herrschte. Lange vor Sonnenaufgang setzten sich die Truppen in Bewegung. Ein dichter Nebel bedeckte das Thal der Maas. Herabfallend durchschüttelte er den Körper mit eisiger Kälte, verkündete aber auch einen sonnigen heißen Tag. Unser Corps bewegte sich im Allgemeinen auf zwei Gebirgswegen von der Umgegend von Carignan über Pouru St. Remy und Pouru au Bois auf Francheval und Villers-Cernay. Während des Marsches konnten wir durch den Nebel links unten die langen Züge der Sachsen sehen, die von Douzy her auf Bazeilles und La Moncelle marschirten. Wieder sollten die Sachsen links von uns kämpfen. Aber heute waren sie dem Feinde näher als wir, hatten auch den Alarmbefehl früher erhalten, denn das Obercommando der Maasarmee befand sich bei ihnen. Sie hatten also einen bedeutenden Vorsprung vor uns und mußten den Feind früher erreichen. Dies und der vorn hörbare Schlachtenlärm trieb uns zur Eile an.

Zwischen Villers-Cernay und Givonne verschleierte eine bewaldete Höhe die Einsicht in die feindliche Stellung. Unsere Gardefüsiliere vertrieben von dort die wenigen feindlichen Vorposten mit leichter Mühe und wir konnten das Wäldchen durchreiten und den Feind jenseits Auge in Auge sehen.

In einer tiefen Schlucht zu unsern Füßen lagen die Dörfer und Gehöfte Givonne, Haybes, La Moncelle u. s. w. bis Bazeilles an der Maas. Jenseits dieser Schlucht stand der Feind in und hinter Erdwerken auf dem Thalrande des Flüßchens und hinter dem Thalrande erhob sich ein Berg, Bois de la Garenne genannt, dessen südlicher Theil bewaldet, dessen nördlicher kahler Theil mit seinem höchsten Punkte, dem Calvaire d'Illy, die ganze Gegend überragte. Vom Calvaire d'Illy senkte sich das Gelände nach rechts (Norden) bis zum Dorfe Illy am Fuße des unwegsamen Ardenner Waldgebirges, das die belgische Grenze bildet. Von dem jenseitigen Rande der Schlucht vor uns sprühten zahllose Kanonen und Mitrailleusen Tod und Verderben auf die links von uns in den Kampf tretenden Sachsen. Jetzt war der Tag der Vergeltung gekommen. Wir zahlten die Hülfe zurück, die uns die Sachsen vor 14 Tagen bei St. Privat geleistet.

Zunächst flogen die Adjutanten, und es hieß „Corpsartillerie vor!" Alle Divisionen beeilten sich aber auch, ihre Geschütze ins Feuer zu bringen. Die ersten Batterien der ersten Gardedivision stellten sich an dem Saume des Waldes auf, den die feindlichen Vortruppen soeben verlassen hatten, und flankirten und vertrieben die feindlichen Mitrailleusen, die die Sachsen beschossen. Da wurden aber auch die Franzosen am Bois de la Garenne und auf dem Calvaire d'Illy lebendig und feuerten von dort mit so viel Geschütz, als nur Platz hatte. Unsere zuerst ins Feuer gebrachten Batterien hatten anfangs einen harten Stand. Aber bald ward es möglich, auch mehr Geschütze unsererseits aufzustellen. In wenig mehr als zwei Stunden hatten die Batterien den drei Meilen langen Weg zurückgelegt. Die steilen Hänge mit weichem, schwerem Boden machten große Schwierigkeit, als die Kanonen in Stellung gebracht werden sollten. Die Kanoniere, abgesessene Husaren und Gardefüsiliere halfen ziehen und schieben, denn die Zugpferde waren durch den schnellen, meilenlangen Lauf außer Athem und allein nicht mehr im Stande, die schweren Geschütze den Hang hinauf zu ziehen. So verging keine weitere halbe Stunde, und 90 Geschütze der Garde antworteten dem Feinde. Es entspann sich nun hier eine von jenen Kanonaden, unter deren Schutz man steht, Entschlüsse faßt und über die andern Truppen disponirt.

Das Corps marschirte auf und nahm Stellung; rechts die erste, links die zweite Gardedivision, die Kavalleriedivision rechts rückwärts der ersten Division, bis zur belgischen Grenze streifend. So sperrten wir das Land von der Grenze bis zu den Sachsen, die Sachsen wieder bis zu den Bayern, die, wie wir später erfuhren, einen Vernichtungskampf in Bazeilles bestanden.

Aber auch den Sachsen setzte der Feind hart zu. Er ging zum Angriff über und das 12. Corps hatte einen schweren Stand. Der Feind schien hier mit Gewalt durchbrechen zu wollen. Schon hatte das 12. Corps seine letzten Reserven verausgabt, und noch brachte der Feind immer mehr Truppen zum Angriff vor.

Der commandirende General des Gardecorps verstärkte jetzt die zweite Gardedivision durch die reitende Artillerie und fiel mit 13 Bataillonen und 7 Batterien dem die Sachsen heftig bedrängenden Feind in die linke Flanke. Derselbe wich in und über den Grund zurück und suchte sich in dem Bois de la Garenne zu verbergen.

Mittlerweile hatte eine ganz eigenthümliche Erscheinung unsere Aufmerksamkeit erregt. Während des Geschützkampfes gegen die Franzosen auf dem Calvaire d'Illy war weit hinter demselben in blauer Ferne auf dem Ardennengebirge am Horizont Bewegung in der Luft gesehen worden. Gute Fernröhre ließen diese Bewegung als Geschützfeuer erkennen, das von den Höhen von Floing und St. Menges her, in der Richtung nach uns zu, abgegeben wurde. Da die Entfernung über 1 Meile betrug, so konnten diese Geschütze nicht nach uns, sondern nur nach dem vor uns befindlichen Feinde schießen, mußten also preußische sein. Es schien uns erst unglaublich, daß der Feind den Kronprinzen von Preußen unbelästigt bei Donchéry über die Maas gelassen, noch unglaublicher, daß er ihm das Defilé von St. Albert überlassen haben sollte. Es dauerte daher einige Zeit, bis wir

Digitized by Google

glauben konnten, was wir deutlich sahen. Es war 11 Uhr. Nach der Karte konnte der Kronprinz so weit marschirt sein. Und er war es! Da stand er uns gegenüber! Seine Geschütze feuerten! Wir hatten den Feind mit Kanonen umgeben!

Der Prinz von Württemberg traf jetzt die Maßregeln, um den Truppen des Kronprinzen die Hand zu reichen und so den Kreis zu schließen, denn noch trennte eine Entfernung von 1 Meile unsern rechten Flügel vom linken des Kronprinzen, wenn auch dieser offene Theil des Kreises durch die belgische Grenze gebildet ward. Es war immer besser, wenn wir dem Feinde auch den Weg nach Belgien verlegten, von wo er doch möglicherweise wieder feindlich gegen uns auftreten konnte. — Es erhielt somit die Kavalleriedivision den Befehl, am Südfuß der Ardennen vorzugehen und, mit dem Rücken gegen die belgische Grenze aufgestellt, die Verbindung mit der Armee unseres Kronprinzen herzustellen. Um zugleich die Entfernung zu vermindern, rückte das Corps vor. Die Gardefüsiliere nahmen Givonne im Fluge. Sobald uns der Besitz des Dorfes gesichert war, wurde die ganze Artillerielinie von 90 Geschützen bis dicht an die Schlucht geführt, in der es lag, und überschüttete aus nächster Nähe den gegenüberstehenden Feind mit Granaten.

Es war ein Schauspiel, so großartig und so gräßlich, wie man es nicht beschreiben kann, wenn ganze Bataillone des Feindes durch die sicher treffenden Granaten, aus 90 Geschützen zugleich, binnen wenigen Minuten völlig vernichtet waren, wenn feindliche Batterien vortrabten um uns zu antworten, und keinen Schuß thun konnten, denn ehe sie zum Schuß kamen, lagen sie in Trümmern. Einen solchen Versuch leitete, wie wir später lasen, der Kaiser selbst. Dem vernichtenden Granatregen, den wir sandten, wichen allmählich die Feinde nach dem Bois de la Garenne, im Walde Schutz suchend. Von allen Seiten häuften sich dort die Massen der Zurückgehenden. Aber unsere Granaten bearbeiteten jetzt den Wald, der den unglücklichen Franzosen keinen Schutz gewährte.

Unsere Infanterie schob ihre Vortruppen bis an den jenseitigen Rand der Schlucht in die Höhe, um sich dort festzusetzen. Weiter wollte unser commandirender General jetzt noch nicht vorgehen, bis der Angriff von allen Seiten zugleich gemacht werden könnte. Vor uns kletterten die Gardejäger die Schlucht hinan. Links davon setzten sich 2 Compagnien der 2. Gardedivision am Rande fest, und legten sich, das Gewehr am Kopf, in Schwärmen aufgelöst, hin.

Da tauchte eine dichte Masse feindlicher Infanterie südlich des Waldes auf und lief schnell auf diese zwei Compagnien zu, das Gewehr gefällt, im Laufe so schnell schießend, als möglich. Diese Infanteriemasse bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Oben dunkelblau, unten roth (Rock und Hosen), beide Farben getrennt durch einen grauen Streifen, den der Pulverdampf des Schnellfeuers aus den horizontal gefällten Gewehren bildete. Es ist aus Wimpffens Schrift ersichtlich, daß dies der linke Flügel des von ihm geleiteten letzten und verzweifelten Durchbruchsversuchs in der Richtung auf Carignan und Metz war. Was wir da sahen, waren ungefähr 6000 Infanteristen, die sich auf die zwei schwachen Compagnien stürzten.

Mit Spannung richteten wir unsere Blicke nach diesem Massenangriff. Aber es richteten sich auch die Rohre unserer Kanonen dahin. Ein Schnellfeuer aus 90 Geschützen auf wohlbekannte nahe Entfernung begann. Unaufhörlich platzten unsere Granaten in den dichten Massen; diese waren bald eingehüllt von Staub und Pulverdampf, aus dem zuweilen menschliche Körper oder Körpertheile in die Luft geschleudert erschienen, so massenhaft waren die Explosionen unserer Granaten! Die Ordnung in der feindlichen Angriffscolonne löste sich, ungegliederte Menschenschwärme zweigten sich daraus ab, nach rückwärts, aber auch nach vorwärts, auf unsere Compagnien zu. Und diese, was thaten sie? Sie blieben ruhig auf ihrem Erdrande liegen. Lächelnd, mit dem Degen wie mit einem Spazierstock spielend, ging der sie commandirende Hauptmann von C. auf und ab, zierlich, als ob er einen Ball zu leiten habe, und ermahnte die Leute, recht gut zu zielen und recht langsam zu schießen, damit kein Schuß fehl gehe, und mit sicherem Auge zielten unsere Grenadiere, und ein Franzose nach dem andern fiel von der für ihn bestimmten Kugel getroffen. Nur einzelne wenige Feinde erreichten die Compagnien und erlagen dort im Bajonnetkampf. Ein Theil wich zurück auf den Wald zu. Wer aber im Angriff nicht getroffen war, fiel auf dem Rückzuge. Keiner erreichte den Wald. Die ganze Colonne existirte nicht mehr!

Inzwischen hatten uns gegenüber die Truppen des 5. Armeecorps das Dorf Illy genommen und entfalteten sich zum Angriff gegen das Bois de la Garenne und den Calvaire d'Illy. Unsere Kavalleriedivision stand mit Fühlung an das 5. Corps. Der Kreis war wie zu einem Kesseltreiben geschlossen. Beim Gardecorps ward demnach jetzt der Entschluß, das Bois de la Garenne zu nehmen, zur Ausführung gebracht. Es war zwei Uhr. Es wurde verabredet, daß, während die 90 Geschütze den Wald noch weit heftiger als bisher beschossen, die Infanterie instruirt werden solle und die Befehle erhalten, daß aber Punkt halb drei Uhr eine Salve aus 90 Kanonen der Infanterie als Signal dienen werde, daß sie vorgehen und angreifen könne, weil von da ab die Artillerie nun das Feuer einzustellen habe. So geschah es. Die erderschütternde Salve aus 90 Kanonen ertönte um ein halb drei Uhr, und die Tirailleure und Spitzen der Gardejäger und Gardefüsiliere näherten sich dem Walde. Nach den Erfahrungen von St. Privat über die mörderische und weite Wirkung des Chassepotgewehres hatten die Generale ihrer Infanterie besondere Vorsicht bei der Annäherung an den Wald anempfohlen, um ähnliche Verluste zu vermeiden, wie wir sie vor vierzehn Tagen erlitten. Nicht wenig überrascht waren daher die gedeckt sich nähernden Spitzen und Patrouillen, als ihnen kein Schuß mehr aus dem Walde entgegenkrachte, sondern statt dessen Massen unbewaffneter rothbehoster Soldaten entgegen gingen, um sich zu ergeben. Die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage war ihnen klar. Von allen Seiten waren sie in diesen Wald zurückgetrieben. Ueberall hatte sie das vernichtende preußische Granatfeuer überschüttet. Im Walde selbst aber war der Aufenthalt eine Hölle. „Nous ne pouvons plus, nous sommes écrasés par le feu de votre artillerie.“ So riefen sie und ergaben sich ohne Widerstand zu Tausenden.

Aber in dem Walde auf dem Berge harrte noch eine Prüfung unserer braven Gardefüsiliere und Gardejäger. Auf der andern Seite des hohen, bewaldeten Berges konnte man nicht wissen, daß unsere Infanterie in den Wald eingedrungen war. Man wollte den Berg stürmen und beschoß ihn noch. So mancher Preuße fiel da durch eine preußische Kugel. Ja, eine ganze Section Gardefüsiliere wurde auf einem Waldwege von einer preußischen Granate umgerissen. Endlich ritt ein beherzter Ordonnanzoffizier von den Gardehusaren, auch einer jener eleganten Gardelieutenants, die im Frieden nur für das Parquet und gar nicht für den Ernst des Lebens geschaffen scheinen, gerade in Front in die feuernden preußischen Linien hinein, vielfach beschossen, und verständigte sie endlich, daß der Wald genommen und von preußischen Truppen besetzt sei.

Jetzt schien die Schlacht beendigt. Zahllose feindliche Geschütze standen als Beute umher, 12—15,000 feindliche unverwundete Gefangene fielen in die Hände des Gardecorps, das sie ordnete und bewachte. Es wurden die Maßregeln getroffen, sie zurückzuschaffen. Das Corps schickte sich an, auf und an dem Calvaire d'Illy Bivouak zu beziehen, die Sonne näherte sich dem Horizont. Die zahlreichen Zeichen des Sieges befriedigten uns. Hatten wir doch mehr unverwundete Gefangene abzuliefern, als das Corps am Morgen Feuergewehre gezählt hatte. Und dieser entscheidende Erfolg war billig erkauft, Dank der rechtzeitigen gewandten Benutzung der günstigen Augenblicke seitens des commandirenden Generals. Unser Verlust betrug nur 400 Mann, meist Verwundete, wir hatten nur wenige Todte zu beklagen. Welch ein Unterschied gegen die Opfer und Trophäen vom 18. August.

Da kam der Befehl der Maasarmee, alles Geschütz durch das Bois de la Garenne vorzuziehen und Sedan zu beschießen, um die feindliche Armee zur Capitulation zu zwingen. Wieder

Digitized by Google

also mußten die zum Tod ermüdeten Truppen sich in Bewegung setzen.

Die Sonne ging unter, der Kronprinz von Sachsen gab die speciellen Befehle zu der Aufstellung der Truppen, da erschien ein Flügeladjutant des Königs mit dem Befehl, keinen Schuß mehr zu thun. Napoleon habe seinen Degen angeboten, man solle bis zum folgenden Mittag 12 Uhr mit der Blutarbeit inne halten und warten, ob die Capitulation zu Stande komme.

Der Eindruck, den diese Nachricht machte, läßt sich nicht beschreiben! — Die weiteren Ereignisse sind welthistorisch und sattsam bekannt. Unser Corps konnte sich der Ruhe hingeben, um für neue Anstrengungen bereit zu sein.

Die nächste Sorge war dem Ersatz der verschossenen Munition und der Herbeischaffung von Lebensmitteln zugewandt. Denn gegessen hatte wohl Niemand etwas an diesem Ehrentage des vereinigten Deutschlands! Dann ward geruht in dunkler Nacht. Aber fragt mich nur nicht wie? sagt Heine. Glücklich, wer eine Hütte oder Stroh fand. Es schläft sich aber auch gut auf freiem Bergabhang nach solchen Anstrengungen. Wenn man nur nicht zufällig aus Versehen auf einen schwerverwundeten Franzosen mit dem Kopfe zu liegen kommt, der zu röcheln beginnt, wenn man eben einschlafen will!

Der Morgen des 2. September begann mit denselben Arbeiten nach gewonnener Schlacht, wie sie der 19. August gebracht. War der Anblick des Schlachtfeldes minder traurig, weil unsere Verluste gering, war er auch fröhlicher durch die Ansammlung der feindlichen Trophäen, so war er doch noch weit gräßlicher durch den Anblick der Verwüstungen, die unsere Kanonen unter den feindlichen menschlichen Körpern angerichtet hatten. Keine Feder kann drastisch genug schildern, was da zu sehen war. Den übelsten Anblick aber gewährten die französischen Turkos, besonders wenn sie verwundet waren und in der Wuth sich ganz als Bestien geberdeten, den Namen „Mensch" schändend; dann die Hyänen der Schlachtfelder, jenes Raub- und Diebesgesindel, das auf jedem Schlachtfelde wie Pilze aus der Erde aufschießt, um raubend, mordend und stehlend von dem eben zur Geltung gekommenen Recht der Gewalt Nutzen zu ziehen. Da machte mancher Pistolenschuß, mancher Degenstoß unsererseits mit solchem Treiben kurzen Proceß.

Vormittags wurde die Capitulation bekannt gemacht. Nachmittags erscholl der Ruf durch die Bivouaks: „Der König kommt!" — Donnernde Hurrahs rechts von uns beim 5. Armeecorps verkündeten seine Nähe. Die Truppen traten aus den Bivouaks ohne Waffen und erwarteten den verehrten Feldherrn, zum Appell aufgestellt.

Er erschien, gefolgt von einer unabsehbaren Suite. Er hatte sein Gardecorps nach den entsetzlichen Verlusten von St. Privat noch nicht gesehen! Herzlichst, aber tief bewegt, begrüßte er den commandirenden General und dessen Gefolge. Dann ritt er von Regiment zu Regiment, von Bataillon zu Bataillon. Ueberall erscholl das Commando: „Stillgestanden, richt' Euch." Aber vergeblich! Niemand stand still, die Ordnung löste sich. In wildem Durcheinander stürzten sich die Soldaten auf den geliebten Monarchen. Das Hurrahgeschrei nahm kein Ende. Jeder wollte ihm wenigstens den Stiefel küssen, mancher war froh, den Schweif seines Pferdes berühren zu können, die vielbesprochene eiserne Disciplin des Gardecorps war Null und Ohnmacht gegenüber der Verehrung des Soldaten für den königlichen Feldherrn. Er war festgebannt durch die Menschenmasse, die sein Pferd umringte. Heiße Thränen der Rührung entströmten seinen Augen. Er streckte rechts und links seinen braven blauen Jungen die Hände entgegen, bis er endlich seinen Weg zu den andern Corps fortsetzen konnte. Die Sonne ging unter, ein strömender Regen fiel vom Himmel. So endete der 2. September.

Literatur und Kunst.

Der Lahme.

Die Andern zogen lärmend auf die Jagd aus,
Der Lahme blieb allein zurück beim Feuer.
Der nicht geschickt war weder für das Waidwerk
Noch für den Streit, nicht brauchbar unter Männern:
Dem übertragen war des Feuers Hütung.

Und wie er also Tag für Tag allein war
Und nur das Feuer hatte zur Gesellschaft,
Versucht' er Unterhaltung mit dem Feuer.
Das wies zuerst ihn ab und schien unnahbar;
Doch unverdrossen wiederum versucht' er's.
Und wie er, schmeichelnd bald und bald ihm drohend,
Stets wieder anfing und dem Feuer zusprach,
Gewann er endlich sich des Feuers Neigung.
An einem Tag, als ringsum Alles still war
In grüner Einsamkeit — es schlief der Wind selbst —
Vertraut' es ihm sein lang' bewahrt Geheimniß:
Wie das Metall, das doch bisher als nutzlos
Betrachtet ward, als roher Zierrath höchstens,
Durch seine Kraft bezwingbar sei und bildsam.
Es mit des Feuers Hülfe dann erprobend,
Was er gehört und immer wieder prüfend,
Den langen Tag sich mühend unabläßig,
Ward er darnach der Schmiedekunst Erfinder.

Zuerst hielt er geheim es vor den Andern,
Was er entdeckt, vor ihrem Spott sich fürchtend;
Bald aber kamen spürend sie dahinter,
Und höhnisches Gelächter ward als Lohn ihm.
Doch unverdrossen wiederum versucht er's,
Den langen Tag sich unabläßig mühend;
Und als er endlich ihnen etwas vorlegt,
Ein Waffenstück, deß Nutzen leicht erkennbar,
Da wandelt bald ihr Spott sich in Verehrung.
Bald wird er selbst von ihnen wie ein Kleinod
Gehegt, sie werden oft beinah' ihm lästig,
Mit rauher Zärtlichkeit sich um ihn drängend.
Um seine Gunst wetteifernd sind bemüht sie,
Ihn zu beschützen ist der Erste Jeder.
Von aller Beute wird das beste Stück ihm,
Und weithin geht sein Name durch die Wildniß.

Warum die meisten Völker lahm gedacht sich
Den Gott der Schmiedekunst und Herrn des Feuers,
Darüber ist zu allen Zeiten, wißt ihr,
Gefabelt viel — dies aber ist die Wahrheit.

J. Trojan.

Hexen und Hexenprocesse.*)

Zur Geschichte der Geistesepidemien und der Volksleidenschaften.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes und des Culturfortschritts zeigt uns einzelne traurige Episoden, welche, für sich allein betrachtet, uns irre machen könnten an

*) Geschichte der Hexenprocesse von Dr. W. G. Soldan. In zweiter Auflage neu bearbeitet von Dr. Heinrich Heppe. Zwei Bände. gr. 8. XII u. 940 Seiten. Stuttgart 1880, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

der Menschheit. In den Zeiten des Zweifels und der Unruhe, in welchen die Menschen ihren alten Glauben verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden haben, zur Zeit des Unglücks und der Calamitäten, durch welche die Menschen leiden, während sie zu indifferent, zu unwissend oder zu leidenschaftlich sind, um sich in den Stand zu setzen, die wahren Ursachen der Leiden, welchen sie unterliegen, zu erkennen und auf Grund dessen Abhülfe und Wandel zu schaffen, — in solchen Zeiten pflegen gewisse Epidemien sich des menschlichen Geistes zu bemächtigen, welche längere Zeit auf größeren Gebieten dominiren und erst wieder erlöschen, wenn sie sich ausgetobt haben, oder wenn erleuchtete Geister auftreten, um die Gespenster zu verscheuchen, welche sich nur in den Tagen des Dunkels, der Verwirrung und der Verwilderung hervorgewagt haben. Diese Geistesepidemien, von welchen auch unsere Gegenwart nicht ganz frei ist, verdienen studirt zu werden; und zwar aus denselben Gründen, aus welchen wir die Cholera, die Pest, die Phylloxera, oder die Kartoffelkrankheit studiren. Es ist nicht blos das wissenschaftliche Interesse, welches uns zu diesem Studium antreibt, sondern auch ein praktisches. Wir gewinnen dadurch die Mittel, die Krankheitsursachen zu entfernen. Bei den geistigen Epidemien aber kommt noch ein besonderer Umstand hinzu. Es ist der, daß die Thorheit, die Dummheit, die Leidenschaft der Einen ausgebeutet wird durch die List, die Schlechtigkeit, die Grausamkeit und die Gewinnsucht der Anderen; und gegen diese liefert uns das Studium die Waffen.

Wenn die Masse leidet, oder auch nur sich leiblich, geistig oder moralisch unbehaglich fühlt und außer Stand ist — und das bildet bei der Masse die Regel —, die wirklichen Ursachen ihres Unbehagens zu erkennen, dann pflegt sie ihren Zorn gegen vollkommen unschuldige Personen oder Gegenstände zu richten, — ähnlich dem Hunde, welcher den Stein beißt, mit dem man ihn geworfen, statt den zu beißen, der ihn geworfen.

Die Geschichte zeigt uns diesen Hergang in den verschiedensten Formen und Modificationen. In Zeiten der Hungersnoth ermordet man die Getreidehändler oder die Bäcker. Man nennt sie Kornwucherer, indem man sie verantwortlich macht für die Unzulänglichkeiten der Ernte, des Verkehrs und der Transportanstalten. In Wirklichkeit wäre die Calamität viel größer geworden, wenn kein Getreidehandel existirt hätte; und das Studium der Noth führte denn auch zu der Erkenntniß, daß es kein anderes Mittel gebe, der Hungersnoth vorzubeugen, als die Freiheit des Handels und die Beseitigung aller derjenigen Schranken und Hindernisse, welche ihm bisher unmöglich gemacht hatten, den Ueberfluß der einen Productionszone und den Mangel der anderen gegen einander auszugleichen.

In Zeiten der Pest oder des Viehsterbens beschuldigt man bald die eine und bald die andere Klasse der bürgerlichen Gesellschaft der Brunnenvergiftung oder des Zaubers. An diesen Irrthum glaubt die Menge. Unter der Herrschaft desselben verübt sie Massen-Morde und -Verfolgungen und daneben noch eine Anzahl einzelner Beraubungen und Grausamkeiten, so lange, bis es der Wissenschaft gelang, diese Geistesepidemie zu bannen, indem sie die Ursachen der leiblichen Epidemie nachwies, indem sie zeigte, daß die verheerende Krankheit ganz andere Ursachen hatte, als die aus der Luft gegriffene Behauptung von Zaubersprüchen und vergifteten Brunnen, und daß, um die Gesundheit der Masse zu bewahren, sich der Staat, die Gesellschaft und die Einzelnen bemühen müssen, dieselbe zu pflegen. Denn es ist nicht die Bosheit, welche vergiftet, sondern die Gleichgültigkeit, die Unreinlichkeit und die Dummheit.

In Zeiten, wo sich die Menschen in ihrem Gewissen beunruhigt fühlen, glauben sie die Gottheit dadurch versöhnen zu können, daß sie ihr Massenopfer an Menschen darbringen. Die „Auto-da-fés" (eigentlich Atto da fede, Act des Glaubens) der heiligen Inquisition sind im Grunde genommen nichts, als eine neue Form des alten Molochdienstes und jener anderen Massenabschlachtungen, welche zu früheren Zeiten in roheren Formen im Namen eines anderen Glaubens und zur Versöhnung anderer Götter vorgenommen wurden.

Mochte es sich aber um eine Hungersnoth, um eine verheerende Krankheit, oder um inquisitorische Verfolgung handeln, immer, zu allen Zeiten und an allen Orten, haben sich Menschen gefunden, welche, sei es aus Haß und Bosheit, sei es aus Popularitäts- und Gewinnsucht sich ein Geschäft daraus machten, die Wahnvorstellungen der Masse zu hegen und zu pflegen, Oel in das Feuer zu gießen und so die Scheußlichkeiten, welche unter dem Einfluß der Geistesepidemie verübt wurden, zu steigern, zu vermehren und zu verlängern, in keiner anderen Absicht, als um dadurch ihrer Rache, ihrer Hab- oder Herrschsucht Genüge zu leisten. Das sind die schlimmsten Feinde der Civilisation, welche das Feuer der populären Leidenschaften schüren, um sich daran ihren Kuchen zu backen, welche die Bestie im Menschen entfesseln, damit sie ihnen Popularität und Gewinn apportire.

Leider haben wir heute, im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, immer noch einige Ursache, auf dergleichen Erscheinungen hinzuweisen, damit uns die Erfahrungen zur Warnung dienen und die Lehren der Vergangenheit nicht verloren gehen für das Culturleben der Gegenwart und der Zukunft. Ich will nur auf die communistischen und nihilistischen Bestrebungen und auf den damit enge verwandten geistlichen Sport der Judenhetze hindeuten, an welchem sich so Mancher im Unverstande betheiligt, ohne auch nur eine Ahnung zu haben von der Bedeutung des Feuers, das er anfacht.

Doch dies Thema verdient besonders abgehandelt zu werden. Ich begnüge mich hier mit einem Hinweis en passant.

Meine obigen Bemerkungen über Volksleidenschaften und Geistesepidemien haben an dieser Stelle zunächst keinen anderen Zweck, als es zu rechtfertigen, wenn ich in einer Zeitschrift, welche keine besonderen Fachzwecke verfolgt, sondern dem gesammten öffentlichen Leben der Gegenwart zu dienen bestimmt ist, ein Buch bespreche, das seinem bloßen Titel nach vielleicht nicht die allgemeine Theilnahme finden würde, die es verdiente. „Was gehn mich die Hexen und Hexenprocesse an? Alte Geschichten das, die heutzutage keinen Menschen mehr interessiren. Längst überwundene Irrthümer. Tempi passati!" wird Mancher prima vista zu sagen geneigt sein. Und gerade denjenigen, welche so sagen, möchte ich bemerken, daß diese „Geschichte der Hexenprocesse" in ihren psychologischen, culturellen, moralischen und unmoralischen, rechtlichen, unrechtlichen und widerrechtlichen Ausläufern auch in unserer so „aufgeklärten und humanen" Zeit noch tausenderlei Beziehungen und Analogien findet, daß es dieselben Wogen der Leidenschaft und des Unverstandes sind, welche auch heute noch darauf ausgehn, das Land der Cultur und der Gesittung zu unterwühlen, daß auch heute noch in ähnlicher Weise die Geistesepidemien ausgebeutet werden, wie damals, und daß auch heute noch einzelne juristische und theologische Trugschlüsse und Klopffechtereien eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit denjenigen des 16. und 17. Jahrhunderts haben, von welchen uns die vorliegenden Blätter erzählen.

Das Buch von Dr. W. G. Soldan, Gymnasiallehrer in Darmstadt, über die Hexenprocesse ist zuerst im Jahre 1843 erschienen und hat damals wegen der vollständigen Sammlung des verfügbaren Materials und wegen sorgfältiger und gewissenhafter Bearbeitung desselben eine vollkommen gerechtfertigte allgemeine Anerkennung gefunden. Es war ein glücklicher Griff, diesem Gegenstand auch eine deutsche, vorzugsweise die deutsche Vergangenheit berücksichtigende Bearbeitung angedeihen zu lassen, nachdem französische, holländische und englische Gelehrte bereits damit vorausgegangen waren. Soldan ist hinter diesen Vorgängern nicht zurückgeblieben. Er hat mit echt deutschem Fleiß das umfangreiche und verworrene Material zu bewältigen und unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen verstanden.

Seitdem ist mehr als ein Menschenalter vorübergegangen. Das Buch des Professors Soldan ist längst schon vergriffen. Ich habe mein Exemplar davon öfters verborgen müssen an Bekannte, die sich mit dem Stoffe beschäftigten und das Buch auf buchhändlerischem oder antiquarischem Wege nicht mehr aufzutreiben vermochten. In dieser ereignißreichen Zeit der letzten vierzig Jahre ist auch dieser Gegenstand, die Hexenprocesse, in

Digitized by Google

verschiedenem Sinne angeregt und dargestellt worden. Ein frommer preußischer Pastor aus Pommern, W. Meinhold, hat ihn novellistisch, journalistisch und politisch verwerthet. Seine beiden Romane „Die Klosterhexe" und „Die Bernsteinhexe" schildern uns jene grauenhaften Verwirrungen und Verirrungen mit einer solchen Wahrheit und mit einer so sorgfältigen Detailbehandlung, daß man sich kaum der Vermuthung zu entschlagen vermag, der Herr Pastor habe bei der Darstellung der Grausamkeiten der Folter und des sonstigen Hexenprocesses eine gewisse wollüstige Genugthuung empfunden; und in dieser Vermuthung wird man bestärkt durch den Umstand, daß die „Klosterhexe" (Sidonia von Borck) daneben reich ist an einer Anzahl „fleischlicher Excesse", welche zwar mit den salbungsvollsten Worten verdammt, aber so eingehend dargestellt werden, daß große Sachkunde präsumirt werden muß. Liegen ja doch erfahrungsmäßig und psychologisch Grausamkeit und Wollust dicht bei einander. Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß „Sidonia von Borck" (ob auch die „Bernsteinhexe", ist mir augenblicklich nicht in sicherer Erinnerung) sehr reich ist an Diatriben „wider die Jüden", welche polemischen Excurse heutzutage in gewissen deutschen und rumänischen Kreisen ohne Zweifel ein sympathisches Echo finden würden.

Auch hat inzwischen ein geistreicher, aber die Paradoxen über Gebühr liebender Jurist es versucht, die Greuel der Hexenprocesse juristisch zu rechtfertigen, oder wenigstens zu entschuldigen. Er erinnert damit an den Ausspruch, welchen im April 1867 der damalige Kriegsminister und nachherige Graf von Roon über einen noch berühmteren Juristen gethan hat:

— „Der kann ja Alles beweisen!"

Doch sprechen wir wieder von ernsthafteren Dingen. In jenen Zeiten der „germanistischen Congresse", welche gleichsam ein Vorspiel zu der Frankfurter „Paulskirche" von Achtundvierzig abgaben, — damals, als es Mode war, allen Dingen einen „germanistischen Ursprung" zu vindiciren, — nicht nur den guten Dingen, sondern auch den schlechten —, damals war es, daß Jacob Grimm den Nachweis unternahm, daß „bis auf die jüngste Zeit in dem ganzen Hexenwesen ein offenbarer Zusammenhang mit den Opfern, Volksversammlungen und der Geisterwelt der alten Deutschen zu erkennen sei." Kurz, sogar die Hexen wollte er dem Germanenthum vindiciren.

Schon Soldan hat sich dem gegenüber das Verdienst erworben, nachdrücklich zu protestiren und darzuthun, daß der Hexenglaube orientalischen Ursprunges sei, und erst als mißschaffenes Anhängsel des Christenthums nach Westeuropa gekommen, auch dort vielfach von dem Clerus gehegt und gepflegt worden sei, wie denn in Deutschland, dem Vaterlande der Reformation, die meisten Hexenprocesse erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, also in den ganz specifisch-theologischen Zeiten nach der Reformation vorgekommen sind. Und um gleichsam ein lebendiges Zeugniß und Bekenntniß des specifisch-theologischen Charakters der Hexenverfolgungen abzulegen, hat noch im Jahre 1867 der bekannte kurhessische Reactionär und Frömmler August Vilmar in Marburg in seinem Sammelwerk „Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands", siehe die Abhandlung „vom Hexenwesen", für die Hexerei den Charakter voller Wirklichkeit in Anspruch genommen.

„So beruht also das Hexenwesen," schließt Vilmar noch 1867, „keineswegs auf leeren Einbildungen, thörichten Träumen und kindischen Märchen, sondern auf wirklichen Verhältnissen und handgreiflichen Zuständen. Der Kampf gegen das Hexenwesen und die Hexen ist kein anderer als derselbe, welcher heute noch die Welt bewegt: der Streit zwischen dem Glauben und dem Unglauben, zwischen dem Bekenntnisse Christi und der Verleugnung Christi, zwischen Liebe zu dem Heiland und dem Haß gegen den Nazarener. Vielleicht zur größeren Hälfte waren diese Bündnisse der Hexen mit dem Teufel, diese Zauberkünste u. s. w., Einbildung, niemals jedoch Einbildung eines Einzelnen. Zur kleineren, indeß bedeutenderen Hälfte waren sie Wahrheit."

Vilmar versicherte um dieselbe Zeit, er habe mit eigenen leiblichen Augen gesehen, wie der „Gott-sei-bei-uns" in eigener Person wider ihn (Vilmar) vor Wuth die Zähne gefletscht habe. Man sieht, Vilmar hat den Muth und die Consequenz seiner Meinung. Für ihn ist das Hexenwesen eine Actualität. Früher, sagt er, lagerte der Unglaube in den unteren Schichten, jetzt lagert er in den obern Schichten der Gesellschaft. Früher suchte man die Hexen in jenen; jetzt müßte man sie in den oberen suchen. Er zieht diese Schlußfolgerung nicht mit ausdrücklichen Worten, allein sie ergibt sich mit Nothwendigkeit aus seinen Deductionen.

Und wie für Vilmar das Hexenwesen, so ist für uns Vilmar eine Actualität.

Er ist erst kürzlich verstorben und war während seiner Lebzeiten einer der beredtesten, begabtesten und kenntnißreichsten Wortführer der hierarchisch-reactionären Partei des orthodoxen Deutschland. Als solcher war er von der Partei anerkannt. Seine Stimme ist daher nicht zu unterschätzen; und wenn seine Gesinnungsgenossen je zum vollen Sieg und zur unzweifelhaften Herrschaft gelangten, so wäre es am Ende auch denkbar, daß die Hexenprocesse wieder auflebten, ebenso gut, wie vor kurzem das vergessene Hep-Hep-Geschrei.

Auch Vilmar vindicirt dem Hexenwesen einen specifisch heidnisch-germanischen Ursprung. Mit Unrecht.

Wir Andern wissen das besser. Wer z. B. seinen Horaz gelesen, der weiß, welche Rolle schon damals die Hexen gespielt haben. Ich erinnere z. B. nur an eine Stelle der Satire „Olim truncus eram". Noch allgemeiner glaubte man an sie im Osten. Man erinnere sich nur an Lucian, oder noch mehr an Apulejus und dessen „Goldenen Esel" und die sonstigen milesischen und sybaritischen Erzählungen, *ἱστορίαι συβαριτικαί*, die aus Ueppigkeiten und Zaubereien gemischt sind; man erinnere sich, wie die Herrin Pamphile sich in einen Vogel umgestaltet, und wie die Dienerin Photis aus einem Versehen den Helden in einen Esel verwandelt u. s. w. (siehe Dunlop, history of fiction). Wir können sogar den Weg verfolgen, den diese Geschichten bis zu uns genommen. Selbst im Decamerone finden wir seine Spuren.

Das Verdienst Soldans, den orientalischen Ursprung der Hexerei nachgewiesen zu haben, ist auf den Bearbeiter der neuen Auflage übergegangen. Dr. Heinrich Heppe, der Schwiegersohn Soldans, hat an der Ansicht des letzteren festgehalten und sie durch ausgedehnte neue Forschungen vertieft und erweitert. Er hat unwiderleglich nachgewiesen, daß der Hexenglaube, welcher sich nicht nur auf germanischem, sondern auch auf romanischem und slawischem Boden vorfindet, nicht germanisch, überhaupt nicht nationalen Ursprungs, sondern daß derselbe international und supra-natural, daß er eine der Verunstaltungen ist, welche sich dem Christenthum angeheftet haben, und daß er das letztere auf seinen Eroberungszügen begleitet, dabei allerdings auch hin und wider eine nationale Lokalfarbe in Nebensachen (wie in Deutschland Walpurgis, Blocksberg u. s. w.) angenommen hat. Das ist aber ein bloßer Beigeschmack, der an der Hauptsache nichts ändert.

Die neue Bearbeitung Heppe's ist in der That ein ganz neues Buch, das auch der Besitzer der Ausgabe von 1843 nicht entbehren kann; so viel Neues bietet dasselbe.

Es behandelt vorzugsweise die dogmatische Seite. Nicht minder wichtig aber ist die processualische. Nirgends besser, als an den Hexenprocessen, kann man nachweisen, wie sehr das materielle und das processualische Recht mit einander zusammenhängen, und wie durch das letztere das erstere corrumpirt wird. Der canonische Prozeß hat unser altes ehrliches deutsches Strafverfahren verdrängt und sich in den Hexenprocessen zu einer wahren Caricatur, zu einem Spott und Hohn auf Recht und Gerechtigkeit entwickelt. Und dies Zerrbild hat in praktischer Geltung gestanden bis zu unseren Tagen. In den Untersuchungen wider die sogenannten „Demagogen" während der Zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts spukt noch der Geist der Hexenprocesse. Diese processualische Seite der Sache würde eine besondere Darstellung erfordern.

Digitized by Google

Aus der Werkstatt des Genius.

Von Cuno Stommel.

(Schluß.)

Es hat noch kein großes dichterisches Genie existirt, welches nicht das Vermögen hochpotenzirter Anschauung besessen hätte. Diese Anschauung ist weder die willkürliche Vorstellung durch die Phantasie, noch die unwillkürliche durch das Traumbild, sondern ein Zustand, welcher die Mitte hält zwischen Wachen und Träumen, und welcher bezüglich seines Erscheinens und Verschwindens völlig unabhängig ist von dem Willen des davon Betroffenen. In demselben treten zwei Momente mehr oder weniger stark hervor, nämlich anfangs die ungeheure Schnelligkeit und ganz besonders die Leichtigkeit, mit welcher endlose, scheinbar heterogene Bilderreihen sich ablösen, und dann ganz plötzlich eine bestimmte lichtvolle allumfassende Idee. Dies zweite Moment läßt sich schwer beschreiben, und alle Künstler, die ich darüber befragt habe, suchen es bildlich zu verdeutlichen. Es ist nicht wie das Erfassen einer abstracten Idee, sondern es ist als wenn aus den abgerollten Bildern und aus einer ganzen Fluth anderer plötzlich, wie durch eine starke magnetische Kraft, alle passenden zusammenschlügen, und Alles nun auf einmal und mit einem Schlage fertig da stände, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Große Conceptionen, ein ganzes fünfactiges Stück, geht da wie ein Blitz durch die Seele, nicht ganz deutlich mit allen Episoden, aber doch unzweideutig als ein Ganzes, als ein Fertiges, als eine nichts vermissen lassende Einheit.

Dieser Vorgang, sagte mir ein genialer Künstler auf specielles Befragen, besitzt anscheinend Logik und causalen Zusammenhang. Die ganze, dann im Nu gesehene Bilderreihe drängt trotz ihrer Schnelligkeit dem Anschauenden unzweideutig ihren teleologischen Charakter auf, es ist dies aber so unausdrückbar wie ein Strom, dessen Quelle und Mündung eins sind. Die Anschauung ist alsdann von einer gesteigerten, traumhaft übersinnlichen Objectivität, aber doch stets von dem klaren Gefühle begleitet, daß Alles nur schöner Schein ist. „So absichtsvoll der Künstler ist (sagt Schelling transcend. Idealismus), so scheint er doch in Ansehung dessen, was das eigentlich Objective in seiner Hervorbringung ist, unter der Einwirkung einer Macht zu stehen, die ihn vor allen andern Menschen absondert und ihn Dinge auszusprechen oder darzustellen zwingt, die er selbst nicht vollständig übersieht, und deren Sinn unendlich ist.“ Dies ist insofern richtig, als die dichterische Fähigkeit und die potenzirte Vorstellungskraft des oben genannten Schachspielers bei dem Künstler verbunden, aber darum doch zwei getrennte Fähigkeiten sind. Die Bilder des Dichters sind nicht reflectiv ersonnen, sondern intuitiv geschaut, sie sind hinter dem Bewußtsein entstanden und bewegen sich nach eigenen inneren Gesetzen. Der Nachahmer ahmt die Natur in ihren Erscheinungen nach, der Dichter ahmt sie in ihrer schöpferischen Function nach. Das Organ seiner Fähigkeit ist dabei das gleiche, welches ihm im Traum Bilder von so plastischer Anschaulichkeit vorzaubert. Plinius erzählt von Parrhasius, er habe den Herkules so gemalt, wie er ihn oft im Traum gesehen, dasselbe berichtet Pausanias von Onatas über dessen Ceres, endlich theilt Schilling in seinen psychiatrischen Briefen auch von Raphael und Danneker mit, daß sie die Typen ihrer Madonnen im Traume gesehen hätten. Eine kürzlich erschienene vortreffliche Schrift, der wir diese Beispiele entnehmen, Psychologie der Lyrik von dem bekannten Philosophen Carl du Prel, führt diesen Gedanken noch weiter aus. Es handelt sich also hier um den schöpferischen Phantasietraum, welcher aus demselben Borne schöpft, aus welchem auch die Natur ihren Kunsttrieb befriedigt, nicht um den Associationstraum, welcher nur reproducirt, nicht um den Nervenreiztraum, welcher den körperlichen Zustand symbolisirt. Nur in dem schöpferisch-productiven Phantasietraum offenbart sich jenes „Heraustreten aus der Natur im Traume“, von dem auch Vischer in seinen Studien über den Traum spricht, und endlich hebt auch der Dichter Friedrich Hebbel ausdrücklich den Unterschied hervor zwischen der gewollten Vorstellung, zwischen dem gewöhnlichen Traume und der höheren dichterischen Anschauung, welche er über die Grenze des Menschlichen hinaus in das Reich des Unbewußten und Uebersinnlichen verlegt:

Anzuschauen ist freilich in Kunst und Leben das Höchste,
Aber man schaut noch nicht an, weil man nicht denkt und nicht sieht,
Jenseits der Linie erst begibt sich dies letzte der Wunder,
Diesseits sucht es der Thor.

Schiller, der gern reflectirte und systematisirte, spricht sich in dem Briefe vom 27. März 1801 wie folgt aus:

„Der Dichter fängt mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur soweit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werks in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können. Der Nichtpoet kann sogut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein, aber er kann sie in kein Object legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet, sogut wie der Dichter, ein Produkt mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt, macht den poetischen Künstler.“ „Bei mir ist die Empfindung,“ schreibt er am 18. März 1796, „anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“

In der Elegie „das Glück“ heißt es:

Nicht der Sehende wird von ihrer (der Götter) Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.

Hochinteressant sind dem gegenüber die Aeußerungen des naiven kindlichen Mozart, die sachlich durchaus mit den Wahrnehmungen Schillers übereinstimmen: „Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie — das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, behalte ich im Kopfe und summe sie wohl auch vor mich hin, wie mir Andre wenigstens gesagt haben. Halt ich das nun fest, so kommt mir bald Eins nach dem Andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente ꝛc. Das erhitzt mir nun die Seele, da wird es immer größer und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ichs hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen, im Geiste übersehe, und es auch gar nicht nacheinander wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich Alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir wie in einem schönstarken Traum vor; aber das Ueberhören — so Alles zusammen, ist doch das Beste.“

Ueber Goethes vielfache Aeußerungen bezüglich der unbewußten Production des Genius möchte ich hier nur das Gesammturtheil F. A. Langes anziehen: „Grade Goethe, dessen Aeußerung, daß ungewöhnliches Talent nur eine geringe Abweichung von gewöhnlichem sei, von Brentano gegen das unbewußte Arbeiten des Genius benutzt wird, hat sich so oft und so deutlich über die unbewußten Processe der künstlerischen Production ausgesprochen, daß man sein Zeugniß als ein durchaus vollwichtiges wird annehmen müssen. Mit der Seltenheit der genialen Denker ist aber gar nichts gesagt, denn die geniale Art zu produciren braucht darum nicht auch selten zu sein.“ Endlich sagt Hans Sachs in den Meistersingern:

Digitized by Google

Mein Freund, das grad' ist Dichters Werk,
Daß er sein Träumen deut' und merk',
Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
Wird ihm im Traume aufgethan,
All' Dichtkunst und Poeterei
Ist nichts als Wahrtraum-Deuterei.

Außer der Kunstwelt des Traumes haben wir noch ein anderes Gebiet der unbewußten Production zu betreten, die Kunstwelt des Rausches. Ihr Moment ist nicht das gesteigerte Sehen, die innere Anschauung, sondern die Verzückung, das Ergriffensein, das völlige Aufgehen der Persönlichkeit in einer mystischen Einheitsempfindung. Es ist als ob der innerliche Kunsttrieb der Natur sich manifestiren, als ob nicht der Künstler der Natur, sondern die Natur sich des Künstlers als eines Werkzeuges bedienen wollte, um ihre Kunstgewalt zu offenbaren. Die beiden Kunstwelten des Traumes und des Rausches sind aber darum doch keine eigentlich getrennten, sondern wirken zusammen, nur mit ungleicher Intensität. Bei dem Epiker überwiegt der Traum, bei dem Lyriker der Rausch, bei dem Dramatiker sollten beide gleich intensiv vertheilt sein. Jene tiefe unerklärliche innere Nöthigung des Epikers, jene heimliche Leidenschaft, immer wieder zu den geliebten Bildern des Traumes zurückzukehren, jenes unersättliche Streben, sie in der ganzen Schönheit darzustellen, wie sie geschaut sind, ist eine „Traumes-Leidenschaft", ist ein künstlerischer Rausch. Und dem Lyriker objectivirt sich in seiner Trunkenheit und mystischen Selbstentäußerung die Natur in gleichnißartigen Traumbildern.

Der Traumkünstler arbeitet mit weit größerem Bewußtsein, während dem Rauschkünstler oft auch jenes fein durchschimmernde Gefühl des schönen Scheines verloren geht und er „des Gottes voll" das „pati deum" in vollem Maße an sich erleiden muß. Oft erst nach geschehener Production bemerkt er selber ihre echte Schönheit. Das Moment der Selbstvergessenheit, der fast vollständigen Aufhebung des Ich zeigt die Kunstwelt des Rausches als die ursprünglichere, das beweist auch ihr mächtiger epidemischer Charakter, welcher von dem Künstler und seinem Kunstwerk auf den Zuschauer und Zuhörer übergeht und diese ebenso und oft wider Willen zwingt, an dem künstlerischen Rausche theilzunehmen. Jedes echte Kunstwerk spricht eine so unzweideutige Sprache, hat etwas von dem „holden Wahnsinn" der Alten in seinem Antlitz, daß es auch dem Laien in der Kunst mehr oder weniger klar wird, ob ein Werk aus echter Inspiration und aus einem Gusse entstanden, oder ob es aus mühsamer ästhetischer Mosaikarbeit zusammengesetzt ist.

Ganz besonders den Alten galt die Kunstwelt des Rausches als die dichterische. Plato und Aristoteles reden davon als von einer Art Wahnsinn, dem Bewußtsein und Einsicht entgegengestellt werden. Plato, der sehr richtig auch den philosophischen Trieb aus der Mania hervorgehen läßt, sagt ausdrücklich, daß die Dichter ihre Schöpfungen nicht dem Wissen, sondern einer Art Naturbegabung und der Begeisterung verdanken; daher auch poeta vates.

Aeschylos wurde der Genosse des Dionysos genannt, vom Wein berauscht habe er sich selbst unbewußt gedichtet. Homer sagt: Od. I, 345 ff.:

Nicht die Sänger sind deß (des Gesanges) zu beschuldigen, sondern allein Zeus,
Welcher die Meister der Kunst nach seinem Gefallen begeistert,

und noch zu Ciceros Zeit hieß dichterische Begeisterung furor poeticus.

Unsre reflectirende Zeit, welche in ihrem gedankenblassen, leidenschaftdurchfurchten Antlitz, wie Faust, die Spuren des Durchgangs durch die Hölle trägt, ist nicht wie die harmonische Antike geneigt, willenlos und freudig sich der Natur hinzugeben; „der Verstand, der unglückselige Verstand" klagt der Dichter Kleist, und es ist kein Zweifel, daß die einseitigere verstandesmäßigere Erziehung und der neue ungeheure Stoff, den Wissenschaft und Leben unsrer Zeit gebracht, der mehr naiven bewußtlosen künstlerischen Production im Sinne der Antike sehr geschadet haben. Wir haben auch in der That neben den Werken der Traumkraft eine bewußte Verstandesdichtung bekommen, welche statt Anschauungen und Visionen, Reflexionen und Rhetorik bringt, eine Verstandesdichtung, welche zum Theil den Aesthetiker, den Musiker und vielleicht auch den Denker befriedigen, aber ihn nur selten begeistern und berauschen wird. Und doch haben wir darin ein naturgemäßes Stadium der Entwickelung zu sehen. Demselben Gegensatze — der Reflexion und ihren abstracten Gedanken, und der Intuition und ihren concreten Bildern — begegnen wir schon im Alterthum in dem Sokratiker Euripides und dem Dyonysier Aeschylos. Unsere zeitgenössische Kunst hat nun aber die Aufgabe, den gewaltigen abstracten Gedankenschatz der Jahrhunderte durch intuitive Anschauungen zu verklären. Platen vermochte dies nicht, denn seine Traumkraft war gering. Er gibt größtentheils die Reflexion als solche, aber sein schönheitstrunkener echter Poetensinn rettete sie wenigstens in die von antiker Klarheit durchleuchtete marmorschöne Form. Hebbel besaß eine bemerkenswerthe Traumkraft, aber sie war, wie er selbst sagt, ein Fiebertraum. Daher das Krankhafte in seiner Anschauung, welche trotz ihrer großen Kraft und des Dichters bedeutendem Kunstverstande es nicht dahin brachte, die überall mit abstracter Frechheit fast krampfhaft sich eindrängende Reflexion zu verscheuchen. Dagegen erscheint als ein Dichter von enormer Traumkraft und von geradezu antiker Klarheit und Plastik, nur durch eine seltsame Disharmonie der Seele an der vollen Entfaltung seiner bahnbrechenden Größe gehindert, der unglückliche Dichter Heinrich von Kleist. In seinem Drama Prinz Friedrich von Homburg hat er uns ein vorzügliches Muster hinterlassen, wie zeitgenössische Ideen und geschichtliche Charaktere in visionären Anschauungen dichterisch zu verklären sind.

Die Gabe der Intuition beschränkt sich nicht auf die Künstler, sondern ist das Merkmal des Genies überhaupt. Alle großen Denker haben sie in hohem Maße besessen. Ja nur den Schlußstein legt, und die Apotheose des Bildungsgebäudes vollzieht der künstlerische Genius, während die Denker, welche die Grundsteine fügten, längst entschlafen sind; vor Shakespeare lebte Bacon und lange vor dem noch kommenden Dichter des kategorischen Imperatifs hat Kant gelebt, gelehrt und die Geister der Nachkommen befruchtet.

Marroco, das Land und die Leute.*)

Die jüngst erst zu Madrid abgehaltene Conferenz von Vertretern der Mächte, deren Zweck es war, gewisse internationale Beziehungen zwischen dem Kaiserreich Marokko und ihnen definitiv zu regeln und die Gründe gegenseitiger Beschwerden aus der Welt zu schaffen, hat wieder einmal „die Blicke Europas" auf jenes Land und seine Zustände gelenkt, das, dem Südwesten unseres Continents so nahe benachbart, wie ein lebendiger Anachronismus, wie ein Petrefact aus fern hinter uns liegenden Jahrhunderten, in die Gegenwart hinein ragt. Sehr gelegen kommt gerade in solchem Moment ein Werk wie das genannte, das es sich zur Aufgabe stellt, auf Grund eigener ruhiger Beobachtung und Forschung uns gründlicher, als es bisher geschehen, über die „allgemeinen geographischen und ethnographischen Verhältnisse, über die Verfassung, die Städte, das Land, die Bewohner, die Handelsbeziehungen, Produkte, politischen Verhältnisse, die Europäer in Marokko und ihre Vertreter daselbst" zu unterrichten. Eine im Ganzen fünf Monate dauernde Reise, theils zur See längs der Nord- und Westküste des Reiches bis zu der tief im Süden gelegenen Stadt Saffi, und von hier aus zu Lande nach der selten von Europäern betretenen Hauptstadt

*) Aus neuster eigner Anschauung geschildert von Adolph von Conring, Oberstl. a. D. Berlin 1880, Verlag von Gustav Hempel. Der Verf. schreibt den Namen in dieser ungewohnten Weise, doch behalten wir den altherkömmlichen bei.

Digitized by Google

Marokko, wie der Verkehr mit zahlreichen Einwohnern oder sonst mit den Verhältnissen bekannten Personen hat, nächst dem Studium englischer, französischer und spanischer Werke über dieselben Gegenstände, dem Verfasser zu diesen Kenntnissen verholfen. Befremdend ist es, daß er im Vorwort bemerkt, „in der deutschen Literatur finde sich, seines Wissens, gar kein Werk über die hier einschlägigen Verhältnisse". Sollte ihm das berühmte Buch unsers Gerhard Rohlfs über Marokko wirklich entgangen sein, des Forschers, der mit einer Kühnheit und einem wissenschaftlichen Opfermuth ohne Gleichen in der, unter unerhörten Schwierigkeiten durchgeführten, Maske eines orthodoxen Muselmannes das Land durchwandert, seine Natur und sein Volk kennen gelernt hat, wie kein anderer Europäer vor und nach ihm?

Was Herrn v. Conring nach Marokko führte, waren zunächst keine wissenschaftlichen Motive. Es war, wie er es etwas allgemein und verschleiert ausdrückt, „der ehrenvolle Auftrag eines der ersten deutschen Industriellen — der sich stets dort, wo es sich um die Förderung der einheimischen Interessen handelt, in hochherziger Weise geopfert hat, die industriellen und commerciellen Verhältnisse in Marokko an Ort und Stelle zu untersuchen. Hierdurch sollte die Einleitung vortheilhafter Handelsverbindungen mit jenem wenig bekannten Reiche vorbereitet werden."

Dieser große deutsche Industrielle, welchen der Verfasser nicht nennt, ist, so viel ich weiß, Niemand anders als der berühmte „Kanonenkönig" von Essen, Geheimer Rath Krupp. In klaren Worten ausgedrückt handelte es sich doch wohl bei der Mission des Herrn von Conring hauptsächlich darum, den Sultan zu dem wünschenswerthen Entschluß zu bestimmen, die Geschütze, deren er für sein Heer wie für die Armirung seiner Hafenforts bedurfte, von Krupp zu beziehen, statt — von Armstrong. Zu diesem Zweck mußte der allmächtige Reichskanzler Marokkos Sidi Musa, der seinen Herrn vollständig in der Hand hat, bearbeitet werden, Herr v. Conring hat das sicher nach besten Kräften gethan, wie er es — freilich ohne den Zweck und Gegenstand seiner Verhandlungen auch nur anzudeuten — in dem betreffenden Kapitel seines Werkes lebendig schildert. Aber wie Jeder ihm voraussagen konnte, der die marokkanischen Verhältnisse kennt — vergeblich. War doch, wie auch er mit Ingrimm constatiren mußte, der im Januar 1879 verstorbene Sidi Musa durchaus beherrscht von dem in Marokko allmächtigen englischen Gesandten Sir Drummond Hay. Und daß dieser es nicht dulden mochte, englischen Geschützfabrikanten durch deutsche Concurrenz machen und ihnen die fette Beute aus den Krallen winden zu lassen, erscheint ziemlich selbstverständlich. Die Erbitterung, welche das vollständige Fehlschlagen einer mit großen Hoffnungen und begründetem, sicherem Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit begonnenen Unternehmung, nothwendig erzeugen muß, gibt dem ganzen Buch seinen Grundton. So harte Beschuldigungen, wie Herr v. Conring sie z. B. gegen den Vertreter Deutschlands in Marokko, den Ministerresidenten Th. Weber in Tanger ausspricht, „er sei zu alt für seinen Posten" und „ganz und gar in den Händen eines Mannes wie der englische Minister", sind doch wohl vorzugsweise auf die Verstimmung darüber zurückzuführen, daß auch Dr. Weber dem Verfasser nicht zum Gelingen seiner Mission verholfen habe. Ich glaube, das Auswärtige Amt in Berlin, welches diesen seit so lange im Orient trefflich bewährten Vertreter des Reichs mit seinem vollen Vertrauen beehrt, wird gewichtigere Gründe dafür haben, als Herr v. Conring sie in den fünf Monaten seiner Reisedauer für jene Anklage zu gewinnen vermochte. Der Verfasser gibt sich durchaus als Mann der Praxis. Er erklärt von vorne herein, daß er „kaum Anspruch auf schriftstellerisches Talent macht, sondern sich einer einfachen, leicht verständlichen Sprache befleißigt". So verzichtet auch die Composition des ganzen Buches auf künstlerische Einheit und Abrundung. Die geographischen, statistischen, ethnographischen und historischen Darstellungen, deren größter Theil aus englischen und spanischen Quellen entnommen sein dürfte, laufen neben den Schilderungen persönlicher Reiseerlebnisse und selbstbeobachteter Gegenden, Menschen und Zustände her; und beide Partien haben im Ton und in der Haltung kaum etwas mit einander gemein. Die ersteren sind trocken, sachgemäß, nüchtern und lehrreich. Die letzteren in ihrer Knappheit sehr lebendig, anschaulich, den Charakter aufs genaueste treffend. Gerade die Freiheit von allem jenem Ballast von Redensarten und kunstvoller Ausdrucksweise, wozu das schriftstellerische Talent und die schriftstellerische Absicht gewöhnlich verführen, gibt diesen Kapiteln ihre prächtige Frische und Originalität. Durch alle diese Partien des Buches geht ein Zug von energischer Männlichkeit. Die tiefe Verachtung und den Haß gegen alle Niedertracht, Erbärmlichkeit, physische und moralische Scheußlichkeit, die er in den marokkanischen Zuständen berghoch angehäuft findet, spricht Herr v. Conring mit einer wahrhaft erquicklichen Derbheit und völlig undiplomatischen Unverhülltheit aus. Er ist ein scharfer Menschenkenner und seine Porträts sind oft Meisterwerke der Zeichnung. Da ich viele Originale nicht weniger genau aus eigener Anschauung kenne, so bin ich in der Lage, das zu beurtheilen. Abu Bakr, der Ceremonienmeister des Sultans, Si Bangasch, der sogenannte „Minister des Auswärtigen" in Tanger, Si Musa, der Reichskanzler, sind vollendet getroffen. Si Tibi, den von Berlin zurückgekehrten Gesandten, der unseren hiesigen Mitbürgern durch die Drapirung seiner weißen Gewänder und durch seinen ehrwürdigen weißen Bart so sehr imponirt hat, Herrn v. Conrings Reisebegleiter auf deren Fahrt von Tanger nach Safi und auf dem Ritt von dort nach Marokko, habe ich nicht persönlich kennen gelernt, da ich während seiner Berliner Mission nicht hier anwesend war. Aber jeder Zug seines Porträts trägt das Gepräge der Wahrheit, freilich der denkbar eingeschränktesten. In deren nackten Ausdruck ist der Verfasser groß, gleichviel ob es sich um Mauren oder um Europäer handelt. Er entwirft z. B. bei der Schilderung jeder marokkanischen Stadt auch die Charakterbilder der hervorragendsten maurischen, christlichen und jüdischen Persönlichkeiten. Da sind denn Bezeichnungen wie: „Privatim ein abgefeimter Schurke", „würde in jedem andern Lande mit Zuchthaus bestraft sein", „dieser Halunke", häufig wie Brombeeren. Da diese Urtheile durch einen sehr achtungswerthen Abscheu gegen die Unmenschlichkeiten und Infamien eingegeben wurden, die von den betreffenden Persönlichkeiten begangen worden sind, so kann jeder ehrliche anständige Mensch die Schärfe des Ausdrucks und die darin liegende rückhaltlose Verdammung nur billigen. Anders steht es um die völlig überflüssigen Mittheilungen, welche der Verfasser über manche Privatpersönlichkeiten und Privatverhältnisse in der europäisch-amerikanischen Colonie zu Tanger macht, Mittheilungen, die schlechterdings nicht durch den Zweck des Buches zu rechtfertigen sind. Es gewährt keinen guten Eindruck, wenn Jemand, der in der Fremde in Familien eine gastfreundliche Aufnahme gefunden, die Bekanntschaft hübscher und liebenswürdiger Damen gemacht hat, später in einem Buch, das gerechten Anspruch darauf erheben darf, ein ernstes, lehrhaftes Werk zu sein, den kleinen hämischen Klatsch, den er sich über diese zuwispern ließ, vor aller Welt auskramt und breit tritt. Was hat „die Lästersucht, die beißende, spöttische Zunge der Madame Eckhart", der Gattin des in Tanger lebenden talentvollen belgischen Malers, und die angebliche intime Beziehung der Dame zum früheren französischen Gesandten Mr. d'Aquin mit der Aufgabe dieses Werkes gemein, daß darin öffentlich von dem Verfasser darüber gesprochen werden mußte? Was nöthigt ihn, von dem „Skelett im Hause" Prodicaris, von den periodischen Krampfanfällen der prächtigen Frau zu reden, und sich zum Verbreiter des Gerüchtes zu machen, daß sie ihrem Gatten nicht angetraut sei!? Ist das loyal Herr Oberstlieutenant, so hinterher über Familien — und zumal über Damen! — zu schreiben, von denen Sie zweifellos eben so freimüthig wohlwollend empfangen worden sind und die Ihnen den Aufenthalt in Tanger eben so verschönert und erheitert haben werden, wie ein Jahr vorher dem Unterzeichneten und jedem Mitgliede der deutschen Ambassade nach Fez?

Aber solche weniger erfreuliche Eigenheiten des Buches können seinen Werth nicht mindern, als eins der besten und nach der politischen Seite hin erschöpfendsten Werke, die über Marokko geschrieben sind. Der diplomatische Rattenkönig zu

Digitized by Google

Tanger, dessen Dasein und Leben diese Hafenstadt zu einem in seiner Art ganz einzigen Ort unter allen existirenden macht, ist in seinem intriguenvollen Getriebe gewiß noch nie zuvor mit so unbarmherziger Klarheit beleuchtet und dargestellt worden, wie durch den Verfasser. Und zwar ebenso nach der Seite des von den Mächten ausgehenden politischen Betreibens, wie des persönlichen und privaten ihrer Vertreter. In der Schilderung und Verurtheilung der politischen Zustände und Personen des Maurenreichs selbst, gibt er Rohlfs nichts nach. Für die Darstellung und Brandmarkung der Grausamkeit, Habsucht, Tücke, fanatischen Stupidität, Heuchelei, Hohlheit und Rohheit aller Machthaber, für den Zustand der innern Verwesung und Auflösung des ganzen Reichs, findet er eine Sprache von schonungsloser Schneidigkeit. Jedes Wort ist an seinem Platz, und keins zu wenig oder zu viel. Auffälligerweise berührt der Verfasser, trotzdem ihm als Offizier dieses Thema doch vor Vielem interessiren müßte, die militärischen Zustände und Einrichtungen nur sehr obenhin. Von dem so merkwürdigen Institut der Lehnsreiterei, der „Maghazenies", und von der Negergarde erfährt der Leser nichts, von den Asoars nur sehr wenig aus diesem, über die natürlichen und die commerziellen Verhältnisse so ausführlichen und lehrreichen Werke. Ein paar Widersprüche möchte ich noch gegen nebensächliche Behauptungen des Verfassers erheben: der Sultan ertheilte Audienzen nur zu Pferde, versichert er. Uns hat er eben so gut auf dem Lehnsessel sitzend wie im Sattel empfangen. „Jeder irgend voluminöse Brief ohne eingeschrieben zu sein verschwindet meistens; ebenso auch die aus Europa eintreffenden, welche denselben Weg genommen haben." Wir konnten unsere Briefe während der Reise nach Fez immer nur dem halbnackten, zu Fuß laufenden mauriſchen Courir anvertrauen und in die Tasche geben; und doch ist nur ein einziger dieser sehr voluminösen verschwunden, wie denn auch jeder aus Europa an uns gesendete eingetroffen ist. Warum Herr v. Conring immer den türkischen Titel „Pascha" für die betreffenden Würdenträger braucht, sehe ich nicht ein, da dieselben in ganz Marokko statt dessen „Amil" genannt werden. Das Kapitel XIX des inhaltvollen Buches wäre unsern Machthabern und ihren Berathern dringend zur Lecture und zur Beherzigung zu empfehlen. Der Verfasser zieht darin das Resultat seiner Studien, Erfahrungen und Beobachtungen in Marokko. Die Zersetzung des Reiches ist unaufhaltsam. Warum regt sich nicht endlich der ehemals so kräftige deutsche Unternehmungsgeist, um, wie es die Engländer und Franzosen auf so vielen Punkten der Erde gethan, unsern Vortheil aus dieser Machtlosigkeit zu ziehen, und so mitzuwirken, daß die erbärmliche Wirthschaft, welche unter dem Namen Marokkanisches Reich bekannt ist, aufhöre, und endlich auch unser Reich festen Fuß fasse am Mittelländischen Meer? Herr v. Conring ist, wie mancher Andere auch, dort zu der Ueberzeugung gelangt, daß „die einzige Nation, welche dazu berufen ist, auf dem nordwestlichen Theil des afrikanischen Festlandes eine Rolle zu spielen, Deutschland ist. Indessen, wohlverstanden im Verein mit Spanien."

Für dies Bündniß zu dem Zwecke einer kräftigen Colonialpolitik in Marokko plaidirt der Verfasser mit so viel Ueberzeugungswärme als Kraft und Geschick. Ach, er hatte, als er es that, noch nicht den glorreichen Sieg der „freisinnigen Parteien" im Reichstag über die Regierung in der Samoaangelegenheit erlebt! Er rechnet ohne die Weisheit jener Vertreter des deutschen Volks, der treuen Wächter über den „Pfennig in der Tasche des deutschen Steuerzahlers", welche es nicht dulden, daß um so fern liegender Interessen willen wie überseeische Colonien, wie die Ausbreitung der deutschen Macht über wilde und fruchtbare Gebiete, Opfer bis zur schwindelnden Höhe einer möglichen Garantie von 100,000 Thalern im Jahr! von dem großen Reich deutscher Nation gebracht werden. Wie würde der Reichstag einer Regierung erst begegnen, die es unternehmen wollte, mit dem Project marokkanischer Annexionen und der Forderung der Mittel dazu, gegenüber zu treten! — Vorläufig sind das schöne Träume. Aber unsre Nation hat in diesem Jahrhundert schon phantastischer scheinende geträumt und wir haben sie Wirklichkeit werden sehen. So mögen sich einst auch die hier ausgesprochenen noch realisiren. Wenn das aber einmal geschehen sollte, so wird Herr v. Conring sich sagen können, daß er mit diesem Buch kräftig mitgewirkt habe, die Meinung seines Volks dafür zu gewinnen.

Ich erwähne zum Schluß dieser Besprechung, daß dem vorzüglich ausgestatteten Werk ein vom Verfasser selbst aufgenommener Plan der Stadt Marokko und eine gute Karte des ganzen Sultanates beigegeben ist.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Verzeichniß der Werke lebender Künstler auf der LIV. Ausstellung der K. Akademie der Künste zu Berlin. Mit 187 Illustrationen in Facsimile-Reproductionen nach den Originalzeichnungen der Künstler. 8. Berlin 1880, Verlag von Rud. Schuster.

Während in Paris und London schon seit einer Reihe von Jahren die Kataloge zu den großen Kunstausstellungen die hervorragenderen der ausgestellten Werke nach den Originalzeichnungen der Künstler in Abbildungen brachten, behalf man sich in Berlin bisher mit einem einfachen Nachschlagebuch, das man am Eingang der Ausstellung kaufte, und, nachdem es seinen Dienst gethan, achtlos bei Seite legte.

In diesem Jahre hat nun — auf Veranlassung der K. Akademie der Künste — die Verlagshandlung von Rud. Schuster auch hier neben dem gewöhnlichen einen illustrirten Katalog veröffentlicht, der außer dem bisherigen Material — Chronik der Akademie, vollständige Aufzählung aller ausgestellten Werke — eine große Anzahl der Oelbilder, Zeichnungen, Aquarellen und Bildhauerwerke in zum Theil schon recht gelungenen phototypischen Facsimile-Reproductionen von Zeichnungen der Schöpfer der Originale enthält.

Der Katalog will „durch seine Abbildungen ein Anhalt sein für die Erinnerung an die geschauten Kunstwerke, er will Fernweilenden einen Begriff geben von der Composition derselben, besser als alle Beschreibung vermag".

Noch ist die Auswahl der Zeichnungen nicht immer eine glückliche, mit den Jahren aber, wenn der hübsche Gedanke sich in Künstlerkreisen mehr eingebürgert haben wird, werden diese schön ausgestatteten Bändchen den besten Anhalt zu einer Geschichte der deutschen Kunst der Gegenwart bieten und eine Zierde jeder Bibliothek sein.

Ueber die Ausstellung selbst werden wir in gewohnter Weise eingehend berichten.

Offene Briefe und Antworten.

An Dr. Klauwell, Professor am Kölner Conservatorium.

Saßnitz auf der Insel Rügen.

„Also aus Rom schickten Sie einen Beitrag zum Dombau? Wie verhält es sich damit?" So frugen Sie mich, werther Freund, als ich im Begriffe war hierher zu reisen, da die Kölner Zeitung jenes sonderbare Factum erwähnt hatte. Ich versprach Ihnen von hier aus Aufklärung; da aber mein Bericht Mancherlei berührt, was an längst verschwundene Verhältnisse und Zeitströmungen erinnert, will ich ihn nur gleich drucken lassen, in der Hoffnung, daß er hier und da einen Leser finden werde, der ihm einige vergangenheitliche Theilnahme schenken mag.

Wir brachten den Winter 1841—42 in Rom zu, den ersten unserer jungen Ehe — es war eine schöne Zeit. Mannichfachste Berührungen mit der dortigen Künstlerwelt, das lebhafteste Interesse an den dortigen Kunstwerken, geselliges Treiben jeder Art, ernstere Studien daneben! — man lebte in einem bewußten herrlichen Rausche. Daß die Musik eine hervorragende Rolle dabei spielte, ist selbstverständlich. Unsere Mittel waren freilich beschränkt; meine Frau und ein paar talentvolle Dilettanten besorgten den vocalen, ich vertrat den instrumentalen Theil.

Digitized by Google

Glücklicherweise ward mir die Ehre, von einem Männergesangverein, der aus deutschen Künstlern zusammengesetzt war, zum Dirigenten gewählt zu werden. Die allzukleine Liste dieser lieben Ehrenmänner darf hier nicht fehlen. Es waren die Herren: E. L. Kloß aus Berlin, C. Müller aus Darmstadt, C. F. Holbeck aus Kopenhagen, Ed. Ihlée aus Hessen-Kassel, Carl Werner aus Weimar, Wilhelm Dürr aus Villingen, Julius Elsassen aus Berlin, Jos. Settegast aus Coblenz, Theod. Petschke aus Berlin, Franz Ittenbach aus Königswinter, Carl Küchler aus Taubenheim, Rob. Salemann aus Reval. Mit größter Gewissenhaftigkeit wurde allwöchentlich ein Abend ernstem Studiren gewidmet und bei den musikalischen Matinéen, die bei uns von Zeit zu Zeit stattfanden, hatten die deutschen Chorlieder großen Erfolg.

Auch heutigen Tages ist es die Augsburger Allgemeine Zeitung, die im Süden den reisenden Deutschen mit dem Vaterlande in Verbindung hält — wie viel mehr noch war dies zu jener Zeit der Fall! Mit leidenschaftlichem Ungestüm fiel man im Café greco über jedes neu ankommende Exemplar her, und die Anschauungen des so vortrefflich geleiteten Blattes, namentlich die in den Beilagen enthaltenen, galten als Orakelsprüche. Nun hatte König Friedrich Wilhelm der Vierte, dessen Regierungsantritt so frohe Hoffnungen erregte, den Fortbau des Kölner Domes unter seinen Schutz genommen, und die Vollendung des hohen Kunstwerkes wurde nicht nur um seines selbstwillen, sondern namentlich als Symbol deutscher Einheit und Einigkeit gerade auch von der Augsburgerin mit Enthusiasmus gepredigt. Ihre Worte wirkten zündend bei uns, auch wir wollten etwas thun, um wenigstens unseren guten Willen zu zeigen.

Ich besprach die Sache mit dem damaligen preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe, dem Herrn von Buch, einem unendlich milden, wohlmeinenden Manne. Er sowohl, wie seine wunderschöne anmuthsvolle Gemahlin (die jetzige Fürstin Hatzfeld) hatten uns mit großem Wohlwollen empfangen und gaben uns fortwährend Beweise ihrer freundlichsten Gesinnung. Unser Plan war ein Concert zu geben, dessen Ertrag dem Kölner Dom zugehen sollte, und obschon die Sache dem größten Theil der in Rom versammelten oder ansässigen Gesellschaft sehr fern lag, zeigte sich der Gesandte damit einverstanden und versprach seinerseits sein Bestes dafür zu thun.

Weniger Aufmunterung fand ich bei meinem musikgelehrten Gönner, Abbate Baini, dem berühmten Leiter der päpstlichen Kapelle. Er hatte mich immer schon ermuntert, seiner Heiligkeit etwas zuzueignen, wobei er mir das Beispiel Donizettis vorhielt. Als ich ihm nun von dem Concert für den Dom in Colonia sprach, schüttelte er sehr bedenklich das Haupt und meinte, es wäre doch viel natürlicher, wenn wir in Rom zum Besten des Prachtbaues in S. Paolo musicirten — Sua Santità werde das gewiß auch dankbar anerkennen. Von der Beförderung der deutschen Einheit konnte ich ihm nicht wohl sprechen.

Mein kleiner Männergesangverein aber war ganz Feuer und Flamme und wir hielten Probe über Probe. Um meine musikalischen Mittel zu vereinigen, schrieb ich einige Quintetten für eine Sopranstimme mit Männerchor; sie sind seit jener Zeit, namentlich am Rhein viel gesungen worden. Den Saal irgend eines großen öffentlichen Gebäudes zu erlangen war nicht so leicht; ich erinnere mich einiger Besuche beim Governatore und vielfacher Berührungen mit der Polizei. Der Verkauf der Eintrittskarten ging jedoch glänzend von statten. Die deutschen Gesandtschaften interessirten sich nicht minder dafür, als der große Kreis aus aller Herren Länder, der sich von Zeit zu Zeit bei uns zu versammeln pflegte.

Hierbei muß ich dankbar eines der liebenswürdigsten Fürsten gedenken, der sich auch inmitten unserer intimen Künstlerwelt wohl gefiel, des Prinzen Friedrich von Preußen, dem ich später in Düsseldorf wieder zu begegnen das Glück hatte. Er ließ die ungeberdigsten Expectorationen junger deutscher und französischer Maler mit der humansten Gelassenheit, ja mit Wohlgefallen über sich ergehen und genoß den römischen Carneval mit der unbefangenen Heiterkeit eines Jünglings.

Am 16. März 1842 hatte das Concert stattgefunden. Es war übermäßig besucht, man hatte mehr Billets verkauft, als der Saal Personen aufnehmen konnte. Auch ein Orchester hatte ich zusammengebracht, welches die Ouverture zur Zauberflöte, zum erstenmal seit den Zeiten des Romulus, in der heiligen Stadt erklingen ließ. Reichlicher Beifall ward Allem und Jedem zu Theil. Eines der Quintetten mußte wiederholt werden, es fing mit den Worten an: „Die Fenster auf, die Herzen auf" und blieb den Italienern eine Weile als der Canzon della finestra im Gedächtniß. Einen jungen römischen Architekten muß ich auch noch als Mitwirkenden nennen, einer der schönsten Männer und einer der geschmackvollsten Sänger, Ciabatta, der später umsattelte und in London als Gesanglehrer eine erfolgreiche Laufbahn begann. Die Einnahme war nicht unbedeutend, sie betrug 700 bis 800 römische Thaler, die ich dem berühmtesten Manne Kölns zusandte, Herrn J. M. Farina, gegenüber dem Jülichsplatze; ich ahnte nicht, daß ich 8 Jahre später einen Freund und Förderer in meiner neuen Heimat in ihm finden sollte.

Seitdem hat man in mehr oder weniger harmonischer Weise den Kölner Dom und die deutsche Einheit zu Stande gebracht; sie bedürfen allerdings noch einiger Ausbesserungen, indeß, wir haben den Baumeister Voigtel und den Fürsten Bismarck, und das hell leuchtende Gestirn der Hohenzollern wird auch fernerhin seine wohlthätigen Strahlen weder dem einen noch der andern entziehen.

27. August 1880. Ferdinand Hiller.

* * *

Ein bekannter Schauspieler in Süddeutschland trägt uns folgenden Fall vor: In einem wenig appetitlichen Lokalblatte, das sich auch viel mit Theaterklatsch befaßt, werden im Briefkasten auf offenbar fingirte Anfragen Antworten ertheilt, die, rein menschlich und sittlich betrachtet, unzweifelhaft als Erpressungen aufzufassen sind. Da werden z. B. ungeduldige Leser mit der Versicherung getröstet, daß die pikante Geschichte von der jugendlichen Sängerin oder Liebhaberin X. X. und deren eigenthümliche Beziehungen zu Herrn Z. „in einer der nächsten Nummern" veröffentlicht werden sollen. Was das zu bedeuten hat, liegt auf der Hand. Die betreffende Künstlerin soll dem artigen Redacteur einen Besuch machen und sich mit ihm abfinden. Geschieht dies nicht, so wird sie eben compromittirt werden. Ob aber die Gerichte in diesen zweideutigen Androhungen, in diesem ersten Knacken des Revolvers schon den Thatbestand der Erpressung finden werden, ist uns zweifelhaft; indessen der Versuch, einen solchen Burschen zur Verantwortung zu ziehen, sollte gewagt werden. Das Vorleben dieser Leute und die gegenwärtige Wirksamkeit derselben pflegen ja zu genügen, um dem Richter den richtigen Begriff von den wahren Verhältnissen zu geben, und da wäre doch eine Bestrafung möglich. Wenn uns der Fall schärfer präcisirt würde, so würde vielleicht einer unsrer juristischen Freunde eine bestimmtere Antwort geben können.

Cl. in Ibbenbüren. Ob das „Oberammergauer Passionsspiel", das wir gebracht haben, authentisch ist? Wenn Sie damit fragen wollen, ob das in der „Gegenwart" veröffentlichte „Im Paradeisgärtle" in Oberammergau selbst zur Aufführung kommt, so haben wir diese Frage zu verneinen. Der Dichter, Rustico-campius — Sie werden diesen Eigennamen ohne Schwierigkeit mit „Bauernfeld" übersetzt haben — hat offenbar nur zeigen wollen, in welchem Geiste und in welcher Form die Oberammergauer Passionsspiele verfaßt sein sollten.

X. X. in Cassel. Besten Dank für die Uebersendung der Gedichte „Rosen und Dornen" von Otto Händler (Kassel bei Claunig, 1880). Die Gedichte sind doch sehr formgewandt und zum Theil recht scherzhaft. Absonderlichkeiten kommen ja fast in allen poetischen Werken vor, und wenn Sie ein Freund von solchen Dingen sind, dann lesen Sie das Gedicht auf Seite 13:

Ich rief ihren Namen wohl in den Wald:
O liebes, süßes Thereſel!
Und Antwort gab nur das Echo mir,
Und kläglich klang es wie: „Eſel!"

B. in Hamburg. Darauf auch nur ein Wort zu erwidern, sich in eine Polemik einzulassen? — Das wäre ja gerade, was der Betreffende wünscht. Ihr Epigramm ist sehr freundlich in der Gesinnung und sehr hübsch in der Form, aber Sie erweisen dem Betreffenden wirklich zu viel Ehre.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **C. A. Schwetschke & Sohn** (M. Bruhn) in **Braunschweig.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Fünfter Band.

Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts.
Erste Abtheilung.
Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I.
Preis 8 *M.* 60 *Pf.*

Schönstes Festgeschenk!

Prachtwerk ersten Ranges!

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Im unterzeichneten Verlage erschien:
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

ZUR

POLITISCHEN GESCHICHTE ISLANDS.

GESAMMELTE AUFSÄTZE
VON
KONRAD MAURER.
O. Ö. PROFESSOR DER NORDISCHEN RECHTSGESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT ZU MÜNCHEN.

gr. 8. 20 Bogen. Preis eleg. brosch. *M.* 6.—

Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer) in **Leipzig.**

Elegante u. solide

BUCH-EINBÄNDE

Specialität:

Halbfranzbände

Liebhaber-Band (Elzevir)

(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)

Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*

Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung

Carl Fraenkel

BERLIN, W.

Französische Str. 33d.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Lehrbücher des Deutschen Reichsrechtes.

Der

Reichs-Civilproceß

von

Dr. Hermann Fitting,
ordentl. Professor der Rechte zu Halle.

Fünfte Auflage.

(Unveränderter Abdruck der vierten neu bearbeiteten Auflage.)

In Leinen gebunden. 8. *M.* 4.50.

Das Staatsrecht des deutschen Reiches

von

Dr. Philipp Zorn,
ordentl. Professor der Rechte in Königsberg.

Erster Band: Das Verfassungs- u. Militärrecht.

In Leinen gebunden. 8. *M.* 6.—

In diesem Lehrbuche hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den so umfangreichen Stoff des Reichsstaatsrechtes in möglichst gedrängter Kürze zur Darstellung zu bringen; der Zweck, welchen er dabei im Auge hatte, war kein politisch-historischer, sondern lediglich ein juristischer; nichtsdestoweniger dürfte gerade dieses Lehrbuch des Staatsrechtes durch die Knappheit und Präcision in der Behandlung des weitschichtigen Stoffes auch bei Nichtjuristen hervorragende Beachtung finden. Die constitutionelle Natur unserer modernen Staaten verlangt gerade auf dem Gebiete des Staatsrechtes so vielfach die Mitwirkung von Nichtjuristen, daß Alle, die am staatlichen Leben irgendwie positiven Antheil zu nehmen berufen sind, die Pflicht haben, sich über die Grundzüge des Staatsrechtes zu orientiren. Und dazu dürfte kein Werk mehr geeignet sein, als das vorliegende.

Der zweite Band, welcher sich in Vorbereitung befindet, soll das Verwaltungsrecht im engeren Sinne, das Gerichtsverfassungsrecht, das Finanzrecht und endlich eine umfassende systematische Darstellung der Rechtsbeziehungen des Reiches zu auswärtigen Staaten enthalten.

Der

Reichs-Strafproceß

von

Dr. Adolph Dochow,
ordentl. Professor der Rechte in Halle.

Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage.

In Leinen gebunden. 8. *M.* 4.50.

Das

Deutsche Reichs-Preßrecht,

unter Berücksichtigung

der Literatur und der Rechtsprechung

insbesondere

des Berliner Obertribunals und Reichsgerichtes.

Systematisch dargestellt

von

Dr. Franz Eduard von Liszt,
ordentl. Professor der Rechte in Gießen.

In Leinen gebunden. 8. *M.* 4.—

Der Verfasser hat schon durch sein vor zwei Jahren erschienenes größeres Lehrbuch des Oesterreichischen Preßrechtes den Beweis geliefert, daß er für diese Materie einer der Berufensten ist. Derselbe war bemüht, sein Thema so zu behandeln, daß demjenigen Leserkreise, den das Werk beanspruchen kann, etwas wirklich Brauchbares geboten werde. Für den Praktiker, mag er Journalist, mag er Rechtsanwalt, Richter oder Staatsanwalt sein oder irgend ein Preßgewerbe betreiben, ist das Werk in erster Linie bestimmt. Gegenüber den bereits vorhandenen systematischen Bearbeitungen des Preßrechtes oder der Kommentare zum Reichspreßgesetze hat das vorliegende Buch den Vorzug, daß dessen Verfasser in der Lage war, die Rechtsprechung auf Grund des neuen Gesetzes berücksichtigen zu können, wogegen jene zu einer Zeit erschienen sind, in welcher es eine Praxis auf Grund dieses Gesetzes noch gar nicht gab.

Herren Autoren

literarischer Erzeugnisse jeden Gebietes, welche die Drucklegung derselben selbst in die Hand zu nehmen und solche alsdann im Commissions-Verlag erscheinen zu lassen wünschen, werden von den Unterzeichneten zu diesem Behufe **ganz besonders günstige Bedingungen** geboten.

Hamburg. **Gräfius & Möller.**

Lebensgroße Portraits

(Oelfarbe oder Kreide)

liefert nach jeder eingesandten Photogr. oder Daguerreotypie das in großem Maßstabe errichtete, mit Sonnenvergrößerung arbeitende, seit 12 Jahren in Leipzig bestehende Maleratelier von **O. Krötzsch.** — Für Güte wird garantirt, Honorartabelle versandt, Vertreter im In- und Auslande gesucht.

Weihnachtsaufträge sind zu beschleunigen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele

mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den

psychischen Alienationen

von Dr. **Heinrich Spitta,**
Privatdocent d. Philosophie a. d. Universität Tübingen.
gr. 8. 294 S. Preis 5 *M.*
Verlag von **Franz Fues** in **Tübingen.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 11. September 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Secession in der nationalliberalen Partei. Von Hans Arnold. — Congresse und Conferenzen. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Eduard Hallberger. Zur Erinnerung. Von Paul Lindau. — Aus Manzoni's literarischem Leben. Von F. Eyssenhardt. — Von Bagna-Louka nach dem Lande der Zulukaffern. Von R. Waldmüller (Ed. Duboc). — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von Eugen Zabel. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Secession in der nationalliberalen Partei.

Dreiviertel Jahr dauerte die letzte parlamentarische Saison. Sie brachte Ueberraschungen mancherlei Art. Der Reichstag, der am 10. Mai geschlossen wurde, hatte unter heftigem Widerspruch der Opposition, die sich außer den sogenannten Reichsfeinden und der deutschen Fortschrittspartei auch auf einen kleinen Theil der nationalliberalen Partei erstreckte, ein neues Septennat für unser Heerwesen, die Fixirung einer erhöhten Präsenzziffer auf abermals sieben Jahre, angenommen, mit der gleichen stattlichen Mehrheit, welche, wenn auch in anderer Zusammensetzung, er seit Beginn der Legislaturperiode dem Reichskanzler für jede seiner unvorhergesehenen Anforderungen gestellt hatte. Der deutsche Reichstag, ausgezeichnet vor allen seinen Vorgängern durch Mangel an Oppositionslust, bereitete plötzlich gegen Ende der Session der Reichsregierung in Fragen, auf die sie Gewicht legte, Niederlage auf Niederlage. Die Samoavorlage ward verworfen, ein Resolut gegen das Tabaksmonopol, das „letzte Ideal" des Reichskanzlers, angenommen, — dem Versuch der preußischen Regierung, gegen den Willen Hamburgs außer der preußischen Stadt Altona einen Theil der mit ihr verwachsenen Hamburgischen Vorstadt St. Pauli dem Zollgebiete einzuverleiben, wurde durch ein unzweideutiges Votum entgegengetreten.

Größere Aufregung noch brachte die sich dem Reichstage anschließende Nachsession des preußischen Landtages, die bis zum 3. Juli, also bis in den heißen Sommer hinein dauerte. Die kirchenpolitische Vorlage des Cultusministers von Puttkamer*), von seinem Vorgänger Falk mit Entschiedenheit bekämpft, wurde in einem stark verstümmelten Rest vom Abgeordnetenhause am 28. Juni mit 206 gegen 202 Stimmen angenommen. Zur Minderheit gehörten neben dem Centrum und den Welfen und Polen die Fortschrittspartei, die mit ihren 37 Mitgliedern vollzählig auf dem Platze war, und 45 von 94 an der Abstimmung theilnehmenden Mitgliedern der 101 Köpfe zählenden nationalliberalen Fraction, während 49 derselben mit den Conservativen und Freiconservativen die ministerielle Mehrheit bildeten.

Niemand wird leugnen, daß gerade dieser Beschluß im deutschen Volke, weit über die preußischen Wahlkreise hinaus, einen tiefen Eindruck gemacht hat. Man erblickte in jener Vorlage fast allgemein einen ersten Schritt nach Canossa, einen ersten Schritt des Reichskanzlers zur Nachgibigkeit gegen die unberechtigten Forderungen der römischen Curie. Bis vor Jahresfrist war unter allen den Volksvertretern, die dem Fürsten Bismarck in seinem langjährigen Kampfe gegen Rom Beistand geleistet hatten, mochten sie ihn in politischen und wirthschaftlichen Fragen noch so lebhaft bekämpfen, niemals der Gedanke laut geworden, der „eiserne" Kanzler werde sich jemals Roms Anmaßungen beugen. Selbst die Entlassung Falks und der Ersatz desselben durch den hochconservativen Herrn von Puttkamer würde zu einer Besorgniß nicht geführt haben, wäre nicht in dem bekannten Briefe Falks vom 2. Sept. 1879 der verfängliche Satz vorgekommen: „Fürst Bismarck geht sicher nicht, um den vulgären Ausdruck zu gebrauchen, nach Canossa, wenn er es vermeiden kann." Seitdem freilich entstand, verbreitete sich und wuchs unverkennbar unter den Gegnern der Ultramontanen ein gewisses Mißtrauen, der Reichskanzler könne demnächst, wie in seinen volkswirthschaftlichen Anschauungen, so auch in seiner Stellung zu Rom eine Wandelung vollziehen. Ohne diese Stimmung, gleichviel ob sie berechtigt oder unberechtigt war, dürfte sich die nachhaltige Erregung kaum erklären lassen, mit der man im ganzen deutschen Vaterlande die Abstimmung vom 28. Juni aufgenommen hat. Die liberalen preußischen Wähler stehen anscheinend überall zu der unterlegenen Minderheit: wenigstens ist keinem einzigen nationalliberalen Abgeordneten bisher von einer Versammlung seiner Wähler eine beifällige Erklärung für seine Zustimmung zur kirchenpolitischen Vorlage zu Theil geworden.

Dessenungeachtet könnte es befremden, daß ein Zwiespalt der nationalliberalen Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses die ganze nationalliberale Partei Deutschlands, die eine Lebensdauer von über dreizehn Jahren aufzuweisen hat, aus den Fugen wirft. Hat nicht die Partei seit Jahr und Tag Meinungsverschiedenheiten von weit größerer Tragweite überwunden? Ist sie nicht bestehen geblieben, als vor einem Jahre nach der Annahme des Zolltarifs sechszehn neue Anhänger der neuen Wirthschaftspolitik Bismarcks, darunter so namhafte Männer, wie der bayrische Parlamentsjubilar Völck, der württembergische Kammerpräsident von Hölder und der Professor von Treitschke die Reichstagsfraction verließen, weil sie ihnen zu oppositionell war? Hat sie es nicht schweigend geduldet, daß einer der Begründer und bewährtesten Führer der Partei, daß Lasker zu Beginn der letzten Reichstagssession sich entschloß, dem Fractionsverbande fern zu bleiben?

Die Behandlung der kirchenpolitischen Vorlage in der Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses bot den demselben

*) Man vergleiche darüber in Nr. 28 dieser Zeitschrift die eingehende Darstellung des Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, in welcher die Motive der freiconservativen und rechtsnationalliberalen Abgeordneten, für das Gesetz zu stimmen, klar entwickelt sind.

Digitized by Google

nicht angehörenden Reichstagsabgeordneten von Forckenbeck, von Stauffenberg und Bamberger den vollgültigen Beweis, daß der entscheidende Schritt — der Austritt aus der Partei, welche längst „nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen wird, auf der allein ihre Berechtigung und ihr Einfluß beruhten" — nicht länger aufgeschoben werden dürfe, und es gelang ihnen schließlich, einen bisher eifrigen Gegner der Trennung, den Reichstags- und Landtagsabgeordneten Rickert-Danzig, für den gleichen Entschluß zu gewinnen. Nicht ohne Einfluß darauf mochte auch die Erfahrung sein, daß sich in der Bevölkerung wieder mehr und mehr eine oppositionelle Strömung zeigte, welche bei der Zerfahrenheit der Nationalliberalen lediglich der deutschen Fortschrittspartei zugut kam, indem sie ihr in Nachwahlen Reichstagssitze in Wahlkreisen verschaffte, die, wie Kassel und Lübeck, bisher aller Beziehungen zur Fortschrittspartei entbehrend, nur nationalliberale Abgeordnete gewählt, ja als festeste Burgen des gemäßigten Nationalliberalismus gegolten hatten.

Das Abschiedswort der Secessionisten an die alten Parteigenossen enthält ein Stückchen Programm, von dem die befreundete Presse rühmt, es stelle nur Grundsätze auf, die „kein Liberaler bestreiten oder verleugnen könne". Daneben wird die Nothwendigkeit betont, daß „die verwirrenden und aufreibenden Kämpfe verschiedener liberalen Fractionen" aufhören; an Stelle der Fractionen — so hoffen die Unterzeichner nach Inhalt erläuternder Erklärungen — werde eine einzige „große liberale Partei" entstehen. Die Sehnsucht nach einer Partei, welche weder in den eigenen Reihen, noch mit andern liberalen Parteien Kämpfe zu bestehen hat, ist bei Männern erklärlich, die sich so schwer und so spät von einer Partei „ohne Einheit der politischen Denkart" trennten; allein ebenso schwierig wird es sein, dieses Sehnen zu befriedigen, wie die Zusage zu halten, fortan mit den früheren Parteigenossen in Friede und Freundschaft leben zu wollen.

Bisher ist die Austrittserklärung nur von 28 Abgeordneten vollzogen worden, von dreien, die im deutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause sitzen, und von 14 Reichstags- und 11 Landtagsabgeordneten. Den 17 Reichstagsabgeordneten sind noch die in der letzten Session von der Fraction ferngebliebenen Abgg. Lasker und Schröder-Friedberg hinzuzuzählen; von einigen andern Reichstagsabgeordneten weiß man schon jetzt, daß sie sich ebenfalls der neuen Gruppe anschließen werden. Mag die Zahl der Ausgeschiedenen auch noch gering sein — die neue Gruppe enthält eine Reihe bedeutender Männer mit langer, ehrenvoller politischer Vergangenheit, Männer, deren Namen fast schon ein Programm bedeutet. Max von Forckenbeck, der Oberbürgermeister von Berlin, von 1858 bis 1873 Mitglied und von 1866 bis zur Mandatsniederlegung Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Mitglied des norddeutschen und deutschen Reichstags in allen Legislaturperioden, von 1874 bis 1878, wo er freiwillig der conservativ-clerikalen Mehrheit den Platz räumte, erster Präsident des deutschen Reichstags; Freiherr Schenk von Stauffenberg, von Anbeginn an Mitglied des Zollparlaments und des deutschen Reichstags, von 1873 bis 1875 erster Präsident der bayrischen Abgeordnetenkammer, von 1876 bis 1878 neben Forckenbeck erster Vicepräsident des deutschen Reichstags; Eduard Lasker, dessen verdienstvolle parlamentarische Thätigkeit (seit 1865) auf unzähligen Seiten der preußischen und deutschen Gesetzsammlungen zu erkennen ist; Ludwig Bamberger, der ausgezeichnete Volkswirth, unsere erste parlamentarische Autorität in Bank-, Münz- und Währungsfragen; Karl Braun, von 1848 bis 1866 Mitglied, seit 1859 bis 1866 Präsident der zweiten nassauischen Kammer, seit 1859 Präsident des Congresses deutscher Volkswirthe, seit Nassaus Annexion Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (bis 1879) und aller Reichstage.

Ob das Unternehmen dieser Männer und ihrer Genossen, die Umbildung der liberalen Parteien Deutschlands, einen nachhaltigen Erfolg erzielen wird, läßt sich erst nach den Neuwahlen zum Reichstage beurtheilen. Bis dahin werden sie in den bevorstehenden Sessionen des preußischen Landtags und des Reichstags die Berechtigung ihres Vorgehens durch die That erweisen und nach rechts und links festere Stellung nehmen können.

Die Geschichte der politischen Parteien unseres Vaterlandes, ihr Entstehen und Vergehen, ihr Wachsen und Abnehmen, insbesondere aber die Geschichte der liberalen Secessionen, aus denen die nationalliberale Partei und deren Mutter, die deutsche Fortschrittspartei hervorgegangen sind, bietet manche für mittelbar oder unmittelbar betheiligte Politiker beherzigenswerthe Analogien. Ein flüchtiger Rückblick wird dies darlegen.

Als 1849 Preußen in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, zerstob vor einer gewaltthätigen, Recht und Verfassung wenig achtenden Reaction die große altliberale Partei, welche bei der Unterdrückung der Demokratie, des linken Flügels der deutschen Liberalen, anfänglich der conservativen Regierung wirksame Beihülfe geleistet hatte. Auch die Wahlenthaltung der Demokraten war der politischen Entwickelung des Volkes hinderlich. 1856 zur Zeit der sogenannten Landrathskammern unter dem Ministerium Westfalen-Raumer stand im Abgeordnetenhause den Conservativen, die in sechs Fractionen zwei Drittel des gesammten Hauses (236 von 352 Abgeordneten) umfaßten, eine kaum über ein Sechstel der Stimmen gebietende Opposition gegenüber. Die kleinere Hälfte derselben war noch nicht einmal liberal, man könnte sie etwa als freiconservativ bezeichnen. Nur 32 Männer bildeten eine liberale Linke, ausgezeichnet durch die Tüchtigkeit ihrer Führer, von denen Graf Schwerin, Auerswald und Patow bereits 1848er Minister gewesen waren. Zwischen die Conservativen und die Opposition hatte sich eine der letzteren an Stärke fast gleichkommende katholische Fraction eingeschoben, begründet aus Besorgniß vor den feudalisirenden Bestrebungen der herrschenden Partei, wie sie vor aller Welt gekennzeichnet waren durch die Verwaltung des Oberpräsidenten der Rheinlande, des Herrn von Kleist-Retzow.

Mit einem Schlage änderten sich die parlamentarischen Machtverhältnisse, als 1858 nach Beginn der Regentschaft, fünf Tage vor den Urwahlen zum Abgeordnetenhause, durch den Regenten selbst ein Systemwechsel angekündigt wurde. Hier zeigte sich die seit 1848 regelmäßig wiederkehrende Erscheinung, daß in Preußen die conservativen Parteien in der Volksvertretung nur unter einem conservativen Ministerium Einfluß gewinnen können und daß sich die Wähler sofort von ihnen abwenden, wenn sie in die politische Opposition treten. Die bisherige conservative Mehrheit sank von 236 auf 59 in mehrere Fractionen vertheilte Mitglieder; das Ministerium der neuen Aera, zum Theil aus der kleinen äußersten Linken der Landrathskammer entnommen, hatte eine starke Mehrheit für sich; die liberale Linke kehrte als Fraction Vincke in fünffacher Stärke zurück.

Zum ersten Male hatte Preußen ein liberales Ministerium und eine liberale Abgeordnetenhausmehrheit, beide getreu den Ueberlieferungen des preußischen Liberalismus von deutschnationalen Gesinnungen erfüllt. Allein binnen zwei Jahren war „die große liberale Mehrheit des Landes" voll Unzufriedenheit mit der liberalen Parlamentsmehrheit — nicht wegen ihrer Grundsätze, sondern wegen ihres Mangels an Initiative, wegen ihrer Nachgibigkeit gegen conservative Anforderungen der Regierung. Erst in der letzten [illegible] der Legislaturperiode traten etwa ein Dutzend Männer, [illegible] noch wenig bekannte Parlamentarier, an deren Spitze [illegible]ts-anwalt von Forckenbeck und der Freiherr von Hov[illegible]us der Fraction Vincke aus. Sie bildeten, mit eini[illegible]ch Neuwahlen in das Haus gekommenen „Wilden", mit [illegible]n Taddel und den achtundvierziger Demokraten Wal[illegible]b Schulze-Delitzsch, das vielverspottete „Fractiönchen litthauen". Am Schluß der Session im Juni 1861 [illegible] sie sich in einem Aufrufe — später „Programm der [illegible]

Digitized by Google

Fortschrittspartei" genannt — an die Wähler, zugleich mit der Beschwerde, daß das Abgeordnetenhaus „den innern Schwierigkeiten sich nicht gewachsen gezeigt" habe.

Diese erste liberale Secession aus der „großen liberalen Partei" ward in dem Rechenschaftsbericht der letzteren für ganz überflüssig erklärt; das Programm enthalte nichts Neues, die Forderungen derselben seien keine anderen, als welche die constitutionelle Partei „unter aller Ungunst der Verhältnisse aufrecht erhalten habe und niemals aufgeben könne, ohne sich selbst untreu zu werden". In dem Wahlkampfe desselben Jahres vermochten die friedlichen Versicherungen der Ausgeschiedenen, welche vor Allem das einige Zusammenstehen „der großen liberalen Mehrheit des Landes" gegen die Reaction befürworteten, grimmige Befehdungen der beiden liberalen Parteien keineswegs überall zu hindern. Der Erfolg blieb den Secessionisten. Die neue Fortschrittspartei erhielt 109, das ihr verwandte linke Centrum 52 Abgeordnetensitze, während die Fraction Grabow, die in ihrer weniger entschiedenen rechten Seite als Nachfolgerin der früheren liberalen Mehrheit anzusehen war, nur 95 Mitglieder zählte. In den folgenden vier Jahren des Militärconflictes wuchsen Fortschrittspartei und linkes Centrum durch Auflösungen und Neuwahlen zu einer großen liberalen Mehrheit von 250 heran, während die Altliberalen so zusammenschmolzen, daß ihre Fractionsziffer noch unter der der secessionistischen Junglitthauer sank.

Mit dem Jahre 1866 begann ein Umschwung in der Volksstimmung. In der Wahl vom 3. Juli 1866, am Tage von Königgrätz, erhielt die entschieden liberale Mehrheit eine empfindliche Niederlage; statt 250 wurden nur 150 ihrer Anhänger in das Abgeordnetenhaus gewählt, dagegen 150 Conservative. Wenngleich in Forckenbeck ein Gründer und Führer Junglitthauens und der Fortschrittspartei den Präsidentenstuhl bestieg, so gaben doch die kleinen Fractionen der Altliberalen, Clerikalen und Polen bei Abstimmungen den Ausschlag zwischen liberal und conservativ. Die glänzenden Erfolge der Bismarck'schen Politik riefen eine stetig wachsende conservative Strömung hervor. Bald folgte eine zweite Secession. Die Mehrheit der Fortschrittspartei mit Waldeck, Hoverbeck, Virchow, Schulze-Delitzsch hatten die von der Regierung für das verfassungswidrig budgetlose Regiment geforderte Indemnität abgelehnt. Viele von der Minderheit, darunter hervorragende hochangesehene Männer, wie Forckenbeck, Twesten, Lasker, von Unruh, Michaelis, traten im November 1866 aus der Fortschrittspartei aus und vereinigten sich mit Einigen vom linken Centrum zu einer, anfänglich nur 18 Mitglieder starken „neuen Fraction der nationalen Partei". Die Trennung erfolgte in rücksichtsvoller Weise. Die neue Fraction zeigte ihre Constituirung mit der Erklärung an, sie wünsche ein freundschaftliches Verhältniß mit den beiden Fractionen, mit denen sie, als zur entschieden liberalen Partei gehörig, sich auf gemeinsamem Boden wisse. Alle drei Fractionen setzten ein gemeinschaftliches Centralcomité für die Wahlen zum constituirenden Reichstag ein. Die unerwartete Niederlage, die bei erster Anwendung des allgemeinen gleichen directen Wahlrechts die liberale Partei im alten Preußen erlitt, änderte schnell die Stellung der Secessionisten. Zu ihrer Partei, die nun den zuerst von dem hannoverschen Wahlcomité unter Bennigsens Vorsitz gewählten Namen der nationalliberalen Partei annahm, gingen im constituirenden Reichstage alle Liberale aus Hannover, Kurhessen und Nassau und fast alle aus den andern norddeutschen Staaten mit Ausnahme des Königreichs Sachsen. So wuchs sie zu 79 Mitgliedern von 297, während die Fortschrittspartei nur 19 zählte. Der Verlauf dieses Reichstags, namentlich die Nachgibigkeit der Nationalliberalen der neuen Provinzen, trieb die alten Parteigenossen weit auseinander. Freilich trat das nationalliberale Programm vom Juni 1867 nirgends in Widerspruch zu dem alten Fortschrittsprogramm, nur eine schärfere und bestimmtere Fassung der für die veränderten Zustände verwendbaren Grundsätze sollte es sein. Dennoch wurden im Herbst 1867 die Neuwahlen zum Reichstage und Abgeordnetenhause in heftiger Fehde vollzogen. Jedenfalls hatte auch diese Secession den Erfolg, daß sie die damalige große liberale Partei zersprengte und der Mutterpartei eine sie an Mitgliederzahl und Einfluß überragende neue Partei an die Seite stellte.

Seitdem bestanden die beiden liberalen Parteien neben einander fort; nach Begründung des deutschen Reiches fügten sich ihnen auch die süddeutschen liberalen Reichstagsabgeordneten ein. Obschon das starke Anwachsen des clerikalen Centrums und der Socialdemokratie ihre Ausdehnung erschwerten, brachten sie es im Reichstage wie im Abgeordnetenhause einmal sogar zu einer parlamentarischen Mehrheit, — 1874, als der Reichskanzler den preußischen Conservativen wegen ihrer Opposition gegen Schulaufsichtsgesetz und Kreisordnung grollte. Allein allmählich büßten die Nationalliberalen den früheren Charakter der „entschieden liberalen Partei" gänzlich ein. Die Mehrzahl wich weiter und weiter von denjenigen Grundsätzen des altpreußischen Liberalismus, die nach dem erwähnten Ausspruch des Vincke'schen Rechenschaftsberichts die constitutionelle Partei niemals aufgeben kann, ohne sich selbst untreu zu werden.

Trotzdem die beiden liberalen Parteien einander oft genug schroff oder gar feindselig gegenüberstanden, bewiesen die wechselnden Ergebnisse der Wahlen, daß sie beide von denselben Strömungen in der Wählerschaft abhängig sind.*)

Die neue Secession, wie die von 1861 nach links gerichtet, sprengt wiederum eine große liberale Partei vollständig auseinander. Nach den Erfahrungen der Vergangenheit hängt ihr Erfolg wesentlich davon ab, ob die neuerdings beobachtete Wendung in der Volksstimmung, ob die gegenwärtige liberale oppositionelle Strömung nachhaltig und stark genug ist und nicht durch unvorhergesehene Ereignisse beseitigt wird. In einem Punkte aber treffen die früheren Analogien nicht zu: weder die nach links gerichtete Secession von 1861, noch die nach rechts gerichtete von 1866 fand in der von ihr eingeschlagenen Richtung eine andere liberale Parteiorganisation vor, die ihren Bestrebungen Schranken setzen konnte. Die jetzige Bewegung stößt nach links hin auf die deutsche Fortschrittspartei, die sich Ende 1878 unter Revision ihres alten Programms eine neue, und, wie ihre Vertreter behaupten, festgegliederte „die Einheit politischer Denkart" ihrer parlamentarischen Mitglieder sichernde Organisation geschaffen hat. Sie hat in den letzten Jahren innerhalb der Liberalen einen über die geringe Zahl ihrer Abgeordneten weit hinausgehenden Einfluß geübt. Es läßt sich daher nicht annehmen, daß es den Secessionisten, wenn sie es wirklich anstreben sollten, gelingen könnte, die Fortschrittspartei zu Gunsten einer großen liberalen Parlamentspartei zur Auflösung zu bringen. Sie werden also mit ihr zu rechnen haben.

Hans Arnold.

---

*) Die liberalen Reichstagsfractionen hatten Mitglieder:

1867	Fortschr.	19,	Natlib.	79.	
1868	„	31,	„	83.	
1871	„	46,	„	119.	
1874 }	„	49,	„	155.	
1876 }	„	35,	„	155.	
1877	„	35,	„	126.	
1878 }	„	26,	„	97.	
1879 }	„	24,	„	81	(Gruppe Schauß 15).
1880 }	„	26,	„	59	(Gruppe Schauß 15, Gruppe Forckenbeck 22).

Wir haben hier der Gruppe Forckenbeck mehrere Abgeordnete hinzugerechnet, deren Eintritt sicher bevorsteht. 1876 war die Fortschrittspartei durch den Austritt von Dr. Löwe und Genossen verringert. — Die Gesammtzahl der Abgeordneten des Reichstages betrug 1867 und 1868 297, 1871 382, seitdem 397. — Für das preußische Abgeordnetenhaus sehen die Reihen ähnlich aus.

Digitized by Google

Congresse und Conferenzen.

Von L. Geßner.

Zur Zeit des Berliner Congresses fanden über den Unterschied von Congressen und Conferenzen in der Presse mehrfach Erörterungen statt, an welchen sich auch völkerrechtliche Autoritäten, wie Professor Martens zu St. Petersburg betheiligten. Es konnte bei dieser Gelegenheit constatirt werden, daß über diese völkerrechtlichen Begriffe im Allgemeinen noch irrthümliche oder wenigstens unklare Auffassungen verbreitet sind. Diese Erscheinung hat ihren Grund zum Theil darin, daß man den Unterschied früherer Congresse mit den Congressen des 19. Jahrhunderts vielfach unberücksichtigt gelassen oder die Verschiedenheit zwischen einem Congresse und einer Conferenz lediglich auf gewisse Aeußerlichkeiten hat zurückführen wollen, wie z. B. auf den politischen und völkerrechtlichen Rang der Personen, welche an der einen oder der anderen dieser Versammlungen Theil zu nehmen pflegen. — Ueber die Congresse älterer Zeit bemerkt Heffter in seinem europäischen Völkerrechte bereits, daß dieselben vornehmlich nur Friedenscongresse zum Zwecke der Pacification gewesen seien. Daneben seien persönliche Zusammenkünfte der Souveraine vorgekommen, jedoch mehr zu persönlichen Besprechungen und Entschließungen oder zu blos particularen Vertragsabschlüssen. Diese älteren Congresse hat namentlich auch Vattel im Auge, indem er bemerkt: „Les congrès sont des assemblées de plénipotentiaires, destinées à trouver des moyens de conciliation, à discuter et à ajuster les prétentions réciproques.“ Einen eigentlichen Unterschied zwischen Congressen und Conferenzen kennt diese erste völkerrechtliche Autorität des vorigen Jahrhunderts noch nicht. Vattel beschränkt sich in dieser Hinsicht auf die allgemeine Bemerkung: „Les conférences et les congrès sont donc encore une voie de conciliation, que la loi naturelle recommande aux nations, comme propre à finir paisiblement leurs differends.“

Der Congreßbegriff hat sich entwickelt conform mit der Entwicklung des völkerrechtlichen Systems in Europa. Die europäischen Mächte hatten sich bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts durch die Bündnisse der bewaffneten Neutralität näher aneinandergeschlossen, um der Uebermacht Englands zur See entgegenzutreten. Die von dem ersten Napoleon im Anfange dieses Jahrhunderts zur Begründung einer Universalmonarchie geführten Kriege riefen bei den europäischen Mächten ein lebhaftes Bewußtsein gemeinsamer internationaler Interessen wach. Das Bedürfniß einer besser und fester geordneten Verfassung des Welttheils machte sich geltend. Das bisherige „System des politischen Gleichgewichts“, von dem Gentz überaus emphatisch sagt, daß es seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts „mit mehr oder weniger Glück, aber großer Beharrlichkeit, und oft ungemeiner Klugheit, anfänglich mehr praktisch und gleichsam aus politischem Instincte, weiterhin mit klarem Bewußtsein und methodischem Zusammenhange“ befolgt worden sei, hatte sich den neuen Verhältnissen jedenfalls nicht gewachsen gezeigt. Es drängte sich die Erwägung auf, daß das „politische Gleichgewicht“ Europas sich nur durch eine festere internationale Organisation werde erreichen lassen. So entstand das System der europäischen Pentarchie, welchem der Gedanke zu Grunde lag, daß die maßgebenden fünf Mächte, Oestreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland, welche die Wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 abgeschlossen hatten, auch die Garanten des dadurch für Europa begründeten neuen völkerrechtlichen Systems sein sollten. Die Centralgewalt zur Befestigung und Weiterbildung dieses internationalen Systems sollte von den Mächten durch die Congresse ausgeübt werden, welche dem Wiener Congresse folgten. Das war jedenfalls der leitende Gedanke, wenn schon die Thätigkeit der Mächte auf diesen Congressen, welche zu Aachen ihren Anfang nahmen, der gedachten großen Aufgabe in Wirklichkeit leider sehr fern blieb. — Auf diesen Congressen waren die Mächte mit Ausnahme Großbritanniens in der Regel durch ihre Souveraine vertreten, und diese Congresse unterscheiden sich auch durch diesen Umstand von den Friedenscongressen der früheren Jahrhunderte, auf welchen, wie sogar auf dem großen Westfälischen Friedenscongresse, nur Gesandte erschienen.

Auf dem Pariser Congresse im Jahre 1856 trat als neue Großmacht Italien und die bei dieser Gelegenheit in das europäische Concert aufgenommene Türkei hinzu. Dieselben Mächte waren 1878 auf dem Berliner Congresse vertreten, mit der einzigen Ausnahme, daß Deutschland die Stelle Preußens einnahm. Die Entwicklung des constitutionellen Princips hat dahin geführt, daß an diesen beiden neuesten Congressen nicht, wie dies bei den Congressen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Fall war, auch die Staatsoberhäupter, sondern lediglich die leitenden Minister Theil genommen haben. Diese letzten beiden Congresse haben auch die Aufgabe, das internationale System Europas zu befestigen und weiter zu bilden in der That sich angelegen sein lassen. Der Pariser Congreß hat sich bekanntlich sogar, und zwar nicht ohne Erfolg, mit der Reform des internationalen Seerechts beschäftigt. Der Berliner Congreß hat die Interessen Europas gegenüber dem russisch-türkischen Friedensvertrage von San Stefano zur Geltung gebracht.

Die Congresse sind also die politischen Organe Europas, sie repräsentiren gewissermaßen die Centralgewalt der großen europäischen Republik. Auf diesem Umstande beruht ihre hervorragende völkerrechtliche Autorität und ihr wesentlicher Unterschied von den Conferenzen. Diese haben entweder eine mehr vorbereitende Aufgabe, wie die Conferenz, welche sich 1874 zu Brüssel mit der Reform des Kriegsrechts beschäftigte, oder sie haben, wie die Conferenz, welche kürzlich in Berlin getagt hat, die Aufgabe, die Ausführung und nähere Präcisirung von Congreßbeschlüssen herbeizuführen. Die Congresse werden den staatsrechtlichen Anschauungen der Gegenwart gemäß von leitenden Ministern gebildet, die Conferenzen werden mit Gesandten beschickt. An den Congressen nehmen ausschließlich die großen Mächte Theil, welche Europa vertreten, zu den Conferenzen können, wie z. B. die Conferenz zu Brüssel gezeigt hat, jenachdem der Gegenstand der Verhandlungen dies für erforderlich erscheinen läßt, auch die Vertreter anderer Mächte hinzugezogen werden. — Die Congresse haben ihre Wirksamkeit auf das völkerrechtliche System Europas beschränkt, die Vereinigten Staaten von Amerika, welche sich im Wesentlichen zu den völkerrechtlichen Grundsätzen der europäischen Mächte bekennen, haben an keinem Congresse bisher Theil genommen. Sie haben sogar, wie Spanien und Mexiko, abgelehnt, der seerechtlichen Declaration des Pariser Congresses beizutreten, jedoch in dieser Hinsicht eine Verständigung in Aussicht gestellt. Vielleicht führt einmal ein Congreß, an welchem auch die Vereinigten Staaten Theil nehmen, zu einer Verständigung über diese und andere wichtige Fragen des Völkerrechts, welche sich zur Zeit noch in der Schwebe befinden.

Literatur und Kunst.

Eduard Hallberger.

Zur Erinnerung.

Dem Krösus unter den Berliner Verlegern, Albert Hofmann, ist der zum mindesten ebenso bekannte und an Glücksgütern wohl noch reicher gesegnete Stuttgarter Buchhändler und Großindustrielle Eduard Hallberger schnell in den Tod gefolgt.

Eine aufrichtige und dankbare Freundschaft hat mich an diesen Letzteren gefesselt, und es wird mir nicht verargt werden,

Digitized by Google

wenn ich angesichts des kaum geschlossenen Grabes diesem Gefühle hier Ausdruck gebe.

Es war ein ausgezeichneter Mann von den seltensten Gaben des Geistes und des Herzens, den sie vor wenigen Tagen in seiner schwäbischen Heimat zur ewigen Ruhe gebettet haben, — ein buchhändlerisches und kaufmännisches Genie, ein treuer Bruder, ein zärtlicher und sorgender Vater, ein ergebener Freund.

Es sind nun nahezu zwanzig Jahre vergangen seit dem Tage, da ich mit der Firma Ed. Hallberger zum erstenmale in Verbindung trat. Die Probenummer eines neubegründeten illustrirten Wochenblatts gab mir die erste Anregung, mich auch einmal schriftstellerisch zu versuchen; und in einer der ersten Nummern des ersten Jahrgangs von „Ueber Land und Meer" ist der erste Aufsatz, der von mir überhaupt gedruckt worden ist, erschienen. Fast zwei Jahrzehnte sind seitdem vergangen; mir ist's, als wäre es gestern gewesen. Es war ein Brief aus Paris, das ich damals natürlich noch sehr wenig kannte, dessen Eigenthümlichkeiten aber entdeckt zu haben ich mir in jenen glücklichen Tagen der holden Jugendtäuschungen fest einredete, und die ich mit der beneidenswerthen Naivetät des blutjungen Anfängers schilderte, als wäre das vor mir noch keinem Menschen auf- und eingefallen. Wie stolz war ich, als die betreffende Nummer mit dem Aufsatze in Paris eintraf! Und als ich obenein noch in der „Briefmappe" eine an „P. L. in Paris" gerichtete Notiz mit einem artigen Danke und der Aufforderung zu weiteren Beiträgen, die willkommen wären, fand! Wie oft ich jene Notiz und meinen Aufsatz damals hinter einander gelesen habe — ich weiß es nicht mehr. Einen unermüdlicheren Leser hat es nie gegeben. Hofrath Dr. Edmund Zoller, der schon damals die Redaction leitete und noch heute diese Stellung inne hat, schrieb mir sogar noch einen artigen Brief, dessen Verbindlichkeit ich erst in den späteren Jahren meiner eigenen redactionellen Thätigkeit nach dem vollen Werthe habe würdigen können.

Das Blatt, das den ersten Aufsatz veröffentlicht, der Redacteur, der ihn zur Aufnahme bestimmt, und der Verleger, der den ersten Geschäftsbrief unterzeichnet hat, bleiben im Dasein des Schriftstellers unvergessen.

„Ueber Land und Meer" sollte, wie die „Gartenlaube" für Ernst Keil, wie der „Kladderadatsch" für Albert Hofmann, für Eduard Hallberger die Grundlage seines später so kolossalen Geschäftes und seines großen Vermögens werden. Die Brüder Eduard und Karl Hallberger hatten Fr. W. Hackländer, der zu jener Zeit noch in der höchsten Gnade am Hofe des seitdem verstorbenen Königs von Württemberg stand, dafür gewonnen, das Blatt als Herausgeber zu zeichnen. Indessen weder der beliebte Name des unterhaltenden Erzählers, noch seine eigenen Beiträge übten die erwartete Wirkung aus. Das Blatt war verhältnißmäßig theuer. Es brachte wenig Material. Es hielt die Mitte zwischen der accreditirten Leipziger „Illustrirten" und beliebten Unterhaltungsblättern wie „Gartenlaube", „Illustrirtes Familienjournal" u. s. w., blieb aber in dem, was es bot, hinter der einen wie der andern zurück. So blieben denn auch die Abonnenten aus. Jahre lang arbeitete das Blatt mit einem starken Deficit und hatte allmählich das verfügbare Kapital nahezu vollständig verschlungen. Da faßten die Hallbergers einen kühnen Entschluß. Sie änderten mit einem Schlage die ganze kaufmännische Basis, auf der das Blatt gegründet war. Während sie ursprünglich ihr Calcul so gemacht hatten, daß bei einer relativ bescheidenen Auflage die Betriebskosten schon gedeckt würden, machten sie nun die Berechnung auf Massenabsatz. Sie setzten den Abonnementspreis von einem Tage zum andern auf die Hälfte herab und gaben an Text und Bildern für die Hälfte des Preises das Doppelte des bisher Gebotenen. Die gescheidtesten Buchhändler schüttelten den Kopf und sahen in dieser Keckheit nur einen letzten Coup der Verzweiflung. Die Hallbergers aber hatten ihre Rechnung mit dem Wirthe gemacht. Sie zwangen durch Masse die Masse. Die Auflage stieg mit einer in Deutschland nie dagewesenen Rapidität von Quartal zu Quartal um viele Zehntausende, und in kurzer Zeit war „Ueber Land und Meer" das, was es heute ist: eines der verbreitetsten, beliebtesten, künstlerisch und schriftstellerisch reichhaltigsten und nebenbei auch einträglichsten illustrirten Blätter unseres Vaterlandes.

Es gibt unter den deutschen Schriftstellern wohl kaum einen Namen von Bedeutung, der für Ed. Hallberger — für „Ueber Land und Meer" und die andern in Folge des großen Erfolgs dieser Wochenschrift ins Leben gerufenen Blätter, „Romanbibliothek", „Illustrirte Welt" und wie sie alle heißen mögen — nicht gearbeitet hätte. Die größten Erfolge erzielten bei ihm indessen nicht gerade die Träger der berühmtesten Namen, sondern bis dahin noch unbekannte, von ihm „entdeckte". Ich brauche hier nur an Karoline Bauer, an Gregor Samarow, Karl Detlef, Johannes van Dewall u. A. zu erinnern.

Der bedeutendste der specifisch Hallberger'schen Autoren ist Georg Ebers, dessen Romane zwar nicht in den Unterhaltungsblättern, aber doch im Hallberger'schen Verlage in Buchausgabe sammt und sonders erschienen sind. „Die ägyptische Königstochter", „Uarda", „Homo sum" und „Die Schwestern" haben den Ruhm des Leipziger Professors als Erzähler über unser ganzes Vaterland verbreitet und weit über die Grenzen desselben hinaus getragen. Georg Ebers war einer der besten Freunde Eduards. Sein letzter Roman ist dem Entschlafenen gewidmet; und wer diese herzliche Widmung liest, wird jetzt von einer wehmüthigen Regung über das zerstörte selten schöne Verhältniß zwischen Autor und Verleger erfaßt werden.

Wie sich die buchhändlerische Thätigkeit Eduard Hallbergers mit den Jahren immer mehr und mehr erweiterte, immer neue Gebiete beschritt und eroberte, das habe ich hier, da ich ohne den Anspruch auf Vollständigkeit der Angaben aus dem Gedächtniß das eine und andere Wesentliche aufzuzeichnen versuche, nicht zu erzählen.

Er war der Erste, der die splendiden Prachtausgaben mit den Illustrationen Gustav Dorés in Deutschland einführte. Die Prachtbibel mit den Doré'schen Clichés — mit Separattexten für jede Confession — fand eine für Bücher dieser Art in Deutschland bis dahin beispiellose Verbreitung. Der muthige Verleger, der das mitleidige Bedauern seiner vorsichtigen Collegen erweckt hatte, seine Kräfte und finanziellen Mittel an einem hoffnungslosen Unternehmen zu vergeuden, verdiente auch damit wie mit Allem, was seine energische Hand anpackte, ein kleines Vermögen.

Außer der Doré-Bibel hat Hallberger auch die schönen Zeichnungen des genialen Franzosen zu den Perrault'schen Märchen als Prachtband herausgegeben. Zu diesen hat Moritz Hartmann einen geistvollen, aber nicht sehr populären Text geschrieben.

Andere Ausstattungswerke folgten: der Shakespeare mit den englischen Clichés, Schillers Werke mit deutschen Originalbildern von unsern vorzüglichsten Malern, endlich „Egypten" von Georg Ebers mit ausnehmend schönen Illustrationen deutscher Meister. So viel große Werke so viel große Erfolge!

Der des Prachtwerks „Egypten" gab dem Verleger die Gelegenheit, dem ihm innigst befreundeten Schriftsteller, der sich auch um die Beschaffung des künstlerischen Materials, der Bilder, weidlich bemüht hatte, eine kleine Artigkeit zu erweisen, wie sie nicht nur bei Verlegern, sondern überhaupt in unsrer praktischen Welt nicht eben allzuhäufig vorkommt, und die für die anständige und weitherzige Gesinnung des Verstorbenen bezeichnend ist.

Eines Tags erhielt nämlich Georg Ebers, dessen Honoraransprüche längst vollbefriedigt waren, einen Brief etwa folgenden Inhalts: „Lieber Freund! Es ist mir gelungen, die Clichés unsres „Egypten" an einen englischen Verleger unter guten Bedingungen zu verkaufen. Da Du an der vorzüglichen künstlerischen Herstellung des Werkes einen erheblichen Antheil hast, erscheint es mir nicht mehr als recht und billig, Dich an dem dadurch erzielten Extragewinn zu betheiligen. Die Dir entfallende Summe füge ich in einem Chèque im Betrage von xx Mark bei. Mit herzlichem Gruße Dein Eduard."

Diesen Zeilen war eine Anweisung auf eine sehr beträchtliche Summe beigefügt; ich entsinne mich der Höhe derselben

Digitized by Google

nicht mehr genau. Ich glaube, es handelte sich um 20,000 Mark oder so etwas.

Der Ausdehnung des Geschäftes entsprechend hatte sich das ursprünglich so bescheidene Haus zu einer musterhaft eingerichteten und geordneten technischen Kolonie entwickelt. Die Hallberger'schen Institute bilden in Stuttgart ein kleines Stadtviertel für sich. Da sind die großen Setzereien und Druckereien mit allen von der Neuzeit vervollkommneten Maschinen, die Schriftgießerei, die xylographischen Ateliers, die galvanoplastischen Anstalten, die Niederlagen der eigenen Papierfabrik, die hydraulischen Pressen zum Satiniren u. s. w. u. s. w. vereinigt. Nur eine technische Feder könnte darüber das Nöthige berichten.

Aber die Beschäftigung mit dem Buchhandel und allen verwandten Geschäften sollte der breitangelegten und nur in rastloser Thätigkeit befriedigten Natur Eduard Hallbergers nicht genügen. Nur als Mittel zu weiterer Thätigkeit hatte das Vermögen, das er sich erarbeitete, Werth für ihn. Er erwarb bedeutenden Grundbesitz, Bergwerke, Kohlengruben; er widmete sich der Landwirthschaft, errichtete Musterwirthschaften und war nicht wenig stolz auf die Preise, die seinem Mast- und Zuchtvieh und den Käsen aus seiner Schweizer Molkerei auf den verschiedenen Ausstellungen zuertheilt wurden; in seiner Brauerei wurde eines der besten und selbst in dem kundigen München hochgepriesenen Biere, Tutzinger Schloßbräu, hergestellt. Er besaß Häusercomplexe in Stuttgart, die er, als ich ihn zum letztenmale sprach, zu einer Künstlercolonie herrichten wollte. Er ging damit um, billige, gemüthliche und praktische Malerwohnungen mit Ateliers zu bauen und hoffte dadurch von München und Karlsruhe Künstler nach Stuttgart herüberzuziehen. Es arbeitete eben in diesem Hirn unaufhaltsam und gewaltig.

Ein charakterischer Zug Eduard Hallbergers war sein starkes Bedürfniß nach persönlichem Verkehr mit den Künstlern und Schriftstellern, mit denen er in geschäftlichen Beziehungen stand; er strebte unablässig danach, Geschäftsfreunde in des Wortes wahrster Bedeutung zu gewinnen. Er nahm das Geschäftliche nicht sachlich; er faßte es unwillkürlich stets persönlich auf. Die geringste geschäftliche Unannehmlichkeit konnte ihn, bei seiner Feinfühligkeit und Empfindlichkeit, leicht wie eine persönliche Kränkung verstimmen und schmerzen. Es war eine Bedingung für sein Wohlbefinden, sich mit denen, mit welchen er an derselben Sache arbeitete, in freundschaftlichem Einvernehmen zu wissen.

Und deshalb war ihm auch Tutzing, das ihm die Gelegenheit darbot, seine Freunde und Mitarbeiter zu bewirthen, sich ihnen menschlich zu nähern und ihnen gegenüber menschlich freundlich zu sein, so überaus lieb geworden.

Tutzing! Wer kennt nicht diesen lieblichen Fleck Erde an dem freundlichen Starnberger See — eine reizende Vereinigung der anmuthigen Natur und geschmackvollen Kunst. Nie werde ich die glücklichen Wochen, während deren ich die Gastfreundschaft des Hallberger'schen Hauses genossen habe, vergessen.

Es ist nun just fünf Jahre her — es stimmt auf den Tag — daß ich zum erstenmal im Tutzinger Schloß meinen Aufenthalt nahm. Auf ärztlichen Befehl hatte ich für Stärkung meiner etwas abgespannten Nerven Berlin verlassen müssen und war, in der Absicht, den Herbst am Tegernsee zu verbringen, nach München gegangen, wo ich gerade zur Sedanfeier eintraf. Es fiel mir ein, daß die Hallberger'sche Besitzung in nächster Nähe sei. Und da mich der Bruder und Socius Eduards, Karl Hallberger, mit dem ich schon seit langen Jahren auf vertraut freundschaftlichem Fuße stand, mehrfach nach Tutzing eingeladen hatte, und es mir vollkommen einerlei war, ob ich 24 Stunden früher oder später am Tegernsee eintreffen würde, so schrieb ich von den „Vier Jahreszeiten" aus ein paar Zeilen und fragte, ob ich an einem der nächsten Nachmittage in Tutzing willkommen wäre.

Mit umgehender Post erhielt ich die Antwort von Eduard, der den Brief geöffnet hatte: Karl sei in Ostende, aber ich würde darum nicht minder freundlich aufgenommen werden und hoffentlich nicht blos auf den angesetzten Nachmittag bleiben.

An der Landungsbrücke der Dampfboote wurde ich von Eduard freundlich begrüßt. Es war ein stattlicher, hoher, kräftig gebauter, breitschulteriger Herr, der mir die Hand entgegenstreckte, — ein durchaus vornehm aussehender Herr von wohlgepflegtem Aeußeren, mit Eleganz und tadellosem Geschmacke einfach gekleidet. Er sah mit dem bartfreien Kinn und dem sehr langen, graumelirten Backen- und vollen Schnurrbart wie ein englischer Sportsman aus. Die Gesichtszüge kräftig und edel geschnitten, die Stirne hoch und frei, durch die rastlose Gedankenarbeit gefurcht. Auffallend schön war das helle, ehrliche, überaus gutmüthige und kluge ausdrucksvolle Auge, das mich durch seinen ersten Blick sympathisch stimmte.

Wir hatten uns bis zur Stunde noch nicht gesehen, aber an den Bildern, die wir früher einmal ausgetauscht hatten, auf der Stelle erkannt.

— Wo haben Sie Ihr Gepäck? fragte er mich, während er dem Diener winkte.

— Hier! — Ich zeigte auf meine kleine Handtasche.

— Und Ihr Koffer?

— Steht in München.

— Sie werden doch einige Zeit bei uns bleiben?

— Der Abstecher nach Tutzing gehört eigentlich nicht zu meinem Reiseplane. Ich will mir in Tegernsee die Nerven wieder in Ordnung bringen. Dahin habe ich alle Briefe adressiren lassen.

— Sie thun tausendmal besser daran, hier zu bleiben. Hier ist's viel gemüthlicher und für die Nerven zuträglicher. Das weiß ich aus Erfahrung.

Wir waren plaudernd vorangeschritten und nach wenigen Minuten an dem Gitter des Schloßparks angelangt. Weiter plaudernd machten wir einen Rundgang durch den schönen Park. Ich sah das stattliche, von der gräflichen Familie Viereck gekaufte Schloß, das Hallberger hat umbauen lassen, und den herrlichen kunstvoll angelegten Garten. Ein wahrhaft fürstlicher Besitz, wie es deren in Deutschland nicht allzuviel gibt, — das war mein erster Eindruck, und der ist der richtige geblieben.

In Tutzing ist Alles vereinigt, was den ländlichen Aufenthalt gemüthlich und genußreich machen kann. Da stehen im Parke alte schöne Bäume, da sind schattige Gänge, dichtes Laubwerk, aus dem die weißen Statuen freundlich hervorschauen; prangende Blumenbeete im Kunstgarten, Springbrunnen, deren gleichmäßig melodisches Plätschern mich allabendlich einwiegen sollte, — da ist das Palmenhaus mit den großblättrigen exotischen Pflanzen, die Volière mit Hunderten buntfarbiger Vögel auf dem Hofe, der Altan, in den See hinausgebaut, der von dem wundervoll klaren, tiefblauen Wasser bespült wird, mit der Aussicht auf die lachenden Ufer, die Villen und Dörfer, die zu Füßen der belaubten Höhenzüge liegen, mit der Fernsicht auf die pittoreske Alpenlandschaft, auf die Schneeberge, die während der klaren Septembertage so nahe gerückt erschienen, daß man sie in einer Stunde erreichen zu können vermeinte. Da ist das Badehaus, das Fischerhäuschen mit Booten zum Segeln und Fischen. Und dann wieder im Garten das amerikanische Kegelspiel und die bedeckte Kegelbahn für regnerische Tage; und da — wie ein morgenländisches Märchen — der orientalische Kiosk mit seinen reichen Teppichen und Stoffen und dem originellen Mobiliar. Und ein wahrer Marstall dazu mit englischen Vollblutrennern, und die Wagenremise mit Gefähr jeglicher Art und die bedeckte Manège, die den Reitern verstattet, auch bei Wind und Wetter unbelästigt ihrer Liebhaberei nachzuhangen. Und im Schlosse selbst eine vortreffliche Bibliothek, Spiel-, Billard-, Musikzimmer — kurz Alles, was das Herz begehren, und was die Gastfreundschaft, die nicht zu rechnen braucht und aus dem Vollen greift, gewähren kann.

Neben dem Schlosse war vor einiger Zeit ein neuer, prächtig eingerichteter Bau erstanden, ausschließlich zur Aufnahme der Gäste bestimmt, die sich in Tutzing alljährlich in ungemessener Zahl zusammenfanden, die sich da behaglich fühlten, weil sie eben das volle Bewußtsein haben mußten, wirklich gern gesehen zu sein.

Digitized by Google

Vor Tisch wurde ich von Eduard seiner Familie vorgestellt, den beiden liebenswürdigen, eleganten und geistvollen Töchtern, der schönen in Breslau verheiratheten Frau Gabriele Eichborn und der anmuthigen, damals noch unverheiratheten Helene, jetzigen Freifrau v. Reitzenstein, sowie Eduards älterm Bruder, dem gemüthlichen „Onkel Fritz", der vor nicht langer Zeit als Obertribunalsrath aus dem Justizdienste geschieden war.

Unter allen Familiengliedern herrschte die innigste Herzlichkeit; Eduard thronte inmitten der geliebten Seinigen wie ein Patriarch und Fürst.

In harmlosester Gemüthlichkeit verlief der Tag. Nach dem Essen wurde Kegel gespielt, darauf an dem Ufer des Sees eine lange und lohnende Spazierfahrt unternommen, dann musicirt, und nach dem Abendessen ergaben wir uns dem sinnigen Kartenspiele „Tappen", bei dem es sich um ein Plus oder Minus von einigen Mark handelte, mit einem Eifer, als ob jedesmal ein Vermögen auf dem Spiele gestanden hätte. Wir schwatzten und lachten bis zu ziemlich vorgerückter Stunde, und als wir uns gute Nacht wünschten, herrschte zwischen uns schon eine so gemüthliche Ungezwungenheit, daß ich mich berechtigt fühlte, mich als einen alten Freund des Hauses zu betrachten.

Ich wurde auf mein Zimmer geführt — ein großes luftiges Gemach mit bedecktem Balcon und köstlicher Aussicht auf Park und See. Und wie staunte ich, als ich da meinen Koffer fand! Eduard hatte, ohne mir ein Wort zu sagen, an die „Vier Jahreszeiten" nach München telegraphirt und durch einen dienstbaren Geist mein Gepäck herbeischaffen lassen.

Ich hatte nun keinen Grund mehr und ehrlich gesagt auch keine Neigung, die mir in herzlichster Weise angebotene Gastfreundschaft nicht anzunehmen. Ich ließ mir die Briefe von Tegernsee nach Tutzing nachschicken und blieb dort in der angenehmsten und freundlichsten Gesellschaft. Nach einigen Tagen traf auch Karl aus Ostende ein, und die früher geknüpften freundschaftlichen Beziehungen wurden noch befestigt.

An Unterhaltung fehlte es wahrlich nicht. Jeder Tag brachte neue Gäste, Zugvögel und Seßhafte; alte Hausfreunde und Landsleute, Honoratioren und Würdenträger, und besonders Künstler. Da kamen Ferdinand Keller und Frau aus Karlsruhe; das benachbarte München entsandte zu längerem oder kürzerem Aufenthalt die Maler Adam, Lange, Schaumann, den ausgezeichneten Xylographen Hecht, die berühmten Photographen Albert und Gebrüder Hanfstängl, die uns bayersche Jodler vorsangen und die Zither dazu spielten, den General-Intendanten Baron Perfall; mein lieber Freund Franz Lenbach besuchte mich auf einen Nachmittag; Hackländer kam mit den Seinigen aus Leoni ein paarmal zu uns herüber. Kurz, an lustiger und interessanter Gesellschaft war kein Mangel. Abends wurde bisweilen im Salon, bisweilen auch auf dem See musicirt; und Hallbergers nächste Nachbaren sorgten dafür, daß die Musik nicht schlecht war. Neben Hallberger hatte sich nämlich das vortreffliche Künstlerpaar Vogl aus München und der bayersche Kammerherr Baron v. Baligand angesiedelt — der letztere ein ausgezeichneter Musiker, ein Virtuose auf dem Klavier, der die Nibelungenpartitur auswendig spielt, als wär's ein Kinderspiel. Unvergeßlich ist mir ein Abend geblieben. Wir hatten uns in der herrlichsten Herbstnacht bei hellem Mondenschein auf drei oder vier Booten bis auf die Mitte des Sees rudern und dann die Boote treiben lassen. Auf eines war ein kleines transportables Accordeon gebracht, auf dem Baron Baligand improvisirte. Aus den getragenen Weisen ging es bald zu lustigeren über, und als sich da schließlich ein Schnadahüpfl herausbildete, fing Vogl an, das reizende Lied zuerst zu summen und dann mit seiner vollen, wunderbaren Stimme zu singen. Und durch unsern ehrlichen Beifall ermuthigt, ließ er ein zweites, ein drittes und viertes der prächtigen bayerschen Nationallieder folgen. Es war entzückend.

Pfeilschnell entflog mir die Zeit in ungetrübter Fröhlichkeit. Und der Himmel meinte es so gut. Wir hatten, wie heuer, den schönsten sonnigsten Herbst, die volle Woche goldigen Sonnenschein.

Drei Wochen! Sechs Stunden wollte ich in Tutzing bleiben, und drei Wochen bin ich dort geblieben! Und als ich mich verabschiedete, hatte ich eine der freundlichsten und liebenswürdigsten Familien, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, zu Freunden gewonnen. Abgespannt und nervös war ich angekommen, erfrischt und gesundet kehrte ich zu den Meinen heim.

Es herrschte in dem Kreise eine Harmonie, eine unveränderlich gute Laune, ein ebenmäßiger Frohsinn, die schwer zu schildern sind — die echte, herzerquickende Fröhlichkeit.

Die Seele des Ganzen war Eduard Hallberger — das Muster des vollendeten Wirths. Seine ruhige Freundlichkeit gegen Jedermann, seine stets ausgeglichene Laune und wahrhafte Herzlichkeit bestimmten den Grundton. Für einen jeden seiner Gäste hatte er ein erfreuliches Wort, gegen einen jeden wußte er sich irgendwie ganz besonders artig zu erweisen. Es war mir räthselhaft, wie er nebenbei noch die Zeit fand, sich um andere Dinge als um die Erfüllung der Aufgaben, die er sich als Hausherr stellte, zu bekümmern.

Aber vollkommen von der geschäftlichen Karre auszuspannen vermochte der Rastlose freilich nicht. Es war ihm ein Bedürfniß sich jeden Vormittag auf einige Stunden in sein Arbeitskabinet zurückzuziehen. Ich erfreute mich der Auszeichnung, von ihm bisweilen eingeladen zu werden, ihm dahin, — in dieses Zimmer, das allein den Gästen nicht offen stand, — zu folgen; und niemals habe ich von einem Manne so den Eindruck des großartigen Geschäftsmannes gewonnen, wie von ihm, wenn ich ihn da controliren, disponiren und decretiren sah und hörte.

Sein Kopf arbeitete rastlos; selbst inmitten der geselligen Zerstreuungen, die uns Andre völlig in Anspruch nahmen, gönnte sich die wunderbare Maschine, die man Gehirn nennt, keine Ruhepause. Eine jede, auch die flüchtigste Anregung reagirte bei ihm, und nach Stunden, oft auch erst nach Tagen kam er darauf zurück. Wie oft habe ich beobachtet, daß irgend eine meiner Aeußerungen, die ich, während wir in den schattigen Gängen des Parks auf- und abwandelten, ganz achtlos hingeworfen hatte, auf fruchtbaren Boden gefallen war und alsbald aufwucherte. Idee drängte sich bei ihm an Idee. Er gehörte zu jenen bevorzugten Unbefriedigten, die „immer strebend sich bemühn", die in unausgesetztem Kampf sich täglich das Dasein und die Freiheit erobern — zu jenen Auserwählten, denen Goethes „Faust" die Erlösung zugesichert hat.

Sein geschäftlicher Ehrgeiz war im reinsten Sinne unersättlich. Es reizte ihn, Alles was er sah und woran er Gefallen fand, selbst in die Hand zu nehmen und zu glücklichem Gelingen zu führen. Ueber ein Dutzend Sachen haben wir gemeinsam gesprochen, und eine jede erregte seine wärmste Theilnahme und entfachte in ihm die Lust, sich ernsthaft mit ihr zu befassen. Er hätte gern ein Blatt wie die „Gegenwart" herausgegeben; als wir den Prospect von „Nord und Süd" veröffentlicht hatten, sagte er mir bei unserer letzten Begegnung in Stuttgart, zwar mit seiner gewohnten Herzlichkeit aber doch auch mit einem leisen Vorwurf: weshalb haben Sie mit mir nicht vorher davon gesprochen? Ich habe ja längst eine solche Idee mit mir herumgetragen!

Aber freilich — auch das muß gesagt werden — zwischen der Conception der Idee und deren Ausreifen zur That lag bei ihm zuweilen ein gut Stück Weges. So Manches, für das er sich zunächst erwärmt hatte, ließ er bald fallen. Nahm er aber einmal etwas in Angriff, so ging er auch, unterstützt von seinem Bruder Karl, energisch auf das Ziel los, und er ruhte und rastete nicht eher, bis er es erreicht hatte.

Karls Natur war die glücklichste Ergänzung der seinigen. Karl war weniger empfindlich, weniger sanguinisch, stetiger und ruhiger. Zwischen den beiden ausgezeichneten Geschäftsmännern herrschte in allen großen Fragen völlige Eintracht. Dabei bestand zwischen den Brüdern die herzlichste verwandtschaftliche Innigkeit. Den Norddeutschen berührte das trauliche und zärtliche „mei' Eduard" und „mei' Karl", in dem die Brüder nach süddeutscher Art von einander sprachen, sehr anmuthend.

Karl Hallberger ist ganz der Mann, um das großartige Geschäft, dessen Verwaltung er für die Hinterbliebenen angetreten hat, auf der hohen Stufe zu erhalten, auf die es durch

Digitized by Google

die vereinten Anstrengungen der beiden Brüder gehoben worden ist. Aber wenn auch, wie wir Alle hoffen wollen, das Dahinscheiden des Begründers der Firma den von ihm im Verein mit seinem Bruder geschaffenen Werken einen wahrnehmbaren geschäftlichen Schaden nicht zufügt, der Verlust, den die Familie, die Freunde zu beklagen haben, wird dadurch nicht vermindert. Der Tod, der den immer Denkenden und Schaffenden tückischer Weise am Gehirn getroffen, hat uns einen genialen, edlen und guten Mann geraubt, einen bedeutenden und liebenswerthen Mann, der durch die Vornehmheit seiner Gesinnungen und Handlungen den Neid und die Verleumdung entwaffnet und Schätze angesammelt hat, die niemals durch einen unsaubern Hauch besudelt worden sind.

„Das nächste Jahr in Tutzing!" hieß es in dem letzten Briefe, den ich vor kaum drei Wochen von dort empfing. Das nächste Jahr! Kämen wir da zum Stelldichein, der Beste würde doch fehlen. Paul Lindau.

Aus Manzoni's literarischem Leben.

Bei der großen literarischen Bewegung im Anfang dieses Jahrhunderts spielte Alessandro Manzoni eine so bedeutende Rolle, daß er mit Recht für einen Vorkämpfer der Romantiker gegen den Klassicismus gilt. Freilich ist der Unterschied beider Richtungen so schwer zu bestimmen, daß Goethe einmal sagt: das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Das, was die Italiener an der klassischen Richtung tadelten und durch etwas Neues ersetzen wollten, hat, in Form des Scherzes, vortrefflich der Mailänder Volksdichter Carlo Porta dargestellt. Aufgefordert ein Hochzeitlied*) zu verfassen, beschreibt er, wie er im Traume auf den Helikon gekommen sei, und Apollo an einem Tisch, mit allerhand Papieren beschäftigt, habe sitzen sehen. Er trägt ihm sein Anliegen vor, und kaum hört der Gott das Wort matrimonio, so schickt er einen Diener ab nach Zimmer C, Schrank VI, Buchstabe M, um die conventionellen Redensarten herzuholen.

Für den Bildungsgang Manzoni's ist die kürzlich erfolgte Veröffentlichung seines Jugendwerkes, des Trionfo della Libertà von großer Wichtigkeit. Nach der Unterdrückung des Aufstandes vom Jahre 1821 wanderten viele Theilnehmer desselben, darunter bekanntlich Silvio Pellico, in die Kerker des Spielberges. Einer von diesen Patrioten, mit Namen Confalonieri, kannte ein weder damals, noch so lange der Dichter lebte, veröffentlichtes Heldengedicht auswendig, und so wanderten die Strophen der vier Gesänge, aus denen es besteht, von Zelle zu Zelle, und trösteten die Gefangenen. Als mehrere Jahre nachher Gabriele Rosa in dasselbe Gefängniß gebracht wurde, fand er die Tradition des Gedichtes lebendig, und erinnerte sich in späteren Zeiten mit Rührung daran. Der Dichter war Alessandro Manzoni, der ebenfalls in die Verschwörung verwickelt gewesen, aber durch die Verschwiegenheit seiner Freunde vor dem gleichen Schicksale bewahrt geblieben war. Als er einst mit dem Marquis Visconti, dem Baron Trechi und andern Gesinnungsgenossen zusammen war, rief er aus: „Ich schäme mich wirklich, mich unter Euch zu befinden, da ich allein nicht im Gefängnisse gesessen habe."

Den „Triumph der Freiheit" hatte Manzoni einem seiner ältesten und treuesten Freunde, G. B. Pagani in Brescia, geschenkt. Von dessen Erben hat die Bibliothek der Brera in Mailand das Manuscript erworben. Der vor kurzem veröffentlichten Ausgabe desselben durch Herrn Romussi, deren Einleitung wir mehrere Nachrichten über das Leben des Dichters entnehmen, ist ein Facsimile folgender Erklärung Manzonis vorausgeschickt, von welcher man annimmt, daß sie die — man weiß nicht wann geschehene — Schenkung an den alten Schulkameraden begleitet hat: „Diese Verse habe ich, Alessandro Manzoni, in meinem fünfzehnten Lebensjahre geschrieben, indem ich mir damals in der Prätension gefiel, ein Dichter zu sein. Jetzt, wo ich sie mit reifer Ueberlegung und vielleicht geschärftem Auge durchlese, verwerfe ich sie. Da ich aber darin keine Unwahrheit, kein unverdient gespendetes Lob, noch etwas meiner Unwürdiges finde, so erkenne ich die Ansichten als die meinigen an; jene gehören der Thorheit der Jugend, diese einem unbestechlichen Mannessinne an."

Man scheint im Allgemeinen zu glauben, daß diese merkwürdigen, nicht datirten Worte Manzonis aus seinen späteren Lebensjahren herrühren: wir sind vielmehr der Ansicht, daß sie nicht viele Jahre jünger sind als das Gedicht selbst. Als er dasselbe abfaßte, war er ein glühender Bewunderer Montis: in einer Anmerkung zu einer Stelle des ersten Gesanges, sagt er, ein dort von ihm gebrauchtes Bild sei nicht kühner als ein von dem größten Dichter der Gegenwart gebrauchtes, nachher hatte er diese Worte geändert in von einem großen Dichter, und so konnte er Monti ebensowohl in der Zeit nennen, wo er eben erst anfing sich von den Banden des Klassicismus zu befreien, wie im höchsten Alter. Aber von der Thorheit der Jugend spricht man gewöhnlich dann am emphatischesten, wenn man selber noch jung ist. Hierzu kommt, daß der Stil, wenigstens gegen das Ende der Erklärung, höchst sonderbar ist, wie denn auch das Papier, dessen Farbe im Facsimile genau nachgeahmt ist, auf die ersten Decennien des Jahrhunderts hinweist. Aber am zwingendsten ist der Umstand, daß die Erklärung des Dichters die Gesinnungen des Epos ausdrücklich als die seinigen anerkennt, während sie denen seines späteren Lebens diametral entgegengesetzt sind.

Manzoni war einer jener merkwürdigen Menschen, deren Leben aus den schärfsten, scheinbar unvermittelten Gegensätzen besteht. Verfasser des besten historischen Romans, der je geschrieben worden ist, erklärte er diese ganze Literaturgattung für unberechtigt; mit einer Protestantin und nur nach protestantischem Ritus getraut, wurde er der klassische, unübertroffene Darsteller des Katholicismus in seiner reinsten Gestalt; Deist und Priesterfeind in der Jugend schuf er als Mann das reine Priesterideal in der erhabenen Gestalt Federigo Borromeos; unerreichter Meister in schalkhaftem Humor und im Treffen des Volkstones in den Gesprächen seiner Personen, war er persönlich von ängstlicher Schüchternheit und stammelnder Unbeholfenheit in der Rede, so daß er die Wahl zum Präsidenten des Lombardischen Institutes nur unter der Bedingung annahm, nie präsidiren zu müssen; von innerer Neigung endlich ganz zur Satire hingetrieben, wie aus einem seiner jetzt veröffentlichten Jugendbriefe hervorgeht, schrieb er nicht eine einzige Satire, sondern, abgesehen von dem Roman, hauptsächlich Tragödien und religiöse Hymnen. Diese Gegensätze ließen sich häufen, ohne daß sie etwas Anderes beweisen würden, als daß das wahre Genie Höhen und Tiefen des menschlichen Geistes in einer Ausdehnung vereinigt, die der gewöhnliche Mensch nur als Gegensätze empfindet.

Wenn man verstehen will, wie ein Mann, der seine Jugend in der besten Gesellschaft Mailands verlebte, wo die gutmüthige lombardische Ironie der herrschende Ton war, wie der leidenschaftliche Bewunderer des großen Satirikers Parini dazu kam, ein von glühender Leidenschaft erfülltes Gedicht an die Freiheit zu richten, so muß man sich vergegenwärtigen, zu welcher Zeit dasselbe geschrieben ist. Um die Wende des Jahrhunderts war die Lombardei der Schauplatz blutiger Kämpfe. Manzoni's väterliches Landhaus am See von Lecco hatten plündernde Soldaten mit Leichen gefüllt. Einem alten Diener des Hauses hatten die Russen den Kopf abschlagen wollen. Nicht minder schlimm verfuhren die Franzosen und vor Allem Napoleon, den der Dichter auch wegen Familienbeziehungen haßte. So saß Manzoni in der Loge der Gräfin Cicognara in der Scala, die Napoleon den Frieden von Campo Formio, und die Auslieferung Venedigs nicht verzieh, und fixirte den Consul mit haßerfülltem Auge. Napoleon wußte von der Abneigung, und richtete den ganzen Abend den Blick auf die Loge. „Welche Augen hatte der Mann!" rief der Dichter später aus, und gestand, sie hätten ihn zu der

*) Er soll es zusammen mit Tomaso Grossi verfaßt haben.

Digitized by Google

Strophe in der Ode auf Napoleons Tod begeistert, wo es heißt: „Die Arme auf die Brust gekreuzt, gesenkt des Auges Funkeln." Uebrigens theilte in dieser Abneigung Manzoni nur die Meinung grade der besten seiner Landsleute, denen Napoleons fortwährende Lügen nie imponirt haben. Noch heute erinnert sich einer der besten Männer Roms mit Abscheu daran, wie er als Knabe, Abends bei seiner Mutter sitzend, die Vorlesung einer eben an den dem Hause befreundeten Commandanten Roms angelangten und von ihm abschriftlich mitgetheilten lakonischen Depesche des Kaisers mit anhörte: Nous avons brûlé Moscou.

Aber nichts hat Manzoni's Epos mehr beeinflußt, als die namenlosen Gräuel, welche die Unterdrückung der Parthenopaeischen Republik begleiteten, für die der bourbonische Hof schwerlich so hart zu tadeln ist als der Admiral Nelson, der mit einer Wortbrüchigkeit, die ohne Gleichen in der Geschichte dasteht, die Capitulation der drei Castelle Nuovo, dell' Ovo und Sant Elmo, die der Besatzung Pardon gewährte, und von den Gesandten Englands, Rußlands und der Türkei sowie dem König Ferdinand garantirt wurde, brach, und den Anfang des Hinmordens unzähliger Bürger damit begann, daß er den alten Admiral Caracciolo henken ließ, während selbst der Cardinal Ruffo, sonst die Seele der Grausamkeiten dieser Reaction, den Vertrag hatte halten wollen.

Der „Triumph der Freiheit" hat große Fehler: bombastische Ausdrücke, unpassende Bilder, übertriebene Nachahmung Monti's, tadelnswerthe Anklänge an Dante und Anderes mehr. Aber das Gedicht hat auch Stellen, die den künftigen großen Dichter sehr wohl ahnen lassen, und besonders das Ende des zweiten Gesanges enthält eine wüthende Apostrophe des Papstthums, deren Rhetorik glänzend, und die von edler Leidenschaft getragen ist.

Aber der merkwürdigste Gegensatz in Manzoni's literarischem Leben ist der zwischen der ursprünglichen Gestalt der Promessi sposi und der, welche er ihnen in den Jahren 1840 bis 1842 gab. In der Geschichte sämmtlicher Literaturen gibt es kein Beispiel einer ähnlichen Umarbeitung. Seitdem in Mailand durch Riccardo Folli eine Ausgabe des Romans erschienen ist, in welcher der ursprüngliche Text und die sämmtlichen Veränderungen der umgearbeiteten Ausgabe gegenübergestellt sind, kann man die Größe der Arbeit Manzonis vollständig übersehen: in dem ganzen, langen Roman ist nicht eine einzige Zeile unverändert geblieben, ganze Sätze sind vollständig umgeschrieben, kurz das Ganze ist, ohne daß sachlich, wenn ich recht gelesen habe, auch nur eine einzige Aenderung vorgenommen wäre, ein völlig neues Buch geworden.

Der Grund ist bekannt. Manzoni wollte das Seinige dazu beitragen, daß die Frage der Einheit der Sprache in Italien gelöst und das Toscanische die herrschende, die Schriftsprache würde. Er glaubte, die Verlobten hätten zu viel Anklänge an den Mailändischen Dialekt, und so arbeitete er sie mit ungeheuerer Mühe um. An einem wirklichen Canon dessen, was Toscanisch ist, fehlte es damals, und fehlt es noch heute, trotz aller Redereien Bonghi's (in der Vorrede zu der Ausgabe Folli's) und Anderer, vollständig. Manzoni sah sich also hauptsächlich auf mündliche Belehrungen geborner Toscaner angewiesen.

Tragisch ist der Ausgang dieses beispiellosen Unternehmens. Die überarbeitete Ausgabe war theurer als die frühere. Die Buchhändler (besonders Lemonnier) andrerseits fuhren fort die erste Ausgabe zu drucken. Das Publicum kaufte die billigere, Manzoni verlor einen großen Theil seines Vermögens, und die Einwirkung auf die sprachlichen Zustände Italiens mußte bei der geringen Verbreitung der zweiten Ausgabe sehr unbedeutend sein.

Es wäre ungerecht verkennen zu wollen, daß die verbesserte Bearbeitung ausgezeichnet ist: Niemand wird, wenn er dieselbe allein und ohne Vergleichung mit der ersten Ausgabe liest, merken, daß hier eine mühsame Arbeit, daß eine Sprache vorliegt, die der Verfasser erst gewissermaßen gelernt hat. Aber trotzdem werden Viele geneigt sein, die erste Ausgabe vorzuziehen. Der Schlüssel zu Manzoni's Unternehmen liegt in seiner leidenschaftlichen Liebe zu seinem einheimischen Dialekte. In Deutschland kann man sich — wenigstens in den meisten Gegenden — keine Vorstellung davon machen, mit welcher Wärme die Mailänder an ihrem Meneghin (so nennen sie ihre Mundart) hängen. Diese Liebe aber empfand Manzoni gewissermaßen als ein Unrecht gegen die von ihm so heiß ersehnte Einheit Italiens: kann man doch von Leuten aus dem Volke im Gebiete von Mailand oft genug hören: „Ich spreche nicht Italienisch." Bei seiner strengen Gewissenhaftigkeit ließ ihn dieses Bedenken dazu kommen, sein Buch zu toscanisiren.

Uns in Deutschland dagegen ist der Hintergrund des Dialektes erst die rechte Erklärung für die unnachahmliche Frische der ersten Ausgabe. Wer Porta gelesen hat, der hat erst den rechten Genuß von Manzoni's Stile. Jener alte, harmlose, alles bei seinem Namen nennende, zu naturwüchsigem Humor und schlagendem Witze außerordentlich geeignete Dialekt ist der Hintergrund, auf welchem Manzoni's Bild erst seine rechte Beleuchtung empfängt.

F. Eyssenhardt.

Von Lagna-Lonka nach dem Lande der Zulukaffern.

Von R. Waldmüller (Ed. Duboc).

Wer kann noch ohne Verdruß in eine Zeitung blicken? so glaubte sich neulich ein Passagier wegen der unwilligen Geberde rechtfertigen zu müssen, mit welcher er einen fliegenden Bahnhofs-Buchhändler verscheucht hatte, ohne mir und den andern Mitpassagieren Zeit zu gönnen, unsern etwaigen Lecturebedarf zu befriedigen. Und er machte seinem Herzen in Betreff der „leidigen Canossadebatten" in liberaler Weise Luft, nicht ohne jene Atmosphäre von Langeweile um sich zu verbreiten, die nun einmal von einem bis zum Ueberdruß durchgesprochenen Thema nicht zu trennen ist, vor Allem, wenn man der vorgetragenen Meinung ist und nicht einmal widersprechen kann.

Es war auf einer Fahrt durch Bayern. Die Sonne brannte durch die Scheiben des Coupés, als wollte sie an uns armen Eingepferchten gut machen, was sie draußen zur Zeit der Obst- und Weinblüthe verabsäumt hatte. Es fehlte an Vorhängen, wie es an Ledergurten fehlte, um die Fenster hoch oder minder hoch zu stellen. „In Bayern," hieß es, „gibt es dergleichen nicht, denn aus den Gurten pflegen die Passagiere sich Hosenträger zu schneiden und aus den Rouleaux oder Gardinen man weiß nicht was." — „Wenn sie nur auch für die Polster eine Verwendung hätten!" sagte ein Unbedachter; „man sitzt wie im Fegefeuer . . . —" Damit waren wir wieder mitten in den Centrumsdebatten und die Fahrt nach Canossa begann von Neuem.

In Gemünden sah ich mich nach einem andern Coupé um. Es drängte sich auf dem Perron als wäre Messe — Pardon! als wäre Jahrmarkt. Landwehrleute, mit Fahrscheinen für die Heimfahrt am Hut, gaben den Ton an. Brave, nur etwas turbulente Leute, glücklicher Weise, Dank den Freicigarren von der 70er Campagne, sammt und sonders echt gefärbte Raucher. In Bayern gibt es Coupés für Nichtraucher. Ein Coupé ohne Kissen und ohne Tabaksqualm war jetzt das Ziel meiner Sehnsucht. Adieu also, blasirte zweite Klasse, die nicht von Canossa frei zu kommen vermag. Hier öffnet man mir die dritte Klasse. Rasch eine schattige Ecke in Beschlag genommen. Kein Landwehrmann steigt mir nach; sie alle können die Cigarre nicht entbehren. O weh, zwei Mönche schlurren hinter mir drein. Der Schaffner ruft ihnen zu: „Schon recht! nur immer hier eingestiegen! Sie rauchen ja nicht." Und die zwei Mönche nehmen mir gegenüber Platz.

Warum übrigens: „O weh?" Muß ich mich etwa auch hier von der Fahrt nach Canossa unterhalten lassen, so bläst der Wind wenigstens nicht aus der herkömmlichen Richtung. Ich werde Schorlemer-Alst und Windthorst zu hören bekommen, aber mit Erdgeschmack. Solches Tränklein zieht vielleicht den Mund zusammen, doch es kitzelt die Zunge. Man bekommt Naturwein zu kosten.

Digitized by Google

Und „o weh" auch nicht in Bezug auf die Verschlechterung der Luft, wie manche Bettelmönche wohl schon hin und wieder dergleichen den zu ihnen Eingesperrten angethan haben. Meine beiden Mönche entledigen sich ihrer groben braunen Oberkutte, und nun kommt das saubre weißwollene Ordenskleid, das schwarze Skapulier und der braune Ledergurt der Bernhardiner zum Vorschein. Im Grunde haben sie auch keineswegs geschlurrt; das war vorgefaßte Meinung. Sie mögen zwischen 30 und 40 Jahre alt sein. Als sie ihre breiträndrigen schwarzen Pilgerhüte ablegen, zeigt sich's, daß sie kurz gestutztes Haar haben. Bei dem Aeltern beginnt schon einiges Grau sich einzumischen. Beide tragen vollen Bart. Der Jüngere hat an die Spitzen seines Schnurrbartes etwas Haarwachs gewendet. Ihre Tabaksabstinenz ist übrigens keine absolute. Der Jüngere holt eine Dose hervor und es wird von Beiden eine Prise genommen.

Es ist das schöne Privilegium der dritten Klasse, daß man dem Zwange der gesellschaftlichen Formen enthoben ist. Da rückt Jeder mit dem, was er weiß oder wissen möchte, heraus und wartet nicht lange auf das Abschnurren des schicklichen Zeitmaßes allmählicher gegenseitiger Annäherung.

Ich verdanke diesem Vorrecht der polsterlosen Bänke eine ungemein interessante Stunde, und ich glaube die beiden Mönche sind mit ihr auch nicht unzufrieden gewesen; denn wenn man durch sein Gelübde zum ewigen Schweigen verurtheilt ist und nur auf der Reise sich einmal nach Herzenslust aussprechen darf, da hat es auch seine Annehmlichkeit auf Jemanden zu stoßen, der mit Unbefangenheit fragt und mit Aufmerksamkeit zuhört.

Beides habe ich gethan. Was ich hier darüber zu Papier bringe, ist selbstverständlich ein bloßer Versuch, von einer uns Weltkindern ziemlich fremden Art menschlicher Existenzen Rechenschaft zu geben, soweit diese persönliche Berührung und einige sich daran knüpfende Lecture mir dazu die Anhaltpunkte bieten. Wenn eine der wunderlichsten Institutionen, auf die der Mensch in seinem dunklen Drange jemals verfallen ist, sich in dieser Darstellung — bei der ich ja zwei wohlgemuthe Reisende vor Augen habe — in fast behagliche Farben kleidet, so soll damit nicht für das Klosterleben Propaganda gemacht werden. Wohin ein Land gelangt, welches Klöster begünstigt, lehrt die Geschichte. Und im Grunde sind sie ja doch das Ideal, das im Hintergrunde aller jener sogen. oder wirklichen Gewissensskrupel lauert, die man den Maigesetzen entgegenstellt. Aber diese Reflexionen gehören schon wieder in die Sphäre der zweiten Klassecoupés. Vergessen wir sie und machen wir die nähere Bekanntschaft der beiden Mönche.

Also Bernhardiner? — Ja, aber von den strengen Observanz-Trappisten.

Die Sage berichtet: die Trappisten grüben täglich an ihren Gräbern und ihre ganze Unterhaltung bestehe in dem gegenseitigen Zuruf: Memento mori! Man hat sie in Abbildungen als hagere, hohläugige Schemen dargestellt. Die einzige Abwechslung bringt in ihr einförmiges Leben, so berichtete einst ein englischer Tourist, die größere oder kleinere Zahl der Geißelhiebe, die sie sich täglich verordnen.

Mit solcher Ueberlieferung stimmte das Aussehen und das ganze Behaben der beiden Mönche keineswegs. Sie sahen gesund aus und das Klosterleben mit seinem Schweig- und Todesgedanken-System hatte sie auch geistig nicht geknickt.

Daß die Trappisten übrigens sich weder mit Memento mori begrüßen, noch auch täglich an ihren Gräbern graben, ist bereits durch manchen der Schriftsteller, die dem Orden nahe standen, — unter ihnen M. de Grandmaison Y Bruno, histoire de la Trappe — festgestellt worden. Sie reden gar nicht beim Begegnen und auch nicht beim gemeinsamen Arbeiten ꝛc., haben dagegen wie die Taubstummen eine Zeichensprache. Dieselbe kann nicht zu einer fein geistigen Unterhaltung verwerthet werden, reicht aber für das tägliche Bedürfniß aus. Grandmaison gibt in seinem erwähnten Werk ein Vocabulaire des Signes de la Trappe. Auf A kommen sieben mit Zeichen wiederzugebende Worte abbé, aller, amer, ancien, assiette, aujourd'hui, avertir), auf B sechzehn, auf C neunundzwanzig u. s. f. Um abbé auszudrücken berührt man z. B. die Mitte der Stirn mit zwei Fingern. — Möglichst wenig auch von der Zeichensprache Gebrauch zu machen, ist bei alledem noch Ordensvorschrift, und diese wird schon deshalb wohl besser befolgt, als man sich's außerhalb des Trappistenkreises vorstellt, weil die Brüder beständig über einander wachen. Der heilige Bernhard hat in Bezug auf diese Pflicht gesagt: Que personne ne dise: Est-ce que je suis le gardien de mon frère? C'est, en effet, consentir au mal, que de garder le silence lorsqu'on peut le réprimer. Denunciationen sind solcher Art Gewissenssache. Dieselben scheinen aber ihren gehässigen Charakter dadurch zu verlieren, daß sie meistens nur ergänzen, was die Selbstanklage des Schuldigen schon vorbrachte. Zu beiden Zwecken wird täglich nach der sog. Prime, den Morgengebeten, ein Chapitre des Coulpes ou de l'accusation publique gehalten. Um wie geringfügige Dinge es sich im Allgemeinen handelt, geht schon aus der Wichtigkeit hervor, welche die Vorschriften den verschiedenen Körperhaltungen bei diesem oder jenem Geschäft beilegen. Beispielsweise heißt es bei Grandmaison zur Erklärung der Vorschrift Etre extra Stalla: Cette posture consiste à quitter son siège d'environ un pas hors des stalles, ayant les manches de la coule abaissées. Zwei oder drei Schritte statt des einen müßten schon eine Buße nach sich ziehen. Im Gleichen genügt es, daß bei Tisch eine Ungeschicklichkeit passirt, um den Ungeschickten um seine Sättigung zu bringen, z. B. wenn er die Gabel fallen läßt, Wein übergießt. Man irrt sich wohl nicht, wenn man das demüthige Hinnehmen solcher Strafen als etwas in den Augen der Trappistengemeinschaft so Verdienstliches und Nachahmungswerthes ansieht, daß die Strafe selbst darüber ein gut Theil ihres Stachels verliert.

Von den nächtlichen Ruhestätten der Trappisten ist gefabelt worden, sie beständen in Särgen. Dies ist ein großer Irrthum, denn die Trappisten werden nicht einmal in Särgen beerdigt. Sie schlafen in Bettstellen, aber auf ganz hart gestopften Strohsäcken und sie legen sich in ihren Tageskleidern zur Ruhe. Sie haben im Winter um 7, im Sommer um 8 ihr Tagewerk vollendet und stehen spätestens um 2 Uhr Nachts wieder auf; bei mittlern Festen um 1 Uhr, bei hohen Festen um Mitternacht. Gleich beim Glockenläuten geht's in die Kirche, und da sie keine Toilette zu machen brauchen, sind sie nach fünf Minuten schon auf dem Posten. Gesang und Gebete nehmen nun drei bis vier Stunden in Anspruch. Dann folgt l'intervalle, d. h. Einzelandacht oder Nachdenken und Aehnliches; darauf das schon erwähnte Chapitre des Coulpes, wobei, wie Grandmaison sich ausdrückt, on discute tous les points qui se rattachent à l'ordre ou à la discipline du Monastère etc., so daß etwa um $6\frac{1}{2}$ Morgens die Handarbeit ihren Anfang nimmt. Bis jetzt hat der Trappist noch nichts gegessen und wenn ihm der Magen knurren sollte, hat sich derselbe auch ferner damit zu behelfen. Erst nach fünf Arbeitsstunden — um $11\frac{1}{2}$ — geht es zu Tische. Es folgt Gebet, wie es auch vorauf ging, und während der Mahlzeit wird etwas Geistliches vorgelesen. Dann erholt man sich in einer einstündigen Siesta oder méridienne. Hernach geht's wieder an die Arbeit und je nachdem — denn die pères (oder Geistlichen) haben zahlreichere kirchliche Functionen als die frères convers — in die Kirche. Um 6 Uhr wird darauf zur Nacht gegessen und, wie schon erwähnt, nach ein oder zwei Stunden schlafen gegangen.

Die zweimaligen Sättigungen reduciren sich aber während der Hälfte des Jahres auf eine einzige, nämlich vom 14. September bis Ostern, und zwar speist man vom 14. September bis zum Carême um $2\frac{1}{2}$ und von da bis Ostern um $4\frac{1}{4}$. Außerdem wird auch an jedem Fasttage nur eine Mahlzeit gehalten. Die Kost ist diejenige der strengen Vegetarianer. Weder Fleisch, noch Fisch, noch Eier, noch Butter dürfen dazu verwandt werden. Statt der letztern bedient man sich des Oels. Grandmaison sagt: à dîner on ne sert jamais qu'une portion avec le potage, et le soir on ne voit au réfectoire que des poires cuites ou d'autres fruits, du lait caillé, du lait ordinaire, ou du fromage. Tous les mets sont cuits à l'eau et au sel. On les accompagne de douze onzes de pain et d'une legère quan-

Digitized by Google

tité de cidre, de vin ou de bière, selon les productions de la contrée.

Während der drei letzten Freitage der Fastenzeit gibt es nur Brod und Wasser. Bemerkenswerth ist dabei, daß wie die Regel der Trappisten von keinen Geißelungen weiß — wenigstens scheinen alle Strafen anderer Art zu sein: Knieen, am Boden liegen, Alleinessen, Füßeküssen ꝛc. — es auch nur ganz ausnahmsweise gestattet ist, sich an der Sättigung willkürlich etwas abzubrechen. Der Mönch soll durch die Arbeit Buße thun und sich dazu nicht seiner Kräfte berauben. Auch tritt, im Falle von Erkrankung, Fleischnahrung in die Stelle der sonst üblichen Kost.

Was das Sterben der Trappisten betrifft, so hat es nach einem dermaßen entsagungsreichen Leben und bei der zuversichtlichen Hoffnung auf ein glorreiches Jenseits begreiflicher Weise nicht etwas vorwiegend Trauriges, und dem Sterbenden selbst, der sich wie zu einer erlösenden Reise gerüstet vorkommen mag, kann es gleichgültig sein, wie man ihn, während die Brüder betend um ihn versammelt sind, bettet. Er liegt jetzt nicht mehr in seiner Bettstelle, sondern auf den mit Asche in der Form eines großen Kreuzes bestreuten Dielen der sog. infirmerie auf bloßem Stroh. Ist er gestorben, so findet er, nachdem die kirchlichen Feierlichkeiten seinem Leichnam zu Theil wurden, in jenem Grabe seine letzte Ruhestatt, das immer in halbfertigem Zustande auf dem Trappistenkirchhof bereit ist und als stummes Memento mori die Lebenden anschaut. Hat es den Todten aufgenommen, so wird ein neues Grab gegraben.

Selbstverständlich errichtet man dem zur Ruhe gegangenen Mönche kein Marmormonument; ein Kreuz von Holz mit seinem Namen und seinem Todestage darauf genügt. Gleiche Schmucklosigkeit herrscht in den Trappistenkirchen. Der Altar besteht aus schwarzem Holz. Hölzern sind die Leuchter. Von Holz ist das Crucifix. Keine Orgeltöne lassen sich vernehmen. Verglichen mit dem Prunk des katholischen Gottesdienstes hat der Cultus der Trappisten etwas streng Puritanisches.

Die Durchführung dieser weltflüchtigen Klosterverbrüderung hatte, seitdem sie im 12. Jahrhundert ins Leben getreten war, wie nur zu begreiflich ist, Schwierigkeiten zu bestehen, die sie nicht immer zu überwinden vermochte. Die Trappistenhistoriker wissen bis über die Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaus nur von traurigen Zeiten der Verwilderung zu berichten. Ein Lebemann von 36 Jahren, der schon mit 9 Jahren Abbé de la Trappe geworden war, sich aber 27 Jahre lang nur um das Verzehren der Einkünfte des Klosters bekümmert hatte, der Abbé de Rancé, — er lebte zumeist in Paris — hat dann plötzlich sich des Ernstes seines Amts erinnert und durch eignes Beispiel jenen Entsagungseifer wach gerufen und in wohlüberdachten Regeln befestigt, dem die Trappisten ihre interessante Rolle in dem großen Schauspiel des geistigen Ringens der Menschheit verdanken. Wie alle extremen Richtungen hat auch die Trappistenregel immer nur eine kleine Anzahl von Vertretern gehabt. Im Norden Frankreichs entstanden, also nicht auf dem Boden der französischen Leichtlebigkeit, ist dem Orden und seiner Verbreitung ohne Zweifel vornehmlich dies dem Menschengeschlecht nun einmal tief eingepflanzte Bedürfniß nach heiterm Daseinsgenusse hinderlich gewesen. Erst die Stürme der großen Revolution haben den Samen von la Trappe weiter verstreut, aber aufgegangen ist er auch dann nicht in üppiger Fülle. Zunächst hatte la Val Sainte in der Schweiz den aus ihrer Heimat vertriebenen Mönchen eine Zuflucht geboten. Hier ist der Ursprung jener Abzweigung in Religieux du tiers ordre, denen die Errichtung von Schulen oblag. Als die französischen Armeen bis nach la Val Sainte vordrangen, griffen die Trappisten wieder zum Wanderstecken und zwar in der Zahl von zweihundertundfünfzig, ungerechnet viele Schulkinder. Hundertundfünfzig étutians hatten, nach Grandmaisons Versicherung, früher einmal durch ihr gemeinsames Gebet eine im Kloster ausgebrochene Feuersbrunst gelöscht. Die Bedeutung jenes tiers ordre war jedenfalls — wenn auch nur numerisch gemeint — eine nicht unerhebliche. Ob die Trappisten noch gegenwärtig, abweichend von der Regel ihres großen Reformators Rancé, dem Unterricht obliegen, ist mir nicht bekannt. — Schon bevor sie aus der Schweiz vertrieben wurden, hatten die Trappisten in Spanien, Brabant, Piemont und England mit mehr oder weniger Glück Fuß zu fassen gesucht. Später sind sie auch in Deutschland, Oestreich, Dänemark, Rußland aufgetaucht und ein Theil hat sich unter Führung ihres rührigen Abtes Dom Augustin nach Amerika gewendet. Sowohl auf der Hin- wie auf der Heimfahrt hat der Letztere, nach Grandmaisons Versicherung, durch sein Gebet einen drohenden Schiffbruch beschworen. Warum das Gebet Dom Augustins nur Macht über die Naturgewalten hatte, und nicht auch über die gerade damals so wild entfesselten Stürme im Leben der Völker, bleibt unerklärt. — Vorher hatte Napoleon übrigens zeitweilig die Trappisten zu Etappenzwecken als Armeeverpfleger verwendet; so auf dem Mont Genèvre und auf la Trappe de Gènes, bis Dom Augustins Parteinahme für den eingekerkerten Pius VII. die Harmlosigkeit des Ordens in den Augen des Imperators wieder in Frage stellte. Mit dem Niedergang des Letzteren hob sich natürlich auch wieder der Stern der Trappisten. Dennoch führt Grandmaison, dessen Buch in der 3. Auflage vom Jahre 1852 datirt, nur eine nicht sehr große Anzahl von Trappistengründungen an, unter ihnen la Trappe de Bricquebec, Melleray, bei Nantes, Belle Fontaine bei Angers, Port du Salut bei Laval, Euberg in den Vogesen und last not least Staoueli in Algerien, eine von Bugeaud gleich anfangs warm begünstigte Kolonie, die mit einem Bodenbesitz von über tausend Hektaren begann und nach glaubhaften Versicherungen sich einer staunenswerthen Blüthe erfreut.

Ich habe bei dem Vorstehenden nur scheinbar meine beiden Reisegefährten aus den Augen verloren. Was über den Orden von kundiger Seite veröffentlicht worden ist, mußte den Vortritt haben. Man fußt nicht auf blos mündlichen Auskünften, wo es gedruckte Quellen gibt, die ihren Ursprung auf gründliche Specialstudien zurückführen lassen. Anders ist es in Bezug auf das Colorit, das dem Bilde durch die Schilderung persönlicher Erlebnisse hinzugefügt wird. Hier gilt es denn auch, Einiges zur Vervollständigung nachzuholen. Zunächst: die beiden Trappisten waren leibliche Brüder. Der ältere — Pater Stephanus — hatte in Lyon und später in Paris als Geschäftsmann nach der Art junger wohlhabender Leute das Leben genossen; er hatte sich ein Pferd gehalten und den Freuden sorgloser Jugend seinen Tribut gezollt. „Ich bin nicht aus Lebensüberdruß ins Kloster gegangen," sagte er, „im Gegentheil, ich wurde Trappist, weil ich am Leben zu viel Schönes fand." — Aber warum gerade Trappist? er stammte aus München; was weiß man dort von la Trappe? — Es ergab sich, daß er als achtjähriger Knabe eine Schulprämie erhalten hatte: die Reise des vormaligen General Gérard „von Rom nach La Trappe" oder wie der Titel sonst lautete. Der dem Gemüth des Knaben damals durch dies Buch gewordene Eindruck hatte lange geschlummert, war aber zur Zeit jener späteren moralischen Krise wieder lebendig geworden. Wie sich Wirkungen unter Umständen in wachsender Progression fortpflanzen, zeigte sich dann in höchst merkwürdiger Weise. Die Eltern meines Reisegenossen hatten neun Kinder: alle neun sind ins Kloster gegangen! Von ihnen sind noch jetzt sieben am Leben: drei Trappistinnen, ein Jesuit, ein Redemptorist und die zwei Trappisten, die meine Coupé-Vis-à-vis sind.

Grandmaison sagt über den in Klosterangelegenheiten auf der Reise begriffenen Trappisten „il traverse même les lieux qui le virent naître et oublie que sa famille est sur son passage, qu'elle pleure encore sur son absence." In dem avertissement, das in den Gastzimmern von La Trappe ausgehängt ist, werden die Gäste des Klosters ersucht, selbst solche Mönche, die ihnen blutverwandt sind, weder anzureden, noch sich ihnen zu erkennen zu geben, — „quand même ce serait un fils, un frère, un neveu."

Und so geflissentlich wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer andern Familie als der des Klosters erstickt, daß die über Todesfälle von Verwandten der Mönche bei dem Abte einlaufenden Anzeigen von dem Abte ohne Namennennung Allen gemeinsam mitgetheilt werden. „Chacun peut

Digitized by Google

soupçonner que c'est parmi les siens que la mort a porté ses coups."

Ob diese grausame Regel in allen Trappistenklöstern streng durchgeführt wird und ob meine beiden Münchener Reisegefährten nicht vielmehr eben erst ihr Vaterhaus wieder gesehen hatten, ist unter uns nicht zur Sprache gekommen. Das bleiben Saiten, an die nicht wohl gerührt werden darf. Im Allgemeinen wurde nur ausgesprochen, daß den Eltern ja zum besten Trost diene, wenn sie ihre Kinder auf dem rechten Weg wüßten.

Wir kamen auf die knappe Trappistenkost zu reden. „Man hat anfangs Mühe sich daran zu gewöhnen," lautete die Antwort; „während der Zeit, wo nur einmal Nahrung zu nehmen erlaubt ist, meldet sich der Hunger zuweilen mit Ungestüm. Das nächste Stadium ist ein Druck im Vorderkopf. Nun verschwimmen die Gegenstände oder man sieht Alles doppelt. Dann beginnen Schwindelempfindungen, und jetzt ist es Zeit, von der Arbeit oder von dem Gebet abzulassen und rasch möglichst aus dem Wege zu kommen, denn umzufallen wäre eine Schande. In diesem Stadium ist man berechtigt etwas zu essen, aber nun hat man sich überhungert; es fehlt der Appetit."

„Wir sind bei alledem die Gesundheit selbst," war das beruhigende Postscript; „sehen Sie uns an! Sehen wir verhungert aus?"

Dies war in der That nicht der Fall. Die Brüder entbehrten der Fülle, aber sie sahen gesund und kräftig aus. Auch behaupteten sie, die Trappisten erreichten zumeist ein hohes Alter (Grandmaison erwähnt zweier im Alter von 87 und 96 Jahren gestorbenen Aebte); freilich hatten sie nur ihre eignen Beobachtungen dafür als Beleg, denn von einer Altersstatistik in den Klöstern war ihnen nichts bekannt. „Wir haben den Grundsatz," sagten sie, „daß man dem Magen nichts bieten darf, ehe er nicht ganz leer ist. Dabei befindet er sich am besten." Einer ihrer Vorgesetzten hatte den bosnischen Rajas eine noch größere Vereinfachung der Ernährung abgesehen; er meinte, man befinde sich, wie jene, auch mit bloßem Maismehl, das man mit Wasser mische, nicht so übel. Diese Kost fand aber, als dem Kleister zu ähnlich, doch keinen rechten Beifall. Und ebenso machte man ihm das Barfußgehen nicht nach. Dagegen wurde als gesund gepriesen, daß man auch im größten Sonnenbrand baarhäuptig im Felde arbeite. Wer daran gewöhnt sei, habe keinen Sonnenstich zu fürchten. Lungenentzündungen, hieß es weiter, seien wohl die noch am häufigsten vorkommenden Krankheiten und die im Kloster übliche Kurmethode, die Hydropathie, bringe nicht immer dagegen Abhülfe.

In der That ist der plötzliche Uebergang von Hitze zu Kälte, wie er in der Lebensweise der Trappisten liegt, eine stete Herausforderung des Todes. „Wir arbeiten im Felde ganz so warm in Wolle gekleidet wie wir jetzt gekleidet sind," sagte Pater Stephanus, „wir tragen ein wollenes Hemd und darüber die Wollenkutte und das Wollenskapulier. Unser Schweiß fließt beim Arbeiten wie ein Bach. Dann plötzlich läutet's auf irgend eine Veranlassung zur Kirche und wir eilen in das eisig kalte Kirchenchor. Nur unser dicker Wollenanzug bietet uns da einigen Schutz. Das Uebrige muß die Gewöhnung thun."

Was die Hitze im Feld zu bedeuten hat, konnten diese beiden Brüder freilich wissen, denn sie kamen aus der Türkei. Ihr Kloster — eine Filiale, wenn ich recht verstand, des Klosters St. Marie du Mont bei Hazebruck in Frankreich — liegt unweit Bagna-Louka und zählt etwa 100 Köpfe. Als der leidige Ueberfall ins Werk gesetzt wurde, dem so zahlreiche brave Oestreicher zum Opfer fielen, waren die Trappisten nur durch eine Schlucht von der Unglücksstätte entfernt und standen, mit Dolch und Revolver bewaffnet, in Bereitschaft, sich gegen die Ungläubigen auch ihrerseits auf Tod und Leben zu vertheidigen. Aber es geschah ihnen kein Leides.

Bei Erwähnung dieses Abenteuers holte der streitbare Mönch aus seiner Kutte einen siebenläufigen Revolver und einen gut geschliffenen Dolch hervor, und während ich die Waffen besah und belobte, wurde mir mancher Klosterbruder lebendig, der in Roman und Historie einst die Phantasie weiter Leserkreise mit märchenhaftem Zauber erfüllt hatte.

Wir kamen auf Kunst und Wissenschaft zu sprechen. Ist in einem Trappistenkloster Raum für Eins oder das Andere?

„Für die Wissenschaft," lautete die Antwort, „ist durchaus kein Raum. Wir brauchen Menschen, die mit dem Weltleben fertig sind, die das Bedürfniß der Buße in Wirklichkeit stark empfinden und dasselbe in rastloser Arbeit und strenger Entsagung befriedigen wollen. Wir arbeiten ja Alle im Felde, Laienbrüder, Priester, Prior, Abt. An sogenannten Gebildeten liegt uns nichts."

Mit Recht steht demnach unter den von Grandmaison citirten Inschriften aus la Trappe auch diejenige, welche die Wissenschaft verurtheilt:

La science donne de l'orgueil, mais la charité édifie.

Mit Recht hebt er ferner hervor, daß die Druckereien der Trappisten, abweichend von denen anderer Klöster, lediglich dem Drucke von Liturgien und Aehnlichem dienen.

Aber wie steht es mit denjenigen wissenschaftlichen Errungenschaften, die im Dienste der Oekonomie verwerthbar sind? Hält die Klosterbibliothek der Trappisten Fühlung mit dieser Seite der Wissenschaft, des menschlichen Fortschritts? „Unsere Bibliotheken," war die Antwort, „bestehen ausschließlich aus Büchern geistlichen Inhalts."

Man hatte trotzdem beispielsweise eine Säemaschine auf den bosnischen Aeckern verwendet, und ein Maulthier unter Leitung eines Mönches „hatte mit jener Maschine die Arbeit von zwanzig Mönchen verrichtet". Da die Klosterindustrie für alle Bedürfnisse des Klosters sorgt — die Schutzzöllner fänden hier ihr Ideal verwirklicht — so muß natürlich, wenn auch vielleicht nur durch die Oberleitung, von dem, was der Gewerbsfleiß draußen ersinnt und ins Leben ruft, Notiz genommen werden. Schon die Vervollkommnungen, deren sich die Bierbrauerei seit den Zeiten Rancés zu erfreuen gehabt hat, konnten von denjenigen Trappistenklöstern, welche Bier brauen, nicht ignorirt werden. Und zu diesen gehört u. A. das bosnische Kloster, denn „im Grunde leben wir von Schrotbrod und Bier", hieß es.

Aber wie steht es mit der Kunst? Haben Dichter, Maler, Musiker die Möglichkeit unter den Trappisten ihre Talente zu verwerthen?

„Dichter? Warum nicht? An heiligem Legendenstoff ist ja kein Mangel. Maler? — —"

Hier schalte ich aus Grandmaisons Buch die Notiz ein, daß zwei Porträts des Königs Jacob II., eines Gönners der Trappisten, in dem Kloster la Perche zu sehen sind und ebenso in dem dortigen Refectorium ein Kupferstich, der den König mit dem Abt, dem Marschall de Bellefonds und dem Herzog von Berwick bei dem Klostermahle darstellt.

Für Musiker gibt es dagegen unter den Trappisten keinen Raum, wenigstens müßten sie sich darauf beschränken, die Gregorianischen Kirchenweisen zu singen. Grandmaison spricht von douces harmonies. Mein Gewährsmann wußte nur von Unisonogesang. Er erzählte von einer ohnlängst im Alter von 34 Jahren als Trappistin verstorbenen, weit und breit wegen ihrer wunderschönen Stimme berühmt gewesenen Dame von Stande. Man habe ihr vorausgesagt, sie werde sich zu Tode singen und so sei es auch gekommen. Dies Unisonochorsingen strenge entsetzlich an.

Sehr begreiflich: Jeder will sich hören und will auch gehört werden, vor Allem in den von weltlichen Andächtigen stark besuchten Klosterkirchen.

Wir kamen auf die französischen Maßnahmen gegen die nicht bestätigten Congregationen zu sprechen. Mein Reisegenosse vermuthete, die französische Regierung werde die Trappisten inzwischen bereits bestätigt haben, da ihre einzig auf Buße und Arbeit abzweckende Regel ja nicht wohl als staatsgefährlich angesehen werden könne, er glaubte aber, der Orden werde jene Bestätigung nicht annehmen, um sein Schicksal nicht von dem der übrigen Orden zu trennen. Die Trappistinnen sollten sich bereits auf der brittischen Kanalinsel Jersey eine neue Unterkunft gesichert haben.

Digitized by Google

Wenn sie gleich den Brüdern Feld- und Gartenbau treiben, so ist die vom Flugsande des Oceans mit hohen Dünen bedeckte Westküste dieser Insel allerdings ein Terrain, auf welchem eine auf mühsam dem Boden abgerungene Ernten abzweckende Thätigkeit sich eine gute Weile zu schaffen machen kann.

Der Chartreuse, hieß es weiter, sei bereits die Bestätigung unerbeten ins Haus geschickt worden, freilich handle sich's um den Verlust von einer Million Jahressteuer, wenn der berühmte Klosterliqueur auswandre.

Wie weit hier Irrthümer mit unterlaufen, bin ich nicht in der Lage zu controliren. Wie gut unterrichtet auf seinem eigensten Gebiet ein Trappistenpriester auch sein mag, namentlich verglichen mit den Ackerbauern und Handwerkern des Klosters, also der Mehrzahl der Trappisten — den Fleck, auf dem sie sich von den übrigen Menschen abgesondert haben, umspült die Fluth der Tagesneuigkeiten doch nicht so unmittelbar, daß auch der verhältnißmäßig Weltkundigste unter ihnen sich nach allen Richtungen rasch zu orientiren vermöchte. Da muß denn die herkömmliche Parteischablone ihren Dienst thun; so — um nur Eins, aber etwas Charakteristisches, anzuführen — die Ueberzeugung: hinter den Thierschutz-Bestrebungen stecke ein freimaurerisches Element.

Die Ueberschrift dieses Aufsatzes deutet schon auf Afrika als das Ziel meiner beiden Reisegefährten hin. Die zwei Brüder waren Quartiermacher für weitere 28 Trappisten, welche das Kloster von Bagna-Louka nach dem Cap entsendet. Nach manchen Unterhandlungen hat die englische Regierung ihnen daselbst ein sehr ausgedehntes Niederlassungsgebiet überwiesen und wird sie von Antwerpen aus kostenfrei an den Ort ihrer Bestimmung befördern. Wünschen sie nach Verlauf von zwei Jahren zurückzukehren, so ist ihnen abermals freie Fahrt bis Antwerpen zugesichert.

Grandmaison berechnet den Unterhalt und die Kleidung eines Trappisten auf durchschnittlich 130 bis 150 Francs per Jahr; das ist per Tag noch nicht ganz 40 Pfennig. In nationalökonomischer Hinsicht ist der Trappist als Arbeitsfactor solcher Art geradezu ein Unicum. Die wegen ihrer allzu niedrigen Löhne den Arbeitern der neuen Welt so verhaßten Chinesen sind, verglichen mit den Trappisten, anspruchsvolle Uebertheurer. Kein Wunder, daß selbst ein liberales englisches Ministerium die Trappisten unbedenklich als Colonisten in sein Interesse zieht. Gehörte uns Samoa, wer weiß, ob wir es ihm nicht nachmachten.

Daß die Trappisten nicht zum ersten Male afrikanischen Boden betreten, ist schon erwähnt worden. Ganz ohnlängst hat einer meiner Freunde die Trappistencolonie in Algier besucht. Er schildert mir das Gedeihen namentlich ihrer ausgedehnten Gemüsegärtnereien in den lebhaftesten Farben und hält den dort mit der Leitung des ökonomischen Theils der Anstalt betrauten Klosterbruder für einen Mann von eminenten ökonomischen und mercantilen Fähigkeiten. Die Revenuen der verschiedenen Trappistenklöster müssen solcher Art sehr belangreiche sein. Welchen Zwecken sie dienen, ist mir nicht bekannt. Grandmaison spricht von ungemessener Gastlichkeit, die aber bei bloßer Vegetarianerbeköstigung nicht gar viel kosten kann, und auf diese muß sie sich allerdings beschränken, wennschon in jenem bosnischen Kloster für 15 italienische, an Fleischkost gewöhnte Lohnarbeiter Vieh geschlachtet wurde und vielleicht heute noch wird. „Wir sind die Ernährer zahlreicher Familien der Umgegend," sagte mir mein Reisegenosse, „und es kommen auch vielen Schülern unsere Stipendien zu Gute." Wie weit dadurch die Erträge des rastlosen Trappistenfleißes aufgezehrt werden, vermag ich nicht zu sagen. — Ihre Organisation scheint jedenfalls eine musterhafte zu sein, und wenn der Abt, dem die geistlichen Aufgaben obliegen, die Mönche in unabläßigem Buß- und Arbeitseifer zu erhalten weiß, während der Cellérier — jener ökonomische Dirigent — mit Umsicht den weltlichen Theil der Maschine im Gange erhält, so kann es nicht an gutem Gedeihen fehlen.

Jener Bußeifer freilich darf nicht erkalten, sonst mangelt für die starken Entsagungszumuthungen der Trappistenregel das erforderliche Gegengewicht. Jener Eifer muß der Tyrann sein, der Alles zusammenhält, der Tyrann, den der Abt selbst nicht sein darf. Wiederholentlich betonte mein Reisegefährte denn auch, „es geht bei uns Alles ohne persönlich tyrannischen Zwang; wir möchten, wenn einem Bruder das Dasein bei uns unerträglich werden sollte, ihn auch nicht mit Gewalt halten oder gegen einen Ausreißer den weltlichen Arm in Anspruch nehmen"; — was allerdings vergeblich sein würde; — „wir leiden auch von dem Zwang des Schweigens viel weniger, als man sich einbildet; dazu ist die Arbeit zu angestrengt — ich selbst habe in unseren Steinbrüchen wie ein Galeerensklave gearbeitet — und nach der Arbeit ist man zu müde. Dann haben ja auch die mit Aemtern betrauten Personen" — nach Grandmaison le cellérier, le portier, le frère de cuisine, le religieux chargé du vestiaire, le réfectorier, le frère qui a soin de la couture, l'infirmier etc. etc. — „das Recht, so weit ihre Functionen es nöthig machen, zu reden". Daß die täglichen Chapitres des Coulpes ebenfalls zum Sprechen Gelegenheit geben, ist schon erwähnt worden.

Aber die Thürme von Aschaffenburg winken. Die gemeinsame Fahrt hat ein Ende. Wir schütteln uns die Hände und Jeder wünscht dem Andern Glück und Heil für seine weitere Lebensreise.

Die Existenz dieses wunderlichen Ordens, über den man so wenig weiß und der doch unter unsern Augen mit dem so modernen Schlageworte „Arbeit und nochmals Arbeit!" das Problem grenzenloser Genügsamkeit zu verbinden und zu lösen sucht, gibt nach mehr als einer Seite hin zu denken.

Den Nationalökonomen interessirt er durch seine auf fast kostenlose Production gerichtete Thätigkeit; den Criminalisten durch das Auskunftsmittel, das er bietet, um Menschen, die von einer Schuld belastet sind, — wie wenige solcher auch unter den Trappisten sein mögen — ohne gesetzliche Abrechnung mit sich selbst auszusöhnen und zu verhindern, daß sie das Schuldbewußtsein nicht auf dem Wege des Verbrechens weiter und immer weiter führe; der Psycholog hat an den waghalsigen Uebertreibungen, zu denen der Trappistenreformator in seinem Büßereifer gelangte und die sich doch als das richtige Recept für eine gewisse Art von Seelenkrankheiten auswiesen, Stoff zum Grübeln die Fülle; dem Physiologen tritt mit absonderlichen Ziffern die Frage entgegen: wie viel oder vielmehr wie wenig sollte der Mensch essen, um sich wirklich wohl zu befinden? der Politiker endlich fragt sich: wo ist die Nothwendigkeit, daß ein Zusammenhang zwischen dieser puritanischen Genossenschaft, die nicht einmal in ihren Gebetbüchern ein buntes Heiligenbildchen duldet, und dem prachtliebenden Clerus der Siebenhügelstadt bestehe?

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Residenztheater. — Wallnertheater.

Trotzdem die wunderschönen Tage, mit denen sich der Sommer dem Herbst zuneigt, dem Theaterbesuch nicht gerade günstig sind, zeigt sich in unserem Bühnenleben bereits wieder die gewohnte Rührigkeit. Die Königlichen Theater haben mit Vorstellungen des gesprochenen und gesungenen Dramas im Schauspielhause begonnen, und die Privatinstitute suchen durch Abwechselungen verschiedener Art ihr Repertoire dem Publicum schmackhaft zu machen. In Bezug auf die Darbietung von Novitäten haben die benachbarten Bühnen des Residenztheaters und des Wallnertheaters den anderen Unternehmungen einen Vorsprung abgewonnen.

Das Residenztheater, das unter der Direction des Herrn Keppler seinen durch fleißige und geschmackvolle Aufführungen erworbenen Ruf zu wahren weiß, ist mit einer französischen Novität, dem Schauspiel „Der Sohn Coralies" von Albert Delpit, eröffnet worden. Das Stück wurde in Deutschland zuerst durch die Vorstellung am Wiener Stadttheater bekannt, wo es indessen die Bretter nicht recht tragen wollten.

Digitized by Google

Auch für Berlin scheint es uns kein großer Gewinn zu sein. Denn die Führung der Handlung nimmt einen so specifisch französischen Charakter an, daß deutsche Zuschauer wohl mit dem Kopfe, aber nicht mit dem Herzen, worauf doch im Theater Alles ankommt, folgen können. Hierzu kommt, daß sein Schluß auffallend schwach und unbedeutend ist. Man erwartet nach dem vielversprechenden Anfang etwas ganz Anderes als das Gebotene, und fühlt sich verstimmt, mit einem unbefriedigenden Gesammteindruck nach Hause gehen zu müssen. Den Stoff zu seinem Stück hat Delpit weniger erfunden als neu geformt. Wir erinnern uns wenigstens eines Schauspiels von E. Nus und Adolf Belot, „Die Marquise", das einen sehr ähnlichen Verlauf nahm. Betrachten wir den „Sohn Coralies" ohne Vergleich, so haben wir einen interessanten Anfang, eine peinliche Mitte und einen matten Schluß. Von dem Hintergrund einer kleinen Stadt, in die uns der Verfasser versetzt, heben sich die Figuren klar und bestimmt ab. In dem Hause des Herrn Godefroy, eines wurmstichigen Alterthumsschwärmers, herrscht eine ehrbare und behagliche Philistrosität. Er selbst ist ein gutmüthiger, etwas beschränkter alter Herr, seine Schwester Cesarine die Vertreterin einer wunderlichen Romantik, seine Tochter Edith eine liebliche Mädchenblume, sein Freund, der Notar, ein Mann von überlegenem Verstand. In diesem Kreis erscheint ein Lebemann, Louis de Montjoie, der sich indessen auf dem besten Wege zur Ehe befindet und in die Tochter des Hauses verliebt hat. Er erweckt wegen seiner romantischen Abenteuer das Wohlgefallen von Cesarine, die ihm ihre Unterstützung angedeihen läßt, während der alte Godefroy und Edith ihm kühl begegnen. Beiden gefällt der junge, hübsche und reiche Capitän Daniel weit besser, der sich auch gerade ansagen läßt, als Montjoie der Mademoiselle Cesarine seine Liebesabenteuer erzählt, unter denen sein Verhältniß zu Coralie, eine der bekanntesten Allerweltsdamen, eine Hauptrolle spielt. Daniels Werbung wird angenommen, und obwohl Godefroy Schwierigkeiten machen will, als er erfährt, daß Jener ein natürliches Kind sei, wird er wieder umgestimmt und man schickt sich an, den Verlobten zu gratuliren. Da erscheint Coralie, die Mutter Daniels, in der Doppelmaske als Madame Dubois und Tante Daniels. Montjoie glaubt sie zu erkennen und stellt ihre Identität durch eine Probe fest, wird aber durch eine Unterredung mit ihr, die ihrem Sohn das Lebensglück erkämpfen will, zum Schweigen veranlaßt. Bei den Vorbereitungen zur Heirath erfährt der Notar, als der Ehevertrag unterzeichnet werden soll, daß Daniel ein natürlicher Sohn sei. Es scheint ihm nöthig, um die unvermeidlichen Klatschmäuler zu stopfen, alles auf die Geburt des jungen Mannes Bezügliche möglichst klar und unzweideutig kundzugeben. Die Kreuz- und Querfragen des Notars wegen der Testamente und Todtenscheine bringen Frau Dubois in Verwirrung. Durch eine List zerreißt der Schleier, der das Geheimniß umgibt: Madame Dubois ist die berüchtigte Coralie, die Mutter Daniels. Dieser, von dem Godefroy das gegebene Wort zurückerbittet, erfährt seine Geburt, und nun folgt eine Scene, die mit dem feinsten französischen Raffinement geschrieben, aber für unser Gefühl so abstoßend wie möglich ist. Coralie, die vor ihrem Sohne auf den Knien liegt und sich heftig anklagt, und Daniel, der seine Mutter gleichsam amnestirt und ihr die vergoltene Liebe lohnen will, bilden eine Gruppe, die nicht die Hand eines Künstlers, sondern diejenige eines Faiseurs gemeißelt hat. Wem bei diesem Eindruck die Thräne ins Auge tritt, wie es der Autor gewollt hat, der muß ein schwächliches oder verdorbenes Gefühl besitzen. Alles, was wir vorher erfahren haben in Bezug auf Coralie, steht mit dem jetzt Erlebten in grellstem Widerspruch. Coralie wurde als eine Priesterin der freien Liebe geschildert, die ihrem Liebhaber Montjoie etwa eine Million Francs abgenommen hat, und noch jetzt, als sie fürchtet, von ihm entlarvt zu werden, sucht sie ihn mit dem Netze der Coquetterie zu umschlingen. Aus solchen Voraussetzungen die Folgerung zu ziehen, daß sie sich an der Liebe zu ihrem Kinde und der Erkenntniß seines reinen Wesens plötzlich sittlich aufrichten könne, heißt jeder psychologischen Wahrheit einen Schlag versetzen und dem Theatereffect zu Liebe die Lüge dramatisiren. Es gibt eben dramatisch unlösbare Conflicte, die man noch so stark mit Sentimentalität überkleistern kann und die doch keinen Ausgang gestatten, der zugleich den Verstand und den Geschmack befriedigt. In der That hat auch Delpit nicht gewußt, wie er aus dieser Sackgasse wieder herauskommen soll. Im Original läßt er Coralie lungenleidend werden und in den Armen des Notars verscheiden. Edith und Daniel knien neben der Todten und beschließen das Stück mit diesem Tableau. In der Bearbeitung des Residenztheaters sehen wir die Unheilsmutter abreisen und den Verlobten auf diese Weise den Weg zum Glück ebnen. Das Eine ist aber so unbefriedigend wie das Andere. Je mehr sich die Lustspielatmosphäre der ersten Acte zur tragischen Schwüle verdickt, desto mehr schrumpft die Theilnahme der Zuschauer zusammen. Was so frisch und nett begonnen, mündet schließlich in eine bloße Trivialität.

Von den Darstellern des Residenztheaters verdient namentlich Herr Keppler als Montjoie das höchste Lob. Er führte seine Rolle mit vollendeter Natürlichkeit und seltenem Anstande durch. Die Uebersetzung des Stückes stammt von Fräulein Dora Duncker, das sich bereits durch die Uebertragung von Legouvés „Séparation" bekannt gemacht hat. In beiden Fällen ist den Eigenthümlichkeiten der französischen und dem natürlichen Fluß der deutschen Sprache mit vielem Geschick Rechnung getragen worden.

Die Novität des Wallnertheaters ist das bereits wiederholt genannte Lustspiel „Mit dem Strome" von Marie von Ernest. Die Verfasserin hatte vor zwei Jahren als Liebhaberin am Hoftheater zu Wiesbaden ein Bändchen Gedichte herausgegeben, die den Titel „Liederstrauß aus der Pußta" trugen und sowohl wegen der Wahl der Stoffe als auch wegen ihrer Behandlung Interesse erregten. Ein eigenthümliches und starkes Talent sprach aus ihnen, dessen Träger man sich nur schwer als eine junge, der besten Gesellschaft angehörenden Dame vorstellen konnte. Von ihren dramatischen Versuchen sind neben dem erwähnten Lustspiel noch ein Paar einactige Stücke wie „Magdalena" und „Briefmarken" bekannt geworden. Jedenfalls knüpfen sich an Marie von Ernest mannichfache Ueberraschungen. Wer sie als Dame kennt, begreift nicht die Entstehung ihrer Gedichte und wer ihre Gedichte kennt, begreift nicht ihre Lustspiele. Von dem heißen, fast verzehrendem Athem der Leidenschaft, der uns aus ihrer Lyrik entgegenweht, ist so gut wie nichts in das Lustspiel übergegangen. „Mit dem Strome" ist eine durchaus unschuldige Benedixiade, die von einem hübschen Einfall ausgehend zu weit ausgedehnt ist und einen zu matten Puls hat, um einen ganzen Abend über leben zu können. Der Titel ist auf das unselbstständige Urtheil derjenigen jungen Leute zu beziehen, die sich dem Triumphzuge der am meisten gefeierten Schönheiten anschließen und die Frauen unbeachtet lassen, die still und verborgen sich entfalten. Die Handlung des Stückes besteht nun darin, daß einer romantischen Dame, Gabriele, die sich unglücklich fühlt, das Herz eines treulos gewordenen Geliebten durch einen Ritter zurückgewonnen wird, der für diesen Dienst die Hand der Schwester erhält. Das geschieht in einer etwas bunten Komödie in der Komödie, die auch einem sehr uninteressanten Gesandtschaftsattaché noch schnell zu einer Braut verhilft. Es fehlt dem Lustspiel nicht an kleinen gefälligen Detailzügen, wohl aber an ursprünglicher Erfindung und flotter Bewegung. Seine Einfachheit rührt nicht aus der Fülle sondern aus dem Mangel her. In jedem Falle tritt mit Marie von Ernest ein neues Talent für dramatisches Schaffen auf den Plan und wir halten unter den Vorzügen der Verfasserin ihre Jugend nicht für den geringsten, denn sie verspricht uns manche neue und hoffentlich gehaltvollere Gabe. Vor der Hand möge allerdings Marie von Ernest die Versicherungen derjenigen, die ihr gegenüber die Rolle kritischer Liebhaber spielen, nicht allzu ernst nehmen. Ihr Talent steckt noch in den Kinderschuhen und ist der Pflege und Wartung sehr bedürftig. Der schönen Sitte, den Frauen, auch wenn sie schriftstellern, die Höflichkeit zu erweisen, die wir dem ganzen Geschlecht darbringen, möchten wir auch dieses Mal folgen und das Beispiel jenes Ritters im „Rasenden Roland" nachahmen, der in den Kampf mit Bradamante nicht früher ging, als bis er sich von seinem Schwerte Balisarda getrennt und ein anderes schwächeres gewählt hatte, dem er die scharfe Seite abstumpfte.

Eugen Zabel.

Notizen.

Die neuere Nationalökonomie in ihren Hauptrichtungen auf historischer Grundlage und kritisch dargestellt von Dr. Moritz Meyer. 8. 165 S. Berlin 1880, Stuhr'sche Buchhdlg.

Die Gegensätze der Meinungen in dem staatlichen Leben unseres Volkes haben sich seit der großen „Steuerreform" des deutschen Reichs-

Digitized by Google

s fast mehr auf dem wirthschaftlichen als auf dem politischen bewegt. Freihandel und Schutzzoll, directe oder indirecte i, das waren die Schlagworte, mit welchen die Gegner sich be- n.

ese Thatsachen in Verbindung mit dem Streben unserer Zeit nach cisirung der Wissenschaft haben es bewirkt, daß in jüngster Zeit :en und umfassendere Werke aus dem Gebiete der National- ie auch bei dem Theile des Publicums Absatz gefunden haben, sonst eine eingehendere Beschäftigung mit den schwierigen Pro- des socialen Lebens ferner liegt. Und wer wollte leugnen, daß eine weitere Verbreitung nationalökonomischer Kenntnisse im e der Zukunft unseres Volkes im hohen Maße wünschenswerth :n muß. Hat doch gerade diese Wissenschaft, im Verein mit ihrer i Schwester, der Statistik, in unserem Jahrhundert stammenswerthe erzielt und ein zum Theil ganz neues Licht über die geheimen jeworfen, denen das Leben der Völker unterworfen ist.

:sem Streben, die Resultate der nationalökonomischen Forschung ßeren Publicum zugänglich zu machen, verdankt auch das Buch, der Gegenstand dieser Zeilen ist, seine Entstehung. Dr. Moritz Meyer hat sich die Aufgabe gestellt, die Entwickelung der national- ökonomischen Theorien von ihrem Gründer, dem großen Freihändler Adam Smith, bis auf die neuesten schutzzöllnerischen und freihändlerischen Streitfragen zur Besprechung zu bringen. Auch den neuesten Irrweg der socialen Theorien, die socialistischen und communistischen Doctrinen unserer Tage, hat der Verfasser mit in den Rahmen seiner Darstellung aufgenommen. Das Buch ist so, indem es auf eigene Fachuntersuchungen von vornherein verzichtete, mehr eine historische als eine nationalöko- nomische Leistung zu nennen. Als solche aber hat es ein unbestreitbares Verdienst, es führt den Leser in das eigentliche Wesen nationalökono- mischer Fragen, indem es die Genesis derselben vor seinen Augen klar darlegt. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt der von Knies und Roscher begründeten historisch-realistischen Schule und hat von diesem Gesichtspunkte aus die socialistischen und zum Theil auch die freihändle- rischen und manchesterlichen Ideen der Gegenwart und Vergangenheit zu widerlegen gesucht, ohne doch den großen Errungenschaften eines Adam Smith und seiner Schule die ihnen gebührende Anerkennung zu versagen. Mit Recht hebt er hervor, daß Adam Smith sehr weit von der Laissez-faire-Theorie seiner angeblichen Nachfolger, der eigent- lichen Manchesterpartei, entfernt gewesen ist, daß sein freihändlerischer Standpunkt ein wesentlich gemäßigterer war, als der der späteren, ins Extreme fortgebildeten Schulen. Die Ideen von Adam Smith sind es, auf welchen die freisinnigen wirthschaftlichen Reformen der Stein- Hardenberg'schen Periode beruhten. Diese glänzende Periode preußischer Wirthschafts- und Verwaltungspolitik, zum Theil auf Grund der erst neuerdings von Leopold von Ranke herausgegebenen Denkwürdigkeiten Hardenbergs, in ein klares Licht gestellt zu haben, ist eins der wesent- lichsten Verdienste des Meyer'schen Buches. Hier hat er neben seinen nationalökonomischen Kenntnissen eine eigenthümliche Gabe lichtvoller, historischer Darstellung bekundet.

Weniger gelungen ist seine Widerlegung der socialistischen Doctrinen, gegen welche neuere Nationalökonomen, in neuester Zeit vor Allem Walcker, weit bessere Argumente beigebracht haben als der Verfasser. Dem Umstande, daß Meyer die Schriften dieses letztgenannten Forschers nicht genügend gewürdigt, ist es wohl auch zuzuschreiben, daß seine Dar- stellung der Heilmittel gegen die socialdemokratischen Umsturzbestrebungen dürftiger ausgefallen sind. Nur auf die Erziehung der Jugend hat er nachdrücklich hingewiesen und in dieser Beziehung England als Muster aufgestellt, wo in mehr als 4000 Schulen die Nationalökonomie als Lehrgegenstand aufgenommen worden ist. Es gibt aber außer diesen idealen, deren Wichtigkeit wir keineswegs unterschätzen, auch reale und materielle Mittel gegen die sociale Krankheit, und ohne deren Anwen- dung werden wir diesen Krebsschaden unserer modernen Cultur nicht beseitigen. Auf sie hätte der Verfasser mehr Gewicht legen können.

Von diesen Ausstellungen abgesehen, ist das Buch zur Orientirung auf diesem Gebiet für jeden Nichtfachmann zu empfehlen.

G. W.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, 2. September 1880.

Geehrte Redaction!

In dem Aufsatze: „Aus der Werkstatt des Genius" (Nr. 35) wird erzählt, daß Paul Morphy vier gleichzeitige Schachpartien blindlings geführt habe und daß Paulsen es auf deren zehn bis zwölf gebracht haben soll.

Thatsache ist, daß Morphy acht und Paulsen zwölf Partien zu wiederholten Malen blindlings gespielt haben. Ja, die meisten der jetzt lebenden Blindlingsspieler scheuen vor dem Dutzend nicht, so Emil Schallopp, Präsident der Berliner Schachgesellschaft; Fritz Riemann, der geniale Schüler Anderssens; der Engländer Blackburne; Alex. Fritz aus Darmstadt u. A. m. Diese Meister spielen zwölf Partien ohne Ansicht des Bretts und der Figuren (und natürlich ohne einen einzigen Zug schriftlich zu notiren) nicht nur correct, sondern auch zuweilen in höchst elegantem Stile. Und nach Beendigung der Production kommt es ihnen nicht darauf an, sämmtliche Züge einer oder mehrerer Partien aus dem Kopfe zu recapituliren.

Meister des Schachspiels behalten den Gang von Partien auf Wochen und Monate.

Das wunderbarste Beispiel von Vorstellungskraft der Schachspieler liefert jedoch jener blinde Problemcomponist (dessen Name mir entfallen ist, von dem ein Erzeugniß vor wenigen Jahren in „Ueber Land und Meer" veröffentlicht wurde). Wem es wiederholt gelungen ist, die verwickelten Aufgaben eines Anderssen, Loyd, Beyer u. A. am Brett oder vom Papier zu lösen, der kann ermessen, welche Vorstellungskraft dazu gehört, ein Schachproblem ohne Ansicht der 64 Felder und der Figuren zu componiren!

Hochachtungsvoll

B. L.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Gachard, M. Histoire de la Belgique. 8. XI u. 607 S. Brüssel 1880, C. Muquardt. Subscriptionspreis 7 Frcs. 50 C.

Gervais, Ed., Dr. „Der Nuntius kommt", Lustspiel. — „Ein Regen- schirm als Eheprocurator", Lustspiel. — „Die Brüder", Schauspiel. — „Galileo Galilei", Trauerspiel. Leipzig 1880, Commissions- verlag von J. H. Webel.

Grosse, H., Dr. Die Pädagogik und die Stenographie. 2. Aufl. 95 S. und 6 lithographische Tafeln. 8. Berlin 1879, Fr. Schulze. 1. —

Scientific transcendentalism by D. M. 8. 113 S. London 1880, Williams and Norgate.

Schalk-Kalender für 1881. 1. Jahrg. Herausgegeben von Ernst Eckstein. kl. 8. 92 S. Leipzig, Fr. Thiel. 1. —

Taine, H. Geschichte der englischen Literatur. Autorisirte deutsche Ausgabe. III. Bd. Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. phil. Gustav Gerth. 8. 557 S. Leipzig 1880, Ernst Julius Günther Nachf.

ten Dornkaat Koolmann, J. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 10. Heft Jök—Klatern. 8. Norden 1880, Herm. Braams.

Warneck, F. S., Dr. Ehret die Frauen. Beiträge zum modernen Culturleben der Frauenwelt. kl. 8. 219 S. Mitau 1880, E. Behre.

Zardo, Antonio. Liriche tedesche. Recate in versi italiani. 8. 306 S. Padova 1880, Angelo Draghi.

Berichtigung.

In Nr. 36, Artikel von L. Pietsch, „Marroco ꝛc.", S. 157, 2. Spalte, Zeile 27 von oben lies „ungeschminktesten" statt „ein- geschränktesten"; S. 158, 1. Spalte, Zeile 31 von oben lies „nie" statt „nur".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Maria von Schottland.

Schauspiel in 5 Acten

von

Fritz Dannemann.

7 Bogen. kl. 8. Velin. Preis elegant broschirt 2 *M.*, elegant gebunden mit Goldschnitt 3 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bremen im August 1880.

W. H. Hollmann.

Verlag v. **C. A. Schwetschke & Sohn** (M. Bruhn) in **Braunschweig.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Fünfter Band.

Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts.

Erste Abtheilung.

Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I.

Preis 8 *M.* 60 *Pf.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Roma Capitale.

Römische Lebens- und Landschaftsbilder

von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 *M.* Geb. 7 *M.*

Kleinpaul's „Roma Capitale" entrollt Bilder aus Rom und der Campagna, die ähnlich wie Gregorovius' classische Schilderungen Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte Italiens auf das anmuthigste miteinander verknüpfen. Sowohl als Erinnerung an die Ewige Stadt wie als kundiger Begleiter durch Rom und nicht minder als geist- und poesievolle Lektüre wird das Buch sich bald Anerkennung und Gunst erwerben.

Reorg. **Technikum Buxtehude** (b. Hamburg.) Baugewerk-, Mühlen-, und Maschinenbau-, Tischler-, Maler- u. Architekturschule. Wiss. Meister- u. Dipl.-Prfg. Programme gratis d. d. Dir. Hittenkofer.

Lebensgroße Portraits

(Oelfarbe oder Kreide)

liefert nach jeder eingesandten Photogr. oder Daguerreotypie das in großem Maßstabe errichtete, mit Sonnenvergrößerung arbeitende, seit 12 Jahren in Leipzig bestehende Maleratelier von **O. Krötzsch.** — Für Güte wird garantirt, Honorartabelle versandt, Vertreter im In- und Auslande gesucht.

Weihnachtsaufträge sind zu beschleunigen.

Bekanntmachung.

Im Töchterinstitut (Pension und Schule) sind noch einige Plätze zu besetzen. Anmeldungen zum 1. Octbr. d. J. sind schleunigst an die unterzeichnete Stelle zu richten. Pensionspreis 450 *M.* p. a., Schulgeld von 72 bis 90 *M.* p. a. Aufnahme auswärtiger Schülerinnen kann jederzeit erfolgen.

Apolda in Thüringen August 1880.

Die Direction

Emil Wolff.

Central-Hôtel Berlin.

Friedrichstrasse, gegenüber dem Stadtbahnhof, nahe den Linden.

500 comfortable Schlafzimmer und Salons, grosse Fest- und Speisesäle und reich decorirter Wintergarten für 2000 Personen mit täglichen Concerten. Vier Personen- und Gepäck-Aufzüge. Post- und Telegraphenbureau und Verkauf von Eisenbahnbillets im Hôtel.

Ed. Strub, Director.

Das Hôtel ist seit 1. September eröffnet.

Table d'hôtes um 1½ Uhr 3 Mark, um 4½ Uhr 4 Mark ohne Wein.

Wegen Eröffnung der Festsäle und des Wintergartens wird im Laufe des September eine besondere Bekanntmachung erfolgen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

W. Assmann's

Geschichte des Mittelalters, von 375—1492.

Zur Förderung des Quellenstudiums, für Studirende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete.

Zweite umgearbeitete Auflage

von

Dr. **Ernst Meyer.**

(Zugleich als zweiter Theil zu Assmann's Handbuch der allgemeinen Geschichte.)

Erste Abtheilung. In zwei Lieferungen. gr. 8. geh. Preis zus. 7 *M.* 20 *Pf.*

Zweite Abtheilung. In zwei Lieferungen. gr. 8. geh. Preis zus. 8 *M.*

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

In etwa 14 Tagen erscheint Band I (Preis ca. 20 *M.*) vom

Illustr. Konversations-Lexikon der Gegenwart.

Komplet in 2 Bänden.

Mit ca. 1500 Abbildungen, 20—25 werthvollen Extrabeigaben, bestehend aus: Tonbildern, vergleichenden Zusammenstellungen verwandter Gegenstände, Porträtsgruppenbildern, Karten 2c.

— **Auch in einzelnen Heften 50 *Pf.* zu beziehen.** —

Soeben wurde vollständig:

O. v. Leixner, Illustr. Geschichte des deutschen Schriftthums.

Zwei Bände.

Geheftet 14 *M.*; elegant gebunden 18 *M.*

Ausführliche Prospecte über vorgenannte Werke sind gratis zu haben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Das Oberammergauer Passionsspiel

in seiner ältesten Gestalt

zum ersten Male herausgegeben

von

August Hartmann.

8. 1880. Broschirt n. *M.* 6.— geb. n. *M.* 7.25.

Volksschauspiele.

In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt

von

August Hartmann.

Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet

von **Hyacinth Abele.**

gr. 8. 1880. In Pappband n. *M.* 15.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszt's

Gesammelte Schriften.

Autorisirte Ausgabe. Band I. gr. 8. Velin. Brosch. Subskr.-Pr. *M.* 6.— Eleg. geb. *M.* 7.50. A. u. d. T.: **Fr. Chopin von F. Liszt.** Frei ins Deutsche übertragen von La Mara.

Franz Liszt's geistsprühende Schriften, zumeist in französischen Zeitschriften verstreut, sind bisher dem deutschen Publikum fast unzugängig gewesen. Mit der von La Mara übertragenen deutschen Ausgabe des „Chopin", eines in seiner Eigenart unvergleichlichen Werkes, wird die von L. Ramann herausgegebene auf etwa 5 Bände berechnete Sammlung eröffnet. Die Ausstattung wird der edlen Sprache des Inhalts entsprechen.

Alle Buch- und Musikalienhandlungen nehmen Subskription an.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. H. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 18. September 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Ministerium Taaffe und die galizische Kaiserreise. Von Walter Rogge. — Ueber Auswanderung. Von C. Schlaeger. — **Literatur und Kunst:** Das Urbild von J. J. Rousseaus Julie. Von Hans Morning. — Die angebliche Blaublindheit der Urvölker. Von Julius Stinde. — Poeten wider Willen. Von Hermann Schults. — Ein Aufstieg zu den Kreuzblumen der Kölner Domthürme. Von A. Döring. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Theatern. Von Carl Grodbeck. — Inserate.

Das Ministerium Taaffe und die galizische Kaiserreise.

Die hohe Bedeutung der Reise, die Kaiser Franz Joseph durch Galizien und die Bukowina unternommen hat, tritt am schärfsten hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie zweimal vertagt ward. Genau vor zwölf Jahren unter dem Bürgerministerium waren bereits die Reisemarschälle für die beiden Majestäten ernannt und viele Triumphpforten längs der Route errichtet, als die Absage ganz plötzlich erfolgte. Die Stimmung des eben versammelten Lemberger Landtages, der gleichzeitig die, Galizien außerhalb der Verfassung stellende Resolution beschlossen, war derartig, daß der Aufenthalt des Kaisers in Krakau sich unfehlbar und unabwendbar zu einer stürmischen Kundgebung gegen den Czaren zugespitzt hätte, der gerade in Warschau weilte. Andrassy, damals noch ungarischer Ministerpräsident, hätte den Kaiser nach Warschau begleiten sollen. Galizien ist ja von Maria Theresia auf den Rechtstitel hin erworben, daß Ludwig der Große von Ungarn einst auch die Krone der Jagellonen getragen; der Ruf nach Annexion des Landes an die Stephanskrone war ein Hauptgravamen der Preßburger Stände während der dreißiger Jahre; ein Blick auf die Karte lehrt, daß das Königreich geographisch und militärisch nach Ungarn gravitirt. Gar hell und lustig wäre dann von Krakau nach Warschau der Doppelruf: „noch ist Polen nicht verloren" und „Revanche für Vilagos" hinübergeschallt. Auch nahm Alexander II. die Sache sehr ernst. „Eine militärische Inspectionsreise würde ich verstanden haben; eine politische Demonstration hätte mich kaum gleichgültig gefunden," sagte er zu dem Prinzen Thurn und Taxis, der ihn im Namen Franz Josephs in der Hauptstadt Congreßpolens begrüßte — Worte, denen Smolka in seinen Briefen über jene Zeit eine unmögliche brutale Form zu geben beliebte. Sieben Jahre darauf unter dem Ministerium Auersperg sollte der Kaiser abermals im Herbste 1875 durch Galizien zur Eröffnung der neuen Universität in Czernowitz reisen. Auch das unterblieb: „die Frühjahrsreise durch Dalmatien hatte die kaiserliche Privatchatoulle zu sehr angegriffen, als daß weitere Ausflüge gestattet gewesen wären," wie Se. Maj. selbst lachend der Deputation aus der Bukowina gestand. Es war am Horizonte eben die Wolke mit dem „Bischen Herzegowina" aufgetaucht, und so sollte Alles vermieden werden, was irgend die Eintracht der drei Kaiserhöfe hätte stören mögen. Jetzt unter dem Ministerium Taaffe findet die Kaiserreise statt, ohne daß man sagen könnte, die Petersburger Regierung betrachte sie irgendwie mit weniger argwöhnischen Blicken: das ist genug. Nicht der Czar, nicht ein Großfürst, einfach der Generalgouverneur von Warschau ist zur Begrüßung des Kaisers nach Krakau gekommen, und viel früher, als man allgemein erwartet, kehrte Graf Albedinsky nach Hause zurück. Hatte man doch auch östreichischer Seits durchaus kein Bedacht darauf genommen, die Kaiserreise für Rußland weniger unliebsam zu machen. Im Gegentheil, ein in Deutschland wenig beachtetes Symptom wird an der Newa nicht unbemerkt geblieben sein, da es stark an die Constellation von 1868 erinnert. Unmittelbar vor der Abfahrt des Kaisers kam Tisza nach Wien und, in Folge einer Audienz des ungarischen Conseilpräsidenten, ward im letzten Augenblicke das bereits veröffentlichte Programm dahin abgeändert, daß zwischen die galizischen und die späteren Manöver um Fünfkirchen ein mehrtägiger Aufenthalt in Gödöllö, dem ungarischen Hietzing bei Pest, und in dem alten Königsschlosse des Matthias Corvinus zu Ofen eingeschoben wurde. So wird Budapest zum Mittelpunkte der ganzen Kaiserreise mit allen ihren Ausstrahlungen erhoben, wie ja auch schon in Ostgalizien mit den dortliegenden Regimentern die Garnisonstruppen der nächstliegenden Festungen Ungarns concentrirt waren.

Soll nun damit gesagt sein, daß mit der galizischen Kaiserreise ein ähnlicher Trumpf gegen Rußland ausgespielt wäre, wie mit der dalmatinischen gegen die Türkei, und daß Oestreich wie Europa sich auf ähnliche Folgen gefaßt zu machen hätten? Ganz gewiß nicht! Aber darin hat die Lemberger „Gazeta Narodowa" recht: ist die Reise keine Kriegsouverture, so ist sie noch viel weniger eine Friedenssymphonie; offenbar kam der Kaiser nicht nach Galizien, um die Bande der Freundschaft mit Rußland enger zu schließen; und die Absicht, die Bevölkerung Congreßpolens zur Anhänglichkeit an den Czaren anzuspornen, lag dem Versprechen, die Wawelburg zu restauriren, auch nicht zu Grunde. Selbstverständlich denkt in Oestreich Niemand an einen Angriff auf Rußland, wie vor fünf Jahren an einen Einfall in die Türkei; alle Mittel der Abwehr aber will Oestreich sicherlich zusammenfassen, seitdem Gortschakoff im Bunde mit Gladstone an der Zerreißung des Berliner Vertrages und an der Herstellung des Ignatieff'schen Großbulgarien arbeitet, wie der Friede von San Stefano es geschaffen. Die Diversion ist nicht so übel ausgesonnen: läßt du deine Minen zwischen Donau und Balkan fliegen, so lege ich die Lunte an die meinen in Galizien und Polen. Der Sohn des Kaisers Nikolaus, der einst trotzig erklärte, nie werde er constitutionelle Versammlungen „à ses flancs" in Wien und Berlin dulden, weiß nur zu gut, was es auf sich hat, wenn nun gar in Lemberg ein polnisches Parlament tagt, dessen Kory-

Digitized by Google

phäen zugleich im Wiener Reichsrathe eine Ausschlag gebende Stimme führen und ihren Einfluß in der Hofburg geltend machen; wenn die Blicke aller Polen sich auf das restaurirte Königsschloß in Krakau richten als auf das weithin leuchtende Symbol des „neuen geistigen polnischen Lebens, dem Oestreich in Galizien einen Herd geschaffen", wie Stadtpräsident Zyblikiewicz zum Kaiser sagte. Allerdings aber sind wir hier auch bei der Kehrseite der Medaille angelangt. „Kriege zur Eroberung einer Provinz sind schon oft dagewesen; ein Krieg aber, um im Falle des Sieges ein Land zu verlieren wäre in der That ein Unicum" — das war die einzige Bemerkung, womit Franz Joseph bei der Insurrection von 1863 den Einfall abfertigte, ob Oestreich nicht von der diplomatischen Intervention mit den Westmächten auch zur bewaffneten Mediation zu Gunsten der Polen übergehen solle. Wohl illustrirte damals Graf Rechberg als Minister des Auswärtigen Oestreichs eigenthümliche Stellung in Galizien dadurch: „Die Russen fürchten wir nicht, da brauchen wir nur die Polen loszulassen; und wachsen uns die «Herren» über den Kopf, so fechten die Ruthenen und die masurischen Bauern unsere Sache ganz allein aus." Das sind jene, in der Theorie sehr radicalen Anläufe, welche die Staatskanzlei am Ballplatze in Wien bisweilen liebt, hinter denen aber die Praxis gewaltig nachhinkt. Der erste Satz ist eine offenkundige Renommage: vielmehr hat Baron Haymerle allen Grund, in Friedrichsruh genaue Erkundigungen einzuziehen, bis wie weit Oestreich seine Protection der Polen treiben darf, ohne auch die Zweikaiserallianz zu gefährden. Die blutigen Metzeleien von 1846 aber kann das constitutionelle Oestreich auch nicht einmal wiederholen wollen, ohne Talleyrands Wort: C'est pire qu'un crime, c'est une faute" zur vollen Wahrheit zu machen. Man denke nur an den Triumph Gladstones, wenn ihm Gelegenheit geboten würde, als Revanche für den Brief, den er an Karolyi schreiben mußte, eine neue Serie von „atrocity meetings" insceniren zu können, und zwar diesmal nicht gegen den „unspeakable Turk".

Auch dem Grafen Taaffe am Judenplatze dürfte sich für jene Zwecke der inneren Politik, die bei der galizischen Kaiserreise ins Auge gefaßt wurden, diese letztere kaum als ein weniger zweischneidiges Schwert erweisen. Allerdings ward Andrassys Orientaction dadurch nicht um eines Haares Breite von ihrer Linie abgedrängt, daß die beiden Parlamente in Pest und Wien mit seltener Einmüthigkeit sich dagegen stemmten. So wird auch die tiefe Verstimmung, die Czechen und Feudale über die, polnischer Seits so bejubelte Erkaltung der Beziehungen zu Rußland an den Tag legen, die Thatkraft nach außen nicht beeinflussen, die zuletzt doch auf der Armee beruht. Aber eine neue Divergenz zwischen den beiden Hauptstützen des Regimentes Taaffe ist denn doch geschaffen. Die erste beruht nicht etwa darin, daß die Polen weniger bereit wären, jede Zumuthung der feudalen und kirchlichen Reaction für nationale Concessionen zu unterstützen, als die Czechen — bewahre! sie basirt auf den „polnischen Wirthschaftsforderungen", die natürlich unter dem Landsmann-Finanzminister die erste Rolle spielen und von denen die Sistirung der Grundsteuerreform obenan steht — eine Zumuthung, die Böhmen um eine Steuerentlastung von ein paar Millionen jährlich bringen würde, blos damit die Slachzizen ihre Exemtionsprivilegien in gleicher Höhe beibehalten. Nun ist man in Oestreich gewohnt, ja durch Metternich ist es förmlich zum System erhoben worden, die innere Politik ganz nach dem Muster der auswärtigen zu behandeln, wobei die verschiedenen Stämme die Felder des diplomatischen Schachbretts bilden. Das webt und wirkt so durcheinander, daß es oft gar nicht leicht zu ergründen ist, ob bei irgend einer Haupt- und Staatsaction das primum agens in den Bedürfnissen der inneren oder der äußeren Politik zu suchen ist. So hat im Laufe eines Jahrzehntes zweimal eine intime Annäherung an Deutschland zu einem Versuche, Oestreich auf die slavische Basis zu stellen, geführt. Kaum hatte Beust die ihm aus Versailles entgegengestreckte Hand Bismarcks angenommen, da saß auch schon Hohenwart im Sattel; und ehe die Tinte auf den Wiener September-Abmachungen noch trocken war, begann das Ministerium Taaffe seine Ausgleichscampagne an der Spitze der Czechen, Polen und Slovenen. Wie kommt das? Vielleicht, daß in den maßgebenden Kreisen die Neigung zur politischen und insbesondere zur kirchlichen Reaction die Hauptsache ist und daß man der am rückhaltlosesten fröhnen zu können glaubt, sobald man den Rücken nach außen hin gedeckt weiß. Diese Reaction aber marschirt in Oestreich immer unter nationalem Fähnlein auf; die Feudalen und Prälaten treten allemal am sichersten auf, wenn sie sich als Ziffern vor die Massen der nationalen Nullen stellen. Wir entsinnen uns noch sehr wohl eines wehmüthig-resignirten Artikels der „Kreuzzeitung" aus den Tagen der Belcredi'schen Sistirungsaera, der mit förmlichem Neide nach Wien hinüberblickte, weil man dort in dem Nationalitätenzwiste die Handhabe zu einer weit ausgibigeren und fester begründeten Contrerevolution besitze, als in irgend einem anderen Staate des Continentes.

Mag aber nun die Kaiserreise ihren Ursprung in erster Linie Combinationen verdanken, die in das Bereich der inneren oder der auswärtigen Politik gehören, die Ziele, die Graf Taaffe speciell verfolgt, liegen jedenfalls klar genug vor. Es sollen durch das persönliche Eingreifen des Monarchen die Polen so unmittelbar an die Regierung gefesselt werden, daß sie während der bevorstehenden Session gewissermaßen jene Mittelpartei abgeben, mit deren Bildung das Ministerium sich seit Jahr und Tag vergeblich abgequält hat. Der Polenclub, mit seinen speciellen Anliegen gesättigt und befriedigt, soll fortan dem Kabinet nicht blos, im Vereine mit den Czechofeudalen und mit den Clerikalen unter Hohenwart, die Verfassungspartei niedervotiren, er soll auch mit der Linken zusammen die ganz unausbleiblichen Anläufe der beiden anderen föderalistischen Clubs abwehren helfen, auf den Trümmern der Aera Taaffe die Fundamentalartikel und das Concordat zu proclamiren. Ist das gelungen? Der Monarch hat gethan, was in seinen Kräften stand, um seinem Minister unter die Arme zu greifen, das ist gewiß. Der Umschwung in der Stellung hervorragender polnischer Capacitäten zum Hofe ist kaum weniger bedeutsam, als das nach Wiederherstellung der ungarischen Verfassung bezüglich magyarischer Cavaliere der Fall war. Wurde 1867 Andrassy, dessen Namen anderthalb Jahrzehnte früher der Scharfrichter in Ofen an den Galgen geschlagen, ungarischer Ministerpräsident, so führte im erbländischen Conseil heute während Taaffes Urlaub Ziemialkowski den Vorsitz. Er ward im Vormärz nach vierjähriger Untersuchungshaft zum Tode verurtheilt; dann 1848 begnadigt, hatte er wieder drei Jahre abzusitzen, die ihm das Kriegsgericht gelegentlich der Insurrection von 1863 zuerkannt. Smolka begrüßte der Kaiser als alten Bekannten von Olmütz her, wohin derselbe vor 32 Jahren die Deputation des Kremsierer Reichstages mit der Gratulationsadresse zur Thronbesteigung Franz Josephs geführt; dieselbe war dort, ebenso wie ihr Haupt Smolka, der bei Hofe nicht anders hieß als „der Präsident der Revolution", mit den unverholensten Zeichen der Ungnade empfangen worden, so zwar, daß der jugendliche Herrscher sich nicht einmal die Mitglieder der Deputation vorstellen ließ. Dr. Zyblikiewicz freilich, der als Stadtpräsident oder Bürgermeister von Krakau die Honneurs bei den Festlichkeiten zu machen hatte, ist in kirchlichen wie in weltlichen Dingen ein hartgesottener Reactionär, schon weil er als Advokat sein Vermögen durch die Vertretung jener Krakauer Feudalen erworben, die dem Polenclub im Landtage wie im Reichsrathe Tendenz und Richtung geben, die Taktik vorzeichnen, ja selbst den Namen gaben. Aber er ist auch ein patriotischer Heißsporn, schon, gleich so vielen seiner Landsleute, um auf nationalem Gebiete hereinzubringen, was er gegen den liberalen Nimbus sündigt, den sein Volk sich immer noch, in krassem Widerspruche mit allen Thatsachen, so gern gibt. Erzählt man doch, er habe den Kaiser vor dem Balle nur bis zur Stiege geleitet und sich dann mit den Worten empfohlen: „Majestät werden schon entschuldigen; aber ich bin hier Gast-

Digitized by Google

geber und muß zu meinen Gästen zurück!" Der ganze Windischgrätz, der einst dem Großfürsten Constantin auf die ärgerliche Bemerkung: „Mir scheint, Sie spielen den grand seigneur!" in aller Seelenruhe erwiderte: „Den spiel' ich nicht; der bin ich!" Noch schärfere Gegensätze vereinen sich in der Person des Fürsten Adam Sapieha, der bei seinen Landsleuten der „rothe Prinz" heißt, weil er selbst das Bündniß mit der Straßendemagogie Lembergs nicht verschmäht hat, um den Landtag zu den schärfsten Kundgebungen gegen Oestreich einzuschüchtern. Auch führte er 1863 Langiewicz eine Schaar Freiwilliger zu Hülfe, die hart an der Grenze bei Wadojewice von den Russen zersprengt ward; der Prinz selber, der damals 35 Jahre zählte, wurde bei seiner Flucht in Lemberg eingesperrt, entfloh aber aus dem Gefängnisse. Seit zwei Jahren vertritt Fürst Adam, nach dem Tode seines Vaters Leo, die Familie im Herrenhause. Fürst Leo war galizischer Landesmarschall; mußte jedoch diese Würde 1875 niederlegen, weil er in dem Processe Ofenheim compromittirt war, so daß der Hof ihn bei der damals projectirten Kaiserreise nicht mit dem Empfange Sr. Maj. betrauen mochte. Daß übrigens die „Röthe" eines polnischen „Patrioten" ihn niemals nur im geringsten geniert, mit „weißen Jacobinern" und mit Jesuiten aller Art gemeinsame Sache zu machen, bedarf doch wahrlich auch für den Naivsten keiner Auseinandersetzung mehr.

Wenn nun dieser Fürst Sapieha, heute auch schon ein ruhigerer Mann von 52 Jahren, sich der Presse gegenüber zum Dolmetsch der Stimmung aufgeworfen, welche die Kaiserreise in Wahrheit bei den Polen zurückgelassen, so kann man sich darauf verlassen, daß das die Temperatur ist, die, wenn noch nicht heute, doch binnen ganz kurzer Frist in Galizien herrschen wird. Pulsirt die polnische Blutwelle einmal erst rascher, dann ist es auch immer die radicalste Richtung des Patriotismus, die den Sieg davon trägt. „Alles oder Nichts" war 1831 die Losung der Warschauer Regierung, als Guizot durch den General Sebastiani Fühlung mit ihr suchte; wir fürchten, es wird heute ebenso sein. Darin aber, daß die Polen nichts weniger als befriedigt sind, sondern Alles was ihnen die Kaiserreise gebracht, nur als die Anweisung auf eine nahe Zukunft betrachten, in der auch das Unerreichbare ihnen von selber in den Schoß fallen muß, liegt die Gefährlichkeit der Kaiserreise, auch für den Operationsplan des Grafen Taaffe. Gewiß, der Kaiser hat es an Warnungszurufen vor Utopien nicht fehlen lassen. „Uneigennützige" Hingabe an das Reich verlangte er, was ebenso gut den „polnischen Wirthschaftsforderungen" gelten mochte, wie der kühnen Idee, Oestreich als Hebel zur Wiederherstellung des Jagellonenreiches zu verwenden. In keiner officiellen Anrede bediente sich der Monarch einer anderen Sprache als des Deutschen, was einen um so grelleren Contrast zu dem fließenden Polnisch bildete, worin er mit Bauern und Soldaten conversirte. Ja, als der Führer der Adelsdeputation Graf Popiel vom „polnischen Adel" sprach, erwiderte Se. Maj. mit scharfer Betonung „der Adel des Landes Galizien". Allein das wird heute überhört; Krakau fühlt sich nur als Zukunfts-Krönungs- und Königsstadt, seitdem die Restauration der Wawelburg beschlossene Thatsache ist. Wenn sich nun zeigt, daß die Winke in den Reden des Monarchen genau so ernst gemeint sind, wie sie verständlich waren, wer bürgt dafür, daß dann nicht der Katzenjammer größer ist, als vorher der Begeisterungstaumel? Aus einem solchen Rausche einen Polen durch Gründe aufschrecken wollen, ehe die Facten es thun, hieße Mohren weiß waschen! Der genaueste Kenner von Land und Leuten, der langjährige Statthaltereileiter Galiziens, Possinger von Choborski, sagte einmal: „In Zeiten der Aufregung ist der Pole einfach unfähig, über einen Vorgang als Ohren- und Augenzeuge nüchtern und klar zu berichten; da heißt es, satteln oder anspannen lassen und selber zusehen." Brachte es doch der schwarzgelbste aller Polen, Graf Goluchowski, fertig, 1868 als Statthalter den Landtag zu ermahnen: „Wir stehen hier als ein Theil Polens; und einen föderativen Organismus schaffen, das hieße unserer zwar nebelhaften, aber doch immerhin möglichen Zukunft den Weg verrammeln." Damals regierte ein verfassungstreues Ministerium, und die Kaiserreise fand nicht statt: heute verfügen die Polen über zwei Stellen im Kabinet und geben im Parlamente den Ausschlag für die Majorität. Ihre Zufriedenheit hat sich bis zur Begeisterung gesteigert: ob aber dadurch ihre Neigung, sich als „ein Theil Polens" zu fühlen und sich den Weg aus Oestreich ins alte Jagellonenreich hinein nicht „zu verrammeln", nicht eher gestärkt als geschwächt sein mag?

Fürst Sapieha sagt rund heraus, was seine Landsleute wollen. „Wir gehen mit den Czechofeudalen und mit Hohenwarts ultramontaner Rechtspartei jetzt erst recht durch Dick und Dünn, — meint dieser „rothe Prinz" — „haben sie uns in der vorigen Session ausgenutzt zu Sprachen-Zwangsverordnungen gegen die Deutschen und zur Unterwühlung der liberalen Schulgesetzgebung, so werden jetzt wir es sein, die unter dem Landsmann-Finanzminister Dunajewski ihre Allianz zu Gunsten der polnischen Wirthschaftsforderungen exploitiren." Galizien materiell consolidirend durch Steuerentlastungen und durch Bahnbauten, die das Reich zahlt, die Polen allein jedoch, sogar mit Ausschluß aller ruthenischen Elemente, verwalten; mächtig im Rathe des Kaisers und bei Hofe; im Reichsrathe den Ausschlag gebend; als Rückendeckung zu Hause den Lemberger Landtag mit den Allüren eines Parlaments: so glauben die Polen die Stunde, wo sie die Consequenzen der Kaiserreise in ihrem Sinne ziehen mögen, erwarten, auch wohl beschleunigen zu können. Es liegt in diesem Raisonnement Sapiehas, das für die Politik seiner Landsleute typisch ist, ein Egoismus von wahrhaft unergründlicher Rücksichtslosigkeit. Die Polen werden durch die Handlangerdienste, die sie der clerikal-feudalen Contrerevolution leisten, dafür zahlen, daß der „Schwabe" das Geld zum Unterhalte der vielen Soldaten steuert, die sie selber mit vollen Händen bewilligen, weil ja Oestreich bei der Wiederherstellung des Jagellonenreiches Hebammendienste leisten muß. Nun, daß diese Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist wohl gesorgt. Der circulus vitiosus rächt sich allemal. Man darf im Bunde mit Deutschland nicht deutschfeindliche Politik im Innern treiben. Wenn aber die Officiösen triumphirend in alle Welt telegraphiren, Sapieha habe constatirt, daß die Polen auch in der nächsten Session zu den Czechen halten werden, so begreifen wir vollkommen, daß dadurch das Ministerium Taaffe neuerdings consolidirt ist . . . ob aber auch die Monarchie? „Das ist ein anderes Kapitel und steht in einem anderen Buch!"

Walter Rogge.

Ueber Auswanderung.

Von E. Schlaeger.

Wie das Meer nur deswegen ewig rein und frisch bleibt, weil es auf wie unter der Oberfläche ewig in Bewegung, wie in ihm Riesenströmungen in nördlicher wie südlicher Richtung fortwährend beschäftigt sind, die eigene Temperatur und das Klima ganzer Erdtheile auszugleichen und zu beeinflussen, so hängt auch die Gesundheit und die Entwicklung der Völker von den Strömungen ab, welche sie mit einander anregend und ausgleichend verbinden und den Stillstand, die Versumpfung verhindern. Als die wichtigste dieser Strömungen erscheint die Auswanderung, welche nicht allein dem neuen Lande neues Blut und neue Kräfte bringt, sondern auch auf das Heimatland Rückwirkungen ausübt, deren Gewalt nur deshalb nicht gleich in ihrer vollen Bedeutung erkannt wird, weil sie erst nach einer Reihe von Jahren sich für die Menge klar herausstellt und fühlbar macht. Die ersten Culturvölker aller Zeiten sind das Produkt der Auswanderung gewesen. Die Griechen waren in Griechenland nicht zu Hause, sie waren von Norden her eingewandert. Indem sie die vorgefundenen asiatischen und ägyptischen Bildungselemente der Ureinwohner in sich aufnahmen, erhoben und verwandelten sie

*

Digitized by Google

dieselben in etwas Neues, Eigenes, Unvergängliches. Die Gründer Roms waren Einwanderer, und gerade das Verschiedenartige ihrer Bestandtheile, die hundertjährigen Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern brachten jene höchste Anspannung und Großheit zuwege, welche die Herrschaft über den damaligen Weltkreis rasch genug sich vorsetzte und erreichte. Das in seinen Folgen bis auf die Gegenwart wirkende bedeutendste Ereigniß des 17. Jahrhunderts war die Landung der Mayflower und ihrer puritanischen Auswanderer an der felsigen Küste von Massachusetts am 22. Dezember 1620. Theodore Parker, der große Redner und Abolitionist der 50er Jahre in Boston, stand nicht an, jenen Tag als den Beginn einer der vier Hauptepochen zu bezeichnen, in welche nach ihm die Geschichte der letzten 1800 Jahre zerfällt. Seit den letzten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts endlich hat der Strom der neue Heimstätten suchenden Massen einen solchen Umfang gewonnen, daß man von einer neuen, aber friedlichen Völkerwanderung sprechen kann, deren weltgeschichtliche Bedeutung sich schon jetzt geltend macht und die in nicht ferner Zeit ihrer gewaltigen und vergewaltigenden Vorgängerin vom 3.—5. Jahrhundert sich zur Seite stellen wird. Die im Jahr 1854 die Zahl von mehr als 400,000 Köpfen erreichende Hochfluth der europäischen Auswanderung bildet einen bezeichnenden Gegensatz als Cultureroberer zu jener Brandung der Barbaren gegen die Trajanswälle im alten Dacien, gegen welche die byzantinischen Kaiser die klassische Cultur in Schlachten vertheidigten, deren Todte nicht selten mehr als Einmalhunderttausend zählten. — Das klassische Alterthum kennt allerdings auch schon eine der heutigen ähnliche Auswanderung, in der Form der Colonien. Das griechische Mutterland wie ein mächtiger Banianenbaum breitete an der Küste Kleinasiens und Italiens seine Setzlinge aus, die rasch zu selbstständigen Bäumen aufwuchsen, manche darunter größer und herrlicher als die Stadt, von deren Akropolis die erste Schaar der Auswanderer das heilige Herdfeuer entnommen hatte. In Rom bildeten die Militärcolonien ein systematisches Mittel zur Ableitung des Proletariats schon unter der Republik, und unter den Cäsaren fand fast alle siebenzehn Jahr regelmäßig ein solcher Schub statt, um die jüngeren Söhne anständig da draußen zu versorgen, etwa wie heute England Ostindien zu ähnlichen Zwecken verwendet. Heutzutage hat Ursache und Charakter der Auswanderung sich geändert. Nicht mehr unter Führung des Mutterstaats als Colonien, noch unter der von Herzögen als Eroberer, ziehen die Ansiedler der Jetztzeit hinaus, sondern Jeder für sich sucht auf eigene Rechnung und Gefahr das neue bessere Heim jenseits des Oceans, das ihm diesseits zu gründen verwehrt wird. Die Entdeckung des modernen Individuums, des Individuums der Renaissance, mußte der Entdeckung der Neuen Welt vorhergehen, um die letztere richtig befruchten und in wenigen Jahrhunderten zu einer Weltmacht erheben zu können. Die Renaissance erhellte wie eine Reihe wunderbarer Blitze die Zukunft, gestattete kühne Ausblicke, aber sie war nicht im Stande, sie festzuhalten. Sie blieb ihre Weissagung, nicht ihre Verwirklichung. Burckhardt bemerkt in seiner „Cultur der Renaissance" S. 136: „Der Kosmopolitismus ist eine höchste Stufe des Individualismus." Das Exil, welches in jener Zeit das Loos aller Parteien war, erzeugte zuletzt jenes Weltbürgerthum, das sich selbst und überall genügt, weil der „allseitige Mensch" der Renaissance, eine einzig dastehende Erscheinung jener großen Zeit, in seinem Innern Schätze besaß, die von der Luft und den Factionen in Florenz und Pisa unabhängig waren. Das aus der schönen Beschaulichkeit heraustretende, zur energisch gestaltenden Action schreitende Individuum konnte freilich auf dem von den Fremden im 15. und 16. Jahrh. überschwemmten und unterworfenen Boden Italiens nicht aufwachsen. Der Individualismus im modernen Sinne hat seine Geburtsstätte in England, seine höchste Entfaltung in den Vereinigten Staaten gefunden. Sealsfield hat uns in seinem „Nathan, der Squatter" das angelsächsische Ideal eines Auswanderers gezeichnet. Nirgendwo hat jene Organisationsimprovisation, jenes Virtuosenthum im Aufzimmern eines gesellschaftlichen Nothgebäudes ohne alle Voraussetzungen, ohne jenes „unnütze Erinnern und vergeblichen Streit" wie Goethe sich ausdrückt, so lebensfrische Gestalt gewonnen. Wer am besten das Auswandern versteht, dem gehört die Zukunft der Welt. Oder beweist das nicht bereits die Geschichte der letzten Jahrhunderte, die sich um die Axe des Kampfes zwischen angelsächsisch-deutschen und celtisch-romanischen Nationen gedreht hat? Die Kraft des Individuums und der freien Vereinigung hat in den Vereinigten Staaten allein größere Wunder im Laufe der letzten fünfzig Jahre geschaffen als Europa in Jahrhunderten. Wir erinnern nur an die eine Thatsache, daß das Eisenbahnsystem jener, bei einer noch dünn gesäeten Bevölkerung, eine fast ebenso große Ausdehnung gewonnen hat wie das aller europäischen Staaten zusammengenommen. Ohne die steigende Einwanderung wäre eine so zauberhaft schnelle und riesige Entwicklung unmöglich gewesen. Wenn man die Geschichte der Auswanderung, die als Ganzes noch ihres Verfassers harrt, nach den Ursachen derselben frägt, so würden sich drei Gruppen darbieten, welche sich zugleich als drei auf einander folgende Zeitabschnitte markiren. Wir haben dabei nur die neue Zeit im Auge, in welcher die Auswanderung aus religiösen Gründen zunächst von der aus politischen, und diese zuletzt von der aus sozialen oder rein materiellen Gründen abgelöst wurde. Diese Aufeinanderfolge entspricht genau derjenigen, in welcher im Leben der europäischen Völker die Politik oder der Staat die Religion oder die Kirche in den Hintergrund gedrängt hat, um in der neuesten Zeit dem Gott Geld oder den Interessen der Weltwirthschaft immer mehr Platz zu machen. Der von der Renaissance nur theoretisch vertretene Kosmopolitismus wird in nicht ferner Zeit unter imperialistischen Formen zunächst zur Errichtung seines praktischen Thrones sich anschicken.

Verfolgung wegen ihres Glaubens vertrieb die Juden aus Spanien nach Italien, Holland und England, die Puritaner und Independenten wie die schottischen Covenanters nach Amerika, die französischen Hugenotten nach Berlin und der Mark Brandenburg. Die Wirkungen dieser Einwanderung sind in der Geschichte der Industrie und des Handels und in der der Revolutionen verzeichnet. Aus Süddeutschland ergoß sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein mit Unterbrechungen bis in die Mitte desselben fortgesetzter Strom von Auswanderern, welchen die Unduldsamkeit ihrer Fürsten zugleich mit den Verheerungen der Franzosen ihre schöne Heimat am Oberrhein und Neckar, die damalige Pfalz, unerträglich machte. Die Bewegung im vorigen Jahrhundert verschwindet jedoch gegen die des neunzehnten. Am 15. Oktober 1792 kam in New-York das Unerhörte, noch nie Dagewesene vor, daß zwei deutsche Auswanderungsschiffe auf einmal im Hafen einliefen. Man lese dagegen folgende, unter den Lokalnachrichten ganz anspruchslos auftretende Notiz in der New-Yorker Staatszeitung vom 5. Mai 1880:

> „Am Dienstag den 4. Mai trafen in Castle Garden mit dem Dampfer „Somerset" 77, „Republic" 899, „Anchoria" 916 und „Frisia" 1056 Zwischendeckspassagiere ein. Der Dampfer „Scythia" brachte 741 Zwischendeckspassagiere hierher mit, was die Gesammtzahl der gestern angekommenen auf 4689 anwachsen läßt."

und man hat eine Art Vorstellung von der in 88 Jahren vollzogenen Wandlung. Der Strom ist zum Meere geworden. Daß die nach dem Fehlschlag politischer Revolutionen auftretende Auswanderung eine außerordentlich große ist, erhellt aus den statistischen Tabellen, welche glücklicherweise in den Vereinigten Staaten seit 1820 in den Einwanderungshäfen geführt sind. So zeigt das Jahr 1832 eine Zahl von 53,179 Einwanderern oder mehr als das Doppelte der von 1831. Die Wirkung der Reaction von 1849 fgd. tritt in den darauf folgenden Jahren deshalb nicht so rein und klar hervor, weil die irländische Einwanderung in Folge der Hungersnoth von 1846 ihren enormen Strom in die Gesammtmasse bereits 1847—1849 ergossen und dadurch dieselbe von 154,416 in 1846 auf 234,968 in 1847 und auf 297,024 in 1849 angeschwellt hatte.

Es beginnt nun jener interessante Wettlauf zwischen der irländischen und deutschen Einwanderung, welcher im Jahre 1854 mit dem Siege der deutschen endigt (es wanderten nämlich

Digitized by Google

176,986 Deutsche und 82,302 Irländer ein), und die Ziffer der Gesammteinwanderung auf 427,833 erhebt, eine Ziffer, welche bis dahin nicht wieder übertroffen ist, welche aber möglicherweise das laufende Jahr erreicht, wenn es fortfährt wie es angefangen. Im Monat April wurden nämlich in New-York allein 46,821 Emigranten gelandet gegen 11,601 im April des Vorjahres. Aber schon die letzten neun Monate des Vorjahres zeigen eine außerordentliche Wiederbelebung der seit einer Reihe von Jahren abgenommenen Einwanderung und man hat es offenbar mit einem längern Anhalten der Steigerung, mit einem dem Cyklus von 1847—1854 parallel laufenden zu thun.

Gegenwärtig befinden wir uns allem Anscheine nach in der dritten Epoche, der Auswanderung aus materiellen Gründen. Am klarsten und schärfsten tritt diese vollständige geistige Loslösung von der vaterländischen Scholle, welche der körperlichen vorhergeht, in Irland und England auf. In einer neueren Nummer von McMillans Magazine berichtet ein Correspondent aus Dublin: „Das Geschwätz, daß die Irländer keine Freunde der Auswanderung seien, entbehrt jedes Grundes. Es gibt hier (in der Grafschaft Cork) keine Abneigung dagegen, kaum so viel als in der Natur der Sache irgendwo anders sich geltend machen würde. Sie, die Irländer, sind nach allen Theilen der Welt gezogen. So weit dieser Theil des Landes in Betracht kommt, so betrachten wir uns in der That als Weltbürger und sind jeden Augenblick bereit, jede Chance zu benutzen, die sich uns irgendwo auf dem Erdballe Gewinn und Erfolg verheißend darbietet."

Wenn man in diesen Worten den kosmopolitischen Zug wittert, der in einem Seefahrervolk lebt, in dessen Reichen die Sonne nicht untergeht, wenn man daher diese Auswanderungslustigen als die modernen Wikinger betrachten könnte, die auf friedliche Abenteuer ausziehen, so bieten dagegen jene Tausende nordsitalienischer Landleute, die neulich ihrem Vaterlande fluchend und düster in Livorno sich einschifften, ein trauriges Bild jener „Ratten, die das sinkende Schiff verlassen". Beide Klassen sind aber ein Beweis, daß der nationale Accent, der Halt des Nationalen am und im Einzelnen im Schwinden begriffen ist. Der Contrast zwischen der Stimmung der jetzigen Auswanderer und der früheren, d. h. vor 1848, ist uns jedesmal durch das Schubart'sche Gedicht, das allerdings zunächst Auswanderer am Ende des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstand hatte, so recht klar vor das geistige Auge getreten. Es hat schon Heinrich Heine vor Jahren gerührt, dem wir auch die Stelle entnehmen:

Wir sollen über Land und Meer
In's heiße Afrika
„ . . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — Das sei der Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Aber es kann uns schließlich nicht kümmern, wenn in jenem Verhältniß, wie in so vielen anderen, die Idylle und die Romantik zu Ende geht. Es wird an Ersatz, wenn auch ganz anderer Art, zuletzt nicht fehlen. Die Nationen, welche als künstlich organisirte Einheiten, als eine Art Großindividuen oder Individuen höherer Potenz erscheinen, dürfen und sollen ebensowenig auf sich beschränkt sein und sich beschränken, wie die Einzelmenschen. Wenn die letzteren nur für sich sorgen, nur „vor ihrer Thüre kehren", so leidet ihre eigne Ausbildung und ihr eignes Wohl ebenso sehr wie das des Gemeinwesens, dem sie angehören. So kann auch eine Nation ihre Reife nur im regen Verkehr mit andern erreichen; selbstsüchtige Isolirung und Abschränkung führt zur Selbstverkümmerung, zur geistigen und sittlichen Erstarrung. Die Nationen stehen unter sich in einem ähnlichen Pflicht- und Abhängigkeitsverhältniß wie die einzelnen Angehörigen eines Staates unter sich und zu diesem. Die zunehmenden Ansätze zur Ausbildung eines internationalen See- und Privatrechts, zu internationalen Feststellungen über Land- und Seekriegsrecht (wie sie durch die Genfer Convention und den Pariser Vertrag formulirt sind) weisen auf die Gestaltung der Zukunft deutlich genug hin. Und die Auswanderung ist es wesentlich, welche zu den meisten dieser Fortschritte den Anstoß gegeben, sie vorbereitet hat und sie beschleunigen wird.

Die wichtige Culturrolle, welche der zum Bürger des neuen oder Adoptivstaates gewordene Auswanderer im Laufe der Jahre zu erfüllen hat, und die darin bereits errungenen Stufen zu schildern, wobei wir besonders die Deutsch-Amerikaner im Auge haben, muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Literatur und Kunst.

Das Urbild von J. J. Rousseaus Julie.*)

Von Hans Morning.

Zu den anziehendsten Episoden von Jean Jacques Rousseaus vielbewegtem Leben gehören seine kurzen Beziehungen zu Madame d'Houdetot — ein Zeitraum, auf welchen er in späteren Jahren oft als auf eine der angenehmsten Erinnerungen seines Lebens zurückblickte. Damals saß er in seinem kleinen Asyl im Walde von Montmorency, entzückt von der Ruhe und dem stillen Frieden seiner Umgebung, versenkt in die Composition seiner „Neuen Heloïse" und zerbrach sich den Kopf, um in seiner Erinnerung und in den Hülfsquellen seiner Phantasie einen passenden Typus für die Heldin jenes ungewöhnlichen Romans zu finden, welchen man mit Recht das „Hohe Lied der Leidenschaft" genannt hat. Aber alle seine Bemühungen erschienen vergeblich und er war schon nahe daran, sein literarisches Vorhaben fallen zu lassen, als ihm der Zufall wohlthätig zu Hülfe kam und das so sehnsüchtig gesuchte Modell plötzlich und höchst unerwartet sich ihm selber vorstellte in einer Frau, welche, wie es ihn bedünkte, jeden nur wünschenswerthen Charakterzug des ihm vorschwebenden Ideals seiner Julie trug, — in einer Frau, welche gleichzeitig ebenso sehr seine Phantasie wie sein Herz beschäftigte, in der anmuthigen und geistvollen Gräfin d'Houdetot. Wir werden weiterhin diese Begegnung schildern, welche bestimmt war, auf Rousseaus empfängliches Gemüth einen solch tiefgehenden Einfluß auszuüben; allein bevor wir daran kommen, wollen wir einen kurzen Blick auf die Herkunft und sociale Stellung dieser Frau werfen, von welcher man füglich sagen darf, sie sei wohl die Einzige gewesen, welche Rousseau wirklich und innig geliebt habe.

Elisabeth Sophie Françoise de Bellegarde war am 18. December 1730 geboren, also achtzehn Jahre jünger als Rousseau. Ihr Vater La Live de Bellegarde, einer der ersten Financiers oder Geldmänner seiner Zeit, war 1721 zum Generalpächter der Steuern ernannt worden; von ihrer Mutter, deren Mädchenname Marie Josephe Prouveur gewesen war, weiß man nur, daß sie um 1740 gestorben war und ihre damals kaum zehnjährige Tochter der Fürsorge ihrer Schwester Madame d'Esclavelles, überantwortet hatte. Diese, eine sehr fromme und bigotte Dame, war in keiner Weise geeignet, die Erziehung eines lebhaften, empfänglichen und erregbaren Mädchens zu leiten, obschon sie selbst auch eine Tochter hatte, welche nur um sechs oder sieben Jahre älter war als das Pflegekind, nämlich jene Louise Florence Petronille Tardieu d'Esclavelles, welche 1745 den Herrn La Live d'Epinay, ältesten Sohn des Generalpächters de Bellegarde, heirathete, wodurch Madame d'Epinay und Madame d'Houdetot Schwägerinnen wurden. Die kleine Sophie de Bellegarde konnte sich daher nur mit Mühe an die pedantische und methodische Regelmäßigkeit und das langweilige Einerlei ihrer neuen Heimat gewöhnen. Der frömmelnden strengen Madame d'Esclavelles war nichts mehr zuwider, als die ihrer Nichte zum Bedürfniß gewordene Gewohnheit, in müssigen Augenblicken Verse

*) Theilweise nach englischen Quellen.

Digitized by Google

niederzuschreiben, wofür sie eine angeborene Vorliebe und Anlage hatte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, dieser nach ihrer Ansicht so verwerflichen und beklagenswerthen Neigung Einhalt zu thun, trat Madame d'Esclavelles mit summarischen Mitteln gegen diesen vermeintlichen Mißbrauch auf — sie confiscirte nicht nur unnachsichtlich jeden poetischen Versuch Sophiens, dessen sie habhaft werden konnte, sondern hielt die Pflegetochter streng an, forthin die Zeit, welche sie mit derartigen nutzlosen „Spielereien" vergeude, nutzbringender zu Führung des Rechnungswesens im Haushalte zu verwenden. Sophie unterzog sich zwar dieser ihr wenig sympathischen Aufgabe und versuchte ihre Aufmerksamkeit auf die ihrer Ueberwachung unterstellten Rechnungen zu concentriren, ließ sich jedoch trotz ihrer guten Vorsätze zuweilen darin irre machen und von ihrem poetischen Drange hinreißen. Eines Tags nämlich füllte sie den weißen Raum auf der Rechnung eines Wagenbauers, welche sie einzutragen hatte, mit einem poetischen Impromptu aus, dessen Entdeckung Madame d'Esclavelles in solch heiligen Zorn versetzte, daß sie Herrn de Bellegarde rufen ließ, damit er die ungehorsame junge Reimerin dafür entsprechend bestrafe. Zu ihrem Erstaunen und Aerger aber erklärte Herr von Bellegarde, nachdem er die unglücklichen Verse geprüft hatte, dieselben seien für ein Mädchen von Sophiens Alter gar nicht übel und könnten mit wenigen Correcturen sogar für ganz ordentlich gelten; ja er ergriff sogar eine Feder, nahm die ihm erforderlich dünkenden Verbesserungen sogleich vor und überreichte dann das Papier seiner wortlos erstaunten Schwägerin zur eigenen Prüfung. Sophie belohnte dafür herzlich dankbar den Papa mit einer stürmischen Umarmung, und erhielt die Erlaubniß, hinfort nach Belieben, Laune und Stimmung der Muse zu huldigen.

Das Jahr 1748 führte in dem Leben unserer Sophie de Bellegarde eine wichtige Veränderung herbei, welche wir am besten durch einen, auch culturhistorisch nicht uninteressanten und für die Sitten jener Zeit charakteristischen Auszug aus den Denkwürdigkeiten der Madame d'Epinay erzählen. Es heißt dort: „Mimi (wie Sophie im engeren Familienkreise hieß) soll heirathen; die Sache ist bereits abgemacht. Ihr Zukünftiger ist der Graf d'Houdetot, ein junger Mann von guter Familie aber wenigem oder gar keinem Vermögen, zweiundzwanzig Jahre alt, gewerbsmäßiger Spieler, häßlich wie der Teufel, nur Subalternoffizier in seinem Regiment (er brachte es aber im Jahre 1780 doch noch zum Generallieutenant), — mit Einem Wort, vollkommen unbekannt, und allem Anschein nach auch bestimmt, es zu bleiben."

Madame d'Epinay gibt hierauf eine sehr anschauliche und unterhaltende Schilderung der Art und Weise, in welcher diese Verbindung von Seiten der Familie des Bräutigams projectirt und unter Mitwirkung eines gefälligen Verwandten, des Herrn Filion de Villemur, welcher in den genannten Denkwürdigkeiten als Herr v. Rinville aufgeführt wird, eingeleitet wurde, und wir können es uns nicht versagen, die betreffende Stelle als Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit hier zu citiren:

„Kurzum, ich will nur sagen, daß wir Alle zum Diner zu Herrn v. Rinville gingen und beim Eintritt ins Zimmer uns von der ganzen Familie: von Herrn und Frau d'Houdetot und deren Sohn und sämmtlichen Rinvilles, erwartet und empfangen sahen. Bei unserm Anblick erhob sich zunächst die Marquise d'Houdetot, um uns mit offenen Armen entgegen zu gehen, und umarmte der Reihe nach meinen Schwiegervater, meine Mutter, Mimi und mich, wiewohl sie uns niemals zuvor gesehen hatte. Herr v. Rinville faßte hierauf meinen Schwiegervater an der Hand und stellte ihn in ceremoniösester Weise der Marquise d'Houdetot vor, die ihn dann ihrerseits ihrem Gatten und Sohne vorstellte. Die Marquise ist eine Frau von etwa fünfzig Jahren und von Mittelgröße, hager und blaß, mit ausdrucksvollen Augen und lebhaften Geberden. Ihr Gatte mag ungefähr zwanzig Jahre älter sein und sah aus wie der Schüppenkönig. Als er sich wieder gesetzt hatte, stützte er mit nachdenklicher Miene das Kinn auf seinen Stockknopf, wiederholte die letzten Worte seiner Gattin, grinste und zeigte seine Zähne, welche er besser nicht zur Schau stellen würde. Madame d'Houdetot ließ Sophien neben sich Platz nehmen, und schon nach zwei Minuten wurden wir Alle von ihrer Anmuth und ihrem Geist bezaubert. Bei Tische saßen die jungen Leute nebeneinander; Herr v. Rinville und die Marquise nahmen meinen Schwiegervater in Beschlag, und meine Mutter, welche sich nicht von Mimi trennen wollte, saß zwischen dieser und der Marquise. Nach Tische, als wir in den Salon zurückgekehrt waren und den Kaffee genommen hatten, begann Herr v. Rinville die Heirathsangelenheit aufs Tapet zu bringen und gab, sich an meinen Schwiegervater wendend, uns ungefähr folgende Rede zum Besten: „Unter solch alten Freunden, wie wir sind, kann die Sache offen und rückhaltslos behandelt werden. Ich betrachte Ihre beiden Kinder wie meine eigenen und sage deshalb: wir bitten nur um ein Ja oder ein Nein. Ihre Tochter, mein lieber Herr v. Bellegarde, hat die Frau Marquise ganz bezaubert, wie ich bemerken kann; der junge Graf ist in gleicher Weise von ihr eingenommen, und Mademoiselle braucht daher nur zu gestehen, daß er ihr nicht mißfällt, und die Angelegenheit ist sogleich abgemacht." — „Entschuldigen Sie!" fiel hier meine Mutter ein, als sie Mimis Verlegenheit bemerkte; „meines Erachtens sind die Sachen noch nicht so weit gediehen, daß es nöthig wäre, den jungen Leuten eine Kundgebung ihrer Gefühle auf die eine oder die andere Weise zuzumuthen, und ....." — „Vollkommen wahr und richtig!" rief Herr v. Rinville; „wir wollen die jungen Leute sich selber überlassen, während wir uns über die Bestimmungen des Ehevertrags vereinbaren!" Damit reichte er der Marquise den Arm und führte sie nach der Stelle, wo mein Schwiegervater saß. Der junge Graf, Mimi und ich blieben an Ort und Stelle, allein immer noch innerhalb Hörweite dessen, was vorging.

„Als Herr v. Rinville die anderen Personen sich sämmtlich in einem Kreise hatte setzen lassen, eröffnete er die Unterhandlungen mit der Erklärung: der Marquis d'Houdetot sei erbötig, seinem Sohne ein Landgut in der Normandie, welches eine jährliche Rente von achtzehntausend Livres abwerfe, zu geben, neben dem Posten eines Kavalerieoffiziers, welchen er erst im vergangenen Jahre für denselben gekauft habe. Während dessen lehnte der alte Herr wie gewöhnlich auf seinem Spazierstocke und nickte zustimmend, und die Marquise fixirte mit forschenden Blicken meinen Schwiegervater und meine Mutter, um den Eindruck zu erspähen, welchen jener Vorschlag auf dieselben ausübe; dann sagte sie: „Ich für meinen Theil verstehe mich nicht auf geschäftliche Angelegenheiten; allein ich bin geneigt, Alles herzugeben, was ich nur geben kann, nämlich meine Diamanten, mein Herr — meine Diamanten, welche sehr werthvoll sind und welche, wie groß auch immerhin ihr Werth sein mag, fortan meiner Schwiegertochter gehören sollen!" — „Ein höchst achtbares Anerbieten!" bemerkte Herr v. Rinville gegen Herrn v. Bellegarde, welcher beifällig nickte und erklärte: Mimis Mitgift werde dieselbe sein, wie diejenige seiner übrigen Kinder, nämlich dreimalhunderttausend Livres am Hochzeitstage und einen gleichen Antheil an dem Vermögen, welches er nach seinem Tode hinterlassen würde. — „Das ist ein sehr anerkennenswerthes Anerbieten," meinte Herr v. Rinville, „und ich schlage daher vor, den Ehevertrag noch heute Abend unterzeichnen zu lassen und das öffentliche Aufgebot für den Sonntag zu bestellen, so daß die Trauung am Montag stattfinden kann."

„Die ganze Familie d'Houdetot billigte diesen Vorschlag, allein meine Mutter und Herr v. Bellegarde widersetzten sich mit Recht einer solch unziemlichen Hast, und der Letztere stellte die Bedingung, daß der Ehevertrag nur in Anwesenheit seiner eigenen Verwandten unterzeichnet werden solle. — „Ei gewiß; dies bildet ja kein Hinderniß," erwiderte Herr v. Rinville. „Während der Notar die Papiere vorbereitet, können Sie die Mitglieder Ihrer Familie von der beabsichtigten Verbindung in Kenntniß setzen und in unser Haus einladen, um der Unterzeichnung des Ehevertrags anzuwohnen." — Mein Schwiegervater ging mit seiner gewohnten Schwäche auf diese Anordnung ein und ließ sich, trotz der Beweisgründe meiner Mutter zu Gunsten eines Aufschubs, überreden. So versammelten sich denn

Digitized by Google

zur anberaumten Stunde die beiden Familien, welche einander gänzlich fremd waren, in unserm Hause, wo die Marquise dann meiner Schwägerin Sophie die versprochenen Diamanten einhändigte, deren genauer Schätzungswerth im Ehevertrage nicht angegeben wurde, worauf sämmtliche Anwesende der Reihe nach den Ehevertrag unterzeichneten und die Trauung auf Montag festgesetzt wurde."

Diese übereilte und unpassende Heirath ward denn auch am 10. Februar 1748 geschlossen und erwies sich, wie zu erwarten stand, durchaus nicht als eine glückliche für beide Theile. Die Schilderung, welche Madame d'Epinay von dem jungen Grafen d'Houdetot entworfen hatte, war wenigstens hinsichtlich seines Hangs zum Spiel vollkommen zutreffend. Er vergeudete zunächst den größten Theil seines eigenen und einen namhaften Betrag von dem Vermögen seiner Frau am Spieltische und that erst dann in einem Anfall von Reue das Gelübde, niemals wieder eine Karte anzurühren. Allein obgleich er — wunderbarer Weise für einen Spieler! — dieses Versprechen treulich hielt, so waren doch im Uebrigen weder seine Sitten noch seine Lebensweise wenig geeignet, der begabten jungen Gattin Zuneigung oder Achtung für ihn einzuflößen. Diese Ehe war, gleich den meisten französischen Ehen im 18. Jahrhundert, nur eine vertragsmäßige Verbindung zwischen zwei Personen, welche einander vollständig gleichgültig waren, und unterbrach nicht einmal die Fortdauer einer früheren, von dem Gatten eingegangenen „Liaison", welche sogar bis zu dem Tode der betreffenden Dame im Jahr 1793 in voller Kraft fortbestand. Wie Graf d'Houdetot darüber dachte, kann man aus einer Aeußerung von ihm entnehmen. „Wir Beide, Madame d'Houdetot und ich," sagte er, „hatten eine Anlage zur Treue, nur war diese auf verkehrte Ziele gerichtet." Es ist daher nicht zu verwundern, daß eine lebhafte, geistvolle und anmuthige Frau wie Madame d'Houdetot, als sie sich nicht nach Gebühr geschätzt und gewerthet sah, sich durch die Huldigungen eines eleganten und liebenswürdigen Mannes wie Saint-Lambert*) geschmeichelt und bezaubert fühlte und in diesem Stücke dem Beispiele ihrer Schwägerin Madame d'Epinay folgte, welche sich über die Vernachlässigung und gleichgültige Kälte ihres Gatten im vertrauten Umgang mit Grimm tröstete. Der Verkehr zwischen Saint-Lambert und Madame d'Houdetot, anfangs nur in Huldigungen bestehend, welche der Dichter Saint-Lambert der poetischen Collegin darbrachte, ward allmählich immer inniger und führte unvermerkt dazu, daß letztere die Neigung des soldatischen Akademikers leidenschaftlich erwiderte.

Während Saint-Lambert und Graf d'Houdetot mit ihren betreffenden Regimentern im Jahre 1757 in Deutschland im Felde standen, führte Madame d'Houdetot in Paris ein ziemlich eintöniges und langweiliges Leben und wohnte häufig auf dem Lande, wo sie sich die Zeit mit allen möglichen Einfällen vertrieb. So ritt sie eines Tags in Männerkleidern von einem Landhaus in Montmorency aus, welches sie damals bewohnte, hinüber nach der kleinen „Einsiedelei", welche ihre Schwägerin Madame d'Epinay 1756 im Walde von Montmorency für Jean Jacques Rousseau hatte erbauen lassen. Madame d'Houdetot wollte dem berühmten bizarren Philosophen und Schriftsteller einen Besuch abstatten und überraschte ihn, dessen Bekanntschaft sie einige Jahre früher gemacht hatte, gerade in seiner literarischen Arbeit. Im Nu verkörperte seine Phantasie ihm in der graziösen Erscheinung dieser schlanken Dame das Ideal seiner Heldin, welchem er so lange vergeblich eine Gestalt zu geben versucht hatte. Er erkannte, wie er selbst gesteht, in Madame d'Houdetot auf den ersten Blick das Urbild seiner Julie, und dies war, wie Morley in seinem geistvollen Buche über Rousseau sagt: „der erste Anfall einer echten wahren Berauschung, welche viele Männer schon gefühlt haben, zu deren genauer Kunde und Erkenntniß aber keiner vor ihm oder seither jemals die Welt einlud". Sie war damals siebenundzwanzig Jahre alt und hatte, nach dem Zeugniß ihrer Zeitgenossen, außer einem reichen, glänzend schwarzen, natürlich gelockten und gewellten Haar, welches ihr beinahe bis auf die Knöchel herunterreichte, und einem sanften gewinnenden Ausdruck des Gesichts, keinerlei Ansprüche auf Schönheit, denn ihre Züge waren unregelmäßig und durch Pockennarben sehr entstellt, ihre Gesichtsfarbe gelblich und ihre Stirn niedrig; dabei war sie noch kurzsichtig. „Aber ihr Gemüth," sagt Rousseau in seinen Bekenntnissen, „war engelgleich, ihre hervorragenden Charakterzüge waren Sanftmuth und Einfachheit."

Der gewinnende Freimuth, die reizende Offenheit, die Abwesenheit aller Koketterie bildeten ohne Zweifel den wesentlichsten Zauber dieser Frau; daher ist der Eindruck leicht begreiflich, welchen eine solch unerwartete Erscheinung auf das erregbare Gemüth des freiwilligen Einsiedlers im Walde von Montmorency hervorbringen mußte. Jedes von Beiden war übrigens von einem andern Gegenstande in Anspruch genommen, — „sie von Saint-Lambert; ich von ihr", sagt Rousseau — und das unbefangene Geständniß der Anhänglichkeit, welches sie für ihren fernen Anbeter hegte, flößte ihrem Zuhörer gemischte Empfindungen von Bewunderung und Eifersucht ein, welche durch jede der folgenden Begegnungen förmlich gesteigert wurden. So kam es denn bald dazu, daß Madame d'Houdetot erkennen mußte, welche Gefühle sie ungeahnt und absichtslos Rousseau eingeflößt hatte und doch nicht zu theilen vermochte; dies beengte sie, und mit dem ganzen Freimuth ihres Wesens zerstörte sie alle etwaigen Hoffnungen Rousseaus, seinen Nebenbuhler aus ihrem Herzen verdrängen zu können, dadurch, daß sie ruhig an sein besseres Selbst appellirte. — „Lassen Sie uns entweder mit Einem Male brechen oder seien Sie, wie Sie sein müssen!" sagte sie zu ihm.

Saint-Lambert kamen zwar ab und zu Gerüchte und Berichte über Rousseaus verliebte Bethörung zu Ohren, allein diese scheinen in keiner Weise die freundschaftlichen Beziehungen gestört zu haben, welche unter ihnen Allen bestanden, denn Saint-Lambert und Madame d'Houdetot machten bald darauf, zu Rousseaus großem Erstaunen, diesem gemeinsam einen Besuch in seinem Waldhäuschen, luden sich bei ihm zu einem frugalen Mittagbrod ein und „verbrachten zusammen einen äußerst vergnügten Nachmittag", wie wir in Rousseaus „Bekenntnissen" lesen.

Trotz alledem gelang es dem Bewohner der Einsiedelei erst viel später, den Zauber zu bannen, welcher ihn in solch verhängnißvoller Weise umfangen hatte, und er erlangte dann wenig-

*) Charles François de St.-Lambert, bekannt als Philosoph und Dichter und deshalb später zum Mitglied der französischen Akademie erwählt, war am 16. December 1716 zu Vezelise in Lothringen geboren, hatte seine Erziehung bei den Jesuiten erhalten, dann als Offizier in der lothringischen Garde und später als Hausoffizier am Hofe des Königs Stanislaus zu Nancy gelebt, wo er sich der Literatur widmete. Der Ehrgeiz bewog ihn, Dienste im französischen Heere zu nehmen, in welchem er die Feldzüge des siebenjährigen Kriegs und andere mitmachte und Commandeur eines Regiments und einer Brigade wurde. Sein verdienstliches Gedicht „les Saisons" erschien 1769 und fand bei der Leserwelt zwar beifällige Aufnahme, bei der Kritik aber mit Recht auch manchen Tadel, denn bei aller darin durchaus herrschenden Eleganz des Verses und Fülle von geistvollen Gedanken, sowie der Kunst, die Aufmerksamkeit des Lesers durch treffende Ausdrucksweise zu fesseln, enthält das Gedicht doch entschieden zu viel Kälte und Eintönigkeit in den Schilderungen. Gleichwohl verdankte Saint-Lambert demselben seine Aufnahme in die Akademie 1770. Unter seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben die Contes d'Abenaki, de Sara Th...., de Siméo; die geistreichen Fables orientales und die Poésies fugitives, worin seine besten lyrischen Dichtungen enthalten sind. Sein Catéchisme universel ou les principes de moeurs chez toutes les nations (ein Seitenstück zu Helvetius' Esprit) wurde, trotz seiner atheistischen Grundsätze, doch zur Zeit der Revolution als Lesebuch der Moral für die Jugend empfohlen. Er war auch Mitarbeiter an der Encyclopédie, und seine Beiträge zu derselben, die Artikel Luxe, Génie, Legislateurs 2c. sind theils in besonderen Abdrücken, theils in den fünf Bänden seiner Oeuvres philosophiques (Paris 1800) erschienen. Sein vertrautes Verhältniß zu Madame d'Houdetot, welches Rousseau in seinen Confessions mehrfach berührt hat, dauerte über fünfzig Jahre und war von einer ebenso seltenen Innigkeit wie Dauer. Ueber seinen Tod siehe den Schluß des vorliegenden Artikels.

Digitized by Google

stens wieder so viel Selbstbeherrschung, daß er einsah, wie thöricht es sei, einer hoffnungslosen Leidenschaft nachzuhängen. Allmählich kam ihm dann die Vernunft zu Hülfe und setzte ihn in den Stand, die wohlwollenden tröstlichen Briefe, welche die mitfühlende Julie an ihn richtete, zwar mit verhältnißmäßigem Gleichmuth, aber mit jener ihm eigenen unruhigen Ausgelassenheit zu beantworten. Dieser anfangs von beiden Seiten regelmäßig unterhaltene Briefwechsel ward jedoch nach und nach auch spärlicher und hörte etwa sechs Monate nach seinem Beginn ganz auf, theils weil Madame d'Houdetot die Besorgniß hegte, die Fortdauer desselben könnte Saint-Lambert unangenehm sein, theils auch weil die Vollendung und Ueberarbeitung seiner „Neuen Heloïse" damals Rousseaus Zeit und Geist vollauf in Anspruch nahm.

Von diesem Zeitpunkte an hörte eigentlich aller Verkehr zwischen Rousseau und Madame d'Houdetot auf, einige zufällige Begegnungen abgerechnet, denn hinfort gingen ihre Lebenswege auseinander, und der kurze vereinzelte Roman in dem sonst so ereignißlosen Leben jener Dame war thatsächlich zu Ende. Allein ihre Besuche in Rousseaus Einsiedelei und die daraus hervorgegangenen Bezüge kamen Madame d'Houdetot niemals wieder aus dem Gedächtniß, und noch sechsundzwanzig Jahre später zeigte sie in ihrem Garten zu Sanois*) einem Bekannten die Büsten von Jean Jacques Rousseau und Saint-Lambert mit der Bemerkung: diese beiden Männer seien ihr ein Paar Freunde gewesen, deren Andenken sie mit aller Liebe pflege. Und auf ein handschriftliches Exemplar der „Neuen Heloïse", welches ihr von dem Verfasser verehrt worden war, hatte sie eigenhändig folgende Worte geschrieben: „Dieses Buch ward mir geschenkt zum Zeichen der Anhänglichkeit eines berühmten Mannes. Sein unglückliches Temperament vergiftete ihm das Leben, aber die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn er auch die gefährliche Kunst besaß, für tugendhafte Augen die Fehltritte eines leidenschaftlichen Herzens zu bemänteln, so lasset uns nicht vergessen, daß er vor Allem darnach strebte, zu lehren wie man diese überwinde, und daß er beständig bemüht war, Anderen Liebe und Verehrung für jene Tugend einzuflößen, welcher unverrückt zu folgen nicht immer der schwachen Menschheit gegeben ist."

Abwechselnd in Paris und auf ihrem Landhause in der Nähe der Hauptstadt wohnend, durchlebte Madame d'Houdetot das Ende der Regierung Ludwigs XV., die Thronbesteigung, Regierung und den Sturz von dessen Nachfolger und die stürmische Epoche der Revolution, in welcher sie wundersamer Weise ganz unbehelligt blieb. Ihr Salon war der beliebte Sammelplatz der bedeutendsten Männer jener Zeit, und zu ihren vertrauteren Freunden gehörten Necker, Tressan, Suard und später Sommariva, der Vicepräsident der cisalpinischen Republik, Chateaubriand und Guizot. Die bekannte englische Romandichterin und Jugendschriftstellerin: Miß Edgeworth (1767—1849), welche während des Friedensschlusses von Amiens 1804 Paris besuchte und aus Anlaß eines Frühstücks beim Abbé Morellet auch die Bekanntschaft von Madame d'Houdetot machte, schildert die Eindrücke, welche sie von der Letzteren hingenommen hatte, folgendermaßen:

„Julie ist nun zweiundsiebzig Jahre alt, eine hagere Frau in einem schwarzen Häubchen. Sie erschien mir abstoßend häßlich, denn sie schielt so sehr, daß man unmöglich sagen kann, wohin sie blickt; allein kaum hörte ich sie sprechen, so begann ich Gefallen an ihr zu finden, und kaum saß ich neben ihr, so bemerkte ich in ihrem Gesicht einen höchst wohlwollenden und angenehmen Ausdruck. Sie erscheint so heiter, unbefangen und offenherzig wie ein Mädchen von siebzehn Jahren, und man rühmt von ihr, sie habe niemals Jemand wissentlich in Worten und Werken oder selbst nur in Gedanken ein Unrecht zugefügt... Ich wollte, daß ich mit zweiundsiebzig Jahren auch eine solche Frau sein könnte und dürfte! — Sie erzählte mir: Rousseau, welcher so schön über Erziehung geschrieben und doch seine eigenen Kinder ins Findelhaus geschickt, habe sich hierüber so beredt vertheidigt, daß sogar diejenigen, welche ihn in ihrem Herzen darob tadelten, nicht Worte finden konnten, um ihn zu widerlegen. Rousseau nahm einmal Theil an einem Diner bei Madame d'Houdetot, wo eine schöne Pyramide von Obst auf der Tafel stand; er holte sich eine Pfirsich, welche die Basis der Pyramide bildete, darunter hervor und stürzte den ganzen Aufbau über den Haufen. Da sagte Madame d'Houdetot zu ihm: „Sehen Sie, Rousseau! so machen Sie es stets auch mit allen Ihren Systemen: Sie reißen sie mit einem einzigen Ruck nieder; aber wer wird wieder aufbauen, was Sie niedergerissen haben?" — Ich erkundigte mich, ob Rousseau für all das ihm erwiesene Wohlwollen dankbar gewesen, und Madame d'Houdetot gab mir zur Antwort: „Mit nichten, er war undankbar, er hatte tausenderlei schlechte Eigenschaften; allein ich lenkte meine Aufmerksamkeit von denselben auf sein Genie und auf das Gute, welches er der Menschheit gethan hat."

Ueber die wöchentlichen Empfangsabende, welche Madame d'Houdetot zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrem Salon zu Paris gab, finden wir in Guizots Denkwürdigkeiten folgende Schilderung: „Jeden Mittwoch Abend gab Madame d'Houdetot ein Diner, zu welchem Jeder, der nur ein einziges Mal eingeladen war, kommen konnte, so oft er wollte. Gewöhnlich waren es acht bis zehn Personen. Es herrschte weder Luxus noch Prätension, denn das Diner war nur ein Vorwand für das Zusammenfinden und die Conversation. Nach dem Mahle saß sie in ihrem Lehnstuhle am Kamin, das Haupt auf die Brust herabgeneigt, sprach selten und bewegte sich kaum, interessirte sich aber für Alles, was geäußert wurde — ein pikantes Gemisch von Greisenhaftigkeit und Jugend, von Lebhaftigkeit und Ruhe."

Saint-Lambert starb 1803 (9. Februar), und Chateaubriand erzählt in seinen „Mémoires d'outretombe", Madame d'Houdetot habe sich seit dem Tode des Dichters der „Jahreszeiten" niemals zu Bett begeben, ohne dreimal mit ihrem Pantoffel auf den Boden zu pochen und ihrem verstorbenen Freunde noch mit einem „Bon soir, mon ami!" einen Nachtgruß zu entbieten. Graf d'Houdetot starb 1806 und seine Wittwe überlebte ihn noch um nahezu sieben Jahre und starb, umgeben von ihrer Familie, am 28. Januar 1813. Ihrem ausdrücklichem Wunsche zufolge wurde ihr Herz auf dem Friedhofe zu Epinay beigesetzt. Bis zu ihrem Lebensende hatte sie sich noch jenen regen Sinn für Poesie bewahrt, welchen sie in ihrer Jugend emsig gepflegt hatte, und manches reizende Gedicht aus ihrer Feder hat durch die Presse den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden. Wir theilen ein kleines Couplet nachstehend mit, welches sie in ihrem siebenundsiebzigsten Jahre gedichtet und an Herrn Sommariva gerichtet hat und das, unseres Wissens, seither noch nicht veröffentlicht worden ist:

J'ai bu la coupe de la vie,
Tantôt du mal, tantôt du bien;
À présent il ne reste rien
Que le tendre noeud qui nous lie.

Mais ce bien suffit à mon coeur,
S'il embellit ma dernière heure;
À quelque moment que je meure,
J'aurai vidé la coupe du bonheur.

*) Das Schloß, welches Madame d'Houdetot in Sanois besaß, ist niedergerissen worden; allein das Haus in Eaubonne, worin sie zur Zeit ihrer Besuche in Rousseaus Einsiedelei wohnte, war noch zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts vorhanden und unverändert geblieben, denn ihre Nachfolger im Besitz hatten es ganz im früheren Zustande erhalten. Auch Saint-Lambert besaß in Eaubonne ein hübsches Haus, welches später in den Besitz des Grafen Renaud de Saint-Angely und dann in denjenigen eines Herrn Gohier, früheren Mitglieds des Directoriums, überging.

Digitized by Google

Die angebliche Blaublindheit der Urvölker.

Von Julius Stinde.

Lazarus Geiger, der berühmte Sprachforscher, kam auf Grund seiner sprachlichen Untersuchungen zu der Ansicht, daß der menschliche Farbensinn sich erst in der historischen Zeit aus einfachen Anfängen bis zu der jetzigen Ausbildung entwickelt habe. Ihm folgte Herr Dr. Hugo Magnus, der die Theorie Geigers erweiterte und in seiner Schrift: „Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes", Leipzig 1877, zu dem Schlusse gelangt, daß die älteren und ältesten Völker anfangs nur Hell und Dunkel unterschieden, dann die Fähigkeit erwarben, Roth von Gelb als Farbe zu empfinden und später erst das helle Grün erkannten. Das Empfindungsvermögen für die lichtschwachen Farben Blau und Violett tritt zuletzt auf, so daß, die Richtigkeit dieser Annahmen zugegeben, das Urvolk, respective der Stamm nunmehr vorgeschrittener Völkerschaften seiner Zeit die blaue Farbe als solche nicht empfunden haben kann, mithin in toto blaublind gewesen sein muß.

Wie soeben angedeutet, beruhen die Folgerungen, aus denen dieser Schluß gezogen wurde, auf sprachlichen Grundlagen. Den Regenbogen, welchen wir siebenfarbig nennen, bezeichnet Xenophanes als eine Wolke: purpurn, roth und gelbgrün, Aristoteles nennt ihn ebenfalls dreifarbig: roth, grün und blau, bemerkt aber, daß zwischen roth und grün ein gelblicher Ton erscheine. In der jüngeren Edda heißt der Regenbogen Bifröst, die bebende Strecke, „und ist die beste aller Brücken, aus drei Farben stark gezimmert". Es ergibt sich hieraus, das die Empfänglichkeit für die lichtreichen Farben, für Roth und Gelb sich bis in die ältesten Schriftzeiten verfolgen läßt.

Ebenso sucht bereits Gladstone in seinen „Studies on Homer and the Homericages", Oxf. 1858, den Nachweis zu führen, daß in der Entstehungszeit der Homerischen Gedichte nur die lichtreichen Farben Roth und Gelb deutlich klassificirt wurden, während die Bezeichnungen für Grün, Blau, Violett schwankend waren. Die Bezeichnung des Grünen fiel mit dem Begriff des Fahlen, chloros, zusammen; Blau und Violett wurden ebenso wie Schwarz gemeinsam mit kyaneos bezeichnet. Homer nennt das Haar des Hektor kyaneos und die alten Philosophen Pythagoras, Timäus Locrus und Empedokles führen nur vier Hauptfarben: Schwarz, Weiß, Roth und Gelb auf. Von Apelles wird berichtet, daß er sich nur dieser vier Farben bei seinen Gemälden bediente.

Indem wir auf die Originalabhandlung verweisen, deren reiches Material des Hochinteressanten viel bietet, müssen wir uns hier mit dem bemerkenswerthen Schlusse begnügen, den Magnus aus den sprachlichen Untersuchungen zieht, daß nicht nur die Urvölker, sondern auch die Griechen zur Zeit Homers blaublind gewesen seien.

Kurz nach dem Erscheinen der Schrift des Herrn Dr. Magnus ward dieser Blaublindheitstheorie eine geradezu klassische Widerlegung im „Kosmos" durch Herrn Dr. Ernst Krause (Carus Sterne).

Zunächst führt Dr. Krause einen Halbedelstein an, den lapis lazuli, dessen Farbe ein tiefes Blau ist und somit sich der äußersten Grenze der Farbenentwicklung nach Geiger und Magnus nähert. Kein Edelstein besaß einen so großen Ruf im Alterthume, wie dieser Saphir der Bibel und Vaidûrya der alten Inder, kein Edelstein hat einen so lebhaften Bergwerksbetrieb und Handel hervorgerufen, wie dieser Stein. Seine Beweiskraft ist um so größer, weil er außer seiner herrlichen tiefblauen Farbe, keine Vorzüge der Härte, der Durchsichtigkeit oder des Farbenspieles aufweisen kann. Der Ruhm dieses Steines der einem ganzen Volke, den Sapiren, den Namen gab, reicht hin, zu beweisen, daß die Alten fast der gesammten Farbenskala mächtig waren und es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß nächst ihm ein ebenfalls härteloser, undurchsichtiger hellblauer oder grünlicher Stein, der Türkis, früh und mehr geschätzt wurde, als die rothen, gelben und weißen Edelsteine, die erst durch künstlichen Schliff ihr Farbenspiel und ihre volle Schönheit erhalten. An vielen Stellen der Bibel, wo diese beiden Edelsteine neben anderen genannt werden, kann man leicht erkennen, daß sie für die schönsten galten, z. B. im Hohen Liede 5, 14 wo Türkis und Saphir (Lasurstein) allein erwähnt werden. Auch der violette Amethyst wird häufig in der Bibel genannt.

Was nun den Regenbogen betrifft, so muß man Herrn Krause vollkommen Recht geben, der dafür hält, daß wir vermeinen, alle sieben Farben in demselben zu sehen, weil uns von den sieben Hauptfarben in der Schule vorgeredet worden ist. Die einzelnen Farben nehmen im Spectrum einen sehr ungleichen Raum ein, das Blau und Violett einen breiten, das Grün und Gelb einen sehr schmalen, so daß auf den ersten Blick selten mehr als drei Farben im Regenbogen erkannt werden. Bei niedrigem Stand der Sonne und wassergaserfüllter Atmosphäre erscheint der Regenbogen fast nur roth und gelb. Die Dreifarbigkeit, welche die Alten dem Regenbogen abmerkten, ist insofern richtiger, als die Siebenfarbigkeit, von der wir sprechen, da es selbst dem geübten Auge schwer wird, in der Region des Blauen, Hellblau von Indigo, und Orange von Gelb in der Region des Gelben deutlich an dem Irisbogen zu unterscheiden. Wir sehen, im Widerspruch mit der allgemeinen Annahme, höchstens fünf Farben im Regenbogen.

Auf die Entgegnung Krauses, daß die mangelhafte Färbung einzelner Homerischer Bilder lediglich aus einem Mangel an geeigneten Ausdrücken für die betreffenden Farben herzuleiten sei, erwiderte Magnus, es scheine nicht recht glaubhaft, daß eine Sprache, wie die des Homer, welche einen reichen Schatz an Bezeichnungen für die verschiedensten zartesten Lichteffekte besessen hat, nicht im Stande gewesen sein sollte, eigene Worte für die wichtigsten Farben zu bilden. Mit Recht dürfe daher aus dem auffallenden Farbenmangel der Homerischen Bilder auf einen mangelhaften Farbensinn jener Zeitepoche und nicht auf eine mangelhafte Entwicklung der Sprache geschlossen werden.

Auf den Einwand, daß die Baureste Assyriens und Aegyptens, auf deren Wänden farbige Malereien angebracht sind und deren Alter das der Homerischen Gedichte übertrifft, blaue und grüne Farbentöne, der Natur wie wir sie erblicken, entsprechend enthalten, wenden die Vertreter der Geiger-Magnus'schen Theorie ein, daß die theoretisch nothwendig blaublinden Völker das Blau und Grün wie eine Art Grau gesehen hätten. — Da die Mumien selbst durch Zeugnißzwang nicht zum Reden zu bringen sind, schien mit diesem kategorischen „So war es" die Sache erledigt zu sein.

Was speziell die Griechen anbelangt, die zur Bemalung der Triglyphen dorischer Tempel und selbst beim Piedestal des Zeus zu Olympia Blau anwandten, so werden sie ebenfalls in die Nacht ihrer Blaublindheit zurückgestoßen, mit der Behauptung, daß sie in dem von ihnen benutzten Ultramarin (Lasurstein) nur irgend ein niederträchtiges Grau wahrnahmen. Hiernach dürfte der Freudenruf der Zehntausend, als sie das Meer wieder erblickten, das historisch berühmte „Thalatta!", mehr auf den Eindruck des Nassen, als auf den der Bläue zurückzuführen sein.

Da jedoch der blaue Farbensinn, der den Hellenen gefehlt haben soll, schon zur Kaiserzeit bei den Römern vorhanden war, sich auch im Lande des Homers unglaublich schnell herausgebildet haben müßte, so sind verschiedene Hypothesen zur Erklärung der altgriechischen Blaublindheit aufgestellt worden. Dr. Eugen Dreher vertheidigt in seinen psycho-physiologischen Schriften seit geraumer Zeit immer wieder die Ansicht, daß der Urmensch überhaupt farbenblind gewesen sei und das Volk der Hellenen, auf dem Wege des Rückschlages atavistisch auf jene Stammesform gerieth, welche blaublind war. Totale Farbenblindheit wäre nach ihm ein Rückschlag des Auges in das Auge noch farbenblinder Thiere (Nachtthiere, Eulen, Makis), partielle Farbenblindheit in das wenig entwickelte unserer einst an Farbenwahrnehmung ärmeren Vorfahren.

Da es absolut unerklärlich ist, wie ein ganzes Volk zu atavistisch degenerirten Sehorganen gekommen sein möchte, wurde Homer an sich als blaublind gedacht. Sollte jedoch, wie Kun-

Digitized by Google

dige behaupten, die Odyssee um etwa ein Jahrhundert jünger sein, als die Ilias, so wäre es das Gescheidteste, lieber den Homer nach dem Vorgehen der Alten gleich als ganz blind aufzufassen, als den merkwürdigen Zufall zu vertheidigen, der sowohl den Sänger der Odyssee, als den hundert Jahre später lebenden der Ilias blaublind sein ließ.

Die in dem Antiquarium des königlichen Museums zu Berlin ausgestellten Terracotten aus Attika und Tanagra machen jedoch die Annahme, daß die alten Hellenen das Blau nur wie Grau empfanden, höchst zweifelhaft. An einer ganzen Reihe der Figuren und Figürchen läßt sich noch sehr wohl der Farbenauftrag erkennen und so sehen wir, wie neben Rosa ein mildes helles Blau Platz fand, wie Blau durch Gold zur größeren Wirkung erhöht wurde und namentlich die Gewänder der Götter und Göttinnen die blaue Farbe erhielten. Die Flügel eines Eros sind deutlich blau gefärbt, ebenso das Gewand einer Tänzerin. Es ist kaum anzunehmen, daß die Griechen die Flügel des Liebesgottes und das Gewand der in Diensten seiner Mutter stehenden Tänzerin mit einer ihnen indifferenten, freudlosen Farbe bemalt haben können.

Daß die Alten Erde und Bäume so selten grün und den Himmel noch seltener als blau bezeichnen, hat nun nach Krause einen psychologischen Grund. Man vergesse nicht, daß die alten Schriften meist unter einem ewig blauen Himmel, in einer immer grünen Natur verfaßt wurden, so daß es keinen Sinn gehabt haben würde, diese Beiwörter, selbst wenn sie existirt hätten, immer im Munde zu führen. Wenn wir vom blauen Himmel reden, so ist blau ein Schmuckwort, weil der Himmel sich uns nicht allzu oft in reiner Bläue zeigt. Ohne blaublind zu sein pflegen wir im Tagesgebrauch den Himmel bei schönem Wetter nicht blau, sondern klar zu nennen, und das lasurfarbene Firmament der Wintersternennächte nennen wir nicht blau, sondern wir sagen: es ist sternenklar.

Ist dieser psychologische Grund stichhaltig, so müßte sich durch genügende Forschungen feststellen lassen, ob die Gleichgültigkeit gegen einzelne Farben Ursache der mangelnden Sprachbezeichnungen für dieselben ist, ob die Farben, welche den Menschen wenig kümmern, d. h. deren Träger dem Menschen nur geringes Interesse einflößen, sprachlich vernachlässigt werden?

Da Schweinfurth bei den nubischen Moslemin in Afrika ganz dasselbe Verhältniß fand, welches Geiger beim Studium der alten Schriftsteller in Erstaunen setzte — sie haben für Grau und Grün ebensowohl nur ein Wort, wie ein anderes für Blau und Schwarz —, so machte Krause schon vor drei Jahren den Vorschlag, die Naturvölker darauf hin zu untersuchen, ob sie blos *sprachlich* oder *thatsächlich* außer Stande sind, Blau von Schwarz zu unterscheiden? Dies ist nun geschehen und zwar ist die Frage durchaus in dem Sinne Krauses beantwortet worden, der dem naturphilosophischen Uebereifer, welcher ad majorem theoriae gloriam den sonst noch so hochstehenden alten Hellenen einen rudimentären Farbensinn vindicirte, mit wohlthuender Besonnenheit entgegentrat.

Der Plan, den Farbensinn auf niedriger Culturstufe stehender Völkerschaften zu untersuchen, um einen sicheren Einblick in die Beziehungen zu gewinnen, die möglicherweise zwischen dem Farbenempfindungsvermögen und den Beeinflussungen der Cultur bestehen können, wurde von Holgren im Jahre 1877 praktisch zur Ausführung gebracht, indem er die Aerzte im Norden Schwedens aufforderte, die Lappländer auf den Umfang und die Leistungsfähigkeit ihres Farbensinnes zu prüfen. Im Anfang des folgenden Jahres trat der wohlbekannte Ethnologe Dr. Pechuël-Lösche mit Dr. Magnus zusammen; es wurde ein mit Farben bedruckter Fragebogen entworfen und in vielen Exemplaren an Aerzte, überseeische Handlungshäuser und Missionäre versandt, mit der Bitte, die betreffenden mehr oder minder wilden Völkerschaften in Bezug auf ihren Farbensinn zu prüfen. Der größte Theil der zurückgekehrten Fragebogen ist gerade von Missionären beantwortet und ausgefüllt worden, woraus sich die erfreuliche Thatsache ergibt, daß wenn die Naturforscher den Missionären entgegenkommen, diese bereit sind, die Wissenschaft zu fördern. Die Untersuchung der Mitglieder der verschiedenen ethnologischen Karawanen, welche Hagenbeck nach Deutschland brachte, hat ebenfalls höchst wichtige Resultate ergeben, so daß reiches Material vorliegt, auf Grund dessen Dr. Hugo Magnus seine neueste Schrift „Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker, Jena 1880", herausgeben konnte, in welcher das Verhältniß zwischen der Farbenwahrnehmung und dem Sprachschatz der Völker auf das Eingehendste beleuchtet wird.

Aus allen fünf Welttheilen, namentlich aus Afrika, Amerika und Asien sind einundsechzig Fragebogen eingeliefert, die das Facit ergeben, daß die untersuchten Naturvölker einen Farbensinn besitzen, der in seinen Grenzen mit dem der civilisirten Nationen im Allgemeinen übereinstimmt: doch scheint innerhalb dieser Grenzen insofern eine Verschiedenheit stattfinden zu können, als einige Naturvölker eine größere Energie in der Empfindung der langwelligen Farben (Roth, Orange, Gelb) bethätigen und eine ausgesprochene Gleichgültigkeit gegen die Farben kurzer Wellenlänge (Grün, Blau, Violett) an den Tag legen.

Roth ist die Farbe der auf- und untergehenden Sonne und die Farbe des Feuers. Vom Roth leitet sich das Gelb ab. Die reifen Früchte sind roth, röthlich oder gelb gefärbt. Bei den Gä-Negern fällt die Bezeichnung für Roth mit dem Begriff der Reife, des Gedeihens zusammen, indem tsuru (Roth) von tsu = reif sein, abgeleitet wird. Aehnlich haben die Tshi-Neger ihren Ausdruck bere = sich röthen von dem Reifen der Früchte entnommen und bei den Fantastämmen bedeutet ben = roth, eigentlich gar werden. Ganz ähnlich bedeutet im Alltagsdeutsch die Bezeichnung grün soviel wie unreif. Man sagt tropisch von einem unerfahrenen Jüngling, er sei ein grüner Junge, und bekannt ist das Farbenparadox: Wenn die Brombeeren roth sind, sind sie noch grün.

Da sich ergeben hat, daß die südlichen Naturvölker das Roth leichter erkennen und sicherer bezeichnen als Gelb und der Mischfarbe Orange gegenüber oft in Verlegenheit kommen, so nimmt Dr. Magnus an, daß der Gehalt an lebendiger Kraft, welcher in verschiedenen Farben verschieden ist, und vom Roth nach Violett hin abnimmt, den Empfindungsvorgang beeinflusse und in zweiter Linie sich auf die Entwicklung der sprachlichen Ausdrücke für die einzelnen Farben wirksam erwiesen haben könne. Darnach müßte Roth mit seinem großen Reichthum an lebendiger Kraft die am klarsten entwickelte Farbe sein.

Ob nun die lebendige Kraft im Roth so überwiegend vorhanden ist, daß es das hellere Gelb in der Empfindungsscala zurückdrängt, ob dieser Factor optisch und physiologisch hinreichend festgestellt ist, das sind Fragen, die noch zu lösen sind. Mir scheint, daß in diesem Falle die Zweckmäßigkeitstheorie anwendbarer ist, als das Gesetz der specifischen Sinnesenergien.

Die Lebensweise eines Volkes hat im Allgemeinen einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Farbenkenntniß desselben. Ist ein Stamm vorherrschend auf Jagd und Viehzucht angewiesen, so steigert sich die Empfindung für alle Farbenschattirungen, welche bei den Thieren vorkommen, während die Empfindlichkeit für alle anderen Farben nicht völlig schwindet, wohl aber erheblich träger und unvollkommener wird.

Bei den Kaffern, Oraheros, Basutus u. a. m. machte die Untersuchung absolut keine Schwierigkeit, so lange es sich um Farben handelte, die bei Jagd- und Hausthieren vorkommen, also Schwarz, Grau, Weiß, Gelb; die Verwirrung begann erst bei den Farben, welche beim Vieh nicht zur Beobachtung gelangen, also bei Grün und Blau. So besitzen die Kaffern, die überdies von einer farbenarmen Vegetation umgeben sind, für Blau und Grün nur den nämlichen Ausdruck luhläza, während sie für die Viehfarben und Zeichnungen nicht weniger als einunddreißig Sprachwendungen haben. Daß hier die Zweckmäßigkeit, resp. die Nützlichkeit Farbenempfindung und Sprachausdrücke differenzirte, möchte fast zweifellos erscheinen. Ein Analogon liefern die Bernsteinsortirer und Händler, welche für dies fossile Harz, der Farbe und dem Aussehen nach, mehr als fünfzig Benennungen haben z. B. Wasserklar, Perlfarbe, Kumstfarbe, wolkige Kumstfarbe, Knochen, bunter Knochen, knochiger Bastard, kumstfarbiger dunkler Bernstein u. s. w.

Digitized by Google

In der That stellte sich heraus, daß die Naturvölker sprachlich dem Grün und Blau gegenüber eine Unbeholfenheit zeigen, die so allgemeiner Natur bei räumlich getrennten Völkern ist, daß sie den Anschein einer Gesetzmäßigkeit gewinnt. Es fehlen entweder alle Bezeichnungen für diese Farben und es treten dafür die Ausdrücke für Schwarz oder Grau ein, oder das Grün wird bezeichnet und Blau wird durch das für Grau oder Schwarz übliche Wort benannt. Oft wird der Ausdruck für Blau aus einer anderen Sprache entlehnt. So nennen die Gã-Neger, nachdem die Europäer ihnen die Darstelluug des Indigos aus der Indigopflanze lehrten, das Blau akase, wörtlich = etwas, das gelernt werden muß.

Bei dem Mangel an intensiv blau gefärbten Naturprodukten, die dem Naturmenschen Nutzen gewähren, fühlt sich derselbe nicht veranlaßt, sich um eine Farbe zu kümmern, die außer dem ihm gleichgültigen Himmelsgewölbe und dem Meere keinem Gegenstande anhaftet, der ihm zweckmäßig erscheint. Die Uncivilisirten der Hereros unterscheiden Grün und Blau, können diese Farben aber nicht benennen und finden es lächerlich, daß es für dieselben Namen geben soll. Ihnen wird ein Blatt, ein Baum, ein Gras der Form nach unterscheidbar sein, da aber den meisten Pflanzen ein und dieselbe Farbe, wenn auch mit Abtönungen anhaftet, fühlen sie kein Bedürfniß, sich um diese zu kümmern. Bei dem der Form nach unter sich gleichen Vieh machen dagegen die Kaffern für Farbe und Zeichnung die genauesten sprachlichen Unterschiede.

Virchow, der die s. Z. in Berlin weilenden Nubier untersuchte, fand, daß sowohl die Nubier wie die Lappen einen gut entwickelten Farbensinn besitzen, daß jedoch ihr Sprachschatz nicht für den Ausdruck der Unterschiede, den sie wahrnehmen ausreicht. Dabei zeigte sich, daß während die Lappen sämmtlich für Blau dasselbe Wort gebrauchen und in der Wahl desselben nicht zögern, gerade den Nubiern diese Farbe am meisten Schwierigkeit bereitete.

Leider liegen mir keine Details über den Farbensinn solcher Naturvölker vor, die, am Meere wohnend, sich vom Fischfang ernähren. Das wechselnde, wetterverkündende Aussehen des Meeres und die meist blauen Farbennuancen der Fische werden, umgekehrt wie bei den Kaffern, den Sprachschatz in Betreff der Unterscheidung und Benennung des Blauen vermehrt haben, wenn Zweckmäßigkeit, respective Nützlichkeit auf das Verhältniß zwischen Farbenempfindung und Sprachentwicklung einen Einfluß ausüben. Jedenfalls erklärt diese Ansicht die bei südlichen Naturvölkern beobachtete Reactionsträgheit gegen Grün und Blau und ihr Erkenntnißvermögen für Roth und Gelb zwangloser, als die Hypothese Grant Allens, nach welcher der Farbensinn resp. der Geschmack an hellen Farben ursprünglich von den Früchte verzehrenden Urahnen des Menschen im Kampf um das Dasein erworben und dann ihren höher stehenden Nachkommen als Erbstücke hinterlassen worden sei.

Wäre ferner die Unempfindlichkeit gegen Grün und Blau ein Erbstück oder atavistisch auf rudimentärer Organisation des Auges beruhend, so läßt sich nicht erklären, wie durch Lernen und Belehren das Unterscheidungsvermögen in kurzer Zeit entwickelt werden kann. Ich verweise nur auf das „akase" der Gã-Neger.

Magnus kommt schließlich, im Gegensatz zu seiner früheren Annahme, zu dem Schluß, daß aus den sprachlichen Befunden keineswegs ein unmittelbarer Rückschluß auf den Zustand der jeweiligen augenblicklichen Farbenkenntniß gemacht werden darf. Er gesteht seinen Irrthum ein, zu welchem ihn die Geiger'sche Theorie von der unmittelbaren und gleichzeitigen Identität von Farbensinn und Farbennomenclatur verleitete, welche nun durch die Untersuchung der Naturvölker widerlegt worden ist.

Der Bann der Blaublindheit ist somit von dem Volke Homers, von den alten Hellenen, genommen; zum Glück sind sie auch nur drei Jahre blaublind gewesen, nämlich von 1877 bis 1880, und da auch nur in der einschlägigen Literatur.

Eine große Anzahl wichtiger Fragen und Anregungen müssen hier als ferne liegend übergangen werden, weshalb wir auf die oben citirte Schrift von Dr. Hugo Magnus verweisen. Zur Lösung dieser Fragen sind Beobachtungen nothwendig, und da dem Werke ein mit einer Farbenskala bedruckter Fragebogen beigegeben ist, möchten wir jedem Reisenden, der Gebirgsgegenden, den Norden oder Süden besucht, empfehlen, selbst eigene Untersuchungen anzustellen, wobei das Wo und Wie, worauf es ankommt, sich aus dem interessanten Schriftchen ergibt.

Poeten wider Willen.

Daß im „deutschen Dichterwald" gar Mancher singt, dem kein „Gesang gegeben", und der darum besser schwiege, dies aber weder selbst einsieht, noch Andern glaubt, vielmehr mit aller Gewalt ein Dichter sein will, ist eine Thatsache, zu der Belege beizubringen ebenso überflüssig wie unerquicklich sein würde. Weniger bekannt oder doch weniger beachtet ist dagegen die Erscheinung, daß zuweilen „gesungen" wird, ohne daß der betreffende „Sänger" eigentlich Lust dazu verspürt. Es wird nämlich auf unsern deutschen Schulen (und zwar nicht etwa blos auf solchen für „höhere Töchter") hier und da „gedichtet" weniger infolge inneren Dranges als äußeren Zwanges, den irgend ein Lehrer kraft seines Amtes auf die ihm zur Ausbildung und Erziehung anvertraute Jugend ausübt. Im verhältnißmäßig besten Falle, der thatsächlich vorgekommen ist und wohl auch noch ab und zu vorkommen mag, ist der betreffende Lehrer ein Schalk, der sich gelegentlich einmal das Vergnügen bereiten will, zu sehen, was bei solcher Poeterei herauskommt. Wenn nun auch ohne Frage in der Schule weder der Ort noch die Zeit zu dergleichen Scherzen ist, so scheint doch dieser Fall noch ungleich weniger bedenklich als der andere, in dem ein pedantischer Lehrer allen Ernstes glaubt, die Poesie lasse sich lehren und lernen wie die Grammatik und in diesem Wahne die Sache mit dem ganzen Ernst und Eifer betreibt und von seinen Zöglingen zu betreiben verlangt, der seinem wichtigen Berufe angemessen ist. Hier bekommt die Sache in der That eine sehr bedenkliche Seite. Nicht nur werden naturgemäß weitaus die meisten Schüler sich abquälen, ohne den geringsten nennenswerthen Erfolg (falls sie nicht, was übrigens auch denkbar, das Ding mit Humor auf- und anfassen), und es wird auf diese Weise viel Zeit und Kraft vergeudet, die wahrlich besser angewendet werden könnte: es liegt auch die noch größere Gefahr nahe, in diesem oder jenem jugendlichen Hirn Dünkel und Hochmuth zu wecken und zu fördern. Wenn irgendwo der Lehrer die Natur getrost sich selbst überlassen darf, so ist dies gewiß hinsichtlich der etwa vorhandenen poetischen Anlage seiner Schüler der Fall: wo solche wirklich sich findet, da wird sie sich auch ohne besondere, schulgemäße Anleitung Bahn brechen und ausbilden, wo sie aber fehlt, da weckt sie auch der beste Unterricht nun und nimmer. Im letzteren Falle wird höchstens ein hohles, leeres Phrasenthum und Unnatur hervorgebracht, das beides um so widerwärtiger ist, als in den meisten Fällen Eitelkeit sich aufs engste damit verbindet. Gerade hier ist mehr als anderswo nicht der Sporn, sondern der Zügel bei der Jugend angebracht.

Es könnte dies Alles so selbstverständlich scheinen, daß man sich wundern möchte, es besonders ausgesprochen zu finden. Daß aber diese Ansicht keineswegs überall, auch keineswegs bei allen Lehrern die herrschende ist, zeigt u. a. eine Stelle in einer kleinen Schrift, die einen anerkannt tüchtigen Schulmann zum Verfasser hat. In einem von Dr. Albert Dietrich (Director des kgl. Gymnasiums zu Erfurt) 1875 veröffentlichten Büchlein, betitelt: „Ueber den deutschen Unterricht im Gymnasium", welches sonst des Trefflichen und Praktischen viel enthält, werden wir (auf S. 37) durch folgenden Satz überrascht: „Jeder gebildete Mensch kann jetzt Verse, kann ein Gedicht machen lernen und soll es machen können." Ueber Ansichten ist in vielen Fällen ebenso wenig zu streiten, wie über den Geschmack, doch glaube ich auf jeden Fall nicht der Einzige zu sein, der dieser kühnen Behauptung nicht beistimmt und daher auch der nicht minder kühnen

Digitized by Google

Forderung, die auf ihr fußt, nicht allein ihre Berechtigung abspricht, sondern geradezu die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Alle Achtung vor der Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit des Herrn Directors, alle Achtung auch vor der Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung und seines Strebens: hinsichtlich der Poesie erlauben wir uns jedoch anderer Ansicht zu sein, und vor den Versen, die seiner Theorie ihr Dasein verdanken, möge uns der Himmel gnädig bewahren. — Wohl zu merken, jene Forderung bezieht sich nicht etwa blos auf gelegentliche metrische Uebungen zum Zwecke festerer Einprägung der Versmaße, vornehmlich der antiken, es ist dort vielmehr ausdrücklich das Verfertigen deutscher „Gedichte" gewünscht, die ab und zu von den Schülern anstatt des Aufsatzes in Prosa einzuliefern sind. So zeigen denn auch die Jahresberichte der betreffenden Anstalt, daß einzelne Arbeiten der Schüler in poetischer Form verlangt waren. Da finden wir Themata wie: „Ein Spaziergang an einem Herbsttage", dann „Eine Episode aus dem letzten Kriege" oder „Hannibals Tod", oder gar „Schillers Abschied von Bauerbach". Dem geneigten Leser bleibe es überlassen, sich über die muthmaßliche poetische Behandlung dieser Stoffe durch Gymnasiasten das Seinige zu denken. Und das genannte Gymnasium ist keineswegs die einzige Anstalt in unserem Vaterlande, auf der Unterricht im Reiten des Pegasus ertheilt wird, wenn auch glücklicherweise wohl auf den meisten dies nicht der Fall ist.

Die Verse der jungen Dichter, welche „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb" den Pegasus besteigen, sind, wie zu erwarten, meist herzlich matt und lahm. Das Dichten ist eben für die Meisten ein schweres Geschäft. Ist der Vers richtig, so fehlt der Reim, der richtige Ausdruck paßt nicht ins Metrum und zu den schönsten Reimen fehlt der passende Sinn und Zusammenhang. Da müht sich denn solch ein Unglücklicher, bis endlich nach stundenlanger Qual ein Machwerk zusammengestoppelt ist, dem man überall die Noth und Mühe anmerkt, die es bei seiner Entstehung dem Verfasser gemacht hat. Hier hat einer Ovids reizende Hexameter von Dädalus und Ikarus mühselig in gereimte deutsche Strophen umgewandelt, und seine Poesie klingt:

„Dädalus, der Mordsverbrecher, Kam nach Kreta in's Exil,
König Minos war sein Rächer, Der versperrte ihm das Ziel."

Dort ein Zweiter singt im Anschluß an die betreffende Stelle in Schillers Glocke einen Hymnus auf das wohlthätige Feuer und zwar — ein auf jeden Fall höchst origineller Gedanke — nach der Melodie des Chorals „O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein". Ein Dritter, der mit der deutschen Grammatik nicht recht im Klaren ist und von Poesie nicht die leiseste Ahnung hat, schildert in Hexametern einen Ferienausflug, und einer der in metrischer Hinsicht am besten gelungenen ist der schöne Vers

„Endlich mit Glockenschlag zwölf gelangten wir glücklich am Ziele";

während ein Vierter Luther preist und sein gewaltiges Werk und es dabei fertig bringt in einem Verse, dessen Anfang lautet:

– ∪ ∪ – – – ∪

„O Luther, Du Mann Gottes", den Namen des gewaltigen Reformators auf das denkbar kleinste Maß (∪∪) zusammenzudrängen, um solchermaßen einen „Daktylus" zu gewinnen. — Unstreitig gibt es unter unsern „Poeten wider Willen" Humoristen ersten Ranges; ihr Humor ist freilich meist ebenso wenig freiwillig, wie ihre ganze Dichterei.

„Doch der kalte Winter Hat der Freuden auch:
„Wenn die frohen Kinder Fallen auf den Bauch",

so singt zum Lobe des Winters ein Tertianer in komischem Ingrimm ob der an ihn gestellten Zumuthung des Dichtensollens. Noch schöner, ja in seiner Art gradezu unübertrefflich, voll der schönsten, effectvollsten poetischen und rhythmischen Malerei ist ein Distichon aus der Schilderung eines Sommertages, welches einen Gymnasiasten zum Verfasser hat.

„Lieblich blühte der Raps, es wogte der gelbliche Weizen",

so lautet der Hexameter. Man beachte, wie der Dichter mit wenigen kräftigen Strichen die ganze weite Landschaft zeichnet, wobei er freilich in poetischer Freiheit kühnlich den Raps blühen und zu gleicher Zeit den „gelblichen Weizen wogen" läßt, während doch in Wirklichkeit das Letztere erst zu geschehen pflegt, wenn das Erstere längst vorbei ist. Auf diesen Hexameter folgt der noch schönere Pentameter, der ein reizendes Stillleben, gewissermaßen als Staffage, in die Landschaft bringt:

„Und ein Käfer kroch langsam in sein Loch."

Lauter Spondeen! Langsam und bedächtig sehen wir den Käfer vorwärts kriechen, mit jedem Versfuß ein Stückchen weiter. — Und ein — Käfer — kroch — hier ist die Cäsur, da macht er eine Pause; dann geht's weiter, langsam aber sicher, wie bisher, und dann verschwindet er in „seinem Loch", welchen großen Schlußeffect der Reim im Verse in würdigster Weise hervorhebt. Wirklich, der größte Humorist brauchte sich dieses klassischen Distichons nicht zu schämen!

Der Hexameter und wenn's hoch kommt das elegische Distichon sind übrigens die Versmaße, welche der Schüler, wenn er einmal zum Dichten gezwungen, ihm aber die Wahl des Metrum freigelassen ist, in der Regel wählt: hier braucht man nicht zu reimen. Und so etwas, was ungefähr einem Hexameter ähnlich sieht, freilich bei Licht besehn, blos ein „Hexameter" ist, schreibt sich ja verhältnißmäßig leicht. Auch kommen hier so manche Reminiscenzen, zumal aus dem guten, alten Johann Heinrich Voß, dem Dichter freundlich zu Hülfe. Welche Kühnheiten hierbei aber mitunter vorkommen, zeigt u. a. der folgende Vers, der einer Schilderung der Schlacht am

– – ∪ ∪ – ∪

Granikus entnommen ist: „Ins Gras | beißen mußt | mancher,

∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪

der | länger gelebet noch | hätt' gern." Durchweg war übrigens, beiläufig bemerkt, in dieser Kunstleistung der Name des Flusses

∠ ∪ ∪

als Daktylus (– ∪ ∪) gebraucht, also „Granikus". — Schließlich sei noch der Stoßseufzer eines jungen Poeten erwähnt, der eine Stelle der Odyssee in deutsche Hexameter übertragen sollte. Nachdem er den ersten Vers richtig in der Voß'schen Uebersetzung, die ihm im Gedächtniß war, niedergeschrieben hatte: „Ihm antwortete darauf der herrliche Dulder Odysseus", machte er, des vergeblichen Quälens müde, seiner Stimmung Luft in folgendem Erguß:

„Phöbus, Du mächtiger Gott, hilf mir Hexameter machen,
Zeige mir selber den Weg, der meinem Geist noch verhüllt ist."

Dieses Geständniß, unter das sicherlich mit Fug und Recht ein „unus pro multis" gesetzt werden könnte, ist auf jeden Fall ehrlicher und wahrer, als die meisten Verse unserer heutigen Poeten.

Wenn nun auch, wie das Vorausgehende zeigt, nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die unfreiwillige Poesie zuweilen Köstliches zu Tage fördert, so kann doch diese ergötzliche Seite nun und nimmer genügenden Ersatz gewähren für das, was sie unbestreitbar Nachtheiliges im Gefolge hat. Daß der Schüler möglichst klar und scharf denken und möglichst verständlich und natürlich sich ausdrücken lerne, das ist ja unzweifelhaft ein Hauptziel des deutschen Unterrichts und der Hauptzweck speciell des deutschen Aufsatzes. Auch der oben erwähnte Schulmann ist dieser Ansicht. Das Poetisiren aber ist ganz gewiß zur Erreichung dieses Zieles nicht nur nicht förderlich, es verführt vielmehr zumal einen Schüler nur gar zu leicht zu Unklarheit der Gedanken und Unnatur in der Ausdrucksweise und ist darum geradezu eher schädlich als nützlich. Und der Pegasus wird in unserm deutschen Vaterlande leider ohnehin schon so häufig von Unberufenen geritten, daß es wahrlich nicht wohlgethan ist, dieser Reiterschaar noch neue Rekruten zuzuführen!

Hermann Schults.

Ein Aufstieg zu den Kreuzblumen der Kölner Domthürme.

Der Riesengedanke eines gothischen Kirchenbaues in idealer Größe und consequentester Stilreinheit, der vor 632 Jahren aus dem gewaltigen Haupte Gerhards von Rile entsprang —

Digitized by Google

oder war es gar, wie vermuthet wird, der tiefsinnige und gelehrte Scholastiker Albertus Magnus, der das Unglück hatte, durch die Einrichtung eines Treibhauses bei seinen Zeitgenossen in den Geruch der Zauberei zu kommen, nach seinem Abscheiden jedoch es noch zum Range eines Heiligen zweiter Klasse, eines beatus gebracht hat, und dessen sechshundertjähriger Todestag am 15. November dieses Jahres in Köln und Lauingen gefeiert werden wird — er steht heute in festem Stein für unabsehbare Zeit verwirklicht vor uns.

Da zuerst der Plan einer feierlichen Begehung der Vollendung des Doms unter Anwesenheit des Kaisers noch keine bestimmte Gestalt angenommen hatte, wurde, ohne Zweifel in absichtlicher Anordnung, die Kreuzblume des zweiten Thurmes gerade am 632sten Jahrestage der Grundsteinlegung, am 14. August, aufgesetzt.

Wie sicher verbürgt dieses Datum ist und ob dabei speciell eine Umrechnung des alten Stils in den neuen stattgefunden hat, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Vermuthlich ist blos der Heiligentag, der ja im Mittelalter ausschließlich zur Bezeichnung des Datums in Gebrauch war, maßgebend gewesen. Jedenfalls thun wir wohl daran, uns diese schöne Uebereinstimmung des Datums durch keine nergelnde Kritik rauben zu lassen und überhaupt uns der Freude in ungetheiltem Maße hinzugeben, daß einer der schönsten Bauten von Menschenhand, der auf Erden steht und je gestanden hat, glücklich zur Vollendung gelangt ist.

Das Innere zeigt sich bereits im vollen Glanze überwältigender Majestät. Die Scheidewand, die für den in das Hauptportal zwischen den beiden Thürmen Eintretenden bisher eine düstere und unscheinbare Vorhalle bildete, ist kürzlich gefallen und es offenbart sich jetzt beim Eintritt in das geschmückte Mittelthor sofort die ganze imposante Größe des Mittelschiffs bis zu den farbenglühenden Chorfenstern hin, womit sich denn zugleich so mancher neue Reiz, so manche bisher versteckte Schönheit des Baues aufdeckt.

Von außen dagegen kann dieser große Eindruck erhabenster Schönheit augenblicklich noch nicht voll und ungestört wirksam werden, weil die mächtige Umhüllung des Baugerüstes zur Zeit noch den Eindruck der ragenden Hoheit der beiden Thürme fast völlig verdunkelt. Denn was wir jetzt hoch über dem Westportal in die Lüfte ragen sehen, ähnelt am ersten einem riesenhaften Käfig von Gitterwerk, dessen Hauptausdehnung in die Höhe geht. Und in der That ist ja dies Baugerüst auch der Käfig, in dem das eingeschlossen ist, was dem Bauwerke von außen erst den mächtigen Totaleindruck, die Fähigkeit, als einheitliches Ganzes zu wirken, verleihen wird und was daher gewissermaßen die belebende Seele des Ganzen bildet.

Doch wir wollen diesem Kerkergitter der Schönheit nicht zürnen, denn es hat auch wieder seine nützliche Seite.

Diese besteht darin, daß es zeitweilig die Möglichkeit gewährt, in höchst bequemer und gefahrloser Weise einen Spaziergang zu den Kreuzblumen beider Thürme zugleich zu unternehmen, eine Wanderung, die auch nur an einem der beiden Thürme auszuführen nach Abbruch des Gerüstes dem Vorwitz des Touristenthums auf ewig versagt bleiben und das nicht beneidenswerthe Vorrecht des schrittfesten und schwindelfreien Steinmetzen werden wird, der je und dann in Ausübung seines Berufes da oben revidirt und reparirt, was etwa die Blitze oder die übrigen zerstörenden Gewalten der Lüfte geschädigt und zertrümmert haben.

Denn die Wendeltreppen, die an beiden Thürmen in besonderem Treppenmantel in die Höhe klettern, reichen nur bis unterhalb der Turmhelme, wo sie in einer Galerie endigen; von da werden künftig außer dem Metalldraht des Blitzableiters nur schmale eiserne Leiterchen bis zur Höhe der Kreuzblumen emporführen, in schwindelnder Höhe an der Außenseite des steinernen Arabeskenwerks der Thurmspitzen sich emporranken, und diese werden voraussichtlich nicht den nach nervenaufregender Gefahr begierigen Klettertouristen als Tummelplatz eingeräumt werden.

Aber auch heute schon wird nicht Jedem der Aufstieg gestattet. Während den zahlreichen Sängergästen, die Köln in den Tagen vom 14.—17. August beherbergte, der Zutritt zu den inneren und äußeren Umgängen nebst dem schon eine ganz respectable Um- und Uebersicht gewährenden „Dachreiter" stets offen stand, werden wir an der Bauhütte belehrt, daß der Aufstieg zum Thurmgerüst nur Männern vom Fach durch persönliche „vom Herrn Regierungsrath" selbst auszustellende Erlaubnißkarte gewährt wird. Also hin zum Vollender des Domes, dem Dombaumeister Regierungsrath Voigtel. Dieser, eine ernste, gemessene, würdevolle Persönlichkeit, läßt sich erweichen und mit dem von seiner Hand ausgestellten Freipaß schreite ich in früher Morgenstunde dem Verschlage am Nordthurme zu, wo sich sofort ein Aufseher als Geleitsmann zur Verfügung stellt.

Bekanntlich sind die Thürme des Kölner Doms das höchste jetzt auf der Erde befindliche Bauwerk. Wenn wir Herodot Glauben schenken dürfen, war der Belstempel in Babylon, dessen Ruinen noch heute als „Nimrodsthurm" ragen, noch fast 100 Fuß höher.

Die Arbeiter ersteigen die mehr als 1000 Stufen von unten bis zur Thurmspitze bequem in 10 Minuten; wir brauchen etwas länger, da wir uns unterwegs gebührend umsehen.

Zunächst also geht's die steinernen Wendeltreppen am Nordthurm empor bis zur Höhe über dem Gewölbe des Mittelschiffes. Hier grüßt uns die mächtige Kreuzblume über dem Giebel des Hauptportals vertraulich aus nächster Nähe; ostwärts überblicken wir den Wald der Strebepfeiler an der Nord- und Südseite des Mittelschiffs und schauen tief auf die Dächer der Seitenschiffe hernieder.

Auf mächtigen Balken ruhend, die tief in den Stein eingelassen sind, beginnt hier der die beiden Thürme umspinnende mächtige Gerüstbau, stockwerkweise sich erhebend. In jedem Stockwerk nimmt ein fester Bretterboden den freien Raum zwischen den Thürmen ein, in der Mitte durchbrochen durch eine viereckige, mit festen Bohlen umzäunte Luke, weit genug, um die großen Werkstücke emporzufördern, die durch eine hier über dem Gewölbe aufgestellte Dampfmaschine emporgewunden werden. Außerdem führt von Stockwerk zu Stockwerk eine breite bequeme Holztreppe mit Geländer für den fußwandernden Menschen. Die ganze Einrichtung dieses Aufstiegs mit den bequemen Treppen und festen Holzgeländern überall hat etwas Ueberraschendes und ist geeignet, die vorher gehegte doppelte Erwartung einer kleinen körperlichen Strapaze einerseits und einer kleinen Schwindelprobe andrerseits, kurz einer kleinen Analogie des Alpensports, sofort als vollständig unbegründet erscheinen zu lassen.

Nach einigen Stockwerken kommen wir an die Glockenstube im Südthurm. Hier hängt inmitten mehrerer kleinerer Schwestern die gewaltige Kaiserglocke in definitiver Befestigung. Ob das Problem, sie zur vollen und richtigen Entfaltung ihres mächtigen Organs zu bringen, schon vollständig gelöst ist, weiß ich nicht: mein Begleiter belehrt mich nur, daß sie, weil noch ungetauft und ungeweiht, für kirchlichen Gebrauch noch nicht geschickt ist.

Weiter ansteigend richten wir mehr und mehr unsre Aufmerksamkeit auf die unsern Weg rechts und links flankirenden Thürme. Da wo das Viereck sich in ein Achteck umsetzt, ragen je vier stattliche schlanke Eckthürme; neben je einem derselben klettert ein stumpf abschließendes Treppenthürmchen bis zu der Stelle empor, wo künftig mit den beiden Thurmgalerien die Ersteigung ihr Ende erreichen wird.

Das achteckige Thurmgeschoß endigt in acht schlanke gothische Spitzen und nun steigt der durchbrochene steinerne Thurmhelm rasch sich verjüngend bis zu dem schmalen Hals, der die mächtige, etwa acht Fuß weite Kreuzblume trägt. Aus dieser bricht noch ein mannshoher Steinknauf als letzte Spitze hervor. Acht mächtige Eisenklammern sind in die Seiten desselben eingelassen, derart, daß sie dem künftig auf den Blättern der Kreuzblume entlang steigenden Arbeiter als Anhalt dienen können. Bis zu diesen Blättern empor führen die fest vernieteten Eisenleitern; oben ragt der Blitzableiter.

Noch tummeln sich hier oben Steinmetzen, mit dem letzten Putz der Spitzen beschäftigt, und Bleigießer füllen jede Fuge im Stein aufs Sorgfältigste mit dem schmiegsamen Metall aus, die

Digitized by Google

über dem Stein vorstehenden Theile des Gusses nachher mit dem Meißel entfernend. Wir selbst bewegen uns hier im behaglichen Sonnenschein und bei fast windstiller Luft mit dem Gefühl absolutester Sicherheit wie zu ebener Erde umher, doch weiß einer der Steinmetzen gar Schlimmes zu berichten von der erstarrenden Kälte selbst mitten im Sommer und der Schwierigkeit, sich aufrecht zu erhalten, bei kalten und stürmischen Windströmungen; und wir glauben ihm das gerne.

Doch nun zur Aussicht! Da wendet sich unsre Neugier zunächst dem ostwärts sich anlehnenden Domgebäude zu. Wir blicken hinab; aber o Wunder! tief unten, in unbedeutender, verschwindender Kleinheit, wie etwas kaum zu unserm Standpunkte in Beziehung Stehendes liegt es da; nur der aufmerksamere Blick unterscheidet noch mühsam die einzelnen Theile, den Chor, die Querschiffe, die Gruppen der Strebepfeiler. Für die Betrachtung des Doms ist hier oben nichts zu holen.

Ebensowenig für eine unbegrenzte Fernsicht. Nur bei klarer Abendbeleuchtung erscheint das Siebengebirge; und so fordert jeder Theil der Fernsicht vollkommen klare Luft und die entsprechende Beleuchtung.

Aber wir verzichten auf derlei gern, denn reichlich entschädigt uns das vorzüglich schöne und höchst instructive Rundbild der alten Wunderstadt Köln und ihrer näheren Umgebungen. Die hauptsächlichen Straßenzüge, die das große westwärts an den Rhein angelehnte Halbrund der innern Stadt durchschneiden, erscheinen heute — denn wir befinden uns in den Tagen des internationalen Sängerwettstreits — in lebhaften Farben markirt durch die in ununterbrochener Aufeinanderfolge an den Häusern wehenden Fahnen. Besonders deutlich zeichnet sich die Linie der parallel mit dem Strome von Süden nach Norden, vom Severinsthore zum Eigelsteinthore die Stadt durchziehende alte Römerstraße ab, von der die glänzende, aber leider mit der ehrwürdigen Erbschaft der nach unsern Begriffen sehr mäßigen Breitendimension der alten Legionsstraßen behaftete Hochstraße einen Theil bildet. Wie offene Nüstern recken sich zahllose Kamine, jedoch in unschädlicher Ferne bleibend, gegen uns empor. Auf dem Alt- und Heumarkt blüht in dieser Morgenstunde gerade das Gemüsegeschäft; sie gewähren von oben das Ansehen einer durcheinander wimmelnden Maikäfergesellschaft, wobei auf dunklem Grunde besonders die Farben Grün und Weiß, die Farbe der Waare und die der Kopftücher ihrer Inhaberinnen, hervorstechen. Malerisch ragen aus den Häusergruppen die stolzen Pairs unter den herrlichen Denkmälern der mittelalterlichen Kirchenbaukunst, Sanct Gereon, Aposteln, Sanct Martin, Sanct Andreas, nebst den Sternen dritter und vierter Größe und den im Stile ihnen entsprechenden weltlichen Bauten, dem Rathhause mit seinem kräftigen gothischen Thurme und dem Gürzenich; dazwischen die Kasernen mit ihren weiten Höfen: überhaupt ein Bild von einem unerschöpflichen Reichthum der Detailbeziehungen und des Detailinteresses, das uns in tagelangem Studium fesseln könnte. Denn es gibt nur ein Köln! Vollständig überblicken wir auch die erstickende Einschnürung der innern Umwallung mit den stattlichen Thorburgen, für deren enge und modrige Durchgänge kein Kölner schwärmt; in weiterem Umkreise die alten Forts; dahinter die zu selbstständigen Städten von erheblicher Einwohnerzahl erwachsenen westlichen Vorstädte Ehrenfeld und Nippes. Von den neuen Forts, die nach allen Richtungen die Stadt genau in der Entfernung einer deutschen Meile von den Domthürmen umlagern, also einen Kreis von zweimeiligem Durchmesser bilden, ist wenig zu sehen, doch können wir uns überzeugen, daß dieser mächtige Kreis außer den genannten westlichen Vorstädten auf dem rechten Rheinufer außer Deutz auch die freundliche Rheinstadt Mülheim in seinen schützenden Bogen einschließt, welcher Vorzug freilich im Falle einer Belagerung für diese der Peripherie recht bedenklich nahe gelegenen Orte nur von sehr zweifelhaftem Werthe sein möchte. Dazwischen der majestätische Strom in mehreren Windungen, von zwei Brücken überspannt — das wären in flüchtigen Strichen einige der bezeichnendsten Züge in dem hochinteressanten Bilde zu unsern Füßen.

Wir steigen wieder hinab, benutzen unten noch die Gelegenheit, unter dem metallenen Dachstuhle des Mittelschiffes an den Kappen der Kreuzgewölbe desselben entlang zu spazieren, bis wir fast senkrecht über dem Hochaltare durch eine offene Klappe im Gewölbe drei Priestern in scharlachrothen Ueberwürfen, die vor dem Hochaltare emsig singen und celebriren, auf die tonsurirten Häupter herabschauen, steigen nach oben zur Galerie des Dachreiters empor, umwandeln in freier Luft die steinerne Galerie des Chors, zu der von allen Seiten die alten mächtigen Streben mit ihren phantastischen Verzierungen emporstarren, und steigen dann auf enger Wendeltreppe zum südlichen Bauhofe hinab.

Es ist gewiß ein mißliches Ding, eine wenig erfreuliche und wenig dankbare Arbeit, durch Beschreibung von Unlebendigem das Echo des Interesses in der Seele des Lesers zu wecken, das bei den Schilderungen menschlicher Stimmungen, seien es die eigenen oder fremde, durch unmittelbares Nachfühlen leicht und fast selbstthätig erwacht, hier aber nur durch die aufmerksame Aufnahme der Einzelzüge des umrissenen Bildes und ihre Wiedervereinigung zum inneren Gesammtbilde erweckt werden kann. Aber sei es diesmal darum! War es mir doch vor Allem darum zu thun, einen kleinen Beitrag zu liefern zur Feier und zum Gedächtniß des schönen und freudigen Nationalereignisses, das sich in diesen Tagen so still und geräuschlos unter uns vollzogen hat, und dessen doch noch vielleicht tausende nachfolgender Generationen mit uns dankbar gedenken werden, das eine Stätte andächtiger Wallfahrt geschaffen hat nicht nur für das deutsche Volk, sondern für alle Nationen des Erdballs, soweit der Segen der Gesittung sie zu höherem Leben erweckt hat oder künftig erwecken wird — der Vollendung des Kölner Domes.

A. Döring.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

Wallner-Theater. — Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.

Zwei Stücke weist die Novitätenliste der vergangenen Woche auf — das eine, die Gabe des Wallner-Theaters, birgt unter der vielleicht etwas anspruchsvollen Bezeichnung „Lustspiel in fünf Acten" einen stark possenhaften Inhalt — das andere, welches gegenwärtig über die Bretter des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters geht, gibt sich einfach als das, was es ist, als Posse, und ist darum noch nicht das weniger unterhaltende von den beiden.

„Das Manöver soll ein möglichst getreues Abbild des Krieges sein. Deshalb ist nach den neueren Instructionen für plötzliche Aenderung in den Dispositionen der weiteste Spielraum gelassen. Das Civil hat dabei den Vortheil, daß es sich schon im Frieden an die Ueberraschungen des Krieges gewöhnt." Diese tröstliche Erklärung gibt in dem neuesten Stücke der Herren v. Moser und v. Schönthan der quartiermachende Offizier auf die bestürzte Frage, wie denn auf einmal das Militär in das friedliche Städtchen, das den Ort der Handlung bildet, hineingeschneit komme. Darauf bezieht sich wohl der Titel „Krieg im Frieden"; der uralte und ewig dankbare Stoff von der Verwirrung, welche plötzliche Einquartierung während des Manövers in die Häuser der Wirthe trägt, hat diesmal der jungen Autorenfirma zur Grundlage für ihr lustiges Werk gedient. Das Stück, das in diesen Tagen, wo Berlin von den Uniformen der Linie voll ist, ganz besonders den Eindruck des Zeitgemäßen macht, wurde denn auch auf das Freundlichste aufgenommen; das Publicum begrüßte jede neue Scene mit frischer Heiterkeit und ließ es auch nicht daran fehlen, am Schlusse des vierten und fünften Actes seine beiden Freunde, den alten wie den jungen, in der Person der Verfasser an die Rampe zu rufen.

Und doch war es kein ganzer, kein recht durchschlagender Erfolg. Die Zuschauer lachten und klatschten, indeß, dünkt mich, mehr aus Gefälligkeit als aus voller Ueberzeugung, jede einzelne Scene schien einzu-

Digitized by Google

schlagen, und dabei wirkte das Ganze matt. Es sind eben, wie es von dem bewährten Talent der beiden Verfasser nicht anders zu erwarten war, die Details wunderhübsch, der Bau des Stückes indessen ist nicht gelungen.

Die Herren v. Moser und v. Schönthan haben den weiten Raum von fünf Acten dazu benutzt, sich auf das Behaglichste auszubreiten. Eine Menge von Figuren, die, wenn sie auch nicht gerade originell sind, doch den Vorzug haben, um so lustiger eingeführt zu werden, ein tolles Durcheinander von Mißverständnissen und komischen Situationen, ein paar brillante Actschlüsse, das Alles ist vorhanden — was fehlt, ist nur das Wesentlichste: die eigentliche Handlung. Freilich in diesen fünf Acten finden sich, schlecht gerechnet, drei Liebespaare zusammen, und am Schluß des fünften ist Alles befriedigt, und die Schwierigkeiten, die sich jedem einzelnen von ihnen entgegenzustellen schienen, sind glücklich gehoben — allein, wenn man jene Schwierigkeiten aufmerksamer betrachtet, stellt sich heraus, daß dieselben eigentlich durchaus nichtiger Natur waren. Der Stabsarzt, der auf seine schmale Gage nicht heirathen darf, wäre wohl auch so endlich avancirt, der verlegene Apotheker, der ein jedes Gespräch mit der Erwähnung der Neckarmündung einleitet, hätte wohl, wenn man ihm nur Zeit gelassen, auch ohne seines Freundes Hülfe die Gelegenheit gefunden, seine Werbung anzutragen, und Ilka und der Adjutant würden wohl, wenn die Zeit wirklich so drängte, auch selbst auf die Idee gekommen sein, sich von dem Vater der Braut in der fernen Pußtaheimat den Segen per Draht zu bestellen — das Ganze hätte sich recht gut in zwei oder drei Acte zusammendrängen lassen, und die Handlung würde dann vermuthlich weniger schleppend gewesen sein.

Doch deswegen wollen wir mit den Verfassern nicht allzu genau rechten. Ist doch das Beiwerk viel zu anmuthend, als daß man es wegwünschen sollte. Der ewig eilige, ewig schwitzende, keuchende Stadtrath, der unwiderstehliche Lieutenant mit dem leicht entflammbaren Herzen, der ins Wasser fallen muß, um Ilka bekleidet mit dem schlotternden Anzug des viel dickeren Stadtraths Herz und Hand anzutragen, und der sich schließlich über sein Mißgeschick in der Liebe damit tröstet, daß doch sein Kamerad die Braut heimführt und daß „sich das unter Kameraden ja ganz egal bleibt" — Ilka selbst, das halbwilde Magyarentöchterlein mit der langen Peitsche, die Hände voll Heu und die Taschen voll Hafer — das Gartenfest, bei dem alle Gäste verschwinden, weil Jeder und Jede diese passende Gelegenheit dazu benutzt, seine Herzenssachen ins Reine zu bringen, und wo der General schließlich Alarm blasen läßt, um seinen Wirthen, die zuerst durch das beunruhigende Ausbleiben der Butterbrod tragenden Hebe auf diese allgemeine „Verschwundenheit" aufmerksam geworden sind, die Vermißten wieder zur Stelle zu schaffen — — aus allen diesen drolligen Elementen haben die Verfasser das erheiterndste Mixtum-Compositum zusammengebraut, so daß man über dem Reichthum an komischen Details ganz vergißt, wie dürftig eigentlich die Handlung ist.

Daß die musterhafte Darstellung auf dem Wallner-Theater das Ihrige zu der Wirkung des Stückes beitrug, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Nur Herr Kadelburg schien sich in der Maske vergriffen zu haben. Der Liebhaber, der die Herzen der Frauen durch Grobheit knickt — die Verfasser bezeichnen das merkwürdiger Weise als „charaktervoll" — eigentlich das Männerideal altjüngferlicher Schriftstellerinnen, pflegt in den Gartenlaubenromanen, aus denen dieser Typus stammt, ein blondbärtiger, vierschrötiger Kerl zu sein, der keine Handschuhe trägt und dessen Händedruck blaue Flecken hinterläßt. Herr Kadelburg war brünett und in seinen Allüren viel zu vornehm, als daß die Art und Weise, wie er im dritten Acte die bittende Dame abfallen ließ, hätte natürlich scheinen können.

Wenn in dem Moser-Schönthan'schen Stücke Oestreich-Ungarn nur in der Person der Ilka, die magyarische Lieder singt und hin und wieder einige Brocken ungarisch spricht, vorgeführt wird, und sonst Alles schlicht norddeutsch hergeht, spielt das Donaureich, spielen die Herrlichkeiten Wiens und Budapests in der Novität des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters eine Hauptrolle. Die „Näherin", eine Gesangsposse in vier Acten, ist von Ludwig Held nach einem Stoffe von Jouhard für Wien bearbeitet und gegenwärtig von Jacobson für Frau Geistinger oberflächlich berlinisirt worden. Auf literarischen Werth macht das Stück natürlich nicht die geringsten Ansprüche — es ist für ein Publicum bestimmt, das sich gern und leicht unterhalten läßt, das Lustige lustig hinnimmt und sich im Nothfall mit der guten Darstellung begnügt. Wer mit der löblichen Absicht, sich einen Abend zu amüsiren, hineingeht, der wird sicherlich seine Rechnung dabei finden. Frau Geistinger „plauscht" zum Entzücken, sie verkleidet sich, sie singt Couplets, ja sie tragirt auch ein wenig — Orsina, Medea, leider auch Gretchen, um sofort wieder in das Couplet zurückzuverfallen. Unterstützt wird sie von Herrn Swoboda als ebenbürtiger Partner; die Beiden haben eine gar zu liebenswürdige Manier, einem den krassesten Unsinn anspruchslos lustig vorzutragen, so daß die griesgrämigste Kritik davor die Waffen strecken muß. Daß das Berlinerthum, so wenig auch der norddeutsche Bearbeiter dafür gethan hatte, jenen Beiden gegenüber nicht allzu sehr in den Schatten trat, dafür sorgte Herr Schulz und Frl. Schmidt. Die Handlung des Stückes ist natürlich so sinnlos wie möglich. Frau v. Schombar wendet sich an ein Vermiethungsbureau — dasselbe nennt sich international, weil es englisch, französisch, deutsch, wienerisch und sächsisch correspondirt — um eine Gesellschafterin und eine Näherin zugewiesen zu bekommen. Ihr Sohn, heimlich mit einem armen Mädchen verheirathet, weiß in die erste Stelle seine Frau einzuschmuggeln, in der Hoffnung, dieselbe werde sich seinen Eltern angenehm genug machen, um von jenen ihre Einwilligung zu erwirken. Als Näherin wird Lotti Grießmeyer (Fr. Geistinger) engagirt. Nun ereignet sich, was nur in Possen vorkommen kann: zwei verschiedene Correspondenten melden Frau v. Schombar die neuen Engagements, und dabei kündigt der eine in verliebter Zerstreutheit Lotti, die Näherin, als die Gesellschafterin, der andere, ganz versunken in die tiefen Probleme des Boß-Puzzle, die eigentliche Gesellschafterin als die Näherin an. Was sich daraus ergibt, läßt sich leicht errathen: Fr. v. Schombar (Frl. Schmidt) eine mittelalterliche, eifersüchtige Dame, die ihre literarische Bildung dadurch documentirt, daß sie ihren würdigen Gatten (Herrn Schulz) abwechselnd Faublas und Casanova nennt, ist entrüstet über den Jugendreiz ihrer beiden neuen Hausgenossinnen, noch entrüsteter jedoch über die mangelhafte Erziehung ihrer Gesellschafterin, über deren seltsames Benehmen, ihre drastische Sprache und den befremdlichen Umstand, daß dieselbe „Kleingedrucktes" nicht lesen kann. Daß die brave Lotti sich eine ziemlich schnöde Behandlung und die absonderliche Zumuthung, vorzulesen, die an sie, die Näherin, gerichtet wird, widerspruchslos gefallen läßt, beweist eine Lammesgeduld, die selbst über die in Possen weitgesteckte Grenze des Wahrscheinlichen hinausginge, fänden dieselbe nicht ihre Erklärung in der guten Küche der Frau v. Schombar, sowie in der Thatsache, daß jener Correspondent, der sich in sie verliebt hatte, sich selbst in eine, von Hrn. v. Schombar ausgeschriebene Secretärstelle placirt hat. Den Gipfelpunkt erreicht nun die Verwirrung in dem Moment, wo der Sohn seinen zärtlichen Eltern mittheilt, daß er die Gesellschafterin, also nach ihrer Annahme Lotti, geheirathet habe. Wie sich das Imbroglio löst, und wie Hr. Schulz, der in tragischem Ton von Fr. Geistinger „sein Kind" verlangt — man denke sich die Eifersucht seiner Gattin bei diesen doppeldeutigen Worten! — das ist mir entfallen — allzu geistreich war es wohl nicht. Immerhin aber: wer einen Abend dem höheren Blödsinn opfern will, der sehe sich — ich komme darauf zurück — die „Näherin" an. Die vorzügliche Darstellung, die das Stück findet, wird ihm sogar die albernen Kalauer, an denen freilich kein Mangel ist, mundgerecht machen.

Carl Groddeck.

Abonnement der „Gegenwart"
pro IV. Quartal 1880.

Mit der nächsten Nummer (39) schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das IV. Quartal 1880 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 M. 50 Pf. entgegengenommen.**

Berlin W., Behrenstrasse 4.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Tribüne

mit der illustrirten humoristisch-satirischen Wochenschrift

Berliner Wespen

als Gratisbeilage

Abonnementspr. f. beide Blätter M. 5,30 vierteljährlich bei allen Post-Anstalten.

Die **„Tribüne"** hat durch ihre prompte und sichere Berichterstattung, durch ihre schnell orientirende Behandlung der Tagesfragen sich im deutschen Lesepublikum einer immer steigenden Beliebtheit zu erfreuen.

Sie bringt **sämmtliche** Berichte über die Vorgänge des Tages, insbesondere auch über die **parlamentarischen** Verhandlungen, schon am **nächsten Morgen** oder Vormittag in die Hände auch ihrer auswärtigen Leser.

Ihre Informationen fussen auf den **zuverlässigsten,** unmittelbarsten Quellen, ihre Darstellung befleissigt sich einer gemeinverständlichen anregenden Form.

Fest auf dem Boden des **deutschnationalen** Gedankens stehend ist die **„Tribüne"** unablässig um die Vertheidigung und Fortentwickelung der Grundsätze des verfassungsmässigen Rechts und einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit auf allen öffentlichen Gebieten bemüht und ein gewissenhafter Anwalt der eben jetzt in eine Krisis gedrängten liberalen Partei in Deutschland.

Poetische Produkte

aller Art namentlich von unbekannten und jüngeren Talenten für eine Zeitschrift gesucht. Adr. sub **H. W. 10991** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Für Verleger!

Ein englischer Journalist, welcher Gelegenheit hatte gründliche Studien auf dem Gebiete der Reiseliteratur zu machen und speziell mit der Herstellung von Reise-Handbüchern vertraut ist, wünscht mit einem deutschen Verleger, **zur Herausgabe einer Reihe von Reise-Führern in englischer Sprache** in Verbindung zu treten. Auch würde derselbe die Uebersetzung deutscher Romane in's Englische übernehmen. Gefl. Offerten zu richten an Mr. **R. W. Mason.**

Düsseldorf, Kaiserstraße 35.

Im Verlag von **Ernst Schmeitzner** in **Chemnitz** ist erschienen:

Friedrich Nietzsche, Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.
2. Auflage. *M.* 3.60.

Unzeitgemässe Betrachtungen.
1. Stück. **David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller.** *M.* 3.—
2. „ **Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.** *M.* 3.—
3. „ **Schopenhauer als Erzieher.** *M.* 3.—
4. „ **Richard Wagner in Bayreuth.** *M.* 3.—

Richard Wagner à Bayreuth. Traduit en français. *M.* 2.70.

Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch f. freie Geister. brosch. *M.* 10.— geb. *M.* 11.50.

Menschliches, Allzumenschliches. Anhang: Vermischte Meinungen u. Sprüche. *M.* 5.—

Der Wanderer und sein Schatten. *M.* 6.—

Die 3 letzten Bücher sind **in Russland verboten.** Eine eingehende Besprechung derselben befindet sich in „Die Gegenwart" vom 7. August 1880, betitelt „Ein moderner Freigeist".

Bruno Bauer, Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera. *M.* 8.—

Inhalt: Vorwort. — 1. Macchiavell's und seiner Nachfolger Deutung des Imperialismus. — 2. Der „märkische Junker" Franz Ziegler's und der „märkische Vasall" Georg Hesekiel's. — 3. Ludwig Bamberger's „Herr von Bismarck". — 4. Vilbort und das Glück Bismarck's. — 5. Napoleon der III. als Gehülfe Bismarck's. — 6. Sybel's und Bismarck's Gegnerschaft und Harmonie. — 7. Die revolutionäre Parthie der Regierung Friedrich Wilhelm's II. als Pendant zur neueren Aera. — 8. Sybel über die Revolution und Stellung des neuen Reichs zu derselben. — 9. Das preussisch-russische Verhältniss. — 10. Ruhm und Hunger. — 11. Die deutsche Gewerbenoth der Bismarck'schen Aera. — 12. Eine Erneuerung des französischen Volkscharakters als Pendant zu deutschen Stimmungen. — 13. Die deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera. — 14. Die Politik Bismarck's gegenüber dem Vaticanischen Concil. — 15. Die Römerzüge der Bismarck'schen Aera. — 16. Der Jesuitenkrieg der neuen Aera. — 17. Eine Stimme aus der neuen Aera über die Isolirten. — 18. 19. 20. Friedrich Wilhelm II. König von Preussen und Danton. — 1) B. V. Ephraim's Mission in Paris und Danton bei Valmy. — 2) Die Rheincampagne von 1793 und Danton's Friedensarbeiten. — 3) Der Baseler Frieden und Dantons Geist. — 21. Das Donaureich in der neuen Aera. — 22. Stillstand der Geschichte in der neuen Aera. — 23. Die Lyrik der Nationalzeitung. — 24. Minister Hobrecht u. Coccejus Nerva, Kanzler des Tiberius. — 25. Treitschke und Victor Hugo. — 26. Volkswirthschaftliche Einwirkung Nordamerikas auf das westliche Europa. — 27. Das Haftpflichtgesetz u. die Staatswerkstätten. — 28. Der Cäsarismus des Russenthums. — Schluss: Bismarck u. das deutsche Volk. — Namen- u. Sachverzeichniss.

Im Uebrigen verweise ich auf „Die Gegenwart" vom 28. August 1880: „Bruno Bauer's kritische Diagnose der gegenwärtigen Aera".

Sainte-Beuve, Menschen des 18. Jahrhunderts.

Nach den *Causeries du Lundi* in das Deutsche übersetzt. *M.* 6.—

Inhalt: 1. Fontenelle. — 2. Montesquieu. — 3. Briefe der Frau von Grafigny oder Voltaire in Cirey. — 4. Frau du Châtelet. Fortsetzung von Voltaire in Cirey. — 5. Frau von Latour-Franqueville und Jean Jacques Rousseau. — 6. Diderot. — 7. Vauvenargues. — 8. Briefe des Fräulein von Lespinasse. — 9. Beaumarchais.

H. R. (nicht E.) **Mecklenburg** in Berlin C., 38 Klosterstr. bietet neu bez. wie neu an:

Neues Gesetz- u. Rechtsb. 1880. 3 eleg. Hfzbde. (27 *M.*) neu, 9 *M.* — **Italiens Kunstsch.** m. Text v. Eckstein. Lf. 1—54 (54 *M.*) neu, 25 *M.* — **Fechner,** Krieg 1870. Origbd. (12 *M.*) 5 *M.* — **Schiller-Gallerie** ill. v. Pecht-Ramberg. Prbd. (15 *M.*) 6 *M.* — **Schweizer Tageb.** ill. v. F. v. Bülow. Prbd. (18 *M.*) 5 *M.* — **Freiligrath,** Gedichte. 1877. eleg. geb. (4 *M.* 50 *S.*) 2 *M.* 50 *S.* — **Reuter,** Festungstid. Origbd. (4 *M.*) 1 *M.* 75 *S.* — **Buddenbrock,** ill. Gedenkb. Prbd. (9 *M.*) 2 *M.* 50 *S.* — **v. Hahn,** sagwiss. Studien. 1876. (12 *M.*) neu, 6 *M.* — **Flögel,** Gesch. d. Grot.-Komisch. mit Atlas (11 *M.*) neu, 6 *M.* — **Grube,** geogr. Charakterb. 3 Origbde. 1871. (14 *M.* 50 *S.*) 7 *M.* — **Rothschild,** Taschb. f. Kfl. 1875. Origbd. (7 *M.*) 2 *M.* 75 *S.* — **Spiess,** preuss. Exped. n. Ostasien. Origbd. 2 *M.* 75 *S.* — **Salvador,** Gesch. d. Römerherrsch. in Judäa. 2 Hfzbde. 3 *M.* — **Springer,** Gesch. d. Revolut.-Zeitalters (11 *M.*) neu, 4 *M.* 50 *S.* — **Leitzmann,** dtsch. Münzkde. 1869. (9 *M.* 75 *S.*) 4 *M.* — **Brandrupp,** K. Wilhelm. 2 Hfzbde. 2 *M.* 50 *S.* — **Pyrker's** Werke. 3 Origbde. 2 *M.* 75 *S.* — **Löbe,** Encycl. d. ges. Landw., Staats- u. Forstw. 6 Hlwdbde m. T. (50 *M.*) 8 *M.* — **Offic. Ber. d. Wiener Weltausst.** 15 Bde. (c. 45 *M.*) neu, 12 *M.* — **Sirius,** Ztschr. f. pop. Astron. 1879. (10 *M.*) 4 *M.* — **Encyclop.** ou dictionn. d. connoiss. hum. 58 vols. (incl. 10 vols. planch.) Yverdon 1800. 4. veau. 80 *M.* — **Meyer's** Convers.-Lex. 16 eleg. Hfzbde. 3. A. (160 *M.*) neu, 95 *M.* — Versch. Jahrg. belletr. Zeitschr. billigst.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von **Magdalene Thoresen.**

Frei nach dem Norwegischen

von **Walter Reinmar.**

Vierter Band:

Signe.

8. *M.* 4.50, elegant gebunden *M.* 5.—

Früher erschien:

Erster Band:

Dorfgeschichten aus Norwegen.

8. *M.* 4.50, elegant gebunden *M.* 5.—

Zweiter Band:

Inga, die Sonne des Filjethals.

8. *M.* 4.50, elegant gebunden *M.* 5.—

Dritter Band:

Der Student. — Skizzen.

8. *M.* 4.50, elegant gebunden *M.* 5.—

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familienbibliothek fehlen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 25. September 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Washington oder Cromwell? Von Philosophus. — Krieg und Kriegsrecht. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Jüdische Geschichte. Von Ferdinand Lotheißen. — Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von Hugo Wittmann. Besprochen von Paul Lindau. — Zum „Tannhäuser in Paris". Von Adolf Mützelburg. — Rimini und die Republik von San-Marino. Von H. Breitinger. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Washington oder Cromwell?

Die beiden Namen, die ich als Titel über dieses Essay schreibe, und noch mehr das Fragezeichen, das sie begleitet, können wohl Niemanden im Zweifel darüber lassen, um wen es sich hier handelt: ein einziger Mann ist es, auf welchen in Europa — denn in den südamerikanischen Republiken mag es ja noch andere republikanische Prätendenten geben — diese Namen mit ihrem Fragezeichen passen, und dieser Mann ist Gambetta. Gambetta hält es in seiner Gewalt, wenn nicht heute, doch in dem Zeitpunkte, den er für angemessen erachten wird, entweder als Washington oder als Cromwell aufzutreten — wenn er es nicht vorzieht, was seinem Charakter und seinen Antecendentien mehr zu entsprechen scheint, eine zwischen diesen beiden Typen stehende Stellung einzunehmen, welche in der Theorie die Selbstverleugnung des Ersteren, in der Praxis aber die Ausübung der großen Machtbefugnisse des Letzteren zu verwirklichen sich bestreben würde. Gambetta hat es bis jetzt meisterhaft verstanden die entschiedensten Gegensätze in seinem Wesen und Handeln zu vereinigen; als sein Mund noch von Radicalismus überfloß, war er schon Opportunist; er war ein Liberaler, und verleugnete in seinen Reden den Liberalismus, welchem er durch seine Thaten zu huldigen sich gezwungen fühlte; er war aus Patriotismus der leidenschaftlichste Gegner der Commune, und liebäugelte mit den Anhängern dieser Partei, indem er ihnen eine vermittelnde Stellung zwischen „Paris und Versailles" anrieth; er ist heute im Grunde seiner Seele überzeugt, daß Frankreich den Kampf um die „verlornen Provinzen" aufzunehmen weder gewillt ist, noch gewillt sein wird, und während er einerseits, den fremden Diplomaten gegenüber, seine Friedensliebe wie eine Zutrauen erweckende Fahne zu den Fenstern, die auf die Straße des Auslandes schauen, heraussteckt, zündet er andererseits auf dem Gesimse das nach dem Hofe, nach dem Frankreich der Handlungsreisenden und der elsässischen Emigration hinblickt, die bengalischen Feuer einer, auf die „immanente Gerechtigkeit" zählenden Revanchepolitik an. Diese Geschicklichkeit und wohlüberdachte Gelenkigkeit, Dank welcher Gambetta, je nach der gegebenen Nothwendigkeit, sich der Welt in dem einen oder in dem anderen Wechselfeuer, oder auch, je nach dem Gesichtswinkel, in einer von beiden Lichtern harmonisch zusammengesetzten Doppelbeleuchtung vorstellt, trägt nicht zum wenigsten zu der Macht bei, die er in Frankreich ausübt; sie wird ihm auch erlauben, wenn er es für nöthig hält, die anscheinend principiell sich ausstoßenden Gegensätze der Bescheidenheit eines Washington und des nach Dictatur strebenden Ehrgeizes eines Cromwell, in glücklicher Paarung zu vereinigen, — insofern nämlich die erste Bedingung, die zu dem Glücken eines solchen Experiments unerläßlich ist, und deren Vorhandensein eben zu dem Glücken der vorerwähnten Experimente als hauptsächlichst maßgebender Factor mitgewirkt hat, bis dahin nicht verschwindet: es ist diese erste Bedingung das absolute, blinde, fanatische, fast möchten wir sagen fatalistische Vertrauen, das die große Masse des Volkes in Frankreich dem Präsidenten der Kammer entgegenträgt, das alle Worte und alle Thaten des republikanischen Dauphins in dem von dieser selben Bevölkerung gewünschten Lichte erscheinen läßt, das ihr über die Schwächen, über die Widersprüche, über die zuweilen bedenklich in das jetzige staatsmännische Wesen Gambettas hereinbrechenden Wiederanklänge an die Politik des „Fou furieux" von 1871 hinüberhilft, — ein Vertrauen, wie man es nur in Frankreich findet, das unter den anderen romanischen Völkern nicht in derselben Weise, nicht in derselben Intensität, auch nicht in derselben Wandelbarkeit und gefährlichen Abwechselung zu Tage tritt, und dessen Erscheinen um Gambettas Person uns heute, zehn Jahre nach dem letzten Plebiscit, psychologisch um so merkwürdiger erscheinen muß, als das Volk, das heute Gambetta zujubelt, dasselbe ist, das damals dem kriegführenden und nach Dictatur lüsternen Kaiser Napoleon in derselben Weise, dieselben absoluten, blinden und fanatischen Vertrauensbezeugungen entgegentrug. Ein cäsarischer Zug geht durch diesen Enthusiasmus; womit ich nicht so sehr an denjenigen denke, dem dieser Enthusiasmus gilt, und der viel zu klug und welterfahren ist, als daß er für seine Person an einer Wiederauffrischung einer cäsarischen Legende dächte, als an das französische Volk, das sich, nach den harten Schicksalsschlägen, die ihm sein imperialistischer Fanatismus eingetragen, heute in dieselbe Vertrauenseligkeit zu einem seiner Machthaber hinreißen läßt, sich diesem Manne, wie einem Propheten und einem Messias, hingibt, und in ihm den „Erretter" preist, wie seine Ahnen den Erretter in Napoleon I., wie seine Väter den Erretter in Napoleon III. gepriesen hatten. Steht aber ein Mann in Frankreich auf dieser Höhe der Popularität, so steht er, für eine Zeit wenigstens, sicherer als er in allen anderen Ländern stünde; und dies ist es gerade, was die Stellung Gambettas so einzig, so bedeutungsvoll und aber auch so gefährlich erscheinen läßt, was mich auch zu der oben ausgesprochenen Schlußfolgerung führte, Gambetta könne, wenn er es wolle, der Washington oder der Cromwell Frankreichs werden; von ihm allein hängt seine Zukunft ab, denn er ist getragen von der Hochfluth einer Popularität, die um so mächtiger ist, als in ihr jenes, den katholischen und lateinischen Völkern eigene weiblich-leidenschaftliche, besser noch passionelle und fanatische

Digitized by Google

Element zum Ausdrucke kommt, das sich darin gefällt und das nur darin lebt, daß das Volk, das sich ihm ergeben hat, sich nicht sowohl in politischer Begeisterung, als in hinreißendem, fast mystischem Glaubenseifer an einen Namen, an ein Zeichen, an ein Wort hängt, von dem Erkornen das Heil erhofft und verlangt, ihn mit Palmen bekränzt und Teppiche vor seine Füße wirft. Die katholische Erziehung Frankreichs, die seit Jahrhunderten in dessen Fleisch und Blut übergegangen ist, bringt dies mit sich, und von dieser katholischen Tradition kann sich dies Volk nicht losmachen, ob es sich gleich, nach den letzten Wahlen zu schließen, auf einige Jahrzehnte von dem Katholicismus als politische und religiöse Partei losgesagt zu haben scheint. Der katholischen, äußeren Form mag Frankreich entsagt haben; der katholische Geist aber, das katholische Wesen ist geblieben und wird bleiben.

Man durchblättere die Geschichte des französischen Volks, die jüngste wie die ältere, und überall wird man diesem Geiste begegnen; verschwindet zuweilen der specifisch katholische Glaube, so tritt sofort ein anderer Glaube an dessen Stelle, denn einen Glauben, eine seligmachende Formel und einen messianischen Namen kann dies Volk nicht entbehren; alleinseligmachend ist dieser Name, ist diese Formel; denen, die daran glauben, ist der Himmel versprochen; sie sind die Getreuen, die Reinen; denen aber, die sich einem andern Glauben zuwenden, droht in kirchlich katholischer Art die Verdammniß, der Fluch, die Verstoßung, denn sie sind die Verräther, die Unreinen, die Erbfeinde; die Formel mag heute Republik lauten, wie sie gestern Kaiserthum lautete; der Name mag heute genuesisch klingen, wie er gestern corsicanisch klang; ohne Formel und Namen aber lebt dies Volk nicht, vermag es besonders nicht wieder aufzuleben; denn, wenn irgendwo auf der Welt, so bleibt noch hier jener Geist lebendig, den ich nicht sowohl im religiösen oder confessionellen Sinne, als in dem Sinne der allgemeinen Culturentwickelung, den katholischen Geist nenne, den Geist, der in der hinreißenden Mystik eines: In hoc Signo vinces! seine einzige Macht und innere Lebenskraft findet, der ohne dies Signum überhaupt nicht existirt, und der so sehr mit diesem Hangen an einem höheren Glauben verkörpert ist, daß er, nach Erlöschen der einen Formel oder des einen Namens, sofort nach neuer Formel und neuem Namen sucht und nicht ruht bis auf dem wiedererhobenen Banner ein neues: In hoc Signo vinces! dem berückten Volke entgegenleuchtet.

Dem Präsidenten der französischen Kammer hat man in der letzten Zeit vielfach den Vorwurf gemacht, sich geflissentlich von den Wellen dieses großen Popularitätsbades höher tragen zu lassen, als seine Würde es ihm erlauben sollte, höher hinauf zu trachten, als sein Vorgesetzter, der Präsident der Republik; mit Unrecht aber! Denn nicht an Gambetta soll dieser Vorwurf sich richten, sondern an das französische Volk; nicht Gambetta trachtet nach Dictatur, sondern das Volk wäre bereit morgen von Gambettas Hand anzunehmen, was diese ihm zu bieten für nothwendig erachtete; Gambetta ist heute in derselben Lage, in welcher Napoleon Bonaparte, der Erstere, nach seinen italienischen Siegen war, der Liebling eines nach einem Abgotte sich sehnenden Volkes. Nicht das Object eines solchen Cultus muß man aber zunächst für die Begeisterung verantwortlich machen, deren Mittelpunkt es geworden ist, sondern die Menge der Gläubigen, die in diesem Objecte ihren Gott bejubelt, und deren Begeisterung und fanatische Hingebung den „Liebling des Volkes" in eine Selbstverblendung und Selbstüberschätzung hineinzuzwingen im Stande wäre, welche, nach kurzem, meteorähnlichem Aufleuchten dieses Cultus, in einer napoleonischen Katastrophe zu Grunde gehen würde. Daß Gambetta sich einer solchen Zukunft aussetzen werde, ist wohl nicht zu befürchten; auch steht unter den Namen, die ich an die Spitze dieses Essays geschrieben, nicht der Name Cäsars: Napoleon steht uns noch zu nahe, und Genua, die Wiege der Gambetta'schen Familie, liegt nicht fern genug von Corsica! Dem jungen Günstling des französischen Volkes mag wohl zuweilen die Gestalt des ersten Napoleon warnend durch seine Träume ziehen! aber wahrlich! zu viel Erfahrung hat Gambetta gesammelt, und zu gut kennt er die Geschichte seines Volkes, um nicht zu verstehen, daß der napoleonische Pfad auf lange Jahrzehnte hinaus demjenigen verschlossen sein muß, der nach der Herrschaft über Frankreich strebt. Dieser Pfad führt heute nicht mehr zur Gewalt, sondern zum Untergang, und deshalb liegt auch nichts Cäsarisches in Gambettas Zukunft.

Am weitesten von Cäsar entfernt liegt Washington, am weitesten aber auch entfernt von dem französischen Genius, der den amerikanischen Washington zwar theoretisch und von fern bewundert, der aber dem Liebling des französischen Volkes, dem politischen Messias, heiße er Napoleon oder Gambetta, niemals erlauben würde, sich nach vollbrachtem Tagewerk zurückzuziehen; des Günstlings Tagewerk darf ja überhaupt in Frankreich nicht als vollbracht angesehen werden, so lange der Mann, auf dessen Namen das Volk zu schwören gelernt hat, noch lebt. Dem Gambetta'schen Ideale näher schon mag Cromwells Vorbild stehen; nicht Dictator hieß Cromwell, nur als Protector stand er an der Spitze der englischen Republik; ohne den verhaßten Namen zu führen, führte er aber wohl die dem Dictator innewohnende Gewalt — und wie Cromwell in England, so möchte Gambettas Ehrgeiz wohl auch in Frankreich die dictatorische Gewalt unter dem Schleier der demüthigen Unterwerfung des Protectors unter den Willen des allmächtigen Volkes führen. Nicht Dictatur sollte es heißen, sondern lediglich Ausübung der aus dem Volkswillen entspringenden, diesem Volkswillen seinen richtigen Ausdruck verleihenden, und als Ausfluß dieses Volkswillens sich betrachtenden Gewalt. Auf den Namen, den man dem Kinde gibt, kommt es in Frankreich viel an; die Cocarde ist eine Macht; Gambetta weiß es und seine Politik richtet sich darnach ein. Deshalb, und weil er sich wohl bewußt ist, welch' hohes theoretisches Prestige dem Namen Washingtons anhängt, wird man es vielleicht erleben, daß Gambetta in seinen Reden den amerikanischen Cincinnatus als das ihm vorherrschende Ideal bezeichnen wird, während sein Dichten und Trachten darauf sich richten möchte, den französischen Washington mit der factischen Gewalt des englischen Protectors auszurüsten. Des Volkes Absolution, oder sollte dies Wort in den Ohren des Dictators von 1871 zu hart klingen, des Volkes Zustimmung kann Gambetta ja heute schon sicher sein.

In einem einzigen Punkt läge zwischen Gambetta und der französischen Bevölkerung der Keim eines möglichen Zwiespaltes, und es mag dieser Punkt um so eher der Erwähnung würdig erscheinen, als ihn eine Rede des Kammerpräsidenten in Cherbourg, wenn auch nur vorübergehend, streifte und diese Gambetta'schen Auslassungen, nicht ohne ein gewisses banges Echo zu wecken, zu dem Auslande herübertönten. Gambetta, der im Jahre 1871 der Vertreter des Krieges bis aufs Messer, der sogenannten guerre à outrance, war, hat sich nach dem Friedensschluß als der Vertreter der Revanchepolitik aufgespielt; er war es, der jede Gelegenheit aufsuchte, um der französischen und der nach Frankreich hinübergesiedelten elsaß-lothringischen Jugend begreiflich zu machen, daß man zwar in den ersten Jahren von den „verlorenen Provinzen" nicht sprechen solle, daß man deren Zukunft aber immer im Auge behalten müsse; eine Aeußerung, die der französischen Eitelkeit schmeichelte, ihr über die Folgen der Niederlagen von 1870 hinweghalf, und zugleich für Gambetta und dessen Partei den Vortheil hatte, beide als die den „geraubten Brüdern" am nächsten stehenden politischen Factoren Frankreichs hinzustellen. Es war dies in den damaligen und noch in den jetzigen Verhältnissen kein geringer Gewinn, da die in Paris ansässigen Elsaß-Lothringer sich sofort um Gambettas Namen sammelten; in richtig französischer, oder wenn man will lateinischer, oder auch wieder katholischer Art, ihr: In hoc Signo vinces auf die alleinseligmachende gambettistische Fahne schrieben, und ihren, durch den der Emigration inneliegenden Nimbus immerhin bedeutend geschwollenen Einfluß für ihren Messias in die Wagschale der Wahlen und der politischen Agitation warfen. Ob Gambetta im Grunde seines Herzens heute noch derselbe

Digitized by Google

Revanchepolitiker ist, als damals, mag dahingestellt bleiben, er ist aber durch seine früheren Redensarten gebunden; er fühlte sich auch der stürmenden Jugend der Handlungsreisenden und der nach Krieg trachtenden elsaß-lothringischen Emigration gegenüber gebunden, und auf den Kammerpräsidenten mag in dieser Hinsicht mehr denn auf irgend einen Andern des Dichters Wort Anwendung finden, in welchem von den Geistern, die man heraufbeschworen und die man nicht wieder los werden kann, die Rede ist. Ob Gambetta dieser Revanchegeister los und ledig sein möchte, oder ob er sie heute noch als willkommene Werkzeuge seines künftigen Schaffens in die ersten Reihen der Verbündeten seiner Präsidentschaftspolitik einzuführen gesonnen ist, dies mag schwer zu entscheiden sein. Gambettas Zeitgenossen haben sich jedenfalls nicht darum zu kümmern, dies psychologische Räthsel, dessen Schlüssel nur in dem innersten Internum dieses Mannes zu finden ist, zu lösen, sondern sich einzig und allein an die Worte und Thaten zu halten, aus denen zu erkennen ist, nach welchem Ziele Gambetta hinsteuert. Ein solches Wort und eine solche That war Gambettas Rede in Cherbourg, in welcher die „Erlösung" Elsaß-Lothringens als die den Hintergrund der Armeereorganisation bildende Schlußdecoration dargestellt wurde, und nach dieser Rede muß man Gambetta nach wie vor als den Vertreter der Revanchepolitik betrachten. Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit Frankreich selbst? Wenn die Handlungsreisenden den Worten Gambettas zugejubelt, wenn die elsaß-lothringische Emigration ihrem Messias neue Kränze gewunden hat, soll man daraus folgern, daß ganz Frankreich bereit wäre, morgen den Krieg für die Wiedereroberung der „verlorenen Provinzen" aufzunehmen? Wenn Gambetta dies glaubte, so würde er sich, zum ersten Male vielleicht, in dem französischen Volke gründlich irren; dies Volk bedauert zwar die Verluste an Land und Leuten, welche ihm der Krieg zugefügt hat; es schwelgt auch mit einer gewissen wehmüthigen Begeisterung in dem Phrasenthum, das sich um die Legende der „verlorenen Provinzen" herumwindet, und nimmt diese Legende als einen recht erwünschten Vorwurf zu mannichfachen patriotischen Kundgebungen an; weiter aber als zu diesem patriotischen Manifestiren will es nicht gehen. Und einen neuen Krieg zu führen gegen das gefürchtete deutsche Heer, lediglich um die Elsässer, von denen man ja doch, wenn nicht in Paris, so jedenfalls in der Provinz, als von „deutschen" Männern spricht, zurückzuerobern, fällt Frankreich nicht ein. Die Kammermajorität, die Deutschland den Krieg erklärt, ist noch nicht gefunden und wird noch lange nicht gefunden werden; und wenn Grévy und Freycinet, unter dem Beifallsrufen der Menge die Politik des Friedens als die Politik der Republik ankündigen, so sind sie die einzigen und wahren Dolmetscher der Gesinnungen des französischen Volkes. Gambetta muß, um seinen Antecedentien getreu zu bleiben, um sich den Anhang seiner jugendlichen Gesinnungsgenossen und denjenigen der Emigration zu wahren, die Revanche vertreten, die Kriegsfahne zuweilen vor den Handlungsreisenden schwingen; — wer weiß aber, ob der mit der Geschichte des revolutionären und des napoleonischen Frankreichs eng vertraute, schlaue Genueser nicht auch in den elsaß-lothringischen Dingen dieselbe Doppelpolitik verfolgt, die er in so manchen anderen Angelegenheiten als die Richtschnur seines Handelns in Scene gesetzt hat? Elsaß-Lothringen sollte von Anfang an, nach Gambettas Rathe, Deutschlands Polen werden. Wie Frankreich aber mit Polen umgegangen, das mag Gambetta nicht unbekannt sein, denn auf die jetzigen elsaß-lothringischen Zustände passen bis in die kleinsten Details folgende, im Jahre 1806 von dem Prinzen Czartoriski in einem bekannten Schreiben an den Kaiser Alexander I. gerichtete, die französisch-polnischen Verhältnisse betreffende Notizen: „Ich konnte mich nicht verhindern, erstaunt zu sein über die Geschicklichkeit, mit welcher Napoleon (in Polen) die entgegengesetztesten Muthmaßungen und Gedanken zu verbreiten und ihnen Glauben zu sichern verstand. Um den Enthusiasmus zu wecken, braucht er nur einen Artikel in irgend einer Zeitung zu veröffentlichen, nach Warschau einen seiner polnischen Adjutanten zu schicken, welcher, überall in der Gesellschaft aufgenommen, einige Worte von Napoleon wiederholt, oder eine den Patriotismus interressirende Anekdote erzählt. Darauf lebt man während einiger Monate, und nach dieser Zeit erscheint ein neuer Emissär um die Geister wieder von Neuem zu heben." — Napoleon brauchte Polen, um es möglicherweise gegen seine Feinde auszuspielen, und auch, um dessen tüchtige Soldaten in seine Armeen einzureihen; er war darauf hingewiesen, dort die Geister in ewiger Bewegung zu halten; er sprach oft und viel von der Wiederherstellung Polens, von den Rechten Polens, von der Zukunft Polens; was er aber für Polen that, das erzählt die Geschichte nicht. Verba et voces, sagt der Dichter, praetereaque nihil! An Stelle Polens setze man Elsaß-Lothringen; an Stelle Napoleons Gambetta; und jene merkwürdigen Aufzeichnungen des Fürsten Czartoriski passen auf die Jetztzeit besser als Alles, was bis jetzt über diese Verhältnisse geschrieben worden ist. Gambetta braucht Elsaß-Lothringen, wie Napoleon Polen brauchte; es liefert ihm den Vorwurf zu großen patriotischen Phrasen; es liefert ihm auch treue und tüchtige Soldaten in seinen politischen Wahlcampagnen; die „elsaß-lothringischen Adjutanten" Gambettas bereisen die „verlorenen Provinzen", werden überall in der Gesellschaft aufgenommen, erzählen Anekdoten und colportiren Worte des Erretters, gerade wie es die „polnischen Adjutanten" Napoleons I. thaten; die Begeisterung wird von Zeit zu Zeit wieder emporgefacht, und sobald sie zu erlahmen droht, wird die Bewegung der Geister wieder in Fluß gebracht. Die Cherbourger Rede mag wohl wieder denselben Zweck verfolgt und die elsaß-lothringischen Heerschaaren enger an Gambetta, der ihrer bei dem bedrohlich gegen ihn auftauchenden Antagonismus der Pariser Intransigenten nothwendig gebrauchen mag, gekettet haben. Wird aber Gambetta es wagen, für sein Polen mehr zu thun, als Napoleon für das seine that? mehr zu thun als bloße Bankettsreden zu halten? oder, wie die Dinge in Frankreich liegen, wird er nicht dazu verurtheilt sein, nachdem er wie Napoleon I. gesprochen, auch wie Napoleon I. zu handeln — oder eben nicht zu handeln? Wer die in dem französischen Volke, in der Bourgeoisie wie in dem Bauernstande tief eingewurzelte Friedensliebe kennt, wer da weiß, wie sehr alles Trachten und Denken dieser, unter Napoleon III. und jetzt unter der Republik wie früher unter Ludwig Philipp, so schnell sich bereichernden Volksstände, nach dem ruhigen Genusse ihres Besitzthums gerichtet ist, der wird keinen Augenblick über die diesen Fragen zu ertheilende Antwort im Zweifel bleiben. Sollte Gambetta, in einem Rückfall zu seiner früheren Politik, mit einem Kriegsprogramm vor die Wähler treten, er stände verlassener da als weiland Napoleon III. nach Sedan! Dies weiß aber Gambetta genau, und deshalb wird er, um seine Macht und Popularität nicht zu gefährden, seine Revanchepolitik wohl, auf polnisch-napoleonische Art, bei dem Dessert eines Handlungsreisendenbanketts mit den Pfropfen der Champagnerflaschen springen lassen; — ist aber der Pfropfen gesprungen, so verduftet auch der Geist, und der in Washingtons oder Cromwells Fußtapfen zu treten trachtende Genueser wird gerade bei dem Wetterleuchten eines drohenden Kriegssturmes an denjenigen zurückdenken, dessen Vorbild ihm mahnend den nicht zu betretenden Weg zeigt, an den corsicanischen Artillerielieutenant, der des Volkes Liebling gewesen, wie Gambetta es heute ist, der zu der höchsten Gewalt emporstieg, wie Gambetta morgen zu ihr emporsteigen wird, und den der Krieg an einem öden Eiland im weiten Ocean zerschellte, — wie Gambetta, sollte er mit frevelnder Hand unter das friedensbedürftige und friedensbeflissene Europa des Krieges Brandfackel schleudern, zerschellen würde!

Philosophus.

Digitized by Google

Krieg und Kriegsrecht.

Der Krieg ist ein sehr trauriges Thema, aber ein Thema, welches heute so actuell ist wie vor vielen tausend Jahren. Was ist, um mit dem Anfang anzufangen, der Krieg? Erst dann können wir uns nach einem Kriegsrecht umsehen.

Die bedeutenderen Völkerrechtslehrer definiren den Krieg sehr verschieden. Heffter nennt ihn „die Anwendung des äußersten, selbst vernichtenden Zwanges eines Staates wider einen anderen zur Realisirung rechtlicher Zwecke bis zur Erreichung derselben". Neumann charakterisirt ihn, etwas abweichend, als „die Anwendung der äußersten Gewalt seitens eines Staates gegenüber einem andern zur Erlangung der Genugthuung für zugefügte und Sicherstellung gegen künftige Rechtskränkung". Beide Rechtslehrer bezeichnen also nur den Zweck des Krieges als einen rechtlichen, stellen den Krieg selbst aber als die Anwendung der äußersten Gewalt, im Gegensatz zum Rechte, dar; die Definition beider jedoch dürfte nicht haltbar sein. Will man etwa die Anwendung des äußersten Zwanges zur Realisirung nicht-rechtlicher Zwecke nicht Krieg nennen? Und wenn nicht, was ist es dann?

Anders Bluntschli: er erklärt ohne Weiteres den Krieg als einen „Rechtsstreit über öffentliches Recht zwischen den Staaten als Parteien". Es mag nur im Vorübergehen des unlösbaren Widerspruches mit einem andern Dictum desselben Rechtslehrers gedacht werden, daß „das Völkerrecht noch einen weiten Weg zu machen hat, bis es ihm gelingt, den Streit der Gewalt in einen wahren Rechtsstreit umzubilden": begnügen wir uns zu constatiren, daß der Krieg, gleichviel zu welchem Zwecke er geführt wird, einfach als der Streit der Gewalten als solcher, der dem Recht entgegenstehenden Gewalten, also als das gerade Widerspiel eines Rechtsstreites erscheint. Denn das Charakteristikon des Rechtsstreites liegt darin, daß in ihm der Kampf sich nicht blos in jenen Formen bewegt, welche ein von den streitenden Theilen anerkanntes positives Gesetz vorschreibt, sondern daß dieser Kampf sich auch bedingungslos der Entscheidung unterordnet, welche von der durch die streitenden Theile von vornherein anerkannten richterlichen Gewalt gefällt wird. Der Rechtsstreit wird mit friedlichen Mitteln ausgefochten, mit Mitteln, die nicht etwa durch eine positive Vereinbarung, sondern durch einen allgemein anerkannten Willen, durch das Gesetz vorgezeichnet sind.

Ganz das Gegentheil ist der Krieg, die Selbsthülfe in des Wortes „verwegenster Bedeutung": die Gewalt nicht blos, nein, die zerstörende und vernichtende Gewalt bezeichnet seine Bahnen. In ihm ordnen sich die streitenden Parteien nicht einer höheren rechtlichen Macht unter, sondern sein Ziel und sein Zweck ist die Unterwerfung und selbst die Vernichtung des Gegners: er ist der Streit, gleichviel wofür er geführt wird, der ungeregelten äußersten Gewalt gegen eine Gewalt derselben Art.

Hiernach ist die Frage, ob und inwieweit von einem Kriegsrecht gesprochen werden kann, unschwer zu beantworten. Natur und Charakter des Krieges stehen der Begründung und Entwickelung des Kriegsrechts, wenn sein Begriff und Umfang genau präcisirt wird, nicht unbedingt entgegen, aber sie beschränken seinen Inhalt auf bestimmte Gebiete, auf welchen das Walten des Rechts unverkennbar hervortritt. Das war freilich nicht der Fall, das Recht war vielmehr jedes Einflusses baar, so lange die Vernichtung der in die einzelnen Persönlichkeiten aufgelösten, kriegenden Parteien sich als der Endzweck des Krieges darstellte; als indeß dieser Endzweck ein anderer wurde, begann der Einfluß des Rechtes auf den Krieg, d. h. gab es ein Kriegsrecht. Der geistvolle Ihering hat „den Egoismus gesegnet, der, den Werth des Menschenlebens erkennend, den überwundenen Feind als Sklaven am Leben ließ, anstatt ihn abzuschlachten": nun, welches auch das Motiv war, den niedergeworfenen Gegner am Leben zu lassen, in der bloßen Thatsache, daß man ihn am Leben ließ, tritt der erste Einfluß des Rechtes auf den Krieg zu Tage, und seitdem ist, von Jahrhundert zu Jahrhundert, dieser Einfluß immer mächtiger geworden, bis die neueste Zeit den Rechtssatz zu construiren vermochte, daß die Kriegführung sich auf das minimste Maß der Zerstörung und Vernichtung von Leben und Gut zu beschränken habe, auf jenes Maß, dessen es bedarf, um überhaupt noch im Kriege die Anwendung der äußersten materiellen Gewalt erkennen zu lassen.

Als Correlate dieses obersten Grundsatzes ergeben sich Bestimmungen über die Eröffnung des Krieges, über die Modalitäten einer Occupation feindlichen Gebietes, über das Verhältniß zur verdrängten Staatsgewalt und zu den Bürgern des feindlichen Staates, über die Behandlung des Privat- und Staatseigenthums im occupirten Territorium, sowie der verwundeten oder gefangenen Soldaten, über die Rechte und Pflichten der Neutralität, über die Waffenruhe, über den Waffenstillstand und über den schließlichen Frieden. Alles das ist im Laufe der Jahrhunderte in die Form wahrhafter Rechtsgrundsätze gebracht und der Inbegriff dieser Grundsätze ist eben das Kriegsrecht im engeren Sinne.

Freilich wird man einwerfen wollen, es sei nirgends ein Forum vorhanden, um die Befolgung dieser Rechtsgrundsätze zu erzwingen, und gerade weil eine genügende Executivgewalt nicht existire, könne von einem Kriegsrecht füglich nicht die Rede sein. Aber die These, daß der Zwang ein constitutives Merkmal des Rechtes sei, ist denn doch nur cum grano salis richtig. Ein Zwang in strammer organischer Form und Gestaltung, wie er in den Verhältnissen des Privatrechts zur Geltung kommt, kann hier nicht gedacht werden und wenn also ein Zwang wirklich ein constitutives Merkmal des Rechts wäre, so würde eben das Kriegsrecht kein eigentliches Recht sein: wo in aller Welt aber steht denn geschrieben, daß es keinen Rechtssatz gebe ohne eine formelle Zwangsgewalt, die seine Wirksamkeit sicherstelle? Nein, die Existenz einer organischen Zwangsgewalt mag von einer höheren Entwickelung des Rechtes Zeugniß ablegen, aber sie kann nicht Bedingung für den Bestand des Rechtes sein, welches vielmehr schon dann mit den Merkmalen des Rechtes ausgestattet erscheint, wenn es nach Maßgabe des Bedürfnisses zu seiner Verwirklichung über physische Machtmittel im Allgemeinen verfügt. Das Zwangsmoment im Rechte hat verschiedene Abstufungen. Es gibt Rechte, hinter denen eine Zwangsbefugniß steht, die doch keinen erheblichen Einfluß auf ihre Erfüllung nimmt (wir nennen den Zwang, der die Eltern zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Kinder anhält und der nahezu überflüssig ist, weil die Stärke des Rechtsgefühls, wie es sich einmal eingelebt, seiner compulsiven Nöthigung gar nicht bedarf); es gibt andererseits Rechte, für welche der Bestand einer zwingenden Norm von intensivster Bedeutung erscheint (wir erinnern an das strenge Verfahren in Wechselsachen); es gibt endlich Verhältnisse, in welchen der Zwang noch nicht diejenige Entwickelung erreicht hat, um sich in organischer Form geltend zu machen, in welchen aber doch der rechtlich-sittliche Charakter zweifellos ausgeprägt ist, und so stellt sich der Zwang im Kriegsrecht dar. Er ist noch wenig entwickelt, er hat noch keinen festen Organismus aufzuweisen, aber er ist unleugbar vorhanden und äußert seine Wirkung zunächst darin, daß er den einzelnen Staat moralisch nöthigt, nach völkerrechtlichen Grundsätzen Krieg zu führen und keinen dieser Grundsätze zu verletzen.

Die neueste Zeit hat übrigens schon bedeutende Fortschritte zu Wege gebracht und in Form von Staatsverträgen — die Pariser Convention und der Genfer Vertrag sind hervorragende Beispiele für den Zwang im Völkerrecht — auch schon eine feste materielle Grundlage geschaffen. In dieser Richtung wird sicher noch Weiteres geschehen und aller Voraussicht nach in nicht allzu ferner Zeit aus der freien Verständigung der Staaten eine Zwangsgewalt hervorgehen, deren überwältigende Macht gerade dem Zwange im Kriegsrecht eine charakteristische Stellung anweist und verbürgt. Gibt es der Rechtsdisciplinen genug, welche des Hebels eines vollständig entwickelten Zwangs zur Stunde noch entbehren, und gibt es andere, die des Zwanges gar nicht oder doch nur in geringerem Maße bedürfen, so wird schließlich auch für das Kriegsrecht, welches ein integrirender Theil des Völkerrechts ist, das richtige Maß der Zwangsgewalt zu finden und festzustellen sein.

Gustav Weisbrodt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Jüdische Geschichte.*)

Der vielgelesene fruchtbare Novellist, der mit seinen Schilderungen der verschiedenen Stämme in der podolischen Ebene so rasches und wohlverdientes Glück gemacht hat, ist vor einiger Zeit mit einer neuen und größeren Composition aufgetreten, die, wie die meisten seiner früheren Werke, die Zustände und Leute des Ostens — seiner Heimat — in lebendiger Erzählung vorzuführen unternimmt.

Franzos hat ein besonderes Geschick für die culturhistorische Novelle erwiesen, und schon seine ersten Skizzen zeichneten sich durch ihr dramatisches Leben, ihren Farbenreichthum, die Kunst der Charakteristik, wie überhaupt durch die sichere Art der Behandlung aus. Seine erste Novellensammlung, „Die Juden von Barnow", liegt nun bereits in der dritten Auflage vor, und ist durch einige gelungene Abschnitte bereichert. Dieser rasche Absatz beweist, welch großes Interesse Franzos mit seinen Schilderungen aus der podolischen Judenwelt erweckt hat. „Die Juden von Barnow" enthalten zwar nur eine Anzahl kleiner selbstständiger Novellen, allein sie bilden doch ein Ganzes, das darauf abzielt, ein Gesammtbild von dem Leben einer polnisch-jüdischen Gemeinde zu geben. Insofern ist das Werk, wie fast alle Schriften von Franzos, ein streitbares Buch. Die Strömungen und Gegenströmungen, von welchen das Leben der Juden durchfluthet wird, finden sich in den Franzos'schen Novellen freilich nur angedeutet, aber die Bilder, die er von diesem Leben entwirft, genügen, um die eigenartige Cultur — oder Uncultur — der jüdischen Welt im Osten Europas deutlich erkennen zu lassen. Ohne auch nur ein Wort des Vorwurfs zu äußern, enthalten diese Erzählungen eine Anklage von furchtbarer Beredtsamkeit, einen lauten Protest gegen Intoleranz und Fanatismus, wo immer sich dieselben finden mögen. Franzos will „auf Düstres hinweisen und es lichten helfen, so weit seine Stimme reicht". Man würde jedoch irren, wollte man seine Schriften zunächst als Tendenzschriften auffassen. Franzos ist vor Allem Dichter und Erzähler; er weiß, daß ein literarisches Werk neben innerer Wahrheit auch schöne künstlerische Form verlangt, und daß dem Verfasser der literarische Kunstwerth seiner Arbeit immer als höchstes Ziel vorschweben muß.

Es geht momentan ein wenig erfreulicher Hauch religiöser Unduldsamkeit durch die deutschen Länder und den ganzen Osten Europas. Hundert Jahre, nachdem Lessing seinen „Nathan" geschrieben, werden wilde Stimmen laut, welche Feindschaft gegen das Judenthum predigen, und die Errichtung neuer Ghettomauern empfehlen. Die ganze Bewegung, die des deutschen Geistes wahrlich unwürdig ist, wird allerdings in der Kürze ihr Ende erreicht haben, aber als ein beredtes Zeichen der Zeit ist sie immerhin betrübend genug.

Vielleicht hängt es mit dieser feindseligen Stimmung gegen das Judenthum zusammen, daß man jetzt öfters die abwehrende Bemerkung zu hören bekommt, es seien genug Judengeschichten geschrieben, man brauche nun nichts mehr von den fanatischen Chassidim, und den Ringellöckchen tragenden Kindern Israels zu hören. Selbst das schönste Lied könne einem trivial erscheinen, wenn man es auf dem Leierkasten bis zur Ermüdung wiederholen höre.

Ganz ohne Berechtigung ist dieser Einwand nicht. Jüdische Erzählungen, — Geschichten aus dem Ghetto und der polnischen Judenwelt — sind schon beinah eine besondere Gattung der Novelliftik geworden. Sie führen allerdings in ein interessantes Thema ein, dem es an Poesie nicht fehlt, so tief es zu stehen scheint. Knüpft dasselbe doch an eine große Vergangenheit an, und der zähe passive Widerstand, den die Juden schon seit Jahrhunderten jeder Bedrückung entgegensetzen, gibt ihnen selbst in ihrer Schwäche einen gewissen heroischen Charakter. Aber deshalb bleibt es doch nicht minder wahr, daß die große Mehrheit des lesenden Publicums in die fremdartige Welt, die man vor ihm aufrollt, allerdings mit Neugier hineinblickt, daß sie dieselbe aber nur halb begreifen kann, und manche Leser sich darum leichter ermüdet fühlen und sich ungeduldig abwenden. Aber während den Einen diese Gattung Novellen zu specifisch jüdisch erscheint, tadeln Andere, und zwar meist Juden, daß solche Erzählungen der Wahrheit nicht ganz gerecht seien. Die Verfasser stünden schon selbst zu sehr auf dem Boden der modernen europäischen Cultur, auch sie fänden sich dem starren, ängstlich sich abschließenden Judenthum gegenüber, schon fast als Fremde. Daß ein solcher Standpunkt für die Erzähler nur vortheilhaft wäre, weil er ihre Unparteilichkeit und Unbefangenheit sicherte, bedenken die erwähnten Kritiker nicht. Auch gegen manche Schilderungen in den Erzählungen von Franzos haben wir ähnliche Einwendungen vernommen.

Zu untersuchen, ob dieselben berechtigt sind, ist uns, den Fernerstehenden, nicht möglich. Wir nehmen die jüdischen Geschichten hin, wie man sie uns bietet, und richten unsere Aufmerksamkeit vielmehr auf den literarischen Werth derselben, der ja doch bei den verschiedenen Verfassern sehr verschieden ist. Für unser Urtheil kommt es nicht in Betracht, ob das Leben der Juden in Podolien in Wirklichkeit manchmal etwas anders gestaltet ist, als es sich in dem Bild der Bewohner von Barnow zeigt. Wäre dem selbst wirklich so, so könnte das unsere Idee von dem Werth der Erzählungen nicht verringern. Wenn wir in denselben wirkliche Menschen finden, Personen, in denen warmes Leben pulsirt, in deren Brust die Leidenschaften wühlen, die da kämpfen, lieben, hassen: und wenn uns diese Menschen in fesselnden Scenen vorgeführt werden, wenn wir mit ihrer Freude und ihrem Schmerze mitfühlen können, was braucht es dann mehr des Beweises, daß sie wahr geschildert sind? Mag diese innere höhere Wahrheit vielen Erzählungen aus dem jüdischen Volksleben abgehen, den Franzos'schen Novellen wird sie Niemand bestreiten, sie mögen erdichtet sein, aber sie ruhen auf realem Grund. Ohne Barnow zu kennen, dürfen wir getrost behaupten, daß die Charaktere, die uns in den „Juden von Barnow" entgegentreten, wahr und dem wirklichen Leben entnommen sind.

Ist dies aber der Fall, so ist auch die Berechtigung des Erzählers zur Wahl seines Stoffs unbestritten, so lang er es nur versteht, die kleine Welt, in der er sich bewegt, von einer neuen Seite zu zeigen. Denn nicht was er uns bietet, interessirt uns, sondern wie er es bietet. Der Landschaftsmaler, der die Berge und Wälder seiner Heimat in immer neuen und doch einander ähnlichen Gemälden darstellt, und seine Motive stets demselben engbegrenzten Gebirgsland entnimmt, kann deshalb doch ein großer Künstler sein. So auch der Novellist. So lang er aus dem Schatz seiner Menschenkenntniß neue Charaktere und Verwickelungen zu holen hat, so lang seine Erzählungen gewichtige ethische Probleme behandeln, so lang ist er im Recht, in der ihm vertrauten Welt zu verharren.

Das jüngst erschienene Werk von Franzos „Moschko von Parma" knüpft gewissermaßen an die „Juden von Barnow" an. Auch Moschko — oder Moses — ist ein Sohn Barnows, des merkwürdigen Städtchens, das sich auf keiner Karte verzeichnet findet, und doch durch seine Juden zu einer Art von Berühmtheit gelangt ist. Auch in der Behandlung der Sprache gleichen die beiden Bücher. Nur daß „Moschko" vielleicht noch knapper, einfacher im Stil ist und dadurch eindringlicher wirkt. Aber auch „die Juden von Barnow" enthalten Erzählungen, die zu dem Besten gehören, was Franzos überhaupt geschrieben hat. Es sei hier nur auf den „Shylock von Barnow" und „Das Kind der Sühne" hingewiesen. In der ersten Novelle tritt uns in dem alten, reichen Moses Freudenthal der starre Gläubige entgegen, der es seiner Tochter nicht verzeihen kann, daß sie ihn um eines

*) Karl Emil Franzos: „Die Juden von Barnow." Geschichten von K. E. Franzos. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig 1880, Duncker u. Humblot. — „Moschko von Parma", Geschichte eines jüdischen Soldaten. Von K. E. Franzos. Leipzig 1880, Duncker u. Humblot.

Digitized by Google

Christen willen verlassen hat. Der Kampf der Vaterliebe mit dem harten Gebot der alten Glaubenssatzung spielt sich hier in erschütternder Weise ab. Der Fanatismus siegt; Moses verstößt sein Kind, aber sein Herz bricht unter der Last des Jammers. In der zweiten Erzählung, „Das Kind der Sühne", ist die Angst des Mutterherzens, das um ein todtkrankes Kind mit dem Himmel ringt, meisterhaft geschildert. Eine andere Novelle, „Nach dem höheren Gesetz", erzählt, wie ein braves, junges Weib, das nach dem Herkommen ihres Volks mit einem Mann vermählt worden ist, den sie nicht liebt, durch einen Christen in ihrer Pflicht wankend gemacht wird. Großmüthig entläßt sie ihr Gatte, damit sie Christin werde, und mit dem Mann ihres Herzens eine neue Ehe eingehe. Es ist das alte Problem von dem Widerstreit der Pflichten, das in dieser Geschichte behandelt wird. Trefflich angelegt, befriedigt der Schluß der Novelle nicht ganz. Man sagt uns zwar, daß die zweite Ehe glücklich ist, aber es hält uns schwer daran zu glauben. Es gibt gewisse Consequenzen, die mit logischer Nothwendigkeit eintreten. Die Frau, die von der ganzen Stadt gemieden wird, die in Bildung, Lebensanschauung und Denkweise von ihrem Mann wie durch einen tiefen Abgrund geschieden ist, sollte auf die Dauer glücklich sein? Peinliche Erinnerungen müssen zeitweise in dem Geist eines jeden der beiden Gatten auftauchen und ihre Stirn verdüstern. Eine Schuld, mag sie auch noch so sehr in den äußern Umständen ihre Erklärung finden, rächt sich immer, und die Erzählung schließt, wo sie psychologisch gerade am interessantesten geworden wäre, mit der Schilderung des Zusammenlebens dieser zwei Menschen.

In „Moschko von Parma" hat Franzos einen bedeutsamen Schritt voran gethan, da er zum erstenmal eine Erzählung von größerem Umfang geschrieben hat. Denn auch die Erzählung „Die Hexe" und die beiden Geschichten in dem Buch „Junge Liebe" gehören noch auf das Gebiet der Novelle. „Moschko" aber läßt sich schon als Roman bezeichnen. Das Buch hat die epische Breite und psychologische Entwickelung, welche diese Gattung erfordert. Für gewöhnlich erwartet man allerdings im Roman, als dem getreuen Abbild des Lebens, eine Fülle von nebeneinander hergehenden und miteinander sich verschlingenden Begebenheiten, die in ihrer complicirten Wirkung die Schicksale der einzelnen Menschen bestimmen. Eine solche breit angelegte Composition bietet „Moschko" nicht. Franzos entrollt vielmehr in schlichter Erzählung, ohne viel Beiwerk und Abschweifungen, die Geschichte eines armen jüdischen Knaben, der eine harte Jugend verlebt, dann in das Regiment Parma gesteckt wird und über zwanzig Jahre unter den kaiserlichen Fahnen in der Welt herumzieht, bis er, ein gebrochener Mann, in die Heimat zurückkehrt, um zu sterben. Was uns da erzählt wird, ist sehr einfach. Es ist, wie Franzos an anderer Stelle sagt, „so einfach, wie die Geschichten alle, die Geschichten, die kein Dichterhirn ersinnt, die das Leben selbst dichtet, dieser größte und grausamste Poet". Man konnte wohl begierig sein zu sehen, wie Franzos auch diese größere Aufgabe lösen würde, und wir constatiren mit Vergnügen, daß ihm der Erfolg auch diesmal treu geblieben ist.

Moschko ist der Sohn eines armen „Schulklopfers" und Schneiders, aber trotz des Elends, in dem er aufwächst, ein Junge von ungewöhnlicher Kraft. In kampf- und entbehrungsvollen Jahren entwickelt sich Moschko anders als die meisten seiner Stammesgenossen. Er ist ein Freund der Rauferei, muthig und zur Abwehr jeder Unbill bereit. Zum Entsetzen seiner Glaubensbrüder erklärt er eines Tags, Sellner, d. i. Söldner, werden und die kaiserliche Uniform tragen zu wollen. In unserer Zeit der allgemeinen Dienstpflicht haben sich die Begriffe auch über diesen Punkt etwas geändert, zur Zeit, da Moschko jung war, erschien der Militärdienst einem „jüdischen Kinde" schlimmer als der Tod. Man fürchtete ihn nicht aus Feigheit, sondern weil der Soldat die Satzungen des orthodoxen Judenthums nicht beobachten konnte.

Zum Glück hat Moschko einen Freund in Herrn Isaak Türkischgelb, der als „Marschallik" der Gemeinde sich um Alles und Jedes zu kümmern hat, der in freundlichem Sinne und schlau gewandt Alles richtet und ordnet, der Alles weiß und immer guter Laune ist, „das lebendige, ewig durstige, auf zwei Beinen einherschlotternde Lokalblatt der Gemeinde". Isaak Türkischgelb ist ein alter Bekannter, wir haben ihn schon in den „Juden von Barnow" getroffen, aber in dem neuen Buche spielt er eine größere Rolle und ist mit einer gewissen Vorliebe behandelt, so daß er fast unsere Sympathie gewinnt. Er nimmt seinen jungen Freund mit in den nächsten Wahlbezirk, wo derselbe von der rohen Soldateska gröblich verhöhnt und von dem Hauptmanne, bei dem er sich als Freiwilliger meldet, mit Ohrfeigen tractirt und zur Thüre hinausgeworfen wird. Moschko hat Selbstmordgedanken, aber der Marschallik rettet ihn, indem er die Zustimmung der Gemeinde zu seinem Vorschlage erlangt, der dahin geht, den kräftigen Jungen zu einem christlichen Schmied, Wassilij Grypkow, in die Lehre zu geben. Die Figur dieses Schmieds ist vortrefflich gezeichnet. Er ist Ruthene und haßt die Polen; waren es doch polnische Junker, durch die er seine Frau und später seine Tochter verloren hat. So oft der Tag sich jährt, der seiner Tochter Schmach gesehen hat, schmiedet Grypkow eine neue Keule zum Kampf gegen die Unterdrücker, denn er hofft fest den Tag der Rache zu erleben.

Moschko ist kein gewöhnlicher Lehrjunge, er arbeitet brav und beobachtet gewissenhaft alle Gebote seiner Religion, aber in seinem Hirne wühlen oft sonderbare Gedanken. Den armen Knaben überkommt die Ahnung, daß der Mensch doch zunächst ein Mensch sei und dann erst ein Christ oder ein Jude, er grübelt darüber nach, warum Gott die verschiedenen Religionen gestatte und dadurch Streit und Haß unter den Menschen zulasse. Der Verfasser will hier zeigen, wie „nicht blos in einer herrlichen machtvollen Persönlichkeit, sondern im Geringsten und Unscheinbarsten, in dem Herzen eines rohen Arbeiters in einem armseligen Winkel der Erde die ewig gültigen Gesetze sich offenbaren, nach welcher sich alles geistige Wachsthum auf Erden richtet. Die Liebe und die Arbeit — sie allein brechen unsere Ketten und geleiten uns aus der dumpfen Niedrigkeit gemeiner Instincte und trüber Vorurtheile auf die Höhe reinen Menschenthumes." Auch Moschko soll den Einfluß der Arbeit und der Liebe erfahren. Wir lernen ihn zuerst bei der Arbeit kennen. Das Kapitel, in welchem Franzos den Verkehr Moschkos mit einem zweiten christlichen Lehrjungen, Hawrilo, schildert, ist ein Meisterwerk humoristisch feiner, psychologischer Zeichnung. Anfangs prügeln sich die beiden Bursche aus religiöser Abneigung, dann, da diese Kämpfe den Reiz der Neuheit verlieren, aus Langeweile, und zuletzt prügeln sie sich in eine Art behaglichen Verhältnisses, ja in eine gewisse Freundschaft hinein. Am Tag nach dem Feste der Thora sitzen die beiden Lehrjungen zusammen; Moschko ist im Besitze eines Säckchens voll Rosinen und Mandeln, die er vom Tag zuvor gerettet hat und nun brüderlich mit Hawrilo theilt. Die Süßigkeiten stimmen ihr Herz zur Milde und mitleidig bedauert ein Jeder das künftige Loos des Andern. Rosinen und Mandeln kauend trauert ein Jeder darüber, daß der Andere zur Hölle verdammt sei. Sie streiten über den Werth ihres Glaubens, ein Jeder beruft sich auf die Autorität seiner heiligen Bücher und schließlich finden sie Sprüche, die in dem alten wie in dem neuen Testamente stehen, herrliche Lehren von der Liebe zum Nächsten, die aber weder von Juden, noch von Christen befolgt werden. Moschko wird immer unruhiger in seinem Gemüthe, zumal da auch die Liebe in seinem Herzen erwacht. Kasia, Hawrilos Schwester, eine feste, starke Christenmagd, rührt ihm das Herz. Die Geschichte von der ersten feindseligen Begegnung der zwei jungen Leute, der Achtung, die sie für einander fassen, und die allmählich in warme Liebe übergeht, füllt einige reizende Kapitel des Romans. Sie gehören in ihrer Einfachheit und rührenden Naivetät zu dem Schönsten, was der Verfasser noch geschrieben hat. In dem Gemüthe der zwei ungebildeten, einfachen Menschen entspinnt sich ein schwerer Kampf, bis die Leidenschaft sie endlich lehrt, die festen Schranken niederzureißen, welche ihrer Liebe durch Religion, Erziehung und Rassenhaß gesetzt worden sind. Im Geheimnisse ihrer Liebe

Digitized by Google

verleben Moschko und Kasia einige glückliche Monate. Dann aber reißt sie das unerbittliche Schicksal auseinander. Moschko hat nun das conscriptionspflichtige Alter erreicht, er ist groß und wohlgebaut, und wenn er auch ein hohes Loos zieht und seiner Befreiung mit Sicherheit entgegensehen kann, so will es doch das Schicksal und der ungeduldige Hauptmann vom Regimente Parma anders. Zu seinem und der Barnower Juden Entsetzen, zur Verzweiflung Kasias wird Moschko als Rekrut weggeführt und lange Jahre hört man nichts mehr von ihm, bis ein heimkehrender Invalide die Kunde seines Todes bringt. Die Nachricht ist freilich falsch, aber Moschko ist doch so gut wie todt für seine Heimat. Vierzehn Jahre muß er dienen und wird von einer Garnison in die andere geschickt, und nach Ablauf dieser Zeit verpflichtet er sich noch einmal für weitere sieben Jahre. Was sollte er auch zu Hause thun? Es bricht Krieg aus, Sumpffieber zehren an Moschko, und schwere Wunden machen ihn zum Krüppel. Mit gelähmtem Arme und zerrütteter Gesundheit wird er endlich nach Hause entlassen. Das dankbare Vaterland bewilligt ihm eine jährliche Pension von — zwölf Gulden, das sind zwei Kreuzer den Tag.

So treffen wir ihn wieder in Barnow; in den zwanzig Jahren seiner Abwesenheit hat sich Manches geändert. In der Schmiede haust jetzt als Meister Howrilo, ihm zur Seite ein Sohn Kasias, die sich seit einiger Zeit mit einem braven Manne verheirathet hat. Moschko erkennt in dem Jünglinge seinen Sohn, und sein Herz schwillt voll Liebe. Aber in Barnow will man nichts von ihm wissen; Juden und Christen weisen ihn gleichermaßen ab. Ohne die Gastfreundschaft eines ehemaligen Kameraden, der sein Brod und sein Lager mit ihm theilt, müßte er verkommen. Seine einzige Freude ist der Besuch in der Schmiede. Eines Nachts aber, da er während eines furchtbaren Schneesturmes heimkehren will, verirrt er sich, und am nächsten Morgen findet man ihn erstarrt und leblos in einem Graben. Die treue Pflege seiner Freunde in der Schmiede, die ihn nach kurzem innern Kampfe bei sich aufnehmen, bringt ihn zwar zum Leben zurück, doch nur auf kurze Zeit. Er stirbt in den Armen seines Sohnes. Die Gemeinde will ihm zwar ein Grab auf ihrem Friedhof gewähren, aber keinen Stein und keine Inschrift, da er kein rechter Jude mehr ist. Die Leute meinen freilich, ein Stein mit dem Namen darauf sei nothwendig, da sonst der Engel, der zum jüngsten Gericht weckt, den Namen des Todten nicht lese und ihn nicht rufen könne. Aber Moschko weiß es besser. Er war in mancher Schlacht und hat den Würgengel in seiner schauerlichen Thätigkeit gesehen „da werden Hunderte in einem gemeinsamen Grabe verscharrt," sagt er, „ein Hügel wölbt sich darüber — das ist Alles! Und doch! Wenn der Engel den Nathan Grün ruft, dann wird er auch jene braven Soldaten nicht vergessen."

In dieser neuen Dichtung von Franzos lebt ein hoher sittlicher Geist und eine reine, humane Weltanschauung. Der Erzähler hatte sich keine leichte Aufgabe gestellt; er zeigt uns Menschen aus zwei einander entgegengesetzten Welten, verschiedenen Stammes und verschiedenen Glaubens, Menschen, die einander hassen und verachten und doch auf den Verkehr mit einander angewiesen sind. Ist es schon für Leute, die sich einer guten Erziehung rühmen, oft schwer, alten Vorurtheilen zu entsagen, so scheint die Versöhnung solcher Gegensätze in dem Gemüthe der ungebildeten Menschen fast unmöglich. Welch einen Kampf kostet es in dem Herzen der Leute aus dem Volke, Anschauungen aufzugeben, die aufs Engste mit ihren religiösen Ueberzeugungen verknüpft sind! Einen solchen Kampf zu schildern ist eine schwere Aufgabe, aber Franzos ist ihr vollkommen gerecht geworden; er findet die versöhnende Lösung in dem humanen Sinne, der über allen, die Menschen scheidenden Glaubenslehren erhaben ist.

Franzos ist im Grunde eine melancholische Natur. Selbst wenn er scherzt oder heitere Scenen erzählt, mischt sich immer ein schmerzlicher Zug in sein Lächeln. Die Welt, die er schildert, duldet am wenigsten volle, ungehemmte Fröhlichkeit, auch die eintönige podolische Ebene, welche den Schauplatz seiner Erzählung bildet, hat nichts, was das Gemüth des Menschen erheben, mit Lust und sonniger Lebensfreude erfüllen könnte. Der schwermüthige Charakter, der dem Volke jenes Landes, seinen Liedern, seinem Denken und seinem ganzen Wesen aufgedrückt ist, muß sich ja auch in den Schilderungen seines Novellisten getreulich abspiegeln. Gleichwohl ist Franzos durchaus nicht pessimistisch gesinnt. Ueber das individuelle Menschenleid hinausblickend, findet er Trost in der sicheren Hoffnung auf den einstigen Sieg der Humanität über religiöses und nationales Vorurtheil.

Ferdinand Lotheißen.

Fabulirtes.

Erzählungen und Skizzen von Hugo Wittmann.*)

Es ist immer schon eine heikle Sache, wenn ein Schriftsteller — so will ich für diesen Fall einmal einen Mann nennen, der selbstständige Werke veröffentlicht — nebenbei Kritiker ist, und als solchen will ich einen Mann bezeichnen, der selbstständige Werke nicht veröffentlicht, sondern über diese nur in Zeitschriften und Zeitungen seine Meinung ausspricht; — womit ich natürlich keineswegs dem Kritiker die schriftstellerischen Ehren aberkennen möchte. Ich selbst würde ja unter einem solchen Verdict zu leiden haben und es also sehr ungerecht finden. Wenn nun aber ein solcher schriftstellernder Kritiker obenein noch über das Buch eines Mannes zu schreiben hat, der in dieser doppelten Beziehung sein College ist, der ebenfalls gleichzeitig Eigenes producirt und die Production des Andern kritisch bespricht, dann verwickelt sich die Sache in ganz bedenklicher Weise! Dann ist die Bosheit schnell zur Hand und hat bequemes Spiel, um alle möglichen unangenehmen, ja unlauteren Motive unterzuschieben. Wird das Buch gelobt, so wird flugs auf die berühmte „Rückversicherung auf gegenseitige Lobhudelei" als auf die Quelle der Wohlgeneigtheit des Recensenten verwiesen; findet das Buch hingegen eine ungünstige Besprechung, so wird die Rüge gern auf Rechnung der persönlichen Erbitterung des Kritikers, seiner gekränkten Eitelkeit und seines Bedürfnisses nach Revanche gesetzt.

In dieser nicht sehr behaglichen Lage befinde ich mich heute, da ich über gesammelte Skizzen von Hugo Wittmann zu sprechen habe.

Als Theater- und Bücherrecensent der „Neuen freien Presse" hat Hugo Wittmann schon über manche meiner Arbeiten geschrieben; — oft sehr wohlwollend, bisweilen auch ein bischen weniger freundlich, je nachdem, wahrscheinlich, wie es gerade richtig war. Und heut habe ich wie gesagt über ein Buch von Wittmann zu schreiben. Da liegt es nicht gar so fern, daß man sich des bekannten französischen Sprüchwortes erinnert: „Passez-moi la rhubarbe et je vous passerai le séné"; „Reichst du mir Rhabarbar, verabfolge ich dir Sennesblätter", — also: Zug um Zug! „Eine Hand wäscht die andre", „Haust du meinen Rothschild, haue ich deinen Rothschild" — und wie die Varianten dieser allerliebsten Auffassung alle heißen mögen. Und nun kommt noch hinzu, daß nach dem normalen Verlauf der Dinge gerade in diesen Tagen Wittmann mein Schauspiel „Gräfin Lea" nach der Aufführung in Wien voraussichtlich besprechen wird. Da könnte allenfalls sogar auch auf den Unbefangenen eine vorherige Besprechung des Wittmann'schen Buches wie eine Promesse oder Discontirung seines kritischen Wohlwollens, eine nachherige aber wie eine Quittung über empfangene Freundlichkeiten oder Unfreundlichkeiten wirken. Käme die Besprechung des Buches früher, als die meines Schauspiels, so brächte ich Wittmann vielleicht in Ungelegenheiten, käme sie später, so würde ich in Verlegenheit gerathen. Ich habe daher den einzig möglichen Ausweg gewählt: an demselben Tage, an welchem mein Stück in Wien aufgeführt und besprochen wird, soll diese Besprechung in Berlin erscheinen; und wenn diese Nummer nach Wien kommt, ist das Urtheil über mich daselbst schon gesprochen. So kann ich denn heute also ganz harmlos über Wittmann sprechen und

*) Berlin 1880, Freund und Jeckel.

Digitized by Google

alles Gute von ihm sagen, was ich von ihm denke, ohne den Verdacht eines Anspruchs auf Reciprocität zu erwecken.

Das ist eine recht lange Einleitung geworden! Und wenn ich's mir recht überlege, könnte ich eigentlich damit aufhören; denn nachdem ich bereits erklärt habe, daß ich über das Buch Gutes zu sagen habe, habe ich kaum noch etwas hinzuzufügen.

Die Sammlung von kleinen literarischen Skizzen, die Wittmann unter dem Titel „Fabulirtes" hier veröffentlicht, macht es dem Kritiker in der That schwer, auf das Detail einzugehen. Wollte ich von dem, was Wittmann hier fabulirt hat, die Fabeln nacherzählen, so hätte ich nicht weniger denn siebzehn kleine Geschichten vorzutragen. Und wollte ich dem Leser einen rechten Begriff von der Eigenart dieses liebenswürdigen Erzählers geben, so müßte ich einfach das ganze Buch abschreiben. Denn bei den einzelnen Geschichtchen, so artig sie ersonnen sind, kommt es in der That viel weniger auf das an, was man in der dramatischen Dichtung gemeiniglich als „Handlung" zu bezeichnen pflegt, als auf den Vortrag, der „des Redners Glück" macht.

Hugo Wittmann ist ein echter Feuilletonist. Als solcher ist er den Lesern der „Neuen freien Presse" längst bekannt. Man weiß, daß er unter den Schriftstellern, die für das Feuilleton dieser Wiener Zeitung schreiben, eine der bevorzugtesten Stellungen einnimmt und mit Hanslick, Speidel und Spitzer einen der Grundpfeiler bildet, auf denen das Erdgeschoß des großen Blattes ruht.

Er ist Feuilletonist vom Scheitel bis zur Sohle; er besitzt den schnellen Blick, die leicht gestaltende Hand, er hat allerlei gute Einfälle und er weiß denselben immer einen pikanten und liebenswürdigen Ausdruck zu geben. Auch sein muthwilliges Spiel mit der Angst prüder Leserinnen, die er oft erschreckt, weil er sich eine Weile so stellt, als wolle er die Grenzen des Gestatteten überschreiten, deren keusche Ohren er indessen niemals beleidigt, und die er durch eine originelle Wendung dann zur Selbstbeschämung zwingt — auch dieses Spiel ist echt feuilletonistisch. Er beherrscht mit gleicher Virtuosität alle Formen des Feuilletons: die schlichte Erzählung, den Brief, den Dialog u. s. w. — just wie es ihm paßt, und wie es sich für den Stoff am besten eignet.

Fast alle seine Skizzen haben einen feinen ironischen und satirischen Zug, aber er schlägt auch warme Töne an, und bisweilen sucht und findet eine tiefere Empfindung den echten und rechten Ausdruck. Das hält freilich nicht lange an. Wird er etwas sentimental, so scheint er von einer beständigen Besorgniß geplagt zu werden, sich lächerlich zu machen, und damit Andre ihm bei diesem Geschäft nicht zuvorkommen, besorgt er es selbst. So folgt jedem gefühlvollen Erguſse die Selbstironisirung auf der Ferse.

Ein Erzähler, der über so mannichfache und glückliche Gaben verfügt, darf allenfalls den Satz aufstellen: „Alles, was geschieht, ist am Ende erzählenswerth", dessen allgemeine Befolgung ich indessen nicht anempfehlen möchte.

Man kann von diesem Buche „Fabulirtes" nicht sprechen, ohne dabei an die Franzosen zu denken; und man merkt es demselben ohne Schwierigkeit an, daß dessen Verfasser durch lange Zeit in Paris gelebt hat, und gerade in den Jahren, in denen die Eindrücke besonders tiefe sind. Die Franzosen sind Meister in diesen kleinen abgeschlossenen Erzählungen, in diesen literarischen Genrebildern. Sie haben es immer geliebt und lieben es noch heute — man braucht nur einen Blick zu werfen auf die ganze Genealogie von Diderot bis auf Gustave Droz — auf ein paar Seiten ganz knapp eine Geschichte zu erzählen, aus der wir lieber gleich eine Novelle von einigen Bogen oder gar einen Roman von einigen Bänden machten.

Jede der Wittmann'schen Erzählungen wäre für die „Vie Parisienne" wie geschaffen. Einige derselben sind so ganz französisch angelegt und ausgeführt, daß man bei der Lecture unwillkürlich das Bedürfniß fühlt, sie in das modernste Boulevardfranzösisch zu übersetzen.

Wenn ich die eine oder andere besonders hervorheben sollte, so würde ich in Verlegenheit gerathen. Eine jede der kleinen Skizzen hat ihren eigenen Reiz, oder wie man neuerdings in den Salons zu sagen pflegt: ihren eigenen „charme"; und für diesen besonderen Fall ist das sonst recht überflüssige Fremdwort ganz geeignet.

Das Buch ist nicht bestimmt, hintereinander gelesen zu werden. Aber weshalb sollte man in einer Zeit, in der man einheitliche Bände in Feuilletons zerhackt, nicht auch Feuilletons in einem Bande bringen? Man legt das Wittmann'sche Buch auf seinen Nachttisch, oder man steckt es in die Tasche, wenn man auf Reisen geht, liest darin die eine oder andere Geschichte, schiebt es bei Seite, wenn für den Bedarf an unterhaltender Lecture genügend gesorgt ist, und nimmt es zu guter Stunde wieder mit demselben Vergnügen zur Hand.

Mich persönlich haben die Skizzen in Dialogform am meisten interessirt. Auch bei diesen muß man wieder stark an die Franzosen, namentlich an Musset und an Feuillet denken. Es sind richtige kleine „Proverbes", wie „Un caprice" oder „Le cheveu blanc" — meines Erachtens die glänzendste Nachbildung der französischen Kaminplaudereien, die mir in unserer Sprache bekannt ist. Es geschieht nicht viel darin, die sogenannte Handlung ist ganz gleichgültig, sie ist eben nur ein Vorwand zur gefälligen geistreichen Causerie. Ich muß da schon wieder ein französisches Wort gebrauchen, aber es ist nicht mein Fehler; Wittmann nöthigt mich dazu.

Die „ehelichen Zankduette" zwischen Eduard und Emilie sind wahrhafte dialogische Kunstwerke, im besten Sinne des Wortes unterhaltend, reich an köstlichen Wendungen, an guten Witzen und wirklich geistvollen Bemerkungen. Ich müßte mich sehr irren, wenn diese kleinen Dialoge nicht „einem dringenden Bedürfniß abhelfen" sollten, wie es in den Reclamen der Buchhändler gewöhnlich heißt; — dem Bedürfnisse nämlich, der immer weiter um sich greifenden Liebhaberei an Dilettantenvorstellungen im Salon Material zu geben. Ja, ich bin sogar der Ansicht, daß man in einem kleinen intimen Hause, wie es für das feine Conversationslustspiel nothwendig ist, und wie man deren in großen Städten leider kaum noch findet, sogar den Versuch einer öffentlichen Aufführung wagen könnte. Ein Publicum, das sich über Alfred de Mussets „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée" im Theater amusiren kann, würde auch an den Wittmann'schen Zankduetten seine Freude haben. Es gehören allerdings ausgezeichnete Schauspieler dazu und sehr mäßige räumliche Verhältnisse; und da wir jetzt in der Zeit der Kolossalbauten leben, und mit der Vortrefflichkeit der Darsteller die Schauspielhäuser an Größe zunehmen, so ist freilich wenig Aussicht vorhanden, daß die Probe auf das Exempel gemacht werde. Aber Eines bekunden die Wittmann'schen Scenen ohne alle Frage, und das halte ich für das Wesentliche: die unzweifelhafte Befähigung dieses eleganten Feuilletonisten zur Bühnenschriftstellerei. Wer die Scene so zu führen vermag und den Dialog mit solcher Gewandtheit handhabt wie Wittmann, der kann noch mehr; und wer mehr kann, der pflegt es auch zu thun. Ich bin also auch überzeugt, daß Wittmann eines schönen Tages ein Lustspiel schreiben wird, wenn er es nicht schon geschrieben hat — und bei Philippi sehn wir uns wieder. „Ich gönne es ihm", daß er einmal von Theaterkritikern besprochen wird.

Paul Lindau.

Zum „Tannhäuser in Paris".

Als ich vor kurzem nach einer alten Flugschrift suchte, fiel mir zufällig eine kleine Broschüre in gelbbraunem Umschlag in die Hand, die mich sofort von den Gedanken abzog, die mich bis dahin beschäftigt, und plötzlich ein wahres Feuerwerk der lebendigsten Erinnerungen in meiner Seele aufsteigen ließ. Der Titel heißt:

Digitized by Google

Tannhauser

Opéra en trois actes
de
Richard Wagner
représenté
pour la première fois, à Paris, sur le Théâtre de l'Académie impériale de Musique, le 13 mars 1861
etc.

Also das französische Textbuch zur ersten Aufführung des „Tannhäuser" in der Pariser Großen Oper!

Ein glückliches Zusammentreffen machte es mir möglich, dieser hochinteressanten Aufführung beizuwohnen. Hans von Bülow, zu dem ich schon 1850 in Berlin als Student in freundschaftliche Beziehungen getreten und dem ich, soweit es mir meine sehr beschränkten Kräfte gestatteten, in seinem rastlosen und opfermuthigen Kampfe für die neue Richtung der Musik redlich zur Seite gestanden — war nach Paris herübergekommen, um seinem Meister in dieser bewegten Zeit nahe zu sein, und an seiner Seite sah ich diese wunderbare und aufregende Darstellung an mir vorüberziehen, die also nicht nur sachlich, sondern auch persönlich meine vollste Theilnahme in Anspruch nahm.

Später, im Mai, nach Deutschland zurückgekehrt, hörte ich die wunderlichsten Ansichten über den Verlauf dieses Abends und den „Fall" der Wagner'schen Oper. Ich berichtigte dieselben nach meinen persönlichen Erfahrungen; aber meine eigene Ansicht niederzuschreiben kam mir nicht in den Sinn. Was Richard Wagner selbst über die drei Aufführungen seines „Tannhäuser" in Paris veröffentlichte, las ich zwar — doch wußte ich bereits, daß von diesem eigenthümlichen Manne keine Objectivität in musikalischen Dingen, am wenigsten in seinen eigenen Angelegenheiten, zu erwarten sei.

Wie ich nun so in dem Textbuch blätterte, zog Scene auf Scene, Eindruck auf Eindruck jenes Abends schnell an mir vorüber: die unruhige Erwartung vorher — das weite Parquet, nur von heftig redenden Männern angefüllt — hinter uns ein erhöhter Raum, etwa den Tribünen in unsern Theatern entsprechend, und auf diesem auch Damen, unter ihnen ein holdes, mir unvergeßliches Gesicht, das der ersten frühverstorbenen Gattin Emile Olliviers, Blandine Liszt, der Schwester der jetzigen Frau Cosima Wagner — ich sah es an jenem Abend zum letzten Mal! — darüber in allen Rängen eine ausgewählte Gesellschaft, strahlend von Juwelen, Gold, Sammet und Seide und dagegen die unglaublich fadenscheinige Ausstattung des Raumes, der freilich damals schon auf dem Aussterbe-Etat stand — dann die Aufführung selbst, der wachsende Lärm, Niemanns Heldengestalt auf der Bühne, mit dem unvermeidlichen Verhängniß kämpfend, gleichsam eine Verkörperung des Werkes — die Aufregung der Zwischenacte, in denen die Geister bis zu Herausforderungen aufeinander platzten — der infernalische, scandalöse Lärm im dritten Act — die Stimmung unter uns Freunden nach dem Fallen des Vorhangs — —

Das hättest du doch einmal schildern sollen! dachte ich unwillkürlich. Aber jetzt ist es zu spät. Schade! Es war immerhin ein Stück Cultur- und Kunstgeschichte, und wenig Deutsche, die der Feder mächtig sind, mögen an jenem Abend Zutritt zur Grand Opéra gefunden haben!

Da fiel mir etwas ein. Der Herausgeber der „Gegenwart", den ich erst einige Jahre später persönlich kennen lernte, hatte sich zu jener Zeit in Paris befunden. Sollte er diesem Abend nicht beigewohnt und darüber nach Deutschland berichtet haben? Ich erkundigte mich sogleich. Richtig, da hatte ich's vor mir: „Die Geschichte von Richard Wagners Tannhäuser in Paris" (zuerst im „Deutschen Museum" 1861, dann in dem Sammelwerke „Aus Paris", Stuttgart 1865, Kröner). Ich durchflog sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ich hatte beim Lesen des Aufsatzes die eigenthümliche, nicht gerade angenehme Empfindung, daß mir Jemand die besten Sachen, die ich darüber hätte sagen können, bereits vorweg, „aus dem Munde" genommen. Indessen — um so besser! sagte ich mir. Da hast du ja nicht mehr nöthig, dein kritisch-historisches Gewissen zu erleichtern und brauchst wegen jenes curiosen Abends die Feder nicht anzusetzen. Und doch! — ein Residuum von Unbefriedigtsein blieb noch in mir zurück. Ein Etwas, das sich mir an jenem Abend als unumstößliche Ueberzeugung aufgedrängt, war darin nicht erwähnt, weil der jugendliche Autor nicht hinter die Coulissen geguckt, wie ich. Und über dieses Etwas will ich mich, da sich nun doch einmal eine Gelegenheit dazu gefunden hat, ganz kurz aussprechen.

P. Lindau gibt in seinem Artikel, trotz der verhältnißmäßigen Kürze desselben, eine vollständige Geschichte des „Tannhäuser in Paris", und weiß noch einige amüsante Personalien einzuflechten. Er ist nicht gerade für Wagner eingenommen, aber noch weniger gegen ihn; denn er vergißt nie, daß er von einem hochbegabten Landsmann spricht. Seine ruhig vorgetragenen Ansichten entsprechen durchaus der, auch anderswo constatirten Wahrheit. Er hebt hervor, daß R. Wagner es verstanden, sich durch seine Prätentionen sofort in Paris, wie überall, Gegner bei der Oper, in der Kritik, im Publicum zu schaffen. Dennoch herrschte unter den Zuhörern des ersten Abends keine Animosität gegen den deutschen Componisten. Wenn man auf die Claque und die Gegenclaque — letztern Ausdruck werde ich später erörtern — ungefähr ein schwaches Viertel des Publicums rechnet, so bleiben immer noch drei Viertel der Anwesenden, die nur gekommen waren, um das Neue, das ihnen von der Bühne geboten würde, mit der gewohnten Kühle hinzunehmen, wie jedes beliebige andere Kunstwerk eines noch unbekannten fremden Meisters. Die große Mehrzahl war also, wenn sie auch etwas Besonderes, Pikantes erwartete, vorurtheilsfrei. Abgeschmackt ist es nun gar, zu behaupten, die deutschen Gegner der Wagner'schen Richtung seien massenhaft vertreten gewesen und hätten das Werk zu Falle gebracht. So riesige Anstrengungen, wie es deren bedurfte, um an diesem Abend ein Billet zur Grand Opéra zu erlangen, machen nicht Gegner, sondern nur Anhänger, und wären selbst ehrliche Gegner hineingekommen, so hätte sie der unwürdige Verlauf des Abends sofort, wenigstens für diesen besondern Fall, zu gut patriotischen Freunden Wagners gemacht; denn für den Mißhandelten nimmt jeder anständige Mann Partei. Man darf auch nicht vergessen, daß Wagner damals wegen seiner politischen Vergangenheit bei vielen Deutschen, namentlich bei den jüngern, einen Stein im Brett hatte. Ich selbst habe constatirt, daß diejenigen Zuhörer, die ich genau als Deutsche erkannte, meist energisch für Wagner Partei nahmen — derartige Behauptungen, die hier und dort auftauchten, sind also unbedingt zurückzuweisen.

Ferner — in vollständiger Uebereinstimmung mit Fachmännern — ist Lindau der Ansicht, daß die Zusätze, die Wagner seiner Oper speziell für die Pariser Aufführung hinzufügte, durchaus keine glücklichen waren, z. B. das Balletvorspiel und die verhängnißvolle Violinenpassage am Schlusse des zweiten Acts. Das erstere dehnt die Scene im Venusberge ganz ungebührlich lang aus; von dem letztern spreche ich noch. Mit historischer Treue zählt Lindau diejenigen Nummern auf, die Beifall fanden oder bei denen der Beifall sich doch geäußert hätte, wenn ihm nicht entgegengewirkt worden wäre (Ouverture, Septett, Marsch); die Nummern freilich, die Widerspruch oder gar Gelächter hervorriefen, ließen sich in den beiden letzten Acten nicht mehr zählen. Lindau kommt zu dem Endresultat, daß die ganze Idee des „Tannhäuser" den Franzosen nicht zusagte, weil sie kein Verständniß für dieselbe hatten.

Es ist unbedingt richtig, daß auf die Dauer der „Tannhäuser", mit seinem Hin- und Herschwanken zwischen sinnlicher und idealer Liebe, zwischen Genuß und Frömmelei, in Frankreich sich nicht hätte einbürgern können. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Wagner'sche Musik, die sich, wie keine andere, dem Genius, Rhythmus und Tonfall der deutschen Sprache anschmiegt, ja gewissermaßen eine Verklärung derselben ist, sehr viel von ihrem Charakteristischen verlieren muß, wenn sie sich einem fremden Idiom, und nun gar dem französischen,

Digitized by Google

anbequemen soll. Aber einen succès d'estime hätte das Werk schon erreichen können, wenn es Wagner nur dem eigenen Glück, oder der Führung eines guten Freundes anvertraut hätte. So aber ward ihm — das können ja auch die besten Freunde, die an jenem Abend anwesend waren, nicht bestreiten! — ein schmachvolles Loos; man hat es nicht in kaltem Schweigen versinken lassen, es ist auch nicht ausgezischt, nicht ausgetrommelt: es ist ausgelacht worden.

Und daran ist zum allergrößten Theil die Darstellung Schuld. Es lag die Absicht zu Grunde, sich an dem Fremden, der selbst dirigiren wollte, — was Kapellmeister Dietsch nicht zugab —, und der einen deutschen Sänger für die Hauptrolle mitgebracht, zu rächen. Wir müssen den „Tannhäuser" geben — so dachte man; denn eine hohe Laune will es so. Wir werden ihn geben; aber wir werden ihn so geben, daß der Componist bald genug daran hat. Wir werden nicht schlecht singen, nicht schlecht spielen — Gott bewahre, dazu ist uns die Reputation der Grand Opéra denn doch zu lieb! — das Orchester wird sogar brillant sein, — aber wir werden all' die kleinen Kniffe anwenden, in denen wir groß sind und an denen auch das Höchste zu Grunde gehen kann, um wieviel mehr ein uns so unsympathisches, aufgedrungenes Werk! Man outrirt hier, carikirt da ein bischen, läßt die Maschinerie eine Sekunde zu spät spielen, und unsere lustigen Pariser lächeln, lachen, freuen sich gottvoll, in der großen Oper sich einmal so gut amüsiren zu können, wie im Palais Royal — und wird's nicht ganz so schlimm, so ist's mit dem ridicule doch genau wie mit der calomnie — semper aliquid haeret — also — gedacht, gethan!

Das Lied des jungen Hirten, so herrlich es auch, namentlich ohne die quäkende Schalmei, im Wald auf einer Bergesspitze klingt, bedarf zu seinem Gelingen, selbst bei unseren Aufführungen, des ganzen Respects, den wir Deutsche nun einmal vor der Naivetät haben. Die Franzosen haben aber diesen Respect nicht — sie lachten! Als nach dem Septett am Schluß des ersten Acts der Beifall ausbrechen wollte, wurde die Meute in wahrhaft haarsträubender Weise auf die Bühne gezerrt — und die Pariser lachten! Als die Pilger von der Wartburg niederstiegen, hörte man gar nicht auf die herrliche Musik, sondern lachte — ich werde bald sagen, warum. Als am Schluß des zweiten Actes, der mit seinem Harfenspiel abermals den Lachreiz wachrief, die Geigen das schon erwähnte famose neu componirte Fortissimo — genau nach Wagners Intention, nur ein bischen drüber! — gellend zum Himmel emporschleuderten: „Nach Rom!" — da lachte man, lachte bis ins Foyer hinein! Und welche Höllenqualen muß Niemann-Tannhäuser erduldet haben, der ohnehin schon mit der fremden Sprache und mit der Ungunst des Publicums zu kämpfen hatte, als in jede kleinste Pause seiner gewaltigen Erzählung ein neckisches Lachen hineinkicherte, das dann bei anderen Stellen ganz allgemein wurde — z. B. als er in den Venusberg zurückwill und Wolfram zuruft: „Entends-tu ces chants d'allégresse" (Hörst du nicht die jubelnden Klänge")? — sich nach dem Venusberg umwendet, der in verführerischem Zauber vor ihm sich aufthun soll, und statt dessen einen alten verblaßten Zwischenvorhang sieht, hinter dem die Geißel (le chant d'allégresse!) in outrirter Weise gehandhabt wird — — ich könnte dieses Register noch vermehren, aber ich denke, es ist genug.

Ja, wird man einwenden, das sind unglückliche Zufälligkeiten. Nein, Zufall war es nicht! So consequent bei jeder sich darbietenden Gelegenheit irgend etwas zu thun, was einen lächerlichen Eindruck hervorrufen könnte — darin liegt Methode! Bei uns in Deutschland erregen die Jagdhunde keinen Anstoß, denn sie sind selbst auf der kleinsten Bühne wohldressirt, ja sie erhöhen sogar den Eindruck des bewegten Bildes am Schluß des Actes. Bei uns in Deutschland macht das langsame, feierliche Herabsteigen der Pilger von der Wartburg einen ergreifenden, imposanten Eindruck; in Paris kamen sie — sit venia! — in einer Weise „heruntergestaakst", daß selbst ich ein Lachen, aber des Ingrimms, nicht verbeißen konnte, und die Musik ganz über dem Anblick dieser Unfläthigkeit verloren ging. Bei uns wissen die Sänger mit ihren Harfen zu handtieren, ohne daß es irgend Jemand auffällt; ebenso wird bei uns die allerdings höchst unmusikalische und in die Gartenconcerte zu verbannende Geißel sehr discret angewandt — doch abermals genug! Ich sage: Was bei uns in Deutschland jede leidliche Provinzialbühne zu Stande bringt: eine anständige Darstellung, das sollte die berühmte Pariser Oper nicht auch können? Die Franzosen, diese Meister in allen Finessen, aber auch in allen Chikanen und Malicen der Mise en scène, sollten nicht gewußt haben, was sie thaten, als sie all' diesen erwähnten und noch vielen anderen Dingen den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückten? Und woher bei all' diesen Stellen das sich schnell, wie auf Commando — weil auf Commando! — verbreitende Gelächter in den Stalles d'Orchestre (unserm Parquet entsprechend), das dann, weil ja auf der Bühne wirklich Lächerliches vorging, sofort auch die Unbefangenen, aber Amüsementslustigen ansteckte? Das war die Gegenclaque, von der ich vorher gesprochen; nicht zischen sollte sie, aber lachen, wo es nur irgend möglich war. Und da man sich denken kann, um wieviel mehr die Heiterkeit wirkt im Contrast zum Tragischen — Verzweiflung und Tod auf der Bühne! — so kann man sich vorstellen, unter welchen Orgien des Hohns der „Tannhäuser" an jenem ersten Abend in Paris zu Ende ging!

Diese Ansicht von der Sache hat sich mir sofort an jenem Abend aufgedrängt — den beiden andern Vorstellungen, in denen der willkommene „Ulk" sich bis zu Mirlitonpfeifen steigerte, wohnte ich nicht bei — und ich habe sie auch unumwunden ausgesprochen, nicht nur gegen die Freunde, mit denen ich dem seltsamen Vorgang beiwohnte (außer Hans v. Bülow waren es Paul von Bojanowski, jetzt Hofrath in Weimar, und Theodor Weber, der bekannte Marinemaler in Brüssel), sondern oft genug später in Deutschland. Ich fand auch keinen Grund, diese Anklage zu modificiren. Und am Ende — ist die Anklage denn so schwer? Es dürfte wohl auch anderswo, und näher, vorkommen, daß eine Regie — oder was es sonst sein mag! — dem fremden Autor oder Componisten, von dem sie sich chikanirt glaubt, ein Bein stellt.

Erwähnen will ich schließlich noch, daß damals vielfach die müßige Frage ventilirt wurde, ob Wagner nicht besser gethan hätte, statt des „Tannhäuser" zuerst seinen „Lohengrin" in Paris aufführen zu lassen. Ja — Wenn und Aber! So viel ist wohl richtig, daß der „Lohengrin" dramatischer wirkt, namentlich zu Anfang, und auch dem allgemein menschlichem Empfinden, folglich ebenfalls dem der Franzosen, näher steht, als Tannhäusers Freuden und Leiden. Aber nachdem dieser nun einmal in dem Venusberg an der Seine kein Glück gehabt — seine Hörselberg-Venus war doch immer noch eine gemüthliche Deutsche! — hätte auch der Schwanenritter vor den Parisern des Empire keine Gnade gefunden. Und ob vorher? Habent sua fata librettï!

Adolf Mützelburg.

Rimini und die Republik San-Marino.

„Partenza!" hallte es durch die stillgewordenen Räume des Mailänder Bahnhofes, und unser Nachtzug trat seine Fahrt nach Bologna an. Es war eine klare Augustnacht, der laue Schluß eines heißen Tages. Bis in die Nähe von Modena leuchtete uns ein prächtiger Mond, von dort ab beschäftigte mein schlafloses Auge das Zucken eines fernen Gewitters. Das alle paar Secunden an derselben Stelle des Horizontes wiederkehrende Wetterleuchten mit seinen rothgelben Feuerschüssen war von dem breiten „sheet-lightning" unsers Nordens so verschieden, daß ich an jene Stelle in Shakespeares Julius Cäsar denken mußte, wo von dem Schießen der nächtlichen Meteore die Rede ist. Wenn Shakespeare den südlichen Himmel wirklich einmal beobachtet hat, so mag er an besagter Stelle nichts Anderes als das Feuerwerk des fernen Blitzes gemeint haben. Doch, siehe da, schon ist

Digitized by Google

Bologna erreicht, und wir haben den Zug nach Ancona zu suchen. Zwanzig Minuten später brausen wir dem adriatischen Meere zu, dessen smaragdgrüner Saum gegen sechs Uhr Morgens in der Nähe von Rimini am Horizonte sich abzuheben beginnt.

„Ecco il monte Titano!“ bemerkt mein Visavis. Ich blicke rechts auf die fruchtbare, sanft ansteigende Campagna der gesegneten Romagna, und richtig, dort am Horizonte, etwa vier Stunden landeinwärts, erhebt sich der „Riesenberg“, der die zwerghafteste aller Republiken auf seinem soliden Rücken trägt. Zwei Dinge werden mich eine Woche in Rimini festhalten, die Bagnatura und die Republik, das Meer und San Marino.

Schon eine Stunde nach meiner Ankunft, um sieben Uhr Morgens, bestieg ich den Waggon des Tramway, der die Verbindung zwischen der Piazza und dem Stabilimento vermittelt. Das Stabilimento ist der stattliche Kursaal mit seinen Speise-, Lese-, Spiel- und Ballräumen, seinem kleinen Theater und seinen schattigen Verandas. Die Front des Gebäudes beherrscht die Badehäuser und die See, während seine Rückseite einem hübschen und ansehnlichen Parke sich zukehrt, in dessen saftigem Grün uns saubere kleine Villen begegnen. Hier finden reichere Familien ein elegantes und idyllisches Quartier, während bescheidene Börsen irgendwo in der Stadt ein billiges Nest sich suchen müssen. Auch kleine Restaurants verstecken sich in jenem Parke, oder sie sonnen sich am Strande. Hier steht unter Anderem ein phantastisches, an Japan und den Buddacultus erinnerndes Gehäuse, das aber in Rimini auf dem Namen „Schweizerhaus“ beharrt. Und vor allen diesen Herrlichkeiten breitet sich das Meer aus längs einer Spiaggia (plage, Strand), deren sammetweicher Sandteppich in langsamer Senkung der See entgegenschleicht. Hier nun entwickelt sich die langgestreckte Badebrücke mit ihren vielen Camerini (Badekabinete); der rechte Flügel gehört den Frauen, der linke den Männern an. In der Mitte ein Rundplatz mit buntem Zeltdache, wo die Badewelt zusammensitzt, Seeluft einholt und die sonnigen Stunden des Tages verplaudert; denn eine frische Seebrise ist fast immer da, um die glühenden Wangen zu kühlen und mit den blauschwarzen Haarflechten der Damen Scherz und Unfug zu treiben. Hier ist die Piazza dieser kleinen Welt. Hier geht es lebhaft zu im Forte der Badezeit, d. h. zwischen Mitte Juli und Ende August.

Wenige Fremde mischen sich in dieses specifisch italienische Leben. Sie fallen auf, besonders wenn sie sich weib- und kinderlos umhertreiben. Denn was die italienische Bagnatura vor Allem charakterisirt, das ist ihr Familiencharakter. Die Badegesellschaft zerfällt in Stämme und Wigwams, oder mindestens in Gruppen, die das Band einer alten Freundschaft zusammenhält. Blickt nur einmal hinein in dieses bunte Treiben! Im Centrum jenes Kreises sitzt die Mamma, neben ihr der Papa, zwei „Nubili“, d. h. heirathsfähige Gören, Beppino der Gymnasiast mit der Angelruthe in der Rechten, der kleine Cecco mit dem Fischkörbchen und, last not least, die robuste Säugamme mit dem Jüngsten. — Kinder und Ammen in der That spielen hier eine Hauptrolle. Das unerschöpfliche Buffet der Ersteren ist selten ganz geschlossen. Alle ihre Amtsgenossinnen übertrifft diesmal eine majestätische römische Bália in malerisch-koketter Landestracht. „Che pezzo di femmina!“ murmelt neben mir ein Senator des Reichs. Ich übersetze seinen Realismus mit dem lyrischen Dichterworte: „Das übermenschliche Hintertheil verrieth ein höheres Wesen!“

Das Tagesprogramm einer italienischen Bagnatura ist einfach genug. Man steht nicht allzufrühe auf, von acht bis elf wird gebadet und geplaudert; dann reichlich gefrühstückt, dann flanirt oder geschlafen; dann wieder gebadet, dann dinirt; ein kleiner Spaziergang durch den Park führt zurück in den Kursaal, wo Theater oder Concert oder die Regimentsmusik die Gäste und die Stadtbewohner allabendlich vereinigen. Endlich von zehn Uhr an bis Mitternacht großer Familien- und Kindertanz im Ballsaale bei anspruchloser Klavierbegleitung. Dann „felice notte e buon riposo!“ und „Morgen wieder lustig!“

Der Leser erlaube mir noch eine allgemeine Bemerkung über italienische Badeorte. Die adriatische Seite scheint für Badezwecke der tyrrhenischen den Rang abzulaufen, sei es was die Spiaggia, sei es was die Kühle und Brise anbelangt. Der Lido von Venedig sucht seines Gleichen als trefflicher Badeplatz, Rimini gewinnt jedes Jahr an Bedeutung, und das kleine aber saubere und niedliche Sinigaglia soll eine Spiaggia besitzen, die selbst Rimini aus dem Felde schlägt. Sinigaglia verhält sich übrigens zu Rimini wie Via Reggio zu Ardenza-Livorno, oder wie Hastings zu Brighton, d. h. es wird vorwiegend von der Mittelklasse besucht. — Einige Engländer, die sich aus dem tyrrhenischen Sonnenbrande nach Rimini geflüchtet, bestätigten mir die oben gemachte Bemerkung mit dem energischen Zusatze: „We were perfectly baking on the other side!“

Mit den Merkwürdigkeiten von Rimini ist der Besucher rasch zu Ende. Eine römische Brücke und ein römischer Thorbogen, ein Kastell und eine Kirche, deren Namen an die feudale Macht der Malatesta erinnern, — in den Schaufenstern einer Kunsthandlung eine schmachtende Francesca di Rimini, den Verführer Paolo am rechten und den ergrimmten Ehemann am linken Bein, mit dem nicht mehr ungewöhnlichen „quel giorno più non leggemmo avante“ — sind so ziemlich Alles, was der Tourist in Rimini sich anzusehen hat. Auf der Piazza wimmelt es von Bauern in blaugrauen Jacken, die ihre Produkte zu Markte bringen; denn wir sind hier nicht in einem Briganten-, sondern einem blühenden Bauernbezirke. Auch die Fischhalle entfaltet ein fröhliches und lautes Leben. In unmittelbarer Nähe von dieser befindet sich das Postbureau, welches den Touristen nach San Marino befördert.

Ein Junge mit stechenden schwarzen Augen sitzt am Bureau und läßt sich meinen Namen vorbuchstabiren. Ueberflüssige Vorsicht! Ich erhalte folgendes Document: „Il signor Birecitingeg pagò L. 1, 50 da Rimini a San Marino. Il conduttore G. Grossi.“ — Damit besteige ich denn um zwei Uhr Nachmittags einen baufälligen Zweispänner. Eine Dame und ein Dienstmädchen von Rimini sind meine Reisegefährten. Den vierten Platz des alten Kastens füllte ein riesiges Bouquet, womit besagtes Dienstmädchen die Mutter in San Marino zu erfreuen gedachte. Es war entsetzlich heiß um diese Stunde. Schläfrig trabten wir durch die Campagna dem Berge zu. Die Dame — wie sich die europäischen Sitten doch genähert haben! — fragte das Mädchen über die bisher durchgemachten Herrschaften, deren Fehler und Lächerlichkeiten aus, und sie erhielt bereitwilligen und gründlichen Aufschluß. Ein schwerer Schlaf kam über mich, ich mußte meine Nachbarin mehr als einmal mit dem Bruttogewichte meiner Person bedroht haben; denn mehr als einmal weckte mich der Ordnungsruf des Dienstmädchens: „Non incomodi la Signora!“ Nach vier Uhr begann der Berg mit einer alten Straße, die jeden Zickzack ängstlich vermeidet. In Serra-Valle, welches bereits auf dem Territorium von San Marino gelegen ist, wurden zwei weißgraue Stiere mit gewaltigen Hörnern vorgespannt, und nun ging es steil und grad hinauf bis gegen sechs Uhr Abends. Noch eine rechte Quälerei und wir sind im Borgo, der Neustadt von San Marino. Hier stieg ich aus und machte die letzte steile Wand mit Abkürzungen zu Fuß. Ein schüchternes Bübchen diente mir als Führer. Kurz nach sechs Uhr standen wir auf dem Thurme des Kastells, dem höchsten Punkte der Altstadt, der einen schwindligen Absturz krönt und weit hinaus ins Land lugt.

Welch eine unbeschreiblich schöne Rundschau! Vor uns das unendliche Meer, am Strande die schimmernden Mauern und Thürme von Rimini, dann die von der Marecchia durchfurchten reichen Gelände, höher und höher ansteigend, jede ihrer zahlreichen Höhen mit einer Fattoria, einem Weiler, einem Castello gekrönt, tief unter uns der Borgo, endlich die phantastisch zerrissene Felswand, auf deren Kamm wir uns befanden. Und dann auf der südwestlichen, dem Meere abgekehrten Seite ein großer und tiefgehender Blick in das Labyrinth der römischen und toscanischen Apenninen mit ihren verwitterten Lenden und ihren kahlen Scheiteln: Monte Catria und Monte Nerone, die nackte Carpegna, die grüne Alp des Monte Maggio, die zackige Perticara, der abenteuerliche Kamm der Mondalpen (Alpe della

Digitized by Google

Luna), fern am Horizonte das Fort San Leo, der Spielberg der Päpste, wo Cagliostro seine Tage beschloß und so mancher Patriot geschmachtet hat; dann in weiter Ferne die Stadt Verucchio, die Wiege der Malatesta, wo Francesca da Rimini die Liebesschuld mit dem Tode bezahlte, die Gaue und Gelände des alten Montefeltro — Alles das in die rothen, violetten und blauen Tinten eines italienischen Sonnenunterganges getaucht. Zehn Tage früher hatte ich von der Gotthardspitze Monte Prosa in das ernste Gletscherpanorama der Berner und Walliser Alpen geblickt. Wie anders muthete dieses farbenvolle Bild mich an; neben ihm verblaßte selbst die Erinnerung an das Plateau von Camaldoli bei Neapel.

Der alte Kastellan, der in phlegmatischer Ruhe das Ende meiner Naturschwelgerei abwartete, wies nun auf zwei Thürme, die in einer Entfernung von je einem Kilometer den Kamm des Monte Titano schmücken. Wie derjenige unseres Kastelles trägt ein jeder statt der Wetterfahne einen Federbusch aus schwarzem Blech, eine poetisch-ritterliche Helmzier, die in das Wappen und bis in die Postmarken der Republik gedrungen ist. Deshalb heißen jene drei Thürme seit alter Zeit „Le penne".

Vom Thurme stiegen wir herab in die „carceri", reinliche und gemüthliche Stuben, deren Thüren mit ziemlich großen Fenstern versehen sind. Aus zweien dieser Oeffnungen ragten die Köpfe und Büsten der Sträflinge, die lange Philisterpfeife im Munde, neugierig den „Forestiere" sich betrachtend. Ich glaubte mich in der kleinstädtischen Umgebung eines Richteralbums. Durch das leere Guichet einer dritten Stube blickte ich auf ein Bett, auf dem ein dritter Malandrino lungerte. Wie dieser Kraftmensch meiner ansichtig ward, stürzte er nach der Thüre, schleuderte mir die gewaltige Tatze mit einer Energie entgegen, als wollte er mich an der Cravatte hereinhissen, und schrie mir ein drohendes: „La carità chi mi vede!" (Ein Almosen, wer mich ansieht!) entgegen. Ganz wie im Pickwick: „Half a crown, just to look at the waiter!" Ich bezahlte dem Kerl den mir verursachten Schrecken mit einem verbogenen, durchlöcherten Soldo, der einem seiner Kollegen als Hosenknopf gedient haben mag.

Die sogenannte Stadt sieht nicht besser aus als andere verlorene Bergstädte Italiens. Graue und gelbe Mauern, wenig Häuser und noch weniger Leben. Der schönste Punkt ist die prächtig gelegene Piazza (Pianello) mit herrlicher Aussicht nach Süden und einer theatralischen Statue der Freiheit, dem Danaërgeschenke einer deutschen Dame, die sich dafür den wässerigen Titel einer Herzogin von Acquaviva kaufte.

Die von dem dalmatischen Eremiten Marino im vierten Jahrhundert gegründete Gemeinde besitzt heute nur noch wenige alte Gebäude. Eine uralte Basilika aus dem fünften Jahrhundert wurde unverzeihlicher Weise in den zwanziger Jahren niedergerissen, um an ihre Stelle die neue Hauptkirche zu setzen. Das Rathhaus ist ein schmuckloses Gebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert; auch der Rathssaal bietet nichts Monumentales oder durch hohes Alter bedeutend Gewordenes. Und doch hat die Republik eine so lange Vergangenheit hinter sich. Schon im zehnten Jahrhundert erwähnen die Chroniken die „Plebs Sancti Marini cum castello", und 1291 thut sich die Gemeinde förmlich als eine reichsunmittelbare Genossenschaft auf. Indessen der Titel „Republik" datirt erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein hatte man sich gegen die Uebergriffe der Päpste zu wehren. Die Bürger Onofri, Giangi und Gozi leisteten 1739 dem Gouverneur der Romagna, Kardinal Alberoni, entschlossenen Widerstand, und ihre Nachkommen wußten mit Napoleon I. in guter Manier sich abzufinden. Die letzte Krisis machte die Republik im Februar 1849 durch, als Garibaldi mit 2000 Besiegten in ihren Mauern Schutz zu suchen kam. Die Oestreicher verlangten Auslieferung der Flüchtlinge, aber der General entkam mit Hülfe der Einwohner auf verborgenen Pfaden. Wer die Einzelnheiten des Ereignisses zu kennen wünscht, mag dieselben bei Modoni (Sul Titano, Note di un alpinista, seconda edizione, Imola 1879) nachlesen. Die heutige Constitution (statuto) der Republik ist mit wenigen Aenderungen dieselbe, welche die Gemeinde sich schon im dreizehnten Jahrhundert gegeben: ein uranfänglich aus den drei Klassen der Nobili, der Cittadini und der Contadini (Adel, Bürger, Bauern) auf Lebenszeit gewählter Rath (Consiglio principe) von sechzig Mitgliedern, der sich seither durch Kooptation ergänzt, und alle sechs Monate zwei Capitani Reggenti und eine Regierungscommission durchs Loos bestimmt. Von einem allgemeinen oder einem durch den Census beschränkten Stimmrechte wissen diese Republikaner also nichts; selbst die Rathsversammlung, welche das alte arringo (Ring, Versammlung aller Freien) verdrängt hat, wird, da sie sich selbst ergänzt, nicht vom Volke gewählt. Die drei Richter müssen aus der Fremde berufen werden.

Wer sich Abends auf dem Pianello einfindet und des Italienischen mächtig ist, der kann in sehr kurzer Zeit mit den beiden Bürgermeistern, der ganzen Regierung, dem Rector des Gymnasiums, dem Polizeichef, dem Militärdirector und obendrein dem diplomatischen Vertreter Italiens, Bekanntschaft machen. Es sind alles einfache und freundliche Leute, gut bürgerlich in ihrem ganzen Thun und Lassen, wenn sie sich auch wechselseitig mit „Cavaliere" und „Commendatore" begrüßen. Denn auch hier ist der Titellose eine überraschende Ausnahme, und mit dem Altpariser in Sardous Lustspiel (Maison neuve) rufen wir bei seinem Begegnen verwundert aus: „Tiens, celui-là n'est pas décoré!" —

Die Sanmarinesen haben einen eigenthümlichen, etwas bäurischen Anstrich; braune Augen und Haare scheinen vorherrschend; die schwarzen Augen und Haare und die Beweglichkeit des Romagnolen sind hier selten; ich habe keinen einzigen schönen Mann entdeckt, wohl aber Knaben und Mädchen, die den Eindruck einer durchs Ineinanderheirathen etwas herabgekommenen Rasse machen.

Im Mondschein suchte ich den Weg zurück nach dem Borgo und fand in der einzigen ordentlichen Herberge der Republik, bei Raffaele Michetti, ein ganz leidliches Nachtquartier. Der Wirth ließ mich die verschiedenen Weine der Republik kosten. Der Rothwein ist vortrefflich, nur fast allzu süß; noch besser der weiße Moscato mit bitterem Beigeschmack. Erst gegen Mitternacht erstieg ich, von einem haarigen Individuum geleitet, mein Schlafzimmer. „Wer sind Sie?" fragte ich die unheimliche Gestalt. — „Io sono il primo cameriere, di nascita Romano!" lautete die stolze Antwort. — Also einmal ein Oberkellner, der den Hallunken auswendig trägt! Die Abwechslung behagte mir. Das Bett war ein echt italienisches; zweimal so breit wie die Länge meines Schirmes, Raum genug für drei anständige Herren und eine Million Flöhe.

Folgenden Morgens um fünf Uhr spazierte ich mit dem Capo-Polizia auf der Piazza und harrte meines Wagens. Mein wackerer Wirth Raffaele Michetti trat im Sonntagswichs aus seinem Gasthofe, und bald fuhr sein zweirädriges Carretto mit dem kleinen, zartgebauten Rößlein vor. Wir setzten uns in das leichte Fuhrwerk und kutschirten erst im Schritt den steilen Berg hinab, unten in der Ebene aber schoß der winzige Klepper davon wie ein Pfeil, so daß wir die zwanzig Kilometer, die uns von Rimini trennten, in weniger als zwei Stunden zurücklegten. Es war eine prächtige Fahrt, leider allzu rasch und flüchtig. Am wolkenlosen Morgenhimmel blitzte eine kräftige Sommersonne, Ochsen und Bauern waren überall an der Arbeit, und die staubige Straße belebten Fußgänger und Reisewagen.

„Sie machen heute gute Geschäfte, Raffaele," sagte ich zu meinem Wirthe, als uns der dritte Touristenschub begegnete.

„Poveretta!" seufzte Raffaele halblaut vor sich hin.

„Ich verstehe Ihren Seufzer nicht!"

„Sie gewahrten doch gestern, daß meine Frau sich in besonderen Umständen befindet. Vor Mittag kann ich nicht zurück sein. Wie wird die Arme mit allen diesen Gästen fertig werden! Poveretta!"

Der Zug gefiel mir. Zuerst das Homo sum und dann erst Wirth und Geschäftsmann! Raffaele verdient den nächsten Tugendpreis.

Digitized by Google

Unser Gespräch gerieth nie ins Stocken. Ich hatte meinem Freunde eine Menge Fragen vorzulegen, und ich muß dem schlichten jungen Manne das Zeugniß geben, daß er die Verhältnisse seiner Heimat leidlich kennt.

„Wie heißt der italienische Consul, den ich gestern im Café sah?"

„Sie meinen den Cavaliere Lossada von Bologna."

„Kennen Sie die Grenzen der Temperatur von San Marino?"

„Im Sommer haben wir selten mehr als 24°, im Winter selten weniger als 4°."

„Ich sah gestern die Gefängnisse des Kastells. Haben Sie wirklich nicht mehr als drei Gefangene? Italien zählt 80,000 Sträflinge, und lediglich um Platz für ihre Nachfolger zu erhalten, spendet es alljährlich, besonders im Süden und in Sicilien, eine Menge unmotivirter Begnadigungen."

Raffaele wußte über diesen Punkt nicht viel zu sagen. Verbrechen wären eine Seltenheit in San Marino, meinte er.

Ueber den Militärdienst war er ausführlicher. Alle Bürger der Republik, mit Ausnahme der Priester, Beamten und Doctoren (Laureati), seien vom sechszehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre dienstpflichtig. Die 1250 Familien liefern etwa 1200 Mann. Diese zerfallen in die Nobelgarde, die Kastellgarde und acht Füsiliercompagnien. Eine jährliche Musterung genügt für die Kriegsinteressen der Republik. Das Gendarmencorps wird ausschließlich aus Fremden rekrutirt. Ernennungen in die Nobelgarde können als ehrende Auszeichnung auch Fremden zu Theil werden.

Stolz sind die Sanmarinesen darauf, daß sie einen guten Strafcodex besitzen und die Todesstrafe seit 1864 abgeschafft haben.

„Wie steht es denn um Euere Finanzen?" so fragte ich meinen Gewährsmann weiter.

„Unsere Steuern werfen ungefähr 90,000 Lire ab, während die Ausgaben 85,000 selten übersteigen. Eben sind wir daran, eine neue Straße von Serra Valle nach dem Borgo anzulegen. Das wird schon was Außerordentliches kosten. Einstweilen sind die Abgaben nicht drückend. Von meinem Hause entrichte ich eine jährliche Steuer von 17 Lire. In Rimini hätte ich 700 zu bezahlen."

„Euere Ausfuhrartikel?"

„Wein, Oel, Vieh und Bausteine."

„Was kostet Ihr Pferdchen?"

„Ich habe nicht mehr als hundert Lire dafür bezahlt; — bravo cavallino eh? — Sie ruiniren sich alle mit ihrem Laufen, in fünf Jahren sind sie aufgerieben, diese Thiere."

„Wird nach Italien geschmuggelt?"

„Nicht viel, fast nur mit italienischen Cigarren. Das geht nämlich so zu: Die hiesigen Kapuziner haben das Vorrecht, etwas Tabak zu pflanzen, ein jeder von ihnen hundert Stöcke. Im Uebrigen kauft die Republik ihren Bedarf von der italienischen Regie zu billigen Preisen. Da nun bei uns die Regiecigarren wohlfeiler sind als in Italien, so verkaufen sie unsere Leute wieder über die Grenze. Es sind deshalb schon diplomatische Noten gewechselt worden."

„Seid Ihr denn immer zufrieden mit Euerer Regierung und den Beschlüssen Eueres Rathes? Wir Schweizer haben Mittel und Wege, jeden Beschluß unserer Vertreter umzustoßen, und auch so glauben wir jeden Schritt einer Behörde bemäkeln und verschimpfen zu müssen. Ihr dagegen müßt Alles annehmen und scheint obendrein immer zufrieden."

„Wir sind nicht immer zufrieden," sagte Raffaele phlegmatisch. „Manche Beschlüsse gefallen auch uns nicht. Aber man politisirt hier zu Lande wenig. Nicht eine Zeitung erscheint in San Marino. Wir beziehen den Bedarf von Rimini."

Unter solchen Gesprächen rasten wir zum Schlusse über das holperige Pflaster der Stadt Rimini.

Einige Tage später nahm ich ein Seebad in dem schmutzigen Hafen von Ancona und seufzte dabei nach der Spiaggia und den frischen Wogen von Rimini. Ungern wandte ich der Adria den Rücken; nur theilweise entschädigte mich die prächtige Bergbahn Ancona-Foligno für die landschaftlichen Genüsse San Marinos. Das herrliche Panorama von Perugia wirkte schon besser. Mit Siena verließ ich das Land der Berge und der frischen Brise; denn in Florenz herrscht heute noch die Sommerwärme des italienischen Binnenlandes.

H. Breitinger.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

I.

Am 29. August ist zu Berlin in dem provisorischen Gebäude am Cantianplatz die Kunstausstellung, die vierundfünfzigste seit der Einführung der periodisch wiederkehrenden „Salons" in der preußischen Hauptstadt, eröffnet worden. Auch heut, nachdem letztere seit neun Jahren bereits zu der Würde einer Capitale des deutschen Reichs avancirt ist, hat dieser Berliner Salon für die vaterländische Kunst nicht annähernd die gleiche Bedeutung wie der alljährlich im Mai zu Paris eröffnete für die französische. München und Düsseldorf erheben mindestens dieselben Ansprüche, Vororte des deutschen Kunstlebens zu sein, wie Berlin, und in ihren Ausstellungen das nationale Kunstschaffen mindestens ebenso erschöpfend zu repräsentiren, als es in der „Kunstbaracke" am Kupfergraben geschieht. Und nicht ganz mit Unrecht. Zumal in diesem Jahre, in welchem die Länder Mitteleuropas mit einer allgemeinen Ueberfluthung durch Kunstausstellungen, wie kaum während eines früheren heimgesucht worden sind, hat Düsseldorf entschieden den Vorsprung gewonnen. Und dennoch ist dadurch das eigenthümliche Interesse der gegenwärtigen Berliner Ausstellung nicht verringert worden. Sie hatte stets etwas Apartes für sich. Und diesmal mehr wie je.

Eine Haupturſache dafür liegt darin, daß sie gar nicht nach dem Ruhm trachtet, ausschließlich national zu sein. Sie hat jederzeit allen Fremden gastlich ihre Hallen geöffnet. Leider nur entschlossen sich dieselben ehedem nur sehr ausnahmsweise, von dieser Gastfreundschaft und den an sie ergangenen Einladungen Gebrauch zu machen. Und doch hatten Franzosen, Belgier, Italiener, Russen die Erfahrung gemacht, daß sie nirgends, nicht nur ein objectiveres, von nationalen Vorurtheilen freieres, sondern auch nirgends ein enthusiasmusfähigeres, freundlicher entgegenkommendes Publicum fänden, als hier in Berlin. Die willige Anerkennung und Bewunderung des Fremden, des von „weit her" Gekommenen auf allen Gebieten, ist ein alter Charakterzug der Berliner. Im Bezug auf Künstler und Kunstwerke hat er sich stets mit ganz besonderer Entschiedenheit geäußert. Zum großen Theil ist er wohl noch ein Erbtheil von Friedrich dem Großen her. Die Reaction dagegen, welche in den letzten Jahren der Franzosenherrschaft begann und in den Freiheitskriegen ihren ernsthaften und energischen Ausdruck fand, ist dann schneller, als je zu ahnen gewesen wäre, wieder ermattet. Die Julirevolution aber und der unerhört mächtige Einfluß besonders eines Mannes: Heinrich Heines, auf die Geister in Deutschland, haben jene alte Fremdenliebe während der dreißiger Jahre von Neuem erweckt und zur höchsten Lebhaftigkeit, ja bis zur wirklichen Thorheit und Blindheit gesteigert.

Es kam der Entwicklung derselben sehr zu Statten, daß der directe internationale Verkehr Deutschlands mit den großen westlichen Culturvölkern noch ein sehr eingeschränkter und schwerfälliger war. Wie Wenige auch aus den gebildeten und glücklicher situirten Kreisen gelangten dazu, diese gepriesene Fremde, in der Alles so viel trefflicher und vollkommener als in der zersplitterten und „geknechteten" Heimat sein sollte, zu durchreisen, dort mit eigenen Augen zu sehen, zu vergleichen, zu urtheilen und die Probe zu machen, in wie weit jene überschwänglichen Verkünder der fremden Herrlichkeit aufrichtige und urtheilsfähige Beobachter oder Schwärmer und betrogene Betrüger gewesen wären! Und noch seltener gelangten damals andere Erzeugnisse des fremden Geistes, als Bücher, Journale und — Moden zu uns. In der bildenden Kunst gab man sich wohl aufrichtig der Freude an dem hin, was die deutschen Maler, Bildhauer, Architekten aus eigener Kraft und auf ihre Art schufen. Man begeisterte sich zärtlich für die Werke und für die Meister der

Digitized by Google

Düsseldorfer Schule. Man widmete der, an der Isar unter König Ludwigs Pflege erblühenden Monumentalmalerei großen Stils wenigstens eine respectvolle Bewunderung, auch wo der Geschmack und die Liebhaberei heimlich (daß es die Kunstgelehrten ja nicht hörten!) dagegen protestiren mochten. Aber gegen Ende der dreißiger Jahre fand gleichzeitig die Vorstellung doch immer allgemeineren Eingang, daß an der Seine und an der Schelde und Senne doch noch eine viel größere Kunst in Blüthe stände und herrliche Früchte trage. Man kannte ihre Werke allerdings nur vom Hörensagen oder aus vereinzelten Stichen und Lithographien, welche der Kunsthandel nach Deutschland brachte. Aber man glaubte den Worten der expatriirten Propheten der neuen französischen und belgischen Herrlichkeit. Glaubte ihnen sogar, wenn sie die letztere theoretisch daraus herleiteten, daß die „echte Kunst nur auf dem Boden der Freiheit gedeihen" könne! Und der war ihr ja nach denselben Verkündern der frohen Botschaft nur in jenen beiden glücklichen Ländern bereitet. Ich habe jene längst verklungenen Tage selbst mit durchgelebt, und natürlich „nicht ermangelt, selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot". Die ganze Bewegung steht mir noch in allen Einzelheiten und allen Phasen so klar vor dem innern Blick, als ob sie sich in diesem Jahr vollzogen hätte. Die geistreichsten Männer der jüngeren Generation sah man am stärksten von jenem ansteckenden Enthusiasmus für eine Kunst ergriffen, welche sie kaum vom oberflächlichen Sehen einiger weniger Werke kannten. J. Klein, unzweifelhaft ein wahrhaft genialer Kopf, bearbeitete in den Jahren 1840 und 1842 den „Berliner Salon" kritisch in zwanglosen Heften. Er bewies dabei oft wirklich treffendes, gesundes Urtheil; er hatte mehr gesehen und mehr wahres Verständniß von der Kunst als die meisten Anderen, welche damals das große Wort auf diesem Gebiet führten. Und doch konnte derselbe Schriftsteller in eine Art von Paroxismus gerathen, Dithyramben anstimmen, als ob der neue Messias der Kunst in die Welt gekommen wäre, schon gegenüber der 1840 hier ausgestellten Farbenskizze eines an wirklichem Geist- und Kunstgehalt so armen, so theatralischen und selbst in der Farbe so wenig soliden, mit virtuosem Chic gemalten Werkes wie des Belgiers De Keyzer „Schlacht von Wörringen" und über Paul Delaroches „Richelieu" und „Mazarin".

Mehr und mehr griff diese antinationale Bewegung der Geister auf künstlerischem Gebiet, besonders in Norddeutschland um sich. Sie stand im innigen Zusammenhange mit der ebenso lebhaft erwachten politischen Opposition gegen die romantischen Restaurationsversuche Friedrich Wilhelm IV. auf staatlichem, socialem, kirchlichem und künstlerischem Gebiet. Cornelius, welchen dieser König der Romantiker auf dem Thron der so eminent unromantischen Hohenzollern, nach Berlin berufen hatte, sah sich macht- und wirkungslos dieser Geschmacksrevolution gegenüber. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung im Herbst 1842, als die beiden gepriesenen belgischen Bilder „Das Compromiß der Edlen" von De Biefe und „Die Abdankung Karl V." von Gallait noch in den letzten Tagen des Berliner Salons jenes Jahres hier ausgestellt wurden. Wenn man heut im Museum zu Brüssel diese beiden Werke wieder sieht, so begreift man schlechterdings nicht die Möglichkeit, wie dergleichen Conceptionen und eine solche Malerei so große Dinge wirken konnten. Wir standen eben damals seitab vom großen Weltleben. Der Zuschnitt unseres Daseins wie unserer Anschauungen hatte etwas Kleinstädtisches. Unsere Malerei entsprach diesem Standpunkt. Sie war entweder träumerisch romantisch, oder spießbürgerlich, philistriös-gemüthlich. Ging sie aber hie und da ins Große und Kühne, so entsprach das künstlerische Können nur sehr ausnahmsweise dem hohen Wollen. Aber auch über ein solches Ausnahmewerk, ein Gemälde von der psychologischen Tiefe und Feinheit und von der wirklichen Kunsttüchtigkeit wie das gleichzeitig mit jenen belgischen Bildern ausgestellte „Huß vor dem Concil" von F. C. Lessing, trugen damals diese fremden Gäste bei Publicum und Künstlern den Sieg davon. Wie Wenige aber erst gab es unter den Besuchern dieser denkwürdigen und für die moderne deutsche Malerei Epoche machenden Ausstellung des Jahres 1842, welche in dem schäbigen Corridor längs des langen Saales des Akademiegebäudes gewisse Probeabdrücke von kleinen Holzschnittvignetten und gewisse Farbenskizzen neben jenen großen Maschinen der rechten Beachtung und des eingehenden Studiums für werth hielten. Jene Illustrationen und Skizzen, in denen sich doch unverkennbar schon in seiner Tiefe, seiner Feinheit, seiner eigenartigen Größe und früh erreichten Meisterschaft das Genie des Künstlers offenbarte, welcher bestimmt war in der vaterländischen Malerei wie im künstlerischen Urtheil die tiefgreifendste Umwälzung hervorzubringen, dem sich heut kaum einer der gepriesenen Fremden vergleichen kann, Adolf Menzels. Von 1842 ab beginnt das Wallfahrten der deutschen Künstler, und besonders das der Berliner, nach Paris, Antwerpen und Brüssel. Dort glaubten sie die Kunstgeheimnisse zu entdecken oder fertig überliefert zu erhalten, welche den deutschen Lehrern und Meistern verschlossen wären. Was die Einen empfingen und mit heim brachten, waren im Grunde nur technische Recepte. Andere hatten einen ziemlich gefährlichen Glauben angenommen; den an eine „nationale moderne Geschichtsmalerei", welche den großen Zweck erfüllen sollte, zugleich die großen Thaten der vaterländischen Geschichte zu schildern und dabei stumm und beredt die sogenannten „großen modernen Ideen" zu predigen. Von Wortführern der Presse, welche sich häufig auch damals gerade durch den Mangel des Verständnisses und des natürlichen Gefühles für bildende Kunst auszeichneten, ist der Unsinn dieser geschichtlichen Tendenzmalereien, in welchen das Heil der modernen Kunst liegen sollte, eifrig befürworket und gefördert worden. Wir kennen die Resultate. Aber zum Glück fehlte es auch nicht an unbefangenen, von literarischen und politischen Einflüssen völlig unberührten, jungen Talenten, welche nie in die Gefahr kamen, auf solche Wege abzuirren; die in Paris und Belgien nur das suchten und aufnahmen, was der deutschen Malerei dringend Noth that und ihr denn auch zum wahren Heil geworden ist: größere und freiere Kunst- und Lebensanschauungen, das Verständniß der Farbe und das Handwerk der Malerei. Je häufiger und allgemeiner seitdem durch die vermehrten und erleichterten Verbindungen der Besuch der fremden Kunststädte, je mehr man bei uns in allen Künstlerkreisen wie im gebildeten Publicum mit dem fremden Kunstschaffen vertraut geworden ist, desto mehr hat die heimische Malerei einerseits ihre früheren Mängel, ihre romantische Sentimentalität, ihre Spießbürgerlichkeit und ihre technische Unbehülflichkeit abgelegt. Desto mehr aber auch sind wir von der Ueberschätzung der Fremden und zur gerechteren Würdigung der heimatlichen Kunstproduction gelangt. Wir sehen nicht mehr ausschließlich das Heil in der Nachahmung der Franzosen und Belgier. Ebenso wenig auch in der Wahl gewisser Stoffe, wie in den malerisch-technischen Verfahrungsarten gewisser tonangebender Meister. Wie jene Fremden schon vordem, haben auch unsere deutschen Künstler einsehen gelernt, daß man in der Malerei wie in der Religion auf sehr verschiedene Façons selig werden kann, daß es kein unbedingt und ausschließlich dazu führendes künstlerisches Dogma gibt. Deutsche Meister sind vor dem Kriege, ja sogar nach demselben, in Paris zu nicht geringerem Ruhme und entsprechender Schätzung gelangt, wie die gefeiertsten modernen Franzosen bei uns. Ich nenne nur Ludwig Knaus und Adolf Menzel, mit dem man seit 1878 erst recht beginnt, einen Cultus zu treiben, welcher dem diesem unvergleichlichen Künstler von der Gemeinde seiner heimischen Verehrer und Bekenner gewidmeten an Wärme und Eifer kaum noch nachsteht. Wahr aber ist es leider: trotz dieser erfreulichen Zeichen fühlen die fremden Meister und fremden Kunstjünger auch heute kaum einen stärkeren Trieb, die deutschen Kunststädte aufzusuchen und sich ihrerseits mit den dortigen Kunstgenossen in persönliche Beziehung zu setzen und die deutschen Ausstellungen zu beschicken, wie ehedem. Die französischen sogar einen noch viel geringeren.

Nur einmal sah man sie diese Abneigung überwinden. Im vorigen Jahr zu München. Belgien, Holland, Italien, Schweden, Rußland, England und Frankreich stellten jedes reichlich eine geschlossene Masse ihrer besten und neueren Kunstwerke der Malerei und Skulptur im dortigen Glaspalast im Anschluß an die Deutschen aus. Der Erfolg des Entgegenkommens konnte auch die Anspruchsvollsten befriedigen. Und doch scheint er ihnen nicht genügende Lust gemacht zu haben, um den so wohl gelungenen Versuch in diesem Jahr in Berlin zu wiederholen. Während der diesmalige Salon einer im Vergleich zu Berlin doch nur kleinen belgischen Provinzialstadt wie Gent eine vollständige Auslese der interessantesten neuesten französischen Kunstwerke enthält, welche wir in diesem Frühling im Pariser Industriepalast ausgestellt sahen, gönnten unsere grollenden Nachbarn der deutschen Hauptstadt nicht ein einziges Werk eines ihrer nationalen Meister!

Immerhin aber dankt die 54. akademische Kunstausstellung zu Berlin fremden Meistern manchen schönen und bedeutsamen Schmuck, wenn die Zahl dieser Einsendungen des Auslandes auch immer noch ziemlich gering ist. Tröstlich und erbaulich ist es dabei, daß bei dem Vergleich mit den besten am glanzvollsten auftretenden unter diesen

Digitized by Google

Gästen die tüchtigsten deutschen Aussteller nichts verlieren an innerem Werth wie an Wirkung. Die frühere Kluft ist vollständig ausgeglichen. Unsere Künstler haben so viel theils von den Fremden, theils durch eigenes Studium der Natur und der großen Alten gelernt, daß sie den Wettkampf kaum noch auf ganz vereinzelten Gebieten zu scheuen haben.

Das eine dieser Gebiete ist wohl noch immer das, was die Franzosen la grande peinture nennen. Die wenigsten der heutigen deutschen Maler sind gewohnt und geübt, diese „große Malerei" zu treiben, weil sie von denen, welche dieselbe allein zu fördern vermögen, von Staats- und Gemeindebehörden, nur sehr selten und ausnahmsweise dazu veranlaßt werden. Ein anderes, in das genannte zum Theil eingeschlossenes künstlerisches Gebiet, das von den Unseren immer noch nur erst schüchtern berührt und betreten wird, ist die Malerei des Nackten. Es widerstrebt einmal dem unser Publicum beherrschenden Geschmack. Falsche Sittlichkeitsrücksichten lassen darin eine gründliche Aenderung nicht eintreten. Die Anläufe, diese althergebrachte Schranke zu sprengen, welche wir begabte deutsche Künstler von Zeit zu Zeit machen sehen, werden noch immer von der großen Menge auch der Gebildeteren im Volk mit offenbarem, von Mißbilligung nicht ganz freiem Erstaunen über die Verwegenheit aufgenommen. Auch von denen, welchen man ihrem Witze nach mehr Geistesfreiheit zutrauen sollte, werden sie mit Spott öffentlich gegeißelt und dem Publicum verleidet. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die Lust und der Muth dazu, das halbverpönte Terrain zu betreten und mehr als bisher anzubauen, sich nicht völlig tödten ließ in der heutigen deutschen Künstlergeneration. Schwerlich aber wird, trotz ihrer Akklimatisationsbemühungen, die Malerei des schönen Nackten jemals auf deutschem Boden so heimisch werden wie auf dem heutigen französischen, sondern wohl immer den Charakter einer exotischen Treibhauspflanze bewahren.

Eine Thatsache in unserer künstlerischen Entwicklung wird auch durch diese Berliner Kunstausstellung von Neuem bestätigt: die ehemalige Theilung der Arbeit hat in der modernen deutschen Malerei ziemlich aufgehört. Die Grenzen jener Fächer, welche durch den Charakter der gewählten Bildgegenstände bestimmt wurden, verwischen sich immer mehr und mehr, und ebenso streben die Maler danach, sich von jeder Einseitigkeit und Ausschließlichkeit zu befreien. Sie mögen nicht mehr jene Taxirung des Ranges der Kunstwerke nach der Art und Bedeutsamkeit der Stoffe als berechtigt anerkennen, welche so lange in unserer Aesthetik und in der Meinung, wenigstens des auf deren große Worte schwörenden gebildeten Publicums gebräuchlich war. Man hat einsehen gelernt, daß mit der Wahl und Behandlung großer inhaltreicher geschichtlicher oder symbolisch poetischer Gegenstände an sich für das malerische Kunstwerk noch sehr wenig oder gar nichts gethan ist; daß dessen Werth und Bedeutung durch ganz andere, eben durch rein künstlerische Factoren bedingt wird. Man verwirft oder begünstigt aus Princip keine Art von malerischen Vorwürfen mehr. Ein Kampf zwischen Klassikern und Romantikern in unserer Malerei existirt nicht mehr. Die Männer der bloßen, „reinen Linie", welche auf das Malenkönnen, auf die Fähigkeit, ihren hohen Ideen wirklich sinnlich lebendige und reizvolle Gestalt zu geben, aus Ueberzeugung verzichten, weil sie das für überflüssig, ja diese Kunst für gering, für weltlich, für verwerflich ansehen, sucht man heut auch in Deutschland, der alten Heimat dieser sonderbaren Schwärmer, ziemlich vergebens. Aber die gefürchtete und prophezeite Invasion des gemeinen vulgären Naturalismus ist ebenso wenig eingetreten; — falls wir dies Fernbleiben derartiger Werke von dieser Ausstellung nicht etwa nur der schützenden Thätigkeit der Jury zu verdanken haben. Das allerneuste malerische Evangelium der Herren „Impressionisten und Intentionisten" hat nach dieser Ausstellung zu urtheilen noch keinen einzigen Bekenner unter den deutschen Malern gefunden. Gerade die jüngste Generation, welche auf allen Gebieten zumeist zur Annahme der radicalsten und revolutionären Ideen und Lehren neigt, zeigt sich hier durchaus raisonnabel und war in dem anerkennenswerthen Bestreben erfüllt, solid zu arbeiten, Geschmacksthorheiten und Rohheiten zu vermeiden.

Keiner der verschiedenen deutschen Sitze und Mittelpunkte eines größeren und reicheren, oder kleineren und beschränkteren Kunst-Lebens und -Schaffens ist auf dieser akademischen Ausstellung völlig unvertreten geblieben. Wie gewöhnlich hat Wien — das wir uns nicht enthalten mögen zu diesen deutschen Kunststädten, trotz der politischen Sonderung, zu zählen — uns in dieser Hinsicht am kühlsten und gleichgültigsten behandelt. Berliner Werke sind es selbstverständlich, welche den Hauptstock der Ausstellung bilden. Düsseldorf, München, Dresden, Weimar, Königsberg, Kassel, Stuttgart, Karlsruhe haben es sämmtlich nicht an hervorragenden Werken fehlen lassen. Auch aus jenen Städten, in denen vereinzelt deutsche Künstler nisten und arbeiten, Danzig, Hamburg, Breslau, Frankfurt a. M., Venedig und Rom, trafen Gemälde und andere Kunstwerke ein. Die Gesammtzahl der ausgestellten Arbeiten, die architektonischen mit eingerechnet, erreicht diesmal die Höhe von 1051. Darunter bilden wie immer die weitaus überwiegende Majorität die Oelbilder: 779. An Aquarellen und Zeichnungen sind 101 Nummern eingegangen, an Kupferstichen, Lithographien und Holzschnitten 29, an plastischen Bildwerken 101, an architektonischen Entwürfen und Modellen 41.

Man ersieht daraus: trotz der gesteigerten künstlerischen Production bewahren die akademischen Ausstellungen zu Berlin ihren alten nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug, uns nicht mit einer so maßlos ungeheuerlichen Ueberfülle von jährlich ausgestellten Werken abzustumpfen und zu ersticken, wie es z. B. im Pariser Salon geschieht, der in diesem Jahre nicht weniger als 7000 Kunstwerke enthielt, darunter über 5000 Gemälde. Unter den ausstellenden deutschen Malern vermißt man leider einige der Besten. Böcklin, Jansen, Lenbach, Makart hielten sich fern. In welcher Art sich die anderen Bekanntesten und Beliebtesten betheiligt haben, welche neuen Kräfte etwa aufgetaucht sind, wird im weiteren Verlauf dieses Ausstellungsberichtes zu sagen sein.

Ludwig Pietsch.

Offene Briefe und Antworten.

New-York, den 11. August 1880.

Herr Redacteur!

Gestatten Sie auch einem „Schweizer in Amerika", einem ergebenen Leser Ihrer hier zu Lande vielgepriesenen Zeitschrift, mit Herrn Adam Müller dem Ausdrucke „Oehmd" das Wort zu reden, um denselben der deutschen Sprache zu erhalten, oder wieder zuzueignen. Die deutsche Schweiz sagt „aehmden" und bezeichnet mit „Aehmdet" oder „Aehndet" die Zeit der Reife des Spätheues. Die Bewohner des Kantons Aargau, die Nachbaren der Schlösser Lenzburg, Wildegg, Brunegg, Hallwyl und Habsburg — sie alle „aehnden" schon seit Jahrhunderten, und Sie wollen doch gewiß nicht behaupten, daß das Geburtsschloß der Habsburger in einem andern, als einem deutschen Gau stehe? In der Schriftsprache — selbst der mehr oder weniger reindeutschen unserer Beamten in den Dörfern — bedienen wir uns des Ausdruckes „Oehmd".

Hochachtungsvollst

Prof. Leo A. Stäger.

* * *

Berlin, den 18. August 1880.

Hochverehrter Herr!

Gegenüber der von Herrn Adam Müller aus Wien in Nr. 30 der „Gegenwart" ausgesprochenen Annahme, daß das Wort „fuckern" — soviel wie austauschen, täuschen — wohl nur bei den aus Süddeutschland nach Südungarn eingewanderten „Schwaben" gebräuchlich sei, möchte es der Mittheilung werth erscheinen, daß fern von jener deutschen Sprachinsel, nämlich in Ostpreußen, in der Gegend zwischen Insterburg und Eydtkuhnen, auf dem platten Lande das Wort „fuchern" als Euphemismus für „betrügen, falschspielen", jedoch, soviel mir aus meiner Jugendzeit, welche ich in jener Gegend verlebt habe, erinnerlich ist, ausschließlich beim Kartenspiel im Gebrauche steht. Für das dortige Erscheinen dieses Wortes, welches der Bedeutung und, wenn man von der auf die Verschiedenartigkeit der Dialekte zurückzuführenden Abweichung in der Schreibart absieht, auch der Form nach zweifellos mit dem „fuckern" der südungarischen Schwaben identisch ist, möchte vielleicht darin eine Erklärung zu finden sein, daß in dem genannten Theile Ostpreußens zahlreiche Nachkommen der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus Salzburg ausgetriebenen Protestanten, die sogenannten Salzburger ansässig sind.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ein eifriger Leser der Gegenwart.

Digitized by Google

Inserate.

Neue illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Frei von jedem einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunkt.

Preis vierteljährlich trotz der reichen Ausstattung nur

M. 1.60

oder auch in vierzehntägigen Heften zu 30 Pf.

Zur Veröffentlichung gelangen in den nächsten Quartalen: besonders spannende Romane und Novellen von Ernst Wichert, Wilhelm Jensen, Gerhard von Amyntor, Konrad Telmann, Jul. Lohmeyer, Erich Hamber. Kunstblätter von K. von Werner, Kraus, Bokelmann, Tiezen-Mayer, Paul Meyerheim, Ferd. Keller, Bautier, Franz Defregger 2c.

Folgende werthvolle Kunstblätter als Prämien:

F. Wagner. Herbst. Oelfarbendruck. Nachzahlung nur M. 2.50. — Hans Makart. Patrizierin. Oelfarbendruck in vorzüglicher Ausführung. Bildfläche 79:102 cm. Nachzahlung M. 12.50. Ladenpreise: Herbst 10 M. — Patrizierin 30 M.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen. ☞ Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen. ☜

Im Verlage von **Friedrich Wreden** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kritische Streifzüge.

Lose Studienblätter über das moderne Theater

von

Eugen Sierke,

Dr. phil.

gr. 8. Preis geheftet M. 9.—

Die obige Sammlung von Studien verfolgt einen doppelten Zweck. Leicht verständlich und in klarer Darstellung gehalten, sollen die einzelnen Aufsätze dem Theaterfreunde, der sich vor dem Besuche eines Schauspiels über das zu erwartende Stück einen Ueberblick zu verschaffen wünscht, eine ästhetische Unterlage zur Bildung des eigenen Kunsturtheils bieten. Zugleich aber sollen sie auch diejenigen Leser, welche Interesse an dem geistigen Leben der Gegenwart nehmen, zur Kritik anleiten und ihre Urtheilsfähigkeit läutern und befestigen helfen, indem sie dieselben mit den Hauptregeln der Dramaturgie in praktischer Anwendung auf concrete Fälle bekannt machen. Für alle Gebildeten dürfte diese Novität daher auf dem Gebiete der neueren dramaturgischen Literatur und Kunst ein willkommener Führer sein.

Reorg. **Technikum Buxtehude** (6. Hamburg.) Baugewerk-, Mühlen-, und Maschinenbau-, Tischler-, Maler- u. Architekturschule. Wiss. Meister- u. Dipl.-Prfg. Programme gratis d. d. Dir. Hittenkofer.

Für feinere gesellige Kreise.

In unserm Verlage erschien:

Neuestes Orakelspiel zur geselligen Erheiterung von **L. P.** Preis 50 ₰.

Dies reizende Spiel ist von einer dem oldenburger Hofe nahestehenden Dame erfunden und sind zu den Antworten (Orakeln) **Aussprüche unserer Dichter gewählt.** Bei Einsendung von 50 ₰ in Marken direct franco.

Bültmann & Gerriets Nachf. in **Varel.**

„H. Wagner, Der Tod beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften" erschien bereits in 3. Auflage. Preis 1 M.; bei Einsendung von 1 M. 10 ₰ erfolgt Zustellung unter Kreuzband. **A. Helmich** in **Bielefeld.**

Autoren und Verlegern

empfiehlt sich zum freihändigen oder commissionsweisen An- und **Verkauf von Manuscripten** jeder Art das

Literarische Comtoir in **Hamburg**
(Thalstraße 34).

Verlag von **Carl Conradi** in **Stuttgart.**

In **sechster** neubearbeiteter und stark vermehrter Auflage erscheint vom Monat September 1880 ab in 12 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8° à 1 M.

Prof. Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in 2 Bänden,

umfassend die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwickelung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Nahezu 3000 Schriftsteller finden mehr oder weniger ausführlich darin Erwähnung.

Ein Absatz von 30,000 Exemplaren in fünf Auflagen enthebt die Verlagshandlung jeder weiteren Anpreisung.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Wochenblatt

Preis 1 Mark 60 Pf. vierteljährlich

bringt im vierten Quartal dieses Jahrgangs die Erzählungen **„Carmen"** von M. Corvus und **„Zwischen Fels und Klippen"** von Ernst Ziel nebst einigen kleineren Novellen, denen sich ferner eine Reihe von Artikeln aus dem Leben der Zeit sowie zahlreiche unterhaltende und belehrende Aufsätze aller Art anschließen werden.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig** und **Berlin.**

Soeben wurde vollständig:

Otto von Leixner, Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums.

Zwei Bände. Mit 310 Text-Illustrationen und 23 Tonbildern.

Geheftet M. 14.—; elegant gebunden M. 18.— Auch in Lieferungen à 50 Pf. beziehbar.

— **Ausführliche Prospekte gratis und franco.** —

☞ „Da Leixner's Buch in seiner Art fast ganz allein steht, können wir es als ein vortreffliches Erziehungsmittel für weite Kreise der Nation empfehlen, um so mehr, als sich der Autor in der Beurtheilung der literarischen Entwicklung, wie in der Charakteristik der einzelnen Werke und Autoren einer anerkennenswerthen Objektivität befleißigt." . . . .

(Deutsche Revue, Berlin.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Redaction und **Expedition**, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 2. October 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Institut für Völkerrecht. Bericht über die Versammlung zu Oxford 1880. Von Bluntschli. I. — Deutsche im Orient. Von A. Schneegans. — Vom fünfzehnten deutschen Juristentage. Von Agrippa. — **Literatur und Kunst:** Die Romantiker und der Katholicismus. Von Hans Herrig. — Ein Buch über die Schauspielkunst von einem Schauspieler. Von Paul Lindau. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von W. Lübke. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. II. — Dramatische Aufführungen. Das Mädchen aus der Fremde. Lustspiel in 4 Acten von Franz von Schönthan. Besprochen von S. B. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Institut für Völkerrecht.

Bericht über die Versammlung zu Oxford 1880.*)

Von Bluntschli.

I.

Die Versammlung der völkerrechtlichen Akademie zu Brüssel im Jahre 1879 hatte mit 11 gegen 10 Stimmen Oxford zum Versammlungsort des nächsten Jahres bestimmt. Neben Oxford waren die deutschen Städte Bremen und Heidelberg und die italienischen Florenz und Turin vorgeschlagen worden. Die englischen Mitglieder gaben den Ausschlag für ihre berühmte Universitätsstadt.

England ist in dem Institute sehr gut vertreten. Unter den 50 ordentlichen Mitgliedern befinden sich 5 Engländer von anerkanntem wissenschaftlichem Namen: nämlich Bernard (Mountague), früher Professor in Oxford, einer der Delegirten der Krone Englands nach Amerika und Genf in dem Alabamastreit, Verfasser mehrerer völkerrechtlicher Schriften, insbesondere über die Neutralität von Großbritannien in dem amerikanischen Bürgerkriege; Holland (Thom. Ersk.), Professor in Oxford, Verfasser römisch-rechtlicher und völkerrechtlicher Schriften, insbesondere über Albericus Gentilis; Lorimer (James), Professor in Edinburg, Verfasser eines bedeutenden rechtsphilosophischen Werkes: „The Institutes of Law, a treatise of the principles of jurisprudence as determinated by Nature", 2. Aufl. 1880; Twiß (Travers), früher ebenfalls Professor in Oxford, Königl. Rath, Verfasser der bekannten Werke: „Right and duties of nations in time of peace 1861", und „In time of war", 2. Aufl. 1875; Westlake (John), Advocat in London, einer der Gründer des Instituts, Verfasser des für die englische Praxis wichtigen Werkes über „Private international law", 2. Aufl. 1880.

Außer diesen Mitgliedern gehören dem Institute als „Associés" noch zwei Engländer an, nämlich die Londoner Advocaten Baker (Sherston), Verfasser mehrerer völkerrechtlicher Abhandlungen und Hall (W. E.), Verfasser eines vortrefflichen Lehrbuches über „International Law", Oxford 1880.

Sir Robert Phillimore D. C. L., der Verfasser des vierbändigen Werkes „Commentaries on International Law", hatte die Ernennung zum Mitgliede des Institutes mit Rücksicht auf seine Amtsstellung dankend abgelehnt, war aber ebenfalls in Oxford erschienen, um dem Acte der Ehrenpromotion der früheren Präsidenten des Institutes beizuwohnen.

Die englische Gastfreundschaft ist berühmt. Dennoch wurden meine Erwartungen in dieser Hinsicht weit übertroffen. Alle fremden Mitglieder des Institutes waren während des ganzen Aufenthaltes in Oxford, von Montag bis Freitag, Gäste der Colleges von Oxford, und lernten bei dieser Gelegenheit die Tafelfreuden in diesen alten Bursen gründlich kennen. Da ich zwar englische Bücher bequem lese, aber nicht englisch sprechen kann, so war es mir eine Beruhigung, daß mich ein junger Freund und mein Schüler, Dr. Millar, ein Amerikaner, auf der Reise begleitete. Auch er wurde als Gast mit mir in dem College All Souls aufgenommen. Ich bewohnte einen großen, mit hölzernem Getäfel und fürstlichem Wappen geschmückten großen Saal, das frühere Zimmer des Collegepräsidenten, der nun eine moderne Wohnung hat, und daneben ein großes Schlafzimmer; mein Freund hatte ebenso zwei Zimmer ganz nahe bei den meinigen. Gleich bei dem Eintritt in das College überraschte mich der unerwartete Anblick eines alterthümlichen klosterartigen Gebäudes, dessen steinerne auf reiche Pracht angelegte Façaden theilweise schwarz, alt und halb verwittert, theilweise in hellgelben neubehauenen Quadern frisch und glänzend aussehen. Oft habe ich in England denselben Eindruck erhalten einer merkwürdigen unmittelbaren Verbindung von mittelalterlichen, zuweilen verfallenden und ruinartigen Gebilden und zweckmäßigen, modernen Einrichtungen, und ich meine, daß auch in der englischen Staatsverfassung und Staatspraxis dieselbe Verbindung überall sichtbar wird und daß sie Manches in dem englischen Charakter erklärt.

Schöner und sorgfältiger erhalten ist das Innere in den Hallen und Refectorien der Colleges. Immer finden sich da die Bilder oder Statuen von berühmten Fellows aus mehreren Jahrhunderten; in All Souls z. B. die Porträts von Christoph Wren, Blackstone, Lord Salisbury, alle Fellows, in University College von Lord Stowell u. s. f. Die monumentale Erinnerung an bedeutende und verdiente Männer, deren großartigster Ausdruck die Westminster Abbey in London ist, wird in England mit rühmlicher Pietät gepflegt. Wir können in dieser Hinsicht noch Manches von den Engländern lernen.

Jedes College hat auch seinen Silberschatz von Bechern, Schüsseln, Platten, Schaustücken. Die Colleges wetteifern mit

*) Wenn dieser Bericht sich von meinen Berichten über frühere Versammlungen durch eine mehr persönliche Färbung unterscheidet, so hoffe ich, die Leser der „Gegenwart" werden das durch die Umstände gerechtfertigt finden.

Digitized by Google

einander in der Feinheit der Tafelgenüsse in Speisen und Weinen. Das Bier von All Souls ist in England berühmt als Bier erster Klasse, und ich muß gestehen, ich habe nie und nirgends besseres Bier getrunken als in diesem College.

Ueberhaupt spielt das äußere körperliche Leben in diesen abgeschlossenen Räumen eine große Rolle. Die jungen Herren, welche später im Staate und in der Kirche wie in der feinen Gesellschaft eine Rolle spielen, erhalten da ihre Erziehung sowohl in klassischer Bildung als in sicherem Auftreten und feinen Manieren. Die juristische Facultätsbildung läßt wohl Vieles zu wünschen übrig, und nur zufällig ist für den Unterricht in besonderen Disciplinen gesorgt. Die Professoren sind nicht wie wir genöthigt, fast täglich Vorträge zu halten. Die Fellows müssen nicht wie unsre Privatdocenten auf eigene Kosten leben und sind nicht gezwungen, wie diese alle ihre Kräfte anzustrengen, um Zuhörer zu gewinnen und sich den Weg zur Professur mühsam zu bahnen. Sie erhalten von dem College eine Besoldung, wohnen und speisen da und zwar vortrefflich und studiren nach Belieben was und wie sie wollen. Die einzige Beschwerde, daß die Fellows nicht heirathen durften, ist heute auch schon ermäßigt und im Verschwinden begriffen. Das College All Souls erhält 28 Fellows, aber nimmt keine Studenten auf. Andere Colleges haben zugleich Fellows und Studenten. Letztere bezahlen ein Kostgeld von durchschnittlich jährlich 100 Pfund Sterling, einzelne mehr, einige weniger.

Die Universität ist so zusammengefügt aus einer Anzahl (24) Colleges, von denen jedes wieder seine besondere Art und einen eigenthümlichen Charakter hat. Die meisten stammen aus dem Mittelalter, einige wenige sind in neuerer Zeit hinzugekommen. Jedes College hat corporative Rechte und ein eigenes, durchweg sehr großes Vermögen. Die Universität selber dagegen ist nicht reich; doch gehören ihr die berühmte Bodleianische Bibliothek sowie das sogenannte Theater Sheldon, die Aula. Außer den großen und kleinen Höfen, welche von den gothischen Gebäuden der Colleges eingeschlossen werden, finden sich in diesen auch reich geschmückte Kapellen und weite stattliche Hallen. In allen diesen Räumen ist der Geist der englischen Aristokratie deutlich wahrzunehmen. Man begreift, daß die vornehme Jugend, welche hier erzogen wird, durchweg aristokratisch gesinnt wird und daß die edle Genossenschaft, an der sie während der Jahre, in denen sich der Charakter des Mannes heranbildet, sich betheiligen, ihrem Wesen ein festes Gepräge fürs Leben eindrückt und manche dauerhafte Bande der Freundschaft und Kameradschaft um sie schlingt. Die Corps und Verbindungen unter unsern deutschen Studenten haben doch nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit damit. Wissenschaftlich stehen unsere deutschen Universitäten ohne Zweifel höher und leisten mehr sowohl für die Studirenden als für die Wissenschaft überhaupt. Der deutsche Geist der freien Forschung, der sich durch keine kirchlichen Dogmen und traditionelle Scholastik einengen und fesseln läßt, sondern muthig nach Wahrheit ringt, fühlt sich auf den englischen Universitäten nicht heimisch: und nicht ohne große Kämpfe gelingt es allmählich auch hier den kritischen Wissenschaften und insbesondere auch den Naturwissenschaften einige Anerkennung und Förderung zu erwerben. Aber die feine und zugleich männliche und kräftige Körperbildung wird in Oxford — und wohl ganz ebenso in Cambridge — viel sorgfältiger gepflegt als bei uns, ohne auf die Abwege der Paukereien zu gerathen: und einzelne englische Gelehrte ragen auch in den verschiedenen Wissenschaften hoch empor und können unsern besten Männern der Wissenschaft ebenbürtig zur Seite treten.

Außer den englischen Mitgliedern waren in Oxford anwesend aus Belgien, dem Lande, wo das Institut seinen Wohnsitz hat (früher Gent, jetzt Brüssel), der belgische Minister des Innern, vorjähriger Präsident des Instituts, Rolin-Jacquemyns, der gegenwärtige Generalsecretär des Instituts Professor Rivier in Brüssel; die Professoren Arntz in Brüssel und Laveleye in Lüttich als ordentliche Mitglieder und der Advokat Alberic Rolin in Brüssel als Associé; aus Deutschland außer mir nur noch Legationsrath Geßner in Dresden, Verfasser des Werkes „Le Droit des Neutres sur mer“ und verschiedener völkerrechtlicher Schriften; aus Frankreich der Pariser Advokat Clunet, Redacteur der Zeitschrift „Du droit international privé et de la jurisprudence comparée“, bisher Associé des Instituts, nun in Oxford zum ordentlichen Mitglied erwählt; aus Griechenland Advokat und Professor Saripulos; aus Italien Abgeordneter Pierantoni, Professor in Neapel, Verfasser der Geschichte der völkerrechtlichen Studien in Italien und zahlreicher völkerrechtlicher Schriften; aus Oestreich-Ungarn Professor und Mitglied des Reichsrathes in Wien L. Neumann, Herausgeber der östreichischen Verträge mit andern Staaten und des Handbuchs über Consularwesen; aus Rußland Professor und Legationsrath Martens von St. Petersburg, Herausgeber der russisch-östreichischen Staatsverträge und Verfasser mehrer völkerrechtlicher Schriften, ordentliches Mitglied, und der Professor W. Danewsky aus Charkow, Associé des Instituts; aus der Schweiz Advokat und Vorstand des internationalen Vereins des Rothen Kreuzes Moynier von Genf, einer der Gründer des Instituts; aus Spanien Dr. Landa y Alvarez de Carvallo, Verfasser der Schrift „El Derecho de la Guerra conforma à la moral“, 2. Aufl. Madrid 1870.

Zum Präsidenten für die gegenwärtige Sitzungsperiode wurde Mountague Bernard gewählt, als Vicepräsidenten Neumann und Bluntschli. An die Stelle von Heffter, dessen Nekrolog Geheimerath Schulze, Professor in Heidelberg, verfaßt hatte, wurde dieser, bisher Associé, zum ordentlichen Mitgliede erwählt.

Die Arbeiten des Institutes in der Session zu Oxford bezogen sich hauptsächlich:

1) auf die Revision der Statuten des Instituts;

2) Beschlußfassung über ein Manuel zum Gebrauch der verschiedenen Armeen betreffend les Lois de la Guerre sur terre;

3) Anträge betr. die Conflicte des internationalen Privatrechts;

4) Anträge betr. die Conflicte des internationalen Strafrechts, insbesondere die Auslieferungsfrage.

5) Die sehr umfassenden Vorarbeiten über die Reform des Prisenrechtes und der Prisengerichtsbarkeit waren auch in diesem Jahre noch nicht zu völligem Abschlusse gekommen. Der Berichterstatter Professor und Staatsrath Bulmerincq, früher in Dorpat, nun in Wiesbaden, war verhindert zu erscheinen. Die Frage wurde daher auf die nächste Plenarsitzung vertagt und eine neue Commission gewählt, um die Schlußanträge vorzuberathen. In dieser Commission erhielten nun die Engländer eine bedeutendere Vertretung als bisher, was für die Arbeit derselben nur nützlich sein kann, weil hier die traditionellen Ansichten der Engländer sich mit den principiellen Meinungen der continentalen Mitglieder aus einander zu setzen oder zu vergleichen genöthigt sind.

Dazu kam 6) die feierliche Investitur der früheren Präsidenten des Institutes zu Ehrendoctoren der Universität Oxford.

7) Major und Aldermen der Stadt Oxford überbrachten dem Institut, das in der Universitätskapelle seine Sitzungen hielt, in alterthümlicher Tracht und in feierlichem Aufzuge — die Diener der Stadt trugen große vergoldete Scepter mit der englischen Krone — eine Adresse, welche das Bureau an den Schranken des Sitzungsraumes in Empfang nahm.

In dem folgenden Artikel werde ich kurz über die wichtigsten Verhandlungen berichten. Zum Schluß des gegenwärtigen Ueberblickes mag noch erwähnt werden, daß auf den Antrag Pierantonis, der auch im Auftrage seines Schwiegervaters Mancini sehr dringend nach Italien einlud, beschlossen wurde, die Session von 1881 in einer italienischen Stadt abzuhalten. Die Neigung war vorzugsweise entweder für Turin oder für Rom. Die definitive Entscheidung wurde

Digitized by Google

dem Bureau in Verbindung mit den italienischen Mitgliedern überlassen. Die bisherigen Versammlungsorte waren Gent 1873, Genf 1874, Haag 1875, Zürich 1877, Paris 1878, Brüssel 1879 und Oxford 1880. Deutschland war bisher noch nicht berücksichtigt worden; indessen waren die beiden in der Zwischenzeit angeordneten Commissionssitzungen des Instituts nach Heidelberg verlegt worden. Die deutschen Mitglieder gaben dem italienischen Verlangen für diesmal Gehör, äußerten aber den allseitig gebilligten Wunsch, daß für 1882 eine deutsche Stadt und vorzugsweise Heidelberg als Versammlungsort gewählt werde. Die deutschen Mitglieder des Institutes sind von Bar in Göttingen, Bluntschli und Schulze in Heidelberg, Geßner in Dresden, Goldschmidt in Berlin, von Holtzendorff in München, Lueder und Marquardsen in Erlangen, ordentliche Mitglieder, Ernst Meier in Halle, Associé. Heffter, der auch Mitglied war, ist im letzten Jahre verstorben.

Deutsche im Orient.

Von A. Schneegans.

Die kürzlich durch die deutschen Blätter gegangene, den Tod des ehemaligen preußischen Obersten von Malinowski, türkischen Generals Emin-Pascha, betreffende Notiz zieht unsere Aufmerksamkeit wieder auf jene Länder zurück, die auf der Schwelle des Abend- und des Morgenlandes liegen, von welchem vor zwei Jahren während des russisch-türkischen Feldzuges viel gesprochen wurde, und die eigentlich nur seit dem Krimkriege und den darauf folgenden, die Festsetzung der Grenzen und die Regulirung der Donaumündungen bezweckenden Verhandlungen der sogenannten „internationalen Commissionen", in Europa näher bekannt geworden sind. Rumänien, Bulgarien, Serbien, waren bis dahin nicht einmal geographische Begriffe; der erste dieser Staaten existirte kaum, der zweite gar nicht, den dritten betrachtete man als ein Stück wildes Brachland, in dem ein Volk von Schweinehirten ein kümmerliches Dasein fristete. In Rumänien, oder besser, wie es damals hieß, in den aus der Moldau und aus der Walachei zusammengesetzten, ohne politisches Band neber einander, unter der gemeinsamen Oberherrschaft der Pforte liegenden Donaufürstenthümern, wurde nach dem Krimkriege die sogenannte europäische internationale Donaucommission eingesetzt, die heute noch besteht, öfter, aber mit Unrecht, mit der ständigen Uferstaatencommission verwechselt wird, und in welcher auch der verstorbene Oberst von Malinowski, sowie dessen damaliger und mehrere seiner späteren Schwiegersöhne angestellt waren. Jener erste und ältere Schwiegersohn Malinowskis war, wie die späteren auch, ein Deutscher, und zwar ein Preuße, der Oberst (seither, wie sein Schwiegervater, der türkische General) von Drigalski, der während des letzten Krieges von den Russen ziemlich barsch behandelt wurde und, trotz seines internationalen Charakters, aus seiner rein technischen Stellung als Ueberwacher der Uferbauten an der untern Donau hinweggedrängt und nach Constantinopel zurückgeschickt wurde. Die ersten Anfänge dieser europäischen Donaucommission waren recht originelle, recht orientalische, möchte man sagen; in jene unwegsame, halbwilde, zwischen dem Schmutze der Türkei und dem Schmutze Siebenbürgens und Polens gelegene Gegend, an der untern Donau, verschlagen, suchten die hohen Vertreter der europäischen Staaten sich so gut es ging durch alle Hindernisse, welche ihnen das Klima, die träge Natur des Volkes, die Bodenbeschaffenheit, und die internationalen Reibereien in die Räder schoben, durchzuarbeiten und die Donau, wenigstens in einer ihrer Mündungen, schiffbar zu machen. Sie mochten wohl erwartet haben, daß diese Commission, wie die Rheincommission zum Beispiel, nur Befehle zu ertheilen hätte, die alsdann von den interessirten Staaten oder von gewinnlustigen Unternehmern ausgeführt würden, und mögen höchlichst erstaunt gewesen sein, als sie entdeckten, daß die Commission höchstselbst, wenn überhaupt etwas zu Stande kommen sollte, Hand anlegen müsse, sie folglich gezwungen war sich nicht nur englische und preußische Ingenieure, sondern auch Techniker, Architekten, Bauunternehmer, und alles was drum und dran hängt, zu verschreiben und dieselben dort wohnlich einzurichten. Es hatte sich auf diese Weise im Laufe von wenigen Monaten eine recht bedeutende europäische Kolonie an der untern Donau, von Galatz bis nach Sulina, angesiedelt, die auch in einigen ihrer Mitglieder den betreffenden Staaten in den späteren Jahrzehnten nicht geringe Ehre machten, da der östreichische Commissar und Consul, Herr von Becke, östreichischer Finanzminister, der türkische Commissar, Omen Fevzi Pascha, Oberkommandant in der Herzegowina und später Polizeiminister in Constantinopel, der russische Vertreter, Baron von Offenberg, Gesandter in Brasilien, der englische Commissar, Major Stokes, einer der bedeutendsten Mitglieder der britischen Sendung in Aegypten, der preußische Commissar endlich, Geheimrath Bitter, Finanzminister in Preußen wurden. Neben diesen hervorragendsten Mitgliedern jener ersten Donaucommission mögen noch rühmend erwähnt werden die Herren Nobiling und Richrath, beide preußische Ingenieure, und Hartley, ein englischer, in Wasserbauangelegenheiten besonders bewährter Techniker, die alle drei zusammen die Leitung des bald sehr beträchtlichen Ingenieurcorps, das sich an der unteren Donau ansammelte, in die Hand nahmen. Diesem Regiment von Technikern aller Art und aller Gattung mußten nun aber auch technische Apparate, Dampfmühlen, Sägemühlen, Vorrichtungen zum Steinbrechen u. s. w. zur Verfügung gestellt werden, denn es handelte sich darum, nachdem die Commission beschlossen hatte, den Sulinaarm schiffbar zu machen und die Einfahrt in das schwarze Meer durch diese Donaumündung nicht nur zu eröffnen, sondern auch auf die Länge in brauchbarem Zustande zu erhalten, die Arbeiten selbst anzufangen, Dämme und Leuchtthürme zu bauen, den Lauf des Flusses an verschiedenen Stellen zu „rectificiren", mit einem Worte zur praktischen Ausführung der theoretisch gefaßten Beschlüsse zu schreiten. Es wurde also in der Nähe von Galatz, auf bulgarischem Ufer, eine Stelle auserwählt, auf welcher alle diese technischen Anstalten errichtet, auf welcher auch das technische Personal der Commission versammelt wurde. Diese Stelle war das kleine, unansehnliche Dorf Tultscha, das sich überhaupt von den andern bulgarischen Fiebernestern nur dadurch auszeichnete, daß es der einzige Ort in vielen Meilen im Umkreise war, bei welchem sich ein wirklicher Felsen, von ächtem, hartem Stein aus dem das Flachland weithin bedeckenden Lehmboden erhob.

Auf einem Hügel oberhalb Tultscha wurde ein geräumiges Haus eingerichtet, und in dies Haus setzte die Donaucommission im Namen Europas den Oberst von Malinowski als obersten Leiter und Aufseher der technischen Donaukolonie. Dort oben, von den über das schwarze Meer herüberspielenden und im Winter recht scharf herübersausenden Winden umweht, mit der Aussicht auf das unendliche Schilfmeer der Donaumündungen, hauste der leutselige, alte Oberst mehrere Jahre lang mit seinen jungen, schönen und liebenswürdigen Töchtern und den lebenslustigen und lebensfrohen deutschen Ingenieuren und Architekten, welche, dem Aufruf der Commission Folge leistend, aus ihrer Heimat in dies ferne Land gezogen waren. Einigen von ihnen erging es dabei wie weiland dem Könige Saul; sie waren fortgezogen, um sich in der Welt umzusehen, und fanden zwar nicht ein Königreich, aber was bisweilen einem Königreiche vorzuziehen ist, eine liebende und liebenswürdige Frau. Dort oben, in der sonnverbrannten und wetterumwehten Farm des alten Obersten spielten sich einige der lieblichsten Romane ab, die, wie in den besten Lustspielen, mit den glücklichsten aller Ehen endeten. Das Leben, das sich damals in der deutschen Tultschaer Kolonie um den guten alten Oberst, der nicht umsonst Emin-Pascha, das ist der Friedfertige hieß, entwickelte, war das harmloseste, freudigste, ungebundenste, das man sich träumen kann. Einen bequemeren Vorgesetzten als den Obersten wird man überhaupt nie wieder finden; und von weitem schon konnte man in dem kleinen, unter seiner auf türkische Art von unten weit aufgeknöpften Uniform behaglich einherschreitenden Soldaten, den gemüthlichsten aller

Digitized by Google

Obersten vermuthen. Heftig aufbrausend zuweilen, und sofort wieder gütlich besänftigend, war er ein Oberaufseher, wie er im Buche steht, geehrt und geliebt von Alt und Jung, gefürchtet nur von denjenigen, die ein schlechtes Gewissen hatten. Viele von den jungen Deutschen, die damals um den Obersten und um dessen junge Töchter herumschwärmten, sind heute todt; die noch leben, werden gewiß niemals ihren alten, lieben, gutmüthigen Vorgesetzten vergessen; und mancher denkt wohl noch mit Rührung an die Tage und an die mondhellen Nächte zurück, wo man die feurigen Rosse des Obersten aus den Ställen holte, die Damen in einen Wagen setzte, und einen abenteuerlichen Ritt in die Urwälder des Babadagh unternahm, oder wo nach vollbrachter Fahrt und glücklicher Jagd die lustige Gesellschaft auf dem weiten Plane vor dem Hause lagerte, und von oben, aus den Fenstern heraus, ein altes deutsches, mit Klavier begleitetes Lied die Sehnsucht des an seine Heimat denkenden Nordländers zu den morgenländischen Sternen hinaufsang. Weiter unten freilich, an den Mündungen der Donau, in dem Raubneste von Sulina, wo der entlegenste Posten dieser deutschen Kolonie aufgestellt worden war, da sah es anders aus! und noch mag aus der Erinnerung aller jetzt noch lebenden damaligen Donauwanderer eine kostbare, halb tragische, halb komische Episode nicht geschwunden sein, die sich ereignete, als ein junger Telegraphist mitten im Winter aus dem Tultschaer Paradiese in den Sulinaer Höllenrachen hinausgeschickt wurde, und der Unglückliche nach etwa acht Tagen, im jämmerlichsten, durch seinen Amtsstil legendenhaft komisch wirkenden Jeremiaston, der hochlöblichen Commission seine Demission einreichte, indem er erklärte, er säße nun seit acht Tagen in einem Hause ohne Dach, in einem Zimmer ohne Wände, auf einem Stuhl ohne Lehne noch Füße, vor einem zerbrochenen Tische, neben einem durchnäßten Bette; er hätte seit drei Tagen keinen Bissen Brod zu Gesicht bekommen, lebe nur von geräucherten Fischen und von schmutzigem Wasser, sei vom Hunger- und vom Fiebertode bedroht, und ziehe noch diesem elenden Tode seine sofortige Entlassung aus dem Dienste ohne Pensions- noch Rückreiseberechtigung vor! Komisch sah es aus — von weitem! Wer aber selbst in Sulina gewohnt und einen Winter dort durchgemacht hat, der wird aus dieser Komik eine schreckliche Tragik herauszulesen in der Lage sein. Sulina mag Jemandem, der aus einem von dem gelben Fieber heimgesuchten südamerikanischen Tropenklima kommt und sich nach Erholung sehnt, als ein relativ leidlicher Kurort erscheinen; hat man aber vorher nicht das Schlimmste des Schlimmsten, Pest oder Cholera, durchgemacht, so kann man in Sulina nur den Ausbund alles Schrecklichen finden. Das Dorf liegt an dem äußersten Ende des Sulinakanals, desjenigen Donauarms, der sich auf dem geradesten Wege durch die Sümpfe und Schilfniederungen in das Meer ergießt. Der Fluß fließt so langsam, daß überhaupt von einem Fließen nicht mehr die Rede sein kann; die Ufer liegen kaum einen halben Schuh über der Wasserfläche; auf diesem Ufer erheben sich pfahlbauartig die Häuser des Dorfes und ziehen sich in langgedehnter Reihenfolge längs dem schmalen Donaustreifen hin. Arkadenartig stecken die massiv gebauten, kaum behauenen Holzstämme, auf welchen diese Hütten ruhen, in dem Wasser, den Barken und Booten, welche Schmuggel treiben, das schönste Obdach gewährend. In den Häusern nistet ein wahres Raubgesindel flüchtiger Matrosen, kecker Abenteurer, vor nichts, auch nicht vor Mord und Todschlag zurückschreckender Seeräuber. Die paar Europäer, die damals in dieser Höhle zu wohnen gezwungen waren, konnten nur mit den vorüberziehenden Schiffscapitänen und mit ihren Leidensgenossen verkehren und mußten überdies jeden Augenblick eines nächtlichen Ueberfalls von Seiten ihrer sauberen Mitbewohner gewärtig sein. Allen Winden und Wettern ausgesetzt, im Sommer von einer unausstehlichen Hitze, im Winter von eisigem Froste heimgesucht, mußten sie zufrieden sein, wenn sie nicht dem Fieber, dem Rheumatismus, der Cholera zum Opfer fielen. Hinter dem Dorfe, auf der Südseite, gegen Bulgarien zu, erhebt sich das Ufer bis zu dem Leuchtthurme; dort haben diese Unglückseligen ihren Beerdigungsplatz eingerichtet, ein Gottesacker, wie Dante in seiner Hölle ihn nicht schauriger ausgemalt hätte! Geborstene Wracks, aus dem Meeressande hervorragende Schiffsskelette, die unter dem ewigen Wogen des Meeres ihre zerbrochenen Maste unheimlich hin und her bewegen, liegen wie der richtigste Todtenzaun vor dem Gottesacker. Die Todten, die hier ruhen oder ruhen sollten, sind im feinen, leichten, beweglichen Sande begraben. Fährt ein Sturm über die See, so stürzen die Wellen über die Gräber, und am andern Morgen grinsen die nackten Schädel aus den geborstenen Särgen zum Himmel. Verirrt sich ein Wanderer auf dem Wege zum Leuchtthurm in diese schaurige Einsamkeit, so geschieht es, daß sein Fuß auf das Ende eines Sarges tritt, daß das morsche Brett unter ihm zusammenbricht, und daß er bis an das Knie in eine mit unsagbarem Moder erfüllte Gruft versinkt. Vor einem solchen Gottesacker hielte wahrlich des Dichters Postillon nicht an, um seinem todten Kameraden ein Abschiedslied zu blasen! Was aus dem damaligen deutschen Telegraphisten von Sulina geworden ist, weiß ich nicht! Sollte er noch unter den Lebenden weilen, so muß er zuweilen die schauerlichsten Träume träumen, wenn ihn das Bild jenes Dorfes an der Donaumündung in seinem Schlafe heimsucht.

Mit diesem düsteren Bilde will ich aber diese Skizze nicht schließen, und scheint es mir rathsamer, den Leser zurückzuführen in jenes relativ paradiesische Ländchen, das sich in und um Tultscha eröffnet, wo sich hinter den ersten Hügeln des beginnenden Festlandes weite Buchen- und Eichenwaldungen in der üppigen Pracht einer wasser- und sonnengetränkten, halb nordischen, halb südlichen Fauna ausdehnen, und wo die in diese Gegenden verschlagenen Deutschen damals unter der Führung des Obersten von Malinowski und seines Schwiegersohnes, des ebenfalls in türkischer Uniform prangenden Obersten von Drigalski, Ausflüge und Jagdzüge veranstalteten.

In der Waldeinsamkeit liegen griechische Klöster verborgen, weitausgedehnt, mit hölzernen Mauern umgeben, von Brettern oder Lehm gebaute und schlecht gezimmerte Häuschen und Hütten; in der Mitte des Hofes die Kirche mit ihren weithin leuchtenden zinnbedeckten Kuppeln; rings herum wacklige Gebäulichkeiten mit offenen grob gehauenen Verandas; Gras und Bäumchen im Hofe und in den Gängen; Waldesblumen vor dem Altar; zerbrochene Fenster, durch welche die Vögel in die Kirche hineinfliegen; in den Thürmen keine Glocken, denn die Türken hatten den Christen verboten ihre Glocken zu läuten, und die Mönche mußten sich daher seit langen Jahrhunderten daran gewöhnen, das Glockengeläute durch die sogenannte Toka — das mit einem Stück Holz auf einem, von einem Bruder auf der Schulter getragenen Brett, nicht unharmonische, eintönig modulirte Hämmern — zu ersetzen. Diese Klöster waren damals und mögen wohl heute noch den in jenen Donauländern wohnenden Fremden ein erwünschter Ruhepunkt in ihren Streifzügen sein. Des Obersten von Malinowski Freunde und Untergebene zogen oft in diese Waldungen hinein; auf den schwerfällig durch die ungebahnten Bergpfade sich bewegenden Wagen wurde Proviant nachgeschleppt, Brod, Fleisch, Reiß, Kaffee und besonders Wein, dem man nur selten in den Klöstern begegnete; leichter weißer Donauwein oder schwerer Ungarwein. Unter dem schattigen Laubdach des Waldes, vor der Klosterpforte, wurde Halt gemacht und abgeladen. Die Mönche waren gern bereit, ihre primitiven Küchengefäße herauszubringen, Holz, Kohlen und Wasser zu besorgen; wußten sie ja wohl, daß von dem Mahl der Fremden manch saftiges Stücklein für sie abfallen würde, und daß des Obersten Gäste nichts von ihren luculischen Schätzen nach Hause zurückzubringen pflegten. Und wie oft konnte man nicht damals in der balkanischen Waldeinsamkeit, beim Klingen der mit duftender Bowle gefüllten Gläser, ein deutsches Lied erschallen hören, wie es in unseren deutschen Bergen ertönt! Der alte Oberst saß dann sinnend unter seinen jungen Freunden; seine Töchter füllten und kredenzten die Gläser; — der türkische Pascha dachte wohl zurück an seine deutsche Heimat und mit feuchtem Auge leerte er sein Glas auf das Wohl des fernen Vaterlandes.

Digitized by Google

Vom fünfzehnten deutschen Juristentage.

Der deutsche Juristentag ist dieses Jahr während der Zeit vom 9. bis 11. September in Leipzig versammelt gewesen und hat, wie man es von ihm gewöhnt ist, eine ernste Thätigkeit entfaltet. Nicht von jeder der zahlreichen deutschen Wanderversammlungen läßt sich das Gleiche rühmen. Es wird mancher nachgesagt, daß die Majorität ihrer Theilnehmer weniger aus Interesse an den Gegenständen der Discussion, als in der löblichen Absicht erscheine, um unter einem officiellen Titel ein paar lustige Tage verleben zu können. Gewiß hat auch mancher deutsche Jurist Leipzig vornehmlich aus dem Grunde besucht, um gelegentlich der allgemeinen Juristenversammlung einem alten Studienfreund die Hand zu drücken, oder mit längst aus dem Gesicht verlorenen Collegen ein paar Stunden heitren Zusammenseins in der alten Seestadt feiern zu können. Aber nicht minder zahlreich waren, wie immer, diejenigen, welche zu ernster Discussion, wohlvorbereitet und mit wissenschaftlichem Material ausgerüstet die Sitzungssäle betraten.

Die Berathungen des Juristentages zerfallen, wie bekannt, in drei Theile. Die Eröffnung geschieht durch eine Plenarsitzung, in welcher die Wahlen der Vorsitzenden und des Bureaus erfolgen, und ein Bericht über die Rechtsentwicklung in Deutschland während des abgelaufenen Jahres zum Vortrage gelangt. Der Abfassung des letzteren hatte sich der Secretär des Vereins, Justizrath von Wilmowski aus Berlin, mit der diesem gelehrten Juristen eigenen Gründlichkeit unterzogen. Demnächst zerstreuen sich die Theilnehmer in die statutenmäßig gebildeten Abtheilungen behufs materieller Berathung der zur Discussion gestellten Themata, und zwar dergestalt, daß in der ersten Abtheilung das Privatrecht mit Ausschluß des Handelsrechts, in der zweiten das Handelsrecht mit seinen Annexis, in der dritten das Strafrecht und der Strafproceß, in der vierten die Fragen der Gerichtsverfassung und des Civilproceßrechts erörtert werden. Nach Bedürfniß können auch einzelne Abtheilungen mit einander vereinigt werden, wie es dieses Mal mit der dritten und vierten geschehen ist. Die Abtheilungsberathungen nehmen in der Regel die zweite Hälfte des ersten und den zweiten Tag für sich in Anspruch. Der dritte Tag ist dann für eine Schlußplenarsitzung bestimmt, in welcher die Beschlüsse der Abtheilungen vorgetragen, insoweit es seitens derselben für erforderlich erachtet ist auch dem Plenum zur Beschlußfassung unterbreitet werden, worauf mit der Wahl der von Jahr zu Jahr bestellten ständigen Commission die Verhandlungen ihren Abschluß finden.

Der Schwerpunkt der Berathungen liegt also in den Abtheilungssitzungen, deren Themata statutenmäßig einige Monate vorher von der ständigen Commission, soweit nöthig, unter Extrahirung von Gutachten namhafter Juristen, festgestellt werden. Die ständige Commission ist mithin die Lenkerin des ganzen Unternehmens; von der geschickten Wahl ihrer Themata hängt es ab, ob der Juristentag Bedeutung erringen, vielmehr ob er die thatsächlich in den Augen des deutschen Juristenstandes bereits errungene festzuhalten vermag. Man kann den Mitgliedern der Commission nachrühmen, daß sie sich ihrer Aufgabe fortgesetzt mit großem Takt und Geschick unterziehen. Das will nicht wenig sagen. Denn es ist nicht immer leicht, die Grenzlinien innezuhalten, zwischen denen sich die Thätigkeit des Juristentages bewegen darf; und wer sie mit sachverständigen Augen betrachtet, der findet bald, daß der zwischen ihnen gebotene Raum ziemlich eng ist. Der Juristentag darf sich einerseits nicht zum Interpreten des geltenden Rechtes machen wollen; er würde durch eine solche Thätigkeit leicht in Gegensatz zu den höchsten Gerichten des Landes gerathen und Conflicte provociren, bei denen er stets den Kürzeren zöge, weil schließlich nicht seine Rechtssprüche, sondern eben diejenigen der Gerichte für die Praxis maßgebend bleiben. Was also der Juristentag erörtert, kann immer nur eine Kritik des geltenden Rechtes aus dem Gesichtspunkte seiner Reformirung sein; aber auch dies wiederum in beschränktem Maße. Die Discussionen dürfen sich nicht auf ungebahnte Wege begeben, wo etwa ein einzelner mit tiefem Studium des Gegenstandes befaßter Berufsgenosse den übrigen so weit voraus wäre, daß die Beschlußfassung nur als eine vertrauensvolle Adoptirung der Meinung dieses Einzelnen gelten könnte. Wo die wissenschaftliche Forschung noch nichts Bestimmtes ins Reine gebracht hat, ist für den Juristentag kein Feld; seine Aufgabe ist es vielmehr, Sentenzen über solche Rechtsfragen auszusprechen, über welche die allgemeine Rechtsanschauung bereits einigermaßen geklärt ist, so daß der Ausspruch dieses großen Kreises gebildeter Sachkenner als erhebliches Moment für die legislatorische Billigung eines neuen Rechtssatzes in die Wagschale fallen kann. So wird die Aufgabe dieser Wanderversammlung seitens der ständigen Commission auch thatsächlich aufgefaßt, wenngleich zuweilen die arge Versuchung an sie herantritt, sich über diese Grenzen hinaus auf ein verbotenes Gebiet zu wagen.

Ein Fall solcher Art beschäftigte die zweite Abtheilung der diesjährigen Versammlung in der Frage, „ob zur Begründung der Wechselklage in dem durch die neue Civilproceß-Ordnung geschaffenen Urkundenprocesse gegen den Acceptanten eines gezogenen oder den Aussteller eines eigenen Wechsels das Erforderniß einer unter urkundlichen Beweis zu stellenden Behauptung der Präsentation des Wechsels aufzustellen sei". Das ist schlechterdings eine Frage über die Auslegung des geltenden Rechts. Wer freilich die Vielfältigkeit der über dieselbe vorläufig bestehenden Ansichten kennt, der begreift, daß den Mitgliedern der ständigen Commission die Lust ankommen konnte, ein auf dem Juristentag extrahirbares Votum zahlreicher Juristen aus allen deutschen Gauen für eine strikte, allgemein giltige Entscheidung in die Wagschale geworfen zu sehen. Die Divergenz der in der Praxis bestehenden Ansichten und die durch dieselbe hervorgerufene Schädigung des Publicums kann ja nicht weggeleugnet werden. Ist es doch so weit gekommen, daß die Advocaten schon mit Recht sagen, es sei nicht mehr möglich, eine Wechselklage zu machen. Deshalb wurde die Frage auch von der zweiten Abtheilung mit großem Interesse erörtert; aber noch im letzten Momente gewann das principielle Bedenken gegen eine Einmischung in die Rechtsprechung doch wieder die Oberhand, und man beschränkte sich darauf, eine Sentenz zu formuliren, welche sich nicht sowohl über das, was Rechtens ist, als über dasjenige, was Rechtens sein möchte, vernehmen läßt.

Der ersten Abtheilung lag zunächst die Frage vor, wie das in der Abfassung begriffene deutsche bürgerliche Gesetzbuch sich zu der Vindication beweglicher Sachen verhalten solle. Auf Grund eines von Professor Alex Franken erstatteten höchst eingehenden Gutachtens, und nach einer gründlichen Berichterstattung durch Dr. Reuling aus Leipzig wurde der Beschluß gefaßt, daß es angemessen sei, die Statthaftigkeit der Vindication beweglicher Sachen nach den Grundsätzen des deutschen Handelsgesetzbuches zu normiren. Es ist nicht angänglich, in einem summarischen Bericht die Bedeutung dieser Frage für ein künftiges bürgerliches Recht zu kennzeichnen; nur daß sie von hoher Wichtigkeit ist, und daß der Juristentag seine Ansicht auf überzeugende Gründe geistvoller Rechtsgelehrten gestützt hat, mag hier constatirt werden. In engem juristischem Zusammenhang mit dieser Frage und zugleich von höchster praktischer Wichtigkeit für die verschiedensten Zweige des Geschäftslebens war das zweite der Abtheilung unterbreitete Thema, „ob und unter welchen Voraussetzungen das constitutum possessorium mit der Wirkung der Besitzübertragung für bewegliche Sachen auszustatten wäre". Es lagen hierüber Gutachten von den Professoren Exner aus Wien, Behrend aus Greifswald und Leonhardt aus Göttingen vor, und die Discussion absorbirte den größten Theil aller für die Berathungen disponiblen Zeit. Referent war Reichsgerichtsrath Wiener, dessen meisterhafte Gewandtheit und Eleganz in der Zergliederung complicirter Rechtsfragen aufs Neue in hellem Lichte strahlte. Nach höchst eingehender Verhandlung einigte man sich gemäß den Anträgen des Referenten über vier Rechtssätze, welche in ihrer Gesammtheit geeignet scheinen, diese wichtige Frage in voller Uebereinstimmung mit dem geltenden Rechts-

Digitized by Google

bewußtsein zu regeln. Endlich wurde von der Abtheilung nach einem sehr verständigen Referate des Oberstaatsanwalts von Köstlin aus Stuttgart noch die Frage erörtert, „ob es angemessen erscheine, mit der Verheirathung die Rechtswirkungen der Großjährigkeit zu verbinden", und auf dieselbe nach lebhafter, unter Theilnahme des Senatspräsidenten Dr. von Drechsler und des Justizraths von Wilmowski geführter Discussion eine bejahende Antwort ertheilt. Die erste Abtheilung konnte ihre Berathungen mit dem Bewußtsein schließen, daß sie sich durch die von ihr angenommenen Thesen über hochwichtige Rechtsfragen in sachgemäßer und erschöpfender Weise geäußert habe.

Nicht ganz so glücklich war die zweite Abtheilung. Das erste der zu ihrer Discussion gestellten Themata behandelte die bekannte, man kann sagen, berüchtigte Zweifelsfrage, „ob die Schulden eines Handelsgeschäfts bei stattfindendem Wechsel der offenen Theilhaber auf die neuen Uebernehmer unverändert übergehen, und wie sich eventuell ein neues Gesetz hierzu verhalten solle". Es war hierüber von dem Advocaten Dr. Heinsen aus Hamburg ein gründliches Gutachten erstattet worden, auf dessen Basis Justizrath Makower, wie man es von diesem feinen Juristen kennt, erschöpfend und klar referirte. Die Abtheilung schloß sich einstimmig der Ansicht des Gutachters und des Referenten an, indem sie die materielle Frage bejahend beantwortete. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Rechtsansicht baldigst Eingang in die Gesetzgebung finden möchte. Eine nicht in gleicher Weise erschöpfende Erledigung fand dagegen die größte unter den der zweiten Abtheilung unterbreiteten Fragen über den Umfang der Zulässigkeit von Sonderrechten der Actionäre. Es fehlte hier zunächst ein Gutachten, dessen Mangel bei einer Discussion über dieses dunkelste Gebiet des Actienrechts lebhaft empfunden wurde. Und auch die Wahl des Advocaten Dr. Jaques aus Wien zum Referenten war dem Thema nicht völlig entsprechend. Niemand bezweifelt die Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit und Gewandtheit dieses in weiten Kreisen hoch angesehenen Juristen; aber weder die elegante Form seiner Discussion noch seine oft blendende Dialektik konnten den Mangel verdecken, daß er als nichtdeutscher Jurist die reichsrechtliche Novelle vom 11. Juli 1870 nicht aus der Praxis kennt, und deshalb dem deutschen Actienrecht in seiner heutigen Form praktisch nicht nahe steht. Seine Vorschläge erschienen als willkürlich ausgewählte Thesen, welche das Bedürfniß der Praxis nicht decken, und auch den erforderlichen Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Forschung vermissen ließen. Er erfuhr trotz der wohlwollenden Empfehlung, welche Reichsgerichtsrath Wiener am ersten Tage der Debatte seinen Anträgen gewährt hatte, in der Specialdiscussion lebhaften Widerspruch. Und obwohl zum Schluß einige der aufgestellten Rechtssätze, zum Theil amendirt, angenommen wurden, ließ die ganze Debatte das Gefühl zurück, daß eine unfertige Sache erörtert worden sei. Es fand dies auch in der Zurückverweisung eines Theiles der aufgestellten Fragen an die ständige Commission einen formellen Ausdruck. Das dritte Thema der zweiten Abtheilung behandelte die schon oben berührte Frage aus dem Gebiete des Wechselprocesses.

Die dritte Abtheilung befaßte sich nach einem eingehenden Gutachten des Professors von Liszt aus Gießen und dem Referate des Reichsanwalts Stenglein zu Leipzig mit der Frage über das forum delicti commissi für ein von mehreren Orten aus vertriebenes Preßerzeugniß, und sprach sodann über das wohlbekannte aber übel beleumundete objective Strafverfahren des östreichischen Rechtes gegen Erzeugnisse der Presse ein Verdammungsurtheil aus. Dasselbe wurde einmüthig votirt, nachdem östreichische Juristen in drastischer Weise die alle Rechtsgleichheit verleugnende praktische Wirkung dieses Strafverfahrens gekennzeichnet hatten. Das letzte der Abtheilung unterbreitete Thema, nämlich die Frage, ob die Wechselfähigkeit in Deutschland beschränkt werden solle, war das einzige, das dem Plenum nicht einfach mitgetheilt, sondern ihm zur Beschlußfassung überwiesen wurde. Wie nicht anders zu erwarten, wurde die Frage einstimmig verneint. Erwägt man, daß dieses Nein von mehreren hundert deutscher Juristen ausgesprochen ist, welche ganz verschiedenen Alters und in den verschiedensten Berufsstellungen thätig sind, so darf man hoffen, daß die ohnehin in mangelhafter Fühlung mit dem Rechtsbewußtsein stehenden Organe der Gesetzgebung dieses Votum nicht schlechthin werden bei Seite werfen können.

Das ist in gedrängter Kürze ein Bericht über die diesjährige Thätigkeit des deutschen Juristentages. Er bliebe trotz aller Gewissenhaftigkeit unvollständig, wenn nicht hinzugefügt würde, daß die städtischen Behörden von Leipzig in liebenswürdiger und höchst gastfreier Weise dafür gesorgt hatten, die Mußestunden der rechtsgelehrten Herren auf das Angenehmste auszufüllen. Jeder Tag bot neue Vergnügungen, die älteren und die jüngeren Mitglieder des Lokalcomités wetteiferten in der Sorge um ihre zahlreichen Gäste, die ganze Stadt Leipzig, nunmehr durch den Sitz des Reichsgerichts die vornehmste deutsche Juristenstadt, waltete in gewissenhaftester Weise ihres Amtes als Hüterin der deutschen Rechtsgelehrten.

Agrippa.

Literatur und Kunst.

Die Romantiker und der Katholicismus.

Nichts scheint in der deutschen Literaturgeschichte unzweideutiger, als der Name der Romantiker, auch besteht darüber kein Streit, welches denn diejenigen gewesen seien, die der romantischen Schule angehörten. Frägt man indessen nach dem Wesen der Romantik selbst, ist es schwieriger, die rechte Antwort zu geben. Schon weil es häufig an der nöthigen Unbefangenheit fehlt. Man hat die Romantik in Augen, wie sie war, als die Nation sich endlich von ihr abwandte. Ebenso wenig aber wie der Katholik Friedrich von Schlegel, der Angestellte Metternichs, der Verfasser der Vorlesungen über Geschichtsphilosophie derselbe war, wie der ehemalige Autor der „Lucinde", ebenso wenig sind die Anfänge der Romantik mit ihrem Ausgange identisch. Je mehr man die ersteren kennen lernt, desto klarer wird es, daß die Romantik ursprünglich keineswegs eine Restauration und Reaction, sondern vielmehr eine Revolution war, allerdings nur eine fortgesetzte Revolution. Heinrich Heine zieht bekanntlich eine Parallele zwischen der Entwickelung der deutschen Philosophie und der französischen Revolution. Ohne die Richtigkeit derselben im Einzelnen zu unterscheiden — gewiß ist, daß die Bewegung, welche die Gemüther in Deutschland von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an ergriff, einen ebenso wichtigen Abschnitt in der geistigen Entwickelung des Menschen bezeichnet, wie die französische Revolution in seiner politischen. In dieser geistigen Revolution bilden die Romantiker einen neuen und zwar den letzten Abschnitt. In ihnen wirkt die Tendenz, welche theils von Lessing, theils von den Stürmern und Drängern, theils von der Philosophie Kants ausgeht, noch einmal mit aller Kraft. Aber diese Kraft reicht nicht mehr zu positiven Schöpfungen aus. Gerade die Jahre, welche das Erwachen des romantischen Geistes sehen, zeitigen nicht ein einziges dauerndes literarisches Werk, denn weder Schellings philosophische Aufsätze, noch Schlegels „Lucinde", nicht einmal Hardenbergs „Osterdingen" können als solche gelten. Für den genießenden Theil der Nachwelt ist daher hier wenig zu holen. Wer sich an der Schönheit und dem Dufte lebendiger Blumen ergötzen will, geht nicht in eine Samenhandlung. Wohl aber, wer seinen Garten neu bestellen will. Und einer unendlichen Samenfülle möchte ich das vergleichen, was die Romantik jener Periode uns hinterlassen hat, ein literarisch-revolutionäres Vermächtniß, das die Zukunft erst nach und nach verwirklichen wird.

Wie alle Revolutionäre, seien sie nun Verschwörer oder Staatsmänner, litten auch die Romantiker an jenem Uebermaß von Hoffnung, welches glaubt, das einzelne Individuum könne die ganze lange Zukunft in aller Kürze für sich allein erledigen.

Digitized by Google

So hielten sie das Ferne für nahe und das, was sich allmählich entwickeln soll, im Momente für erreichbar. Daß aber schließlich Jemand, dem die Zukunft das so heftig Erhoffte durchaus nicht halten will, seine Zuflucht zur sichern Vergangenheit nimmt, ist leicht begreiflich. Daraus erklärt sich, weshalb die spätere Romantik, nachdem der Fortgang der geistigen Bewegung durch das über Deutschland hereingebrochene politische Schicksal unmöglich gemacht war, sich nach rückwärts wandte und theilweise zum Katholicismus übertrat. Ganz anders war das Verhältniß zum Katholicismus ursprünglich gewesen, und dieser hat in seiner concreten Gestalt als Ultramontanismus durchaus keine Ursache, sich auf dasselbe zu berufen. Darüber würde vermuthlich auch gar kein Zweifel herrschen, wenn nicht in Deutschland bei Besprechung religiöser Dinge stets eine sonderbare confessionelle Parteilichkeit oder Aengstlichkeit sich geltend machte. Einen interessanten Beleg hierfür liefert der vielerwähnte Aufsatz von Novalis: „Europa und der Katholicismus", den Heym „Programm" und „Stichwort" der Romantiker nennt. Novalis hatte ihn für das „Athenäum" bestimmt. Nach langen Berathungen unterließ man auf Rath Goethes die Veröffentlichung. Er fehlt auch in den drei ersten Auflagen der Hardenberg'schen Schriften. Auf Betreiben Fr. Schlegels brachte ihn die vierte, aber schon in der fünften hat ihn Tieck wiederum auf einzelne Aphorismen reducirt. Sollte man nicht glauben, dieser Aufsatz enthielte ganz etwas besonderes für den Protestantismus oder den religiösen Frieden Gefährliches? Jedenfalls hat ihm schließlich dieser Glaube einen Platz in dem vom Dr. J. M. Raich herausgegebenen Briefwechsel Novalis' mit der Familie Schlegel*) verschafft. So möchte es denn vielleicht nicht überflüssig sein, einmal unbefangen die Auffassungen dieses wunderbaren Geistes, der ganze Gedankenwelten embryonisch mit sich herumtrug, zu prüfen.

Novalis geht von der Ueberzeugung aus, daß das Christenthum seine Mission noch nicht erfüllt habe, daß am allerwenigsten aber der Protestantismus als die letzte Verwirklichung des christlichen Ideals zu betrachten sei. Beide Sätze ergänzen einander. Ist die Reformation jene letzte Verwirklichung, so ist auch das Christenthum am Ende, und wir müssen uns entweder mit dem Gedanken einer ganz religionslosen Zeit vertraut machen, oder auf eine einstmalige neue Religion warten. Daß auf eine neue Religion so bald nicht zu rechnen ist, muß jeder Denkende zugeben. Religionen entstehen nur an den Wendepunkten von Culturperioden. Sehr schön sagt Novalis: „Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor." Daß aber eine Epoche eintreten sollte, in welcher der Glaube vollständig vom Wissen verdrängt würde, wird nur derjenige für möglich halten, welcher auf die Realisirung einer vollständigen Gleichheit unter den Menschen hofft, zu welcher Gleichheit nicht nur die Einführung eines Normalgehirns, sondern auch nöthig wäre, daß dem weiblichen Geschlechte die Last des Kindergebärens nicht mehr allein auferlegt bliebe. Wenn nun aber der Protestantismus nur ein Durchgangspunkt ist, wie wird das Christenthum der Zukunft beschaffen sein? Novalis stellt sich bei Beantwortung dieser Frage gewissermaßen auf den geschichtsphilosophischen Standpunkt Hegels. Der Protestantismus ist ihm die Negation, aus dem sich das frühere Positive mit erhöhter Verklärung von Neuem entwickelt. „Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicheren Gestalten erneut wieder hervor." Die begeisterte Schilderung, welche Novalis vom alten Katholicismus gibt, ist bekannt. Aber wie weit liegt doch dieser Katholicismus für ihn in der Vergangenheit zurück! „Die eigentliche Herrschaft Roms hatte lange vor der gewaltsamen Insurrection stillschweigend aufgehört. Nur kluge, also auch nur zeitliche Maßregeln hielten den Leichnam der Verfassung noch zusammen und bewahrten ihn vor zu schleuniger Auflösung, wohin denn z. B. die Abschaffung der Priesterehe vorzüglich gehört — eine Maßregel, die, analog angewandt, auch dem ähnlichen Soldatenstand eine fürchterliche Consistenz verleihen und sein Leben noch lange fristen könnte." Darnach wäre es also mit dem alten Katholicismus schon zur Zeit Gregors VII. zu Ende gewesen. Von diesem Standpunkte aus wäre es nicht schwer, nachzuweisen, wie der von Novalis geschilderte Zustand eigentlich niemals so recht wirklich gewesen ist. Novalis schildert ihn eben der Idee nach, während es bei einseitig protestantischen Geschichtsschreibern hergebracht ist, nur seine Mängel aufzuweisen. Die letztere Methode mag historisch richtig sein, sie ist indessen nutzlos für die Weiterentwickelung der Menschheit, denn die Idee wird dadurch nicht widerlegt, daß sie beim ersten Auftreten mangelhaft verwirklicht wurde. Muß doch selbst der Erfinder einer Maschine mehreremals sein Modell zerschlagen, bis es ihm gelingt, etwas Praktisches herzustellen. Es liegt indessen auf der Hand, daß sich die Ultramontanen auf solche Anschauungen nicht stützen können. Noch mehr stehen die Ihren mit den Voraussetzungen im Widerspruch, von denen Novalis ausgeht. Zuerst die Zeitlichen. Er hofft eine Auferstehung der Religion, weil ihre bisherige „zufällige Form" so gut wie vernichtet sei. „Das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweiten Male eine Ruine geworden." Und was ist ihm das Christenthum? „Das Christenthum ist dreifacher Gestalt. Eine ist das Zeugungselement der Religion, als Freude an aller Religion. Eine das Mittlerthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein uud Brod des ewigen Lebens zu sein. Eine der Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt; wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlich glücklichen Gemeinde." Der alte katholische Glaube sei die letzte dieser drei Gestalten; gereinigt durch den Strom der Zeiten, in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums werde er „ewig den Erdboden beglücken".

Gleicher Ansicht, wie Novalis, waren auch Fichte und Schelling. Um diesen Ansichten gerecht zu werden, müssen wir es ebenso mit ihnen halten, wie Novalis mit der Vergangenheit des Katholicismus, d. h. sie nicht auf ihre Einzelheiten, sondern auf ihre Tendenz ansehen. Wer das Erstere thut, wird freilich vor vielen Sonderbarkeiten und Paradoxien zurückschrecken, so z. B. wenn Novalis das „weise Oberhaupt der Kirche" preist, daß es sich „frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinnes und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens" widersetzt habe. Höchst geistreich bezeichnet er jedoch den Hauptmangel des Protestantismus. „Luther behandelte das Christenthum überhaupt willkürlich, verkannte seinen Geist und führte einen andern Buchstaben und eine andere Religion ein, nämlich die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel, und damit wurde leider eine andere höchst fremde Wissenschaft in die Religionsangelegenheit gemischt — die Philologie, deren auszehrender Einfluß von da an unverkennbar wird." Die Philologie ist in der That der Untergang der Religion, wie der Poesie und aller Kunst. Nur irrt Novalis, wenn er dem Protestantismus diesen Mangel allein zuschreibt. Der Grundirrthum liegt darin, daß der Glaube zugleich Wissenschaft, die Religion Theologie sein soll. Nur daß der Protestantismus ausschließlich auf diese wissenschaftliche Theologie, d. h. die Philologie die Kirche gründen will. Vielleicht verstehen wir die Hoffnungen eines Novalis und eines Schelling richtig, wenn wir sagen, daß sie einen Zustand herbeiwünschten, wo es keine Theologie mehr und nur noch Religion gibt, in welcher sich dann der Gebildete und Ungebildete wieder einträchtig zusammen finden könnten. Daß ein solcher Zustand möglich ist und eine Religion die Expansion vom kindlichsten Buchstabenglauben bis zum kühnsten philosophischen Denken (welches freilich auch seinerseits nicht Philologie werden darf) ertragen kann, beweist das alte Indien, worüber uns Max Müller in seinen jüngst erschienenen „Vorlesungen

*) Mainz, Franz Kirchheim.

Digitized by Google

über den Ursprung und Entwickelung der Religion" aufs Vortrefflichste belehrt hat.

Manchem mögen derartige Ausführungen phantastisch vorkommen. Der Augenblick scheint sie nicht zu rechtfertigen. Aber der Augenblick ist — nur ein Augenblick. Wer kann in die Zukunft sehen und sagen, wie es in hundert oder zweihundert Jahren auf Erden aussehen wird? wie die Menschen dann denken und fühlen werden. Eine solche Entwickelung macht sich natürlich nicht über Nacht; verflossen doch von der ersten Einführung des Christenthums bei den germanischen Völkern bis zur Reformation tausend Jahre. Mit vollem Rechte auch frägt Novalis: „Ist Zeiten und Perioden eine Oscillation, ein Wechsel entgegengesetzter Bewegungen nicht wesentlich? und ist diesen eine beschränkte Dauer nicht eigenthümlich, ein Wachsthum und ein Abnehmen nicht ihre Natur?" Nichts ist gefährlicher, als das Hantieren mit momentanen historischen Analogien, man kann mittels derselben Alles beweisen. Gervinus in seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bewies, daß wir in einer ähnlichen Periode leben wie die Griechen, als sich ihre Monarchien allmählich in Republiken verwandelten. Danach hätte unsere Cultur noch eine lange Zeit vor sich. Neuerdings ist es indessen Mode geworden, die Zeit der römischen Cäsaren zum Vergleich heranzuziehen und eine pessimistische Ergebung in die angeblich bereits eingetretene Unfruchtbarkeit unserer Cultur in idealer Beziehung zu predigen. Wie schief alle diese Analogien sind, lehrt schon der eine Umstand, daß im Alterthume, wenn wir von der Periode der alten asiatischen Monarchien absehen, die dominirenden Staaten aufeinander folgen, während seit dem Untergange des römischen Reiches stets mehrere Staaten zugleich um die Herrschaft ringen. Man hat viel über den Begriff des europäischen Gleichgewichtes gelacht, und doch ist keiner so prägnant, um den Unterschied des Alterthums von der neuen Zeit zu zeigen. Wir haben also durchaus nicht nöthig, bereits unser Testament zu machen, weder zu Gunsten Amerikas, noch zu Gunsten der Slaven. Somit dürfen wir auch auf neue Evolutionen innerhalb der bereits in unseren Besitz befindlichen Gedankenkreise hoffen. Man kann zwar gegenwärtig schwerlich von unsern Denkern und Schriftstellern sagen, was Dorothea Veit an Schleiermacher über die Romantiker schreibt: „Das Christenthum ist hier à l'ordre du jour." Dennoch muß man blind sein, um zu verkennen, wie sehr sich seit den Tagen Kants die Erkenntniß der Grundgedanken des Christenthums und des Wesens der Religion überhaupt vertieft hat. Es kommen hier vor Allem zwei Momente in Betracht: die Philosopie Schopenhauers und die Bekanntschaft mit der Weisheit der alten Inder. Der Einfluß der Letzteren ist schon jetzt nicht zu unterschätzen und wird sich immer mehr geltend machen. Man glaube nicht, daß die widerwärtigen Realitäten des indischen religiösen Lebens dies können. Auch das religiöse Leben der Juden war weit reiner, als das der Perser und Griechen, und doch erlitt das Judenthum unter dem Einfluß dieser beiden Nationen die mannichfachsten Wandlungen und ward erst in dieser seiner neuen Gestalt befähigt, selbst die Stürme der Zerstreuung zu überdauern. Schopenhauer ist so zu sagen der Philo des Christenthums, der aber nicht, wie Philo von Alexandrien, nach Westen, sondern umgekehrt nach Osten blickt.

Mich dünkt, daß wir den Romantikern zu vielem Danke verpflichtet sind, wenn wir bei ihnen die Keime solcher Hoffnungen finden. Möchte man in diesem Sinne Hardenbergs Aufsatz lesen. Nur dann wird man ihn richtig beurtheilen, nur dann lernen, über den momentanen Besitz der Cultur nicht ihren Fortschritt aus den Augen zu verlieren und die folgenden herrlichen Worte des geisttrunkenen Jünglings verstehen: „Eine längere Gemeinschaft der Menschen vermindert die Neigungen, den Glauben an ihr Geschlecht, und gewöhnt sie, ihr ganzes Dichten und Trachten den Mitteln des Wohlbefindens allein zuzuwenden, die Bedürfnisse und die Künste ihrer Befriedigung werden verwickelter, der habsüchtige Mensch hat so viel Zeit nöthig, sich mit ihnen bekannt zu machen und Fertigkeiten in ihnen sich zu erwerben, daß keine Zeit zum stillen Sammeln des Gemüths, zur aufmerksamen Betrachtung der innern Welt übrig bleibt. — In Collisionsfällen scheint ihm das gegenwärtige Interesse näher zu liegen, und so fällt die schöne Blüthe seiner Jugend, Glauben und Liebe, ab und macht den derbern Früchten, Wissen und Haben, Platz. Man gedenkt des Frühlings im Spätherbst wie eines kindischen Traums und hofft mit kindischer Einfalt, die vollen Speicher sollen auf immer aushalten. Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höhern Sinne nothwendig zu sein, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen mit einander manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuender Gesellschaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen."

Wir haben noch kurz der neu veröffentlichten Briefe zu gedenken, von denen bereits siebzehn, wenn auch nur bruchstücksweise, in der 1873 erschienenen „Nachlese" zu den Werken Hardenbergs standen. Sie bringen sehr viel Interessantes. Es würde jedoch zu weit führen, sie einzeln zu analysiren. Schelling tritt uns trotz alledem wiederum als der Positivste unter allen Romantikern entgegen. Bedeutsam ist auch das wegwerfende Urtheil, welches Novalis über Karoline Schlegel, die nachherige Gattin Schellings fällt. Schließlich möge noch folgende überschwängliche Aeußerung Fr. Schlegels über Lessing als prosaisches Seitenstück zu seinem bekannten Sonett angeführt werden, weil sie gleichfalls geeignet ist, darüber aufzuklären, was man damals in jenen Kreisen unter Christenthum und Katholicismus verstand. Sie lautet: „Keiner hat von der wahren neuen Religion mehr geahndet als er. Nicht blos Kant ist hier weit zurück, sondern auch Fichte und Jacobi und Lavater. Einige Millionen der letzten Sorte in den Schmelztiegel geschüttet, geben noch nicht so viel solide Materie und reinen Aether der Religion, wie Lessing hatte."

Hans Herrig.

Ein Buch über die Schauspielkunst von einem Schauspieler.*)

Unter den Schauspielern unsrer Generation nimmt C. Coquelin, Mitglied des Théâtre français, eine der ersten Stellen ein. Er charakterisirt mit Meisterschaft, und wenn man ihn in einer seiner guten Rollen gesehen, vergißt man den Typus, den er gestaltet hat, nicht wieder. Coquelin versteht es, seine Figuren mit hundert kleinen, der Natur abgelauschten Zügen auszustatten, ohne deswegen die breiten Contouren, die er der Gesammtgestalt zu geben weiß, irgend wie zu beeinträchtigen. Er ist immer interessant und geistreich, er übertreibt nie; mit einem Worte: er darf sich mit Stolz zu den Auserwähltesten unter den Seinigen rechnen. Dieser ausgezeichnete Künstler hat es nun unternommen, für die Schauspielkunst öffentlich zu plaidiren, und sicherlich darf er die Berechtigung dazu voll und ganz in Anspruch nehmen.

Indem ich aber hiermit den Vorwurf seines Buches, das aus einer Vorlesung entstanden zu sein scheint, bezeichne, habe ich auch schon auf den Cardinalfehler der kleinen Schrift hingewiesen: auf deren Zwecklosigkeit. Coquelin scheint sich sehr angestrengt, alle möglichen Bücher nachgeschlagen und alle möglichen Freunde consultirt zu haben, um den Nachweis für eine Behauptung anzutreten, die, soviel ich weiß, von keinem vernünftigen Menschen mehr bestritten wird. Mit dem Pathos eines Advocaten, der vor den Geschworenen eine zweifelhafte Sache zu vertreten hat, entwickelt er seine Argumente zu Gunsten einer Sache, die durchaus nicht zweifelhaft ist. Er will nämlich beweisen, daß die Schauspielkunst eine Kunst und daß der dramatische Künstler ein Künstler ist. Wir glauben es ihm ja

*) L'art et le comédien par C. Coquelin, de la Comédie française. Paris 1880, Paul Ollendorf.

Digitized by Google

herzlich gern! Um diese Selbstverständlichkeit dem Leser klar zu machen, erschöpft Coquelin alle Beweismittel, die die Aesthetik darbietet, und er sagt dabei unglücklicherweise obenein noch manche Ungeschicklichkeit, welche die, wie ich wiederhole, gar nicht zweifelhafte Sache zu gefährden droht. Mit einigen dieser Punkte will ich mich später beschäftigen.

Wenn nun die Schauspielkunst eine Kunst ist, fährt Coquelin in seiner Beweisführung fort, so hat der Schauspieler unzweifelhaft dieselbe gesellschaftliche Berechtigung wie jeder andere Künstler. Auch das halte ich für unanfechtbar. Ich wüßte auch nicht, daß einem Schauspieler, blos weil er eben Schauspieler ist, von der aufgeklärten und gebildeten Gesellschaft heut zu Tage noch die gesellschaftliche Parität bestritten, daß er aus der sogenannten guten Gesellschaft ausgeschlossen würde, wenn er durch seine menschlichen Eigenschaften Anspruch auf eine Stellung in dieser Gesellschaft hat. Coquelin aber thut so, als ob der Schauspieler noch heute wie ein Paria behandelt würde; und als Beweis dafür führt er an, daß die französische Regierung keinem für die Bühne thätigen Künstler einen Orden verleiht. Das scheint mir in Wahrheit recht wenig zu bedeuten, denn das ist eben lediglich Sache der Auffassung der einzelnen Regierungen. England decorirt überhaupt fast gar nicht, weder Schauspieler noch Andere; in Preußen wird, soviel ich weiß, der Orden an Bühnenkünstler auch nur in seltenen Ausnahmefällen gegeben, und wegen ihrer künstlerischen Leistungen wohl nie. Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet Döring, der, wenn ich nicht irre, bei seinem fünfzigsten Jubiläum den Kronenorden erhalten hat. Oestreich dagegen, sowie Bayern und Sachsen und die mittleren und kleinen Staaten haben in dieser Beziehung freiere Auffassungen. Die Regisseure des Burgtheaters, der Hoftheater in München und Dresden sind von ihren Landesherren mit Decorationen beehrt worden. Wahrscheinlich wird auch die französische Republik früher oder später diese liberalen Anschauungen zu den ihrigen machen, wenn sie es nicht schon gethan hat, und in diesem Falle würde Coquelin sicher zu denjenigen gehören müssen, denen „die Gunst des rothen Bandes", wie man in Frankreich sagt, in erster Reihe erwiesen werden müßte.

Aber Coquelin scheint noch etwas Anderes im Sinne zu haben. Es macht auf mich den Eindruck, als ob es ihm weniger darum zu thun wäre, seine Berechtigung für die Ehrenlegion nachzuweisen, als seine mit der schauspielerischen Kunst vollkommen vereinbare Qualification zu einer bedeutenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik. Er spricht das zwar nicht aus, aber er läßt es doch recht deutlich errathen. Und wer weiß, daß Coquelin zu den intimen Freunden Gambettas gehört, und wer sich erinnert, daß der Schauspieler vor einiger Zeit sich ernsthaft mit dem Gedanken getragen hat, als Candidat für die Kammer aufzutreten, wird über die wahren Absichten der kleinen Schrift kaum noch im Zweifel sein.

Nun, ich muß gestehen, ich würde es lebhaft bedauern, wenn der politische Ehrgeiz auch in den Reihen der Bühnenmitglieder seine verheerenden Wirkungen ausübte und die wenigen ausgezeichneten Talente, die vorhanden sind, der Darstellungskunst entfremdete. Wie sich aber die Wirksamkeit auf der Bühne mit der eines Volksvertreters vereinbaren ließe, das ist mir ein Räthsel. Ich spreche gar nicht von der Frage der Würdigkeit, die geht mich in diesem Falle nichts an, obgleich ich mir auch sagen muß, daß es einen etwas eigenthümlichen Eindruck machen würde, wenn man denselben Künstler auf der Tribüne der Nationalversammlung eine Rede für Freiheit und Gleichheit halten hörte, der sich am Abend vor versammeltem Publicum im Théâtre français als verbummelter und heruntergekommener Herzog in der „Fremden" beschimpfen oder als Geronte im „Scapin", in einem Sacke versteckt, mit Stockschlägen und Fußtritten mißhandeln lassen muß. Darüber aber mag man allenfalls hinwegkommen; unlösbar bliebe indessen das Problem, wie sich die Pflichten des Volksvertreters mit denen des Schauspielers gleichzeitig erfüllen ließen. Der Schauspieler, der im Laufe des Tages zu probiren und am Abend zu spielen hat, kann nicht gleichzeitig in den Commissionen und in der Kammer sein. Er befindet sich vielmehr in der Lage jenes Bankiers, der in einer Generalversammlung sein Fernbleiben von einer andern zur selben Stunde anberaumten mit den Worten erklärte: „Bin ich ein Vogel? Kann ich an zwei Orten zu gleicher Zeit sein?" Wir würden also wahrscheinlich einen ausgezeichneten Schauspieler verlieren und einen vermuthlich ziemlich mittelmäßigen Volksvertreter dafür eintauschen.

Coquelin beruft sich auf die Stellung der Schauspieler in Athen. Er erinnert an Kallipides, der „die Flotten von Athen" befehligt habe. Er hätte vielleicht ein etwas glücklicheres Beispiel wählen können, denn jener Kallipides wird von Plutarch als ein sehr eingebildeter und ziemlich thörichter Mann geschildert, an dem Alcibiades allerdings ein besonderes Wohlgefallen gefunden und dem er gestattet habe, in seinem Kostum als Komödiant an die Spitze eines Ruderbootes zu treten. Das ist doch etwas Anderes als die Admiralstellung, die ihm Coquelin im Vertrauen darauf, daß man nicht nachschlägt, vindicirt.

Wenn also die Coquelin'sche Schrift ihrem eigentlichen Inhalte nach und in den Beweisgründen, die sie für ihre These heranzieht, als bedeutend nicht bezeichnet werden kann, so ist sie doch nicht minder anregend in allen jenen Stellen, die von der Schauspielkunst selbst handeln. Auch wenn man mit dem geistvollen Schauspieler nicht überall einverstanden ist, so steht man doch da einem Manne gegenüber, der weiß, was er zu sagen hat, und der über das, was er sagt, nachgedacht und seine bestimmten Auffassungen sich gebildet hat.

Daß die Schauspielkunst eine Kunst ist, das meine ich, hätte sich ohne allen Aufwand von Beredtsamkeit und Logik einfach als eine feststehende Thatsache constatiren lassen dürfen. Ebenso ist es ganz berechtigt, wenn der Schauspieler seine Kunst nicht als eine bloße Reproduction, sondern selbst als productiv hinstellt. Jeder Autor weiß, daß er in einem tüchtigen Schauspieler einen unentbehrlichen, nützlichen, mitthätigen und in gewissem Sinne mitschöpferischen Genossen und Mitarbeiter zu schätzen hat. Der Eine bedarf des Andern, wenn auch nicht, wie Coquelin meint, der dramatische Dichter ohne den Schauspieler ebenso wenig bestehen kann, wie der Schauspieler ohne den dramatischen Dichter. Man kann sich doch allenfalls Sophokles, Shakespeare, Molière und Goethe ohne Darsteller denken, während Kean, Talma, Ludwig Devrient und sogar Kallipides einfach nichts wären ohne ihre Dichter. In seinem Eifer für die Anerkennung der Gleichberechtigung der Schauspielkunst geht Devrient so weit, zu behaupten, daß die Darstellungskunst gerade so selbstschöpferisch sei wie die Dichtkunst, die Musik und Malerei, und daß jenes unsinnige Wort, welches die Franzosen gebrauchen, wenn sie bezeichnen wollen, wer eine Rolle zuerst gespielt hat, das Wort „créer" — „schaffen", vollkommen berechtigt sei.

In Frankreich ist also der „Tartuffe" nicht von Molière, wie man annehmen dürfte, sondern von Du Croisy, dem Schauspieler, der die Rolle zuerst gespielt hat, „geschaffen" worden, die „Kameliendame" nicht von dem jüngeren Dumas, sondern von Madame Doche. In Frankreich wird in dieser Beziehung unglaublich viel „geschaffen". Wenn irgend ein Gassenhauer aufkommt, der in einem Café chantant Erfolg hat, so wird derselbe im Lokal und in den Musikalienhandlungen z. B. unter der Ueberschrift verkauft: „L'amant d'Amanda *créé* par Monsieur X. X. du Café des Ambassadeurs". Ein Franzose würde also nichts Ungehöriges dabei finden, wenn er in dem Schaufenster eines Berliner Ladens lesen würde: „Die Jule, geschaffen von den Gebrüdern Richter im Americain-Theater."

Der Schreiber dieser Zeilen, der ja auch Mancherlei für die Bühne gearbeitet hat, braucht sich sicherlich nicht gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er, der den Schauspielern so viel zu danken hat, deren Kunst herabsetze. Aber das kann ihn nicht verhindern, zu finden, daß gerade in Frankreich der Kunst des Schauspielers sehr viel Handwerkmäßiges anhaftet. Ich stehe immer vor einem Räthsel, wenn ich mir sage, wie die Zwangsthätigkeit, der der Schauspieler in Paris vor Allem unterworfen ist, nach vierzig, fünfzig anstrengenden Proben, hundertfünfzig- bis zweihundertmal hintereinander jeden Abend dieselbe Rolle

Digitized by Google

mit denselben Gesten und Accenten darzustellen, mit der Kunst im reinsten Sinne zu vereinbaren sei. Daß gerade dazu eine gewisse Kunst gehört, ja, eine vervollkommnete, das will ich durchaus nicht bestreiten, aber diese Vervollkommnung geht eben entschieden nach der Seite der virtuosen Fertigkeit und des Handwerksmäßigen hin. Dreihundertmal hintereinander hat die oben genannte Madame Doche als „Kameliendame" allen Seelenschmerz einer sentimentalen Prostituirten und alle physischen Leiden der galopirenden Schwindsucht erleiden müssen, dreihundertmal hintereinander hat sie sich zu Tode gehustet — es ist gewiß eine Kunst; ob diese indessen als die ebenbürtige Schwester jener Kunst bezeichnet werden darf, die dem jüngeren Dumas die Leiden und das unglückliche Ende der Kameliendame inspirirt hat, — das möchte ich doch nicht ohne weiteres im bejahenden Sinne entscheiden.

Coquelin berührt in seiner Schrift die interessante Frage: inwiefern der Schauspieler an der Darstellung der Rolle, die er zu spielen hat, betheiligt sein darf; ob er ganz in dieselbe aufgehen, mit ihr verwachsen, deren Empfindungen subjectiv mitempfinden oder ob er objectiv über derselben stehen müsse. In dieser Frage ist er als einer der ausgezeichneten Schauspieler sicherlich vollkommen competent. Er sagt: „Ich bin überzeugt, daß man nur in dem Falle ein großer Schauspieler sein kann, daß man die unumschränkte Herrschaft über sich bewahrt und ganz nach Willkür Gefühle ausdrücken kann, die man nicht empfindet, die man nie empfinden wird und die man seinem ganzen Wesen nach nie empfinden könnte. Der Schauspieler legt sich die Figur, die er darzustellen hat, künstlich zurecht, er schöpft aus dem Verfasser, aus der Tradition, aus der Natur, aus seiner eigenen Beobachtung der Menschen und Dinge, aus seiner Erfahrung, aus seiner Einbildungskraft, kurz er erledigt mühevoll seine Arbeit; und ist diese Arbeit gethan, so hat er seine Rolle fertig, so sieht er dieselbe, zieht in sie gewissermaßen hinein, und behandelt sie wie etwas ihm Fremdes, ihm Unterthäniges. Ein echter Schauspieler muß daher zu jeder Stunde bereit sein, er kann seine Rolle an irgend einer Stelle anfangen und muß unmittelbar die rechte Stimmung und den rechten Ton dafür finden. Er gebietet dem Lachen, den Thränen, dem Schrecken, und er braucht nicht darauf zu warten, daß er selbst in Stimmung komme, selbst ergriffen sei, oder daß ihm die Begeisterung von oben komme."

Coquelin citirt als Belag die folgende Geschichte: Eines Tages spielte Talma den „Hamlet". Hinter den Coulissen unterhielt er sich mit einem Freunde, als der Inspicient an ihn herantrat, um ihn aufmerksam zu machen, daß sein Stichwort bald käme. Es war die Scene, in der das Gespenst des Vaters erscheint, und in der Hamlet hinter der Coulisse den ersten Schrei des Entsetzens auszustoßen hat. Talma unterhielt sich ganz gemüthlich mit seinem Freund weiter. Auf einmal, das Stichwort war gefallen, stößt er einen so entsetzlichen Schrei aus, daß der Freund schaudernd zurückweicht; Talma drückt ihm darauf die Hand und stürzt dann mit dem Ausdruck des äußersten Schreckens auf die Bühne.

Ich kann zu dieser Geschichte ein vollkommenes Pendant aus eigener Erfahrung zum Besten geben. Während einer Vorstellung des „Othello" von Salvini plauderte ich mit dem großen Künstler hinter den Coulissen des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters. Salvini war in äußerster Erregung darüber, daß die Choristinnen des Theaters während des Spiels zu laut geschwatzt und gelacht hatten. Er gab seinen Gefühlen mit den lebhaftesten Gestikulationen einen so komisch wirkenden Ausdruck, daß ich unwillkürlich lachen mußte. Salvini wurde dadurch angesteckt und lachte auch mit über sein leidenschaftliches Aufbrausen. In demselben Augenblicke kam sein Stichwort, und mit einem Schlage veränderte sich die Physiognomie. In tiefster Nachdenklichkeit schritt Othello, der nun nicht mehr mein freundlicher Salvini war, auf die Bühne und spielte seine Scene in wahrhaft ergreifender Weise. Unmittelbar darauf kam er wieder zu mir und nahm das vergnügte Gespräch mit demselben natürlichen Ausdruck des Vergnügtseins da wieder auf, wo wir es abgebrochen hatten. Ich war aber nicht elastisch genug, um mich so schnell wieder zurechtzufinden und war vom Othello noch zu tief ergriffen, um nun Salvini recht verstehen zu können.

Coquelin erzählt noch eine andre Anekdote von Talma, die noch charakteristischer und echter ist. Sie zeigt allerdings eine eminente Künstlernatur; aber — da hilft Alles nichts, ich komme nicht darüber hinweg — in diesem Falle geht die Künstlerschaft über meinen Horizont, und ich finde, daß sie da schon etwas hart an Brutalität streift. Als Talma nämlich den Tod seines Vaters erfuhr, stieß er einen herzzerreißenden Schrei aus. Er schrie so herzzerreißend, so aufrichtig, mit einem Worte so schön, daß der Künstler, den dieser Mann nie verleugnete, auch nicht in den Augenblicken seines größten Seelenschmerzes, sich diesen Schrei merkte, ihn studirte und später für die Bühne verwerthete. Wie gesagt, das ist unzweifelhaft sehr künstlerisch, aber nach meinem Geschmack etwas gar zu künstlerisch. Wenn ich mir denke, daß Talma in seinem Zimmer auf- und abgeht und probirt, gerade ebenso zu schreien, wie er geschrien hat, als die Kunde vom Tode seines Vaters zu ihm gedrungen war, so kommt mir der Gedanke, daß vielleicht auch jener Schrei nicht der natürliche, sondern schon der künstlich gemachte gewesen sei. Allerdings hat Talma nicht nur bei dem Tode seines Vaters, sondern auch auf seinem Sterbebette selbst nicht vergessen, daß er vor Allem Schauspieler war. Man erzählt sich, daß der große Künstler wenige Stunden vor seinem Tode mit einem wehmüthigen Blick auf seine abgemagerten Glieder zu einem Freunde gesagt habe: „Das würde sich als Tiberius gut gemacht haben."

Aus alledem zieht Coquelin den Schluß, daß der Schauspieler nicht in Mitleidenschaft zu seinen Rollen treten darf, daß er selbst in den Augenblicken der leidenschaftlichsten Wärme kühl bis ans Herz hinan zu bleiben hat. Ich bestreite das in keiner Weise, denn das muß Coquelin am besten wissen.

Sehr richtig erscheint mir auch, was der französische Schauspieler über die Wahrheit auf der Bühne sagt, die keine absolute, sondern nur eine conventionelle sein darf. „Wenn ich auf der Bühne wie in einem Salon spreche," sagt Coquelin, „in demselben liebenswürdigen Tone, in dem ich mich etwa nach dem Wohlbefinden eines Freundes erkundige, so versteht mich kein Mensch im Theater; man hört mich nicht einmal. Das Zimmer ist zehn Schritt lang und ein ganz ander Ding als jener große Raum, der mit 1500—1800 Personen angefüllt ist, von denen jede einzelne das volle Recht hat, mich zu verstehen. Wenn ich in diesem Raum dieselbe Wirkung hervorbringen will, wie in einem Zimmer im kleinen Kreise, so muß ich nothgedrungen die Stimme erheben, muß schärfer artikuliren, stark betonen und unterstreichen, was in der Intimität vollkommen überflüssig wäre, da ich da so verstanden werde. Meine Salonsprache auf der Bühne ist also conventionell, und ebenso conventionell ist alles Andre, also z. B. die Geste. Ich muß mich nach den veränderten optischen Gesetzen, die hier in Frage kommen, richten; ich stehe auf der Bühne, die von dem übrigen Raume isolirt ist, die höher liegt, die heller beleuchtet wird, inmitten von lauter andern conventionellen Dingen, den Coulissen, der Rampe, den Schauspielern, die ebenfalls conventionell sind. Daraus folgt für mich die Nothwendigkeit, daß ich, um die Illusion in den versammelten Zuschauern hervorzurufen, nach den Bedingungen dieser Umgebung die Bedingungen der Lebenswahrheit zu modificiren habe. Ich muß mich auch, um den Schein der Wahrheit zu erwecken, nach der Durchschnittsbildung des Publicums richten. Das Pariser Publicum hat von der Lebenswahrheit ganz andere Begriffe, als ein Publicum von Wilden oder ein Publicum von Kindern. Mit einem Worte: es besteht immer das Gesetz, Einzelnes zu verschärfen und hervorzuheben, conventionell herauszuarbeiten. Und dies Conventionelle verändert sich mit der Zeit und mit dem Menschen. Wir brauchen heut nicht mehr so stark aufzutragen, wie man es in früheren Zeiten einer minder entwickelten Cultur hat thun müssen. Man darf die Wahrheit natürlich nicht auf den Kopf stellen und durch das Conventionelle ertödten, aber man darf

Digitized by Google

auch die Täuschung auf dem Theater nicht durch eine zu genaue Nachahmung der Lebenswahrheit aufheben wollen."

Das ist eine Analyse dessen, was Coquelin über das Verhältniß der Darstellungskunst zur Lebenswahrheit sagt, und ich glaube, daß man ihm allgemein beistimmen wird.

Wenn das kleine Buch seinem Hauptinhalte nach eigentlich ziemlich überflüssig ist, so enthält es doch im Nebensächlichen viel Treffliches und Anregendes; und alle diejenigen, die mit der Bühne zu schaffen haben, werden die kleine Schrift mit wirklicher Theilnahme lesen. Aber so liebenswürdig Einiges ist, so geistvoll Anderes, — jedenfalls hat Coquelin wohl daran gethan, die Schriftstellerei nicht als Lebensberuf zu wählen. Er spielt doch noch besser Komödie, als er schreibt.

Paul Lindau.

Kunstgeschichtliche Literatur.

Endlich ist der lang ersehnte officielle Bericht über die Ausgrabungen von Pergamon erschienen, und zwar zu unserer Freude in doppelter Ausgabe, zuerst als integrirender Theil des unter der Redaction von R. Dohme herausgegebenen ersten Bandes des Jahrbuchs der Königlich preußischen Kunstsammlungen (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung), sodann, was allgemein erwünscht sein wird, in gesonderter Ausgabe, die sich dadurch auszeichnet, daß die restaurirte Ansicht des großen Altarbaues durch einen feinen Stich von Ritter, anstatt des etwas ungenügenden Holzschnittes der ersten Ausgabe, wiedergegeben ist.

Ehe ich von den Pergamenischen Dingen berichte, möge kurz erwähnt werden, was das Jahrbuch in seinem zweiten bis vierten Heft noch außerdem enthält. Bekanntlich zerfällt dasselbe in die amtlichen Berichte über die Anschaffungen der Königlichen Kunstsammlungen und in Studien und Forschungen, welche in erster Linie die Aufgabe haben, das in den Sammlungen befindliche Material wissenschaftlich zu verwerthen, und zu allgemeinen Ergebnissen für die Kunstgeschichte auszubeuten. Es ist eine wahre Freude dieses stattliche auf holländischem Büttenpapier prächtig gedruckte, mit meist trefflichen Illustrationen versehene Heft durchzugehen. Es weht uns daraus wohlthuend der neue Geist an, der in der Verwaltung der preußischen Kunstangelegenheiten zu spüren ist. Mit Stolz dürfen wir sagen, daß Preußen nun auch in diesen Dingen mit würdigem Beispiel nicht blos sämmtlichen deutschen Staaten voranleuchtet, sondern von keinem Lande der Welt, selbst Frankreich und England nicht ausgenommen, in Schatten gestellt wird. Ich wünsche nichts so sehr, als daß gewisse deutsche Mittelstaaten sich daran ein Beispiel nehmen möchten.

Unter den selbstständigen Beiträgen erwähne ich zunächst die Fortsetzung des im ersten Heft begonnenen Aufsatzes von Julius Friedländer über die italienischen Schaumünzen des fünfzehnten Jahrhunderts. Bei der wissenschaftlichen Bedeutung des Verfassers ist es selbstverständlich, daß wir hier eine grundlegende und, soweit der Gegenstand es zuläßt, erschöpfende Darstellung zu erwarten haben. Mit Recht hebt der Verfasser die Verdienste des alten trefflichen Moehsen hervor; ob er aber nicht vielleicht die Arbeit Bolzenthals etwas zu gering angeschlagen hat, die doch auch für ihre Zeit Anerkennenswerthes leistete, obwohl er grade im fünfzehnten Jahrhundert nicht sicher genug auf eigenen Füßen stand, möchte ich der Erwägung anheim geben. Ebenso scheint mir die im ersten Heft gebrachte Reihenfolge der Medailleure nicht eine absolut nothwendige, vielmehr in einzelnen Punkten variable zu sein. Indem der Verfasser sodann auf den ersten großen Medailleur, Vittore Pisano, übergeht, bringt er ein mit Meisterhand entworfenes, auf den gründlichsten Forschungen beruhendes und von umfassender Kenntniß der Werke getragenes Bild von der Thätigkeit dieses Meisters. Wenn er denselben zugleich in seiner Eigenschaft als Maler sehr hoch zu stellen sucht, so muß ich gestehen, daß bei dem Untergang der meisten Gemälde Pisanos ich meinerseits aus den spärlichen Resten eine solche Anschauung nicht zu gewinnen vermag. Die Abhandlung ist auf sieben Tafeln von Nachbildungen der wichtigsten Medaillen des Künstlers begleitet, die, von A. Frisch in Lichtdruck ausgeführt, so vortrefflich sind, daß sie den Anblick der Originale fast ersetzen.

Weiterhin erfreut uns W. Bode mit einem umfangreichen Aufsatz über Adam Elsheimer (so und nicht mit einem z ist die richtige Schreibung des Namens). Der Verfasser geht von zwei kleinen Bildern der Berliner Galerie aus, welche er dem trefflichen Frankfurter Maler vindicirt, und entwirft, auf genaue Einzeluntersuchungen gestützt, ein anziehendes Bild von dem Lebensgang und der künstlerischen Bedeutung des ausgezeichneten Meisters, der nach dem Charakter seiner Werke wie seiner Persönlichkeit zu den liebenswürdigsten im weiten Bereiche der Kunstgeschichte zählt und schon deshalb große Bedeutung hat, weil er die Brücke zwischen der älteren deutschen Kunst und den späteren Niederländern, mit einem Wort zwischen Dürer und Rembrandt bildet, und zugleich zu Jenen gehört, welche den Einfluß der italienischen Kunst ohne Schädigung ihres angeborenen Naturells erfahren haben. Seine kleinen zierlichen Bilder mit den feinen Lichteffecten, mit den wirksam componirten biblischen oder mythologischen Staffagen in stimmungsvollen landschaftlichen Gründen sind wahre Juwele und haben den späteren holländischen Kabinetsmalern als leuchtende Vorbilder gedient. Bode legt mit Feinheit die Elemente seiner Kunst dar und weist nach, in welchem Umfange dieselbe auf die weitere Entwicklung der nordischen Malerei eingewirkt hat. Auch dieser Aufsatz ist mit mehreren Illustrationen geschmückt, welche Nachbildungen Elsheimer'scher Handzeichnungen bringen, die durch die kühne Breite der Behandlung und die mächtigen Lichteffecte sich als Vorläufer Rembrandt'scher Kunst erweisen.

Ein dritter Aufsatz von Max Jordan handelt über den vermißten Tractat des Pier della Francesca „über die fünf regelmäßigen Körper", dessen Original ihm in der Vaticana aufzufinden gelungen ist. Damit ist nun vollständig der Beweis erbracht, daß der bekannte Tractat des Luca Pacioli nicht mehr und nicht weniger als die italienische Uebersetzung der lateinisch abgefaßten Schrift des Piero ist. Weiterhin finden wir sodann von Julius Lessing einen überaus anziehenden, durch treffliche Illustrationen erläuterten Aufsatz über mittelalterliche Zeugdrucke im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Wir kommen nun zu dem an Umfang und Inhalt vollwichtigsten Beitrag, dem schon erwähnten Bericht über die Pergamenischen Entdeckungen. Hier rückt die ganze Colonne der Wackeren in Reihe und Glied vor, welcher wir diese großen Wunderwerke des klassischen Alterthums verdanken, an der Spitze der ruhmgekrönte erste Entdecker Humann, neben ihm, als der wissenschaftliche Träger des Unternehmens, A. Conze, und diesen sich anschließend Lolling und die Architekten der Expedition Bohn, Stiller und Raschdorff. Auf sieben Tafeln und in zahlreichen Holzschnitten sind die Ergebnisse der Ausgrabungen veranschaulicht, und zwar finden wir zunächst eine malerische Ansicht der Akropolis und der an ihrem Fuß sich ausbreitenden neuen Stadt, nach einem Aquarell von Wilberg, dann nach Humanns Aufnahme einen Grundplan der Akropolis, eine restaurirte Ansicht des großen Altarbaues nach einer Zeichnung von Bohn, die beiden Hauptgruppen des großen Frieses in Holzschnitten nach Zeichnungen von Knille, wozu noch in kleinerem Maßstab die Hekategruppe kommt, während ein anderes Bruchstück in einem effectvollen Lichtdruck von Obernetter mitgetheilt ist, um von der staunenswerth vollendeten künstlerischen Behandlung dieser Werke eine Anschauung zu gewähren. Außerdem finden wir noch eine Wiederherstellung des prachtvollen Augustustempels mit den umgebenden Säulenhallen von Stiller und die schöne Exedra Attalos' II. in einer Reconstruction von Otto Raschdorff.

Begreiflicherweise wendet sich das Verlangen immer wieder zuerst dem großen Altarbau zu, und mit gespanntem Interesse wird Jeder die schlichte und doch an fesselndem, fast dramatischem Reiz überreiche Darstellung verfolgen, in welcher Carl Humann die Geschichte der Entdeckung und Aufgrabung dieses

Digitized by Google

großartigen Werkes erzählt. Unwillkührlich schlägt unser Herz höher, wenn wir lesen, wie ihm nach vielen vergeblichen Mühen und Versuchen endlich gelingt, am 9. September 1879 den ersten officiellen Spatenstich zu thun, mit den Worten: „Im Namen des Protectors der Königlichen Museen, des glücklichsten allgeliebten Mannes, des nie besiegten Kriegers, des Erben des schönsten Thrones der Welt, im Namen unseres Kronprinzen möge dies Werk zu Glück und Segen gedeihen." Und der treue Patriot setzt hinzu: „Meine Arbeiter haben geglaubt, ich spreche eine Zauberformel, und sie hatten nicht ganz Unrecht." An diese Darstellung schließen sich zunächst die architektonischen Erläuterungen über die Lage und Construction des großen Altarbaues von Richard Bohn, die von einem Grundriß und einem Aufriß mit Längenschnitt durch die Freitreppe begleitet sind. Trotz aller Zerstörungen ist durch sorgfältige Nachgrabungen der Aufbau des Ganzen bis in die feinsten Glieder hinein im Wesentlichen wiederherzustellen, und man hat von den architektonischen Resten soviel nach Berlin gebracht, daß man vier Systeme der eleganten ionischen Säulenhalle, welche den oberen Abschluß bildete, sammt dem Unterbau und den Skulpturen im Museum wird aufrichten können. Wir bekommen dann zugleich ein Prachtbeispiel von der Architektur der Diadochenzeit, die in Composition und Einzelgliederung noch den ganzen Adel des griechischen Genius erkennen läßt. Die auffallende Gedrungenheit der ionischen Säulen, welche eher an die Verhältnisse des dorischen Stiles erinnert, beweist aufs Neue, wie wenig sich die griechischen Künstler zu Sklaven eines festen Schulcanons machen ließen, mit welch genialer Freiheit sie für jeden gegebenen Fall die Verhältnisse bestimmten. Man darf nicht vergessen, daß die Säulenhalle hier nicht die gewaltige Bedeutung einer peripteralen Tempelhalle hatte, sondern als bescheiden krönende Attika einem Bauwerk als Abschluß diente, dessen wesentlicher Haupttheil ganz Skulptur war. Denn der bedeutende Künstler, der den Plan zu diesem Wunderwerk der Welt entwarf, war in erster Linie Plastiker, und erst in zweiter Linie Architekt, und wenn bei den Tempeln die kolossale Säulenstellung sammt ihrem Giebel die Hauptsache bildete, welcher die plastische Decoration sich dienend anschloß, so ist das Verhältniß hier umgekehrt und die Architektur bietet nur den Rahmen für die gewaltigen fast doppelt lebensgroßen Götter und Ungethüme eines Frieses, wie ihn die Welt nicht zum zweiten Male besitzt.

Ueber diesen Fries belehrt uns nun Conze in ausführlicher ebenso genauer als klarer Schilderung, welcher es zum großen Vortheil gereicht, daß in kleinen charakteristischen Skizzen Abbildungen sämmtlicher Gruppen und der größeren Bruchstücke beigegeben sind. Da ich über diese Werke im Maiheft von „Nord und Süd" mich eingehend geäußert habe, so darf ich wohl auf meinen Aufsatz dort verweisen. Allerdings hat seit jener Zeit die Erkenntniß der Zusammengehörigkeit der einzelnen Bruchstücke manchen Zuwachs erhalten, und man wird mit Genuß und Belehrung die Erörterungen Conzes nachlesen, die sich durch Präcision und Behutsamkeit auszeichnen. Es genügt hier aufs Neue zu betonen, daß wir es mit einem Werke ersten Ranges zu thun haben, an dessen Erklärung die Arbeit der Archäologen auf lange Zeit Stoff vollauf finden wird. Nachdem sodann Conze auch den kleinen Reliefffries und die übrigen plastischen Werke des Altarbaues besprochen hat, geht er zur Betrachtung der zahlreichen dort gefundenen Inschriften über, unter denen das Wichtigste die Entdeckung der großen Weihinschrift des berühmten Siegesdenkmals der Attaliden ist, über welches eine bekannte Stelle des Plinius berichtet. Wenn sich aus den Ueberresten zu ergeben scheint, daß dieses Denkmal aus einer Reihe von Erzstatuen bestand, so bleibt darum nicht minder unanfechtbar, daß der sterbende Gallier des Capitols und die Gruppe des Galliers in der Villa Ludovisi, der seinem Weibe und sich den Tod gibt, ebenfalls einem solchen Denkmal der Pergamenischen Fürsten angehörten.

Ueber den Augustustempel berichtet sodann Hermann Stiller mit Beifügung eines Grundrisses und Längendurchschnitts, welcher letztere besonders die merkwürdigen Substructionen sammt ihren gewölbten Unterbauten erkennen läßt. Auf der höchsten Terrasse der Akropolis gelegen, ragte der in prachtvollem korinthischem Stil errichtete Bau, von stattlichen Säulenhallen umgeben, weithin sichtbar empor. Er war ein Peripteros von mäßigen Verhältnissen, von sechs zu neun Säulen, innerhalb deren sich die einfache Cella mit einer Vorhalle von zwei Säulen zwischen Anten öffnete. Ueberaus merkwürdig ist der üppige mit Medusenköpfen über eigenthümlichen Consolen geschmückte Fries, der wieder eine neue Varietät zu den Formen der spätgriechischen Bauweise bietet und abermals den Beweis liefert, wie phantasievoll die Architekten seit Alexander die überlieferten Motive umzugestalten und zu bereichern wußten. Besonders Kleinasien war der Schauplatz dieser prächtigen Bauthätigkeit, und vor nicht langer Zeit hat bekanntlich die Ausgrabung des Artemistempels zu Ephesos mit seinen plastisch decorirten Säulenschäften, einen weiteren Beweis von der Phantasiefülle der spätgriechischen Künstler gebracht. Beiläufig mag bemerkt werden, daß Adlers Vermuthung, der Tempel sei ursprünglich der Burggöttin Athena gewidmet gewesen, sich als unhaltbar herausgestellt hat. Um zum Schluß zu eilen, sei noch des Berichts von Bohn über die bedeutende, erst zum Theil aufgedeckte Anlage des Gymnasions, sowie der Mittheilungen Lollings über die dort gefundenen Inschriften gedacht.

Ein Schlußwort Conzes deutet, gestützt auf fernere Beobachtungen Bohns, darauf hin, daß auf diesem fruchtbaren Boden sich noch reichlicher Stoff für weitere Untersuchungen vermuthen lasse, und so dürfen wir an den Dank für das hier so reichlich Gebotene die Hoffuung knüpfen, daß die preußische Regierung die so glorreich begonnenen Ausgrabungen der Attalidenresidenz in den nachfolgenden Jahren consequent weiter führen werde.

W. Lübke.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

II.

Immer bleibt auf unseren Kunstausstellungen der Löwenantheil des Raums wie des allgemeinen Interesses der Oelmalerei vorbehalten. Aber es zeigt sich doch, daß auch die Liebhaberei für die Aquarellmalerei und die Schätzung der in dieser Technik ausgeführten Werke gewaltig gewachsen ist seit jener Zeit, wo E. Hildebrandt, einer der ersten Aquarellisten aller Nationen, dem deutschen Publicum zuerst Sinn und Verständniß dafür erschlossen hat; — wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, mit dieser Kunst einen ähnlichen Cultus zu treiben, wie es z. B. in England geschieht. Das so wenig motivirte Vorurtheil, welches einem auf Papier und in Wasserfarben ausgeführten Gemälde von vorn herein einen geringeren Kunst- und materiellen Werth zuerkennen wollte, als einem in Oelfarben auf Leinwand oder Holz gemalten, ist stark im Schwinden begriffen. Die Aquarellmalerei dankt das vor Allem ihrem größten und originellsten Meister unter den Lebenden, Adolf Menzel. Wenn er in dieser Kunst Werke geschaffen hat, die ohnegleichen sind an künstlerischem Gehalt, an Meisterschaft der Durchführung, an Reiz der Wirkung, so hat er dadurch auch die Liebhaber, die Sammler und allmählich das gesammte kunstfreundliche Publicum zu einer vollständig veränderten Vorstellung von dem Werth solcher „Blätter" erzogen. Gleichzeitig mit ihm, wenn auch später als er beginnend, hat in derselben Richtung besonders Ludwig Passini gleich erfolgreich gewirkt, der Aquarellmalerei in Dentschland die ihr gebührende Rang- und Schätzungsstufe zu erobern. Wie sehr ihr dieselbe gebührt, wird auch auf dieser Ausstellung durch die beiden genannten Meister und neben ihnen noch durch einige andere hochbegabte Künstler von Neuem bewiesen, von denen hier vorläufig nur Anton von Werner, Franz Skarbina, Seemann, G. Spangenberg, Streckfuß, Erwin Oehme, der Engländer Gilbert, Paul Mohn und R. Werner in Rom genannt sein mögen.

Digitized by Google

In derselben Galerie mit den Aquarellen vereinigt sind die Werke der Zeichnung mit Bleistift, Kreide, Feder und Pastell. Die letztgenannte Technik, in der einst, im 18. Jahrhundert zumal, so viel Köstliches, Geist- und Kunstreiches geschaffen wurde, zählte lange bei uns fast zu den verloren gegangenen. Auch ihr hat Menzel durch sein Beispiel wieder einen neuen kräftigen Impuls gegeben. Aber die Zahl derer, die sie üben und in ihr excelliren, ist bei uns immer nur klein geblieben. Fräulein Rosa Petzel ist die einzige Ausstellerin von Pastellporträts, denen in der Auffassung, in der Lebendigkeit, in der Farbe und in der Behandlung viel Gutes nachzurühmen ist. Zeichnungen in schwarzer Kreide als Selbstzweck, und nicht nur als Vorarbeit, als Carton des später danach auszuführenden Gemäldes entworfen, sind hier, abgesehen von ein paar meisterhaften Kreideporträts A. v. Werners (des Kaisers und E. F. Lessings), gleichfalls nur von einem Aussteller und gleichfalls einer Künstlerin ausgestellt, der genialen, jungen Dame, der Schülerin Zichys, welche unter dem Pseudonym Mary so tief poetisch empfundene und so tüchtig und verständnißvoll durchgearbeitete Kreidecartons zuweilen mit, zuweilen ohne Hinzufügung leichter Farbentöne zur farblosen Zeichnung, schafft. In Kohle gezeichnete Cartons zu interessanten meist ornamentalen Compositionen als Umrahmungen historischer Bildnisse, Vorlagen für die danach auszuführenden Glasmalereien stellte der erfindungsreiche Ludwig Burger zugleich mit den Farbenskizzen und mit zahlreichen Bleistiftsentwürfen für Vignetten aus. Einen hervorragenden deutschen Künstler, einen Berliner, sehen wir auf allen unseren Ausstellungen mit gezeichneten Compositionen religiös-symbolischen Inhalts und idealen Stils erscheinen: Professor Pfannschmidt. Er ist der Einzige, in dessen Kunst die Traditionen der letzten großen Zeit Peters von Cornelius noch lebendig sind und lebendige Frucht tragen. Der herben Größe dieses Meisters entkleidet, sehen diese Zeichnungen wie ein etwas abgeblaßter, milder, anmuthig edler Abglanz des mächtigen Cornelianischen Flammenscheines aus. Auf einen Cyclus von Federzeichnungen weise ich hier als auf ein besonders geistreiches, originelles und liebenswürdiges Werk hin: das von Paul Meyerheim erfundene und in dieser Technik ausgeführte Bilder-ABC. Das Recept ist das der alten Bilderfibel aus unserer und unserer Eltern Kindheitstagen: der große Buchstabe ist in launige Verbindung gebracht mit verschiedenen Gegenständen, todten und lebendigen Dingen, deren deutsche Bezeichnung mit diesem Buchstaben anfängt! Aber mit wie glücklichem, zugleich naivem und schalkhaft sarkastischem Humor sind diese Combinationen erfunden und mit welcher allseitig umfassenden Meisterschaft und innigen Vertrautheit mit den Erscheinungen der gesammten, realen Welt sind sie zur zeichnerischen Darstellung gebracht. Allen deutschen Kindern sei es als eine frohe Botschaft verkündet, und sie wird den Eltern und allen erwachsenen Kunstfreunden nicht weniger willkommen sein, daß diese neue Bilderfibel im treusten Facsimileholzschnitt reproducirt, mit mehreren Tonplatten gedruckt, und begleitet von durchaus geist- und sinnverwandten Versen des beschaulichen und erbaulichen sinnig humoristischen Poeten Trojan demnächst im Verlage von Georg Stilke erscheinen wird. Die von W. Friedrich, H. Kaulbach und Schuch grau in grau in Oelfarbe ausgeführten Gemälde zur „Gustav Freytag-Gallerie" (Schloemp in Leipzig), die zur photographischen Reproduction bestimmt sind, seien hier mit gebührender Anerkennung der künstlerischen Leistungen wie des ganzen Unternehmens gleich mit erwähnt. An Kupferstichen, Lithographien, Radirungen und Holzschnitten ist die Ausstellung im Verhältniß zu dem, was der Kunsthandel alljährlich publicirt und in Umlauf setzt, nicht besonders reich. Die schöne, einst so hoffnungsreiche Kunsttechnik der Lithographie geht unaufhaltsam ihrem Tode entgegen; ein vergeblich beklagtes Opfer der modernen, chemisch optischen Wissenschaft und der von dieser ins Leben gerufenen phototypischen Techniken. Der Linienstich behauptet sich tapfer und bisher noch unentwegt; in Deutschland besonders getragen und erhalten durch die nicht genug anzuerkennenden, hochherzigen und verständnißvollen Bemühungen der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Künste. Sie ist es auch, welche die hier ausgestellten trefflichen Linienstiche Sonnleithners, nach Rubens' Venusfest, Raabs Madonna nach Tizian und Jaspers Bildniß E. Mandels ins Leben gerufen hat. Die Radirung aber entwickelt sich unter der Sonne der neu erwachten Gunst zu neuer schöner Blüthe. In Wien, in München, in Berlin sehen wir sie von tüchtigen Kräften, von Stechern und Malern, mit wachsender Meisterschaft ausgeübt, deren Leistungen im Wettkampf auch mit den besten französischen Aquafortisten bestehen würden. Das gilt unter den hier ausgestellten Arbeiten zumal von den prächtigen Porträts in ganzer Figur nach berühmten Gemälden Van Dyks von Raab radirt; von den Radirungen Rohrs nach Teniers u. A. und den nach Photographien ausgeführten kleinen Bildnißköpfen für das Album der Nationalgalerie von Hans Meyer. Sehr beachtenswerth sind ferner die landschaftlichen Radirungen von Eilers und von Mannfeld; merkwürdig in jeder Hinsicht die in dieser Technik vervielfältigten eigenen Compositionen, seltsame, kühne und reizende Phantasiestücke, von Max Klinger. Absonderlich, anders als alle Anderen, ist der viel gepriesene, viel angegriffene, originelle Künstler auch heute noch und wird es hoffentlich auch immer bleiben. Aber daß seine Gebilde an allgemein wirksamer Schönheit bedeutend gewonnen haben, wer wollte das diesen Radirungen zu dem Werke: „Amor und Psyche", den Federzeichnungen zu den Textumrahmungen zu denselben und den Radirungen des „Capriccio: Eva und die Zukunft" gegenüber, die er hier ausstellt, bestreiten! Wer wollte nicht der Fülle von eigenartiger Phantasie, von Größe, Anmuth und Kunst der Zeichnung darin freudigen Beifall zollen?! Von der Leistungsfähigkeit des heutigen deutschen Holzschnitts werden wir durch den Besuch jeder größeren Buchhandlung in den Weihnachtswochen erschöpfender unterrichtet, als durch diese Ausstellung, in der nur drei deutsche Xylographen, Bong in Berlin, Hecht in München, Krell in Leipzig, einige Proben ihrer Arbeiten im Ton- und im Facsimileschnitt zur Schau gebracht haben.

An der Ausstellung der plastischen Bildwerke haben sich ebenfalls fast nur Deutsche betheiligt. Die während einiger Jahre beobachtete Neigung italienischer Künstler, uns ihre eleganten und zuweilen, wenn auch seltener, auch wohl im höheren Sinne kunstschönen, Marmorwerke zu überlassen, scheint wieder aufgehört zu haben. Hugo Zannoni ist der einzige fremde Bildhauer, der unseren Salon überhaupt beschickt hat. Im Gegensatz zu den deutschen Malern sehen wir die deutschen Bildhauer von heut so überwiegend mit großen monumentalen Arbeiten für öffentliche Zwecke beschäftigt, daß ihnen kaum Zeit und Kraft übrig bleibt, noch besondere Werke, freie Phantasie- und Kunstschöpfungen, für die jährlichen Ausstellungen auszuführen. Von jenen Monumentalwerken aber können immer nur entweder die kleinen Skizzen und Hülfsmodelle oder einzelne, zu der großen Ausführung gehörige, Theile in unseren Ausstellungssälen Platz finden. So bleibt die Repräsentation der zeitgenössischen Bildhauerei in ihnen stets eine ziemlich lückenhafte. Aber auch an den verhältnißmäßig nicht gar zahlreichen Bildwerken der diesjährigen Ausstellung kommt uns doch eine Thatsache zum Bewußtsein, die durch so viele Schöpfungen auch der zeitgenössischen Architektur, durch die Entwürfe und Modelle derselben in diesen Galerien, ihre Bestätigung findet: die Abwendung beider Künste von Richtungen und Idealen, welche bis vor zwanzig Jahren als die für einzig zu verfolgenden und zu erstrebenden gegolten haben. In Bezug auf die Bildhauerei aber erweist sich andererseits ebenso wie in der deutschen Malerei die eine Zeit lang gehegte Besorgniß als unbegründet, sie werde und müsse nothwendig dem Naturalismus, dem Cultus des Häßlichen und des Malerischen verfallen. Es hat ihr, den Schülern wie den überhaupt noch aufnahme-, bildungs- und entwicklungsfähigen Meistern, durchaus nicht geschadet, daß sie durch das Beispiel eines der größten bildhauerischen Talente unserer Zeit darauf hingewiesen wurden, daß das Heil der Skulptur nicht nur und allein innerhalb der von Rauch und Thorwaldsen ihr nach dem Maß des eigenen Wesens gezogenen Grenzen zu suchen wäre.

Jener Bildhauer, von dessen erstem Auftreten vor 22 Jahren die neue, in gewissem Sinn revolutionäre Bewegung in der Berliner Skulptur datirt, Reinhold Begas, hat diesmal nicht ausgestellt. Warum enthielt er diesem Skulpturensaal seine bewundernswürdige Büste Kaiser Wilhelms vor? und warum jene prachtvolle Schöpfung, die plastische Skizze eines monumentalen Brunnens, welche in einem der obersten Kabinets der Nationalgalerie doch immer nur in halber Verborgenheit bleibt? Noch eine andre Frage dürfte dabei eine „wohl aufzuwerfende" sein: soll dies kühne, grandios gedachte und entworfene, in herrlicher Schönheit prangende Werk wirklich zu ewigem Verharren im Zustande der Skizze verurtheilt bleiben und die an künstlerischen monumentalen Brunnen so arme deutsche Hauptstadt dauernd eines so unvergleichlichen Schmucks entbehren, wie eine Ausführung jenes Entwurfes in großem Maßstab ihr gewähren würde?

Von den beiden Berliner Meistern, welche unsrer Stadt während

Digitized by Google

dieses Jahres zwei mit besonders herzlichem und allgemeinem Beifall begrüßte öffentliche Denkmale gegeben haben, E. Encke und Fr. Schaper, hat Ersterer nur eine Büste eingesendet, der Andre die Ausstellung gänzlich unbeschickt gelassen. Werke monumentalen Stils und öffentlicher Bestimmung enthält sie von Albert Wolff, dem Schüler und Mitarbeiter Rauchs an so manchem seiner Hauptwerke, dem Autor des Löwenkampfes und des Monuments Friedrich Wilhelms III., von Siemering, von Otto (aus Berlin in Rom), von dem Karlsruher Volz und von Genschow. Die beiden Erstgenannten stehen fest auf dem Boden der älteren Berliner Schule. Sie haben sich „Abirrungen" ins Naturalistische und ins Barocco oder gar Roccoco niemals gestattet. Beide von ihnen ausgestellte Arbeiten sind Kolossalstatuen in Bronze, die beide bei Gladenbach in Berlin gegossen sind, bestimmt, ihre Aufstellung in dem Saal der Reichsbank zu finden.

Die des „Friedens" von A. Wolff ist eine weibliche Kolossalgestalt von jener ruhigen, unpersönlichen, hoheitsvollen und correcten Schönheit, wie sie dieses Meisters Idealstatuen niemals fehlte. Siemerings Werk zeigt ein individuelleres Aussehen. Eine bisher an seinem Autor nicht gewöhnte Hinneigung zu der plastischen Ausdrucksweise der Periode Schlüters und Coysevox' wird in dieser Statue eines römischen, gerüsteten Helden, welche den „Sieg" versinnlichen soll, jedenfalls nicht zum Nachtheil seiner Wirkung erkennbar. Er hebt den Lorbeerzweig triumphirend in der Linken über das behelmte Haupt und drückt das Schwert in der Rechten an seine Brust. In pathetisch schwungvoller Kopf- und Körperhaltung dastehend, zertritt sein rechter Fuß eine Schlange am Boden. Helm, Panzer und Beinschienen prangen in reichstem reliefirten Ornamentschmuck. Ottos Wilhelm v. Humboldt ist das größere Modell für das in Berlin vor der Universität zu errichtende Denkmal. Es stellt ihn im mittlerem Lebensalter dar, sitzend zwischen Büchern und Papier, ziemlich genau der noch unvergessenen Skizze entsprechend, in geistvoller feinfühliger Auffassung der Persönlichkeit und trefflicher plastischer Gestaltung. Zu dem Kriegerdenkmal, welches Volz für Hannover ausführt, gehört nicht nur die edle ruhevolle, bronzene weibliche Idealfigur, im großen decorirten letzten Saal des Ausstellungsgebäudes, sondern auch der kolossale Löwe, den man, in Ermangelung eines anderen Platzes, vor dem Eingang zum Ausstellungslokal in freier Luft placirt hat. Es ist ein sehr rühmliches Werk der Thierbildnerei großen Stils. Bei leidenschaftlicher Erregtheit, — der Kopf ist vom Schmerz der Todeswunde und wilder Wuth verzerrt, Körper und Glieder bis zu den Pranken in allen Muskeln und Fibern durchzuckt, und mit eindringendem Naturstudium, in allen Details gearbeitet, ist der gewaltigen Thiergestalt doch ihr symbolischer Character glücklich bewahrt geblieben. — Genschows beide Gruppen, rossebändigende Obotriten darstellend, in Zinkbronze von Czarnikow gegossen, sind kleinere Hülfsmodelle der für Schwerin ausgeführten Kolossalwerke; — bereits vieljährige Bekanntschaften; längst als resolute und wackre Arbeiten geschätzt und auch hier wieder als solche wirkend.

Auch in den freien plastischen Phantasieschöpfungen, welche für keinen monumentalen Zweck bestimmt sind, sieht man manche unserer jüngeren Bildhauer kühn und rüstig ins Zeug gehen. Reusch in Berlin bildete eine lebensgroße Statue, den Dämon des Dampfes darstellend, voll leidenschaftlicher Energie der Bewegung und tüchtiger verständnißvoller Durcharbeitung der, von energischem Leben geschwellten, Naturformen. Aus dem Material der Plastik geformte Feuerstrahlen und Dampfwolken, wie sie hier den seine Fesseln sprengenden Dämon aufsprühend gleichsam als Sockel tragen müssen, sind freilich ein kaum zu rechtfertigender Nothbehelf zu diesem Zweck. Eine kleinere Gruppe desselben Künstlers, Graf Moltkes Büste auf hohem Piedestal, von der Pallas bekränzt, ist in Composition und Durchführung ein interessantes und geschmackvolles Werk. Das gleiche Motiv findet in Eberleins großer Gruppe „Kaiser Wilhems Büste von einer Victoria bekränzt" freilich eine noch reichere, lebendigere und wirksamere Gestaltung. Dieses Künstlers neueste Arbeiten verhehlen nicht die ausgesprochene Neigung zum Realistischen und Malerischen in der Plastik, mit welcher sich bei ihm ein sicherer und feiner Geschmack verbindet. Das große Modell des auf der architektonischen Base sitzenden Knaben, welcher seinen linken Fuß mit der Rechten aufhebt, in den er sich einen Dorn getreten, ist eine der erfreulichsten Leistungen in dieser Richtung.

Kleins großes Modell eines Anachoreten geht noch weiter darin. Wie in Allem, was dieser hochbegabte originelle Künstler schafft, offenbart sich auch in diesem Werk der Zug zugleich zum übermächtig Grandiosen und zum consequent Realistischen in der Durchbildung der lebendigen Form. Im plastischen Ausdruck eines leidenschaftlichen Pathos geht Bergmeier in seiner Gruppe, des Orpheus Verzweiflung, über die Grenze der inneren Wahrheit hinaus. Seelenschmerz um den Tod des geliebten Weibes gibt und gab sich nie in so wild aufgereckten Körperbewegungen kund. Aber wenn es der Gruppe an psychologischer Wahrheit mangelt, so weist sie dafür in der Gestaltung des im Tode über den Schooß des Gatten hingesunkenen Körpers der Eurydice wie des jammernd zum Himmel aufschreienden Orpheus viel rühmliche Qualitäten, ein nicht gewöhnliches Talent und plastisches Können auf. Eine große Marmorgruppe von F. v. Hofer in Stuttgart: „Raub der Proserpina" läßt jenes leidenschaftliche Feuer nur zu sehr vermissen. Der ganze Vorgang, so dargestellt, sieht täuschend ähnlich aus, als wäre hier eine todte Marmorfigur von einem starken Manne aufgehoben und fortgetragen, und nicht ein sich sträubendes, göttlich lebendiges blühendes Weib mit liebender Gewalt geraubt und entführt. Ohmann in Berlin erfüllt die mit seinem jugendlichen Erstlingswerk vor mehreren Jahren erweckten Hoffnungen durchaus. Eine lebensgroße Gruppe (Gipsmodell): ein im süßen Schlaf des Rausches lässig hingestreckter jugendlicher Satyr, den ein kleiner drolliger Faunenknabe mit dem Halme kitzelt. Auch hier ist bei vorherrschend realistischer Neigung Geschmack, natürliches und ausgebildetes Gefühl für naive Anmuth und Grazie innig verbunden. Ein kleines Werk voll Charakter, Leben und Bewegung ist die Bronzegruppe des in Rom lebenden A. Sommer: der Faun, der von hinten von einem großen Hunde angegriffen wird. Karl Voß ebendaselbst mit seiner großen Marmorgruppe Amor und Psyche, Hofmeister mit der Statue des pfeilschärfenden Amor, besonders aber Unger in Berlin mit seiner Marmorstatue eines, auf seinen Stab gestützt ruhenden, nackten Paris haben nach der Seite des heiter Anmuthigen hin sehr Gelungenes und Anerkennenswerthes geschaffen. Die allerneuste und jüngste Generation deutscher Bildhauer wird in Martin Wolff, dem Sohn Albert Wolffs, und in Ernst Wägener durch zwei Talente vertreten, welche schöne und gegründete Hoffnungen für die Zukunft erwecken. Jener scheint besonders für das Energische und Heroische begabt, nach seinem Theseus zu urtheilen, welcher den, seines Vaters Waffen verbergenden, Stein hinwegwälzt. Wägener zeigt in seinem sitzenden nackten Knaben, der einen Helm betrachtet, eine reizende naive Frische und den lebhaftesten Natursinn. In der Thierbildnerei beweist Wilhelm Wolf seine immer noch, von den deutschen Kunstgenossen wenigstens, unerreichte Meisterschaft durch die für das landwirthschaftliche Ministerium modellirten Racentypen des Brabanter Pferdes, einer Holländer Kuh, eines Yorkshirer Ebers und eines Rambouillet Schafbocks. Auf die übrigen Genrestatuen und Statuetten, Porträtbüsten, Medaillons, Reliefs ꝛc. hier im Einzelnen einzugehen, verbietet sich bei dieser gedrängten Ausstellungsrevue von selbst. Einige Namen von Ausstellern hervorragender Arbeiten dieser Gattung seien indeß genannt: Zannoni, Ezekiel, Herfer, Hoffmeister, Henze, Schlueter, v. Otto, J. Moser, A. Donndorf, E. Encke, R. Schweinitz, R. Thiele, M. Wiese, B. Pohle, A. Manthe, Anna v. Kahle, Büchting; Weigand, Lürssen.

Ludwig Pietsch.

Dramatische Aufführungen.

Das Mädchen aus der Fremde.

Lustspiel in 4 Acten von Franz v. Schönthan

— und Friedrich v. Schiller. Es steht zwar nicht auf dem Theaterzettel, aber der „verstorbene Schiller" — wie von Lippen-Beckmann sagt — ist stiller Associé und sein Einlagekapital das bekannte Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde", dessen dramatische Ausbeutung der moderne Bühnendichter gewagt, und mit entschiedenem Glück durchgeführt hat.

Camilla Rigault — eine Schauspielerin aus der Residenz — verwendet ihren contractlichen Urlaub zu einer Badereise. Auf ihren Excursionen geräth sie in das Thal der „armen Hirten", d. h. in ein von der Cultur unbelecktes kleines Bauernnest, welches sie zum Schauplatz außercontractlicher Wohlthätigkeitsacte zu machen im Begriffe steht.

Digitized by Google

Baron von Ebers, einer ihrer hauptstädtischen Verehrer, der die undankbare Welt zu kennen scheint, widerräth ernstlich, — aber die etwas romantisch angelegte Bühnenkünstlerin besteht auf ihrem Vorhaben und begibt sich zu den armen Bauern. Sie läßt zunächst die Schulräume restauriren, kauft Schuhe für die Kinder, ordnet die Erbauung einer Brücke an Stelle des lebensgefährlichen Steges an, sie übergibt die Kranken des Dorfes ärztlicher Pflege, kurz sie ist der gute Engel des weltverborgenen Ortes. Leider wird ihr das seitens der beglückten Bewohner und der honorablen Badegesellschaft mit der alternden Klatschbase Hortensia Kattingen an der Spitze, übel gelohnt. Die Bauern erweisen sich als Undankbare, die in ihren Forderungen immer unverschämter werden, denn Camilla ist ja nur eine „Spielerin", die nach der Ansicht der Schelme gewisse Revenuen bezieht und das Geld nicht anzusehen braucht. Die Badegesellschaft aber verwickelt die arglose Künstlerin in Klatschereien gemeinster Art, und das Abenteuer würde übel ablaufen, wenn Camilla in Baron von Ebers keinen Anwalt und Beschützer fände. Dieser gebietet den bösen Zungen Schweigen und — geleitet die Bauerndeputation, welche ihrer Gönnerin die Bezahlung einer Monstrerechnung zumuthet, zur Thür hinaus, im rechten Augenblicke, da Camilla Rigault sprach- und hülflos den würdigen Landleuten gegenübersteht.

Hier richtet sich die Tendenz gegen die in der Belletristik beliebte Idealisirung des Bauernthums. Man braucht nur in gewissen Gegenden eine Sommerfrische gewossen zu haben, um auf Grund eigener Erfahrungen den Verfasser des Lustspiels von dem Vorwurfe zu befreien, er habe zu grell geschildert.

Es kommt Alles, wie es Baron von Ebers vorhergesagt. Camilla Rigault hat ihre Wette, daß sie die Rolle des Mädchens aus der Fremde glücklich zu Ende führen werde, verloren, während ihr Partner, der seit langer Zeit zu Camillas eifrigsten Verehrern zählt und bis dahin ein freudloses Junggesellenleben führt — glänzend gewinnt. Es ist selbstverständlich, daß der gewissenhaft redigirte Bloch'sche Theater-Almanach im nächsten Jahre zu melden hat: „Frl. Camilla Rigault hat der Bühne entsagt," — denn sie verabschiedet sich von uns als Baronin von Ebers.

Nebenher laufen noch zwei Liebesgeschichten. Nr. 1. Zwischen der von Romanlecture angekränkelten Emmy und dem zaghaften Peter Reinsfelden, welcher sich in einer hübsch erfundenen Scene zu einer Liebeserklärung dos-à-dos ermannt und mit der Geliebten des Nachts telephonistisch correspondirt. — Nr. 2. Besteht anonym und postlagernd zwischen dem affectirt gemüthvollen Gecken von Lippen und der personificirten Chronique scandaleuse Hortensia Kattingen, ein Verhältniß, welches von Ebers mit Bezug auf die seit Monaten geführte postlagernde Correspondenz durch die Worte klassificirt: „Was sich die Post Alles gefallen lassen muß!"

Auch diese beiden Paare bekommen sich.

Für amusante Episoden sorgt unter Andern der alte Wardeck, der heimlich raucht und sich auf verbotenen Wegen ertappen läßt, im Uebrigen ein kreuzbraver, nur durch die strengen Kurvorschriften und Langeweile auf Abwege gebrachter Ehemann, dem selbst auf der Bühne des Residenztheaters der Gedanke an die Möglichkeit eines wirklichen Ehebruches schrecklich erscheint. Höchst ergötzlich wirkt das Erscheinen der Bauern-„Deportation", die sich freilich etwas zu lärmend einführte und darum nicht genug gewürdigt werden konnte.

Das Stück ist höchst amusant, im besten Sinne, wenngleich es nicht vollkommen hält, was die Lecture verspricht. Es liest sich wie ein geistvolles Feuilleton und verleitet auch den Theaterkundigen zu der Annahme, daß die Darstellung dem Lustspiele zu einem ganz bedeutenden Erfolge verhelfen müsse. Leider gehen aber in Wirklichkeit bei der Aufführung viele Pointen und Feinheiten des Dialogs verloren. Möglicherweise trägt daran auch der Autor Schuld, der den dramatischen Stil damals noch nicht vollkommen zu beherrschen wußte und vielleicht des Guten zu viel gethan hat. Jedenfalls zeigen sich in dieser Arbeit, die auch bei andern Gelegenheiten gerühmten und von der Kritik hervorgehobenen Vorzüge der Schönthan'schen Schreibweise im besten Lichte. Darum ist der Erfolg, welchen dieses Lustspiel errungen, unstreitig werthvoller als die jüngsten Triumphe dieses Schriftstellers.

In Berlin war der Autor lange Zeit um eine Heimstätte für das von seinen Stücken jüngeren Datums überholte „Mädchen aus der Fremde" verlegen. Ursprünglich zur Aufführung am Wallner-Theater bestimmt, entschloß sich v. Schönthan endlich, das Stück zurückzuziehen; vielleicht um der Firma v. Mosen & v. Schönthan keine Concurrenz zu machen und so kam es, daß das sonst gegen deutsche Autoren etwas spröde Residenztheater sich des „Mädchens" annahm. Es hat sich gezeigt, daß dieser Schritt vom Wege nicht zu bereuen ist, denn das Publicum nahm die Novität beifälligst auf und rief den Autor wiederholt, — allerdings nicht so lärmend wie acht Tage zuvor im Wallner-Theater.

Ueber die Darstellung ist nichts Besonderes zu sagen. Das Stück wurde gespielt wie alle Conversationsstücke des Residenztheaters. Fräulein Eppner führte die Titelrolle, wenn auch nicht ganz im Geiste des Verfassers, aber doch recht glücklich durch. Die junge Dame, überrascht durch ihre außergewöhnlich stattliche Erscheinung und man denkt unwillkürlich daran: „eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit" ... Director Keppler gab den Baron von Ebers, Herr Beckmann den Alphons von Lippen; die Vorzüge beider Schauspieler sind so bekannt, daß hier nur Oftgesagtes wiederholt werden müßte. Herr Paul markirte durch eine blonde Perrücke einen schüchternen Liebhaber. Wann wird man aufhören zu glauben, daß alle schüchternen Menschen blond, oder daß alle blonden Menschen schüchtern sind!

Alles in Allem, „Das Mädchen aus der Fremde" ist eine vortreffliche Acquisition für das Residenztheater und man darf die Hoffnung hegen, daß es auf dieser Bühne heimisch werden wird.

S. B.

Offene Briefe und Antworten.

J. H. A. N. Ein Liebeslied in neuer Orthographie.

Ob ich lībte!?

Ob ich lībte?
Frag' di Träne
Di aus disem Auge quillt.
Ob ich lībte?
Sih' die Brust mein
Wie sie schwerauffeuφzend schwillt.
Ob ich lībte?
Schau in mein φergrämtes Herz:
Ja, ich lībte,
Tīφ und innig,
Feurig-minnig,
Heis und wonnig,
Trüb und traurig —
Und φergeblich.
Ja, ich lībt' ein Herz, das φöllig
Meine erste Glut φerzērte
Aber bald, zu bald abφällig
Kül dem künen Drengen wērte;
Und ich līb' trozalledem noch,
Aber nicht di ird'sche Schweche,
Nicht ein süslich Libesφlüstern:
Euch, den himmlischen Kamönen,
Will allein ich φortan φrönen;
Euch tön φeierlich mein Hochlīd;
Zu Euch schwören,
Euch gehören
Alle Fibern
Meines argzerwülten Herzens.
O! seid gnädig, seid nicht līblēr
Wi di φalschen Ewatöchter,
Sünet mir dī schweren Schmerzen
Di di Kypris mich gekostet. —
Nēm't auch dise Altarspende
Mit gewönter Milde hin!

Hoffentlich haben die himmlischen Kamönen weniger Schwierigkeit dies Liebeslied zu lesen als die irdischen Schönen, die „φalschen Ewatöchter".

Digitized by Google

Inserate.

Neue illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Frei von jedem einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunkt.

Preis vierteljährlich trotz der reichen Ausstattung nur

M. 1.60

oder auch in vierzehntägigen Heften zu 30 Pf.

Zur Veröffentlichung gelangen in den nächsten Quartalen: besonders spannende Romane und Novellen von Ernst Wichert, Wilhelm Jensen, Gerhard von Amyntor, Konrad Telmann, Jul. Lohmeyer, Erich Samwer. Kunstblätter von A. von Werner, Kraus, Bokelmann, Liezen-Mayer, Paul Meyerheim, Ferd. Keller, Pautier, Franz Defregger 2c.

Folgende werthvolle Kunstblätter als Prämien:

F. Wagner. Herbst. Oelfarbendruck. Nachzahlung nur M. 2.50. — Hans Makart. Patrizierin. Oelfarbendruck in vorzüglicher Ausführung. Bildfläche 79:102 cm. Nachzahlung M. 12.50. Ladenpreise: Herbst 10 M. — Patrizierin 30 M.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen. ☞ Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen. ☜

Gratis und franco wird versandt:

Katalog Nr. 163: **Reisen.** Geographie. Statistik. Ethnologie. 761 Nummern.

Katalog Nr. 164: **Naturwissenschaften.** 957 Nummern.

Katalog Nr. 165: **Bibliotheca medica.** Verzeichniss der von Hrn. Dr. H. Sachs-Bey, Leibarzt Sr. Hoheit des Khedive in Kairo, nachgelassenen Bibliothek. 2862 Nummern.

☛ Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke.

Schletter'sche Buchhdlg. in **Breslau.**

In unserm Verlage erschien soeben:

Heinr. Hofmann

Op. 49. Wanda. Ballade f. 1 Singst. m. Pfte. . . . . M. 2.—

Op. 51. Fünf Lieder f. 1 Singst. m. Pfte. - 3.—

No. 1. Abendstille . . . . - 1.—

No. 2. Wirf in mein Herz den Anker . . . . . - 1.—

No. 3. Stelldichein . . . - 1.—

No. 4. In der Fremde . . - 1.—

No. 5. Liebesgruss. . . . - 1.20.

(Mit **deutschem** und **englischem** Text.)

Heinr. Urban

Op. 24. Zwei Clavierstücke.

No. 1. Melodie . . . . . M. 1.—

No. 2. Humoreske . . . . - 1.20.

Op. 25. **Der Rattenfänger von Hameln.** Fantasiestück m. Orchester.

Partitur . . . . . n. M. 4.50.

Orchesterstimmen. . . . - 8.—

Vierhänd. Clav.-Auszug v. Componisten . . . . . - 3.—

Zweihänd. Clav.-Auszug v. Oscar Raif . . . . . - 2.—

Rich. Wüerst

Op. 79. Zwei Lieder f. 1 Singst. m. Pfte.

No. 1. An den Mond . . M. —.60.

No. 2. Parole . . . . . - 1.—

Berlin. **C. A. Challier & Co.**

Aufn.-Anmeld. i. **Technikum Hurtehude** b. Hamb. erb. schleun. d. Direct.-Progr. grat.

Autoren und Verlegern

empfiehlt sich zum freihändigen oder commissionsweisen An- und Verkauf von Manuscripten jeder Art das

Literarische Comtoir in **Hamburg**

(Thalstraße 34).

Elegante u. solide

BUCH-EINBÄNDE

Specialität:

Halbfranzbände

Liebhaber-(Elzevir) } Band

(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)

Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*

Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung

Carl Fraenkel

BERLIN, W.

Französische Str. 33d.

Im Verlag von **C. Stampfel** in **Preßburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schopenhauer's

Philosophie der Tragödie

von

Aug. Siebenlist.

gr. 8. 27 Bogen. Preis elegant brosch. M. 10.—

Meine Schriften aus der Emigration

von

Ludwig Kossuth.

1. Bd. gr. 8. 36 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 10.—

Meine Zeit, mein Leben

von

Franz Pulßky.

1. Bd. gr. 8. 27 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 7.—

Der 2. Band von Kossuth und Pulßky, welcher sich in Vorbereitung befindet, dürfte bis Ende November l. J. erscheinen.

Allen Freunden

einer geistig anregenden und zugleich unterhaltenden Lektüre kann mit vollem Recht das

Deutsche Montags-Blatt

Chef-Redacteur: **Arthur Levysohn.** Verleger: **Rudolf Mosse.** **Berlin.**

empfohlen werden. Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren.

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge eines gehaltreichen **Wochenblattes** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung,** und so wird das **„D. M.-Bl."** in seiner Doppel-Natur dem Wahlspruch, den es sich gewählt, vollauf gerecht, stets

„Von dem Neuen das Neueste,
Von dem Guten das Beste"

zu bringen. Das **„Deutsche Montags-Blatt"** wird in der **Fülle** und **Gediegenheit** seines **Inhalts** auch fernerhin den **sensationellen Erfolg** zu rechtfertigen wissen, der es so schnell zum **Lieblingsorgan** der geistigen Aristokratie unserer Tage heranwachsen ließ.

Alle Reichs-Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1197** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1880.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung W. Spemann in Stuttgart.

Redaction und **Expedition, Berlin W.,** Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 9. October 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politische Lage Oberalbaniens. Von Spiridion Gopčević. — Das Institut für Völkerrecht. Bericht über die Versammlung zu Oxford 1880. Von Bluntschli. II. — **Literatur und Kunst:** Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Dargestellt von M. Rieger. Besprochen von Ludwig Geiger. — Musik und Moral. Von H. Ehrlich. I. II. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein deutscher Standesherr. Schauspiel in 4 Acten von Karl von Moy. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt. Schwank in einem Act von Paul Perron. Besprochen von Paul Lindau. — Das Berliner Ballet. Von Eugen Zabel. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die politische Lage Oberalbaniens.

Von Spiridion Gopčević.

Das neunzehnte Jahrhundert gehört den Nationalitäten. Die Zeiten, da große Eroberer durch ihre Siege ein Dutzend verschiedener Völker unter einen Hut vereinigen und in Unterwürfigkeit erhalten konnten, sind vorbei. Seitdem durch die große Revolution vor 91 Jahren der Welt eine neue Aera eröffnet worden, macht sich selbst bei der kleinsten Nationalität, welche wirklich oder vermeintlich einer fremden unterthan, ein Drang nach Selbstständigkeit geltend. Große Nationen, welche bisher durch diplomatische Ränke in kleinere Staaten gespalten waren, fühlten in Erkennung ihrer Zusammengehörigkeit das Bedürfniß, sich in ein einiges großes Reich zu vereinigen. Napoleon III. warf das Schlagwort von der Nationalitätenfrage in die Welt und siehe da, es erwies sich stärker als er und zog ihn in den Abgrund.

Diese Betrachtungen vorausgeschickt, wird man es vollkommen begreiflich finden, daß sich bei wirklich unterdrückten Völkerschaften der Freiheitsdrang, die Sehnsucht nach politischer Selbstständigkeit in noch stärkerem Maße bemerkbar machten als bei solchen, welche sich unter Fremdherrschaft leidlich wohl befanden. Wirklich unterdrückte Völkerschaften sind nun hauptsächlich und fast ausschließlich auf der Balkanhalbinsel zu finden, wo Hellenen, Serben und Bulgaren von den Osmanli in entwürdigender Knechtschaft gehalten wurden.

Serben und Hellenen entrollten daher zu Beginn unseres Jahrhunderts die Fahne der Empörung, während die arg herabgekommenen Bulgaren in sklavischer Unterwürfigkeit verharrten. Den Serben gelang es nach fast dreißigjährigen Kämpfen, die sie, lediglich auf eigene Kräfte angewiesen, unter Kara Gjorgje und Miloš Obrenović ruhmvoll bestanden, die Anerkennung der Souzeränität des eigentlichen Serbien zu erzwingen. Die Hellenen kämpften nicht minder rühmlich, doch hatten sie den Vortheil für sich, von antiken Helden abzustammen und dadurch das Interesse und den Beistand Europas zu gewinnen. Auch sie wurden zum Theil der türkischen Herrschaft entzogen.

Damit war den noch unter osmanischer Willkürherrschaft verbliebenen Rajah-Stämmen der Weg gezeigt, zur nationalen Selbstständigkeit zu gelangen. Sie machten auch verzweifelte Anstrengungen sich dem türkischen Joche zu entziehen. Die wiederholten Aufstände der Bosnier, Herzegowiner, Bulgaren, Candioten und Macedonier legen beredtes Zeugniß ab. Allein ohne Zusammenhang, planlos und zu ungünstigen Zeitpunkten unternommen, scheiterten sie alle bis in die neueste Zeit. Der Schluß lebt noch in unserer frischen Erinnerung.

Bei solchen Betrachtungen muß es auffallen, daß ein Volk, welches noch vor vierhundert Jahren als Vormauer der Christenheit angesehen worden, das sich stets durch Tapferkeit und Freiheitsliebe ausgezeichnet, mit einem Worte, daß die Albanesen sich nicht den andern unterjochten Völkern im Befreiungskampfe anschlossen, daß sie im Gegentheil ihre Hülfe den Tyrannen liehen. Allerdings haben sich auch die Albanesen zu wiederholten Malen gegen den Sultan empört und ihm blutige Schlachten geliefert, aber niemals geschah dies für die nationale Idee, sondern immer aus andern Gründen. Entweder beabsichtigte ein ehrgeiziger Pascha sich unabhängig zu machen, oder die Albanesen wollten ihren Gouverneur davonjagen, oder sie erhoben sich zur Vertheidigung ihrer bedrohten Privilegien und zur Abwehr neuer Institutionen. Dieser sonderbare Umstand erklärt sich aus der Sonderstellung, welche die Albanesen in politischer Beziehung seit jeher einnahmen.

Die Osmanli sind nur durch ihre schlaue Politik groß und Europa furchtbar geworden. Besser als dies die Türken thaten, läßt sich ein Eroberungssystem nicht durchführen. Die Macht, mit welcher sie nach Europa kamen, war nicht so furchtbar. Wenn der große Serbenkaiser Stefan Dušan nicht während seines Zuges zur Eroberung des byzantinischen Reiches gestorben wäre, hätte er sicherlich die Türken wieder nach Asien zurückgejagt. Er mußte vom Schauplatz verschwinden, um dem Verhängniß keine Verlegenheiten zu bereiten.

Auf der Balkanhalbinsel gab es damals blos zwei durch die ihnen innewohnende Lebenskraft und Tapferkeit ausgezeichnete Völker: Serben und Albanesen. Die Griechen waren ganz herabgekommen, Bulgaren und Rumänen zu schwach und roh, außerdem sehr wenig kriegerisch. Serben und Albanesen gehorchten damals dem serbischen Kaiser. Nach seinem Tode erst trennten sie sich, aber nicht blos in zwei, sondern ein halb Dutzend Reiche, deren jedes das andere mißgünstig ansah. Als die Türken sich anschickten, den Schwerpunkt ihrer Macht nach Europa zu verlegen, standen die Dinge auf der Balkanhalbinsel ungemein günstig für sie. Sie fanden ein altersschwaches, unbedeutendes byzantinisches Reich, einen durch Abfall einzelner Satrapen geschwächten serbischen Staat, ein Königreich Bosnien, ein Fürstenthum Zeta, deren Herrscher (die Balšić) Montenegro, Ober- und Mittelalbanien besaßen, ein macedonisches Reich unter Marko Kraljević, die albanesischen Despotien der Musaki, Thopia, Dukadžin ꝛc., das Herzogthum Athen, venetianische Colonien, endlich die bulgarischen, walachischen und moldauischen Fürstenthümer vor.

Digitized by Google

Vereint konnten alle diese mit Leichtigkeit die Türken vernichten; getrennt und sich gegenseitig befehdend, fielen sie einzeln dem osmanischen Reiche zur Beute.

Dieses war staatsklug genug, nur schrittweise vorzugehen und sich zuerst durch Unterwerfung der schwächsten Völker zu verstärken. Als dann endlich der entscheidende Zusammenstoß mit den Serben kam (Kosovopolje 1389) und diese durch Verrätherei unterlagen, kam der Sieg den Türken so theuer zu stehen, daß diese es nicht wagten, der Unabhängigkeit Serbiens thatsächlich ein Ende zu machen. Sie begnügten sich mit nomineller Unterwerfung. Dasselbe fand mit dem macedonischen Könige Marko Kraljević statt, der in Asien ganz wacker für die Türken stritt.

Zunächst kamen die Albanesen an die Reihe, und hier fanden die Osmanli merkwürdigerweise wenig Widerstand. Das Volk war uneinig und seine Führer unfähig. Es bedurfte jedoch blos der Erscheinung eines Feldherrn ersten Ranges, um den Ruhm der Albanesen in der ganzen Welt zu verbreiten. Skanderbeg verstand es, Mittelalbanien durch 24 Jahre (1443—1467) siegreich gegen die furchtbaren Heeresmassen zu halten, welche die türkischen Sultane vor und nach der Eroberung Constantinopels gegen ihn aussandten. Mit seinem Tode ging auch die Unabhängigkeit der Albanesen unter und fast gleichzeitig jene der macedonischen und bosnischen Serben.

Trotzdem wäre es den Türken unmöglich gewesen, ein durch Blut zusammengekittetes Conglomerat so verschiedener Völker in steter Unterwürfigkeit zu erhalten, wenn sie nicht ein probates Mittel gefunden hätten, sich deren Treue zu versichern. Es war dies nothwendig, denn die Sultane hatten die Kraft der Unterworfenen wohl gefühlt und wußten, daß sie den Sieg lediglich der Uneinigkeit ihrer Gegner verdankten. Ihre Taktik war daher nur ein Ergebniß der Nothwendigkeit. Sie speculirte auf den Stolz und die Habsucht der tapferen Albanesen und Serben. Es wurde verkündet, daß Jeder, welcher den Islam annehme, „Herr" sein, Waffen tragen und seine Besitzungen behalten dürfe; wer seinem christlichen Glauben treu bliebe, würde jedoch vom Waffendienst und der Ehre „Osmanli" zu sein, ausgeschlossen, seiner Güter beraubt und seinen islamitisch gewordenen Landsleuten als „Rajah" (Vieh) untergeordnet werden. Es läßt sich begreifen, daß es den stolzen Serben und den noch hochmüthigeren Albanesen größtentheils unmöglich war, sich mit dem Gedanken an erniedrigende Knechtschaft zu befreunden. Bei den Serben hinderte die größere Religiösität und der Einfluß der Geistlichkeit eine völlige Islamisirung; bei den Albanesen hingegen, wo letztere ziemlich einflußlos und unbedeutend war, fanden massenhafte Uebertritte zum Islam statt. Blos die in den Bergen wohnenden Maljsoven und Mirediten verdankten es gleich den Montenegrinern der Aermlichkeit und Unzugänglichkeit ihres Landes, wenn sie keine directen Unterthanen der Pforte wurden und daher ihrem Glauben treubleiben konnten. Auch das Krämervolk von Scutari blieb beim Katholicismus. Sonst gingen alle Škipetaren, bis auf die an der griechischen Grenze wohnenden und der griechischen Kirche angehörenden, zum Islam über. Heute sind von den Albanesen fast 70% Mohamedaner, 21% Griechen und 9% Katholiken.

Das Loos der Albanesen unter türkischer Herrschaft war ein ganz angenehmes und ganz anderes als jenes der serbischen, bulgarischen und hellenischen Rajah. In Albanien betrachteten sich die mohamedanischen Škipetaren als „Osmanli" und waren stolz darauf. Dem Sultan treu ergeben, bildeten sie nebst den Bosnjaken den Kern der Heere, welche von nun an die christlichen Reiche Centraleuropas überflutheten. Ohne die Mitwirkung der unterjochten und auf so schlaue Art sich ergeben gemachten Völker hätten die Türken niemals die Kraft gehabt, Ungarn zu überschwemmen und Wien zweimal zu belagern.

Daß Albanien dem osmanischen Reiche jederzeit treu blieb, hatte seinen Grund darin, daß es nur nominell demselben unterworfen war. Die Mohamedaner, welche, wie oben erwähnt, fast durchgehends in den türkischen Heeren dienten, fanden ihre Rechnung bei den fortwährenden Kriegen, welche immer neue Beute versprachen. Die Pforte verlangte von ihnen nicht mehr Opfer als die eigentlichen Osmanli dem Reiche zu bringen hatten. Die katholischen Bergstämme (Maljsoven und Miriditen), tapfere, kriegerische Völker, waren blos zur Anerkennung der türkischen Souveränität verpflichtet. Sie zahlten weder Steuern, noch stellten sie Truppen — außer Freiwillige und gegen gute Bezahlung — und sie durften sich nach ihren eigenen Gesetzen regieren, ohne von türkischen Beamten belästigt oder gar mißhandelt zu werden. Was konnten sie mehr verlangen? Die benachbarten Montenegriner genossen freilich eine noch vollkommenere Unabhängigkeit, indem sie niemals für türkische Interessen den Handschar zogen und nicht einmal nominell die türkische Oberhoheit anerkannten; aber sie bezahlten diese Vorzüge durch fortwährende Kriege mit den Türken; politisch klüger handelten daher jedenfalls die Maljsoren.

Die Verwaltung von Albanien war Jahrhunderte lang in der montenegrinischen Renegatenfamilie Buschatlija erblich. Diese Paschas verstanden es, sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts factisch, wenn auch nicht nominell unabhängig zu machen. Die Kämpfe des großen Rebellen Kara Mahmud Pascha sind bekannt, und die Montenegriner erwiesen der Pforte einen ungeheuren Dienst, als sie diesen gefürchteten Satrapen nach Vernichtung seiner stolzen Armee in Cetinje köpften (1796). Noch ein zweites Mal war Albanien factisch von der Pforte unabhängig, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Mustafa Pascha in die Fußtapfen seines Ahnherrn trat und den Sultan auf seinem Throne zittern machte (1829). Ohne die Unfähigkeit jenes Rebellen wäre es damals um die Dynastie Osmans geschehen gewesen und säße heute ein Buschatlija auf dem osmanischen Thron! Dieser und mehrere andere Aufstände der Albanesen wurden mit Waffengewalt niedergeworfen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß es sich bei den Empörungen niemals um nationale Ziele handelte, sondern blos um Vertheidigung der Privilegien, welche durch die Conscription, Steuereintreibung und Gleichberechtigung aller Confessionen bedroht waren.

Es blieb der neuesten Zeit vorbehalten, auch eine albanische Frage entstehen zu sehen. Die Veranlassung zu dem dadurch so plötzlich erwachten Nationalitätsgefühl ist eine sonderbare. Der Berliner Frieden war unterzeichnet, Serben und Bulgaren hatten ihre vollständige nationale Selbstständigkeit erlangt, ein großer Theil der noch unterjochten Hellenen sollte ebenfalls dem souveränen Königreiche einverleibt werden, blos Albanien blieb unerwähnt, weil dessen Bevölkerung nichts gethan hatte, was Anspruch auf die Verwendung der Mächte erheben konnte. Im Gegentheil, die mohamedanischen Albanesen waren den Russen und Serben, die katholischen den Montenegrinern erlegen, es war daher ganz in der Ordnung, daß kleine Parcellen albanesischen Territoriums zur Arrondirung der beiden serbischen Fürstenthümer verwendet wurden.

Waffenerfolge sind das Einzige, was dem Orientalen imponirt, die Albanesen fügten sich also, wenn auch mit Murren doch mit Resignation, in ihr Geschick. Die Sache konnte einen ganz friedlichen Verlauf nehmen, wenn nicht die Türkei die ihr zur zweiten Natur gewordenen Ränke und heimtückischen Verräthereien in Albanien fortgesetzt hätte. Der damalige Vali von Scutari Hussejn Pascha erhielt unmittelbar nach Abschluß des Berliner Friedens von der Pforte den Auftrag, insgeheim Alles zu thun, was eine Cession des Montenegro auszuliefernden Territoriums unmöglich machen könnte. Hussejn Pascha glaubte in dieser Beziehung nichts Zweckmäßigeres thun zu können, als das in der Brust der Albanesen schlummernde nationale Selbstbewußtsein zu wecken. Er berief daher im Sommer 1878 die Vornehmsten der verschiedenen albanesischen Stämme zusammen und stellte ihnen nachdrücklich vor, wie schmählich es sei, daß unter allen Völ-

Digitized by Google

kern der Balkanhalbinsel die Skipetaren allein ihre Nationalität vergäßen und sich zu Gunsten slavischer Staaten Fetzen aus dem eigenen Leib schneiden ließen.

Solche Vorstellungen wirkten bei einem so heißblütigen Volke, wie es die Skipetaren sind, stärker als Hussejn Pascha zu hoffen gewagt. Es wurde beschlossen, die Auslieferung albanesischer Districte an Serbien und Montenegro zu perhorresciren und eine Liga zum Schutz der bedrohten nationalen Interessen zu gründen. Gegen Serbien konnte man allerdings nichts unternehmen, denn dessen Armee hielt bereits das im letzten Krieg eroberte Territorium besetzt und bei der Stärke der dort stationirten Truppen wäre ein gewaltsamer Angriff der Liga-Armee Wahnsinn gewesen.

Besser standen die Dinge an der montenegrinischen Grenze. Fürst Nikola hatte loyalerweise Dulcigno und das von ihm eroberte Bojana-Gebiet ausgeliefert, bevor er noch den ihm zur Entschädigung zugesprochenen District von Gusinje und Plava erhalten. Dieser wurde nun schnell von den Streitkräften der Liga besetzt und gegen die Montenegriner vertheidigt.

Fürst Nikola, welcher jedes Blutvergießen vermeiden wollte und nicht die Nothwendigkeit einsah, ein ihm zugesprochenes Territorium zum zweiten Male zu erobern, verlegte sich auf diplomatische Unterhandlungen. Rußland machte eine Pression auf die Pforte und diese entschloß sich schweren Herzens dazu, den Muschir Mehemed Ali Pascha nach Oberalbanien zu senden, um die aufgestachelten Skipetaren wieder abzuwiegeln.

Aber die Geister, welche sie gerufen, wurde die Pforte nicht mehr los. Die gräßliche Ermordung ihres Gesandten in Djakova belehrte sie hinlänglich darüber. Sie zog ihrer Gewohnheit gemäß auch daraus Nutzen, indem sie sich mit der Unmöglichkeit entschuldigte, die Abtretung der fraglichen Districte durchzuführen.

Es kam nun das Project Corti, welches ein Compromiß bilden sollte. Darnach verzichtete Montenegro auf die kleinere aber fruchtbarere Hälfte von Gusinje, wofür man ihm das Sem-Gebiet bis an die Seebuchten versprach. In Scutari wie in Montenegro betrachtet man jetzt diesen Vorschlag als einen geschickten Schachzug der italienischen Regierung, Albanien recht in Aufregung zu bringen, um dann im Trüben fischen zu können.

Gusinje hatte überwiegend serbische Bevölkerung, wenn auch mohamedanischen Glaubens. Den Albanesen war daher dessen Abtretung zwar unangenehm, es ließ sich jedoch nicht erwarten, daß sie bis aufs Aeußerste Widerstand leisten würden. Das Sem-Gebiet enthielt jedoch fast ausschließlich albanesische Bewohner und zwar Malissoven. Man kann sich darnach denken, welcher Wuthschrei durch die Malissovenstämme ging, als die Convention Corti bekannt wurde. Alles strömte nach Tusi zur Vertheidigung, nachdem Hadschi Osman Pascha diese Position verrätherischer Weise den Albanesen in die Hände gespielt. Unmittelbar nach diesem Ereigniß traf ich in Scutari ein, wo ich nun den weiteren Verlauf der Dinge aus nächster Nähe ansehen konnte.

Das Sprüchwort „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", bewahrheitet sich hier neuerdings. Die italienische Regierung hatte sich in ihrer Combination getäuscht. Die Mächte legten sich ins Mittel, und trotz des geheimen Widerstandes der italienischen Regierung gelangte ein drittes Project zur Annahme, wonach die Montenegriner wieder in den Besitz des Bojana-Gebietes kommen sollten. Weil die Pforte sich in neue Ränke einließ und alles Mögliche that, die Uebergabe dieser Districte zu verhindern, erfolgte die Flottendemonstration.

(Fortsetzung folgt.)

Das Institut für Völkerrecht.

Bericht über die Versammlung zu Oxford 1880.

Von Bluntschli.

II.

1. Die Revision der Statuten hatte schon in Brüssel begonnen und wurde nun in Oxford abgeschlossen. Die Hauptänderungen bestehen darin, daß die Maximalzahl der Mitglieder und ebenso der Associés, welche gewählt werden dürfen, auf je 60 festgesetzt wurde. Früher gab es nur 50 Stellen für Mitglieder und war die Zahl der Associés unbeschränkt. Sodann wurde bestimmt, daß nur Mitglieder mit Bezug auf Statuten, Finanzen und Wahlen ein Stimmrecht haben, dagegen in allen anderen Beziehungen, insbesondere in der Verhandlung und Abstimmung über Rechtsfragen den Associés mit den Mitgliedern gleiches Stimmrecht zukomme. Bisher waren die Rechte der Associés beschränkter.

2. Die Brüsseler Versammlung von 1879 hatte den Auftrag ertheilt, ein für den Gebrauch der verschiedenen Armeen dienliches kurz und klar gefaßtes Manuel des Kriegsvölkerrechtes auszuarbeiten. In den meisten europäischen Armeen sind noch Kriegsartikel und Instructionen im Gebrauch, die vor Jahrzehnten verfaßt und daher in mancher Hinsicht veraltet und der Berichtigung und Ergänzung bedürftig sind. Die französische, die niederländische und die russische Armee haben neue Instructionen über Völkerrecht erhalten und es sind diese von dem Institute beachtet worden. Indessen auch da schien eine verbesserte Fassung wünschbar.

Jener Auftrag wurde einer Commission gegeben und das Genfer Mitglied Moynier mit der Redaction betraut. Diese Arbeit ist nun vollzogen worden. Unter Mitwirkung nicht blos der Commission, sondern auch anderer Mitglieder des Institutes wurde der Entwurf von Moynier wiederholt durchberathen und im Einzelnen festgestellt. Noch im Laufe des Sommers hatten sich mehrere Commissionsmitglieder aus Genf, Brüssel, Oxford, London und St. Petersburg in Heidelberg mit den hier wohnenden Mitgliedern des Institutes zusammengefunden, um alle Artikel nochmals zu berathen. In Oxford wurde die letzte Redaction wieder von der Commission geprüft, dann aber das Ganze in Bausch und Bogen, so wie es nun festgestellt war, von dem Institute genehmigt. Die sorgfältig erwogene Redaction hat einen eigenthümlichen Charakter. Das Manuel ist weder wie die russische Fassung in Form eines Katechismus, noch wie die französische in Form eines Dekretes verfaßt. Es hat einen principiellen und zugleich einen eminent praktischen Ausdruck bekommen, ist klar, scharf, kurz und bequem zu handhaben. Der Autor und die Commission haben sich bemüht, immer gleichzeitig auf die Bedürfnisse, Interessen und Sitten der Armeen und die Gebote der Humanität und des civilisirten Rechtsbewußtseins der Gegenwart zu achten.

Das Institut hat beschlossen, diese Arbeit sämmtlichen Regierungen zu beliebiger Benutzung bei ihren Vorschriften mitzutheilen und hofft damit ein nützliches Werk im Dienste der Menschheit und der Menschlichkeit geschaffen zu haben.

3. Die Berathung und Beschlußfassung bezüglich des internationalen Privatrechtes haben zunächst eher ein Interesse für Juristen als für das gebildete Publicum, da dieselben juristische Kenntnisse voraussetzen. Aber auch der Laie begreift, wie wichtig und nützlich gemeinsame internationale Rechtsregeln seien, um in Conflictfällen zwischen verschiedenen Rechten verschiedener Länder darüber zu entscheiden, welches Recht zur Anwendung komme. Solche Conflictfälle betreffen die Interessen der Privaten sehr ernstlich. Je beweglicher das moderne Leben geworden ist und je mehr Menschen während ihres Lebens in fremden Ländern sich aufhalten, wohnen, sterben, um so heftiger erhebt sich die Frage, nach welchem Rechte sind ihre Verhältnisse zu beurtheilen?

*

Digitized by Google

Das Institut hatte sich auch in früheren Versammlungen mit solchen Fragen beschäftigt. In der Zwischenzeit hatte Professor Laurent in Gent, ebenfalls Mitglied des Instituts, sein Werk „Le Droit privé international“ in zwei Bänden veröffentlicht. In Oxford wurden wieder mehrere Anträge der beiden Berichterstatter Arntz und Westlake über Hauptgrundsätze des internationalen Privatrechts gestellt, welche von dem Institute gutgeheißen wurden. Auch die englischen Mitglieder stimmten der Norm bei, daß das eheliche Kind das Recht des ehelichen Vaters erhalte nach dem Princip der Nationalität, d. h. der Staatsangehörigkeit des Vaters, nicht wie das englische Recht vom Mittelalter her annahm nach dem Principe der Territorialität, d. h. des Ortes der Geburt. Allgemein wurde anerkannt, daß im Geiste der modernen Rechtsentwickelung überhaupt der Rechtszustand und die rechtliche Fähigkeit einer Person nach der Nationalität (Staatsangehörigkeit), und nur, wenn diese ungewiß sei, nach dem Rechte des Wohnortes zu bestimmen sei.

Dagegen sträubten sich einige der englischen Mitglieder den von den continentalen Mitgliedern wie von den beiden Berichterstattern vertretenen Grundsatz zuzugestehen, daß das Erbrecht seiner Natur nach als universal zu behandeln, und mit Bezug auf Erbfolge, berechtigte Erben, Erbantheil, Testirfreiheit sich nach dem Rechte des Landes bestimme, welchem der Erblasser staatlich angehöre, ohne Rücksicht darauf, wo die Güter liegen. Sie ließen die Regel gelten für das Mobiliarvermögen, nicht aber für die Liegenschaften. Der Unterschied zwischen dieser Meinung und derjenigen der Mehrheit ist aber nicht so groß, als es zunächst den Anschein hat, denn auch diese erkannte an, daß unter allen Umständen in jedem Lande solche Rechtsregeln nicht angewendet werden dürfen, welche mit dem öffentlichen Rechte oder mit der öffentlichen Ordnung dieses Landes im Widerspruche stehen. Wenn also z. B. das englische System einer singulären Erbfolge in Rittergütern, welches mit dem englischen Verfassungsrechte enge zusammenhängt, der Theilung eines Rittergutes unter mehrere Erben eines auswärtigen Eigenthümers widerstreitet, so wird auch da das öffentliche Recht Englands in England den Vorzug erhalten.

4. Lebhaftere Debatten verursachte das folgende Thema, betreffend die Auslieferung, besonders die Auslieferung politischer Flüchtlinge.

Dasselbe war ebenfalls durch Berichterstatter und Commissionen vorher bearbeitet worden. Das Institut hatte sich schon in Brüssel im Allgemeinen mit der Frage beschäftigt und den sorgfältigen Bericht des Professors Brocher aus Genf dabei berücksichtigt. Aber über die Auslieferung der politischen Flüchtlinge kam es damals zu keinem Abschlusse, da sich die Meinungen noch ungeklärt gegenüber standen. Die Frage, die inzwischen durch den Fall Hartmann erhitzt worden war, wurde zu erneutem Studium an die Commission verwiesen. In Oxford lag nun ein neuer Bericht vor, von Professor L. Renault in Paris (Associé des Instituts), dessen Anträge mit ein paar geringfügigen Modificationen von dem Institute angenommen wurden.

Insbesondere wurde auch von den englischen Mitgliedern im Gegensatze zu ihrer älteren Theorie anerkannt, daß zwar Auslieferungsverträge unter den verschiedenen Staaten sehr zu empfehlen seien, daß aber die Auslieferung von schweren Verbrechern auch abgesehen von Verträgen aus Gründen der Gerechtigkeit und der Völkergemeinschaft eine völkerrechtliche Pflicht sei. „Die Reciprocität kann eine Forderung der Politik sein, sie ist keine nothwendige Voraussetzung der Rechtsordnung.“

„Unter Ländern, deren Strafgesetzgebung auf analogen Grundlagen ruht und welche wechselseitiges Vertrauen haben zu ihrer Strafrechtspflege, würde die in manchen Gesetzen gegenwärtig noch verbotene Auslieferung von Staatsgenossen im Interesse einer guten Verwaltung der Strafrechtspflege liegen, denn es ist ein Verlangen der Wissenschaft, daß die Gerichte des Ortes, wo ein Verbrechen verübt worden ist, vorzugsweise berufen seien, über dasselbe zu urtheilen.“ In dieser Beziehung sprach sich das Institut für eine Reform aus.

Einstimmig wurde anerkannt, daß die Nichtauslieferung wegen politischer Handlungen eine Ausnahme der sonstigen Regel der Auslieferungspflicht wegen schwerer Vergehen sei, aber heute eine völkerrechtliche Ausnahmenorm geworden sei. Ebenso wurde allseitig zugestanden, daß dem Staate, an welchen das Auslieferungsbegehren gerichtet werde, das Recht zukomme, selbstständig und frei (souverainement) zu prüfen und je nach den Umständen darüber zu entscheiden, ob die Handlung, mit Rücksicht auf welche die Auslieferung verlangt wird, einen politischen Charakter habe oder nicht.

Der Bericht von Renault schlug nun aber vor, worauf es praktisch ankommt, einer ungebührlichen Ausdehnung dieser Ausnahmenorm dadurch zu begegnen, daß für jene Entscheidung leitende Grundsätze ausgesprochen werden, welche die Mißbräuche verhüten. Mit dem Berichte stimmte wesentlich auch das Votum überein, welches ich, als ich noch zweifelte, ob ich der Sitzung in Oxford beiwohnen könnte, dem Bureau schriftlich eingereicht hatte, und welches von diesem den Mitgliedern in französischer Uebersetzung vor der Versammlung zur Kenntniß gebracht worden war. Insbesondere wurden zwei Grundsätze ausgesprochen:

1) Handlungen, welche die Merkmale gemeiner Verbrechen an sich tragen, wie insbesondere Mord, Brandstiftung, Diebstahl begründen nicht schon deshalb eine Ausnahme von der Auslieferung, weil ihre Urheber dabei politische Absichten verfolgten.

2. Um die Handlungen zu beurtheilen, welche bei einer Auflehnung, einem Aufstande oder in einem Bürgerkriege verübt worden sind, kommt es darauf an, ob dieselben Handlungen, in einem gewöhnlichen Kriege begangen, durch das Kriegsvölkerrecht entschuldigt waren oder nicht.

Die Aussprache dieser das Asyl beschränkenden, aber die Rechtssicherheit und eine wirksame Strafrechtspflege schützenden Grundsätze wurde namentlich von dem italienischen Mitgliede Pierantoni lebhaft bekämpft, aber von anderen Mitgliedern, insbesondere von Rivier, Martens, Alberic Rolin nicht weniger entschieden vertheidigt.

Mit sehr großer Mehrheit — nur zwei Mitglieder stimmten dagegen — sprach sich das Institut, in namentlicher Abstimmung, für jene beschränkenden Regeln aus, und es ist das um so beachtenswerther, als diese Verhandlung und Abstimmung in einem Lande geschah, welches das Asylrecht in weitestem Umfange zu üben gewohnt und darauf mit Recht stolz ist.

Gewiß ist auch so noch im Einzelnen die Entscheidung in manchen Fällen schwierig. Aus den Zweifeln hilft aber schließlich der Grundsatz hinaus, daß der Asylstaat mit souveränem Ermessen zu prüfen und zu bestimmen hat, ob eine Handlung einen politischen Charakter habe oder nicht. Unser Schiller hat den Unterschied zwischen der That Tells, welcher im Kampfe für das heiligste Familienrecht und für Volksfreiheit den Tyrannen Geßler erschoß, und dem Herzog Johann, welcher den König Albrecht ermordete, ergreifend dargestellt. Wir wissen ebenso die That der Charlotte Corday, welche ihr Vaterland von dem blutdürstigen Wüthrich Marat durch einen Dolchstoß befreite, und dem Morde Heinrichs IV. durch Ravaillac zu unterscheiden. Weshalb der Mörder des Präsidenten Lincoln oder der Attentäter Nobiling nicht hätten ausgeliefert werden sollen, wenn sie in ein anderes Land geflüchtet wären, ist nicht einzusehen. Das natürliche Rechtsgefühl wird entschieden beleidigt durch eine Asylpraxis, welche den Mörder eines Privatmannes ausliefert, den Mörder eines Staatshauptes schützt. Der Mord wird dadurch nicht entschuldigt, daß er das Leben eines Mannes verbrecherisch bedroht, das nicht blos für sich selber und für seine Familie einen Werth hat, sondern überdem für ein ganzes Volk. Die allgemeine Rechtssicherheit wird noch gefährlicher

Digitized by Google

bedroht und schwerer erschüttert, wenn eine Verschwörung ruchloser Menschen alle Führer und Träger der Staatsgewalt ermorden will, als wenn eine Räuberbande eine einzelne Gegend durch Raub- und Mordthaten unsicher macht. Alle Staaten haben daher ein gemeinsames und dringendes Interesse, solche Gefahren von der Gesellschaft abzuwenden und einander in der Verwaltung der Strafrechtspflege beizustehen. Die bloße, selbst die wahrhafte Berufung auf politische oder religiöse Motive des Mordes ist nicht genügend, um diesen seines Charakters als eines gemeinen Verbrechens zu entkleiden und denselben zu einem politischen Vergehen zu stempeln. Man muß vielmehr in jedem einzelnen Falle prüfen, welches Element, nicht etwa nach den subjectiven Ansichten und Vorurtheilen des Thäters, sondern nach dem unparteiischen objectiven Urtheile des Richters, überwiege, um die That entweder als gemeines Verbrechen, das mit einem politischen Verbrechen verbunden ist, oder als ein wesentlich politisches Vergehen, das mit einem gemeinstrafbaren gemischt ist, zu betrachten und zu behandeln. Im ersteren Fall wird die Auslieferung, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß nur das gemeine Verbrechen bestraft werde, nothwendig, im letzteren das Asyl gerechtfertigt sein.

Die Hinweisung auf die Analogie des Kriegsvölkerrechtes in der zweiten Beschränkung gibt einen guten Anhalt und Maßstab für eine richtige Unterscheidung. Die Tödtung im Kampfe, die Wegnahme oder Zerstörung von fremden Gütern wird in vielen Fällen als Kampfmittel entschuldigt, und wird in andern Fällen, wo die Kriegsübung sie nicht entschuldigt, als gemeines Verbrechen bestraft.

Der Associé Rolin machte mit Recht darauf aufmerksam, wenn dereinst alle europäischen Länder eine freie Verfassung und wesentlich dieselben Garantien der Rechtspflege besitzen, so hätte auch bei politischen Vergehen das Asyl keinen Rechtsgrund mehr und würde die wechselseitige Beihülfe des Staats bei Ausübung der Strafrechtspflege zur Regel werden.

Als einen Wunsch der Reform sprach das Institut aus, daß jeder Zeit die Frage der Auslieferung durch eine richterliche Behörde in contradictatorischem Verfahren geprüft und darüber geurtheilt werde, behielt aber der Regierung das Recht vor, die Auslieferung zu verweigern, wenn politische Bedenken im Wege stehen, nicht jedoch das Recht, die Auslieferung zu gewähren, wenn das Gericht sie für unberechtigt erklärt habe.

Die Beschlüsse sind so gefaßt, daß sie füglich bei Auslieferungsverträgen beachtet und benutzt werden können.

Am Schlusse dieses Berichtes ist noch der Ehrenpromotion zu erwähnen, welche in Oxford stattfand. Die Universität Oxford hatte in ihrer Versammlung (convocation) vom 31. August beschlossen, zu Ehren des völkerrechtlichen Institutes den vier bisherigen Präsidenten desselben: Mancini (Rom), Bluntschli (Heidelberg), de Parieu (Paris) und Rolin-Jacquemyns (Brüssel), das Ehrendoctorat des D. C. L. (Doctor of civil Law) in öffentlicher Versammlung zu ertheilen. Dieses Oxforder Doctorat hat einen durchaus anderen Charakter als das juristische Doctorat der deutschen Universitäten. Es wird nicht, wie dieses, am Schluß der Universitätsstudien nach bestandenem Examen ertheilt, sondern, ähnlich wie unser Doctorat der Theologie, nur gleichsam wie ein hoher wissenschaftlicher Orden als Auszeichnung verliehen. Die meisten Fellows der Universität, unsern außerordentlichen Professoren an Rang vergleichbar, und besser gestellt als diese, besitzen den Grad eines D. C. L. nicht. Zuweilen haben auch andere als wissenschaftliche Verdienste die Ertheilung dieser Würde veranlaßt. Es ist bekannt, daß Blücher nach seinen Schlachten und Siegen für das Recht und die Freiheit der Völker zum D. C. L. gemacht wurde, und auch verehrte Fürsten die Würde empfingen.

Da Mancini und de Parieu, jener amtlich, dieser durch Unwohlsein verhindert waren, so wurden nur die andern zwei Präsidenten mit dieser Auszeichnung beehrt. Schon am Abend vor der feierlichen Handlung war der Lordkanzler von England, Lord Selbourne, zu dem Festdiner gekommen, welches das College All Souls den Mitgliedern des Institutes gab. Am Tage darauf am 8. September versammelte sich ebenda der Vicekanzler der Universität, die Doctoren der Theologie (D. D.) in ihren rothen Mänteln mit schwarzem Besatz, die Doctoren of civil Law in ganz rothen Mänteln (der Rücken von Wolle, die Aermel von Seide) und mit ihren schwarzen Baretten, eine größere Anzahl Fellows mit schwarzen Mänteln, um gemeinsam nach der nahen Universitätsaula, dem sogenannten Sheldon Theater zu ziehen, die Pedelle mit ihren großen Sceptern voran. Auch wir Beide zogen mit, bereits mit den rothen Mänteln und den Baretten ausgerüstet. Aber wir mußten erst einige Minuten allein in der Kapelle warten, bis die große Convocation im Theater die Verleihung der Würde nochmals bestätigt hatte.

Nun erst wurden wir von dem Professor regius, dem Parlamentsmitgliede Bryce D. C. L. in die Aula eingeführt. Die Orgel spielte den Krönungsmarsch aus dem Propheten. Der große amphitheatrisch gebaute Raum war reich besetzt von Mitgliedern der Universität und Herren und Damen der Stadt. Da wegen der Ferien die Studenten nicht anwesend waren, so war uns das Geschrei und der Ulk erspart, die sonst bei ähnlichen Feierlichkeiten herkömmlich sind. Es ward bald stille und nun hielt Professor Bryce seine Rede in lateinischer Sprache, zuerst mit Bezug auf meine Person. Er sprach das Latein für uns ganz verständlich aus und ich höre, daß überhaupt in neuerer Zeit die Engländer sich in der Aussprache des Lateinischen den Italienern und den Deutschen annähern. Dann erklärte der Vicekanzler ebenfalls in lateinischer Sprache, aber mit mehr englischem Ausdruck, die Verleihung des Ehrendoctorats. Ich mußte zu ihm die Stufen der Galerie aufsteigen und ihm die Hand schütteln. Dann setzte ich mich zu den andern anwesenden Doctoren.

Darauf kam die Reihe an Rolin. Die Ceremonie ging ganz in derselben Weise vor sich. Als auch er Platz genommen hatte unter den Collegen, schloß der Vicekanzler die Feierlichkeit und das Publicum ging aus einander. Wir aber wurden noch in die Bodleiana geführt, um unsere Namen in das dortige Buch einzuschreiben. Als ich ein wenig in dem Buche blätterte, las ich nur einige Seiten vor der unsrigen die Namen des Erbgroßherzogs von Baden und meines verehrten Freundes, des Freiherrn von Roggenbach.

Literatur und Kunst.

Klinger in der Sturm- und Drangperiode.*)

Der Name Klingers ist mit dem Namen der Sturm- und Drangperiode aufs Engste verwebt; hat doch letztere durch den Titel eines Dramas des Erstern die Bezeichnung erhalten, unter welcher sie in der Literaturgeschichte fortlebt. Schon dieses äußern Zusammenhangs wegen — ganz abgesehen von wichtigen inneren Gründen — war eine Darstellung jenes Literaturabschnitts und der in demselben von Klinger entfalteten Thätigkeit seit lange ein Bedürfniß, und man war daher seit manchem Jahr auf das Werk gespannt, welches, wie man wußte, M. Rieger über Klinger vorbereitete. Der erste Abschnitt desselben liegt nun vor.

Ein stattlicher Band, mit einem Bildniß Klingers nach einer Kreidezeichnung Goethes (Jan. 1775), über welche Klinger einmal schrieb: „Das Porträt von mir von Goethe vermiß ich ungern, besonders da du dirs so gut copiren kannst", Worte, welche in unserm Buche dem Bilde als Facsimile beigegeben sind. Das Werk zerfällt in einen größern darstellenden und in einen kleinern urkundlichen Theil. Letzterer ist nicht nur für die Biographie des Dichters, sondern für die Literaturgeschichte der

*) Dargestellt von M. Rieger. Mit vielen Briefen. Darmstadt 1880, Verlag von Arnold Bergsträßer. XII und 438 S.

Digitized by Google

Zeit von hohem Werthe. Er enthält 57 Briefe Klingers aus den Jahren 1774—1780 an seinen Freund Schleiermacher, an andere Freunde, an Mutter und Schwester — nicht weniger als 15 aus den Monaten, die Klinger mit Goethe und seinen Genossen 1776 in Weimar verlebte —; sodann 14 Briefe des mit Klinger eng verbundenen Kayser.

Wenn irgend Jemand zu einer Biographie des Dichters berufen, so war es der Verfasser des vorliegenden Buches: er ist der Großneffe des Dichters, der Enkel seiner Schwester Agnes, der in Folge dieser engen Familienbeziehungen — wenn auch die manchmal als Berichterstatterin eingeführte Frau den Oheim niemals gesehen hatte — über eine literarische Tradition und einen nicht unwichtigen handschriftlichen Nachlaß zu verfügen hatte. Er hat sich seiner Aufgabe mit großem Fleiß und außerordentlichem Geschick unterzogen. Sein Buch ist mit vollster Beherrschung des Stoffes gearbeitet und vortrefflich geschrieben; es ist ein Quellenwerk und zugleich eine Darstellung, der man gerne und mit Genuß folgt. Freilich wird sich mancher Leser bei dieser Arbeit — wie überhaupt bei den meisten literarhistorischen Monographien der neuesten Zeit — über die allzu große Ausführlichkeit beklagen, die nicht das geringste Detail ausläßt und auch kleinsten Ereignissen eine Behandlung zu Theil werden läßt, die mit der Wichtigkeit derselben in gar keinem Verhältnisse zu stehen scheint; indeß mag er sich zum ruhigen Ertragen derartiger Stellen mit dem Dichterworte ermuntern: „Staub soll er fressen — und mit Lust."

Friedrich Maximilian Klinger ist am 17. Febr. 1752 in Frankfurt a. M. geboren. Der Vater war Constabler und starb sehr früh 1760, die Mutter, welche Klinger später eine „gute, redliche, verständige" Frau nannte, obwohl er in den Briefen seiner Jugendzeit sich nicht selten über ihre Kleinlichkeit und das Ungerechtfertigte ihrer Ansprüche beklagt, ernährte sich und die Kinder durch Waschen und einen Kramhandel. An Klingers Kindheit haben sich manche Sagen geknüpft. Sicher ist, daß er durch Unterstützung von Gönnern ins Gymnasium aufgenommen wurde, daß er, der selbst Hülfsbedürftige, seine Theilnahme einem noch Schutzlosern, Joh. G. Authäus, schenkte und mit diesem gemeinschaftlich 1772 aus dem Gymnasium entlassen wurde. Erst am 16. April 1774 bezog er die Universität Gießen.

In der Zwischenzeit lebte er mit Goethe. Dieser erwähnt in der Schilderung der Frankfurter Jugendzeit Klingers und charakterisirt ihn nach einer durch fast ein halbes Jahrhundert abgeblaßten Erinnerung; Klinger hat dagegen in folgenden Worten an seinen Freund Schleiermacher, die fast unmittelbar nach der Zeit des Frankfurter Zusammenlebens geschrieben sind: „Wüthe und fluche gegen mich — wirf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müste der Mensch was haben, wohin er gösse und schütte. Das hatt' ich all an Goethe," Beider Verhältniß gut bezeichnet. Klinger gehörte mit zu den Genossen, die in jugendlichem Streben vereint waren; die Bewunderung Shakespeares erfüllte sie alle; auf Klingers Stube soll Goethes Farce: „Götter, Helden und Wieland" entstanden sein. Wahrscheinlich aber stammt ihre Verbindung aus der ersten Jugendzeit Beider, denn die zuerst von Volger aufgestellte, durch Goethes Verse an Klinger: „An diesem Brunnen hast auch Du gespielt" unterstützte Vermuthung, daß die Klinger'sche Familie eine Zeit lang in dem Nebenbau zu Goethes Vaterhaus gewohnt habe, ist schwer abzuweisen, wenn auch freilich nicht völlig zu erweisen. Die engen Beziehungen, welche Klinger später mit Frau Rath unterhält, und die Art und Weise, in welcher Frau Klinger, die Mutter, von Goethe spricht: „Unser Goethe der heilig Mann", lassen es fast als undenkbar erscheinen, daß erst die Jünglinge, nicht aber bereits die Knaben mit einander bekannt geworden seien. Zu den Frankfurter Jugendgenossen gehört sodann vor Allem der talentvolle, liebenswürdige, strebsame, aber vom Erfolg nicht verwöhnte Musiker Kayser, der etwa in demselben Verhältnisse zu Klinger stand, wie dieser zu Goethe. Es ist charakteristisch für ihn und seine Zeit, wenn sich Kayser einmal als „aus dem Geschlecht und Saamen Klingers" bezeichnet oder einem Freunde zuruft: „Nicht dich Mensch allein, sondern den Hund beneid ich an Klingers Seite zu gehen."

Im April 1774 bezog Klinger die Universität Gießen um Jurisprudenz zu studiren. Trotz seines großen Stolzes, der ihm die Annahme von Geschenken fast unmöglich machte, ließ er sich, durch Goethes Vermittelung, freie Wohnung beim Prof. Höpfner geben und nahm Goethes Fastnachtsspiele zum Geschenk an, um sie, durch Höpfners Vermittlung, für seinen eignen Nutzen zu verkaufen. In Höpfners Hause lernte er Albertine v. Grün kennen, ein geistreiches Mädchen, deren vor einigen Jahren veröffentlichte Briefe einen nicht uninteressanten Beitrag zur Literatur der Genieperiode geben, und unterhielt mit ihr eine Liebelei, ohne deswegen das schwärmerische Verhältniß zu einem Frankfurter Mädchen, der Tochter des Kaufmanns Herzog abzubrechen, sonst aber lebte er still und einsam, fern vom Studentenleben, das er haßte, in inniger Hingabe an die Natur, in enger Vertrautheit mit Ernst Schleiermacher, der später durch Gründung und Entwickelung der Kunst- und Naturaliensammlungen in seiner Vaterstadt Darmstadt sich große Bedeutung erwarb.

Klinger war fleißig, aber weniger als Jurist, denn als Dichter. In die erste Zeit des Gießener, vielleicht noch in die des Frankfurter Aufenthalts gehört sein Drama „Otto, ein Ritterschauspiel", das man schwerlich mit Rieger „dramatischer und tragischer" als Goethes Götz wird nennen wollen, ein unreifes Stück, in welchem die Kraft des Dichters noch ganz ungeregelt und ungezügelt erscheint. Im Winter 1774/75 entstand ein anderes Stück: „Hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib." Diese Zeitbestimmung ist wichtig genug zur Beurtheilung des Dichters, ein Zeugniß für seine rasende Hast, die ihn nie lange bei einem Gegenstande verweilen und ihn daher fast niemals zu sorgfältiger Ausarbeitung gelangen ließ. In einem Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren arbeitete er an sieben Dramen, von denen er zwei unvollendet liegen ließ, schrieb Gedichte, führte einen für damalige Begriffe ziemlich ausgedehnten Briefwechsel und wird wohl auch, da er sich ja einmal Studirens halber in Gießen aufhielt, sich einigermaßen mit Jurisprudenz abgegeben haben. Diese Vielgeschäftigkeit hätte selbst ein Genie zu Falle gebracht. Ein Genie aber war er nicht, so gern er und seine Freunde dies Wort auch im Munde führen, so selbstbewußt er auch von seinen vollendeten und im Werden begriffenen Arbeiten spricht: „für dies Werk steh ich" und ähnliche Ausdrücke; so bereit auch seine Bewunderer sind, ihn einen Halbgott zu nennen und ihn den Größten seiner Zeit als ebenbürtig an die Seite zu stellen. Zu diesen Bewunderern hat sich auch der neueste Biograph gesellt, wohl nicht zum Vortheil seines Werkes, das durch derartige Lobpreisungen trotz seiner großen Gelehrsamkeit, seiner umfassenden Kenntniß der Literatur des 18. Jahrhunderts und seines durchaus strengwissenschaftlichen Charakters an einzelnen Stellen Gefahr läuft, in den Ton einer panegyrischen Schrift zu gerathen. Denn war es wirklich nöthig, nach jener Erhebung des ersten Dramas über Götz, ein zweites auf Kosten von Schillers Kabale und Liebe zu preisen, und bei der Beurtheilung eines dritten Lessing zu tadeln, daß er für jenes Schönheiten keinen Sinn gehabt? Gewiß liegt Rieger nichts ferner, als die drei Geistesheroen herabzusetzen, aber auch jede Aeußerung, welche eine solche Vermuthung hervorrufen kann, hätte vermieden werden sollen.

Die zwei unvollendeten Dramen Klingers sind „Donna Viola" und „Pyrrhus"; unter den vollendeten und gedruckten verdient „Das leidende Weib" zuerst eine Erwähnung. Es ist ein Tendenzstück und zwar ein durch Rousseau'sche Gedanken beeinflußtes, es stellt die Gefahren vor Augen, die für die sittliche Gesundheit des Weibes durch die Beschäftigung mit der schönen Literatur entstehen können. Solche Gefahren wurden aber nach der Meinung jener Zeit zunächst durch Wieland erzeugt, der demgemäß auch in diesem Drama als Verführer und Verderber der Jugend gescholten wird. Die Literaten freilich, die gegen ihn auftreten, sind nicht gerade Tugendspiegel, treiben sich vielmehr in wenig ehrbarer Gesellschaft herum und werden aus einem ge

Digitized by Google

meinen Hause von kräftigeren Nebenbuhlern vertrieben. Sie sind einig in ihrer Abneigung gegen das Alte und in ihrer Bewunderung für Goethe, denn auf ihn bezieht sich die Aeußerung: „Den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, die ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war.“ Neben dem literarischen tritt in dem Stück das politische Moment hervor: Klinger zeichnet hier wie auch in seinen späteren Arbeiten einen uneigennützigen Fürstendiener, der einem verderbten Hofe zum Trotz unerschütterlich das Gute will und thut, bis er darüber äußerlich zu Grunde geht. Und endlich das persönliche, nicht blos dadurch, daß Klinger den Hauptpersonen, sowohl handelnden als leidenden, Züge seines eignen Wesens gibt, sondern auch dadurch, daß er auf ein Liebesverhältniß anspielt, das durch Zwischenträgereien getrübt oder, wie die Gegner meinten, durch Klingers Schuld vernichtet wurde. „Er hats auch an einer Unschuld versucht, aber ein Schutzengel riß sie vom Abgrund weg,“ hieß es in einem Pasquill, das, nach Analogie der Nikolai'schen Gegenschrift gegen den Werther, „Die frohe Frau“ betitelt war.

Pasquille und Kritiken konnten dem selbstbewußten Dichter freilich nichts anhaben; denn er befolgte schon damals den Grundsatz, den er einige Jahre später aussprach: „Seitdem mich der böse Geist trieb ein Buch zu schreiben, schwur ich meinem Genius einen feierlichen Eid, nie ein Wort zu lesen, was die Kritiker darüber sagen“. Dieses Selbstbewußtsein, das ihn häufig genug hinderte, die Stimme der Vernunft zu hören, wurde noch durch den Erfolg gesteigert, den er für sein Drama „Die Zwillinge“ errang; er erhielt für dasselbe den von der Schröder-Ackermann'schen Gesellschaft ausgesetzten Preis und besiegte dadurch das von Lessing u. A. gerühmte Stück „Julius von Tarent“ seines Nebenbuhlers Leisewitz, das ebenso wie das seinige, einen grausigen Brudermord behandelt hatte. Es ist die Geschichte des weichmüthigen, sanften, glücklichen Ferdinando, der als der Aeltere gilt, vielleicht ohne es zu sein, der von seinem trotzigen, gewaltthätigen, neidischen Bruder Guelfo, welcher ihm die Herrschaft nicht gönnt und die Geliebte abtrünnig machen möchte, erschlagen wird, — eine grausige That, für welche der Mörder von seinem gleichnamigen Vater später den Todesstoß empfängt. Es ist ein krasses Stück, voll wirksamer Scenen und infolge derselben wohl eines theatralischen Preises würdig, aber von schwacher Motivirung; die Rohheit des Tones, die Grausamkeit der Handlungen wirkt abstoßend; es mag richtig sein, daß, wie Rieger sagt, „in ihm zum erstenmal vor den Augen eines aus der Zahmheit sich aufraffenden Geschlechts die Tragik der Uebermännlichkeit entfaltet wird“, aber gerade diese Uebermännlichkeit ist es, welche den poetischen Werth beeinträchtigt, wenn nicht gar aufhebt.

Ueber die beiden anderen Dramen, „Die neue Arria“, welche die Geschichte der Gemahlin des Römers Paetus in das 16. Jahrhundert verlegt, und „Grisaldo“, welches Abenteuer und Thaten eines castilianischen Helden des 15. Jahrhundert, mit Anlehnung an die von der Bibel erzählten Kraftleistungen und Liebesthaten Simsons behandelt, kann man kürzer hinweggehen. Das erstere wurde von Karl Lessing verurtheilt; G. E. Lessing stimmte dieser Verurtheilung bei, fügte aber hinzu: „Wenn ich Dir rathen soll, gib Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab; sie wollen nun nicht anders“; das letztere soll von Goethe mit den Worten abgethan worden sein: „Was für verfluchtes Zeug ists, was Du da wieder einmal geschrieben hast, das halte der Teufel aus“; und man braucht sich nicht zu schämen diesen Beurtheilern beizupflichten. Der letzterwähnte Ausruf soll von Goethe in seinem Zimmer zu Weimar gethan worden sein; dahin war Klinger, nachdem er in Gießen zwei Jahre lang der Literatur und der Freundschaft gelebt hatte, denn auch F. H. Jacobi und Boie, den Brüdern Stolberg und J. M. Miller war er in der rasch auflodernden Weise jener Zeit nahe getreten, eigenmächtig gekommen.

Goethe nämlich war Klingers literarisches Vorbild, war sein liebster Umgang gewesen, nun sollte er auch helfen, des jugendlichen Genossen Schicksal zu gestalten. Am 10. Juni 1776 kam Klinger nach Weimar. Zwei Tage später schrieb er an Schleiermacher: „Hier sah ich und seh täglich, daß würklich über Goethe sich so wenig sagen läßt als man eigentlich über den Sohn Gottes sagen sollte, wenn man ihn glaubt. Und so will ich auch schweigen. Er stickt in politischen Geschäften und hat diesem Land genutzt und thut Sachen — wie soll man ihn nennen? Und hier sag ich dir zugleich, das alles anders ist als wir uns imaginirten und daß von allem nichts wahr ist was gesprochen wird, daß du kein Wort glauben mußt und nur hören. Goethe ist geliebt durchaus und des Lands Heil und der Herzog ein vortrefflicher Mensch.“

Klinger war ungerufen nach Weimar gekommen, vielleicht auch unerwünscht. Man hat nicht selten Goethe die Kälte vorgeworfen, welche er den ungebetenen Gästen in Weimar gegenüber zeigte; man sollte billigerweise die Milde und Freundlichkeit bewundern, die er den Herbeiströmenden bewies. Denn Jeder meinte sich an den Saum seines Kleides heften zu dürfen, Jeder glaubte sich berufen, sein Glück zu theilen und mit ihm in Weimar zu leben. Noch steckte Goethe in den schlimmen Erfahrungen, die er soeben mit Lenz gemacht, da kam ein Neuer an. Trotzdem zeigte er sich freundlich, so daß Klinger ganz beseligt war. Dieser bewunderte nächst Goethe den früher arg verkannten Wieland, verehrte den Herzog, den er freilich selten sah, schloß sich dem Prinzen Constantin eng an und führte mit den Genannten, ferner mit Knebel, v. Wedel u. A. ein tolles Leben. Gewiß wäre er gern dauernd in Weimar geblieben, aber Goethe scheint ihm den Gedanken „ein für allemal“ ausgeredet zu haben; nun wollte er Soldat werden, besonders da er von Wieland häufig die Aeußerung hörte: „Ihr seid für jede Civilbedienung zu groß.“ Wirklich machte man Anstalten, ihm eine Stellung zu verschaffen, die Herzogin Amalia schrieb nach Preußen, Andere dachten an Rußland, er selbst an Amerika. Denn seines Bleibens war in Weimar nicht länger. Schon lange bevor er durch Christ. Kaufmann, den seltsamen unbändigen Kraftapostel, den Schelm mit geringem Verstand und schlechtem Willen, angeschwärzt worden — es lohnt sich kaum der Mühe, die Gründe dieses Verfahrens zu erforschen — war er bei Goethe und bei Wieland unmöglich geworden. Und das mußte über kurz oder lang geschehen, weil Klinger durch sein unreifes Wesen und seine phantastischen Ideen in einen festgehegten Kreis, in einen kleinen Staat nicht paßte. In seinen tollsten Tagen war Goethe ein zielbewußter Mensch, ein pflichteifriger Beamter gewesen, was sollte er und seine Gleichgesinnten mit Jünglingen anfangen, die, ohne etwas leisten zu können oder zu wollen, große Ansprüche erhoben und durch die Caricatur ihres ganzen Wesens in unliebsamer Weise an einen glücklicherweise überwundenen Standpunkt erinnerten. Man braucht gar nicht zu wissen, daß Klinger einmal beim Schießen ein Porträt Goethes zum Ziel nahm und durch solche Verhöhnung den Herzog und den Dichter erbitterte, man braucht nicht daran zu glauben, daß Klinger sich durch Klatschereien über Frauen verhaßt gemacht habe und doch wird man es natürlich finden, daß Goethe, der freilich früher in dem ersten Rausche der Jugendfreundschaft gesagt hatte: „Ich trage dein Schicksal in meinem Herzen wie das meinige“, etwa sechs Wochen nach Klingers Ankunft die Worte schrieb: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich; ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und es nicht verstand und ichs nicht erklären konnte und mochte.“

Klinger zog von Weimar fort, freilich einstweilen nicht um Offizier zu werden, sondern Theaterdichter. Es mag recht einseitig klingen, aber nichtsdestoweniger bleibt es wahr: für uns besitzen jene Heroen der Sturm- und Drangperiode erst rechtes Interesse, sobald sie mit Goethe in nähere Beziehung treten, sie verlieren es, sobald sie sich von ihm entfernen. Darum sei der spätere Lebenslauf Klingers, soweit er in die Sturm- und Drangperiode gehört, nur kurz erwähnt. Seine erste Stellung war die eines Dramaturgen an der Seyler'schen Bühne — er mochte es nicht leiden, daß man ihn „Theaterdichter“ nannte — zuerst in Dresden, dann in Mannheim, wo er mit so vielen Anderen in Betreff der „Nationalbühne“ Hoffnungen und Enttäuschungen

Digitized by Google

durchmachte. Dann gedachte er auf Kaufmanns Empfehlung nach Rußland als Hofmeister zu gehen, vergnügte sich eine Weile in dem Jacobi'schen Hause in Düsseldorf und war, wie die Meisten, welche diesem angeregten Kreise näher treten durften, von Heinse und Johanna Fahlmer sehr entzückt, hielt sich in Frankfurt bei den Seinen und in Emmendingen bei Schlosser auf, der, obwohl Schwager Goethes, die diesem Schmollenden und sich von ihm zurückgesetzt Wähnenden gern bei sich aufnahm, wurde dann endlich Offizier in östreichischen Diensten, konnte aber seine Lust am Kriege und Kriegsleben in dem kurzen bayrischen Erbfolgekrieg nicht vollauf befriedigen, sah sich alsbald in seinen Hoffnungen getäuscht, quittirte den Dienst und führte eine Zeit lang ein unstätes Wanderleben, das ihn zwar mit vielen Personen in Berührung brachte, aber doch arm an wichtigen Ereignissen war. Es schien, als sollten die Weimarer Tage, die trotz ihrer Enttäuschungen als Lichtblicke im Leben des Dichters galten, ihren Glanz vollkommen einbüßen und die trübe Färbung der anderen Perioden annehmen. Denn auch der Prinz Ludwig von Darmstadt, der „herrliche Mensch", mit dem er in Weimar in genialischer Zwanglosigkeit verkehrt und von dem er gnädige Worte, die er gern als bestimmte Zusicherungen deutete, erhalten haben mochte, erwies sich, als nun Thaten an Stelle der Worte treten sollten, nicht als so unbedingter Förderer, wie man gehofft hatte; und Kaufmann, auf den so große Hoffnungen gesetzt worden waren, entpuppte sich, um mit Goethe zu reden, als der „Hund", der vom „Gottesspürhund" allein übrig geblieben war. Dagegen kam unerwartete Hülfe durch Schlossers Vermittelung. Dessen Gönner nämlich, der Herzog Paul Eugen von Montbéliard, der Schwiegervater des russischen Thronfolgers, empfahl ihn nach Rußland, und erwirkte für ihn ein Offizierspatent in der russischen Armee. Am 1. September 1780 begab er sich auf die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte, wo er bis zu seinem Tode in hochangesehener Stellung wirkte. Auch der deutschen Literatur entfremdete er sich nicht während der Zeit, die er im Auslande zubrachte, aber der Stürmer und Dränger ist verschwunden; an die Stelle des leidenschaftlich erregten Jünglings tritt der ruhige klardenkende Mann.

Während dieser Zeit — von dem Abschied aus Weimar bis zur Abreise nach Rußland sind es vier Jahre — war Klinger literarisch ungemein thätig gewesen. Eine solche Thätigkeit war ihm Bedürfniß des Herzens, noch mehr aber Bedürfniß des Beutels. Denn Klinger befand sich in permanenter Geldnoth und war gleichwohl bestrebt, nicht nur für sich, sondern auch für seine Mutter Geld zu erwerben; diesen Erwerb sollte ihm nun sein literarisches Talent verschaffen. Solches Streben ist zwar löblich, aber gefahrvoll, denn das Maß dessen, was producirt werden kann, ist nicht immer dem gleich, was producirt werden muß und das Verlangen nach Honorar erzeugt zwar Reichthum an Worten, aber nicht an Gedanken. So sind denn auch Klingers Lohnarbeiten, insbesondere der „Neue Orpheus" oder „Orpheus", der, um den leiblichen Bedürfnissen des Verfassers zu genügen, allmählich auf fünf Theile anschwoll, keineswegs vollendete Leistungen, trotz mancher wohlgelungenen satirischen Züge gegen Hofleben und Staatswesen, trotz mancher gut vorgetragener Erzählungen und vieler interessanter moralischer Bemerkungen, die vielfach der Schule Rousseaus und J. G. Schlossers ihren Ursprung verdanken. Schon in einem Theil dieses Orpheus hatte der Dichter ein satirisches Drama: „Prinz Seidenwurm" eingeschaltet; auch sonst blieb er der dramatischen Muse getreu, welcher er seine ersten Erfolge zu verdanken hatte. Ueber diese seine dramatischen Arbeiten, den genannten satirischen Roman oder richtiger über das den verschiedensten Dichtungsarten angehörige Quodlibet hat Rieger in mustergültiger, vollkommen erschöpfender Weise gehandelt; bei jedem einzelnen Werke Entstehung und Inhalt dargelegt, die Würdigung eines jeden versucht und die Aufnahme bei den Zeitgenossen und Späteren geschildert. Sein Werk ist für den, welcher Klinger kennen lernen will, durchaus unentbehrlich; nur fürchte ich, werden sich die Meisten an seiner Darstellung genügen lassen und schwerlich Zeit und Lust haben, Klinger selbst anzusehen.

Hier ist es nicht möglich auf alle einzelnen literarischen Leistungen einzugehen; es wird genügen von einem Drama zu sprechen, das durch seine eigenthümliche Art und durch seine zufälligen Wirkungen merkwürdig geworden ist, von „Sturm und Drang". Das Stück wurde in den tollen Weimarer Tagen erdacht und theilweise geschrieben, es sollte eine Komödie sein und, recht entsprechend den Umständen, aus denen es hervorgegangen war, „Der Wirrwarr" heißen. „Ich habe," so meinte der Autor, „die tollsten Originalen zusammengetrieben. Und das tiefste tragische Gefühl wechselt immer mit Lachen und Wiehern." Noch im Jahre 1776 wurde es in Dresden, im Frühling des folgenden Jahres in Leipzig aufgeführt; „da saßen sie nun, konnten nicht fassen und begreifen und doch schüttelte sie das Ding mächtig zusammen." Wußte aber das Publicum nicht recht, was es mit der Dichtung anfangen sollte, der Dichter hegte und pflegte sie als seine „Lieblingsarbeit" und bezeichnete sie als „das Liebste und Wunderbarste, was aus meinem Herzen geflossen ist".

„Mit Feuer Ströhmen braußt mein Genius in Sturm und Drang"; man weiß nicht, ob man diese Aeußerung, die aus dem Januar 1777 stammt, auf das genannte Drama beziehn, oder als eine Bezeichnung des Gemüthszustandes des Dichters auffassen soll; so schnell war der Titel des Dramas zum Schlagwort für die Richtung der Zeit geworden.

Der Inhalt des Dramas läßt sich ziemlich kurz darlegen: der alte Berkley und Bushy, zwei Engländer, sind Feinde, der Erstere gibt dem Letztern die Zerstörung seines Schlosses Schuld, wobei seine Frau das Leben verlor und sein Sohn verschwand. Berkley ist mit seiner Tochter Jenny nach Amerika ausgewandert, ein eifriger Vertheidiger seines neuen Vaterlandes geworden, bewahrt aber den alten Haß gegen seinen Feind in ungeminderter Stärke. Unter diesem Hasse leidet besonders die Tochter, denn sie liebt Bushys Sohn Karl und wird von ihm wiedergeliebt, der unter dem Namen Wild gleichfalls nach Amerika gekommen, von der Geliebten erkannt, von dem Vater, der nicht ahnt, daß er mit dem Sohn des Feindes zusammenlebt, geschätzt wird. Er ist das Kraftgenie des Stücks. Aus seinen Reden hört man Klinger sprechen. Man höre z. B.: „Es ist mir wieder so taub vorm Sinn. So gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ist so weh wieder. O, könnte ich in dem Raum dieser Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte." Oder: „Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, als Volontär, da kann sich meine Seele ausrecken und thun sie mir den Dienst, und schießen mich nieder, gut dann." Das verhältnißmäßig ruhige Leben der Genannten wird durch die Ankunft von Berkleys verloren geglaubtem Sohn gestört, der Seecapitän geworden ist und den Namen Boyer angenommen hat. Schon mehrmals war dieser auf seinen Reisen mit Wild zusammengetroffen und in Folge einer unbewußten von den Vätern ererbten Feindschaft hatten Beide in häufigen Zweikämpfen ihre Kräfte gemessen, nun lodert, da Vater und Sohn Berkley den wahren Namen Wilds erfahren, die Feindschaft zur verzehrenden Flamme auf, zumal Boyer jetzt erst die Kunde von dem Tode seiner Mutter vernimmt. Aber auch Wild hat Grund zu unversöhnlichem Grimm: denn er hört, daß Boyer den auf seinem Schiffe fahrenden alten Bushy allein in einem Boote dem wildesten Sturme preisgegeben hat. Die Gegner rüsten sich zu einem neuen, nun wohl entscheidenden Zweikampf, aber sie werden an der Ausführung desselben durch eine Schlacht verhindert, an der sie Beide, Thaten der Tapferkeit verrichtend theilnehmen, und durch ein merkwürdiges Ereigniß, das der Schlacht unmittelbar folgt. Der alte Bushy nämlich erscheint, von einem Neger gerettet, vergibt seinem Peiniger, erklärt seinem alten Feinde, daß er von ihm mit grundlosem Hasse verfolgt worden sei, weil nicht er, sondern ein nun Verstorbener die verbrecherischen Thaten verübt habe, und versöhnt die Widerwilligen mit großer Mühe. Denn die in ihrem Hasse Verstockten theilen die Ansicht des Capitäns: „Es ist schändlich sich vertragen wie Weibsleute am Ende."

Digitized by Google

Dieser Haupthandlung geht eine Nebenhandlung zur Seite. Zwei Genossen Wilds, La Feu und Blasius — der Feurige und Blasirte — treiben sich in Gemeinschaft ihres Freundes herum und werden mit einer Schwester und Nichte des alten Berkley zusammengeführt. La Feu fängt, seinem Namen und seiner Natur entsprechend, Feuer bei der Aeltern, Blasius bleibt den Reizen und Lockungen der Jüngern gegenüber ungerührt; durch den Verkehr mit den genannten Frauen geben sie Veranlassung zu einigen komischen Scenen, die mit dem Hauptstücke lose verknüpft sind und besonderes Interesse nur dadurch erregen, daß die beiden seltsamen Helden ebenso wie Wild gewisse Seiten des Klinger'schen Wesens zur Anschauung bringen. Denn dies zeigt sich in der Aeußerung La Feus: „Träumen muß der Mensch, wenn er glücklich sein will, und nicht denken, nicht philosophiren. In meiner Jugend war ich ein Poet, hatte glühende, schweifende Phantasie, das haben sie mir so lange mit ihrem eiskalten Wasser begossen, bis der letzte Funke verlosch," ebenso wie in den Worten des Blasius: „Ich habs so weit gebracht, nichts zu zu lieben und im Augenblick alles zu lieben und im Augenblicke alles zu vergessen. Ich betrüg alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm." Es sind Aeußerungen wilder Unzufriedenheit mit der Welt, entstanden aus eingebildeten Leiden, ungerechtfertigten Forderungen, übermäßigen Ansprüchen an Andere und thörichter Selbstüberschätzung.

Das ist ja zum Theil der Charakter der ganzen Sturm- und Drangperiode. Ihre Träger sind Menschen von Kraft und Talent, aber sie besitzen nicht die Fähigkeit sich zu beherrschen und zu zügeln; in ihnen lebt eine beständige Aufregung ohne Ruhe; ein unaufhörliches Jagen ohne bestimmtes Ziel. Durch dieses ungesunde, nicht selten geradezu wahnwitzige Treiben sind Manche körperlich und geistig untergegangen; Andere brauchten in kurzer Zeit ihre Kraft auf, um dann stumpf fortzuleben; nur Wenige retteten sich aus der Verwirrung zur Einheit und Klarheit. Zu den Letzteren, freilich nicht zu denen, die das Höchste erlangten, gehört Klinger. Es erscheint wie eine Ahnung seiner spätern Gesinnung, wenn er gegen den Schluß seines Dramas Sturm und Drang den alten Bushy sagen läßt: „Friede und Ruhe ist in meine Seele gekehrt. Ich hab nichts gefunden in all meinen Verirrungen als dies und habe alles gefunden."

Ludwig Geiger.

Musik und Moral.

Von H. Ehrlich.

I.

Die Musik ist heute die weitest verbreitete und meist gepflegte, daher auch die Kunst, welcher die Literatur jeder Gattung die größte Aufmerksamkeit widmet. Die meisten philosophischen und schöngeistigen Schriften legen ihr einen hohen ethischen Werth bei, manche sind bemüht, ihr den höchsten zu erlangen. Die Folge dieser Verhältnisse ist die bei der großen Mehrzahl der Fachmusiker und Musikdilettanten feststehende Ueberzeugung, daß ihre Kunst und ihr Wirken ein moralisches sei, sobald sie eine Richtung verfolgen, die als moralische gelten kann, daß sie also zur Veredlung der Menschheit beitragen. Sie sind hierbei frei von jedem Vorwurfe, denn die vielen, jetzt so oft gebotenen Citate aus manchen Schriften der edelsten Männer alter und neuer Zeit sind ganz geeignet eine solche Ueberzeugung zu festigen, und jede gegensätzliche Meinung als Gefühlsleugnung, ja gewissermaßen als Gegnerin der Moral erscheinen zu lassen.

Die Aufgabe dieser Studie ist nun, nicht etwa dem Glauben an eine hohe moralische Wirkung der Kunst im Allgemeinen, also auch der Musik entgegenzutreten, sondern gewisse Irrthümer, die aus jenem Glauben entstehen, und die Gefahr des Mißbrauches derselben darzulegen. Bevor ich meine Ausführungen beginne, erscheint es mir nothwendig, meinen ethischen und tonkünstlerischen Standpunkt dem Leser klar zu stellen. Ich gehöre zur kleinen höchst unpraktischen Sekte derer, die von einem höheren als dem Erdendasein, ja von der Nothwendigkeit einer positiven Religion überzeugt sind, und dennoch den meisten Kirchlichfrommen ebenso fern stehen als den Spöttern, also den beiden eigentlich mächtigen Parteien gleich unangenehm erscheinen. Den religiösen Ueberzeugungen ähnlich sind meine künstlerischen. Die Compositionen, welche auf mich moralisch wirken, d. h. die ich in jeder Stimmung ins Gedächtniß rufen kann, und die meinen Geist sofort von der Tagesmisere abwenden, stammen fast alle aus der klassischen Periode; der ihr folgenden gehört nur Mendelssohns Chor „Und nach dem Feuer" (Elias) und der Anfang von Schuberts C-Symphonie an. Nichtsdestoweniger hege ich gewaltigen Respect vor Wagners Genie, will aber von seinen Theorien nichts wissen, glaube vielmehr, daß die Erregung der Phantasie zu oft mit ethischer Wirkung verwechselt wird. Ich bin also den Wagneranern ein „Lauwarmer", den Frommen, den Musikmoralisten ein Ketzer. Nichtsdestoweniger habe ich in dieser Stellung mich zurecht, ja sogar Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes gefunden; in solcher Stimmung ist diese Studie entstanden. Nicht schwer wäre es, dieselbe recht unterhaltend zu gestalten durch Hinweis auf all die Sonderbarkeiten, welche besonders in den letzten Jahren geschrieben wurden, um die Musikmode als eine moralische Strömung geltend zu machen. Aber ich will alles Polemische vermeiden, um meine heitere Stimmung nicht zu unterbrechen. Dieser Artikel ist nicht geschrieben, um durch witzige Negation Erfolg zu gewinnen, sondern um culturhistorische Thatsachen festzustellen, und die wahren Freunde der Kunst zur Betrachtung anzuregen.

In jeder Schrift über die ethische Bedeutung der Musik werden Plato und Aristoteles angeführt. Was der gottbegeisterte Denker in seinem Ideal-„Staate" und seinen Ideal-„Gesetzen" von der musischen Kunst sagt, von Körperbewegungen und Gesangswirkung, von „Musik für Freigeborene, Gewalt Uebende, besonnen und tapfer Kämpfende" gegenüber der nicht zu duldenden Musik „für Sclaven, Frauen und Handarbeiter", hat keine Bedeutung für unsere Zeit, in welcher das Theater- und das Musikleben Millionen Meilen weit entfernt ist von dem der Griechen. Ebenso wenig zweckentsprechend wäre es, die Aussprüche Aristoteles', des Begründers aller systematischen Forschung, hier zu prüfen und darauf hinzuweisen, welch verschiedenartige Auslegungen seine Hauptausdrücke Pathos, Ethos, Rhythmik u. s. w. erfahren haben. In den Schriften von Zeller, Müller, Schasler, Zimmer und Anderen begegnet man den verschiedenartigsten Ansichten, gerade in Bezug auf Aristoteles' Aussprüche über Musik. Hier sei, bevor das wichtigste historische Zeugniß vorgebracht wird, nur auf den einen Umstand hingewiesen, daß die Klagen Platos über Verfall der Musik schon lange vor ihm, ja so zu sagen vor dem Beginne der musikalischen Entwicklung zu vernehmen waren. Droysen in seinen Didaskalien zum Aeschylos gibt die Uebersetzung eines heftigen Protestgedichtes von Pratinas gegen die „Phrygische Flöte" für sein „Dorisches Feierlied". Dieser Pratinas war — der älteste Zeitgenosse Aeschylos', der doch von der Nachwelt als der wahre Vertreter der Würde des Dramas und der musischen Kunst gepriesen wird! Und was in späterer Zeit Aristoxenus über die „Barbarei der Theater" und über die Musik des „vulgären Publicums", und was Ammonius im Plutarch über die Orchestik sagt, das ist in neuester Zeit von Hunderten moderner Kritiker wörtlich über — — — Offenbach und Consorten gesagt worden.

Doch alle diese Nebenbemerkungen schwinden zu nichts vor der einen für alle Zeiten maßgebenden Thatsache: die Musik hat, wie überhaupt die Künste, nicht blos geringsten directen Einfluß auf die Moral geübt: sondern die höchste Entfaltung der Künste und die stärkste Entfaltung aller Leidenschaften, die sittliche Zersetzung gingen in Athen Hand in Hand. Und nicht etwa, daß die Leidenschaften dort nicht hindrangen, wo die Kunst waltete — die Leidenschaftlosen waren die Unkünstlerischen, allerdings auch die Gemeineren. Die Geschichte kennt kein von allen Leidenschaften bewegteres, wetterwendischeres, sittenloseres, alle

Digitized by Google

Religion mehr verspottendes und zugleich abergläubischeres, gegen besiegte Feinde inhumaneres, seine eigenen besten Mitbürger mehr mißhandelndes und — — — — — geistreicheres, kunstsinnigeres, feiner gebildetes, gegen jeden ästhetischen Fehler besonders in der Musik empfindlicheres Volk, als die Athener des Sophokles, Euripides, Plato — von der späteren Zeit nicht zu sprechen. Es gab auch kein hinterlistigeres, alle nationalen und menschlichen Interessen dem Egoismus mehr hintansetzendes Volk, als die Vertreter der strengen moralischen dorischen Tonart, die Spartaner!

Ein ganz ähnliches Beispiel von höchster Kunstblüthe und Entfesselung aller Leidenschaften bietet die neuere Geschichte in Florenz und Rom. Die großen Verehrer Michel Angelos und Raphaels, die freisinnigsten Beschützer aller Künste waren meistens Fürsten, deren Gewissen sich in der Wahl der Mittel, einen unbequemen Gegner zu beseitigen, nicht beunruhigt fühlte.

Ich verweise hier auf einen gewiß unverdächtigen moralischen Zeugen: Schleiermacher; man lese doch seine tiefen Betrachtungen über die Unwirksamkeit der Kunst in Reinigung der Leidenschaften (Aesthetik S. 213—215). Auch Grimms vortreffliche Parallele Florenz' und Athens (im ersten Kapitel von „Michel Angelo") mag hier angeführt werden.

Ob die Läuterung des Kirchengesanges durch Palestrina auch die Moral des römischen Clerus gereinigt, die Schrecken der Inquisition gemildert hat; ob ohne die Einführung des Chorals, des wahren religiösen Volkgesangs durch Luther*) die Calvinisten und Protestanten noch unduldsamer gegen einander verfuhren, mag hier unerörtert bleiben; wo religiöse Leidenschaften in die Menschenherzen einziehen, verjagen sie die Menschlichkeit. Ich will also rasch auf die modernste „humanere" Zeit übergehen. Auch sie zeigt kein Beispiel von unmittelbarer moralischer Wirkung der Musik. Wie die Stadt Leipzig sich gegen Bach während seines Lebens bis an sein Ende benahm, mag hier nicht weiter erörtert werden; aber lange nachdem die ganze Musikwelt genau wußte, welche unerschöpflichen Schätze er in seinen Werken hinterlassen hatte, wirkte diese Erinnerung noch nicht genügend auf die Moral der Mitmenschen, daß seine letzte Tochter vor bitterer Armuth bewahrt blieb. Von Händel erzählt Chrysander, daß seine Musik auf die Engländer jener Zeit (auf das „age of rascals") sittlich gewirkt habe; er fügt aber auch gleich hinzu, daß kein englischer Geschichtsschreiber diese Thatsache anführe. Die jungen Offiziere, welche dem „Célébrons notre reine" und den „L'honneur vous appelle" Glucks zujubelten, die elegante Hofgesellschaft, welche seine Opern protegirte, hat keinen Beweis gegeben, daß die hehren Weisen anders auf sie einwirkten, denn künstlerisch ästhetisch. Welche moralische Wirkung hat des himmlischen Mozart „Zauberflöte" ausgeübt? Man spreche nicht vom „dummen Texte!" Die Worte der beiden Gesänge Sarastros „O Isis und Osiris" und „In diesen heil'gen Hallen" können in Bezug auf Stimmung noch heute als mustergültig bezeichnet werden. (Und wer hat diese Worte gedichtet, und unter welchen Umständen sind diese wahrhaft heiligen Gesänge entstanden!)

Wie war es mit der Wiener Moral zur Zeit Beethovens und Schuberts beschaffen? Die einflußreichsten Kenner und Verehrer des unermeßlichen Componisten waren feinfühlige Lebemänner und begeisterte Freunde der Tonkunst; die moralische Wirkung derselben war ihnen zum mindesten gleichgültig. Und ob die regierenden Häupter und die aristokratischen Herren und Damen, welche Richard Wagner verehren, wirklich seine Schriften und Musikdramen für moralisch halten, oder ob sie nur sein Genie bewundern und im Uebrigen — wie einst die Wiener Cavaliere gegenüber Beethoven — den heftigst demokratisirenden Musiker noch immer für viel weniger gefährlich und ihnen näherstehend betrachten, als einen freisinnigen Dichter, wage ich nicht festzustellen.

*) Luther war ein wahrer, frommer Verehrer der Musik. Wofür sollte er denn in jener Zeit Verehrung hegen? für die Dichtkunst oder Malerei? Oder für die Philosophie, er, der vom „verfluchtigen Heiden" Aristoteles nichts wissen wollte?!

Doch genug der allgemeinen Betrachtungen! Gehen wir auf einzelne Punkte über, auf drei Hauptfragen: Was ist eigentlich unter moralischer Wirkung zu verstehen und wie äußert sich eine solche durch Einfluß der Musik? Warum wird der Musik eine solche Wirkung zugeschrieben? Unter welchen Verhältnissen kann und soll die Musik moralisch wirken?

II.

Man kann von ethischer Bedeutung irgend eines Vorkommnisses im geistigen Leben doch nur dann sprechen, wenn man sowohl den Ausgangspunkt als das Ziel dieses Vorkommnisses genau darzulegen vermag und den Begriff jener Bedeutung nach seinem Inhalte und Umfange feststellt. „Moralische Wirkung" der Musik muß also dahin verstanden werden, daß diejenigen, welche sich mit ihr beschäftigen, als Ausübende oder als genießende Verehrer, edler handeln denn andere Menschen; daß sie in ihren Beziehungen zu den Mitmenschen von höheren Grundsätzen als denen der Eigensucht (ich sage nicht Eigennutz!) geleitet werden; daß sie in ihren Handlungen Alles, was nicht von höheren edleren Ideen ausgeht, von sich weisen; und ganz besonders, daß sie unter dem unmittelbaren Eindrucke eines hohen musikalischen Kunstwerkes, das sie ausgeführt oder gehört haben, ganz und gar von höheren Gefühlen und Gedanken durchdrungen sind und Alles, was dem Tagesleben oder niederen Sphären entstammt, nicht den mindesten Einfluß auf ihren Geist ausüben lassen. Ob nun die Mehrzahl der Musiker moralischer ist, als die Mehrzahl der anderen Künstler*), ob die Vertreter der klassischen, der moralischen Musik weniger ehrsüchtig und reizbar sind, als die der neudeutschen unmoralischen oder die der leichtfertigen Richtung, ob die Directoren und die Sänger von Oratorien mehr vom wahrhaft christlichen Geiste der Menschenliebe, der Duldung durchdrungen sind, als die andern (auf diesen letzten Punkt werde ich noch zurückkommen): wer will das apodiktisch bestimmen?

Ebenso wenig kann die Frage des unmittelbaren Eindrucks auf die Hörer gelöst werden: Ob die Besucher eines Oratoriums oder einer klassischen Oper oder eines Quartetts beim Nachhausegehen wirklich edler, gegen die Menschen, welche ihnen nicht angenehm sind, milder gestimmt, und all den Bemerkungen über Toilette der Damen, über Haltung und Beziehung der Herren weniger zugänglich sind, als im gewöhnlichen Leben; ich will der „schwer nicht zu schreibenden Satire" durchaus keinen Platz einräumen.

Aber ein Moment ist genau zu prüfen, weil aus der Feststellung dieses Einen die Schlüsse für die sämmtlichen Fragen gezogen werden können: die sittliche läuternde Kraft des musikalischen Kunstwerkes im Verhältniß zu jener des dichterischen.

Nehmen wir an, ein begabter, edel fühlender Mann, von starken Leidenschaften bewegt, — oder eine geist- und gemüthvolle Frau, keine „femme supérieure", sondern eine, welche die echt weiblichen Gefühle und Gewohnheiten bewahrt hat, sei in harten Kampf zwischen Pflicht und tiefe Gefühle gerathen; nicht etwa in den eleganten Zwiespalt zwischen Temperament und nöthigen Rücksichten, oder Langeweile und Salon-sentiments; sondern in den tiefen Conflict zwischen der zwingenden niederdrückenden Wirklichkeit und Convenienz einerseits, und höheren berechtigten Lebens-

*) Ein englischer Geistlicher, Reverend Mr. Haweis, hat ein Buch geschrieben: „Music and Morals", worin er den moralischen Einfluß der Musik preist, allerdings eingesteht, daß ein musikalisches Kunstwerk als solches sehr gut und doch nicht moralisch wirkend sein könne. Ich will hier nicht Kritik üben und daher nur sagen, daß mir das Buch nicht gefiel (das übrigens bereits fünf Auflagen erlebt hat). Was aber der Autor über die Stellung und das Leben der Musiker und deren Beziehung zur Kritik sagt, erschien mir bemerkenswerth. Und seine Worte über die „meisten" Frauen in ihren Beziehungen zur Kunst mögen hier in der Originalsprache citirt werden: It has been often remarked that they have more perception than thought, more passion than judgement, more generosity than justice, and more religious sentiment than moral taste.

Digitized by Google

anschauungen, die, bitter getäuscht und zum Schlummer gebracht, plötzlich wieder aufzuleben scheinen. In einem solchen Conflicte erweist sich der Moralcodex der guten Gesellschaft insofern ungenügend, als zwar graziöse Futilitäten, wenn sie mit der gehörigen eleganten Wahrung des Scheines, oder mit genialer Unbekümmertheit ausgeführt werden, immer Nachsicht und Entschuldigung finden, dagegen wahre Leidenschaften, tiefe Gefühle, die sich nicht zu verbergen, die Dehors nicht zu wahren verstehen, und sich gar noch für besser halten, als die Salon-sentiments, niemals Entschuldigung hoffen, fast immer nur Verdammungsurtheile erwarten dürfen. Wenn nun tief leidenschaftliche Naturen in solch hartem Kampfe, oder auch nur von wildem Schmerze erlittener Kränkung, von Empörung gegen Unbill, von Rachsucht, von Verzweiflung an Gott und Menschen gemartert, in der Kunst einen Anker suchen, mit dessen Hülfe sie festen moralischen Grund, ruhigere Stimmung finden können, wie werden sie sich zur Musik, wie zur Dichtkunst verhalten? (Ich spreche nicht von den bildenden Künsten, weil diese weniger auf das „Gemüth" wirken sollen, obwohl z. B. auf mich der Anblick eines Bauwerkes wie das Innere von San Zeno in Verona eine wunderbar beruhigende Wirkung ausübt.)

Daß ein leidenschaftlich bewegtes Gemüth in den Sonaten, Quartetten und Symphonien Beethovens und Mozarts mehr den Wiederhall der eigenen stürmischen Gefühle, als den Ausdruck beruhigender finden wird, dürfte wohl Niemand ernstlich widerlegen; das „Similia similibus" ist hier nicht anwendbar, vielmehr der Grundsatz Spinozas, einer den Geist stark beschäftigenden Vorstellung durch eine andere noch stärkere ein Gegengewicht zu schaffen. Daß selbst die unendlich liebenswürdig heiteren Tongebilde Haydns mehr ästhetisch und vorübergehend entzücken, als ein betrübtes Gemüth erheben, glaube ich mit Fug und Recht behaupten zu dürfen. — Das Anhören aber jener Tonwerke, welche in ernstruhigem Stile gehalten sind, der Oratorien und der wenigen Opern, deren Handlung und Musik nicht pathisch aufregend wirkt: Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Iphigenie auf Tauris, Entführung, hängt mit drei wichtigen Bedingungen zusammen. Erstens muß die Aufführung gerade in die Zeit jenes Seelenbedürfnisses fallen, zweitens muß sie eine gute sein — denn eine schlechte ist ein bitterer Trost! — drittens bringt der Besuch des Concertes oder Theaters unvermeidliches Zusammentreffen mit Bekannten aller Art — Störung der Sammlung und Selbstrückkehr. Eine ganz sicher katarthische Beschäftigung mit der Kunst ist also nur zu Hause möglich. Hier nun bieten sich dar: die Musik am armseligen Klavier, und die Dichtkunst mit ihrem unermeßlichen Bücherschatze. Um ein Oratorium oder eine der oben erwähnten Opern zu spielen, daß ihr Geist lebendig werde, daß er sich dem Spieler vergegenwärtige, bedarf dieser ebenso bedeutend entwickelter instrumentaler Technik, als musikalischer Bildung und reger Einbildungskraft. Und das Schönste, das Herrlichste, was dem aufgeregten Gemüthe immer Beruhigung und Läuterung bringen wird, bleibt dem Laien — mit verschwindenden Ausnahmen — unzugänglich. Wie soll ein solcher sich z. B. Palestrinas vom Himmel gesandtes „Sicut cervus" oder Bachs unbeschreibliche Motette „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf", oder einem jener Chöre Händels aus „Israel" oder „Judas Makkabäus" vergegenwärtigen, welche als ein Abglanz der höchsten Ideen erscheinen. (Selbst vielen Musikern sind das verschlossene Schätze; sie bringen das Auge mit, das die Partitur liest, nicht aber das Herz, das die Ideen erfaßt.)

Diese Vorbedingungen fallen weg, wenn im Seelenkampfe die Dichtkunst zu Hülfe angerufen wird. Sie ist immer bereit, sie verlangt auch für ihre herrlichsten Schöpfungen keine anderen Vorkenntnisse, als die wohl heute jedem nicht Ungebildeten eigen sind. Ich will nun hier nicht von den griechischen und römischen Klassikern reden, weil ihre Schönheiten sich doch nur in der Ursprache ganz offenbaren, obwohl die Episode Odysseus und Nausikaa auch in der Uebersetzung gar herrlich zu lesen ist, und nur von den neuen Dichtern sprechen. Auch der enthusiastischeste Verehrer der Tonkunst wird — wenn er noch anderweitige Bildung besitzt — eingestehen, daß Goethes Verse aus den „Geheimnissen": „Wenn einen Menschen die Natur gehoben", sein „Schatzgräber", die Ansprache Orests in Iphigenie: „Ihr Götter, die mit flammender Gewalt"; daß Schillers „Würde der Frauen", „Glocke", „Worte des Wahns", „Ideale"; daß Dantes wunderbare Umschreibung des „padre nostro" im Purgatorio ebenso läuternde Wirkung ausüben als irgend ein Musikstück; dabei kann dieser Zauber in jeder Minute herbeigerufen werden, er ist immer bei der Hand, immer wirksam, ja bei sehr erregbaren Naturen allein wirkend. Vielleicht wird hier und da ein Choral, „im stillen Kämmerlein" allein gesungen (s. Matth. 6, V. 6), noch stärker wirken. Aber in solchem Falle tritt ein anderes nicht rein musikalisches, für sich bestehendes Moment, das christlich religiöse mit hinzu; wo dieses im oben angedeudeten Falle nicht voll waltet, wird auch der Choral als solcher nicht wirken. Und hier muß ich auf jenen bereits von mir berührten Punkt zurückweisen: auf die Stellung der Directoren und Musiker zu dem Oratorium, das sie ausführen; dieser Punkt ist für die unmittelbare Beziehung der Musik zur Moral höchst wichtig.

Unmittelbar moralische Wirkung eines christlichen Oratoriums oder einer Messe ist ohne christlichen, und zwar ohne den christlich-kirchlichen Glauben nicht denkbar. Sobald die Wirkung nicht mit diesem Glauben zusammenfällt, ist sie eine ästhetische, eine künstlerische, oder sagen wir: höhere geistige. Die unmittelbare moralische Wirkung eines kirchlichen Tonwerkes muß mit dem Durchdrungensein von dem religiösen Inhalt dieses Werkes Hand in Hand gehen. Nun aber wurden und werden die schönsten Aufführungen kirchlicher Tonwerke von Vereinen veranstaltet, welche sehr viele jüdische wirkende Mitglieder zählen, und öfters auch von Juden geleitet worden sind, und deren christliche Directoren durchaus kunstbegeisterte, aber durchaus nicht kirchlich gläubige Männer sind — ja einer derselben, und einer der höchst stehenden und meist verehrten steht (oder stand wenigstens bis vor kurzer Zeit) auf dem Standpunkt des „Neuen Glauben" von Strauß; und doch hat er die frömmsten Oratorien und zur Zufriedenheit der besten Christen dirigirt. Es ist also nicht der Glaube, nicht die christliche Moral, sondern die höchste ästhetische Richtung, die Begeisterung für die Kunst, welche solche Aufführungen mit solchen Directoren hervorbringt. Es ließen sich hier noch viele Betrachtungen anstellen über die Gefahren, welche sowohl der wahren Moral wie der Kunst drohen, wenn man sie in der Weise mischt, daß man diese jener unterordnet*), weil bei solcher Richtung gar oft die Tendenz der Leistung untergeschoben, und die Heuchelei befördert wird. Aber ich will nicht polemisiren, und nur Eines dem Nachdenken der Leser empfehlen: Wenn die moralische Wirkung über die künstlerische gesetzt wird, wie viele Opern und Lieder könnten dann bestehen? Von der Instrumentalmusik (Spielmusik nennt sie Gervinus) wollen wir gar nicht sprechen, denn erstens stehen bei ihr die rein musikalischen Ideen und die rein musikalischen Elemente des Rhythmus, der Melodie und der theoretisch-harmonischen Entwicklung in erster Reihe der Wirkung; und zweitens lassen die Vertreter der Moral in der Musik diese Gattung nur in untergeordneter Stellung gelten.

*) „Die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen müssen. Das Erste haben sie immer gethan, und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut wie das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das Zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hänge und ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützliche absterben ließe." Goethes Brief an Mayer (von Schasler citirt); vergleiche auch § 477 der Vischer'schen Aesthetik über die Beziehung des modernen Ideals zur Musik, und Schlossers Ansichten über die „Gefühlstugend" im vierten Bande seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein deutscher Standesherr.

Schauspiel in 4 Acten von Karl von Moy.

Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?

Schwank in einem Act von Paul Perron.

Das Schauspiel des Grafen Moy, „Ein deutscher Standesherr", macht einen sympathischen und freundlichen Eindruck. Man sieht, es ist das Werk eines sympathischen und freundlichen Mannes. Bis auf eine einzige Ausnahme, der für ihre mangelnde Tugend der triftigste aller Milderungsgründe zur Seite steht: die Jugend, sind alle in dem Stück auftretenden Persönlichkeiten sympathische und freundliche Leute.

Damit glaube ich, — wenn es auch wie ein Compliment klingt, — das, was sich an dem Stücke vor Allem aussetzen läßt, schon bezeichnet zu haben. Denn liebe und gute Menschen brauchen trotz aller der vortrefflichen Eigenschaften, die uns den Umgang mit ihnen lieb und werth machen, darum noch nicht interessante und fesselnde Menschen zu sein. Und wenn diese nun ihrerseits noch dazu lediglich mit gleichgestimmten Seelen, mit gleich braven und trefflichen Menschen in Berührung kommen, so müßte es schon ganz curios zugehen, wenn da aufregende und unsere Theilnahme erzwingende Dinge passiren sollten.

Gute Menschen, die kein anderes Bestreben haben, als sich das Dasein gegenseitig angenehm zu machen, Rosen auf den Lebenspfad der andern zu streuen und des Harms zu vergessen — solche respectable Menschen sind in unserer Zeit, die seit Heine nicht schöner geworden ist, und in der die Besseren in erschreckender Weise immer mehr und mehr schwinden, gewiß äußerst willkommen, wenn wir ihnen in der Wirklichkeit begegnen. Der Zuschauer des Scheinlebens auf der Bühne aber kann sich für eine Gesellschaft von lauter prächtigen Männern und Biederweibern nicht recht erwärmen. Der Zuschauer ist grausam genug, da Conflicte zu verlangen; er will die Guten unter der Macht der Bösen leiden sehen, er will sehen, wie sie kämpfen gegen das Schlechte, das Unheilvolle, sei dieses nun in der Bosheit des Individuums, oder in der Bosheit der Verhältnisse, in Vorurtheilen oder dergleichen enthalten.

Wie es scheint hat Graf Moy auch ursprünglich eine solche Absicht gehabt, aber er hat es nicht über das Herz bringen können, sie durchzuführen. Er mag beabsichtigt haben, das Standesvorurtheil zu bekämpfen. Während der Arbeit ist ihm jedoch das Gehässige gewissermaßen unter den Fingern davongelaufen, und aus den Leuten, die Vorurtheile des Standes haben sollten, sind vollkommen vorurtheilsfreie Leute geworden.

Es ist kein Schimmer von einem wirklichen Conflict da, und man begreift absolut nicht, weshalb sich die Leute von Zeit zu Zeit so aufregen. Wenn sich die Gesellschaft bei einem Nachmittagskaffee vereinigt und fünf Minuten die Sache bespricht, so ist Alles geklärt und geregelt.

Er will sie, sie will ihn, die Eltern haben nichts dagegen, das ist das Stück, dem wir vier Acte hindurch mit einem gewissen Gefühl der Sicherheit und der behaglichen Freude daran, daß Alles so kommen muß, wie wir es sicher erwarten, zuschauen.

Der jugendliche Held ist ein Maler. Das ist zwar nicht ganz originell; aber originell ist, daß die Geschichtserzählung nicht so anfängt wie gewöhnlich: „Er war Maler und sie hatte auch nichts." Denn sie hat etwas. Sie stammt aus einer der reichsten und angesehensten Familien des Landes; sie steht so hoch, daß Seine Durchlaucht der regierende Fürst ernstlich an eine Verbindung mit dem jungen, schönen, hochgeborenen Mädchen, mit der Gräfin Anna von Stolzenwart, denken kann. Aber sie liebt ihn nicht, und der vernünftige, weitblickende Vater findet es ganz in der Ordnung, daß seine Tochter auf die ihr zugedachte hohe Ehre, die vornehmste Frau ihres Landes zu werden, verzichtet und daß sie einem jungen bürgerlichen Künstler, dem Maler Waldemar Thüring, die Hand reicht.

Uebrigens ist dieser Waldemar auch nicht geringzuschätzen. Trotz seiner Jugend hat er sich schon ein Vermögen ermalt, dazu einen großen Ruf.

Wie man sieht, ist Graf Moy den Gegensätzen alle Schärfe zu nehmen emsig beflissen gewesen. Die Verbindung eines adligen Mädchens mit einem ausgezeichneten, weit und breit berühmten Künstler, der nebenbei noch ein reicher Künstler ist, erscheint nach den gewöhnlichen Begriffen doch nicht gar so seltsam und aufregend. Solche Ehen sind von Damen, die sogar aus noch viel vornehmerer Familie sind als die Gräfin Stolzenwart, in der Wirklichkeit geschlossen worden. Man weiß, daß seit Jahren die Schwester eines als Prätendenten viel genannten Herzogs an einen bürgerlichen, einen ausgezeichneten Mann der Wissenschaft verheirathet ist, und da ist der Unterschied des Standes doch noch ein viel erheblicherer als in dem Fall, an dem Graf Moy seine These veranschaulicht.

Eine gewisse Complication hat der Verfasser durch die Vorgeschichte herbeizuführen versucht. Graf Stolzenwart hat nämlich früher die Mutter des jungen Malers Thüring geliebt und um ihre Hand angehalten; diese aber hat die Werbung zurückgewiesen, weil sie befürchtet hat, daß eine Verbindung zwischen dem einfachen Bürgermädchen und dem hochgeborenen adligen Herrn eine dauernd glückliche nicht sein könne. Graf Stolzenwart hat sich in Folge dessen standesgemäß verheirathet und ist nicht glücklich geworden. Er sagt es uns, wir müssen es ihm glauben, aber wir merken es ihm gar nicht an.

Hätte uns der Verfasser die unseligen Folgen einer standesgemäßen Vernunftehe gezeigt, oder hätte er wenigstens das Wiedersehen der Beiden, die sich früher geliebt haben und von einander aus Erwägungen der Vernunft geschieden sind, die sich nun wiederfinden und in der vom Zufall gefügten Herzensneigung ihrer beiden Kinder einer ihrer Jugendliebe analogen Situation gegenüberstehen — hätte er diese Scene dramatisch belebt, so würde das vielleicht recht interessant haben werden können. Aber der Verfasser beschränkt sich darauf die Thatsache zu registriren, daß der alte Graf die Mutter des jungen Malers geliebt, und daß sie sich nicht vermählt haben. Im Uebrigen überläßt er es dem Zuschauer, sich den Reim dazu zu machen, sich selber auszumalen, wie das Elternpaar, das sich dereinst geliebt hat, dem Kinderpaare, das sich liebt, gegenüberstehen wird. Was er uns selbst sagt, ist wenig. Er zeigt uns, daß Graf Stolzenwart, durch die trüben Erfahrungen seines Lebens gewitzigt, der Neigung seines Kindes nicht entgegentreten will, selbst, wenn diese Neigung mit den Anschauungen jener Kreise, denen er durch seine Geburt angehört, nicht vollkommen übereinstimmt. Nun macht zwar die Mutter noch einige Schwierigkeiten, denn sie denkt noch heute wie früher, daß es nicht gut thut, wenn Hochadlige und Bürgerliche sich verbinden; aber eine so gute, so zärtlich liebende Mutter wie Frau Thüring umzustimmen — dazu gehört wirklich nicht viel!

Und so kommt es denn, wie wir es vorausgesehen haben, ja, es kommt noch besser. Niemals ist einem Schwiegersohn die Werbung leichter gemacht worden. Der Schwiegervater schickt ihm seinen eigenen Wagen und holt ihn in seine Wohnung, um ihm seine Tochter zu geben. Ich zweifle nicht daran, daß der Maler ausgezeichnete Bilder malt; aber sich menschlich hervorzuthun, dazu hat ihm der Verfasser keine Gelegenheit geboten. Etwas sauerer hätte es ihm doch wohl ankommen müssen! Auf der Bühne ist der Besitz des schönen und geliebten Mädchens immer ein Siegespreis. Von einem Siege kann hier natürlich nicht die Rede sein, da gar kein Kampf vorliegt. Gräfin Anna gibt Waldemar in unzweideutigster Weise zu verstehen, daß sie ihn liebt, obgleich er nichts Besonderes gethan hat, um diese Liebe zu erringen. Er ist eben ein liebenswürdiger Mensch, und dies Argument genügt für ein junges Mädchen vollkommen. Daß aber auch der Vater ohne weiteres seine Zustimmung gibt, — und nicht nur das, — daß er ihn obenein noch in der Equipage abholen läßt und ihm seine Tochter — man verzeihe den trivialen Ausdruck: auf dem Präsentirteller anbietet — das erscheint uns des Guten denn doch zu viel.

Wenn das Stück auch keine hervorragenden Eigenschaften besitzt, so besitzt es auf der anderen Seite auch keine störenden Fehler. Der Dialog ist zwar nicht besonders charakteristisch, aber durchweg anständig und gemessen. Durch das Ganze geht ein Zug von weltmännischer Milde und vornehmem Wohlwollen, das die Kritik ihrerseits zu Wohlwollen und Milde veranlaßt.

Die Regie des Herrn Deetz und die Aufführung waren sehr gut. Drei der wesentlichen Rollen wurden von Berndal, Frau Frieb-Blumauer und Fräulein Meyer vortrefflich gespielt. In der Rolle des jungen Malers lernten wir einen neuen am Schauspielhause engagirten

Digitized by Google

Künstler, Herrn Müller, kennen. Der jugendliche Künstler scheint Talent zu besitzen; wir behalten uns unser Urtheil über ihn für eine andere Rolle vor, in der ihm die Gelegenheit geboten wird, etwas charakteristischer auftreten zu können. Besonders interessant wurde uns das Stück dadurch, daß in demselben Herr Liedtke den Uebergang zu einem andern Fach gesucht und in glücklichster Weise gefunden hat. Der ausgezeichnete und gewissenhafte Künstler machte aus der Episode eines alten Cavalleriegenerals eine ganz vortreffliche, lebenswahre und wirksame Gestalt. Sehr gut war auch Herr Dehnicke als leichtsinniger Lieutenant. Es ist schade, daß diese gut angelegte Rolle vom Verfasser nicht durchgeführt ist. Der jugendliche Lieutenant soll unbedingt im Gegensatze zu dem vorurtheilsfreien, seine Zeit begreifenden Aristokraten den verblendeten Junker darstellen, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, der sich lediglich aus dem Grunde, daß er Graf Soundso ist, berechtigt glaubt, eine besondere und bevorzugte Stellung in der Gesellschaft und im Staate einzunehmen und das bürgerliche Pack en canaille zu behandeln — aber diese viel verheißende Figur läuft nur zu Beginn der Handlung nebenher und verschwindet sodann, ohne ein einziges Mal die Hauptfäden zu durchkreuzen. Noch eine andere Aristokratie ist da, der es Anfangs auch nicht leicht wird, den Gedanken, daß ihre Nichte den Thron besteigen werde, fallen zu lassen. Aber auch diese, von Fräulein Stolberg mit guter Repräsentation gespielt, macht, als es Ernst wird, keine Schwierigkeiten und segnet den Bund der jungen Leute. Mit Beifall spielte endlich noch Herr Drach die humoristisch angelegte Rolle des Doctors, der, wie alle Uebrigen, ebenfalls ein ausgezeichneter Mensch ist und sogar für seine armen Kranken die stehengebliebenen Arzneien bei reichen Patienten sammelt. Das Stück wurde freundlich, wenn auch ohne rauschenden Beifall aufgenommen.

Der sich daran anschließende Schwank „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ von Paul Perron kam nach dem ziemlich langen Stücke etwas spät und hatte, wie ich glaube, darunter zu leiden. Sonst würde das lustige und anspruchslose Stück, über das viel und herzlich gelacht worden ist, eine noch wärmere Aufnahme gefunden haben. Auf besondere Originalität kann das Stückchen keinen Anspruch machen. Es ist eine Variation des ziemlich alten Themas vom zerstreuten Professor; aber es ist lustig und erheiternd, und es wird hier ganz ausgezeichnet dargestellt, namentlich von Oberländer als zerstreutem Professor und von Vollmer, einem andern an Zahnschmerzen leidenden Professor. Das waren zwei Musterleistungen discreter und darum um so wirksamerer Komik. Das Stück bekundet eine sehr hübsche Begabung für das leichte dramatische Genre.

Paul Lindau.

Das Berliner Ballet.

Daß seit einigen Jahren in der Entwickelung des Berliner Ballets ein bedenklicher Stillstand eingetreten ist, wird selbst von den begeistertsten Freunden desselben zugegeben. Man beobachte nur das Auditorium bei der Aufführung der größeren Ballets im Opernhause und man wird erstaunen über den niedrigen Wärmegrad, der bei solchen Gelegenheiten in dem sonst so beifallslustigen Publicum herrscht. Die Zuschauer bestehen zumeist aus Fremden, die ein naives Erstaunen für die Menge fliegender Arme und Beine auf der Bühne an den Tag legen und den scenischen Wandelbildern mit offenem Munde folgen, aber doch nicht im Stande sind, dem Abend Farbe und Stimmung zu verleihen. Der eigentliche Berliner weiß den Inhalt der größeren Ballets auswendig, preist dieselben vor Fremden mit begeisterter Wärme, geht aber selbst nicht mehr hin. Man betrachtet diese Gattung der Kunst als eine abgeschlossene; Abschluß bedeutet aber in diesem Falle so viel als Tod der ganzen Kunstform, und das wäre ein Resultat, welches weder durch die Tradition des Berliner Ballets, noch durch die vorhandenen schöpferischen Kräfte in Composition und Darstellung gerechtfertigt ist.

Es würde gegen den augenblicklichen Stand der Dinge nichts einzuwenden sein, wenn das Ballet in der That eine Mumie wäre, an deren Wiederbelebung nicht zu denken ist. Von Zeit zu Zeit tauchen zwar Vertreter dieser Ansicht auf, aber sie werden immer wieder zurückgedrängt, sobald ein neues Talent nicht nur die Gliedmaßen, sondern auch Kopf und Herz in Bewegung zu setzen weiß, oder eine neue Composition den Künstlern Aufgaben stellt, an denen sie über sich selbst hinauswachsen. Es gilt in dieser Beziehung vom Ballet genau dasselbe, was von der Schauspielkunst gilt: man schilt über den Verfall beider, weil es an Novitäten fehlt, die alles theoretische Gerede beseitigen und zur frischen Theilnahme am Gebotenen einladen. Der letzte Versuch, einen ganzen Abend mit einer choreographischen Neuheit auszufüllen, wurde mit „Madeleine“ gemacht, einer für Adele Grantzow bestimmten und von ihr zu Ehren gebrachten Schöpfung. Seitdem hat man sich fast nur mit der Lösung kleinerer Aufgaben begnügt. Hierzu rechnen wir das Ballet „Lamea“, das nur deshalb merkwürdig war, weil die Partitur von Hertel und Delibes von dem Gesangswalzer, den Lilli Lehmann mit glänzender Virtuosität sang, gänzlich überragt wurde. Eine andere Arbeit, „Ein glückliches Ereigniß“, hatte die Bestimmung, die Hochzeit der Prinzessin Marie von Preußen mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande im August 1878 zu verherrlichen, mußte aber vom Repertoire abgesetzt werden, weil der Tod des Prinzen der Absicht der Erfindung, die sich an die Lebenden wendete, gar zu deutlich widersprach. Seitdem hat sich die ganze Thätigkeit unseres Ballets auf die Einlagen in großen Opern, wie „Titus“, „Olympia“, „Königin von Saba“ und „Carmen“, auf die Einfügung neuer Bilder in „Flick und Flock“ u. s. w. beschränkt, anmuthige Sachen, die indessen für die Wirksamkeit eines so außerordentlich großen Apparats nicht gut in Betracht kommen können. Die frischen und geistvollen Ballets von Léon Delibes „Coppelia“, „Sylvia“ und „La Source“, die ihre Tüchtigkeit durch den festen Platz, den sie im Repertoire der Pariser und Wiener Oper einnehmen, längst bewiesen haben, wurden lange nicht berücksichtigt, bis man sich zur Annahme von „Coppelia“ entschloß, dessen Vorbereitung allerdings durch einen Unfall Taglionis unwillkommen unterbrochen wurde. In ihnen steckt ein höchst graziöser und feiner musikalischer Geist, der die Bewegungen und Affecte der Darsteller auf die anmuthigste und ungezwungenste Weise begleitet und die getanzten Rhythmen auf der Bühne mit den gespielten im Orchester reizend verknüpft. Seiner Oper „Der König hat's gesagt“ sind die Pforten des Musiktempels unter den Linden erschlossen worden, und ist es zu wünschen, daß seine Ballets neues frisches Lebensblut in den Körper der ganzen Kunstgattung strömen lassen und unseren jungen Talenten zu literarischer Anerkennung und dem Beifall eines theaterlustigen Publicums verhelfen werden.

Auf dem Repertoire des Berliner Ballets finden wir augenblicklich neun Aufführungen und diese stammen sämmtlich von den beiden Meistern her, die das Verdienst besitzen, das Reich Terpsichorens in der augenblicklichen Gestalt an der Spree gebildet und ausgestaltet zu haben. „Paul Taglioni“ — man braucht den Namen nur zu nennen, und sofort taucht eine Welt scenischer Pracht, eine beispiellose „Emancipation des Fleisches“ in blühenden Gesichtern und Gestalten auf. Seine Phantasie schwelgt förmlich in einem Gewoge von Bildern, bei denen eine Farbe auf die andere gelegt wird, bis der sinnberückende Zauber fertig ist. Meister Taglioni ist ein wirklich poetischer Kopf und hat eine ganz bedeutende Erfindungskraft an den Tag gelegt, wenn man die Summe seiner Librettodichtungen von dem 1852 zum ersten Male gegebenen Ballet „Satanella“, das er nach der Composition des Mailänders Cesare Pugni umgearbeitet hatte, bis zu der 1876 aufgeführten „Madeleine“ zieht. Seine Thätigkeit wurde auf das Beste unterstützt durch Ludwig Hertel, den Dirigenten der Balletmusik, dem es in kurzem gelang, ein ganzes Füllhorn voll Tanzmelodien umzustürzen und durch seine graziöse Musik die Vorgänge auf der Bühne künstlerisch zu beleben. Es begegnet uns in Deutschland und namentlich in der Gegenwart selten, daß namhafte Componisten für Ballets arbeiten. Die meisten gehen dieser Aufgabe mit dem Bemerken aus dem Wege, daß sie ihre Einfälle lieber für eine Oper sammeln. Man scheint es ganz vergessen zu haben, daß in Frankreich die ersten Componisten wie Auber, Halévy, Hérold und Adam, ja bei uns Haydn, Mozart, Gluck und Beethoven nicht Anstand nahmen, die taubstumme Handlung auf den Brettern musikalisch zu begleiten und zu erläutern. Hertels Verdienst ist daher um so höher anzuschlagen, daß er den Charakter der Melodie getroffen und doch zugleich die dramatischen Bedürfnisse eines Bühnenstoffes zu würdigen verstanden hat. Wie sich Taglioni als Balletdichter und Hertel als Componist verstanden und in die Hände gearbeitet haben, bildet ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Berliner Theaters. Zwischen den schon genannten Arbeiten, der ersten und der letzten, liegt eine stattliche Reihe von Erfolgen und in dieser Reihe bilden „Morgano“, „Flick und Flock“, „Ellinor“, „Sardanapal“, „Fantasca“ und „Militaria“ Höhepunkte, die Jeder unmittelbar vor Augen hat, wenn diese Kunst-

Digitized by Google

gattung zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht wird. Man kennt sie als Schmaus der Sinne, und wenn sie unter den Theaterfreunden fast Jeder gesehen hat und Niemand mehr sieht, so liegt das an ihrem Alter und dem Charakter des Ballets, das nur in seltenen Fällen durch die prächtige Hülle der Sinnlichkeit den Weg zum Geiste findet.

Es ist und bleibt aber eine Thorheit, wenn sich ein Talent, und sei es das größte und mannichfaltigste, einreden will, daß ihm die Zeit ihren Tribut nicht abfordern könne und daß es ein Recht habe, sich gegen neue Erscheinungen feindselig zu verhalten. Daten sprechen auch in diesem Falle beredter als lange Erörterungen: Taglioni ist 1808, Hertel 1817 geboren. Als Kaiser Wilhelm 1829 seine Hochzeit feierte, wirkte Taglioni bereits im Ballet mit, und es war ein rührender Zufall, daß er fünfzig Jahre später bei der als Galaoper zur goldenen Hochzeit des Monarchen gegebenen „Olympia" von Spontini wiederum unter dem Personal erscheinen durfte. Aber menschliche Sympathien dürfen nicht allein mitsprechen, wo es sich um das Wohl eines großen künstlerischen Organismus handelt. Wer ein halbes Jahrhundert mit Erfolg einem Beruf gelebt hat, ist nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, sich zu fragen, ob er nicht auf den Lorbeern sich die wohlverdiente Ruhe gönnen dürfe. Auch dem Besten kommt seine Zeit, und es ist kein Vorwurf, sondern eine Ehrenbezeugung für eine langdauernde und hingebende Thätigkeit, wenn man den alternden Meistern zuruft: Gebt Raum den Jüngeren! Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Kräfte theils vorhanden sind, theils geweckt werden könnten, wenn man sich entschließen wollte, dieses ewige Einerlei von neun abgespielten Ballets mit neuen Erfindungen zu bereichern. Wer möchte sich ein allbekanntes Märchen, das man bis in alle Einzelheiten kennt, immer wieder erzählen lassen, ohne den Wunsch nach Abwechselung zu äußern? Der letzte Glanz, der von der Berliner Balletbühne ausging, rührte von Adele Grantzow her, einem Genie, das in der Pantomimik eine dramatische Gabe besaß, die sich für die höchsten Zwecke des Theaters ergibig zeigte und durch die edle Harmonie ihres Leibes für den Ausdruck der charakteristischen Gestalt in erlesenem Maße befähigt war. Wer ihre Trauer in „Esmeralda", ihren Jubel in „Madeleine", ihren Humor in Adams „Weiberkur" mitgelebt und mitgenossen hat, wird diese Eindrücke mit sich herumtragen, als ob sie von gestern stammten. Als sie im Jahre 1877 das Opfer einer jämmerlichen Medicinalpfuscherei wurde, war es mit dem Interesse am Ballet, das durch sie einen ungeahnten Aufschwung genommen hatte, wieder aus. Ihre Nachfolgerin Virginia Zucchi war ein fleißiges Talent, doch genau das Gegentheil ihrer Vorgängerin, nämlich in der Pantomimik ganz unbedeutend und nur durch die technischen Kunststücke ausgezeichnet, mit denen sie verschwenderisch um sich warf. Man mochte ihre Leistungen bewundern, aber man fror dabei. Sie war die glänzende Vertreterin einer Richtung, die dem Ballet die Seele auszublasen und in eine rein äußerliche Formvirtuosität überzugehen droht. Der ganze das Auge kitzelnde Apparat der Technik, die Entrechats, Pirouetten u. s. w. arbeiten mit rasender Schnelligkeit, aber es ist weder das Gefühl, noch das Denken, welche hierdurch in Mitleidenschaft gezogen werden. Es ist daher an der Zeit, wieder ein Mal an die mustergültigen Grundsätze Noverres, des französischen Meisters, zu erinnern, der das Verdienst besitzt, das Ballet nicht nur von der Oper getrennt und zu künstlerischer Selbstständigkeit erhoben, sondern auch Grundsätze aufgestellt zu haben, die man heutigen Verirrungen als abwehrenden Schild entgegenhalten sollte. Wir denken namentlich an eine Stelle in den „Lettres sur la danse et sur les ballets", wo sich Noverre folgendermaßen vernehmen läßt: „Wenn die Tänzer begeistert durch ihre Empfindung unter tausend verschiedenen Formen die verschiedenen Züge der Leidenschaft nachbilden, wenn sie dem Proteus gleich in ihrer Physiognomie und ihren Blicken alle Bewegungen ihrer Seele zeichnen, wenn ihre Arme jenen genauen Weg, den ihnen die Schule vorgeschrieben, beschreiben und wenn sie mit ebenso viel Anmuth als Wahrheit einen angemessenen Raum durchlaufen, so werden sie durch richtige Stellungen die folgerechten Bewegungen der Leidenschaften hinmalen, und wenn sie endlich Geist und Genie ihrer Kunst zugesellen, so werden sie sich auszeichnen und die vor der Darstellung ausgegebenen Texte unnütz machen. Alles wird sprechen, jede Bewegung wird eine Phrase dictiren, jede Attitüde wird eine Situation malen; jede Geste wird einen Gedanken entschleiern; jeder Blick wird eine neue Empfindung anzeigen; Alles wird verführerisch sein, weil Alles wahr und die Nachahmung der Natur entnommen ist."

Es ist gewiß nicht unwichtig auf eine Theorie aufmerksam zu machen, die ganz vergessen zu werden droht, obwohl sie sich aus dem Kern der Sache entwickelt hat. Der Reiz einer schön erfundenen Handlung, mag sie sich als Märchen, als Traum oder als Allegorie geben, und das schauspielerische Element, das die Seele als Anschauung im Körperlichen heraustreibt, werden wieder die Hauptsache werden müssen, wenn es sich darum handelt, das Ballet frisch zu erhalten. Gerade die durch Paul Taglioni eröffnete Richtung hat bei ihren großen Verdiensten das Bedenkliche, daß sie in der scenischen Pracht und Herrlichkeit alle menschlichen Regungen des Librettos ersticken will. Sie berauscht Sinn und Ohr, allein zu Herzen dringt sie nicht. Wenn man sich dazu verstehen wollte, die ungebührlich entwickelte Form etwas zurückzudrängen und dem glänzenden Rahmen einen Inhalt einzufügen, der in unserer Seele haften bleibt, würde man die ganze Kunstform in einer Weise erheben können, die es wahrscheinlich macht, daß sie sich der Oper und dem Drama als ein selbstständiges Drittes ebenbürtig zur Seite stellt.

Es fragt sich nur noch, ob sich in dem Berliner Ballet, wie es gegenwärtig zusammengesetzt ist, Talente finden, die als Träger einer solchen reformatorischen Bewegung gedacht werden können. Unser Balletpodium weist gegenwärtig zwei Erscheinungen auf, die so verschieden sind, daß man sie kaum vergleichen kann, die blonde Schwedin Amanda Forsberg, die im Jahre 1870 engagirt wurde, und die blonde Italienerin Dell' Era aus Messina, die seit dem Frühjahr 1879 der Königlichen Bühne angehört. Der große Unterschied der beiden Naturen liegt darin, daß die erste mit gewissenhafter Wahrung der Tradition und eisernem Fleiße zu einer Meisterschaft in der Technik gelangt ist, die sich aller Mittel ihrer Kunst deutlich bewußt ist, während die zweite wohl gelegentlich eine Stufe der Technik keck überspringt, dafür aber durch die Ursprünglichkeit ihres hinreißenden Temperaments und ihre belebende Wärme und Natürlichkeit des Ausdrucks zur eigentlichen Vertreterin jeder kühn fortschreitenden Neuerung gemacht wird.

Amanda Forsberg zeigte schon in ihren Gastrollen wie „Fantasca", Myrrha in „Sardanapal" und Eloa in „Morgano", auf wie sicherem Boden ihre Kunst ruht. Bei ihr gibt es nichts Unvorbereitetes und Unfertiges, dafür allerdings auch nichts Ueberraschendes und Geniales. Sie beherrscht die Technik nicht nur mit spielender Leichtigkeit und Gewandtheit, sondern befleißigt sich auch stets eines schönen Maßes, das von einem natürlichen Gefühl für Decenz eingegeben wird. Dabei ist es allerdings nicht zu leugnen, daß sie es oft an den inneren Voraussetzungen des Kunsttanzes, der erregten seelischen Stimmung fehlen läßt, die allein im Stande ist die schönen Formen zu beleben. Das absolut Starre des Gesichtsausdrucks ist ein offenbarer Verräther, daß die Phantasie kein Bild des darzustellenden Charakters geschaffen hat, sondern am Einzelnen haften bleibt und Erlerntes zu Erlerntem fügt. Daher rührt es, daß Fräulein Forsberg, in der wir eine der liebenswürdigsten Vertreter ihres Faches erblicken, oft nicht genügend interessant erscheint, da sie sich nicht zur Inspiration erhebt und gleichsam durch eine allzu große Erdenschwere am Boden festgehalten wird. Ihr Wesen ist nordischer Fleiß und nordische Wohlanständigkeit, die nur zuweilen in Kühle umschlägt.

Mit Signora Dell' Era scheint dagegen ein erwärmender Hauch aus dem Lande, wo die Citronen blühn, herübergekommen zu sein, denn sie gehört in der That zu den auserwählten Künstlerinnen, die sich den Anschein geben, als ob sie die natürlichen Gesetze der Schwere aufheben und sich zwischen Luft und Erde ein eigenes Element bilden könnten, in dem sie sich zwanglos bewegen. Betrachtet man ihre zierliche, geschmeidige Gestalt, so muß man gestehen, daß ihr die Natur etwas Anderes als die gewöhnliche Balletmitgift verliehen hat. Auf der Bühne kaum hübsch zu nennen, besitzt sie gerade so viel Körper wie nöthig ist, um ihre Einfälle und Empfindungen in Anschauung umzusetzen, aber auch nicht eine Faser mehr. Jeder Ueberfluß, der durch sich selbst wirken könnte, ist ihr versagt worden. So rasch und unmittelbar läßt die Tänzerin jedoch den Körper in Seele übergehen, daß wir uns dieser Kargheit gar nicht bewußt werden. Sie tritt auf, und ein Luftstrom von Anmuth und Liebenswürdigkeit geht über die Bühne. Die ganze Gestalt ist vom Wirbel bis zu den Fußspitzen in eine künstlerische Erregtheit getaucht, aus der wie aus einem Mutterschooß die lebendigsten und reizvollsten Gebilde hervorgehen. Alles Aeußere wird sofort zum nothwendigen Ausdrucke eines inneren Vorgangs, selbst das Lächeln ist bei ihr nicht die stereotype Balletfreundlichkeit, sondern die Lust, die jedes volle Talent beim Aufgehen in seiner Kunst empfindet.

Digitized by Google

Wer sie z. B. in Adams poesievollem Ballet „Das hübsche Mädchen von Gent" oder als Satanella in dem gleichnamigen Ballet gesehen hat, wird sich gestehen, daß diese Künstlerin die gewohnten Vorstellungen vom Ballet als einer Fertigkeit, möglichst geschickt die Glieder zu verrenken, mit einem Schlage beseitigt und an ihre Stelle seelische Zustände und Entwickelungen setzt, denen der ganze Körper als Ausdrucksmittel dient. Dabei darf man nicht vergessen, daß Signora Dell' Era neben ihren übrigen Vorzügen auch den einer wirklichen, keiner nur gemalten Jugend besitzt und eben erst zur vollen Herrschaft über die äußeren Mittel gekommen ist, die das Instrument ihrer Kunst sind.

Die Befürchtung, daß auch dieses feine und reiche Talent in dem einförmigen und fest abgeschlossenen Repertoire erstarren könne, ist jedoch keineswegs ausgeschlossen. Man bewegt sich nicht ungestraft in alten abgespielten Rollen, für welche die Tradition feststehende Formen geschaffen hat. In jedem Falle wäre es rathsam, an die Erweiterung dieses ewigen Zirkeltanzes von „Flick und Flock", „Satanella", „Morgano" u. s. w. zu denken, in dem gegebenen Falle jedoch, wo es sich um die Pflege und Erziehung einer originellen Begabung handelt, wird es für den genialen Meister, der das moderne Ballet geschaffen hat und dessen große Verdienste wir nicht einen Augenblick verkennen wollen, zur Pflicht. Sonst könnten wir es doch einmal erleben, daß sich diese Welt der schönen künstlerischen Sinnlichkeit von der Theilnahme des Publicums gänzlich verlassen sieht und die Balletvorstellungen bei unfreiwilligem Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden.

Eugen Zabel.

Notizen.

Am 25., 26. und 27. September haben sich die Mitglieder des deutschen Schriftstellerverbandes in Weimar versammelt. Diesem Feste, das an geselligen Freuden und an geistiger Bedeutung alle andern derartigen Versammlungen von Schriftstellern und Journalisten weit überragt hat, ist nach unsern Auffassungen von Seiten der Presse nicht Recht geschehen. Außer einem Feuilleton in der „Nationalzeitung", das eine lebendige Schilderung der Weimarer Tage im Zusammenhang gegeben hat, sind meistens nur kurze Notizen darüber veröffentlicht worden. Das mag dem zufälligen Umstande beizumessen sein, daß die Berliner Specialisten in der Berichterstattung, denen der volle Brustton der Ueberzeugung zu Gebote steht, daß Ludwig Pietsch und die Gebrüder Davidsohn an der Theilnahme verhindert gewesen sind. Wir können hier nur auf den bedauerlichen Uebelstand hinweisen, dem abzuhelfen wir bei dem Charakter unsrer Wochenschrift leider außer Stande sind; aber constatirt darf mit wenigen Worten werden, daß sicherlich seit langen Jahren keine Vereinigung deutscher Schriftsteller einen so durchaus würdigen und schönen Verlauf gehabt hat, wie die der versammelten Schriftsteller in Weimar.

Hätte uns jener Verbandstag nichts weiter gebracht als die wahrhaft großartige Improvisation des Professors Lazarus über die Stellung des Dichters und Schriftstellers zum praktischen Leben, das Andenken an die Tage in Weimar würde jedem Theilnehmer ein unvergeßliches bleiben müssen. Wohl niemals ist über den Beruf des Schriftstellers und über seine Stellung in der Gesellschaft und in der großen Gemeinsamkeit des Staates beredter, ergreifender und weihevoller gesprochen worden, als von Lazarus beim Festbanket im Stadthause zu Weimar. Auf die Rede des Professors Richard Gosche mit dem schönen Bilde: „wenn wir in diesen Straßen von Weimar wandeln, so ist es, als ob die Steine memnonisch erklängen und uns erzählten von dem aufgehenden Ruhme unsrer klassischen Dichter", der prächtige Trinkspruch von Emil Rittershaus auf die Frauen, den der rheinische Dichter mit der ihm eigenen zündenden Begeisterung selbst vortrug, so wie der Gruß aus Böhmen, den der Redacteur der „Bohemia", Claar, in einer gedankenreichen und rhetorisch überaus gewandten Ansprache den deutschen Schriftstellern brachte, haben sich weit, weit über das Niveau jener selbstgefälligen und leeren Tischreden erhoben, die man sonst bei derartigen Anlässen zu erdulden hat. Der Sonntag Abend schloß mit einer Festvorstellung der „Iphigenie auf Tauris" von Gluck, die durch die künstlerischen Leistungen, wie durch das hervorragende scenische Arrangement unter den Festtheilnehmern die vollste Bewunderung hervorrief. Am Montag wurde ein gemeinschaftlicher Ausflug nach der Wartburg unternommen, wo der Schriftstellerverband die Ehre hatte, von dem Großherzog von Sachsen-Weimar in wahrhaft fürstlicher Weise bewirthet zu werden. Eine Schilderung dieses Wartburgfestes an dem schönsten und sonnigsten Herbsttage würde über den Zweck dieser Zeilen, die eben nur ganz allgemein auf die Bedeutung der Weimarer Tage haben hinweisen wollen, hinausgehen. Wir können indessen nicht schließen, ohne noch einmal des Localcomités zu gedenken, namentlich des Generalintendanten Freiherrn von Loën, dem wir die vollkommen gelungene Festvorstellung im Theater und dessen Vermittlung wir die uns auf der Wartburg erwiesene großartige Gastfreundschaft zu danken haben.

* * *

Kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater von Eugen Sierke, Dr. phil. Braunschweig 1881, Friedrich Wreden.

Der Verfasser vorliegender loser Blätter (die übrigens 535 Seiten zählen!) ist seit einer Reihe von Jahren Chefredacteur und Theaterkritiker des „Braunschweiger Tageblattes". In letzter Eigenschaft hat er sich von je nicht nur als ein ästhetisch gründlich gebildeter Schriftsteller bewährt, sondern auch einen Fleiß gezeigt, den kaum einer seiner kritischen Kollegen erreichen dürfte. Seine Recensionen gehen nicht nur ausführlich auf die dargestellten Stücke und deren poetischen und dramatischen Werth ein, sondern zergliedern die Details jeder einzelnen schauspielerischen Leistung mit einer solchen Genauigkeit, daß man billiger Weise über das Gedächtniß des Recensenten staunen muß, welches in der That höchstens auf anderem Gebiete an dem Erinnerungsvermögen eines berühmten Berliner Feuletonisten für die Einzelheiten von Balltoiletten seines Gleichen finden möchte. Auch sind die kritischen Anstrengungen des Braunschweiger Redacteurs nicht vergebens gewesen, haben vielmehr einen entschieden günstigen Einfluß auf die Entwicklung des Braunschweiger Theaters gehabt, so daß man ihm ohne Zweifel dort großen Dank schuldet. Die vorliegende Sammlung, welche fast ausschließlich aus Recensionen besteht, läßt leider, was allerdings kaum anders möglich war, die interessanten schauspielerischen Erörterungen fort und vereinigt nur die meist sehr, bisweilen zu weitschichtigen Ausführungen über die Dramen (theils klassischer, theils neuerer Autoren) selbst. Daran schließen sich noch einige nicht uninteressante Abhandlungen, „aus Goethes Theaterpraxis", „die Hamburger Preisconcurrenz vom Jahre 1775". In einer Einleitung spricht der Verfasser seine Ansichten über die gegenwärtige Lage des deutschen Theaters und die Möglichkeit einer Besserung desselben aus. Mit Recht hebt er hervor, daß die Klagen über den „Verfall" desselben zur Zeit Goethes und Schillers ebenso laut waren, wie heutzutage. Den mannichfachen Uebelständen kann er sich jedoch nicht verschließen und zählt eine Reihe von Mitteln zur Abhülfe auf. Diese betreffen indessen ausschließlich das Theater als solches; was das Fundament desselben, die dramatische Production betrifft, so verläßt er sich auf das „Naturgesetz", welches ihr ganz von selber einen neuen Aufschwung verschaffen werde. Ueber das Naturgesetz läßt sich streiten; wer Bruno Bauers neuestes Buch kennt, weiß, daß man darüber auch weniger optimistisch denken kann. Es ist schon am besten, wenn der Mensch handelt, ohne sich auf vermeintliche Naturgesetze zu verlassen. Wir sind zudem überzeugt, daß eine einzige kunstsinnige Theaterleitung, die es verstünde, die Production im idealen Sinne anzuregen (womit natürlich nicht Preisausschreibungen gemeint sind), dem Theater mehr nützen würde als die dicksten Sammlungen von Kritiken, die schönsten Theaterakademien und die klassischsten Repertoires.

H. H.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Stieler, Carl. Hochland-Lieder. 2. Aufl. 8. 204 S. Stuttgart 1880, Adolf Bonz & Co.

Verdendorp, Basil. The Verdendorps. A novel. 8. 376 S. Chicago 1880, Charles M. Hertig.

Werner, Reinhold, Contreadmiral a. D. Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. 8. 412 S. Berlin 1880, A. Hofmann & Co.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neue illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Frei von jedem einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunkt.

Preis vierteljährlich trotz der reichen Ausstattung nur

M. 1.60

oder auch in vierzehntägigen Heften zu 30 Pf.

Zur Veröffentlichung gelangen in den nächsten Quartalen: besonders spannende Romane und Novellen von Ernst Wichert, Wilhelm Jensen, Gerhard von Amyntor, Konrad Telmann, Jul. Lohmeyer, Erich Hamber. Kunstblätter von A. von Werner, Kraus, Boheimann, Tiezen-Mayer, Paul Meyerheim, Ferd. Keller, Bautier, Franz Defregger 2c.

Folgende werthvolle Kunstblätter als Prämien:

F. Wagner. Herbst. Oelfarbendruck. Nachzahlung nur M. 2.50. — Hans Makart. Patrizierin. Oelfarbendruck in vorzüglicher Ausführung. Bildfläche 79:102 cm. Nachzahlung M. 12.50. Ladenpreise: Herbst 10 M. — Patrizierin 30 M.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen.

Mit dem 1. October cr. beginnt

Der Bär.

Illustrirte Berliner Wochenschrift.

Eine Chronik für's Haus.

Herausgegeben von

Stadtrath **Ernst Friedel** u. **Emil Dominik.**

Preis pro Quartal 2 Mark.

seinen siebenten Jahrgang. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen und von Tag zu Tag stetig emporblühend, hat sich „**Der Bär**", dessen Aufgabe es in erster Linie war und ist, das Interesse Berlins und der eng damit verbundenen Mark Brandenburg zu vertreten und durch spannende Erzählungen aus Vergangenheit und Gegenwart Berlins und der Mark, Darstellungen früherer und gegenwärtiger Sitten und Gebräuche, allgemein interessirende Illustrationen die Leser zu fesseln, **zu dem Range eines Organs emporgeschwungen,** welches bereits

allseitig als ein treues Spiegelbild des modernen Lebens der neuen deutschen Reichshauptstadt betrachtet und geschätzt wird.

Bei der stets wachsenden Bedeutung Berlins als Hauptstadt des deutschen Reiches wird nicht nur jeder Berliner alle Nachrichten aus und über seine Vaterstadt mit Freuden begrüßen, sondern auch überhaupt jeder Gebildete die **mannichfachen, großartigen neuen Erfindungen, Anlagen und Projecte,** welche — wie zum Beispiel die **Rohrpost,** die **Elektrische Eisenbahn,** die **Dampfdroschke,** die **Stadtbahn,** die **Canalisation** 2c. — zuerst in Berlin, als dem geeigneten Versuchsfelde, ihre Verwirklichung finden, von dort aus ihren Weltlauf antreten und

stets sofort im „Bär" durch Bild und Wort zur Anschauung gebracht werden, mit regstem Interesse verfolgen.

Der überaus billige Abonnementspreis von **nur 2 Mark** pro Quartal, wofür 13 Nummern von je 12 bis 16 Seiten **mit zahlreichen Illustrationen** geliefert werden, ermöglicht es auch dem weniger Bemittelten, diese Wochenschrift zu halten. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Abonnements-Anmeldungen entgegen; bei directer Versendung der einzelnen Nummern unter Kreuzband durch die Verlagsbuchhandlung beträgt der Abonnementspreis **2 Mark 40 Pfennig** pro Quartal.

Berlin, W., Lützowstraße 7.

Die Verlagshandlung des „Bär"

Gebrüder Paetel.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Bautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Emil Strauss** in **Bonn.**

Soeben erschien:

Der Verstand von **Hippolit Taine,** Mitglied der Academie française. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der dritten französischen Auflage übersetzt von Dr. Leonhard Siegfried. 2 Bde. 8. Preis M. 16.—, in eleg. Halbfranzband M. 20.—

Da die deutsche Literatur kein die ganze Wissenschaft des menschlichen Verstandes umfassendes und erschöpfendes Werk bisher besass, so hat sich Siegfried unstreitig ein Verdienst dadurch erworben, dass er durch seine Uebersetzung des berühmten Werkes des Franzosen Taine (das in Frankreich hintereinander drei Auflagen erlebte) diese Lücke füllte. Im ersten analytischen Theil entwickelt Taine, von Erscheinungen, wie sie der Tag bringt, ausgehend, die Elemente der Erkenntniss bis zu den einfachsten, den Molekulen auf physiologischem Gebiete entsprechend. Im zweiten verfolgt er synthetisch den Mechanismus ihres Zusammentretens bis zu den hochgradigsten Complexen, den universellsten Axiomen. Eine Fülle wohlgeordneter Beispiele erleichtern das Verständniss und machen das Buch zu einer anregenden, genussreichen Lectüre für jeden höher Gebildeten.

Nach der Ansicht compententer Beurtheiler hat Siegfried die brillante Taine'sche Schreibweise in mustergültiger Weise wiedergegeben.

Ueber Zeugung und Vererbung von Dr. **Fr. Richarz,** Geh. San.-Rath, Consult. Arzt der Privat-Heilanstalt für Nervenkranke zu Endenich bei Bonn. Preis M. 1.20.

Der Verfasser, dessen Theorie über eine der wichtigsten Seiten der menschlichen Zeugung, **die Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit** schon auf der Naturforscherversammlung in Wiesbaden 1873 Aufsehen erregte, hat dieselbe aus Anlass eines dagegen erhobenen Widerspruchs aufs Neue einer umfassenden Erörterung unterzogen. Die Behandlung dieses subtilen Themas ist ebenso originell wie geistreich und wird diese Schrift auf die Klärung resp. Umkehrung der bisher allgemein über diesen Punkt herrschenden Begriffe bestimmend einwirken.

Die Grundlage der humanen Ethik von Dr. **Harald Höffding.** Aus dem Dänischen. Preis M. 2.40.

Der dänische Philosoph Harald Höffding bietet hier dem deutschen Publicum die Grundlinien seines ethischen Systems in eigener Uebertragung. Er entwickelt in schöner und origineller Weise das ewige Humanitätsideal, die wahre Sittlichkeit aus rein natürlichen Voraussetzungen. Dies Werk verdient die Beachtung jedes über diese Dinge unbefangen Denkenden in hohem Grade; niemand wird dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen.

Der Rausch. Eine psychologische Studie von Dr. **L. Siegfried.** Eleg. ausgestattet Preis M. 1.50.

Der Verfasser behandelt sein Thema mit so viel Geist, feinem Humor und Takt, dass dies Schriftchen zu den exquisiteren Cabinetstücken der Literatur zu zählen ist.

Obige Bücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Gegen Einsendung des Betrages versendet der Unterzeichnete dieselben überallhin franco.

Emil Strauss, Verlagsbuchhandlung in Bonn.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der „Musik-Welt", Musikalisches Wochenblatt für die Familie und den Musiker bei. Diese neue Zeitschrift wird es sich zur Aufgabe machen, die gebildeten Stände von allen Vorkommnissen auf musikalischem Gebiete in Kenntniß zu setzen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 16. October 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Internationale Krankenzüge. Von F. v. Holtzendorff. — Die politische Lage Oberalbaniens. Von Spiridion Gopčević. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Festgedicht zur Einweihung und Vollendung des Kölner Doms. Von Hermann Lingg. — Die Dome zu Köln und zu Straßburg. Von A. Schneegans. — Robert Wilms. Von Medicus. — Musik und Moral. Von H. Ehrlich. III. — Jakob Offenbach. Von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. III. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Internationale Krankenzüge.

Von F. v. Holtzendorff.

Mit den Schaaren der Wandervögel, die über die Alpen südwärts ziehen, rüsten sich auch die Karawanen der Brustkranken, die wärmere Gestade aufsuchen, um aus dem nordischen Winter zu entfliehen. Groß ist die Anzahl derer, die von Jahr zu Jahr hin- und herziehen, um mit dem Wechsel der Jahreszeiten auch ihren Aufenthalt zu verändern und die ihrem Befinden günstigsten Bedingungen des Klimas auszunützen. Wie es vielen Singvögeln ergeht, die ihre nördlichen Brutnester niemals wiedersehen, weil sie während der Rast an den Südabhängen der Alpen in die Schlingen des Vogelfängers fallen, von denen der Herbst bei den Römern seine Bezeichnung empfängt, ebenso ergeht es vielen Wintergästen des Südens. Nicht wenige, deren Gesundheitszustand der Hoffnung auf Wiederherstellung Raum ließ, fallen Verhältnissen zum Opfer, die weniger in klimatischer Ungunst, als in menschlicher Sorglosigkeit und Vernachlässigung begründet sind: dem Mangel einer liebevollen Krankenpflege, dem Götzen der Vergnügungssucht, der an der Tafel großer Gasthäuser den schwerkranken Patienten an die Seite eines lebenslustigen Gesellen führt und das Gelächter fröhlicher Menschen mit dem Tod verkündenden Husten des Lungensüchtigen mischt; der Entbehrung aller Bequemlichkeiten, durch die eine nordische Häuslichkeit sich gegen die Angriffe des Winters panzert. Angesichts solcher beinahe unvermeidlichen Schädlichkeiten, mit denen der Aufenthalt an klimatischen Kurorten meistentheils verbunden ist, wurde oft genug die Frage aufgeworfen: ob es recht ist, Schwerkranke aus dem Kreise der Ihrigen zu entfernen und in südliche Gegenden zu entsenden, wo die letzten einsamen Stunden des irdischen Daseins für so Manchen viel schwerer zu tragen sind als daheim. Trotz dieser an sich wohl berechtigten Zweifel steht die Thatsache fest, daß der Winter im Süden nicht weniger ein fast verlorenes Dasein fristet, die wankende Gesundheit befestigt, fast Alle mit neuer Hoffnung erfüllt, die als letzter Rettungsanker den Leidenden Halt gibt und eben deswegen die Wanderschaft nach dem Süden unaufhörlich an Zahl und Ausdehnung wächst. Wenn vor zwanzig Jahren die Namen Meran und Montreux am häufigsten genannt wurden, so ist es heute die Strecke der Riviera zwischen Hyères und Genua, die als Winterquartier nicht nur der lebenslustigen Besucher von Nizza und Monaco, sondern auch der nebelmüden und wärmebedürftigen Kranken aus dem Norden Europas bezeichnet werden kann. Und wo vor fünf Jahren der Saum der ligurischen Küste als das letzte wünschenswerthe Endziel, als das höchste Maß des Erreichbaren nach dem Vorrath aller physischen und wirthschaftlichen Kräfte für so Viele erschien, tauchen heute die Namen an der Küste Siciliens, Nordafrikas oder gar des oberen Nilthales auf.

Immer wichtiger wird daher die Frage, mit welchen Fährlichkeiten und Nachtheilen die Reise nach dem Süden für Kranke verbunden ist. Ist die Entwickelung des Reiseverkehrs und die Einrichtung der Reisegelegenheiten den Interessen jener so zahlreichen Klasse von Leidenden gefolgt? Es ist ebenso auffallend, als unleugbar wahr, daß für die Behaglichkeit derjenigen, die zum Vergnügen in entfernte Gegenden reisen, weitaus mehr geschehen ist, als für die Lebenserhaltung und Gesundheitspflege bei solchen, die der nördliche Winter in die Verbannung treibt.

Ein an sich erst schwach entwickelter Keim der Erkrankung wird auf der Reise nach Italien oftmals durch die unvermeidlichen Schädlichkeiten der Reise zur tödtlichen Gefahr gesteigert. Und was durch die Gunst klimatischer Verhältnisse im südlichen Winter gewonnen war, durch die Gefahren der Rückreise wiederum der Vernichtung preisgegeben.

Während die Verkehrsverhältnisse auf der Linie von Paris an das mittelländische Meer wenigstens bis Nizza durchaus günstigere sind, stellt sich die Reisegelegenheit auf der von Rußland, Schweden, Dänemark und Deutschland am häufigsten befahrenen Linie über den Brenner thatsächlich in folgender Weise dar:

Die für schwächliche Personen ungemein wohlthätigen Schlafwagen fehlen auf dem durchgehenden Eilzuge der deutsch-italienischen Linie, vermuthlich weil deren Einstellung in gewöhnlichen Zeiten keinen Gewinn verspricht, also auch in solchen Monaten, in denen Kranke nach Italien gehen oder von dort heimkehren, nicht vortheilhaft genug erscheinen, um die Speculation hinreichend zu ermuntern. An Stelle der trefflich geheizten und erleuchteten, in ihren Wärmegrad regulirbaren Wagen der bayrischen Staatseisenbahnen treten je nach der Organisation der Eisenbahnverwaltungen andre Wagen, die entweder gar nicht heizbar sind oder dem individuellen Bedürfniß kranker Personen keinen Spielraum bei der Erwärmung lassen. An der Grenze zu Kufstein müssen sich selbst diejenigen, die mit directen Fahrkarten nach Verona versehen sind, einer nahezu unbegreiflichen Durchsuchung ihres durchgehenden Gepäcks unterziehen, eine Maßregel, die zum zweiten Male in Ala wiederholt wird. Ein möglicher Wagenwechsel bei guter Tagszeit in Kufstein für solche, die zufällig im durchlaufenden Wagen von Berlin bis Ala keinen Platz fanden, ein unvermeidlicher Wagenwechsel in später und kühler Abendstunde zu Ala,

Digitized by Google

meistentheils als Uebergang aus wärmeren, zuweilen vollbesetzten Coupés in durchweg ausgekältete Räume mit großen Temperaturdifferenzen. Ankunft in Verona gegen 11 Uhr Nachts. Wo ein Nachtquartier nicht beliebt wird, Weiterfahrt nach Modena, Wagenwechsel für die Linie nach Mailand und Turin; nochmaliger Wagenwechsel in Alessandria und in Sampierdarena oder Genua.

Nicht weniger bedenklich als ein Umsteigen zu kalten Nacht- oder Morgenstunden in Ala, Verona, Modena oder Alessandria und Genua ist der Versuch, in den besten italienischen Gasthäusern während des Herbstes oder Frühlings eine Ruhepause nach anstrengender Reise zu genießen. Nutzlos für den noch Unerfahrenen sind die für Gesunde dienlichen Fingerzeige unserer Reisehandbücher in Beziehung auf die in den Gasthäusern üblichen Preise oder die gebotenen Ortsverhältnisse, ebenso nutzlos auch die Bemühungen, sich durch Briefe oder Depeschen einen den Bedürfnissen der Kranken dienliches Zimmer zu suchen. Nicht wenige Gastwirthe Italiens betrachten einen Reisenden, der zu Anfang November oder gar Mitte April ein geheiztes Zimmer verlangt, als einen Menschen, der wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit bemitleidet werden muß. Wo in den Städten Mittel- und Oberitaliens Heizvorrichtungen üblich sind, spiegelt sich in jedem Zimmer, wo ein Kamin oder eiserner Ofen mit Feuerung versorgt wurde, die physikalische Geographie der nördlichen Halbkugel darin ab, daß eine heiße, eine gemäßigte und eine arktische Zone von einander unterschieden werden können.

Daß italienische Gastwirthe darnach sehen sollten, einer Depesche entsprechend, den gewünschten Wärmegrad im Krankenzimmer zu erreichen, ist eine sicherlich ungerechte Zumuthung gegen Personen, deren gewohnheitsmäßiges Interesse sich zunächst darauf richtet, zu erfahren, welche Weinsorte ein Gesunder bei Tische auswählen wird. Allen Erfahrungen zuwiderlaufend wäre aber die Erwartung, daß italienische Dienstboten weiblichen Geschlechts mit den Geheimnissen irgend eines Thermometers vertraut sein sollten. Ich erinnere mich noch heute mit besonderem Vergnügen daran, daß in einem der besuchtesten Seebadeorte der westlichen Riviera ein Bademeister darüber staunte, daß ich jeden Morgen während meines längeren Aufenthaltes die Wärme der Luft und des Wassers nach meinem Thermometer aufzeichnete. Bei solchen Gelegenheiten fanden sich zuweilen mehrere Zuschauer ein und stimmten dem sehr intelligenten Seefahrer und Bademeister zu, wenn dieser mit gewichtigem Ernste auf den Thermometer zeigend bemerkte, daß die Deutschen die gelehrtesten und klügsten Menschen auf dem Erdboden seien.

Man braucht kein Sachverständiger zu sein, um zu begreifen, daß Verhältnisse der geschilderten Art auf Brustkranke und Leidende nicht nur einen nachtheiligen, sondern einen geradezu verhängnißvollen Einfluß ausüben können. Der Erfolg einer durch Monate sorgfältig gehandhabten Pflege kann durch die ungünstigen Verhältnisse eines im Voraus nicht zu berechnenden Nachtquartiers oder durch eine im Moment erzwungenen Wagenwechsels besonders nachtheilige Witterungserscheinung aufgehoben werden.

Die nächsten Fragen, die sich Angesichts dieser Zustände gleichsam von selbst aufdrängen, wären diese: Ist es unerreichbar, daß in den kritischen Monaten des Herbstes und des Frühlings, in denen zahlreiche Kranke aus Nord- und Mitteldeutschland nach Südtirol und Italien wandern oder von dort zurückkehren, ohne Wagenwechsel mindestens ausnahmsweise gewisse Züge mit entsprechenden Heizvorrichtungen und der Nachtruhe dienlichen Schlafwagen ausgestattet, durch das Gebiet der östreichischen Südbahn und der oberitalienischen Gesellschaft über Genua bis nach Mentone, Nizza oder Cannes laufen? Ist es eine mit den Consequenzen des Tabaksmonopols und den fiskalischen Interessen völlig unvereinbare Rücksichtnahme, daß Kranke, die mit einem beglaubigten Zeugniß des Arztes versehen sind, von der Durchsuchung ihres Gepäckes befreit werden?

Wenn die Eisenbahngesellschaften gegenwärtig aus Veranlassung von Volksvergnügungen, Kunst- und Gewerbeausstellungen, wissenschaftlichen Congressen und Vereinstagen den Reisenden Erleichterungen und Vortheile darbieten, so werden sie sich auch nicht weigern, den Bedürfnissen zahlreicher Kranken entgegenzukommen, wenn an sie diese Anregung dazu herantritt. Umsoweniger ließe sich ein ablehnendes Verhalten in diesem Stücke rechtfertigen, als voraussichtlich diejenigen, die aus verbesserten Reiseeinrichtungen Vortheil ziehen würden, auch bereit sind, eine entsprechende Gegenleistung ihrerseits zu übernehmen.

Die Erinnerung an dasjenige, was vor zehn Jahren nach den gewaltigen Schlachttagen von 1870 geschah, erlaubt uns freilich nicht, bei jener Fragestellung stehen zu bleiben. War damals die Organisation des Krankentransportwesens unter dem Zeichen des rothen Kreuzes die wesentliche Vorbedingung für die Lebenserhaltung solcher, die in den Kriegslazarethen an der Unmöglichkeit ausreichender Hülfe zu Grunde gegangen wären und in der Heimat besser verpflegt werden konnten, als in der Nähe der Wahlstatt — warum sollte nicht auch in Friedenszeiten das Unternehmen internationaler Sanitätszüge ins Werk gesetzt werden, um einer Krankheit Opfer zu entreißen, die zu den gefährlichsten Feinden der Gesellschaft gehört, als um im ungünstigsten Falle zahlreichen Kranken die Leiden und Anstrengungen einer mühsamen Reise zu erleichtern.

Der Vergnügungsreisende findet bei gewissen Unternehmungen einen Begleiter, der ihm die Sehenswürdigkeiten fremder Länder zugänglicher macht oder seiner Sprachunkenntniß abhilft. Dagegen müssen zahlreiche Kranke, denen es an abkömmlichen Freunden und Verwandten fehlt, ohne Pflege und Begleitung in Länder reisen, deren Verhältnisse und Sprachen ihnen in den meisten Fällen unbekannt sind. Es wäre an dieser Stelle sicherlich nicht rathsam, den Sachverständigen vorzugreifen und die Einzelheiten zu erörtern, die bei der Durchführung eines verbesserten Krankentransportes in Erwägung gezogen werden müssen. Aber das darf wohl gesagt werden: In Anbetracht der technischen Leistungsfähigkeit unseres Zeitalters gehört bei gutem Willen außerordentlich wenig dazu, um es zu ermöglichen, daß von unsern nordischen Hauptstädten aus zweimal im Jahre, während des Frühlings und Herbstes, in geeigneten Zwischenräumen von mehreren Wochen etliche Sanitätszüge an die Riviera entsendet werden, welche den Leidenden durch ihre directe Verkehrsbeziehung die Wahrscheinlichkeit einer unterwegs zu erduldenden Erkältung ersparen, eine geeignete Lagerstätte bei Tag und Nacht in besonderen Krankenwagen darbieten, die Begleitung eines Arztes sichern und in ernstern Fällen Hülfeleistung durch Verabreichung von Arzneien.

Was die zweckmäßige Einrichtung der Krankentransportanstalten zu leisten vermag, zeigt das Beispiel der Kaiserin von Rußland, die Angesichts des nahenden Todes ohne unmittelbare Vermehrung der Lebensgefahr, in ungünstigster Jahreszeit von Cannes nach St. Petersburg durch Sachverständige geleitet wurde. Selbst die Möglichkeit der Zurückführung hoffnungslos Leidender in den Schoß ihrer Familie ist vom Standpunkt der Humanität nicht genug zu veranschlagen.

Ganz vornehmlich sind aber die Gesundheitsnachtheile eines ungeeigneten Nachtquartiers und eines von der Ungunst der Witterung begleiteten Wagenwechsels nach meinen eigenen, freilich wenig bedeutenden, Erfahrungen und Beobachtungen zu betonen. Mir selbst gelang es, durch eine seltene Rücksichtnahme der römischen Eisenbahnverwaltung und der bayrischen Generaldirection der Verkehrsanstalten begünstigt, einen an capillarer Bronchitis erkrankten Sohn ohne Wagenwechsel von Rom bis München unbeschädigt zu transportiren, obwohl das Thermometer bei meiner Abreise von Rom zwanzig, bei meiner Ankunft in München nur drei Grad zeigte und gegen Ende April in den Morgenstunden, in denen der Schnellzug zu Ala seine Wagenreihe wechselt, im unteren Etschthal vor Verona Reif sichtbar geworden war.

Die Eisenbahnverwaltungen haben es also in ihrer Hand, das Werk der Aerzte in einer sehr wesentlichen Richtung zu ergänzen.

Wo es der Staat ist, der unter Betonung seines Berufes die Verwaltung der wichtigsten Verkehrslinien vereinigt, hat er

Digitized by Google

in noch höherem Maße, als Privatgesellschaften, die Aufgabe, die technischen Hülfsmittel des Verkehrs nicht blos im Interesse der finanziellen Erträglichkeit, die hierbei ohnehin gar nicht beeinträchtigt sein dürfte, sondern auch im Dienste der Menschlichkeit auszunutzen und zu verwerthen. Selbst ohne Berücksichtigung des gewiß nicht ausbleibenden Nutzens für Kranke und Leidende, ist das Anerkenntniß einer solchen Mission von Seiten des Staates von hohem ethischen Werthe in einer Zeit, die so oft der Gleichgültigkeit gegen menschliche Leiden geziehen wird. Die höhere Macht des Staates und ihre Berechtigung in der Gegenwart findet gegenüber denen, die Alles anzweifeln und Alles angreifen, keinen Glauben mehr, wenn sie sich nicht in guten Werken auch für die Gemüthsseite des menschlichen Lebens zu erweisen vermag. Wenn der Aufschwung über die Durchschnittslinie des täglichen Lebens, wie die Erinnerung an das Jahr 1870 und seinen Humanitätseifer uns lehrt, für die Mehrzahl der einzelnen Menschen das Ergebniß eines Impulses zu sein pflegt, der aus gewaltigen Erschütterungen hervorgeht, so hat der Staat, als das höchste Vernunftwesen des Volkes, die Pflicht, in Zeiten allgemeiner Enttäuschung, vereitelter Hoffnungen, weitverbreiteter Unzufriedenheit oder unfruchtbaren Parteistreites, wo immer sich eine Gelegenheit darbietet, die Sache der Humanität im Großen und Kleinen zu fördern. Indem der moderne Eisenbahnstaat seine wirthschaftlichen Machtmittel verstärkt, wachsen nicht blos seine Interessen, sondern auch seine Pflichten.

Die politische Lage Oberalbaniens.

Von Spiridion Gopčević.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir dergestalt den Verlauf der Ereignisse skizzirt, welche zur heutigen politischen Situation Oberalbaniens geführt, müssen wir einen Blick auf diese selbst werfen.

Nominell ist allerdings noch die Pforte Herrin von Albanien; aber factisch ist sie es schon lange nicht mehr, und ihre ganze Herrschaft beschränkt sich auf die Städte Scutari, Leš, Kruja, Durazzo und Tirana, d. h. jene Plätze, wo sie ihre Truppen stehen hat. In den letztgenannten Städten befinden sich jedoch so schwache Besatzungen, daß sie bei dem Ausbruche einer albanesischen Revolution verloren wären. Das einzige Scutari ist mit 5000 Mann besetzt. Die Liga herrscht aber nicht über ganz Oberalbanien, sondern blos über die Ebene um Scutari. Die Maljsoven und Miriditen sind ihr zwar freundlich gesinnt und nehmen gerne ihre Geld- und Brodlieferungen an, beugen sich aber nur so lange unter die Autorität der Liga, als deren Befehle ihnen in den Kram passen. Ein zweites Liga-Comité residirt in Prizren, hat aber theilweise andere Interessen als jenes zu Scutari und läßt daher diesem nur ganz geringe Unterstützung zukommen. Die Katholiken von Scutari selbst haben den theuern Spaß schon ziemlich satt, können aber nicht mehr zurück, denn jetzt heißt es: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen!" Die Miriditen sind nur so lange dabei, als es Geld und Essen gibt; da beides in letzterer Zeit spärlich fließt, haben sich fast alle auf und davon gemacht.

Wenn wir also die verschiedenen politischen Parteien Oberalbaniens sichten und nach ihren Absichten klassificiren, kommen wir zu folgender babylonischer Verwirrung:

Maljsoven (52,000 Seelen stark) sind in zwei Theile gespalten; der eine (etwa 30,000 Köpfe) wünscht das Sem-Gebiet zu behaupten und kümmert sich weder um Dulcigno noch um Gusinje, obwohl er die Abtretung des letzteren nur ungern sähe. Der Pforte gegenüber ist er loyal, so lange diese die Privilegien der Maljsoven unangetastet läßt. Der andere Theil (circa 22,000 Köpfe) interessirt sich weniger für Tusi als für Gusinje, obwohl es auch ihm lieber wäre, wenn Tusi albanesisch bliebe. Loyalität dieselbe.

Albanesen der Prizrender Liga. Diese wünschen das serbische Element in Unterwürfigkeit zu halten und dem Vordringen der Serben von Vranja her, dem der Oestreicher gegen Mitrovica einen Riegel vorzuschieben. Sie sind es, welche Ali Bey von Gusinje in seinem Widerstande gegen Montenegro wirksamst unterstützen. Der Pforte gegenüber sind sie loyal, hätten aber gegen Errichtung eines selbstständigen škipetarischen Reiches nichts einzuwenden.

Mohamedaner von Scutari und der umliegenden Ebenen (circa 25,000 Seelen). Diese haben die Behauptung des Bojana-Gebietes auf ihre Fahne geschrieben. Sie wissen, daß die Montenegriner durch dessen Besetzung ihre Macht bedenklich schwächen müssen. Der Pforte gegenüber sind sie nur theilweise loyal. Ein großer Theil schwärmt für nationale Unabhängigkeit. Natürlich müßte in dem albanesischen Reiche den Mohamedanern die Hegemonie zukommen. Zur türkischen Partei gehören Jene, welche öffentliche Stellen bekleiden oder sonst ihre Interessen an die türkische Herrschaft gekettet wissen.

Die Katholiken von Scutari und Umgebung (12,000 Seelen) gehen in Bezug auf äußere Fragen mit den Mohamedanern. Dagegen hassen sie innerlich die Pforte von Herzen und wünschen nichts sehnlicher, als deren Joch abzuschütteln. Zu schwach, hauptsächlich aber zu feig und geizig, wagen sie es nicht, sich offen den Mohamedanern zu widersetzen, sondern intriguiren nur heimlich. Mit der Errichtung eines selbstständigen Reiches wären sie einverstanden, doch dürften die Mohamedaner nicht die erste Geige darin spielen. Kleine Parteien unter ihnen schwärmen für östreichische, andere für italienische Occupation.

Die Griechen von Scutari und Umgebung sind zu schwach, um eine eigene Partei bilden zu können. Heimlich sympathisiren sie mit Montenegro, einige unter ihnen auch mit Griechenland.

Die Bevölkerung des Dulcigno- und des Bojana-Gebietes (14,000 Seelen) geht zwar im Allgemeinen mit den Mohamedanern, allein, wenn ihnen blos die Wahl zwischen montenegrinischer und türkischer Herrschaft gelassen, ziehen sie doch die erstere vor.

Die Katholiken von Lež (Alessio) und der Ebene bis Durazzo (20,000 Seelen) sind in zwei Lager gespalten. Die nördlicher wohnenden Katholiken sympathisiren mit Italien und würden einer Annexion an dieses Reich nicht abgeneigt sein. Die südlicher Ansässigen schwärmen dagegen für Oestreich. Von Durazzo bis Droen, kurz in der ganzen Erzdiöcese Durazzo hörte ich nichts als Seufzer nach östreichischer Annexion. Beide Parteien stimmen jedoch in dem Hasse gegen die Pforte und der Gleichgültigkeit gegen montenegrinische Aspirationen überein.

Die Mohamedaner dieser Gegend (35,000 Seelen) kümmern sich ebenfalls nicht im geringsten um die Liga und ihr Widerstandssystem. Sie warten den Moment ab, da ein unabhängiges mohamedanisches Albanien errichtet werden soll. In Tirana und Durazzo hörte ich auch mehrere Mohamedaner Sehnsucht nach östreichischer Occupation äußern.

Die wenigen Griechen dieser Districte (5000 Seelen) gravitiren nach Griechenland.

Die Miriditen (30,000 Seelen) wollen blos nationale Selbstständigkeit. Ihre Lieblingsidee ist, das Piemont eines katholischen Albanien zu werden. Wenn dies unmöglich, wollen sie sich mit einem souveränen Miridita begnügen, durch die stammverwandten Dukadžin und Matjaner vermehrt. Dem Sultan sind sie nur scheinbar ergeben, die Liga und ihre Sache ist ihnen ziemlich gleichgültig.

Die Dibra und die ihnen verwandten Stämme (188,000 Seelen), obwohl fast durchgehends Mohamedaner, hassen bitter die türkische Herrschaft und haben der Liga offen erklärt, daß sie sich nur dann derselben anschließen würden, wenn die Errichtung eines nationalen Staates mit mohamedanischer Suprematie verkündet und der letzte Rest türkischer Oberherrlichkeit abgeschüttelt werden sollte. Bemerkenswerth dabei ist,

Digitized by Google

daß diese Mohamedaner ausdrücklich verlangten, es dürfte kein türkischer Beamter oder Hodscha im Lande bleiben.

Die Dukadžin (8000 Seelen) und Mafija (15,000 Seelen) verhalten sich neutral, doch gehen sie am liebsten mit den benachbarten Miriditen.

Eigentliche Osmanlis gibt es in Albanien nicht.

Damit haben wir die Schilderung des politischen Hexenkessels Oberalbaniens erschöpft. Es erübrigt uns noch, die Regierungsform dieses Landes zu schildern.

Der größte Theil Oberalbaniens bildet das Vilajet Iskenderjé (Scutari). Blos die Grenztheile gehören zu den Vilajets Kossovo, Joannina und Monastir (Bitolia). Das Vilajet Iskenderjé wird von einem Pascha verwaltet, welcher den Titel „Vali" führt und vom Sultan ernannt wird. In frühern Zeiten terrorisirte die Bevölkerung der Hauptstadt den Vali und wenn dieser nicht that, was die Scutarioten wollten, brach Aufstand gegen ihn aus. Die gefährlichsten waren jene gegen die Gouverneure Ali Namik Pascha und Hafis Pascha, welche immer mit der Absetzung des unbeliebten Vali endeten.

Dem Generalgouverneur zur Seite steht ein Medschlis (Rath), bestehend aus dem Maljé-Mudir (Steuereinnehmer), Kadi (Richter), Mufti (Bischof), acht mohamedanischen, einem katholischen und einem griechischen Gemeinderath. Bei den Berathungen führt der Vali den Vorsitz. Die Aufgaben des Medschlis sind: Recht zu sprechen (wobei in Privatangelegenheiten die Entscheidungen des Kadi verworfen werden können); seine Ansichten über polizeiliche und administrative Fragen zu äußern; in Sachen der Blutrache zu entscheiden, wenn von einer Partei darum angerufen ꝛc. Oberalbanien hat auch hier die Ausnahmsstellung, daß es nicht nach den im übrigen Reiche geltenden Gesetzen, sondern nach seinem eigenen alten Herkommen (Adet) regiert wird.

Obwohl das Medschlis vom Vali ernannt wird, ist es doch nur in den seltensten Fällen sein Werkzeug. Denn der Fanatismus der mohamedanischen Mitglieder ist so groß, daß sie sich von dem Vali keine Gesetze vorschreiben lassen. Im Gegentheil, sie leiten den Pascha, denn da dieser sehr häufig wechselt, kennt er das Land und seine Eigenthümlichkeiten nicht und ist deshalb auf die Berathung mit dem Medschlis angewiesen. Am besten verstand sich Hussejn Pascha, der Gründer der Liga mit den Scutarioten, da er der nationalen Eitelkeit und den ehrgeizigen Instinkten des Volkes schmeichelte. Freilich machte er hierdurch die reelle Macht der Pforte noch unbedeutender, als sie immer war.

Die Zusammensetzung des Medschlis zeigt uns deutlich, wie es mit der vom Gesetze garantirten Gleichberechtigung aller Confessionen wirklich aussieht. Unter 14 Mitgliedern befinden sich 12 Mohamedaner und nur 2 Christen; und doch bilden in der Stadt Scutari die Christen ein Drittel der Bevölkerung und im ganzen Vilajet gar die Hälfte! Aber selbst diese scheinbare Vertretung der Christen ist nur Schwindel. Denn niemals werden die beiden christlichen Medschlis-Mitglieder von ihren Collegen um Rath gefragt, niemals dürfen sie es wagen, gegen die Vorschläge derselben zu sprechen und sie haben nichts zu thun, als einfach die Beschlüsse der mohamedanischen Collegen durch ihre Unterschrift zu bestätigen.

Seitdem die Liga gegründet, hat sich dieses Verhältniß allerdings etwas gebessert, wie wir bei Besprechung der Organisation derselben sehen werden. Dagegen herrscht den Bestimmungen des Hat-i-Humajum von 1856 zum Trotz vor Gericht noch immer keine Gleichberechtigung der Confessionen. Das Zeugniß von Christen wird von keinen Kadi angenommen, selbst wenn es sich um Zwistigkeiten unter Christen allein handelt. Diese sind dann gezwungen, sich mohamedanische Zeugen zu verschaffen, was ihnen freilich nicht schwer fällt, da es Viele gibt, welche vom Ablegen falscher Eide leben. Civilfragen, Testaments- und Erbfolgestreite werden stets vom Kadi und nach dem „Schlerijat" (mohamedanisches Religionsgesetz) entschieden, modificirt natürlich durch den „Ruchvet" (Bestechungsgeld). Doch ist es gestattet gegen seine Entscheidung an das Medschlis zu appelliren, was natürlich noch mehr Ruchvet erfordert. Uebrigens geht es mit den Urtheilssprüchen ziemlich bunt zu. Selten gibt sich der Verurtheilte zufrieden und, den häufigen Wechsel der Kadis und Valis benützend, weiß er den Proceß so oft revidiren zu lassen, daß sich dessen Ende oft Jahrzehnte lang hinausschleppt. Der Kadi bekommt außer dem Ruchvet eine Entschädigung von 3% des Werthes der streitigen Sache.

Unter den schönen papiernen Gesetzen des osmanischen Reiches befindet sich auch eines über den Handel. Das Tidscharet-Medschlis sollte nun darnach seine Beschlüsse fassen. Es findet es jedoch bequemer nach eigenem Ermessen den streitenden Parteien Ausgleiche vorzuschreiben, ohne sich darum zu kümmern, ob diese damit einverstanden oder nicht.

Auch der Strafcodex ist blos zum Augenauswischen Europas vorhanden; denn in Wirklichkeit wird der Angeklagte eingesperrt, ohne verhört zu werden, bis sich Jemand von Einfluß für ihn verwendet, worauf der Vali ohne weitere Untersuchung seine Freilassung anordnet — gleichviel ob der Gefangene schuldig oder nicht. Uebrigens bleibt es diesem unbenommen, in Ermangelung von einflußreichen Freunden „Ruchvet" anzuwenden und dadurch seine Freiheit zu erkaufen — Grund genug für den Vali, durch häufiges Einsperren Unschuldiger seine Einkünfte zu vermehren.

Die einzelnen Districte des Vilajets werden von Mudirs verwaltet, deren Ernennung ebenfalls vom Vali abhängt. Jeder Mudir hat seinen Kadi und sein eigenes Medschlis zur Seite, letzteres ist jedoch ausschließlich aus Moslims zusammengesetzt. Gegen die Beschlüsse desselben an den Vali zu appelliren, steht Jedermann frei. Es geschieht jedoch in den seltensten Fällen, da Jeder die Rache des Mudirs fürchtet.

Es muß erwähnt werden, daß die Autorität der türkischen Behörden, also Alles was so eben gesagt wurde, sich lediglich auf die Städte und Ebenen bezieht, welche Abgaben unterworfen sind; denn die Bergalbanesen haben weder mit diesen, noch mit den türkischen Behörden etwas zu thun und besitzen ihre eigene Organisation, welche ich später schildern werde. Die Abgaben, deren ich eben erwähnt, sind bedeutend geringer als in anderen Theilen des türkischen Reiches. Uebrigens sind sie nicht gleichmäßig vertheilt und daher von schreiender Ungerechtigkeit. Je nach der Oertlichkeit und Confession wechselt ihre Zahl.

In Scutari z. B. zahlen die Moslim blos eine geringe Häusertaxe, die Christen hingegen bedeutend mehr; nämlich:

1. Die Steuer für Befreiung vom Militärdienst (Nisamjé oder Bedlejé) und zwar 500 Piaster für die Reichen, 300 für die Aermeren.

Es ist dies ein andrer Name für die Kopfsteuer (Haratsch), welche die Christen vor Verkündigung des Hat-i-Humajum als „Vieh" (Rajah) zu zahlen verpflichtet waren. Schon damals war dies eine Ungerechtigkeit, denn da die albanesischen Mohamedaner auch nicht zum Waffendienst im Nisam verpflichtet waren, hatte eine solche „Ausnahme" keinen Sinn. Wer frägt aber in der Türkei nach Logik oder Gerechtigkeit?!

2. Die Steuer für Befreiung vom Dienst in der Lokalmiliz (Maktum). Diese wurde 1832 vom Großvesier Mehemed Reschid Pascha eingeführt und zwar sollten dafür die Christen der Verpflichtung enthoben sein, bei Kriegen gegen Montenegro im Contingent von Scutari zu dienen. Seit jener Zeit datirt auch die Entwaffnung der Christen. Diese Steuer, welche im Gegensatze zu den neuen Gesetzen über allgemeine Wehrpflicht steht, wurde von den Scutarioten zu zahlen verweigert und wagen es die Steuereintreiber blos in den Dörfern der Ebene den Maktum einzuheben.

3. Das Geld für Bewachung des Bazars und für Stadtpolizei (Virguj). Dieses wird indeß auch von den Mohamedanern zum Theil getragen. Die Christen müssen aber noch 600 Piaster dem Kulukdschi-baschi als Miethe für sein Wachlokal und 800 Piaster dem jeweilig wachehabenden Kuluk bezahlen.

Digitized by Google

4. Der Zehent (Desetina) wird hauptsächlich auf dem Lande von dem Ernteerträgniß eingehoben. Wie sein Name sagt, sollte er 10% betragen, doch werden oft durch die willkürliche Schätzung der Steuereintreiber 15—20% erhoben.

5. Die Einkommensteuer (Saljane), deren Höhe zwischen 10—15% variirt.

6. Die Fischereisteuer für den Fischfang auf den Flüssen und dem Scutarisee. Sie beträgt 20%.

Außer diesen Steuern gibt es noch andere Abgaben und Zölle. So z. B. ist Salz Monopol, ebenso Pulver; es sind für die Fähren auf den Gewässern, für den Ausschank von geistigen Getränken (15 Para für jede Oka Wein und 1 Piaster für die Oka Branntwein) und für das Halten von Weinläden Abgaben zu entrichten.

Die Bergalbanesen zahlen keine Steuer. Früher entrichteten die Stämme Kastrati und Skreli eine Häusertaxe von 10—200 Piaster; jedoch haben sie seit einiger Zeit aufgehört, sie zu zahlen. Blos die Hoti entrichten den Kasim (Pacht) für die von ihnen in der Ebene bebauten Ländereien.

Sonst sind aber die Maljsoven von jeder Zahlung ausgenommen. Sie regieren sich selbst, ohne sich um die Befehle des Vali zu bekümmern, wenn jene ihnen unangenehm sind. Jeder Stamm ist von dem andern unabhängig und steht unter der Präsidentschaft eines Barjaktar, dessen Hauptfunction es ist, im Kriege die Bewaffneten anzuführen und im Frieden dem Rathe und den Volksversammlungen zu präsidiren. Außer dem Barjaktar (deren mancher Stamm mehrere hat, der Zahl seiner Unterstämme [Barjaks] entsprechend) gibt es noch Vojvoden — die Vornehmsten — welche gleich den Barjaktars erblich sind. Nach ihnen kommen die Plekjte d. i. Aeltesten, deren Rang ebenfalls in gewissen Familien erblich, so daß ein „Aeltester" oft thatsächlich noch ein Jüngling ist. Diese Aeltesten bilden den Rath, welcher nach dem alten Herkommen (Adet) oder bei den Mirediten, Dukadschin und Matijanen nach dem „Kanuni Lek Dukadžinit" (Gesetze des Alexander Dukadschin) regiert.

Früher hatte jeder Stamm in Scutari seinen „Bulukbaschi," dessen Aufgabe es war, jenen beim Vali zu vertreten, diesem die Stammesmitglieder vorzustellen, wenn sie nach Scutari kamen, bei Blutrache-Angelegenheiten zu interveniren und die Schuldigen zu strafen. Jetzt haben schon die meisten Stämme diese Würde theils selbst unterdrückt, theils wurde sie es durch den Vali.

Der Vali ernennt außer dem Bulukbaschi auch die Dovrans (Bürgen), welche für den Stamm zu haften haben, wenn dieser sich etwas zu schulden kommen läßt. Doch ist es mit dieser Verantwortlichkeit in Wirklichkeit nicht so schlimm. Sie machen vielmehr den Vermittler und Unterhändler zwischen dem Vali und ihrem Fis (Stamm).

Sehr im Ansehen stehen bei den Maljsoven die Dschobars, welche ihren Namen von dem Strafgeld haben, da sie mit der Auswahl des Viehs betraut sind, das für Geldstrafen zu confisciren ist. Gewöhnlich wählt man zu den Dschobars die Tapfersten, Kühnsten, daher ist es auch begreiflich, daß man vor ihnen solchen Respect hat. Wenn sie in der Volksversammlung Vorschläge machen, werden diese von der Menge gewöhnlich angenommen.

Barjaktare und Vojvoden sind im Allgemeinen mit der Regierung betraut, doch dürfen sie keine Neuerungen einführen und nichts gegen das alte Herkommen thun. Wollen sie ein neues Gesetz (Suret) erlassen oder ein altes aufheben, so müssen sie zur Entscheidung die Volksversammlung einberufen. Zu dieser sendet unter Geldstrafe jedes Haus mindestens einen Vertreter. Bei Versammlungen aller Maljsovenstämme führt stets der Barjaktar von Hoti den Vorsitz.

Eigens bestellte Richter gibt es nicht. Jede der streitenden Parteien ernennt einen Schiedsrichter. Können sich diese auch nicht einigen, erwählen sie ihrerseits andre und diese überlassen eventuell die Entscheidung einem Obmanne. Doch ist es gestattet gegen dieses Urtheil an den Bulukbaschi und durch diesen an den Vali zu appelliren. Es kommt jedoch selten vor.

Damit haben wir die politische Organisation Oberalbaniens erschöpft. Zur Vollendung des Bildes der gegenwärtigen politischen Situation des Landes erübrigt uns noch, einige Worte über das Wesen der Liga zu verlieren.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Festgedicht

zur Einweihung und Vollendung des Kölner Doms.

Auch dies ein Fortschritt! und errungen
Ein Geisteswerk, und Arbeit sieggekrönt!
Der Stoff, die Schwere, das Gestein bezwungen —
Die alte mit der neuen Zeit versöhnt.
Nun darf des Meisters Bild nicht länger grollen,
Es ist sein kühnstes Streben ausgeführt,
Und mancher hundert Jahre fruchtlos Wollen
Vollbracht, von seines Schaffens Weh'n berührt.

So vieler Menschenalter Zeitgenossen
Sie alle, die mit Sehnsucht aufgeblickt,
O schauten sie das hohe Werk beschlossen,
Das Steingewebe sonnenglanzdurchstickt!
Ihr frommen Seelen, wie aus Engelschören
In jeder Wölbung hohem Wiederhall
Und in der Tiefe glaub' ich Euch zu hören,
Wenn aller Brust durchbebt der Glockenschall.

Die Sterne seh'n im Auf- und Niedersteigen
Des Baus geheimnißvolle Zahl erfüllt,
Die mystisch wiederkehrt in allen Zweigen
Des Riesenbaums, das höchste Kreuz enthüllt;
Es trägt die tausend bangen Todesstunden,
Wo Trost und Hoffnung sein Bedeuten gab;
Die Rose zeigt verklärt die Herzenswunden,
Die hier geblutet am Altar und Grab.

Ja — nicht Verfall, nicht Krieg, noch Feuerbrände
Bezwangen das Erhab'ne, denn der Blick
Der Andacht lag darauf, erhob'ne Hände
Beschützten stets vor Feinden sein Geschick.
So rage denn gen Himmel, bis auf Erden
Heranbricht jenes letzten Tages Licht,
Da stürzen in den Grund die Berge werden,
Und allen Völkern ruft das Weltgericht!

Hermann Lingg.

Die Dome zu Köln und zu Straßburg.

Von A. Schneegans.

Eine Bischofsstraße hat man das Rheinthal benannt; eine Via Triumphalis der deutschen Kunst möchte ich es eher nennen, diese münster- und sagenreiche, durch die Anmuth seiner Naturschönheiten, durch seiner Sagen bedeutungsvolle Herrlichkeit, wie durch seine Geschichte und durch die Werke der Menschen in gleicher Weise ausgezeichnete Gebiet, das sich wie ein mit Kleinodien besäeter Gürtel um Deutschlands westliche Grenzmark legt; eine Via Triumphalis, in welcher sich alle Elemente

Digitized by Google

und alle Momente vereinigen, um den Eindruck des großen, des gewaltigen, und aber auch des, nach antikem Muster, maßvoll gehaltenen, ruhevoll wirkenden Schönen hervorzurufen. Wo gibt es ein Land, das eine ähnliche Via Triumphalis aufweisen könnte? Hier war es, wo die alten Volksdichter die ersten deutschen Sagen aufzeichneten, wo um den Wasigenstein gekämpft, wo der Nibelungenhort in den Rhein versenkt, wo Siegfried von dem grimmen Hagen ermordet wurde; hier war es wieder, wo im Mittelalter die deutsche Geschichte in ihren hellsten Farben strahlte; in Aachen hielt Karl der Große Hof; das Lügenfeld liegt in dem Elsaß; Rudolf von Habsburg war Schirmherr von Straßburg, und vor Basel überraschte ihn die Kaiserwahl; aus einem rheinischen, fränkisch-elsässischen Geschlechte stammen die Hohenstaufen; im Schlosse zu Hagenau wohnte der alte Barbarossa; in Mainz und in Straßburg lebten und arbeiteten Guttenberg, Fust und Schöffer; eine deutsche Fürstengruft ist der Dom zu Speier; die großen Kämpfe, welche die deutsche Bürgerschaft gegen die weltliche Macht ihrer Bischöfe, welche später die Ritterschaft gegen die Allgewalt der römischen Kirche durchfocht, an den Ufern des Rheins wurden sie zuerst gekämpft: den Rhein erblickte man von den Zinnen des Schlosses derer von Sickingen; Ulrich von Huttens Name bleibt im Rheinlande nicht ohne Echo, und in Köln erzählen die Steine von den Wirren der Reformationszeit; Worms sah des Kaisers Majestät zu Rathe sitzen über des „Mönchleins" Schicksal, das es gewagt hatte, der Freiheit des Gewissens zu ihrem Rechte zu verhelfen! — Man blättere die Geschichte der Rheinlande von den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten durch: hier liegt der Kern der deutschen Geschichte; um diese Länder, um dieses Gebiet, um diesen Strom weben seit den dunkelsten Heldensagen die Geschicke den seltensten und herrlichsten Kranz des reinsten und gewaltigsten Deutschthums. Und nun suche man in einem anderen Reiche einen anderen, dem Rheine ähnlichen Strom, in dessen Wellen ebenso viele Denkmäler der Kraft, der Geduld, des arbeitsamen und gottergebenen Sinnes dieses Volkes, wie die Münster von Basel, von Straßburg, von Speier, von Worms, von Mainz, von Aachen, und endlich auch der älteste fast, und der jüngste zumal, der Kölner Dom sich abspiegeln! ein Strom, an welchem jene mit der innersten Geschichte dieses Landes so eng verknüpften, so innig verflochtenen, herrlichsten Bauwerke des nördlichen Festlandes in einer ununterbrochenen, harmonisch in einander verketteten Gliederfolge, und noch viel mehr, im wahren Sinne des Wortes, in einer Krone von Münstern, den Ruhm der deutschen Kunst, wie durch ein lebendiges, den flüchtigen Wanderer wie den forschenden Denker zum tieferen Sinnen einladendes, durch seine Mannichfaltigkeit sich selber ergänzendes, und gerade erst in dieser Mannichfaltigkeit den Eindruck der vollendeten Vollständigkeit erweckendes Meisterwerk veranschaulichen und verherrlichen! Nicht zu hoch, fürwahr! ist das Wort gegriffen, das oben steht, nicht zu hoch der Begriff, der diesem Worte zu Grunde liegt: wie auf einer Via Triumphalis zieht der Reisende durch die rheinischen Gauen, von dem altehrwürdigen, aus romanischer Spätzeit in die erste Gothik hereintretenden Basler Münster vorbei, an dem alle Formen und alle Stile der altromanischen, der Blüthe und Verfallzeit der deutschgothischen, sowie der feinen decorativen französischgothischen Baukunst harmonisch in sich vereinigenden Straßburger Münster, an den gewölbten Säulenbasiliken von Speier, Worms, Mainz, zu den Karolingischen Ueberresten in dem Dom zu Aachen und in den alten Kirchen in Köln, bis zu dem heute erst, nach langen Jahrhunderten beendigten, in erhabenster Prachtfülle der reinsten Gothik sich entfaltenden Kölner Dom, der diesen Ring von Kunstwerken, wie ein wunderbarer Schlußbau, in sich beschließt und vollendet.

Einer erfahrenern und sich auf dem Gebiete der Kunst einer durch gründliche Sachkenntniß erworbenen Autorität erfreuenden Feder gebührt es, die Betrachtungen anzustellen, die sich für Jeden, dessen Geist sich dem Verständniß für die Bedeutung des Kölner Dombaufestes eröffnet, an diesen nicht allein Deutschland, sondern vielmehr die ganze gebildete Welt feierlich berührenden Tag knüpfen. Einem Sohne des Elsasses aber, einem seiner Vaterstadt Straßburg in Treue ergebenen, und in der Bewunderung und Liebe zu seinem Münster großgezogenen Jungdeutschen steht es zu, an jene Feier und an die, bei deren Anlaß laut gewordenen, das Meisterwerk Erwins von Steinbach berührenden Zukunftsplänen anschließend, des altehrwürdigen Schwesterdoms zwischen Wasgau und Schwarzwald zu erwähnen.

„Eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhoher Thürme anzukündigen hatte .... In ihre (die düsteren erhabenen Oeffnungen) kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihn und seinen königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten" — so schrieb Goethe in Wahrheit und Dichtung, so in seiner Abhandlung über „Deutsche Baukunst"; und so hat sich Deutschland seit mehr als einem Jahrhundert, pietätvoll in seines größten Dichters und Denkers Fußtapfen tretend, mit dem Gedanken vertraut gemacht, ja, den Gedanken als ein selbstverständliches Axiom in sich aufgenommen, daß, so wie an des Kölner, so auch an des Straßburger Doms Vollendung heranzutreten und zu arbeiten sei, und was das Letztere betrifft, so haben die Ereignisse von 1870 in naturgemäßer Folgerung diesem Gedanken und diesem ebenso patriotischen als pietätvollen Wunsche neue Nahrung und auch eine ganz besondere Weihe verliehen. Bei Anlaß der Feststellung des Kölner Dombaufestes ist auch, und zwar direct aus Köln hervorgehend, der Plan, nach Beendigung des niederrheinischen Münsters auch dessen oberrheinisches Schwesterwerk in Arbeit zu nehmen, in scharf formulirten Umrissen vor die Oeffentlichkeit getreten; die ganze Kölner Bauhütte solle, mit den ihr auch von der Dombaulotterie zur Verfügung stehenden Mitteln, nach Straßburg übersiedeln, und dort, an die Kölner Traditionen anknüpfend, die Fertigstellung des Münsters durch Umbau des mittleren oberen Theils der Facade und durch Errichtung des zweiten fehlenden Thurmes in die Hand nehmen. Aus dem tiefen Gefühle einer mehr als rein architektonischen Liebe, Anhänglichkeit und Bewunderung für das alte Erwin'sche Werk ist dieser Wunsch, ist dieser Plan entstanden; es mag für die Altdeutschen etwas wie ein, wenn auch völlig unbegründeter Vorwurf durch den Gedanken klingen, daß das älteste, vor zehn Jahren nach blutigem Ringen wieder mit Deutschland vereinigte Denkmal deutscher Baukunst in seiner, schon von Goethe gerügten Unvollendung dasteht, und nichts scheint natürlicher als der sich an diesen Gedanken knüpfende Wunsch, daß die jetzige Generation, welcher die Ehre, die letzte Schlüsselblume auf den Kölner Dom gemauert zu haben gehört, sofort das dort nicht sowohl vollendete als vielmehr begonnene Werk fortsetze, indem auch sie den Grundstein zu dem zweiten Thurm des Straßburger Münsters lege. Ein anderweitiger, ebenfalls nicht zu unterschätzender Hintergrund für dieses Project findet sich in der vom volkswirthschaftlichen und auch vom besonderen Kölnischen gemeinnützlichen Gesichtspunkte aus völlig sich rechtfertigenden Absicht, die nach Schließung der Kölner Werkstätten brach liegenden und dem Kölnischen Communalverbande möglicherweise Schwierigkeiten bereiten könnenden Arbeitskräfte der Bauhütte sofort anderswo zu beschäftigen. So stichhaltig aber dieser letztere Grund für Köln ist, so wenig darf er für Straßburg als maßgebend oder auch nur als wichtig mitsprechender Factor betrachtet werden, umsomehr aber, wollte man in dem jetzigen Stadium der Frage schon diesen Details, der übrigens noch problematischen und, wie dem Schreiber dieser Zeilen scheint, nicht zu verwirklichenden und auch nicht wünschenswerthen Vollendung des Straßburger Münsters, nahe treten, man erkennen würde, daß die rechtlichen Verhältnisse, die Straßburger Gemeindeordnung, die Einrichtung der Straßburger Dombauhütte, der sogenannten Oeuvre Notre-Dame, ein einfaches Uebersiedeln der Kölnischen Bauhütte und die Inangriffnahme des Ausbaues des Straßburger Münsters durch diese Verwaltung, in der Praxis einfach unmöglich machen. Nach Verschwinden

Digitized by Google

dieses letzteren rein Kölnisch volkswirthschaftlichen Motivs bleibt, zur Begründung des nach Vollendung des Straßburger Münsters zielenden Wunsches, das auf historischem und patriotischen Untergrunde ruhende, architektonische Moment, gegen dessen formale Berechtigung zwar in letzterer rein künstlerischer Hinsicht ein Einwand nicht erhoben werden kann — da augenscheinlich der Straßburger Münster mit seinem einzigen Thurm und der auf dem gegenüberliegenden Pfeiler auch dem Laien unverkennbare Anbau des zweiten Thurmes ein unfertiges, auch für den Unvorbereiteten, mit diesen originellen Formen nicht vertrauten Beurtheiler, unregelmäßig, unharmonisch und vielleicht sogar unschön wirkendes Bauwerk ist; gegen dessen tiefere und speciell historische Berechtigung aber die schwerwiegendsten und, wie uns dünkt, die entscheidendsten Gründe vorgebracht werden müssen, da es ja doch bei einem Bauwerke wie der Straßburger Münster nicht bei rein technischen und formalen Architekturgründen sein Bewenden haben kann, sondern, noch ehe an die Beurtheilung dieser Gründe herangetreten wird, die mit einem fünfhundertjährigen Denkmale verknüpften und aufs Innigste verwachsenen geschichtlichen, traditionellen, volksthümlichen Momente in Betracht gezogen werden müssen, die ja gerade von diesem Münster, und zwar in dieser und in keiner anderen Gestalt, in dieser und in keiner anderen, wenn auch architektonisch noch so viel vollkommneren Form, dasjenige machen was es ist und was es bleiben soll, ein Wahrzeichen! Wir lassen demnach als den eigentlichen Grund der durch die Kölner Projecte hervorgerufenen Discussion nicht berührend, Alles bei Seite liegen, was dieses letztere Feld nicht berührt: wir sind bereit zuzugeben, daß Erwins Bauwerk unvollendet, ja unregelmäßig ist, und daß der Thurm, der sich auf dem einen Pfeilerbau erhebt, einen zweiten Thurm auf dem gegenüberliegenden Pfeiler bedingt; wir wollen uns auch bereit erklären anzunehmen, obwohl die Beweise dafür noch beizubringen wären, daß alle technischen Gegengründe beseitigt seien, daß insbesondere die das ganze Münstergebäude tragende, steinerne und hölzerne Grundbasis stark genug sei, um diesem zweiten Thurm als Unterbau zu dienen, daß endlich, worüber aber ebenfalls noch kein endgültiges Urtheil gewonnen ist, noch gewonnen werden kann, die Form, welche ein zweiter Thurm dem, in seiner jetzigen Höhe und jetzigen Gestaltung, den ersten Plänen gemäß, nicht auf zwei Thürme berechneten Gebäude verleihen würde, eine dem Auge angenehme, allen Gesetzen der Gothik entsprechende, allen Forderungen der Kunst, des natürlichen Schönheitssinnes und des harmonischen Ineinandergreifens aller in diesem Bauwerke zusammenwirkenden Elemente Genüge leistende wäre; — und, sollten auch alle diese Bedingungen zutreffen, sollten alle diese Gründe für den Ausbau eines zweiten Thurmes, natürlich mit den daraus entspringenden nothwendigen und tiefgehenden Aenderungen in der Façade und in der ganzen jetzigen Gestaltung sprechen, so sagen wir, es müßte doch von diesem rein auf architektonischen Gründen fußenden Plan, mit Rücksicht auf die historische Bedeutung der durch Jahrhunderte geweiheten heutigen Gestalt des Straßburger Münsters, abgesehen werden. Der Kölner Dom hatte in seiner Unvollendung nicht dieselben Geschicke erlebt, um seine fehlenden Thürme hatte sich kein Kranz der sagenhaften und geschichtlichen Tradition gewunden; er war nicht zum Wahrzeichen geworden! Erst in seiner Vollendung wird er dazu werden, und seit Jahren schon ist er es in dieser vollendeten Gestalt geworden; da das Bild, das sich das Volksgefühl von ihm entworfen, das sich in allen Augen und in alle Herzen eingeprägt hat, dasjenige ist, das dieser Dom erst heute, erst nach Beseitigung der Thurmgerüste gewinnen wird. Niemandem wird es in den Sinn kommen, diesem fertigen Bilde dasjenige des früheren unfertigen Domes entgegenzuhalten; Deutschland und die ganze Welt kannten das Kölner Münster von jeher in der Form die es einnehmen würde, nachdem der letzte Stein auf seiner höchsten Spitze eingemauert worden wäre. Ganz anders aber verhält es sich mit Straßburg! Der Anbau des zweiten Thurmes würde hier einem Bruche der Vergangenheit, einem Verwischen der Traditionen, die sich an dem jetzigen einthürmigen, so originell, so hieroglyphenartig, so festgestaltet über die Rheinebene emporragenden Bau knüpfen, gleichkommen. Ein vielleicht kunstgerechteres, jedenfalls aber an historischer Bedeutung ärmeres Architekturwerk würde an die Stelle des ehemaligen, einzig in seiner Art dastehenden, rheinischen und deutschen Wahrzeichens treten. Aus dem Volksbewußtsein würde sich die alte, tief darin wurzelnde heutige Form nicht ausmerzen lassen; in dieser Form würde sich, nach wie vor, die durch Jahrhunderte überlieferte Liebe des deutschen Volkes zu Erwins Werk, zu der alten freien Reichsstadt Straßburg, zu der Grenzmark Elsaß verkörpern; und wie viele neue Jahrhunderte brauchte es, um der neuen zweithürmigen, der Tradition widerstrebenden Form das Gepräge der Volksthümlichkeit, das der jetzigen so vollständig innewohnt, beizubringen? Nicht in dieser neuen Gestaltung würde beim Singen der alten Straßburger Lieder, von der „wunderschönen Stadt" und von „Straßburg auf der Schanz", das Straßburger Münster vor die Seele der deutschen, kräftigen Jugend treten, und allen Architekten und Künstlern zum Trotze bliebe, die durch die Macht der Sage und der Jahrhunderte geweihte Gestalt die einzig populäre: was wäre aber der Gewinn, wenn Deutschland mit eigener Hand sein rheinisches Wahrzeichen zerstörte? und wenn dieses nur noch in Bildern, nur noch in den Liedern, nur noch in den Chroniken, nicht mehr aber in schönem rothen Steine festgemeißelt, und allen Stürmen der Natur und der Menschen trotzend, vor uns stünde? Man gedenke aller der großen, nicht nur für Straßburg und das Elsaß, sondern für die Geschichte der deutschen und der ganzen modernen Entwickelung bedeutenden Ereignissen, welche dieses einthürmige Bauwerk als Zeugen aufrufen! und man sage, ob ein Volk, das ein solches Monument besitzt, dasselbe nicht wie ein volksthümliches Heiligthum, gerade in der Form, das es durch diese Ereignisse hindurch bewahrt hat, aufrecht erhalten soll! So stand der von dem Kölner Meister Johann Hültz, am 24. Juni 1439, vollendete Straßburger Münster da, als die alte freie Reichsstadt sich zur höchsten Blüthe aufschwang, als die Renaissance in Italien und in Frankreich, die Reformationsbewegung in Deutschland ausbrach, als unter Sturms Leitung die elsässische Hochschule, die Vorgängerin der heutigen Kaiser Wilhelms-Universität gegründet wurde, als Maximilian I. zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde, als die Buchdruckerei erfunden und das Schießpulver entdeckt wurde, als der Humanismus die alte Scholastik von den Schulen verdrängte, als Reuchlin und Erasmus, Brutus Rhenanus und Martin Butzer, Johann Sapidus und Jakob Wimpheling, Geyler von Kayserberg und Sebastian Brant, Mathäus Zell, Hedio, Capito lehrten und predigten; als Sturm von Sturmeck, als Straßburgs großer Stadtmeister, der gern gesehene Freund und gern gehörte Rathgeber der Fürsten, vor des Kaisers Majestät die Rechte der Gewissensfreiheit vertheidigte und zur Geltung brachte; als der Bundschuh von den aufrührigen Bauern als Banner aufgepflanzt wurde; als die bischöflichen Kriege, wie ein düsteres Vorspiel des dreißigjährigen Krieges, ausbrachen; als die Schweden, Franzosen und die Kaiserlichen Deutschlands Gauen verwüsteten; — so stand dieses Münster da, als des Reiches Ohnmacht die freie Reichsstadt an die französische Krone preisgab, so wiederum und nicht anders als zwei Jahrhunderte später des wiedergebornen Reiches Macht nach schwerem Ringen das verlorene Kleinod wieder gewann! Auf den Münzen und Bildern jener Zeiten, die heute wieder in Anknüpfung an jene Jahre geprägt und gezeichnet werden, steht überall, wie ein Sinnbild des alten Elsaß, das einthürmige Münster Straßburgs; — und wie schien es möglich, daß, da das neue deutsche Reich die zerbrochnen Ringe des ehemaligen Verbandes wieder zusammengeknüpft, da es in der alten Stammesgemeinschaft des Elsaß und Deutschlands nach den Wurzeln und Fasern sucht, die das wiedereroberte Land auch geistig mit ihm wiedervereinigen, wie schien es möglich, daß es das alte Sinnbild dieser Zusammengehörigkeit zerstöre, und darnach strebe, hier ein neues Wahrzeichen aufzurichten, welchem aber die dem jetzigen inneliegende, tiefere, traditionelle Bedeutung abginge?

Digitized by Google

Nicht nur in rein geschichtlicher, sondern auch noch in kunstgeschichtlicher Beziehung ist das Straßburger Münster ein Werk, das seinen Abschluß gefunden hat, obwohl es im architektonischen Sinne unvollendet bleibt: es steht vor unseren Augen wie ein Denkmal der Baukunst, an welchem alle Stile, von dem altromanischen bis zu dem Verfall des gothischen, ihre unverwüstlichen Spuren gelassen haben, ein in sich vollendetes Ganzes, dem der Ausbau des zweiten Thurmes nichts hinzuzufügen im Stande wäre. Wie der Basler, wie der Kölner Dom hat das Straßburger Münster seinen ausgeprägten, persönlichen Typus, an dem umsoweniger eine Aenderung vorzunehmen anzurathen wäre, als diesem kunstgeschichtlichen Typus noch durch die traditionelle historische Bedeutung des Bauwerkes ein besonders merkwürdiger Charakterzug beigefügt wird, den kein anderes Bauwerk in dem Rheinthale besitzt, kein anderes besitzen kann.

Es möge denn, in dem durch die Vollendung des Kölner Doms endgültig geschlossenen Ring des rheinischen Münster, ein jegliches dieser Meisterwerke mit dem ihm eigenen Gepräge stehen bleiben, wie es unsere Vorfahren, wie es durch diese der Jetztzeit, wie es durch uns der Nachwelt übergeben ward; ein jegliches mit seiner eigenthümlichen Tradition und Bedeutung; ein jegliches mit seinen, auf kein anderes passenden Merkmalen und Gesichtszügen: der Kölner Dom als großartiges, künstlerisch abgeschlossenes Monument der reinen Gothik, und zugleich als Sinnbild des wiedererstandenen, in sich ebenfalls abgeschlossenen deutschen Reiches; das Straßburger Münster als ein von der ältesten romanischen und karolingischen Zeit bis zu der letzten Epoche der verfeinerten Gothik zeugendes, harmonisch gegliedertes und die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst in sich verkörperndes Symbol, und zugleich in seiner prägnant volksthümthümlichen, durch die ältesten Volkslieder und Chronikenbilder populär gewordenen Gestalt, als das Wahrzeichen der alten Macht, der zeitweiligen Niedergänge und der an das sechzehnte Jahrhundert anknüpfenden, die aufgelösten Kettenringe der Geschichte wieder zusammenschweißenden, aus den Trümmern des römischen Reiches neu erblühten Größe der deutschen Kaiserkrone; — beide, in gemeinsamer Gegenwirkung, die bedeutungsvollsten und mächtigsten Denkmäler an dem Beginne und an dem Schlusse der rheinländischen Via Triumphalis.

Robert Wilms.

Wie von Sturmfittigen getragen überhasten sich die Ereignisse. Ein Interesse verdrängt ungestüm das andere und im massenhaften Getriebe unserer öffentlichen Interessen verblassen die gewaltigsten Erinnerungen. Auch der große Krieg, aus dem unsere nationale Existenz hervorgetreten ist, beginnt mit all seinen Schrecknissen und Erhabenheiten selbst im Gedankenleben der Betheiligten mehr und mehr in den Hintergrund zu treten. Am 24. September dieses Jahres aber sind wir auf betrübende Weise an jene Zeit erinnert worden. Eine ergreifende Trauerbotschaft pflanzte sich pfeilschnell von Mund zu Mund: „Wilms ist gestorben!“ Und heute noch, Wochen nach seinem Tode, ist der Name des großen Arztes auf Aller Lippen.

Wenn einer jener Heldenführer, die unser Volk zu Schlacht und Sieg geführt haben, durch die dunkle Pforte von uns geht, dann denkt Niemand an etwas Anderes, als das Begeisternde, Todverachtende, Reckenhafte einer lorbeergekrönten Laufbahn. Als aber Wilms sein gesegnetes Dasein ausgelebt hatte, da tauchten Erinnerungsbilder ganz anderer Art herauf. Die Schlacht war verhallt. In kaltem Glanz schimmerte ein blasses Mondlicht auf den festgefrornen Schnee, über das weite Feld hin zerstreut lagen dunkele Knäuel und Gestalten, und leises Stöhnen oder herzzerreißendes Jammern durchzitterte die eisige Luft. Es waren unsere armen, zerschossenen Jungen, über die hinweg tagsüber das Getümmel des Kampfes dahin gewogt ist und die jetzt in dumpfer Verzweiflung verschmachten oder verbluten, ohne Wasser und Verband und Schutz gegen die Kälte. Jetzt endlich rollen Wagen heran. Laute, ruhige Befehle werden vernehmbar, und Hunderte von Fackelträgern huschen über die Ebene. Das Schlachtfeld wird abgesucht, und wer nicht übersehen und vergessen in irgend einer Terrainfalte verhungernd erfriert, wird dem Verbandplatz zugetragen oder mit seinen zerfetzten Gliedern auf holprigem Leiterwagen in das nächste Lazareth gebracht. Wohl dem, der dann in die Hände eines kunstverständigen, zuverlässigen Arztes gelangte, aber neidenswerth, wem es vergönnt war, von einem Wilms behandelt zu werden. Wie ein Schutzengel waltete er über den schmerzgequälten Menschen, linderte mit sanfter, fester Hand ihre Leiden und war mit nie ermüdender Unablässigkeit um seine Verwundeten bemüht. Er sah im Krieg vornehmlich das Bild des größten menschlichen Elends und trug mit Riesenanstrengung dazu bei, dasselbe mäßigen zu helfen. Sein durchdringender Blick, sein entschlossenes Können die unbedingte Achtung, welche Hoch und Gering vor ihm empfanden, hatten Anlaß gegeben, daß dem einfachen Civiloperateur, der eine amtliche Stellung nie bekleidet hatte, schon bei Ausbruch des östreichischen Krieges die dominirende Stellung eines consultirenden Generalarztes übertragen wurde. Als solcher war er dem Hauptquartier einer Armee zugetheilt, konnte auf die wesentlichen sanitären Maßnahmen Einfluß gewinnen und übte die Befugniß aus, den behandelnden Aerzten als eine Art höherer Instanz beizutreten und in allen Fällen, wo er es für angezeigt hielt, die nöthigen Operationen selbst auszuführen. In beiden Kriegen hat er sich die höchste Anerkennung erworben, und von allen Seiten wurde seine überlegene Befähigung als Wundarzt, seine unverdrossene Güte und Unerschrockenheit hervorgehoben. In den großen Lazarethen, wo viele Hunderte in schmerzlicher Erwartung der Entscheidung entgegenbangten, war sein sympathisches, sachbewußtes Auftreten für Alle eine Beruhigung. Aerzte, die eifersüchtig darüber wachten, daß ihre Selbstständigkeit in Bezug auf Behandlung der Verwundeten von Niemand beeinträchtigt werde, fügten sich ihm mit Freuden, und die Patienten brachten ohne Ausnahme seinen Aussprüchen und Trostworten rückhaltlose Gläubigkeit entgegen. Geschmückt mit dem eisernen Kreuz erster Klasse kehrte Wilms aus dem französischen Kriege zurück, nachdem es ihm vergönnt gewesen war, eine kriegschirurgische Wirksamkeit im allergrößten Maßstabe zu entfalten.

Von jener Zeit an datirt sich die Culmination seiner ärztlichen Stellung in Berlin. War er schon vorher von allen Klassen der Bevölkerung gekannt und verehrt, so steigerte sich jetzt seine ärztliche Thätigkeit von Jahr zu Jahr in immer wachsender Bedeutung.

Robert Wilms ist im Jahre 1824 zu Arnswalde geboren. Da sein Vater ein wohlsituirter Apotheker war, so lag für den begabten Knaben die Anregung nahe, sich der Medicin zu widmen, und schon in seinem zehnten Jahre war er entschlossen, ein Arzt zu werden. Seine Studienzeit fiel in jene Periode glücklicher Entwickelung der Heilwissenschaft, als das mystische Formelwesen der alten Aerzte allmählich einer naturwissenschaftlichen Auffassung Platz zu machen begann. In Berlin thronte damals in unbestrittener Alleinbeherrschung der theoretischen Medicin und aller ihrer grundlegenden Hülfswissenschaften der geniale Johannes Müller. Ein freundlicher Zufall machte ihn auf die Begabung des jungen Wilms aufmerksam und veranlaßte ihn, denselben als Assistenten in seine anregende Nähe zu ziehen. In der Wissenschaft kann es, wie in der Kunst, nichts Förderndes geben, als sich einem großen Meister einige Jahre unterordnen zu dürfen und, statt autodidaktisch hin- und herzutasten, unter seiner kritischen Aufsicht die eigene Individualität herauszubilden, denn in sich selbst zu ruhen vermag am ehesten wer in ernster Schulung gewöhnt wurde, den strengsten Maßstab der Selbstcontrole an sein Erkennungsvermögen zu legen. Ein hervorragender Arzt muß scharf und unbefangen denken gelernt haben, und in dieser Beziehung hätte Wilms einen geeigneteren Lehrer nicht finden können als Johannes Müller, der das Wissen seiner Zeit übersah und dasselbe im Umkreis des eigenen Faches auf eine neue Stufe zu heben berufen war. — Für einen guten Chirurgen ist Vorbedingung eine unbedingt verläßliche anatomische

Digitized by Google

Kenntniß des menschlichen Körpers, denn wie ein Uhrmacher oder ein Ingenieur es sich nicht herausnehmen dürfte, ohne genaue Vertrautheit mit Gang und Zusammensetzung des beschädigten Werkes Reparaturen anzustellen, so muß auch der Operateur die verwickeltsten Formverhältnisse des Organismus jeden Augenblick klar im Kopfe haben. Des hierzu erforderlichen Unterrichts erfreute sich Wilms bei Professor Schlemm, einem Anatomen von namhaftem Ruf, der, ohne selbst ausübender Chirurg zu sein, eine besondere Vorliebe für chirurgische Operationsübungen besaß und den ernsthaften Jüngling seiner ganz speciellen Gunst und Belehrung werth hielt.

Während andere Schüler Johannes Müllers in vornehmlich akademischer Bethätigung den Weg der wissenschaftlichen Forschung betraten und zu einem Rufe gelangten, wie ihn die Namen Henle, Virchow, Du Bois-Reymond und Helmholtz repräsentiren, zog Wilms es vor, sich in dem Berufe eines praktischen Arztes, für den er sich vor Allem veranlagt fühlte, zu bescheiden. Er wurde Assistenzarzt an dem 1848 neugegründeten Diakonissinnen-Krankenhause Bethanien in Berlin — seine ersten chirurgischen Hülfsleistungen waren den Märzgefallenen gewidmet — und blieb an demselben, allmählich zum ordinirenden und dirigirenden Arzte der chirurgischen Abtheilung aufrückend, bis zu seinem Tode thätig. Dies Krankenhaus, lange Jahre das einzige im Osten der Stadt, verfügt über eine sehr beträchtliche Krankenanzahl und gab die beste Gelegenheit, sich unausgesetzt in der Ausübung aller möglichen Operationen zu vervollkommnen. Da sich die Patienten selbstverständlich gern einem Chirurgen anvertrauen, von dem vorausgesetzt werden darf, daß es ihm neben anderen Eigenschaften an der nöthigen Uebung nicht fehlt, so brachte es seine Stellung als Hospitalarzt ganz von selbst dahin, daß sein Rath und sein operatives Eingreifen häufig und immer mehr in Anspruch genommen wurden. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, mußte Vertrauen zu ihm gewinnen. Die schlichte Größe seines Wesens und eine imponirende äußere Erscheinung fesselten den Laien, umfassende wissenschaftliche Fachbildung, diagnostische Schlagfertigkeit und wirklich ganz ungewöhnliche Handgeschicklichkeit begründeten seine Stellung unter den Collegen. Diese Stellung wurde ihm um so lieber eingeräumt, weil seine Herzensbildung es ihm unmöglich machte, in den oft schwierigen Situationen, die sich im Zusammenwirken mehrerer Aerzte herausstellen können, einen Verstoß zu begehen. Stets wußte er bei Consultationen die Fürsorge für den Kranken mit der nöthigen Rücksichtnahme auf das Selbstgefühl des behandelnden Arztes zu vereinigen und nie wäre es ihm eingefallen, die billige Rolle eines Besserwissers oder nonchalanten Grandseigneurs zu spielen, wie sie Mancher bei solchen Gelegenheiten für kleidsam hält.

Wenn ein irgendwie hervorragender Mann stirbt, wird gewöhnlich ein Cultus mit ihm getrieben, der sich darin gefällt, die postmortale Hochschätzung ganz unverhältnißmäßig aufzubauschen im Vergleich zu der Anerkennung, welche dem Lebenden zu Theil geworden war. Bei Wilms ist das nicht der Fall gewesen. Man muß zugeben, daß selten ein Arzt, der sich weder durch wissenschaftliche Entdeckungen noch durch Schriften irgend welcher Art bekannt zu machen versucht hat, lediglich auf Grund seiner persönlichen Charakter- und Berufstüchtigkeit, so große Popularität erlangt hat, wie er. Andere berühmte Aerzte, Dieffenbach, Gräfe, Traube, Hebra — um von den noch unter uns Weilenden abzusehen — haben nicht zum wenigsten durch maßgebende Veröffentlichungen und klinische Lehrthätigkeit ihren Namen zu hohen Ehren gebracht, die ärztliche Autorität von Wilms aber war lediglich auf die unmittelbare Anerkennung seiner Patienten und Collegen gegründet. Nach und nach wurde er in immer weiteren Kreisen gewürdigt und gerade jetzt, wo er, gestützt auf die tausendfältigen Erfahrungen einer mehr als dreißigjährigen Praxis, berufen schien, in elastischer Vollkraft noch Decennien hindurch seine seltene Kunstvollendung zur Geltung bringen zu dürfen, ist er einem elenden Nadelstich erlegen. Bei Operation einer mit Blutvergiftung behafteten Patientin zog er sich im Frühsommer eine unbedeutende Verletzung zu. Die Wunde nahm, statt zu heilen, einen bösartigen Charakter an, die Lymphgefäße des Arms, die Achseldrüsen geriethen in Mitleidenschaft, Fieber trat auf; es unterlag keinem Zweifel mehr, er hatte sich durch Uebertragung gleichfalls eine Blutvergiftung zugezogen. Nichts wurde verabsäumt, um die Genesung herbeizuführen, aber weder die stärkende Alpenluft des Berner Oberlandes, noch die heißen Schwefelquellen von Aachen haben Heilung gebracht. Er selbst sah seinen Tod voraus. Wie so viele Aerzte, die unter dem Ernst ihres Berufes und Angesichts der Nichtigkeit des Seins zu schwermüthiger Lebensauffassung geneigt sind, war Wilms, den ein etwas hypochondrisch angelegtes Temperament noch ganz besonders dazu disponirte, stets auf das Schlimmste gefaßt und sah Alles, was ihn selbst und die Seinigen betraf, in unheimlichen Farben. Seine Freunde kannten an ihm diese Eigenheit und waren schon mehrmals in der Lage gewesen, ihm allerlei tödtliche Krankheiten, an denen er sich oder seine Angehörigen erkrankt wähnte, auszureden. Da nun die eingehende Untersuchung seitens der ihm nahestehenden Collegen nach seiner Rückkehr aus den Bädern keinerlei eigentlich besorgnißerregende Symptome ergab, sein Zustand ihm vielmehr sogar gestattete an die Wiederaufnahme der Praxis zu denken, so blieb er in der pessimistischen Auffassung seiner Lage ziemlich allein stehend. Und leider hat sein untrüglicher Scharfblick das Richtige getroffen. Im Begriff, einen Patienten zu empfangen, wurde er in unheimlicher Schnelligkeit durch einen plötzlichen Blutsturz dahingerafft. In leidenschaftlicher Trauer sah ihn die Familie, der er Alles war, in tiefer Bekümmerniß die ärztliche Welt in das Grab sinken, und ganz Berlin nahm sichtbaren Antheil. Von allen Seiten strömten Leidtragende zu seiner Leichenfeier, denn er war Vielen gestorben. Alle, denen er zu ihrem eigenen oder der Ihrigen Wohl hülfreich gewesen war, wollten ihm wenigstens die letzte Huldigung erweisen. Auch der Kronprinz fehlte nicht, um, an der Spitze eines glanzvollen Gefolges von Würdenträgern des Reiches und der Residenz, das Andenken des Arztes zu ehren, der seinen theuersten Angehörigen zur Seite hatte stehen dürfen. Als vor wenigen Jahren eine bübische Hand sich nach dem Leben des Kaisers ausgestreckt hatte, da war es der Hauptstadt eine Beruhigung und Genugthuung, auf den täglichen Bulletins neben den Namen Langenbeck und Lauer auch den ihres Wilms zu erblicken, und als der arme Prinz Waldemar durch Diphtheritis seinen Eltern entrissen wurde, hatte man in der jäh sich steigernden Gefahr zuerst an Wilms gedacht.

Es ist keine Phrase, daß Wilms sich vollständig gleich blieb, ob er im Palast des Monarchen oder am Krankenbette eines Hospitalisten wirkte. Wahrhafte Vornehmheit zeichnet sich selbst ihre Ziele vor, unentwegt durch jede Rücksichtnahme auf die Stimme der Welt und äußerlichen Glanz wird sie durch nichts geleitet als ihr inneres Selbstgenügen, und Wilms war eine vornehme Erscheinung in jeder besten Bedeutung des Wortes. Aber mehr als das, sein Wirken wurde getragen von jener echten, liebenswürdigen Humanität, ohne die seinem Bilde der beste Sonnenschein fehlen würde. Es lag ein weicher Zug in seinem Charakter, der ihn mehrfach hinderte, allerlei Unbilden mit genügender Energie entgegenzutreten. In Bethanien lag der Schwerpunkt des Interesses für die geistlichen Händen anvertraute Verwaltung manchmal auf anderem als dem rein ärztlichen Gebiete, und es hat hier manche kleine nörgelnde Widerwärtigkeit zu ertragen gegolten für ihn, den Freisinnigen, der gewohnt war, ganz ausschließlich das Wohl seiner Kranken im Auge zu behalten. Konnte ihm doch vor Jahren von einem Seelenhirten, der ihm längst vorangegangen ist, auf seine Bitte um Anschaffung neuer Instrumente entgegnet werden: „Wir haben gar kein Interesse an Ihren chirurgischen Operationen, wir wollen lediglich Diakonissinnen ausbilden.“ Die Diakonissinnen trugen damals lange wollene Aermel an ihren Kleidern und es stellte sich heraus, daß diese schwer rein zu haltende Tracht sehr unzweckmäßig, ja schädlich für die Wartung von Wunden sei. Aber dem Ansinnen des chirurgischen Oberarztes, die Aermel aufgestreift zu tragen, wurde ein hartnäckiger von weiblicher Ober-

Digitized by Google

hoheit wohlorganisirter Widerstand entgegengesetzt. Jetzt ist das anders geworden und Bethanien gilt mit Recht für eines der reinlichsten und den peinlichen Anforderungen der neuen Wundbehandlung vollauf entsprechendes Krankenhaus. Alltäglich war hier Wilms von Aerzten der Stadt und fremden Medicinern auf seiner lehrreichen Visite begleitet, sein Operationstisch versammelte stets ein gewähltes Auditorium um ihn und seine früheren Assistenten zählen zu den anerkanntesten Chirurgen. Die chirurgischen Lehrstühle von Zürich und Königsberg, das chirurgische Directorium am Friedrichshain, am Augusta-Hospital, am Elisabeth- und am Lazaruskrankenhaus sind von seinen Schülern besetzt. In die ärztliche Examinationscommission wurde er schon vor zwanzig Jahren gewählt, er war Geheimer Sanitätsrath, Leibarzt des Prinzen Georg, Generalarzt à la suite der Armee, Ritter hoher Orden und Mitglied gelehrter Gesellschaften, kurz an äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Dagegen heißt es, daß der materielle Gewinn, welcher ihm aus seiner immensen Thätigkeit zufloß, kein entsprechender gewesen sei. Es lag das in seiner gesellschaftlichen Auffassung des ärztlichen Berufes, den er in idealer Opferwilligkeit zu stolz hielt, um sein Augenmerk auf den Erwerb zu richten. Bestand doch für ihn der schönste Lohn seiner Thätigkeit Zeit seines Lebens in dieser Thätigkeit selbst.

Ein Mann von seinen Eigenschaften hinterläßt eine tiefe Lücke im öffentlichen Leben. Er war im Können und im Wollen gleich ausgezeichnet. Er war ein Beispiel.

So lange die Generation lebt, welche ihn sein nannte, wird sein Andenken liebevoll gepflegt werden wie ein theures Vermächtniß.

Medicus.

Musik und Moral.

Von H. Ehrlich.

III.

Nach den bisherigen Darlegungen läßt sich mit vollem Fug und Recht behaupten, daß die jetzige allgemeine Verbreitung der Tonkunst nicht direct aus einem moralischen Bedürfnisse, sondern mehr aus ästhetischer Neigung herzuleiten ist, und auch aus dem Bedürfnisse nach Aufregung, welches unserem nervösen Zeitalter charakteristisch eigen ist; in zweiter Reihe aus dem Vortheile für den Dilettantismus, der in dieser Kunst leichter als in jeder anderen eine Stufe angenehmer Leistung zu ersteigen vermag; endlich aus der höchst wichtigen gesellschaftlichen Bedeutung, welche der Musik vor allen andern Künsten zukommt.

Wäre moralisches Bedürfniß Hauptmotor der Pflege der Musik, so müßte unbedingt das klassische Drama und die klassische Literatur sich wenigstens eben so großer Verbreitung und Studiums erfreuen. Aber die Zeiten sind vorüber, in denen die Dramen mit Vertheilung der Rollen in Familien laut gelesen wurden; jetzt werden vierhändige Symphonien ꝛc. ausgeführt. Daß aber ein wirklich ethisches Kunstbedürfniß nicht in einseitiger Richtung Befriedigung finden kann, wird Jedem, der etwas von Seelenlehre versteht, ohne Beweis klar sein. Ebenso wenig bedarf es besonderer Beweisführung in Bezug auf die Vortheile, welche die Musik dem Dilettantismus bietet, daß gut Klavierspielen oder Geigen oder Singen unendlich besser verwerthbar ist als Declamiren oder Zeichnen. Man braucht nicht weit zu gehen, um hochgestellte Männer zu finden, denen im Beginn der Laufbahn ihr musikalisches Talent Aufnahme in einflußreichste Kreise gewann und raschere Beförderung bis zu jener Stufe, auf welcher sie dann ihre eigentlichen Berufstalente in voller Kraft entfalten konnten.

Die Musik ist demnach auch die gesellschaftlich wichtigste Kunst, das Hauptbindungsmittel für die gute Gesellschaft, für den „Salon", für die Vereinigung heterogener Elemente. Sie übt jene geheimnißvolle Anziehungskraft der Elektricität aus, welche zwei ganz fremde Körper vereinigt — so lange sie wirkt; in dem Augenblicke, wo sie nicht mehr thätig ist, tritt der frühere Zustand wieder ein. Neben solchen äußerlichen Wirkungen sind jedoch der Musik auch solche eigen, die entschieden auf einen Zusammenhang mit den Gemüthsbewegungen hinweisen. Dieselben der (vorzüglich von Dubois Reymond dargelegten) elektrischen Bewegung der erregten Nerven allein zuzuschreiben, ist insofern nicht statthaft, als erwiesener Maßen, wie Helmholtz erklärt*), die Willensthätigkeit ebenfalls (also nicht directe äußerliche Wirkung) Anstöße auf gewisse Nerven hervorbringt, daher die unerklärlich rasche Verbindung der Tonempfindungen und Gefühlsvorstellungen nicht rein passiver Art sein kann, sondern auf eine positive psychische Thätigkeit des gebildeten Hörers schließen lassen, welche nicht bei dem bloßen Vernehmen und Auffassen der Tonreihen stehen bleibt. Aber von dieser unleugbaren Thätigkeit des Gefühlslebens bis zur ethischen Wirkung der Musik ist ein weiter Weg — obwohl viele Menschen, und manche gute, edle Begeisterung und die Erregung der Phantasie mit einer solchen Wirkung verschmelzen.

Wir kommen nach all diesen regressiven Darlegungen zur Frage: Uebt die Musik eine moralische Wirkung oder nicht? Gewiß, und in bedeutendem Grade! Nur nicht bei der jetzigen Art des Musik-„Treibens". Weder der Weg, der nach rechts zur Befreiung von unmoralischen Einflüssen, zur „Katharsis"**) führen soll, noch der nach links, auf welchem man zur Befreiung vom conventionellen Menschen und zum „natürlichen" gelangen will, führen zu dem Ziele einer wahrhaft ethischen Auffassung des Lebens durch die Musik, sondern nur der Weg nach innen.

Als Kunst des Hauses, der Familie, der Frömmigkeit, die Gervinus in seinem „Händel und Shakespeare" S. 71 sehr schön beschreibt, des „Frommsein", das Goethe in seiner Elegie so herrlich schildert, wird die Musik moralisch wirken; nicht aber als Kunst der feinen Gesellschaft, der Soiréen und Soupers, der glänzenden Concerte, der Oratorien für die eleganten Kreise***) und der Mischlingsconcerte, wo ein wenig Weltlich und ein wenig Kirchlich mit einander vermengt wird. In dieser Weise gepflegt, ist die Musik die Verbündete des Eudämonismus. Ich für meinen Theil bin nicht nur weit entfernt, diesen Eudämonismus zu verwerfen†), sondern vielmehr überzeugt, daß ihm allein, der Anregung schönlebiger, reicher und einflußreicher Kunstfreunde viele große Kunstwerke zu verdanken sind, ja daß sogar das Wiederaufleben der Künste im 15. Jahrhundert viel mehr aus dem Eudämonismus als aus moralischen Bedürfnissen entstanden ist; der erwachte Schönheitssinn wehrte sich gegen die starre Form und gegen die fromme Symbolik, deren Vertreter gewiß nicht weniger moralisch waren als die Gesellschaft der Renaissance. Der Eudämonismus hat also seine volle Berechtigung in der Kunst; nur darf man ihm nicht moralische Tendenzen unterschieben, weil hierdurch der Standpunkt der Moral und der Kunst ganz verschoben wird. Ein Kirchenconcert in der Kirche vom Chore ohne Sichsehenlassen vorgetragen, ist auf moralischer Basis entstanden, ein Oratorium von einem Verein oder dergleichen im Concertsaale mit all den gesellschaftlichen Vor- und Nachbedingungen auf eudämonistischer. Dabei kann die Leistung des Vereins eine viel bessere, künstlerischere, also ästhetisch höher wirkende sein als die jenes Chores. In der Kunst ist das Wie das Erste, in der Moral aber das Was. Und wenn man Das nicht zu trennen vermag, dann kommt man in der Malerei auf die Prä-Raphaeliten, oder noch besser auf die erste christliche Darstellung frommer Bischöfe und Märtyrer, auf die Verwerfung der Antike; darf man in der Musik kein Concert großer Virtuosen oder Sängerinnen besuchen, die sinnlich

---

*) In dem Aufsatze „Die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens".

**) Wie unanwendbar alle griechischen Ansichten über Musik auf unsere heutigen Zustände sind, möge die Leserin aus dem einzigen Umstande entnehmen, daß in dem gebildeten Athen die Frauen und Töchter edler Familien von Beschäftigung mit Kunst und vom Theater zurückgehalten waren, und nur „Ausländerinnen", wie Aspasia u. A., geistig und künstlerisch thätig sein konnten.

***) Vergleiche Gervinus a. a. O. S. 202.

†) Vergl. Pfleiderer „Zur Ehrenrettung des Eudämonismus".

Digitized by Google

wirkende Glanzstücke vortragen, geschweige denn ein Theater, wenn die Lucca oder die Patti singt, und nicht die paar von mir bereits angeführten moralischen Opern gegeben werden; dann muß man fünf Sechstel der Chopin'schen Compositionen verwerfen; dann geräth man denn endlich auch auf Sonderbarkeiten, auf Discussionen über die „christlich christliche Bedeutung" von Wagners „Ring des Nibelungen"; eine solche hat 1878 zwischen einem entschiedensten Anhänger Wagners und der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" stattgefunden, welche die Frage in musterhaft würdiger Weise behandelte.

Jede wahre, interesselose Freude am Schönen, die Freude an der Existenz des Kunstwerks und daß der Schöpfer den Menschen solches verliehen hat, also der Kunstgenuß ohne Ostentation, birgt den schönsten Keim der moralischen Klärung der Gefühle in sich. Allerdings bedarf es zu solcher Freude der moralischen Voranlagen, wie zum Kunstgenuß der geistigen. Wahren wir der Schönheit ihr Recht, in welcher Form sie immer erscheine, indem wir sie vor moralischen Unterschiebungen schützen; wahren wir der Moral ihr Recht, indem wir sie gegen die Vermengung mit der Kalobiotik vertheidigen, und ihre Forderungen auf einen höheren Standpunkt stellen. Die Vermeidung der falschen Begriffe, die energische Abwehr gegen die Hypokrisie ist in gleicher Weise nothwendig für Moral und Musik.

Jakob Offenbach.

Mit Jakob Offenbach, der vor wenigen Tagen in Paris die Augen für immer geschlossen hat, ist ein sehr eigenthümlicher Typus unsrer Zeit zu Grabe getragen worden. Demjenigen, der dem Componisten schon bei dessen Lebzeiten so oft für das Vergnügen, das er dem lachlustigen Publicum bereitete, gedankt hat, wird es nun nicht schwer werden, die milde und freundliche Mahnung des Volksmundes zu beherzigen und dem Todten nur Gutes nachzusagen.

Offenbachs Wiege hat am Rhein gestanden. Er hat im Jahre 1822 zu Köln das Licht der Welt erblickt. Er ist mit seinem rheinischen Landsmann, Albert Wolff, einer der sprechendsten Beweise für die außerordentliche Assimilationsfähigkeit des Deutschen, für jene Leichtigkeit, auf die Eigenthümlichkeiten der Heimat diejenigen der Fremde nicht blos aufzupfropfen, sondern die Nation, in der man geboren ist, völlig aufzugeben und sich die nationalen Eigenthümlichkeiten einer andern ganz zu eigen zu machen. Die beiden Rheinländer, Jakob Offenbach und Albert Wolff, haben ihr Geburtsland nicht blos verlassen und eine neue Heimat in Frankreich sich begründet, sie sind durch und durch Franzosen geworden. Die confessionelle Frage will ich absichtlich in dieser Zeit gehässiger Hetzereien nicht berühren. Daß die Beiden Juden sind, thut nichts zur Sache. Beide haben ihre Kindheit und erste Jugend in Deutschland verlebt, die deutsche Sprache ist ihre wahre Muttersprache, die tiefsten Eindrücke, die der Kindheit und des Jünglingsalters, haben sie in Deutschland empfangen, und in deutschen Anschauungen sind sie aufgewachsen. Beide sind mit der Zeit nicht blos in Frankreich naturalisirte Deutsche, sondern specifisch typische Franzosen geworden. Das reinste Boulevard-Französisch wird von Albert Wolff geschrieben, und die französischste Sprache in der Musik hat Jakob Offenbach gesprochen.

Es liegt mir fern, hier eine Biographie Offenbachs schreiben zu wollen und die unendlich lange Reihe seiner musikalischen Schöpfungen hier anzuführen. Man kennt die wesentlichen Daten aus der ersteren, man kennt von den letzteren Alles, was bekannt zu werden der Rede werth ist. Man weiß, daß Offenbach sehr jung nach Paris gekommen, im dortigen Conservatorium gebildet ist und seine musikalische Laufbahn als mittelmäßiger Cellist begonnen hat. Dem fünfundzwanzigjährigen Musiker wurde die Kapellmeisterstelle in Orchester des Théâtre français übertragen. Diese Angabe kann leicht zu irrigen Auffassungen verleiten. Wenn man vom Théâtre français spricht, so meint der Fernstehende, daß da Alles vortrefflich sein müsse; aber das Orchester, das übrigens seit längerer Zeit unterdrückt worden ist, war ganz miserabel. Die Zwischenactsmusik im Théâtre français war in Paris berüchtigt und der Gegenstand der beständigen Verhöhnung. Man erzählt sich zwar, daß unter Offenbach die Musik im ersten Schauspielhause Frankreichs etwas besser geworden sei; aber jedenfalls hat er da keine Lorbeeren pflücken können und keine gepflückt.

Zu jener Zeit schrieb Offenbach schon einige komische Lieder, von denen manche in Paris auch einen gewissen Erfolg hatten; aber allgemein bekannt wurde der Name Offenbachs in Paris erst, als ihm im Jahre 1855 die Concession zur Errichtung eines kleinen Theaters, das den Titel: „Les Bouffes Parisiens" führte, ertheilt wurde. Es war zunächst nichts Anderes als eine Art Singspielhalle, — ein kleines Gebäude, das auf den Champs Élysées stand, in der Nachbarschaft von andern Cafés chantants, und das sich auch in seinen künstlerischen Kräften fast ausschließlich aus Mitgliedern der Cafés chantants in den Provinzen rekrutirt hatte. Offenbach hatte übrigens mit dem Personal ungewöhnliches Glück. Die beiden Haupt-Gesangskomiker, Désiré und Léonce, errangen gleich in der ersten Zeit stürmische Erfolge. Das Theater war durch die starre Concession in seinem Repertoire sehr beengt; es durfte zunächst nur einactige Singspiele mit einer beschränkten Personenanzahl — ich glaube, es durften nicht über vier sein — aufführen. Gleich das Eröffnungsstück, „Die beiden Blinden", schlug vollkommen ein. Das komische Ständchen wurde sofort populär; und so begann Offenbach seine Carriere als Theaterleiter und Theatercomponist unter den glücklichsten Auspicien. Nach kurzer Zeit, beim Herannahen der rauhen Witterung, übersiedelte das Theater von den Champs Élysées nach einem hübsch eingerichteten, allerdings kleinen Theater in der Passage Choiseul, und von diesem kleinen Saale aus hat sich Offenbachs Ruf über die alte und neue Welt verbreitet. Da ist, nachdem es dem Director gelungen war, die Schranken der unbarmherzigen Concession zu durchbrechen, im Jahre 1859 „Orpheus in der Unterwelt" zum ersten Male aufgeführt worden; und diese Operette ist eine der gelungensten Schöpfungen Offenbachs geblieben, — die charakteristische für seine ganze musikalische Art. Von seinen späteren Werken stehen auf der Höhe dieses ersten wohl nur noch die „Schöne Helena", „Die Großherzogin von Gerolstein" und vielleicht auch „Pariser Leben". In den andern Opern finden sich zwar auch hier und da ganz reizende und witzige Einzelheiten, aber sie sind im Großen und Ganzen doch kaum etwas Anderes als abgeblaßte Nachbildungen dessen, was Offenbach in „Orpheus" und der „Schönen Helena" ursprünglicher, frischer und wirksamer schon gemacht hat. Es wird genügen, wenn ich erinnere an „Blaubart", „Genoveva", „Die schönen Weiber von Georgien", „Perichole", „La jolie Parfumeuse", „La Boulangère a des écus" („Margot, die schöne Bäckerin"), „Madame Favart" ꝛc.

Die Ansicht derer, die da behaupten, daß Offenbach in sich das Zeug gehabt habe, im Stile der guten komischen Oper Bedeutendes zu leisten, und daß er seine für Höheres veranlagte Natur zur Befriedigung des frivolen Geschmacks herabgedrückt habe, — diese Ansicht vermag ich nicht zu theilen. Allerdings lassen Einzelheiten in seinen guten burlesken Operetten, lassen sogar ganze Partituren wie die der „Hochzeit unter der Laterne", von „Fortunios Lied", „Herr und Frau Denis" darauf schließen, daß Offenbach in jener musikalischen Richtung, die man hier einfach als die anständige bezeichnen darf, ganz Vortreffliches zu leisten fähig gewesen ist. Das Violinconcert des Orpheus, das köstliche Menuett in der gleichnamigen Oper, — dieses so feine und liebenswürdige Musikstück, auf dessen Erfindung sich ein Auber und Adam etwas einbilden könnte, — die entzückende kleine Phrase: „Ach lieber Papa Jupiter, nimm uns doch mit", das „Fliegenduett", das Bacchanal der Euridyce, die Anrufung der Venus in der „Schönen Helena", das Traumduett, die Erzählung des Paris und noch manche Nummern aus den guten Offenbach'schen Operetten beweisen, daß der hochbegabte Musiker auch im Stile der französischen komischen Oper mit das Beste geleistet hat, was seit Aubers

Digitized by Google

Tode überhaupt geschrieben worden ist. Aber es macht trotzdem den Eindruck als ob dies doch nur glückliche Einfälle gewesen wären, zu deren weiterer und breiterer musikalischer Entwicklung ihm der rechte Athem gefehlt habe. So reizend diese Sachen sind, — er erscheint mir da am wenigsten originell. Er erinnert da lebhaft an Auber, an Adam, an Maillard, sogar an Clapisson; er streift auch Boieldieu, Herold, und den Aelteren entlehnt er manchmal ganze Sätze, namentlich Gretry, den er in Einzelheiten, wie z. B. indem oben citirten: „Ach, lieber Papa Jupiter" einfach paraphrasirt hat. Erst wenn er sich von den Mustern der Alten und Neuen und von der Tradition der komischen Oper gänzlich abwendet, wenn er seine eigenen muthwilligen musikalischen Streiche vollführt, — erst dann fühlt er sich in seinem Elemente, spricht die Sprache, die er am besten beherrscht, ist am sichersten, am wirksamsten und am originellsten. Da, wo er am geringschätzigsten von der Kritik behandelt, wo er oft geschmäht worden ist, da erscheint er mir in seiner Art am bedeutendsten: in der musikalischen Burleske, in der Caricatur, in der Parodie, die er ganz eigenartig gebildet hat.

Wenn man Offenbach als den Schöpfer einer neuen Kunstform bezeichnet, so klingt das freilich etwas stark; aber ich halte es darum für nicht minder richtig. Die burleske moderne Operette, wie sie seit „Orpheus" die Runde durch die ganze Welt gemacht, und gerade deswegen auch zahllose Nachahmer gefunden hat, — sie ist sein Werk. Alle andern Operettenschreiber, sie mögen Namen haben wie sie wollen, — sie mögen, um nur die bekanntesten zu nennen, Lecocq, Strauß oder Suppé heißen, sie mögen, wie das bei Johann Strauß ja der Fall ist, sogar mit einer ursprünglicheren und reicheren musikalischen Begabung ausgestattet sein — sie alle sind bewußtvoll oder unbewußt in Offenbachs Spuren getreten. Er hat den Weg gefunden, den die Andern nach ihm gewandelt sind. Er hat die Formen geschaffen, die seitdem für die musikalischen Bouffonerien stereotyp geworden sind. Er hat diese Specialität nicht blos eingeführt, er hat in ihr auch das Merkwürdigste und Beste geleistet. Uebertroffen ist er in seiner Weise nie, erreicht nur selten.

Diese moderne Operette, die nach ihrem Schöpfer den gewöhnlich mit einer gewissen Geringschätzung ausgesprochenen Namen „Offenbachiade" bekommen hat, verhält sich zu der komischen Spieloper im alten Stil etwa wie ein ausgelassener und furchtbar ungezogener Strick zu einem artigen und sittsamen Kinde. Respect und Pietät sind ihr unbekannte Begriffe. Sie treibt den ärgsten Unfug und Schabernack, klingelt die ehrlichen Spießer aus dem Schlafe, vertauscht die Schilder, wirft die Scheiben ein, und benimmt sich mit einem Worte in einer Weise, die aller Wohlanständigkeit ins Gesicht schlägt. Wie ihr ganzes Gebahren, so ist auch ihre Sprache die der Gasse. Sie glaubt sich Alles erlauben zu dürfen, vorausgesetzt, daß es eben lustig sei; und — horrible, most horrible! — sie wird in dieser Verwahrlosung von ihren Erziehern, vom Publicum, lebhaft unterstützt. Wer fragt bei einer Offenbachiade: ist die Musik anständig oder sind es musikalische Gassenhauer? ist das ganze Ding schicklich oder unschicklich? — Die einzige Frage, die aufgeworfen wird, lautet: ist es lustig? — und wird diese bejaht, so ist der Erfolg gesichert.

Als das besonders Charakteristische dieser Operetten erscheint mir das Hervordrängen der Tanzrhythmen. In diese scharfen und knappen Tanzrhythmen wird die ganze musikalische Declamation eingezwängt; alles Andere tritt hinter ihnen erheblich zurück. Aus der Arie wird das Couplet, das ja gewöhnlich nichts Anderes ist als eine Polka oder ein Galopp mit untergelegtem Text. Wenn die Götter im Olymp Jupiter wegen seiner irdischen Liebeleien hänseln, so geschieht dies nach der lustigen Weise einer reizenden Polka; wenn Paris Helena aus der andächtigen Gemeinde der Hellenen nach Kreta entführt, so stimmt er eine Tyrolienne an; die griechischen Könige stellen sich dem Publicum mit dem Pantalon einer Quadrille vor, und John Styx klagt in der Unterwelt über seine verschwundene Pracht als arkadischer Prinz in einer lustigen Polka-Mazurka. Der Höhepunkt einer jeden Operette ist ein großer Ensemblesatz an einem wichtigen Actschluß, der in einen strammen Marsch oder in einen zügellosen Galopp umschlägt. Das Prototyp dieses Genres ist der Marsch der Götter mit dem wüsten Höllencancan im „Orpheus".

Durch den beständigen scharfen, drallen Tanzrhythmus kommt in diese Operetten etwas Nervöses, Aufgeregtes und Aufregendes, dessen Wirkungen sich selbst der blasirteste Zuhörer nicht entziehen kann. Es ist wie eine Art musikalischer Veitstanz. Das trippelt und zittert und zuckt convulsivisch, daß einem ganz curios dabei zu Muthe wird. Die Nervosität scheint mir ein charakteristischer Zug in dieser Musik zu sein. Wie durch die zerhackten Rhythmen, so wird auch durch die sonderbaren Intervalle die schöne und ruhige Linie der Melodie in komischer Weise gestört und verzerrt. Und ebenso verhält es sich mit der Instrumentirung. Nicht der Wohlklang, sondern die lächerliche Wirkung der Instrumente wird angestrebt. Welche burlesken Effecte Offenbach mit dem Pizzicato der Streichinstrumente, mit dem Quäken der näselnden Oboe, mit den gepreßten und beängstigten Jammerlauten des Fagotts, mit dem Geraffel von Tambourin, Triangel, Becken und der ganzen Janitscharenmusik erzielt hat, ist ganz unglaublich. Gibt es melodisch und rhythmisch eine gelungenere Caricatur als die überwältigend komischen Auftrittscouplets der griechischen Helden Achill, Agamemnon, Menelaus und Ajax? Gibt es als instrumentale Wirkung etwas Lächerlicheres als das Pastorale des verliebten Pluto-Aristeus und das Klagelied des Prinzen von Arkadien? Wer von dem genial zu nennenden Uebermuthe dieser musikalischen Chargen unberührt bleibt, der hat eben keinen Sinn für Humor.

Aber nicht blos in der starken Verwerthung der Tanzrhythmen und der instrumentalen Späße, auch in allen andern lustigen Neuerungen hat Offenbach das feststehende Schema für die Operette aufgestellt: die gesungenen Briefe, die gesungenen Berichte sind, wie wir sie jetzt in jeder Operette hören, von ihm erfunden. Ich brauche hier nur an den Schlachtbericht aus der „Großherzogin von Gerolstein" und an den Brief in der „Perichole" zu erinnern.

In musikalischer Beziehung wie auch überhaupt weisen die Offenbach'schen Operetten noch einen andern besonders charakteristischen Zug auf. Es sind nicht bloße Caricaturen; es sind Caricaturen, von denen die gelungensten Exemplare eine schaudererregende Pietätlosigkeit erkennen lassen. Die Wahl der Libretti, die dem Componisten die glücklichsten Ideen gegeben haben, ist in dieser Beziehung bezeichnend: „Orpheus" und „Die schöne Helena". Hier haben die außerordentlich witzigen Librettisten mit dem Componisten in Pietätlosigkeit gewetteifert. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, in welche Mitte Offenbach die großartige und rührende Klage der Euridyce, die edle Inspiration des edlen Ritters von Gluck gestellt hat, und wie er diese zu einem schlechten Witz herunterreißt. Und wie springt er im Bunde mit seinen Librettisten mit den schönen und poetischen Gebilden der griechischen Mythologie, mit den Göttern des Olymp und mit den Helden des Homer um! Orpheus als Lehrer des Conservatoriums in Theben, der seine Frau durch sein langweiliges Violinspiel zur Raserei bringt, Jupiter, der sein Souterrain an einen Photographen vermiethet und Cancan tanzt, Kalchas, der beim Spiel betrügt und ein polnisches Achtgroschenstück einschmuggeln will, die beiden Ajax, die vollständig vertrottelt sind, Paris, der in der Gewandung eines Priesters der Venus die Beine durch die Luft schlenkern läßt und einen steyrischen Jodler dazu singt — was soll ich all diese allbekannten Scherze hier aufzählen! — Man wird mir ohnedies längst zugestanden haben, daß es nicht möglich ist, die Respectlosigkeit vor Allem, was wir im Jünglingsalter verehren gelernt und nur im Nimbus des goldigen Ideals haben erglänzen sehen, weiter zu treiben. Offenbach ist ein echter Weltmann, aber er gehört eben zu jener Welt, die das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt. Nichts ist ihm heilig, nicht einmal seine eigene Kunst, die er sehr bewußtvoll zum Bänkelsängerthum herabzerrt, wenn er damit die gewünschte lächerliche Wirkung zu erzielen hofft.

Der Witz der Offenbach'schen Musik, deren Feinfühligkeit für alles Lächerliche, die Ehrfurchtslosigkeit, die Spöttelei und

Digitized by Google

der Hohn, vereinigt mit jener nervösen Lebhaftigkeit und trotz alledem bestrickenden Grazie, — alles das macht dieselbe zu einem getreuen musikalischen Ausdruck jener Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs, die durch das Loretten- und Cocottenthum ihre sehr bestimmte Physiognomie erhalten hat. Ehlert hat mit Recht sagen können, daß aus den Offenbach'schen Operetten alle Damen der Pariser Halbwelt hervorkichern. Aber was man auch gegen Offenbach einwenden möge — eines ist unbestritten: sein außerordentliches Talent. Mit diesem Talente hat er sich unter dem Widerspruche der gesammten Kritik, die es ernst meint, die Welt erobert. Eine genaue Statistik der Theateraufführungen würde vielleicht das für den Geschmack unsrer Zeit nicht eben allzu tröstliche Resultat feststellen, daß die Offenbach'schen Operetten weitaus die meistaufgeführten in der Welt sind.

Offenbach hat mit seinen Operetten zu verschiedenen Malen große Vermögen verdient, dann aber auch wieder verspeculirt. Es ist ihm nachgerechnet worden, daß er in dem einen Jahre 1867 in Paris allein an Autorenrechten 240,000 Franken erhoben hat. Einen großen Theil seines Vermögens hat er später mit dem unglücklichen Unternehmen des Gaîtétheaters eingebüßt, für das er auch „Orpheus in der Unterwelt" zu einem Ausstattungsstück umgearbeitet hatte; aber da die Quellen seiner Einnahmen immer reichlich geflossen sind, so läßt sich annehmen, daß er den Verlust bald verschmerzt hat.

Offenbach war in Paris eine der beliebtesten Persönlichkeiten, und in seinem Salon vereinigte sich stets eine bunte und sehr interessante Gesellschaft. Man hat ihm den Deutschen auch während des Krieges und unmittelbar darauf leichtlich verziehen, und man hat ihm denselben verzeihen können; denn in Offenbach war keine Fiber von Deutschthum mehr.

Verehrungswürdig ist freilich der Mann, der alles Verehrungswürdige ausgelacht hat, nie gewesen, aber amüsant wie kaum ein zweiter! Er hat sein Publicum so oft zur Ausgelassenheit gezwungen, daß selbst der Gedanke daran, wie dieser lustige Vogel nun auf ewig verstummt ist, das Lächeln kaum zu bannen vermag, das sich auf die Lippen drängt, wenn man seiner musikalischen Schöpfungen der hellenischen Götter und Helden gedenkt. Sein Name wird so leicht nicht vergessen werden, denn für die Stimmung und Auffassung in der Pariser Gesellschaft unter Napoleon III. dürfte sich kaum ein drastischerer und richtigerer Ausdruck finden lassen, als der musikalische, den Offenbach ihm gegeben hat.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

III.

Der Architektur ist seit einigen Jahren auf unseren Kunstausstellungen ein breiterer Platz zugewiesen als ehedem. Große Modelle sogar, theils in Gips ausgeführte von der äußeren Gestalt der Gebäude, theils ihres Inneren mit vollständiger Farbengebung und allem Detail der Decoration sehen wir noch außer den geometrischen Grund- und Aufrissen, den perspectivischen gezeichneten und aquarellirten Ansichten, den Detaildurchschnitten 2c. in den beiden letzten Galerien ausgestellt. Aber unverändert bleibt darum doch ihr altes Schicksal, in den Ausstellungsbesprechungen stiefmütterlich behandelt zu werden. Die Unmöglichkeit, so complicirten Arbeiten innerhalb solcher Berichte, außer in den wirklich fachmännischen Journalen auch nur einigermaßen gerecht zu werden, ein wirkliches Urtheil über sie zu fällen, welches sich nicht blos auf den allgemeinen Eindruck und den Stil der Façade, sondern auf eine Prüfung des Grundrisses gründet, trägt die Hauptschuld daran. Dieselben Gründe verhindern auch hier eine eingehendere Besprechung und Würdigung. Ich muß mich auf wenige allgemeine Angaben beschränken. Das „Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Abtheilung für Bauwesen" tritt hier als Aussteller der von ihm ins Leben gerufenen öffentlichen Bauwerke in verschiedenen Orten des Staates, Kirchen, Schulen, Geschäftsgebäuden für Gerichte und Regierungen, imposant genug auf. Wer diese anonymen, officiellen Architekturschöpfungen, welche der Staatsbehörde ihre Entstehung verdanken, mit den aus einer, um wenige Jahrzehnte zurückliegenden Periode Preußens stammenden vergleicht, wird erst den gewaltigen Umschwung ermessen können, welcher sich auch in diesem Heimatslande der staatlichen Bausparsamkeit und des nüchternsten Kasernenstils in den Anschauungen hoher Behörden über Staatsarchitektur und was dazu gehört, seitdem vollzogen hat. Zwei der ersten Architekten resp. Architektenfirmen Berlins, Gropius und Schmieden, und Johannes Otzen, veranschaulichten zwei große Architekturwerke auch durch hochinteressante Modelle. Die Erstgenannten das nicht mehr weit von der Vollendung entfernte Kunstgewerbemuseum zu Berlin und speciell eine Ecke des Inneren seines großen Mittelraums vom Boden bis zur Oberlichtdecke; Otzen die von ihm projectirte und zur Ausführung bestimmte Kirche zum heiligen Kreuz auf dem „Johannestisch" zu Berlin; eine der originellsten und interessantesten Lösungen der Aufgabe des modernen Kuppelkirchenbaus, welche deutschen Architekten seit lange gelungen ist. Van der Hude und Hennicke stellten ihrerseits als Gipsmodell ein Project des Umbaues der Neuen Kirche auf dem Berliner Gendarmenmarkt aus, wodurch derselben und dem mit ihr so eng verbundenen Kuppelthurm eine würdigere Gestalt gegeben werden soll. Daß ein solcher Umbau immer dringender erheischt wird, und die Ausführung dieses Modells nicht nur für die genannten Architekten erwünscht wäre, ist unleugbar. Die große Mehrzahl der ausgestellten Projectzeichnungen besteht aus Concurrenzentwürfen für Kirchen, Concerthäuser, Kriegerdenkmale. Gropius und Schmieden, Kayser und v. Großheim, Löffler, Hildebrand in Berlin, A. Birt in Hamburg, Hartel in Crefeld, Schuster in Dresden stellen dergleichen durchgearbeitete Zeichnungen aus, in denen so viel Talent, Wissen und Können niedergelegt ist, daß es dem Beschauer in der Seele weh thun kann, das Meiste wahrscheinlich ohne praktische Folge so gleichsam verpufft zu sehen. Professor Adler verschafft diesmal dem Ausstellungspublicum einen ungefähren Begriff von seiner merkwürdigen baukünstlerischen Vielseitigkeit. Ein Entwurf zu einem Museum in Olympia, eine Skizze zu einem Mosel-Bahntunnel, ein Project zum Neubau des Thurmes der Pritzwalker Pfarrkirche im mittelalterlich märkischen Backsteinstil und einen nicht zur Ausführung gelangten Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald — welche Accomodirungsfähigkeit eines wissenschaftlich und künstlerisch gleich allseitig gebildeten Architektengeistes! Auf Raschdorfs Entwürfen zum Postgebäude zu Braunschweig, welches der geistvolle Meister so glücklich dem herrschenden Stil der alten charaktervollen Architektur dieser Stadt anzupassen verstanden hat, und auf Johannes Otzens prächtige Zeichnungen zu dem in Backstein mit reicher polychromer Behandlung ausgeführten Kriegerdenkmal zu Thorn wie auf sein Modell zu einem höchst würdigen Grabdenkmal für eine Familie in Chemnitz sei zum Schluß dieses knappen Berichts über die Architekturabtheilung der Ausstellung hingewiesen.

Allgemeine Bemerkungen über die heutige Malerei haben diesen Bericht über die diesjährige Berliner Kunstausstellung eingeleitet. Eine rasche Revue der hervorragendsten Gemälde auf derselben mag ihn schließen.

Lassen wir in altgewohnter internationaler Höflichkeit den Fremden den Vortritt. Sie haben uns einige vorzügliche Stücke gesendet. Munkacsy, der Pariser Magyar, dessen Kunst man bei uns besonders durch seinen „Milton den Töchtern seine Dichtung dictirend" schätzen gelernt hat, überließ uns zur Ausstellung ein, etwa in denselben Jahren wie jenes gemaltes, interessantes Bild und ein aus einer neuern Periode und Geschmacksrichtung dieses großen Talents entstammendes. Jenes stellt den Maler selbst und seine Gattin dar, in seiner Werkstatt eine auf der Staffelei stehende Arbeit prüfend. Beide Gestalten sind lebensvoll und wahr. Der schöne menschlich-poetische Kern des Bildes ist die Gemeinsamkeit des geistigen Lebens und der höchsten Interessen zwischen den Gatten. Die Art, in welcher diese hier veranschaulicht wird, ist eine meisterhafte. Die Farbe hat eine außerordentliche Tiefe, Ernst, edlen Schmelz und gleichsam eine zurückgehaltene Glut. In einem zweiten Bilde „Zwei Familien" entfaltet Munkacsy einen bei ihm kaum geahnten Reichthum an Tönen von lichter Pracht und eine heitere gefällige Anmuth. Das Bild zeigt in einem, luxuriös und mit edlem künstlerischem Geschmack ausgestatteten, Gemach eine junge elegante Mutter aus den

Digitized by Google

Kreisen der Upperten mit ihren drei Kleinen, deren Jüngsten die hübsche Bonne auf dem Arm trägt. Die Kinder sehen mit großem Ergötzen einer Möpsin und ihren Jungen zu welche eifrig die Milch aus der für sie hingestellten Schale verzehren. Die Freiheit des Vortrags und die Sicherheit in der Wahl der technischen Mittel zur Erzielung bestimmter Wirkungen darin ist außerordentlich. — Durch große malerisch-technische Virtuosität und reich entwickelten Sinn für den Reiz harmonisch gestimmter Farbenpracht ist Brozik's Bild „Begegnung Kaiser Karls IV. (?) mit Petrarca und Laura im päpstlichen Schloß zu Avignon" besonders ausgezeichnet. An innerm Leben und Gehalt erscheint es ziemlich leer. Eine Ceremonienscene, ein Schauspiel ohne innere Ueberzeugungskraft; eine geschickte Zusammenstellung von sitzenden und stehenden Figuren in prachtvollen, ziemlich phantastischen, mittelalterlichen Trachten in einer dem Charakter derselben entsprechenden Räumlichkeit. Das große Bild desselben Künstlers, die Brautgesandtschaft des Königs Ladislaus von Böhmen und Ungarn an König Karl III. von Frankreich, welche um die Hand von dessen junger Tochter für Jenen werben und ihr die Geschenke des Bewerbers übergeben soll, überbietet das erstere nicht nur an Umfang. Es ist eine sehr solide Künstlerarbeit; ein Muster tüchtiger und lebensvoller Durchführung und geschlossener ruhiger Wirkung bei vielem Reichthum der Töne im Einzelnen. Der Vorgang spricht sich klar aus; die Gesten, die Stellungen, der Ausdruck der Köpfe kranken nur ausnahmsweise am Theatralischen. Die nationale Charakteristik ist vorzüglich gelungen. Der glücklichste Wurf ist die Figur der jungen Prinzessin, welche den ihr huldigenden Gesandten in natürlicher ungesuchter Hoheit bei einfacher mädchenhafter Freundlichkeit und Bescheidenheit entgegentritt; die echte Repräsentantin französischer Mädchenanmuth. — Das eminenteste unter den ausgestellten Werken fremder Künstler ist ein von Alma-Tadema im kleinsten Maßstabe mit einer unvergleichlichen Vollendung gemaltes Bild: „Ave Caesar! Jo Saturnalia!" betitelt. Die bekannte, von Sueton und Josephus erzählte Scene von der Auffindung des hinter einem Vorhang seines Belvedere versteckten Claudius, nach der Ermordung Caligulas und der Seinen, durch die Prätorianer und die Proclamirung des dort Entdeckten zum Imperator durch letztere, welche von ihren frechen Troßweibern begleitet in die kaiserlichen Gemächer dringen. Raum und Zeit sind behufs der gesteigerten dramatischen und künstlerischen Wirkung der Scene mit durchaus erlaubter Willkür zusammengezogen. Die Leichen der Erschlagenen decken den spiegelnden köstlichen Marmor- und Mosaikboden des Gemaches, in welchem hier die Altäre und Bilder der Hausgottheiten, dort die Hermen der Cäsaren bis auf Caligula stehen. Der freche höhnische Jubelgruß der wilden Schaar an den halb blödsinnigen neuen Herrn der Welt, unmittelbar neben diesem Leichenhaufen ausgestoßen, charakterisirt die Zustände dieser Zeit Roms besonders scharf und eindringlich. Das Bild ist die Frucht eines zur Anschauung gewordenen stupenden archäologischen Wissens und eines gleich außerordentlichen Könnens; bei miniaturartiger Durchführung bis in jedes Detail ist doch nichts Kleinliches und Peinliches darin; es wirkt wie ein Werk der großen Malerei. — Im Uebrigen sind — mit Ausnahme des kleinen Bildnisses einer englischen Sängerin in ganzer Figur von demselben Meister, einer gemalten Illustration des bekannten englischen Zeichners Gilbert zu Shakespeares Heinrich VI. 2. Th. (der unglückliche König erfährt die Ermordung des Oheims Humphrey von Gloster), den mit gesundestem Naturgefühl gemalten Landschaften des Russen v. Klewer, und einer meisterhaft gemalten „Norwegischen Sommermondnacht auf dem Meere" von dem Schweden Wahlberg — von nicht deutschen Malereien weiter kaum noch besonders bemerkenswerthe Arbeiten aufzuführen.

Die Richtungen, die Denk-, Anschauungs- und Malweise der geschätztesten lebenden Künstler unsrer Nation sind von allen den sich fast ununterbrochen folgenden Ausstellungen her zu bekannt, als daß eine neue noch wieder besonders neue und überraschende Seiten bei ihnen enthüllen könnte. In der Mehrzahl sind sie sich auch diesmal gleich geblieben und ihre Bilder halten, was die Namen versprachen. Das schließt allerdings nicht aus, daß Einige von ihnen ein und das andre erfreulichere, wirklich bessere Werk als sonst, Andre auch wohl ein oder ein paar weniger gelungene ausstellten. Beginnen wir mit unsern Berlinern. A. Menzel hat in seinem Bilde „Zurückkehrende Prozession in der Gasteiner Gegend" wieder ein Bild so voll Leben und Charakter, eine Frucht so feiner und scharfer Natur- und Menschenbeobachtung, so geistvoller frischer Erfindung und so interessanter und eigenartig meisterlicher Behandlung geschaffen, wie nur je zuvor. Anton v. Werner brachte die ganze Decoration einer Wand des neuen Rathhaussaales in Saarbrücken, den er mit großen historischen und symbolischen Gemälden und Bildnissen decorirte, hierher zur Ausstellung. Das Mittelbild schildert den Sturm auf die Spicherer Höhen, die beiden, dasselbe in architektonischer Umrahmung flankirenden, Porträts den Reichskanzler und den Grafen Moltke. Die Auffassung und die ganze Darstellungsweise leistet Verzicht auf poetische Freiheiten und Verschönerungen. Streng dem wirklichen Vorgang gemäß, der Lokalität entsprechend ist jene furchtbare Probe des kriegerischen Muths, der Ausdauer und Pflichttreue dargestellt. Dem Vorwurf einer gewissen Nüchternheit, eines Mangels an fortreißendem feurigem Elan entgeht das Bild denn auch nicht. Von den Bildnissen gibt besonders das des Reichskanzlers die geistige Wucht und Macht der Persönlichkeit trefflich wieder. — Auf einem ganz kleinen mit großer Sorgfalt und Delicatesse ausgeführten Bilde hat A. v. Werner eine interessante Scene festgehalten: die Taufe seines jüngsten Sohnes, bei welcher das kronprinzliche Paar, hohe Beamte des Reichs und Offiziere des Heeres und die Elite der Berliner Künstlerschaft als Zeugen fungirten. — L. Knaus stellt ein humoristisches Genrebild aus: „Ein unwillkommner Kunde". Der Schwerpunkt liegt in der Malerei der Fleischwaaren eines kleinstädtischen Metzgerladens, die mit wahrer Künstler- und speziell Coloristenlust angeschaut und wiedergegeben sind. Die rasche Bewegung des mit seiner Beute davon eilenden Hundes (eben jenes „Kunden") und des ihn verfolgenden und im Laufe stürzenden Schlächterbuben ist meisterlich getroffen. Und doch — wird man nicht warm bei dem Bilde wie bei andern seines Autors. — Carl Becker hat innerhalb seiner bekannten Darstellungsweise seit lange nicht etwas allseitig Befriedigenderes gemalt, als diesen „Othello, der Desdemona und Brabantio seine Abenteuer erzählend"; W. Gentz nichts Abgerundeteres, Ruhevolleres im Ton, Trefflicheres in der Charakteristik der orientalischen Menschentypen als in dieser „Koranvorlesung". L. Spangenbergs „Die h. Frauen am Grabe des Auferstandenen" ist ein Bild von großem Lichteffect und ernster, tiefer, poetischer Empfindung, aber etwas steif und trocken in den Gestalten dieser Frauen. C. Gussow bereitet selbst seinen alten Verehrern quand même eine gewisse Ueberraschung, die stärkste aber seinen Gegnern durch seine diesmal ausgestellten Arbeiten: ein außerordentlich schönes Frauenbildniß vom edelsten Schmelz der Farbe, voll feinem, geistigem Leben der Züge und vollendeter Durchbildung der Form. Kaum minder gelungen ist das Bildniß eines jungen Mädchens von bräunlicher südlicher Schönheit, dessen Kopf sich dunkel von lichtrosigem Hintergrund absetzt. Dazu noch ein zweites brillant gemaltes Mädchenporträt und ein mit erstaunlicher Energie der Leuchtkraft und realistischer Wahrheit wirkendes Bild: eine Gruppe lebensgroßer Halbfiguren, ein alter tauber Mann, dem seine Frau, ein freundliches Mütterchen, eine frohe Nachricht aus einem Brief in ihrer Hand mittheilt. Michael überrascht nicht minder durch sein an malerischen Tugenden besonders reiches lebensgroßes Bild eines Hiob mit seinen Freunden disputirend. G. Richter ist durch das Bildniß einer schönen eleganten Dame, einer Brasilianerin, in graziöser Stellung, mit erlesenem Geschmack und gewohnter Virtuosität gemalt, und durch einen Studienkopf eines braunen italienischen Mädchens von fast arabischem Schönheitscharakter vertreten. G. Graef hat leider das von ihm annoncirte „Märchen", eine neue Probe seiner, im vorigen Jahre in seiner „Felicie" bewiesenen, Meisterschaft in der Malerei des schönen Nackten, nicht rechtzeitig genug vollenden können. Einige weibliche und männliche Bildnisse von feiner Charakteristik der Persönlichkeit und sorglich liebevoller Ausführung, die er ausstellt, sind seiner in jeder Hinsicht werth. — Graf Harrachs vielseitiges Talent bethätigt sich auch hier wieder ebenso in einer köstlichen Dorflandschaft „Am Thuner See" mit charakteristischer Staffage, wie in einem trefflichen Bildniß v. Barnbühlers und dem freilich etwas absonderlichen eines kleinen Mädchens, das, von frühlingsgrünem Gartengebüsch umgeben, ganz in reflexerhelltem Schatten dargestellt ist. Biermann bewährt seine Kunst als Porträtmaler und seine große coloristische Begabung in zwei weiblichen Bildnissen und einer als „Esther" bezeichneten schönen Frauengestalt in farbenreicher phantastischer Tracht. J. Schrader, Kraus, Holser, O. und A. Begas, O. Heyden, Paulsen, Frl. Tobias, Mosson, Bülow, Wider, Plockhorst zeichnen sich unter den Berlinern als Porträtmaler aus. Auch Paul Meyerheim hat vorwiegend Bildnisse ausgestellt: das des Kaisers in ganzer lebensgroßer Gestalt; das

Digitized by Google

eines kleinen Kindes, und das einer Knabengruppe. Daß dies Gebiet nicht sein eigentliches und sein Talent nicht recht heimatlich darauf ist, können diese Arbeiten nicht verleugnen. Desto glücklicher ist ihm in Ausführung und Composition ein großes frei und geistreich in decorativer Breite hingemaltes Plafondbild gelungen. — Bleibtreu malte im Auftrag des Königs von Sachsen diesen Monarchen als Kronprinzen mit seinem Bruder Georg, umgeben von den Offizieren ihres Stabes den sächsischen Artillerieangriff auf St. Privat leitend, ein treu den Vorgang und die Persönlichkeiten spiegelndes künstlerisches Denkmal jenes großen und furchtbaren Tages. Ambergs schönes Talent erscheint diesmal in alter Frische und Liebenswürdigkeit in vier anmuthigen, wahrhaft poetisch stimmungsvollen Genrebildern. E. Hübner malte eine Iphigenia am Strande des Meeres, sehnsuchtsvoll hinausblickend in die Ferne. Fritz Werners „Aus der Dresdner Galerie", mit den Gruppen von Besuchern aus allen Ständen gefüllt, ist ein Meisterstück der Beobachtung, des Fleißes und einer Malweise, die im kleinen Maßstab doch die Breite und von jeder Peinlichkeit freie Behandlungsweise der großen Kunst bewahrt. C. Dielitz hat die Ausstellung mit einem sehr gefälligen, originellen und delicat durchgeführten Bilde beschickt: „Alpenmärchen"; eine reizende elfenhafte Erscheinung, die einem an Abgrundsrande entschlummerten Alpenjäger lächelnd zu Häupten schwebt und dem Träumenden die blaue Wunderblume reicht. Wiszniewsky und Skarbina malten manch geistreiches Genrebild aus den Tagen des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts; Ehrentraut mehrere, mit größter Sorgfalt, dem Muster der alten Holländer nacheifernd, durchgeführte Soldatenscenen aus der Zeit des 30jährigen Kriegs, frischer, lebendiger und charakteristischer, und in der Malerei vollendeter, als die von ihm zunächst vor diesen ausgestellt gewesenen. Fr. Kraus erweist sich als ein Meister der Malerei des Nackten in schöner Zeichnung und edelm Schmelz des Tons in dem Bilde einer im Walde auf dem Pantherfelle ruhenden hingestreckten Bacchantin. A. von Heyden blieb seinen romantischen Neigungen getreu und malte in großem Maßstab eine Scene aus dem alten Heldensange von der „Rabenschlacht", die Rettung des bis ins Meer hinein vom Feinde verfolgten Wittig durch seine jugendschöne Ahne, die Meerfrau; ein Bild ziemlich stumpf und frescohaft im Ton, aber aus echt romantischem Geist erzeugt. Während Gemälden dieser Art das heutige Publicum immer etwas fremd und kühl gegenüber steht, begrüßt es mit inniger dankbarer Freude Bilder aus den ihm vertrautesten Lebenskreisen, gemalte Novellen aus der modernen Gesellschaft, wie Knut Eckwall eine solche in dem ungemein gefälligen und graziösen Bilde „sub rosa" erzählt. Gebt in der Kunst wie in der Dichtung dem Publicum Anmuth, weiblichen Reiz und Liebe, und macht es im Uebrigen gut, „so habt ihr sie Alle unterm Hut". Conrad tritt mit seinem lustigen tiroler Genrebilde: „Was sich neckt das liebt sich", mit gutem Erfolg in die Fußtapfen von Defregger und B. Knaus. Der junge Koch excellirt als Pferdemaler in einem trefflichen Bilde vom Rennplatz: „Falscher Start". Sein Meister Steffeck stellte ein elegantes Pferdeporträt, eine ostpreußische Küstenlandschaft und ein weibliches Bildniß aus. Die hübschen munteren kleinen Kinder werden durch Meyer v. Bremen und Dieffenbach wie immer verherrlicht. Bürck frappirt durch ein kühnes Phantasiestück: „Gloria victori!" betitelt; Perseus mit dem Medusenhaupt, der, die befreite Andromeda umschlungen haltend, auf dem Flügelroß, von enormem goldgelbem Mantel umflattert, sich über das blaue Meer durch die blaue Luft schwingt. Von großem Stil in der Zeichnung, ist das Bild auch durch die Toncombination aus einzig Blau und Goldgelb wohl des auffälligen Effects sicher; aber keineswegs des befriedigenden. Wie schön und harmonisch derselbe Künstler zu coloriren versteht, beweist er in einem kleinen durch die Gestalt eines Kindes belebten Interieur: „Aus der Villa Massimi"; seine Befähigung für den monumentalen Stil in einer Reihe von Farbenskizzen symbolischer Gestalten als Decoration für ein Polytechnicum gedacht. Hochhaus, der Maler der lebensgroßen Gestalt einer auf Teppichen hingestreckten Orientalin („Hemzanda, die Schwerttänzerin") mit vorzüglich gemaltem und im vollen Licht plastisch modellirtem nacktem Oberleibe; Konert, der eine nackte Jünglingsfigur auf blüthenreichem Baum sitzend als Repräsentant des Frühlings, und Wendling, der einen jungen nackten Bacchanten, einer Pansherme zutrinkend, ausstellte, erwecken unter den Malern der jüngeren Berliner Künstlergeneration besonderes Interesse. A. Hertel hat in drei großen Stilleben von ganz eigenthümlich vornehmer Tongebung, schönem harmonischem Schmelz der tiefgestimmten Farbe und bei allem Realismus im Einzelnen wahrhaft stilvoller Composition, gleichzeitig in zwei kleinen Landschaftsbildern diese Ausstellung mit einigen edeln malerischen „Perlen" geschmückt.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur von Jean Bernard. Leipzig 1880, Eduard Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Wir sind im Allgemeinen keine Freunde von „Citatenschätzen". Nicht, daß wir Citate überhaupt verwürfen: nur müssen sich dieselben ungezwungen und am rechten Orte einstellen. Aus einer Sammlung von Citaten wird man indessen niemals sich ein richtiges Bild von einem großen Geiste entwerfen können, ebensowenig, wie einzelne durch die Wolken fallende Strahlenbündel eine Anschauung von der Sonne geben. Da hat der einzelne Strahl noch mehr Werth: fällt er gar auf ein Prisma, so löst er sich in die sieben prachtvollen Farben des Regenbogens auf. In vorliegendem Falle jedoch darf diese Abneigung gegen „Lichtstrahlen" nicht mitsprechen. Mit Recht hebt der Verfasser in seinem Vorwort hervor, daß die großen Gestalten der mittelhochdeutschen Dichtung auch heute noch für die meisten Gebildeten nur todte Namen seien, und sucht den Grund hierfür in dem Umstande, daß jene Männer die von ihnen behandelten Stoffe nicht künstlerisch zu bewältigen verstanden. Man fühlt sich in der That oft gestimmt, das ganze Verdienst der mittelhochdeutschen Dichtung in der Ueberlieferung, und nicht in der Verarbeitung des Stoffes zu suchen. Allein dies würde doch einen Verzicht auf ein reiches deutsches Besitzthum und eine ruhmvolle Vergangenheit bedeuten. Wollen wir aber mit den Geistern dieser Vergangenheit in innigen Verkehr treten, so wird dies weit leichter werden, wenn wir uns nicht sofort an ihre Gesammtschöpfungen machen, sondern erst ihr Denken und Fühlen im Einzelnen kennen lernen. Hierzu eignet sich die Sammlung Bernards vorzüglich. In fünf Abschnitten — Das Reich der Minne Gott und die Welt, Die Natur, Ritterthum, Vaterland und Kunst, Der Welt Weisheit und Thorheit — bringt sie mit feinem Verständniß ausgewählte kurze Citate aus fast allen mittelhochdeutschen Dichtern und Dichtungen. Eine literaturgeschichtliche Uebersicht und ein Wörterverzeichniß dienen dazu, den Genuß noch mehr zu erleichtern. H. H.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Auerbach, Berthold. Deutsche illustrirte Volksbücher. 1. Lfg. kl. 8. Karlsruhe, A. Bielefelds Hofbuchhdlg. —. 30.

Braun-Wiesbaden, Carl. Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien. 8. XII u. 336 S. Leipzig 1880, Carl Reißner.

Hübner, Alexander, Freiherr von. Ein Spaziergang um die Welt. Mit c. 350 Abbildungen. 1. Lfg. gr. fol. 15 S. Leipzig 1880, H. Schmidt & C. Günther.

Kohler, Prof. Dr. J. Das Autorrecht. Eine civilistische Abhandlung. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Eigenthum, vom Miteigenthum, vom Rechtsgeschäft und vom Individualrecht. 8. 352 S. Jena 1880, Gustav Fischer.

Mannesherz Eugen von. Studien über das Glück in der Ehe. 8. VIII u. 163 S. München, Cäsar Fritsch.

Falke, Jakob von. Geschichte des modernen Geschmacks. 2. durchgesehene Auflage. 8. XII u. 360 S. Leipzig 1880, T. O. Weigel. 5.50.

Neumann, S., Dr. Die Fabel von der jüdischen Masseneinwanderung. Ein Kapitel aus der preußischen Statistik. 8. 43 S. Berlin 1880, Leonhard Simion.

Steller, Paul. Handbuch für Capitalisten. Ein Sammel- und Nachschlagewerk für Privatleute und Bankiers. I. Theil. 8. VII u. 347 S. Grünberg i. Schl. 1881, W. Levysohn.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neue illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Frei von jedem einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunkt.

Preis vierteljährlich trotz der reichen Ausstattung nur

M. 1.60

oder auch in vierzehntägigen Heften zu 30 Pf.

Zur Veröffentlichung gelangen in den nächsten Quartalen: besonders spannende Romane und Novellen von Ernst Wichert, Wilhelm Jensen, Gerhard von Amyntor, Konrad Telmann, Jul. Lohmeyer, Erich Hamber. Kunstblätter von A. von Werner, Kraus, Bokelmann, Liezen-Mayer, Paul Meyerheim, Ferd. Keller, Bautier, Franz Defregger 2c.

Folgende werthvolle Kunstblätter als Prämien:

F. Wagner. Herbst. Oelfarbendruck. Nachzahlung nur M. 2.50. — Hans Makart. Patrizierin. Oelfarbendruck in vorzüglicher Ausführung. Bildfläche 79:102 cm. Nachzahlung M. 12.50. Ladenpreise: Herbst 10 M. — Patrizierin 30 M.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen. ☞ Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen. ☜

Im Verlag von **C. Stampfel** in **Preßburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schopenhauer's

Philosophie der Tragödie

von

Aug. Siebenlist.

gr. 8. 27 Bogen. Preis elegant brosch. M. 10.—

Meine Schriften aus der Emigration

von

Ludwig Kossuth.

1. Bd. gr. 8. 36 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 10.—

Meine Zeit, mein Leben

von

Franz Pulszky.

1. Bd. gr. 8. 27 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 7.—

Der 2. Band von Kossuth und Pulszky, welcher sich in Vorbereitung befindet, dürfte bis Ende November l. J. erscheinen.

☞ **Die Pracht-Ausgabe** ☜

der

Geschichte des Deutschen Volkes

in kurzgefaßter Darstellung erzählt

von

David Müller

erscheint in 8 Lieferungen zu je 1 Mark und wird Ende November d. J. vollständig vorliegen.

Vorräthig in jeder Buchhandlung.

Verlag von **Franz Vahlen** in **Berlin.**

Neuester Verlag

von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Kulturgeschichte des Judentums

von den

ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

8. Broch. Preis 10 M.

Der berühmte Kulturhistoriker liefert mit diesem Buche die erste von einem Nichtjuden verfaßte bis auf die Gegenwart fortgeführte Kulturgeschichte.

Das Buch zeichnet sich durch die strengste Unparteilichkeit aus und ist für Gebildete aller Confessionen von hohem Interesse.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

W. Windelband,

Die Geschichte der neueren Philosophie

in ihrem Zusammenhang

mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften.

Zweiter Band:

Von Kant bis Hegel und Herbart.

gr. 8. VIII, 400 S. Broschirt M. 8.—, geb. M. 9.50.

Dieser Band, die Kantische Philosophie und die systematische Entwickelung der deutschen Philosophie nach Kant umfassend, bietet ein geschlossenes Ganze. Der erste Band umfasste die Zeit „Von der Renaissance bis Kant"; der dritte der neuesten Philosophie gewidmete Band soll in Jahresfrist das Werk abschliessen.

L. Ramann,

Franz Liszt als Künstler und Mensch.

Erster Band:

Die Jahre 1811—1840.

gr. 8. ca. 36 Bogen. Broschirt M. 11.50, eleg. geb. M. 13.—

Die unerwartete Gabe einer geistvoll und frisch geschriebenen, authentischen Biographie Liszt's wird nicht nur bei den Musikern, sondern in allen geistig angeregten Kreisen lebhaftes Interesse erregen. Ein zweiter Band wird in Jahresfrist das Werk abschliessen.

Im Verlage von **J. Diemer** in **Mainz** erschien soeben:

Das Werkzeug

und

seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit

von

Ludwig Noiré.

Mit Illustrationen. Preis broch. 9 Mark.

Der Verfasser des „Ursprungs der Sprache" behandelt hier ein nicht minder grosses und wissenswürdiges Problem, das von seiner früheren Schrift Licht empfängt und zugleich neues Licht auf dieselbe zurückstrahlt.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Bautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Die

Seele des Menschen

von

Charles Waddington.

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 8 Mark.

Das Buch des grossen französischen Philosophen und Staatsmannes wird Jeden auf's angenehmste anregen u. höchste Befriedigung gewähren.

Leipzig, 1880. **Moritz Schäfer.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Karl Gutzkow's

dramatische Werke.

Vierte Gesammtausgabe.

Das **erste** Bändchen ist in sämmtlichen Buchhdlg. vorräthig. Preis jedes Bändchens broch. **90 Pf.**, eleg. geb. 2 M. 20 Pf.

Das Werk ist in 20 Bändchen vollständig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 23. October 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der internationale Freidenker-Congreß in Brüssel. Von E. Schlaeger. — Die politische Lage Oberalbaniens. Von Spiridion Gopčević. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die größte Dichterin der rothen Erde. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Johann Sebastian Bach. Von S. Bagge. — Ein französisches Buchdrama. Von Paul Lindau. — Brockhaus' Conversations-Lexikon. Von Lexikologos. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. IV. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der internationale Freidenker-Congreß in Brüssel.

Unsere heutige Gesellschaft ist inconsequent. Den Kämpfen zwischen linkem und linkestem Flügel auf politischem und socialem Gebiete widmet sie eine weit größere Aufmerksamkeit als z. B. denen zwischen Conservativen und Nationalliberalen; die Anstrengungen der Minderheiten auf dem Felde der Religion und Religionsphilosophie behandelt sie dagegen mit einer erkünstelten Gleichgültigkeit, die sich gelegentlich zu unmuthigem Abweisen steigert. Und doch sollte derselbe Instinct, welcher jene Spannung bei Wahlkämpfen zwischen Fortschrittlern und Socialdemokraten zur Folge hat, ihr Interesse den Discussionen zuwenden, welche in ähnlicher Weise den innern und geistigen Gehalt der Zukunft vorschatten, wie jene den der zukünftigen politischen und socialen Organisationen. In Deutschland hat man sich allerdings seit 1878 zu einer Correctur dieser Inconsequenz durch den Erlaß des Antisocialistengesetzes drängen lassen, aber damit gewissermaßen nur dem Strauße nachgeahmt, der seinen Verfolgern zu entkommen glaubt, wenn er den Kopf im Sande verbirgt. Während die Gesellschaft in Deutschland sich wie ein sterbender Cäsar in ihre Toga hüllt, um das Auge den von unten kommenden Angriffen zu verschließen, vermag sich die französische, belgische und italienische Gesellschaft weder dem Anblick noch der Bekämpfung des auf der Oberfläche ausbrechenden, unterirdischen Feuers zu entziehen. Und wenn die liberale Presse jener Länder sich zunächst nur zaghaft-unwillig damit beschäftigt, so bekreuzigt sich z. B. die katholische von Brüssel desto eifriger und ausführlicher über die vorgeblichen „Blasphemien", welche im Saale de la nouvelle Cour de Bruxelles in den letzten Tagen des August und den ersten des September von den „Koryphäen des Irrthums" aus England, Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland und den Vereinigten Staaten ausgestoßen sein sollen. Für uns hat dieser Congreß, welcher einen internationalen Verband der Freidenker mit London als Vorort und seine nächstjährige Fortsetzung in Paris beschlossen hat, vor Allem eine symptomatische Bedeutung. Schon daß der Congreß von den Kleinbürgern und Arbeitern Belgiens berufen wurde, ist bezeichnend. Unter den Mitgliedern des vorbereitenden Ausschusses finden wir neben drei Advokaten, einem Arzte und zwei Abgeordneten, einen Druckereibesitzer, einen Schneider, einen Mechanikus, einen Handschuhmacher, einen Literaten und zwei Handelsagenten. Zwischen den verschiedenen belgischen Freidenkervereinen, deren Lebensdauer zwischen zehn bis zwanzig Jahren schwankt, bemerken wir schon jenen Gegensatz zwischen dem demokratischen Kleinbürger mit arbeiterfreundlichen Allüren und dem die bürgerliche Gesellschaft einfach in die Pfanne hauenden Socialisten oder Collectivisten modernsten Pariser Stils. Eine gewisse aristokratische Extrastellung nahm schließlich noch der Brüsseler Verein „la libre pensée" den übrigen belgischen, vorzugsweise aus Handwerkern und Arbeitern bestehenden Vereinen gegenüber ein, er stand auch jetzt noch immer außerhalb des vor einigen Jahren geschlossenen Bundes derselben. Noch schärfer betonten die sociale Tragweite der modernen Weltanschauung die Vertreter des republikanischen, anticlerikalen Propagandavereins von Paris, der Freidenker des vierten Arrondissements derselben Stadt, und der von Lille und andern französischen Städten erschienenen Abordnungen. Während der Verhandlungen blitzte das socialistische Pulver mehr als einmal von der Pfanne, aber ihr Grundcharakter bewegte sich doch innerhalb des rein theoretischen Gebiets. Man kam zuletzt allerseits dahin überein, daß die Macht des Freidenkerbundes darin allein bestehen könne und müsse, sich und den freien Gedanken als Specialität zu bewahren und auszugestalten. Seine Congresse sollen eine Art neutralen Bodens bilden, auf dem die verschiedensten Gruppen sich zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Dunkelmänner und das Dunkel, die Hände reichen. Für die romanischen Nationen ist dieser Feind natürlich vor Allem die katholische Kirche, der katholische Clerus, die katholische Presse. Es ist das achtzehnte Jahrhundert, es ist Voltaire und Diderot, welche wir in der Wuth der Pariser und Brüsseler Freidenker gegen die Schwarzröcke auferstanden sehen. Der französische Geist, wie er z. B. in dem Antrage des Pariser Municipalraths auf Abschaffung des Cultusministeriums seinen Ausdruck findet, leidet noch immer an dem alten Aberglauben an die Wunderkraft von Gesetzen, von radicalen Maßregeln. Als ein Pariser Abgeordneter in Brüssel über die vorgebliche Einfachheit und Leichtigkeit der Lösung des ewigen Streites zwischen Staat und Kirche durch vollständig durchzuführende Trennung derselben sich aussprach, brummte ein einsichtigerer Belgier vor sich hin, „eine solche Scheidung würde in Belgien den Bürgerkrieg bedeuten". Mit Recht hat man diese schwierige Frage über das Verhältniß von Staat und Kirche und über die verschiedenen Lösungsvorschläge desselben auf die Tagesordnung des nächsten Congresses gesetzt. Bis zur Eröffnung desselben im September 1881 wird die Entwicklung der Dinge in Frankreich, Belgien und England für wichtige Bereicherung des bisherigen Materials Sorge getragen haben. In der That haben die Kämpfe zwischen Staat und Kirche um den Besitz der Schule in den beiden ersten Ländern, die Eröffnung der ersten Laufgräben gegen den Parlamentseid in England die Veranlassung zur Berufung des diesjährigen Congresses selbst geliefert und seine Beschickung befördert. In Frankreich und Belgien will man die Freidenker als Sturmbock

Digitized by Google

gegen den Clerus benutzen, man will ihre Dienste als éclaireurs, als Plänkler gegen die vis inertiae des reinen Geschäftsmanns, gegen jene Riesenmacht der Trägheit der Massen dauernd ins Feld gestellt wissen. Eben deshalb, weil man in Frankreich den Kampf für brennender hielt, als in dem nur langsam wie Anthracitkohle entzündlichen England, wurde Paris vor London als Ort des nächsten Congresses vorgezogen. Aber man beschränkte sich in Brüssel keineswegs auf die bloße Verneinung. Das titanenhafte Himmelstürmen des 18. Jahrhunderts, jene kecken Absagebriefe der sich fühlenden Denker an Gott und Teufel waren das Vorrecht der Jugend des freien Gedankens, die Zeit seines Paradieses. Die Gluth des Enthusiasmus der ersten Entdecker einer neuen Welt oder Weltanschauung hält nicht an, wenn auch seine Wirkungen fortdauern. Verwandeln sich doch selbst die größten, zuerst neuen und die Menschheit berauschenden Ideen, welche den Anfang neuer Zeitalter bilden, zuletzt in Gemeinplätze, wenn auch die Anhängermenge derselben in der Breite nicht weniger leistet als die zunächst auf die Höhen und Spitzen der Geister erneuernd wirkenden Träger der neuen Heilswahrheiten. Der Anspannung des ersten Auftretens des Materialismus ist eine bedeutende Abspannung gefolgt, und der dem Monismus — so liebt man jetzt den Materialismus zu nennen — zu Hülfe gekommene, ihm das Detail liefernde Darwinismus hat sie noch eher vermehrt als vermindert. Der Mensch als Spitze einer beschränkten Kette von Wesen, die er als seine nothwendigen Voraussetzungen zu erkennen hat, auf einen kleinen Punkt des unendlichen Weltalls reducirt, ist seiner früher geträumten Weltmittelpunktstellung enthoben und sieht mit der alternden Erde das eigene Alter und den Untergang seiner Art, wenn auch erst in Millionen von Jahren, mit einer zugleich unangenehmen und demüthigenden Gewißheit vor sich aufsteigen. Es ist schwer, zu dieser neuen Melodie den neuen Vers zu finden. Es widerstrebt dem Genius, der bis zu den Wolken sich ausgedehnt hatte, sich in den Raum einer engen Kapsel zusammenzuziehen, in dem neuen beschränkten und in jeder Beziehung definitiven Erdenheim durch Intensität zu ersetzen, was an zeitlicher und räumlicher Ausdehnung, an Riesentendenzen und Weltactionen für immer verloren gegangen ist. Es gilt jetzt, aus der unendlichen Schale der früheren Anschauungen einen kleinen Wirklichkeitskern herauszugestalten, in der bewußten Beschränktheit eine Befriedigung ganz anderer Art zu suchen und zu finden als jene frühere, zwar nie ganz erreichte, aber doch schrankenlos und unendlich gedachte in der schrankenlosen Sphäre einer zugleich dies- und jenseitig vorgestellten Existenz.

Die Frage des freien Willens und im Zusammenhange damit die einer außerhalb jeder religiösen Idee zu begründenden Moral sind die neuen Säulen des Herkules, durch welche die Menschheit hindurchfahren muß, um die Höhe des neuen Meeres der Zukunft zu gewinnen. Ist der Mensch wirklich frei? Die katholische Kirche antwortete mit Ja, der Calvinismus mit Nein, Luther nahm zwischen beiden den scheinbar unmöglichen Standpunkt des Weder-Noch ein. Aber auch die modernste Wissenschaft hat noch nicht die Grenze zu bestimmen vermocht, welche die Verantwortlichkeit des Einzelnen von der seiner Umgebung oder der Gesellschaft scheidet. Das dem Wahrspruche der Geschworenen so oft hinzugefügte „Schuldig mit mildernden Umständen" gibt dieser Schwierigkeit der Grenzscheidung den Compromißausdruck des praktischen Lebens. Die socialistische Schule möchte der Gesellschaft allein alle Verantwortlichkeit aufladen, den Verbrecher als unglückliches Opfer, als Kranken, nicht der Bestrafung, sondern der Heilung überweisen. Die Discussion über diese Fragen wurde am 31. August auf dem Congresse mit der Vorlesung einer ins Französische übersetzten Abhandlung des Dr. Louis Büchner über den Einfluß der Gesetze der Vererbung auf den freien Willen eröffnet. Es betheiligten sich an der Debatte die Herren Dr. Büchner, Dr. de Paepe, Mrs. Besant, die bekannte Mitredacteurin des Bradlaugh'schen National Reformer, mehrere Brüsseler Aerzte und Hector Denis, Professor der Nationalökonomie an der Brüsseler Universität, der keinen Anstand nahm, sich offen als Anhänger der Lehren Büchners zu erklären. Die Motive, welche die Handlungen des Einzelnen immer bestimmen, sind äußere und innere, aber die letzteren sind keineswegs mit dem freien Willen (der Willkür) gleichbedeutend, da sie in letzter Instanz doch aus ursprünglich äußeren, wenn auch vor langer Zeit, z. B. durch vererbte Anlage, Erziehung ꝛc. zu inneren geworden sind.

Das Ziel, welches der neuen, der sogenannten unabhängigen Moral gesteckt ist, besteht darin, den Einzelnen unter solche Umgebungen zu stellen, ihn mit solchen Einflüssen zu bearbeiten, daß sein Handeln zugleich im allgemeinen, wie im eigenen (d. h. nicht materiell, sondern geistig höchstem) Interesse ausfällt. Wir sehen das Ziel in der Ferne, aber was den Weg dahin betrifft, befinden wir uns nur auf den ersten Etappen. Von Seiten der französischen und belgischen Redner wurden dabei vorzugsweise die Ansichten Comtes und Spencers vertreten, welche für die Nothwendigkeit des menschlichen Handelns mit ihrer „Evolution" (Entwicklung) in der That mehr als eine neue Formel gefunden haben. Frau Cooper-Bristol, die „conferencière" oder Sprecherin einer Positivistengemeinde in Neu-York, schloß sich demselben Kreise von Anschauungen an.

Daß der oben angedeutete Weg weiter verfolgt werden muß, darin werden selbst die einsichtigeren Vertheidiger des alten Weges mit den Freidenkern übereinstimmen.

Die Entchristlichung der Massen vollzieht sich trotz aller Gegenanstrengungen; es muß ihnen ein neuer Leitstern gegeben, die gemeine Selbstsucht, der Egoismus durch den Altruismus (die thätige Liebe zu den Andern) gebändigt und verdrängt werden, oder die höchsten Güter der Cultur stehen auf dem Spiele. Weit entfernt, die Arbeit jener Congresse zu ignoriren, sollte man auf sie Einfluß zu gewinnen, sie zu fördern sich angelegen sein lassen. Um die Punkte genauer an der Hand der vergleichenden Statistik festzustellen, bis zu welchen in den einzelnen Ländern sich die Losschälung des Neuen aus der Welt des Alten bereits vollzogen hat, wurde seitens der deutschen Mitglieder des Congresses eine vom Vorort London zu veranlassende Enquete beantragt. Dieselbe soll über das Verhältniß von Staat und Kirche in den verschiedenen Ländern Erhebungen anstellen, den religiösen oder religionslosen Charakter der öffentlichen Schulen, der Kirchhöfe, der Ehe und der übrigen Civilstandsrubriken im Detail nachweisen. Die Idealschule der Zukunft, in welcher die Religion nicht nur durch die unabhängige Moral zu ersetzen, sondern auch alle übrigen Lehrfächer von dem Einflusse des alten Dualismus befreit sein werden, ist als zweiter Hauptgegenstand auf die Tagesordnung des nächsten Congresses gesetzt, als erster „die Trennung von Staat und Kirche und die besten Mittel ihrer Bewerkstelligung". Den dritten Gegenstand der Debatte wird die Frage bilden: „Welches Licht verbreitet die moderne Wissenschaft über den Ursprung der religiösen Vorstellungen im Menschen?" Auch der nächste Congreß wird somit jedenfalls bemüht sein, das tadelnde Wort Karl Grüns in seiner Culturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts, Bd. 2, S. 435, nicht auf sich Anwendung finden zu lassen, das zunächst gegen die modernen Naturwissenschaftler gerichtete: „Die Neugier ertödtet zusehends die Wißbegier; das wenige Gewußte schwimmt auf einem See von Gleichgültigkeit; anstatt ethisch mitzuarbeiten am Besserwerden, ist man begierig zu sehen, wie das Ding werden wird."

E. Schläger.

Die politische Lage Oberalbaniens.

Von Spiridion Gopčević.

(Schluß.)

Die Liga, welche, wie schon erwähnt, im Sommer 1878 vom Vali Hussejn Pascha über Weisung der Pforte ins Leben gerufen wurde, ist keineswegs eine so furchtbare Macht, als dies den Anschein hat. Die Frechheit derselben allein war es, nebst den heuchlerischen Klagen der Pforte über ihre Ohn-

Digitized by Google

macht, welche Europa einen so hohen Begriff von dieser albanischen Conföderation beibrachten. Zunächst muß erwähnt werden, daß es eigentlich nicht weniger als drei Ligas in Albanien gibt, deren jede ihre eigene „Commission" (Comité) hat. Die älteste davon residirt in Prizren, die zweite hat ihren Sitz in Scutari, die dritte ist erst vor einigen Monaten in Argyrókastro gegründet worden. Letztere richtet sich lediglich gegen Griechenland, die erste gegen Serbien, Oestreich und Montenegro, insoweit nämlich letzteres auf Gusinje und Plava Anspruch erheben sollte. Vorderhand ist jedoch nur die Scutariner Liga beachtenswerth, da diese sich gegen die Abtretung jedweden Territoriums an Montenegro kehrt, wie denn auch die Flottendemonstration gegen sie gerichtet ist.

Die „Commission" besteht aus 12 mohamedanischen und 12 katholischen Mitgliedern, von denen ein Drittel den dirigirenden Ausschuß bildet. Ein Oberhaupt der Liga existirt nicht. Von den katholischen Mitgliedern sind blos drei: Muschani, Simanit, Suma, von den mohamedanischen Draguscha, Drischti, Schaban Bey, Hadschi Loheja, besonders aber der mit dictatorischen Gelüsten behaftete Daut Effendi erwähnenswerth. Alle Andern sind Nullen. Aber auch die erwähnten Persönlichkeiten würden in jedem andern Lande eine traurige Rolle spielen, denn sie sind ganz ungebildet und haben für Politik so viel Verständniß wie etwa ein östreichischer Bauer.

Die Geldmittel werden durch Contributionen aufgebracht, deren erste 280,000, die zweite 600,000 Piaster eintrug. Die Auslagen bestehen größtentheils in dem Sold und der Ration des Heeres, welches nun schon seit Mai unterhalten werden muß. Mit dem Eintreiben dieser Contributionen hatte es seine schwere Noth, denn Geiz und Habsucht bilden die hervorstechenden Charakterzüge der katholischen Scutarioten. Es mußte mit Erschießen und Verbrennen der Häuser gedroht werden, um die Contributionen flüssig zu machen. In der That wurde während meines Aufenthaltes der mohamedanische „Trim" (Held) Betschir Dschoscha (nach unsern Begriffen ein gemeiner Räuber) vor meinen Augen niedergemetzelt und das Hausthor des vornehmsten katholischen Banquiers Bianchi mit Petroleum angezündet. Auch in dem Dorfe Barbaluschi mußte man Häuser verbrennen, um das Geld hereinzubringen. Vor kurzem hat die Liga auch in ihrer Verzweiflung beschlossen, die Desetina einzuheben, doch protestirte der Vali dagegen, und ich weiß noch nicht, wie die Sache ausgegangen.

Als öffentliches Geheimniß galt es indeß schon damals, daß die fehlenden Gelder durch den Vali selbst geliefert wurden, wie es denn auch jetzt bekannt ist, daß Riza Pascha durch seine reichlichen Geldspenden gerade das Gegentheil von seiner Absicht erreicht hat. Er glaubte nämlich die Liga-Mitglieder durch Bestechung zu gewinnen, diese aber verwendeten das Geld nur zur Fortsetzung ihres Widerstandes.

Das Heer der Liga bestand in der ersten Zeit (Mai d. J.), als noch die Begeisterung frisch war, aus 11,000 Mann. Jetzt ist dessen Zahl auf höchstens 5000 herabgeschmolzen, denn viele Malissorenstämme (Klementi, Schalla, Schoschi ꝛc.), die Mirediten, Lescher ꝛc. haben sich von der Liga losgesagt, das lange nutzlose Lagerleben hat die Meisten gelangweilt, und so kann man annehmen, daß jetzt blos 3000—3500 Mann nach Dulcigno dirigirt wurden, ausschließlich Scutarioten, Bewohner des Bojana-Gebietes, der Ebene und Hülfstruppen der Prizrender Liga (300 Mann). Die Malissoren, welche an der Vertheidigung Dulcignos kein Interesse haben, sind alle in Tusi*) geblieben und haben sich nach der neuesten Nachricht meines dortigen Freundes ebenfalls von der Liga getrennt. Seitdem beschränkt sich die Macht derselben auf Scutari und die Ebene zwischen dem Drin und der Bojana, sowie das Gebiet zwischen diesem Flusse und der bisherigen montenegrinischen Grenze. Bemerkenswerth ist jedoch, daß die Bevölkerung des Bojana-Gebietes sich nur gezwungen der Liga angeschlossen hat, deren Terrorismus sie wich. Denn während meiner Abwesenheit machte sie kein Hehl daraus, daß ihr die montenegrinische Herrschaft immer noch lieber sei als die türkische.

Die Pforte hat gegenwärtig 5000 Mann in Scutari. Bei der notorischen Feigheit und Erbärmlichkeit der katholischen Bevölkerung und der Schwäche der mohamedanischen würde die gänzliche Unterdrückung der Liga wenig Schwierigkeiten bieten. Es liegt jedoch nicht im Interesse der verblendeten gegenwärtigen Machthaber am Goldenen Horn, in Albanien Ruhe zu schaffen; Europa muß wegen seiner Unerbittlichkeit die Hölle recht heiß gemacht werden, um ihm die Lust zu ferneren Interventionen zu nehmen. Die Pforte ist aber in dieser Beziehung sehr kurzsichtig, denn sie vergißt, daß das einmal geweckte nationale Selbstbewußtsein nicht so bald wieder einschlummert. Ich habe bei Zeichnung der verschiedenen politischen Parteien Albaniens gezeigt, daß nur eine unbedeutende Minderheit mit der türkischen Regierung sympathisirt. Auf meine Frage, weshalb die Liga nicht lieber daran denke, Albanien vom türkischen Joche zu befreien und ein selbstständiges Reich zu gründen, erhielt ich jedesmal die Antwort: Albanien fühle nicht so sehr die türkische Herrschaft, denn die Bergalbanesen seien ohnehin thatsächlich unabhängig, und was die Ebenen betreffe, so könnten die Mohamedaner auch keine größeren Vortheile erlangen als sie jetzt genössen, während die Katholiken kaum Hoffnung auf Besserung ihres Looses hätten, indem in einem souveränen Albanien sicherlich die überlegenen Mohamedaner die Suprematie ausüben würden. Was dies zu bedeuten habe, wisse man noch aus der Zeit, da Albanien unter den Buschatlijas ohnehin ein fast unabhängiges Reich gebildet. Damals sei es den Christen schlimmer ergangen als jetzt.

Was endlich eine fremde Annexion betrifft, so können dabei nur zwei Staaten in Betracht gezogen werden: Oestreich und Italien. Für erstere Macht waren allerdings früher nicht unbedeutende Sympathien vorhanden, aber das erbärmliche und ungeschickte Benehmen des Generalconsuls Lippich, dessen Persönlichkeit bei allen Albanesen in Mißachtung steht, da sie einen lächerlichen Eindruck macht, die Falschheit der Pfaffen (Weltpriester, Jesuiten und Franziskaner) und die östreichische Orientpolitik haben nicht verfehlt, die Sympathien für Oestreich stark abzukühlen. Heute ist es nur mehr ein verschwindender Procentsatz des Volkes, welcher für Annexion an Oestreich schwärmt.

Desto besser hat der italienische Consul Zerboni das Werk seiner Regierung befördert. Er steckt hinter der Liga, auf die er einen bedeutenden Einfluß ausübt, woran freilich seine reichlichen Geldspenden in nicht geringem Maße Schuld tragen mögen. Europa gegenüber ist dieses Doppelspiel Italiens perfid. Denn auf der einen Seite sendet es seine Panzerschiffe gegen Dulcigno, auf der andern hetzt es die Liga durch seinen Consul zu hartnäckigem Widerstande auf.

Man darf indeß nicht glauben, daß Italien deshalb Aussichten auf Annexion Oberalbaniens habe, denn die große Masse des Volkes würde derselben abgeneigt sein.

Fremdländische Annexion kann demnach nicht angerathen werden. Meiner Ansicht nach gäbe es nur ein einziges Mittel, Albanien für die Civilisation zu gewinnen. Dies wäre: Gründung eines souveränen Reiches unter einem fähigen europäischen Fürsten, der jedoch durch alle Mächte eingesetzt und auf seinem Throne festgehalten werden müßte. Alle Confessionen müssen natürlich gleichgestellt, eine den bisherigen Gesetzen nicht zu sehr widerstreitende Verfassung gegeben und gerechte Institutionen bezüglich Abgaben, Justiz und Handel eingeführt werden.

Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Beginne entgegenstellen würden; ich glaube auch nicht, daß mein Vorschlag zur Ausführung kommen wird, da schwerlich ein Fürst Lust hätte, sich dieser aufreibenden Civilisationsaufgabe zu unterziehen, und Kraft genug, ein so ungeberdiges

*) Dort befehligt der ehemalige Zaptjé-Oberst Hodo Bey, ein ganz unfähiger Einfaltspinsel.

Digitized by Google

Volk im Zaum zu halten. Ich habe eben nur die einzige Möglichkeit angedeutet, die Albanesen gegen ihren Willen der Cultur entgegenzuführen. An ihrem Widerstande wird für jetzt alles scheitern. Nach Zerfall des türkischen Reiches, der unmittelbar bevorsteht, werden wahrscheinlich die Albanesen ebenso viele Republiken und kleine Fürstenthümer bilden als es jetzt souveräne Stämme gibt. Vielleicht einigen sich auch alle zu einem Bundesstaat oder Staatenbund. Dann muß es der Zeit überlassen bleiben, die allmähliche Civilisation Albaniens zu vollenden. Bei der Schnelligkeit, mit welcher heute ihr Rad rollt, kann dieser Zeitpunkt noch vor Ablauf eines Jahrhunderts eintreten.

Literatur und Kunst.

Die größte Dichterin der rothen Erde.*)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wir haben hier nun endlich eine sorgfältige und correcte Gesammtausgabe der Werke der Freiin von Droste-Hülshoff. Der erste Theil enthält zunächst eine treffliche Biographie und Charakteristik der Dichterin von ihrem westfälischen Landsmann Levin Schücking, der ihr zu ihren Lebzeiten so nahe stand; und dann die „lyrischen Gedichte". Der zweite Theil bringt die erzählenden Gedichte: den tief ergreifenden Spiritus familiaris, das Hospiz auf dem großen Sanct Bernhard, des Arztes Vermächtniß und die Schlacht im Loener Bruch, sowie das epische Jugendgedicht „Walther"; weiter bringt er die Schriften in Prosa, unter welchen „Die Judenbuche", eine Art Dorfgeschichte aus dem westfälischen Gebirgsland, besonders hervorragt. Diese Erzählung hat in ihrer Einfachheit ein wahrhaft erhabenes tragisches Pathos. In ihr haben ein lebenswahrer Realismus und eine geisterhafte Sühne des Schicksals einander der Art durchdrungen, daß dieselbe auf Jeden einen überwältigenden Eindruck macht, welcher Eindruck desto mehr sich steigert, je mehr man durch wiederholtes Lesen sich in den Stand setzt, auch die hochpoetischen Einzelnheiten zu würdigen und zu bewundern. (Beiläufig bemerkt, kann Fräulein von Droste, was wir ihr nicht übel nehmen, kein Hebräisch; denn die hebräische Inschrift an der Buche ist nicht richtig geschrieben.)

Der dritte Theil enthält „Das geistliche Jahr" und die „Geistlichen Lieder", und zwar zum ersten Mal in correctem, mit wahrhaft kritisch-philologischer Sorgfalt revidirtem, wiederhergestelltem und gereinigtem Text. Herr Dr. Eschmann, ein junger Gelehrter und westfälischer Landsmann der Dichterin, hat sich dies Verdienst erworben, das kaum hoch genug veranschlagt werden kann, da die Verstorbene einen Theil des Manuscripts nur in schwer entzifferbarer Schrift hinterlassen.

So viel wir wissen, sind die „Gedichte" zum ersten Male vor mehr als vierzig Jahren in der Aschendorf'schen Buchhandlung in Münster erschienen. Damals war als Verfasserin „Annette Elisabeth v. D**** H****" bezeichnet. Heute sind es schon mehr als dreißig Jahre, daß die Dichterin in Meersburg am Bodensee begraben wurde auf jenem einsamen Kirchhof, wo auch ihr Schwager der Freiherr Joseph von Laßberg**), genannt Sepp von Eppishusen, und ihre Freundin, die in romantische Träume verlorene Amalie Hassenpflug (Schwester des weiland kurhessischen Ministers Hassenpflug, mit dem sie glücklicher Weise gar keine Aehnlichkeit hatte) in dem Laßberg'schen Erbbegräbniß mit einander vereint sind.

Von dem ersten Erscheinen an haben die Gedichte der Freiin von Droste eine stille, aber bewegte und begeisterte Gemeinde gefunden, und diese Gemeinde ist von Jahr zu Jahr gewachsen. In die Masse unserer Bevölkerung aber ist die Dichterin noch nicht gedrungen; es gibt sogar eine große Anzahl leidlich gebildeter bücherlesender Deutschen beiderlei Geschlechts, welche nichts von ihr wissen. Offen gestanden, glauben wir: dies gereicht der deutschen Nation durchaus nicht zur Ehre. Denn Annette von Droste gehört zu unseren hervorragendsten Dichtern; und was die Dichterinnen anlangt, so wissen wir keine, die ihr auch nur nahe kommt. Es gehört in der That keine Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß Annette von Droste noch gelesen werden wird, wenn alle jene Goldschnittsdichterlinge, welche sie jetzt in den Hintergrund drängen, längst „klanglos zum Orkus hinabgegangen".

Uebrigens ist die Kritik nicht Schuld daran, wenn die Dichterin noch nicht Gemeingut der Nation ist. Die angesehensten Kritiker haben sie gebührend gepriesen, und in den Lehr- und Handbüchern der Literaturgeschichte hat sie sich ihre Stelle erobert. Es lohnte daher wohl der Mühe, zu untersuchen, worin die Apathie des Publicums ihren Grund hat.

Wir finden diesen Grund darin, daß sie durch und durch Original ist, — ein Original voll specifischer Eigenthümlichkeit und blendender Neuheit des Charakters, der Denk-, Empfindungs- und Auffassungsweise, wie sich kaum ein zweites im deutschen Dichterwalde vorfindet. Aber gerade diese Eigenschaft, welche ihr den Weg erschwert, muß ihr den Erfolg garantiren.

Dem katholischen Adel Westfalens entsprungen, verleugnet sie in keiner Zeile ihren Stand, ihre Heimat, ihre Religion und ihre Rasse. Jenem Volksstamme angehörig, welchen Heinrich Heine einmal als sentimentale knorrige Eichen bezeichnet, ist sie katholisch ohne Frömmelei und Ultramontanismus; westfälisch, aber dabei gut und echt deutsch; voll ritterlicher Romantik und dabei doch voll feinen Sinnes für die streng bürgerlichen ethischen Seiten des Lebens. Sie sieht daneben, in Uebereinstimmung mit dem Volksglauben ihrer Heimat, in Moor, Haide und Wald allerlei Gespenster, — „arme Seelen, die umgehn müssen, weil sie noch nicht aus dem Fegefeuer erlöst sind", — sie wäre vielleicht sogar im Stande, für das ewige Seelenheil einer solchen Seele einen „Rosenkranz" zu beten (?); — aber wenn sie den Gegenstand poetisch darstellt, dann ist Haide und Wald und Moor und Ried ganz realistisch geschildert, und selbst das Gespenst wird so anschaulich gemacht, daß es uns fast so zu sagen körperlich nahe tritt.

Die Dichterin war, wie uns Levin Schücking erzählt, körperlich kurzsichtig. Poetisch ist sie es auch, jedoch in einem besonderen Sinne. In der Nähe sieht sie mit bewundernswürdigem Scharfblick. Die Realistik ihrer Schilderung wird von Niemand übertroffen. Was darüber hinausliegt, das ist jenen seltsamen Wesen überlassen, mit welchen die westfälische Phantasie die rothe Erde bevölkert. Da sitzt der Mann auf dem einsamen Waldsteg; er hat keinen Kopf, aber eine Geige, der er um Mitternacht die rührendsten Töne zu entlocken versteht. Dort ächzt es in der Dämmerung so kläglich aus dem Moore: das ist der „diebische Torfgräber". Und drüben streckt die „Sonntagsspinnerin" ihre blutigen Arme aus den Büschen. Jedes Schloß, ja beinahe jeder Bauernhof hat dort seine Hausgeister, die entweder entsetzlich groß und dünn sind und dann lange breitkrämpige Schlapphüte tragen, weshalb sie „Langhüte" genannt werden; oder sich in Gestalt kleiner alter runzeliger und verschrumpfter Männlein mit großen eisgrauen Bärten darstellen, die altmodische Kleider tragen und ein aufgekrämptes Dreimasterchen auf dem Kopfe haben, weshalb sie „Timphüte" genannt werden. Man darf diese Hausgeister nicht stören; auch geben sie, als harmlose und hülfreiche Geschöpfe Gottes, dazu keinen Anlaß. Beleidigt man sie aber, dann gehen sie ein Haus weiter. Ihr Verschwinden bedeutet Unheil. Das

*) Annette, Freiin von Droste-Hülshoff, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Levin Schücking. Drei Theile. Stuttgart 1879, Cotta.

**) Ein Lebensbild dieses hochverdienten Mannes, wahrscheinlich von Schücking, und ein gutes Porträt enthält die „Gartenlaube" von 1868. — Die „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung" Heft 9 (Lindau 1878) enthalten „Worte des Andenkens bei der Gedächtnißfeier des sel. Freiherrn Joseph v. Laßberg", von A. Naeff, Raths-Präsidenten in St. Gallen.

Digitized by Google

Haus brennt ab; der Hausherr stirbt; die Familie verarmt, oder stirbt aus, oder sonst etwas dergleichen.

Und dann ist Westfalen das Land des „Vorgesichtes", jenes Vermögens, künftige Dinge und namentlich ein herannahendes Verhängniß, mit leiblichen Augen oder Ohren voraus zu erkennen, welches Vermögen unseres Wissens außerdem nur noch in den schottischen Hochlanden vorkommt und dort unter dem Namen des „Second sight", des zweiten Gesichtes, bekannt ist. Den „Spökenkieker" der rothen Erde schildert uns die Dichterin in der prachtvollen Ballade „Vorgeschichte" (muß es nicht „Vorgesichte" heißen?) in folgenden Strophen:

„Kennst Du die Blassen im Haideland
Mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
Oh, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht!

Oh Fluch der Haide, gleich Ahasver,
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seelen Schleußen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählich steigende Bild."

Der Vorschauer, auch Vorgucker, Vorkieker oder Spökenkieker genannt, ist in allem Uebrigen ebenfalls ein streng realistischer Westfale, der den Tag über ordnungsmäßig seine Arbeit verrichtet hat; in der Nacht aber, wenn ihm der Mond in das Fenster scheint, wird er von der magischen Gewalt ergriffen, die den Widerstrebenden in das Freie treibt; und da sieht er dann, nicht im Schlaf, nicht in der Ekstase, sondern mit wachen, offenen, scharf blickenden Augen die Ereignisse der Zukunft, ja sogar einer noch weit entfernt liegenden Zukunft. Zur Zeit z. B., da Napoleon I. noch als Schuljunge mit glühenden Augen seinen Julius Cäsar las, erblickte der westfälische Hirte schon Schaaren von „silbernen Reitern" mit langhin wallenden großen, schwarzen Pferdeschweifen auf den im Mondlicht glitzernden Helmen, er sah sie über die Haide hinreiten und hörte Commandoworte in einer ihm fremden Sprache, die er im Gedächtniß behielt und die, wie sich später erwies, die der napoleonischen Kürassiergeschwader waren. Zur Zeit, als Napoleon und Alexander I. von Rußland einander ewige Freundschaft schworen, da sah der Spökenkieker schon jene silbernen Reiter gejagt von anderen, kleinen, ruppig aussehenden Reitern, welche auf Pferden, „so groß wie die Katzen", über Hecke und Kämpe, Zäune und Wälle hinflogen, in der Hand eine lange Bohnenstange mit im Mondlicht blinkender eiserner Spitze. Ein alter Edelmann hat das Alles seiner Zeit aufgeschrieben nach den Erzählungen seines Schäfers. Weder der Herr noch der Knecht haben die vorhergesehenen Ereignisse erlebt, aber die Aufzeichnungen stimmten.

Der Spökenkieker sieht auch Privatereignisse vorher: Brände und Begräbnisse, Unglücksfälle und Verbrechen. Und was er nicht sieht, das hört er, und zwar ebenfalls nicht im Traum, sondern im Wachen. Er hört im Voraus den Hülferuf des Verunglückten; das Pochen der Nachbarn, welche Beistand begehren; das Zunageln des Sargdeckels; das Rollen des Leichenwagens; das Wirbeln der Trommeln und den gleichmäßig dröhnenden Tritt der marschirenden Bataillone.

Alles das ist kein Dunst und kein Gewirre; es sind nicht ossianische Nebelgestalten. Und wie der Spökenkieker, ich möchte sagen: mit nüchternem Blick sieht, so schildert auch unsere Dichterin mit plastischer Anschaulichkeit und mit realistischer Treue. Sie überwindet damit alle conventionellen Vorurtheile und bahnt völlig neue Wege.

Das Verenden eines Pferdes, — ist das poetisch? Und gar ein Gegenstand der Schilderung für eine vornehme Dame? Schickt es sich für diese, einen Roßtäuscher und seinen krepirenden Karrengaul zu besingen? Annette v. Droste giebt darauf Antwort mit folgenden Strophen:

„Der Täuscher kniet am Pflastergrund,
Er streicht des Rosses heiße Flanken;
Von des Gebälkes Sparren läßt
Die Leuchte ihren Schatten wanken.
Bei Gott, es lebt. Im Aug ein Blitz!
Es schaudert, zittert, hüben, drüben,
Dann streckt es sich. Die Nüstern stehen
Vom wilden Schreien aufgetrieben.
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.

Der Täuscher kniet und streichelt fort;
Nicht trauen will er seinem Auge;
Und schwellend in die Wimper steigt
Der Mannesthräne bittre Lauge.
Sacht langt die Decke er herbei
Und schlägt sie um des Thieres Weichen.
Dann läßt er der Laterne Schein
Ob den gespannten Sehnen streichen..
Es ist vorbei: kein Odemhauch!
Und schon verschwimmt der Flanken Rauch."

Diese seltene Kraft der anschaulichen und ergreifenden Schilderung aber ist wieder gepaart mit all dem geisterhaften Leben und Weben, dessen wir oben gedachten, und mit einer eigenthümlichen und volksthümlichen Welt- und Lebensanschauung, welche zum höchsten geistigen Gehalte potenzirt ist.

Die Dichterin hat die letzte Zeit ihres Lebens, wie schon gesagt, auf Schloß Meersburg am Bodensee zugebracht, in jener alten Burg mit den mächtigen Thürmen und Mauern, wovon der Schweizer Chronist schreibt:

„Meerspurgk ist gar ein alter fester Platz, das Schloß von König Dagobert aufgethürmt, auch zu einer Schiffs-Lände gegen Constanz geordnet."

Und wenn es ihr in dem alten Steinhaufen zu finster und zu kalt wurde, dann zog sie hinaus nach dem, östlich der Stadt, gar frohmüthig und sonnenhaft, auf der Spitze eines sich sanft nach dem Seespiegel abdachenden Weinbergs gelegenen „Fürstenhäuschen", vormals eine kleine Vigna oder Villeggiatura der Fürstbischöfe von Constanz, in der sie sich häuslich eingerichtet hatte. Von hier übersah sie das prachtvolle „schwäbische Meer", die liebliche Mainau, das thurmreiche Constanz, das reizende Thurgau und die imposante Alpstein-Gruppe mit ihrem mächtigen, Alles beherrschenden Haupte, dem Säntis, dem sie eins ihrer schönsten Gedichte gewidmet.

An dieses herrliche Schauspiel und an das immergrüne starke und doch gemüthvolle Westfalen mit seinen smaragdenen Wiesen und unvergänglichen Eichenkampen muß man denken, wenn man diese Gedichte liest. Oder vielmehr man wird unwillkürlich an das Alles erinnert.

Das also und nur das ist die „Dichterschule", in welcher Annette von Droste aufgewachsen; und deshalb hat sie ganz und gar keine Aehnlichkeit mit jenen zahlreichen Poeten, welche arm sind an Stoff und reich an Worten einer „gebildeten Sprache, die für sich dichtet und denkt". Es gibt selbst heute noch Maler, welche erst in reiferen Jahren gleichsam „das Oelmalen für sich neu erfunden". Ich nenne Defregger und den leider so früh gestorbenen Teutwart Schmidtson. Aehnlich ist die Droste eine poetische Autodidaktin. Und deshalb hat sie denn auch so viel Lokalfarbe. Bei dem Wein nennt man es Bodengeschmack. Bei schlechten Weinen ist der Erdgeschmack unausstehlich; bei guten wird er auf das Höchste geschätzt, selbst dann, wenn er, wie bei dem echten Tokajer, an Commißbrot erinnert. Während die französischen Dichter alle in Paris wurzeln, haben die deutschen fast alle jenen Lokalgeschmack. Gutzkow schmeckt nach Berlin, seinem Geburtsort, den er nicht liebte und doch nicht lassen konnte; Wilibald Alexis nach der Mark, der Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches. Spielhagen schmeckt nach der Ostsee, ihren monumentalen Städten, ihren Inseln und ihren heiligen Hainen. Freytag schmeckt nach Schlesien und

Digitized by Google

Posen, Auerbach nach dem Schwarzwald, Fritz Reuter nach Mecklenburg, Eichrodt nach „Rheinschwaben", Otto Ludwig nach Thüringen, Immermann nach Westfalen, v. Scheffel nach dem Lande der Alemannen, Gotthelf nach der Schweiz, Melchior Meyr nach dem Ries, W. H. Riehl nach dem Lande der rheinischen Franken.

Und dagegen ist nichts einzuwenden. Denn, wie gesagt, bei den großen und guten Weinen ist der Lokalgeschmack zugleich eine Empfehlung, ein Ursprungszeugniß und eine Bürgschaft der Echtheit. Und vielleicht ist es auch so bei den Dichtern. Wenigstens lohnt es sich der Mühe, einmal hierüber nachzudenken.

Wir haben im Obigen die Gründe angedeutet, aus welchen es den Dichtungen der Freiin Annette von Droste schwer wird, die Gunst des Publicums zu erobern. Aber wenn dazu auch etwas mehr Zeit erfordert wird, der Erfolg ist ihr sicher.

Denn wie Ferdinand Freiligrath der größte Dichter, so ist Annette Droste-Hülshoff die größte Dichterin der rothen Erde.

Schreibt ja doch Freiligrath selbst am 22. Februar 1842, nachdem er ihr Gedicht „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln" (Gesammelte Schriften Band I, Seite 266) gelesen:

„Ihre Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr", ist superbe. Das muß wahr sein! Und wenn Ihre Meersburger Lieder eben so schön sind, so werf' ich vor Freuden mein Barett an die Decke!"

Johann Sebastian Bach.*)

Immer weiter und weiter wälzen sich, durch neue Zuflüsse verschiedenster Art beständig geschwellt, die Fluthen der Tonkunst dahin, auf ihrer Oberfläche und an den Ufern unstreitig mancherlei Leben und Regsamkeit erzeugend. Viele erfreuen sich dieses Wachsthums und lassen sich gern von den Wellen forttragen, die ja, nach ihrer Meinung, nur dem „Fortschritt" zueilen und ihm dienen. Andere wieder finden, trotz der Wassermasse sei der Strom nicht tiefer geworden, sondern nur breiter, die Ufer flach, das Wasser allzu trübe und schlammig, und wohin der weitere Lauf führe, sei ungewiß — die Sache mache schon jetzt den Eindruck, als ob bedeutende Kataraкte sehr nahe sein müßten. Nachdem die Beobachter letzterer Art daher eine Zeit lang mit dem Strome geschwommen oder doch ihm theilnehmend gefolgt waren, verspüren sie kein sonderliches Ergötzen mehr daran, und ziehen wohl, wenn sie unabhängig sind, mit Sack und Pack wieder stromaufwärts, um sich näher dem Ursprung anzusiedeln, wo Luft und Wasser reiner, die ganze Natur kräftiger, sicherer Genuß jeden Augenblick gewährt ist. Zu solcher Rückkehr ladet auch der Rückblick dringend genug ein; denn merkwürdig ist es: so weit unser Strom seine Gewässer auch schon fortgewälzt hat, immer noch schaut das erhabene Gebirge, dem er entsprungen, majestätisch hernieder, immer klarer und anziehender sondern sich seine einzelnen Züge und Gipfel von einander ab.

Einer dieser Gipfel, die trotz aller Entfernung, bei den vielen, eigentlich wenig vorwärts bringenden Windungen des Stroms, durchaus nicht verschwinden wollen, heißt Johann Sebastian Bach!

Während nämlich (um endlich von dem gewählten Bilde zur concreten Wirklichkeit überzugehen) der Geschmack des Publicums, besonders der Oper, immer mehr verwildert, bewahren gleichzeitig die großen Bach-Aufführungen stets ihre Anziehungskraft und volle Wirkung. So groß ist die Kraft und Gewalt Bach'scher Musik, daß nach nun 150 Jahren, in welchen doch Alles sich total geändert hat, sie trotz mancher Herbigkeit im Einzelnen, trotz himmelweit von der Gegenwart entfernter Tendenz und Ausdrucksweise, doch allgemein empfunden und gewürdigt wird.

Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn für Bach noch jetzt das biographische Interesse nicht allein rege bleibt, wenn vielmehr jetzt erst mit rechter Gründlichkeit die Frage behandelt wird: aus welchen Elementen und unter welchen Einwirkungen ein solcher Kunstriese entstehen und sich entwickeln konnte. Versuche dazu waren bisher kaum gemacht — es gehörte eben ein, man möchte sagen dafür prädestinirter Mann dazu, um einen solchen Versuch ernstlich zu wagen und glücklich durchzuführen; und dieser fand sich in Philipp Spitta, bei dem Musikverstand mit culturhistorischer Kenntniß, ästhetisches Urtheil mit ausgeprägt historischem Sinn, philologische Genauigkeit der Untersuchung mit beneidenswerther Leichtigkeit stilistischer Darstellung verbunden sind. Und es liegt nun glücklicherweise auch ein fertiges Werk vor, während so manche Biographien anderer Tonmeister, deren erste Bände schon in den fünfziger und sechziger Jahren erschienen, noch jetzt nicht fertig sind, zum Theil sogar keine Hoffnung geben, jemals fertig zu werden.

Ein solch gelehrtes und voluminöses Werk wie das Spitta'sche ist nun freilich nicht für die Masse des Volkes, nicht einmal für das Gros der Musiker geschrieben; sein Leserkreis wird ein beschränkter sein und bleiben; wir geben uns auch nicht der Hoffnung hin, ihm durch gegenwärtiges Referat viele Leser zuzuführen — nach dieser Seite würden die Fachblätter mit mehr Erfolg thätig sein können. Aber es muß bei jedem Gebildeten, namentlich deutscher Nation, ein gewisses allgemeines Interesse an dem Gegenstande des Buches vorausgesetzt werden; ist doch in dem Namen Bach ein gut Theil deutscher Kunst eingeschlossen, und dürfen wir wohl auf einen so hohen Repräsentanten unserer künstlerischen Eigenart mit einigem Stolz hinblicken. Jenem allgemeinen Interesse der gebildeten Welt möchten gegenwärtige Zeilen dienen, indem sie gleichsam die Quintessenz des Spitta'schen Buches dem Leserkreise der „Gegenwart" zu vermitteln suchen.

Bachs Stellung in der Musik ist besonders nach zwei Seiten hin markirt: nach Seite der Ausbildung einer neuartigen und zugleich künstlerisch vollendeten evangelischen Kunst-Kirchenmusik, und nach Seite des Aufschwungs und der Förderung, welche Bach der Instrumentalmusik verlieh. Das Erstere war eigentlich von Jugend auf sein Lieblingsziel; allein dazu bedurfte er einerseits großer Vorarbeiten, andererseits konnte sich ein so umfassender Geist wie der Bach'sche mit der Ausbildung einer Kunstgattung nicht begnügen, er mußte nach und nach alle Gebiete der Tonkunst, soweit sie in irgend einem Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande seiner Bestrebung standen, in das Bereich seiner gestaltenden Thätigkeit ziehen. Am fernsten blieb er der eigentlichen Oper, weil diese meist nur an verschwenderischen Höfen blühte, mit welchen Bach nicht in nähere Berührung kam — das Treiben der Hamburger Oper flößte ihm wenig Lust ein, sich und seine Kunst in den Dienst dieser Gattung zu stellen. Wohl aber nahm Bach die in der Oper aufgekommenen oder benützten Formen (Arie, Recitativ, Madrigal oder lyrischer Chorgesang) in die Kirchenmusik herüber, nicht um die Kirchenmusik „gefälliger" zu machen, wie seine Collegen es thaten, sondern um allen Anforderungen, die man an größere Tonwerke stellen konnte, zu genügen. Er durchtränkte aber diese Formen mit einem Geiste, der streng innerhalb der kirchlichen Anschauung blieb, oder mit Spitta zu sprechen: er machte „das Fremdartige der theatralischen Musik kirchlich durch Auflösung in den Orgelstil" — und so gelang es ihm, durch hehre Kunstwerke die Bedenken factisch zu beseitigen, welche schon damals, besonders gegen die Einführung der Arie, geltend gemacht wurden. Jene Anforderungen waren von selbst gegeben durch die Stellung, welche die reformirte Kirche der katholischen gegenüber einnahm. Diese letztere hatte in ihren Meß- und Requiemtexten allerdings eine fest normirte Grundlage für die größeren Formen der Kirchenmusik, eine Grundlage, welche ihr sogar den äußeren Vortheil verschaffte, aus ihrer Stellung keinen Schritt herausgehen zu müssen. Allein die protestantische Kirche, die sich die Aufgabe gestellt hatte, mit ihrem Geiste Alles inner-

*) Johann Sebastian Bach, von Philipp Spitta. Erster Band 1873, 855 S., zweiter Band 1880, 1014 S. — Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

lich zu durchdringen, konnte sich mit einer solchen Art von chinesischer Mauer nicht umgeben, sie bedurfte für den neuen Geist neuer Formen, daher für ihre Kirchenmusik auch neuer Texte, von jeder Art geistig-poetischen Inhalts, folglich auch einer neuen musikalischen Behandlung. Man begreift die historische Nothwendigkeit und Rechtfertigung dieses Vorganges am besten, wenn man bedenkt, daß die katholische Kirchenmusik, trotzdem daß sie Arie und Recitativ niemals zuließ, entweder der Verweltlichung noch mehr verfiel als die protestantische, oder daß sie schließlich einem schrankenlosen Subjectivismus Thür und Thor öffnete, der mit dem starren Formalismus der festgehaltenen Kirchentexte in schroffstem Widerspruch steht. — Auf diese Weise, unterstützt durch übereinstimmende Bestrebungen Anderer, zunächst durch die Cantatendichtungen eines gewissen Erdmann-Neumeister, der ganze Jahrgänge solcher veröffentlicht hatte, konnte Bach seine Aufgabe: für die protestantische Kirche eine ideale Kirchenmusik herzustellen, lösen. Wir aber stehen jetzt nicht allein bewundernd, sondern auch besser begreifend vor der Thatsache einer großartigen Neuschöpfung: den circa 300 Bach'schen Cantaten und deren Gipfeln: den Passionen.

Spitta widmet natürlich dieser ganzen Angelegenheit eine ausführliche, denkbar eingehendste Behandlung; und sie verdient es auch wegen ihrer eminent culturhistorischen Wichtigkeit. Deshalb wird dieser Theil des Werkes (in welchem auch der damals entbrannte Streit zwischen Orthodoxie und Pietismus berührt und Bachs Verhältniß zu dieser Streitfrage ins Klare gebracht ist) auch von Solchen mit großem Interesse gelesen werden, die dem Musikalischen ferner stehen.

Für den eigentlichen Musiker, wofern ihn die wissenschaftliche Seite seiner Kunst interessirt, wird vielleicht von größerer Anziehung sein, was Spitta mit großem Scharfblick und dem rechten Kennerauge über die innere musikalische Entwicklung Bachs erforscht hat und vorbringt. Es klingt zwar wie ein Gemeinplatz, wenn gesagt wird, Bach sei ebenso wenig wie andere Künstler von Anfang an fertig gewesen, auch nicht wie Minerva aus dem Haupte Jupiters entsprungen. Aber, die Hand aufs Herz, meine Herren Collegen unter den Musikern! wie viel haben wir denn gewußt oder genau gekannt von Bachs Vorgängern und Vorbildern, von seinem Zusammenhang mit denselben und seinen deutschen Zeitgenossen (Händel ausgenommen)? — Spitta scheint gerade hierin die umfassendsten Studien gemacht zu haben, und es gebührt ihm die Anerkennung: ein großes, bisher sehr dunkles Gebiet mit scharfen Streiflichtern, nach Umständen durch helles Tageslicht beleuchtet zu haben. Das Resultat aber ist: Bach hat zuerst gelernt, nachgeahmt und nachgebildet. Wie jedem Künstler, der eine Ahnung hat, was „Kunst" bedeutet, war es ihm zunächst hauptsächlich darum zu thun, sich die Form zu unterwerfen, die gangbaren Formen ebenso sicher, oder noch vollkommener, zu handhaben als die bisherigen Meister. Vor Allem mußte die Selbstkritik geschärft werden, damit dem Ideal der Vollendung immer näher zu kommen sei. Die volle Individualität, specielle Ansichten und Absichten zum Ausdruck zu bringen, konnte einer reiferen Zeit vorbehalten bleiben. Spitta weist an schlagenden Beispielen und durch tiefgehende Untersuchungen nach, welche Meister Bach zu gewissen Zeiten am meisten studirt, nachgeahmt oder umgebildet hat, so zwar, daß Stellen in seinen Werken, oder ganze Stücke, die dem Musiker „unbachisch" vorkommen, sich nun als ganz bestimmte Einflüsse dieses oder jenes Meisters herausstellen, das betreffende Werk aber danach als einer ziemlich genau zu bestimmenden Periode seiner Lernzeit angehörig betrachtet werden kann. Und das ist für die Musiker sehr wichtig, denn bei Bach kommen uns nicht wie bei Mozart und Beethoven Opuszahlen, oder eigenhändig geschriebene Kataloge, oder von fremder Hand angefertigte Chronologien zu Hülfe; man ist bei ihm rein auf Unterscheidungen von innen heraus angewiesen, und diese sind schwierig. Es ist Spitta auf obigem Wege möglich geworden, mit ziemlicher Genauigkeit auch anzugeben, zu welcher Zeit, an welchem Ort, unter welchen besonderen Verhältnissen die verschiedenen Werke geschrieben sind, was für ihre Beurtheilung erst den rechten Maßstab gibt.

Die größten oder umfangreichsten Productionen Bachs auf dem Gebiete der Kirchenmusik sind bekanntlich die zwei Passionen nach Johannes und Matthäus (geschrieben scheint aber Bach nach Spittas Darstellung wirklich fünf zu haben — zwei sind verloren gegangen), die Hmoll-Messe und das sogenannte Weihnachtsoratorium. Sehr willkommen ist Alles, was Spitta über die Chronologie besonders dieser Werke aufstellt, es sind damit viele Zweifel gelöst, manche Streitfragen erledigt worden. So wissen wir jetzt, daß die Johannespassion ein früheres Produkt ist als die Matthäuspassion, und auch ein — weniger vollkommenes oder schönes. In erfreulicher Weise verfällt nämlich Spitta nicht in den Fehler mancher Biographen, schwächere Produkte eines großen Meisters als unverstandene, höchst bedeutende hinzustellen, indem sie Schönheiten und Intentionen hineingeheimnissen, die anderen Sterblichen nicht aufgehen wollen. Spitta sagt (II, S. 356): „Unter den vier evangelischen Berichten über Christi Leiden und Tod ist derjenige des Johannes der am wenigsten ausführliche und lebendige. Eine Reihe von bedeutsamen Momenten ist mit Stillschweigen übergangen ..... Bach empfand dies sehr wohl als einen Mangel .... im Großen und Ganzen konnte er die Dürftigkeit des Berichts nicht heben. Es muß auch dieser Umstand in Betracht gezogen werden, um die Thatsache zu erklären, daß die Johannespassion an Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit so fühlbar hinter der Passion nach Matthäus zurücksteht ..... Als Ganzes hat sie etwas Trüb-einförmiges und nahezu Verschwommenes." — Natürlich hebt Spitta die großartigen musikalischen Schönheiten, die gleichwohl auch in diesem Werke enthalten sind, gebührend hervor und behält nur eben den Sinn offen für Schwächen des Ganzen, die freilich Bach selbst nicht einmal verschuldet hat.

Wie schon bemerkt, ist Bachs andere Bedeutung die des Instrumentalcomponisten, wozu hier auch seine große Bethätigung als Tonsetzer für die Orgel gerechnet werden kann, obwohl diese Seite seines Schaffens zum Theil auch der „Kirchenmusik" angehört. Seine Hauptwerke für Instrumente sind für Clavier, Orgel und Violine geschrieben, doch spielen auch andere Instrumente keine geringe Rolle und werden von ihm nicht allein für das Orchester, sondern auch für Kammermusik verwendet. Merkwürdig ist die große Kenntniß der Leistungsfähigkeit dieser Instrumente, welche Bach in Bezug auf deren Behandlung besaß. Er fordert von jedem das Höchste und Größte, kennt aber auch genau die Grenze, über die er nicht gehen durfte, ohne in das Gebiet des Unmöglichen oder Unschönen zu gerathen. Diese Kenntniß ist um so auffallender, als Bach bisher doch eigentlich nur als Orgel- und Claviervirtuose bekannt war. Freilich war er von Jugend auf auch Violinspieler und als solcher sogar eine Zeit lang angestellt; doch dürfte diese Stellung ihn nicht gerade veranlaßt haben, sich so weit in die Technik des Violinspiels zu vertiefen, als dies nach seinen Violincompositionen factisch geschehen sein muß.

Die größte Wirkung hat Bach jedenfalls erzielt durch seine Claviercompositionen. Dieselben haben nicht nur auf die späteren Tonsetzer mächtig gewirkt, sondern sind noch heute jedes guten Clavierspielers höchster Schatz, fast unerschöpflicher Genuß und beständiges Uebungsobject. Man wußte schon vor Spitta, daß von den Hauptwerken: dem wohltemperirten Clavier, den französischen und englischen Suiten, der Kunst der Fuge ꝛc., einige in Cöthen, andere in Leipzig geschrieben sind; aber durch Spitta erfahren wir erst Genaueres über so manches einzelne Stück daraus, und die Musiker haben ihm für viele werthvolle Aufschlüsse ernstlichst zu danken.

Einige Worte über Bachs Leben mögen uns hier noch vergönnt sein. Bach hat nicht wie Händel große Reisen ins Ausland gemacht; aber innerhalb seines Vaterlandes bezeigt er eine große Wanderlust, er wechselt seine Stellungen häufiger als man dem sonst so ruhig und bedächtig scheinenden Manne hätte zutrauen mögen; meistens aber ist die Energie, mit welcher er neue Aufgaben zu lösen, oder bisherige Aufgaben besser zu lösen unternahm, Ursache seines Wandertriebes. Schon im Alter von fünfzehn Jahren verläßt Bach das Haus seines älteren

Digitized by Google

Bruders (der ihn nach dem Tode der Eltern zu sich genommen) in Ohrdruf, an welchem Ort „für ihn nichts mehr zu gewinnen" war, und wandert nach Lüneburg, um sich dort als „Discantist" im Gymnasium aufnehmen zu lassen. Er fand dort freilich auch musikalisch mehr zu thun als „Discant zu singen". Aber von Lüneburg war nicht allzu weit nach Hamburg und Celle, und Bach benutzt diese Nähe zu häufigen Ausflügen dorthin, um die berühmten Organisten Reinken und Böhm und (in Celle) die „französische Musik" des Herzogs Georg Wilhelm zu hören. Nach drei Jahren nimmt Bach eine Anstellung als Violinist in Weimar, und im selben Jahre eine solche als Organist in Arnstadt an. Dort reizt ihn der Ruf Buxtehudes in Lübeck gewaltig, und er pilgert (natürlich alles zu Fuß!) mit vierwöchentlichem Urlaub dahin. Es muß ihm in Lübeck musikalisch gar zu wohl geworden sein, denn er vergißt beinahe seine Arnstädter Pflichten und überschreitet den Urlaub um volle zwölf Wochen. Nach Hause zurückgekehrt, überwirft er sich mit seinem liederlichen Schülerchor und mit seinem etwas engherzigen Consistorium, mag nicht in Arnstadt bleiben, verheirathet sich und nimmt, nach vierjährigem Aufenthalte daselbst, eine Organistenstellung in Mühlhausen an, um ein Jahr später wieder nach Weimar (diesmal aber als Hoforganist und Kammermusikus — später Concertmeister) zurückzukehren. In dieser für Bachs Entwicklung sehr günstigen Stellung, welche als die „goldene Zeit seiner Orgelkunst" bezeichnet wird, verbleibt er neun Jahre, nimmt dann eine Stellung als Kapellmeister des Fürsten Leopold in Cöthen an, in welcher er sechs Jahre aushält, und kommt endlich als Cantor der längst berühmten Thomasschule und als Musikdirector nach Leipzig, wo er bis zu seinem Tode (siebenundzwanzig Jahre) verbleibt.

Faßt man das ganze Künstlerleben und Streben Bachs zusammen, so muß man sagen, daß es kaum je einen Künstler gegeben hat von solcher unablässigen Schaffensfreudigkeit, die freilich auf einer sehr ungewöhnlichen Productionskraft beruhte. Der Werth seiner Werke liegt in der Reichhaltigkeit, Schönheit und künstlerischen Vollendung derselben, welche allen Geschmacksveränderungen Trotz bieten und ihnen den Charakter der Unverwüstlichkeit verleihen. Wenn es auch scheinen mag, als sei Bach (in seinen kirchlichen Werken) gar zu eng mit einer religiösen Confession verbunden, so zeigt doch die genaue Untersuchung seiner Kunst und die praktische Erfahrung, daß darin keinerlei Beschränktheit liegt, daß Bachs Kunst der allgemeinen Wahrheit, der universellen Elemente so viele besitzt als die irgend eines anderen Künstlers, daß sie auf jeden gebildeten, künstlerisch receptiven Menschen wirkt, sei er nach äußerem Bekenntniß, oder in Folge von Geburt und Erziehung, Protestant oder Katholik oder Jude. Wenn einst alle Confessionsunterschiede schwinden und eine allgemeine Religion an Stelle der Hunderte von Secten treten sollte, in die sich jetzt alle Religionen spalten — was freilich noch lange eine Utopie bleiben dürfte —, so wird doch die Kunst, und so werden die großen Künstler, die in ihren Werken das allgemein Menschliche zum Ausdruck zu bringen verstanden, dadurch nicht beseitigt, vielmehr wahrscheinlich erst recht verstanden werden: die Kunst ist universell, der Glaube individuell.

Spittas Werk, um noch einmal darauf zurückzukommen, zerfällt in zwei Bände und sechs Bücher. Der erste Band enthält in vier Büchern die Geschichte der Ahnen oder Vorfahren Bachs, über die auch viel Werthvolles geboten ist, die Geschichte der Kindheit und Ausbildungsjahre, des ersten Jahrzehnts der Meisterschaft und die Cöthener Zeit; der zweite Band in zwei Büchern die Leipziger Zeit. Diese Eintheilung ist gewiß gut und im Einzelnen richtig — nur hätte vielleicht das Ganze in mehr als zwei Bänden erscheinen können. Ein Band von über 800 Seiten mit einem Gewicht von circa drei Pfund hat immer etwas Unbehagliches, es ist schlechterdings unmöglich, ein solches Monstrum längere Zeit in der Hand zu halten. Zu empfehlen wäre daher für spätere Auflagen eine Eintheilung in etwa vier Bände, die sich Referent durch den Buchbinder bereits hat herstellen lassen — freilich mit dem Nachtheil sehr unbequemen Nachschlagens aus dem in die zwei Originalbände vertheilten Inhaltsverzeichniß. — Uebrigens verdient die Verlagshandlung für die Uebernahme und ebenso solide als schöne Herstellung eines so überaus wichtigen Werkes den vollen Dank aller Kunstfreunde.

S. Bagge.

Ein französisches Buchdrama.

L'hospitalière par Ferdinand Fabre.
Paris 1880, G. Charpentier.

Buchdramen wie Renans „Caliban" und das vorliegende von Ferdinand Fabre gehören bei den eminent praktischen Franzosen zu den Seltenheiten. Allem Anschein nach ist „L'hospitalière" ein solches Buchdrama wider Willen. Der Autor hat, wie er es in der Vorrede mit deutlichen Worten ausspricht, an eine Aufführung gedacht; und sein neustes Werk enthält auch nichts, was aus technischen Gründen der Bühnendarstellung absolut entgegenstrebte. Gleichwohl ist es sehr erklärlich, daß die Directoren des Théâtre français und des Odéon, an die sich der Dichter gewandt hatte, trotz der großen Vorzüge, die sie in diesem Werke unbedingt erkannt haben werden, sich für die Aufführung nicht haben aussprechen mögen. Denn es ermangelt durchaus jener Eigenschaften, die den bühnenkundigen Leitern einen Erfolg in Aussicht stellen. Es bewegt sich nicht auf dem Boden, auf welchem dem modernen französischen Dramatiker der Lorbeer winkt; es beschreitet ein Gebiet, das überhaupt von der großen Heerstraße abseits liegt, und das von den französischen Dramatikern seit geraumer Zeit gar nicht mehr betreten worden ist. „L'hospitalière" steht mit einem Worte außer allem Zusammenhange mit der dramatischen Production, die für das moderne Frankreich typisch geworden ist. Für den Verfasser scheinen die Augier, Dumas, Sardou u. s. w. gar nicht vorhanden zu sein. Gerade deshalb erscheint uns diese französische Dichtung eigenthümlich und interessant.

Es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn dieses Drama bei deutschen Lesern mehr Anklang fände als bei den Landsleuten des Verfassers. Ja, ich halte die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß ein unternehmungslustiger deutscher Director mit diesem eigenthümlichen Stücke die Aufführung wagt; und wenn sich ein energisches, ein Ferdinand Fabre verwandtes Talent — ich denke zunächst an Ludwig Anzengruber — der Bearbeitung unterziehen wollte, so würde ein solcher Versuch vielleicht sogar lohnend und mit Erfolg gemacht werden.

Ferdinand Fabre ist wie man weiß, einer der begabtesten und originellsten Romandichter Frankreichs. Mit seinen Hauptwerken: „Les Courbezon", „Barnabé" und namentlich „l'abbé Tigrane" — dieses letztere Werk ist sehr eingehend in der „Gegenwart" besprochen worden — hat sich Fabre unter den modernen epischen Dichtern seiner Heimat eine erste Stellung erworben.

Ist diesen Werken von Seiten des großen Publicums auch nicht annähernd ein so geräuschvoller Erfolg bereitet worden, wie etwa den Sensationsromanen von den Gebrüdern Goncourt, von Daudet und Zola, so ist deren literarischer Erfolg doch ein vollständiger gewesen. Selbst der ungestüme Heißsporn der Naturalisten, Zola, der bekanntlich mit seinen Mitstrebern im modernen Romane sehr streng ins Gericht gegangen ist, hat nicht umhin gekonnt, von Ferdinand Fabre mit dem Hut in der Hand zu sprechen.

Ferdinand Fabre besitzt in der That schriftstellerische Eigenschaften von seltenem Werthe. Durch die Kraft seiner Sprache, die Knappheit seiner Schilderung, die robuste Gesundheit seiner Empfindung erhebt er sich hoch über das Gros der französischen Romanschriftsteller gewöhnlichen Schlages. Ob er es trotzdem jemals zu einer großen Popularität bringen wird, ist mir zweifelhaft. Er besitzt ja nicht die Gabe, sich lieb' Kind zu machen! Es ist ihm versagt, sich durch Anmuth und

Digitized by Google

Liebenswürdigkeit bei den Lesern einzuschmeicheln. Seine starke, knorrige Natur zeigt eine rauhe Außenseite. Er ist wortkarg und bebt vor einer jeden Ueberschwänglichkeit zurück. Er sagt lieber zehn Worte zu wenig als eins zu viel.

Ferdinand Fabre ist ein echtes Kind seiner Heimat. Er stammt aus dem Süden Frankreichs, aber nicht aus dem gesegneten, in Sonnenschein gebadeten und lachenden Süden; er stammt aus den nackten und rauhen sonnverbrannten Cevennen. Inmitten der kahlen Granitfelsen, durch die sich die wüthenden Gewässer schäumend hindurchzwängen, ist er aufgewachsen. Mit rührender Zärtlichkeit spricht er von den melancholischen Reizen seines rauhen, vertrockneten, dürren, steinigen cevennischen Geburtslandes (ma rude terre cévenole, aride graveleuse) wo der Granit mit seinen wilden Vorstößen und grausen Schluchten jeder Cultur trotzt und keine Vegetation aufkommen läßt.

In diese ungastliche, wild poetische Umgebung hat er auch die Handlung seines neuen Dramas verlegt, das nichts Anderes ist, als eine Bearbeitung seines früheren Romans „le Chevrier".

Das Drama läßt diesen Ursprung leicht erkennen. Die Handlung ist rein episch gedacht, sie ist nicht zu einem einheitlichen dramatischen Bilde concentrirt, sie entwickelt sich vielmehr in einer Aufeinanderfolge cykloramisch aneinandergereihter epischer Bilder in Dialogform. Deswegen nennt Fabre auch die einzelnen Theile nicht „Acte" sondern nimmt den älteren Terminus der Spanier wieder auf und nennt die Aufzüge „journées" — „Tagewerke", um ein von der neusten Bühnenterminologie wieder aufgenommenes Wort zu gebrauchen.

Zwischen den einzelnen Aufzügen liegt jedesmal ein Zeitraum von Monaten; der erste spielt im Frühjahr, der zweite im Hochsommer des Jahres 1852, der dritte Neujahr 1853, der vierte im Sommer und der letzte im Herbst desselben Jahres.

Die Heldin ist Felicia, die „hospitalière" — diesen Namen gibt man in Südfrankreich den von barmherzigen Händen aufgezogenen Findelkindern, also das „Spittelkind" würden wir etwa sagen. Felicia ist von dem Bauern Agathon aufgelesen und von der Bäuerin wie ein Kind vom Hause erzogen worden. Sie ist zur blühenden Jungfrau herangereift. Agathons Sohn, Fredy, hat sich in das hübsche Mädchen verliebt und sie hat seine Liebe erwidert. Der leichtsinnige junge Mensch hat einen gefährlichen Rivalen.

Das ist der Ziegenhirt Eran, der eigentliche Held des Stückes. Dieser liebt Felicia bis zur Raserei und hat keinen andern Wunsch als Fredy, dem er nichts Ehrenhaftes zutraut, da dieser durch Verschwendung und leichtsinniges Leben seinen Vater fast ruinirt hat, bei Seite zu schaffen. Fredy muß sich zur Aushebung stellen. Er zieht eine schlechte Nummer, und Eran sorgt dafür, daß er keinen Ersatzmann stellen kann. Er trifft mit dem Wucherer Malgrison zusammen, dem der alte Agathon schon erhebliche Summen schuldet, und der nun, um Fredy vom Militär frei zu bekommen, dem Bauern wiederum eine größere Summe vorschießen soll. Diesen Halsabschneider veranlaßt Eran, der Hirt, das erbetene Darlehn nicht zu gewähren. Eran wird dazu nicht nur durch seine eifersüchtige Liebe getrieben, sondern auch durch das Gefühl der Dankbarkeit für seine Herrschaft, die Bauern. Er glaubt, daß Fredy die Herrschaft ganz zu Grunde richten müsse, wenn er im Lande bleibe, daß dagegen in die zerrütteten Verhältnisse wieder Ordnung kommen werde, sobald der Sohn vom Hofe entfernt sein werde.

Fredy erfährt durch den Wucherer selbst, daß er dem Hirten sein hartes Geschick zu danken hat. Die Beiden treffen zusammen. Es fallen zunächst harte Worte, und diesen folgt ein Zweikampf mit Knütteln. Der Hirt schlägt Fredy mit einem betäubenden Schlage zu Boden. Felicia stürzt dazwischen und erklärt dem wüthenden Hirten, der den Stock zu einem neuen Schlage erhoben hat, daß sie ins Wasser springen werde, wenn Eran nicht einhalte. Der Hirt stutzt und mit den Worten: „Leb wohl! Du siehst mich niemals wieder!" wendet er sich ab.

Der Hirt verdingt sich nun in den benachtbarten Hof. Dort versammeln sich auch die Rekruten, die zur Einstellung in die Armee nach der nächsten Kreisstadt abgeführt werden. Felicia und Fredy nehmen rührenden Abschied von einander, geloben sich gegenseitig ewige Liebe und Treue, und wir erfahren, daß zwischen den Beiden, wenn auch ohne Einweihung der Kirche und ohne Registrirung durch das Standesamt, die Ehe schon eine vollzogene ist.

Eran belauscht dies Gespräch. Er hört, wie Felicia ihrem Geliebten sagt: „Ich bin glücklich, daß ich ein Kind haben werde, das Dir gleichen wird. Und was geht das den lieben Nächsten an? Ich habe gewiß eine große Sünde begangen; aber wer darf mir diese Sünde vorwerfen, wenn ich den Muth habe, deren Folgen zu tragen? Und diesen Muth werde ich besitzen. Du kannst ruhig gehen, Fredy, Du läßt eine Frau zurück, die nicht aufhören wird, auf Deine Rückkehr zu hoffen und Dich zu lieben, wenn auch alle Welt ihr entgegentreten wollte und wenn sie auch darüber zu Grunde ginge! Und wenn uns der liebe Gott strafen wollte, und wenn Du nicht zurückkämst, glaube mir: niemals wird ein Andrer ..." „So leb denn wohl!" ruft Fredy in Thränen aus und stürzt davon. Das Alles hört der Hirt, und als er nach dieser ergreifenden Scene hervortritt und Felicia fragt: „Unglückliche, was hast Du gethan!" erwidert diese mit erhobenem Haupte: „Ich habe gethan, was ich habe thun wollen. Ihn liebe ich und Dich hasse ich!"

Der dritte Aufzug spielt auf dem Hof Agathons am Neujahrstage. Die Zahl der Familienmitglieder ist durch Fredys Abschied, der in Afrika dient, nicht verringert worden, denn inzwischen ist ein Kind angekommen. Der kleine Fredy liegt in der Wiege. In der Bauernstube herrscht eine trübe Stimmung. Man erwartet den Wucherer Malgrison, der die fälligen Zinsen erheben will, und Agathon hat nicht soviel zusammenscharren können, um den unbarmherzigen Geldmenschen zu befriedigen. Da kommt ein Nachbar, der Müller Cancalon, — nebenbei bemerkt ein vortrefflich gezeichneter Bauerntypus, — der früher Wohlthaten von Agathon empfangen und sich nun so stellt, als ob er aus schierer Gutmüthigkeit dem bedrängten Alten zu Hülfe kommen wolle, der aber mit dem Darlehn, zu dem er sich erbietet, einen doppelten, sehr eigennützigen Zweck verbindet. Zunächst will er damit das einzige Wassergefäll, das ihm Concurrenz machen könnte, erwerben, und sodann auch den hübschen Fredy, in den sich seine Tochter sterblich verliebt hat, als Eidam gewinnen. Er will sogar das nöthige Geld schaffen, um Fredy sofort loszukaufen, damit die Beiden bald Hochzeit machen können. Agathon, der nichts Anderes im Kopfe hat, als sich aus der schrecklichen Geldverlegenheit zu befreien, fühlt sich wie erlöst, als Cancalon sich dazu erbietet, dem Wucherer das Kapital auszuzahlen, und er gibt zu Allem seine Zustimmung.

Da ist nun freilich noch ein kleines Hinderniß vorhanden: Felicia und ihr Kind; aber Agathon befreundet sich in seiner Selbstsucht schon mit dem Gedanken, daß die Beiden in dasselbe Spital gehen mögen, aus welchem Agathon Felicia vor Jahren geholt hat.

Das Alles hat Felicia gehört. Und während der Bauer und die Bäuerin niederknieen und das Vaterunser beten, schleicht Felicia an die Wiege heran, nimmt ihr Kind heraus, hüllt es in ein Tuch und läuft mit ihm davon in den Winter und Schnee hinein.

Die Beiden werden von dem Hirten angehalten und auf den Hof zurückgebracht, wo sich inzwischen die Nachbarsleute zusammengefunden haben, denn es sind große Neuigkeiten angekommen: Briefe aus Afrika — unzweifelhaft Nachrichten von den Rekruten! Ein Bauernsohn schreibt an den alten Agathon in seiner charakteristischen, in ihrer Ungeschicklichkeit rührend ergreifenden Weise, daß Fredy von der Sehnsucht nach Felicia und seinem Kinde verzehrt und gestorben sei. Felicia bricht bei dieser Nachricht leblos zusammen.

Dieser Act enthält zwei Scenen, die auch von äußerster theatralischer Wirkung sein müssen: die Flucht der Felicia während des Gebets der Alten und die Verlesung des Briefes am Schlusse. Es darf aber auch nicht verschwiegen bleiben, daß die beiden letzten Aufzüge in ihrer Bühnenwirksamkeit erheblich nachlassen.

Digitized by Google

Felicia ist durch den furchtbaren Schlag, der sie getroffen hat, wahnsinnig geworden. Sie wird zu groben Diensten verwandt, die sie fast mechanisch verrichtet. Fabre hat nun den Versuch gemacht, das Interesse des Lesers, respective Zuschauers auf andre Gebiete hinüberzulenken, aber das ist ihm doch nur theilweise gelungen. Ob Cancalon, der Müller, einen Concurrenten bekommt oder nicht, ob der Wucherer Malgrison ein gutes Geschäft macht oder ein schlechtes, das interessirt uns nur in geringem Grade. Diese Figuren stehen entschieden in der zweiten Reihe, und es ist nicht weise gethan, sie, wenn auch nur zeitweilig, in die erste vorzudrängen. Wir interessiren uns nur für Felicia und für Eran; alles Andere erscheint uns schleppendes Episodenbeiwerk, über das wir möglichst schnell hinwegkommen möchten. Ebenso erfüllt die episodische Figur des Schenkmädchens Fränzchen die Aufgabe, erheiternd und komisch zu wirken, nur in unvollkommener Weise. Alles das hält uns nur auf und vermindert die Theilnahme, die wir dem in Einzelheiten so bedeutenden dichterischen Werke entgegenbringen.

Erst ganz am Schlusse dieses vierten Aufzuges, als Felicia, die noch immer in dem halbwahnsinnigen Zustande sich befindet, mit Eran wieder zusammentrifft, erwacht unser Interesse aufs Neue. Felicia steht im Begriff, sich mit ihrem Kinde zu ertränken. Eran, der Hirt, rettet sie, redet ihr scharf ins Gewissen, spricht so rührend, so liebevoll mit ihr, daß allmählich in Felicia die dem Erlöschen nahe geistige Flamme wieder aufflackert, daß es hell und licht in ihr wird, daß ihr das klare Bewußtsein wiederkehrt. Der Hirt will aus Liebe für Felicia sogar das Kind anerkennen; er will sich als den gesetzlichen Vater des kleinen Fredy bekennen, und Felicia ist über dieses Opfer so gerührt, daß sie dem, der der Vater ihres Kindes sein will, ein treues Weib zu werden verspricht.

Diese kühne Scene hat in ihrer wunderbaren Einfachheit beinahe etwas Großartiges; aber sie besitzt jene bedenkliche Großartigkeit, die namentlich auf der launischen und unberechenbaren Bühne oft in das schreckliche Gegentheil umschlägt. Sie kann mächtig ergreifen, sie kann aber auch ausgelacht werden.

Im letzten Aufzuge wird nun nach Landessitte in Saus und Braus die Hochzeit gefeiert. Während dieses Festes wird Felicia zu verschiedenen Malen von einer ganz merkwürdigen Stimmung befallen, die uns keinen Zweifel darüber läßt, daß ihre Heilung doch nicht so vollkommen gewesen, wie es den Anschein hatte. Die starken Erregungen des Tages genügen, um sie von Zeit zu Zeit Dinge sagen zu lassen, die ganz unheimlich und verworren klingen. Plötzlich wird sie von einer seltsamen Wuth erfaßt. Sie stößt ihren Mann von sich, sie behauptet die Frau jenes Andern zu sein, der da in Afrika begraben liegt; dann erwacht sie plötzlich wie aus einem Traum, bittet um Verzeihung und weint bittre Thränen der Reue.

Beim Festschmause wird Felicia plötzlich vermißt; man sucht vergeblich nach der jungen Frau. Von einer schrecklichen Ahnung getrieben, will der Hirt zur Thür hinausstürzen. Der Weg wird ihm versperrt durch Bauern, die den entseelten Körper Felicias herbeischleppen. Die Unglückliche hat in den Fluthen ihrem Leben ein Ende gemacht. Eran blickt starr auf die Leiche, kniet daneben nieder und beginnt ein lustiges Lied zu singen. Der Tod seines Weibes hat ihm den Verstand geraubt.

Damit schließt diese ganz eigenthümliche Bauerntragödie, die, wie ich schon im Eingang sagte, in keiner Weise und in keinem Punkte erkennen läßt, daß sie von einem modernen Franzosen geschrieben ist. In ihrer jetzigen Fassung halte ich sie nicht für aufführbar; aber ich glaube allerdings, daß in ihr das Material zu einem ergreifenden Bauerndrama steckt; und wenn ein Ludwig Anzengruber sich dieses Stoffes bemächtigen und denselben mit seinem bedeutenden Talente und seiner vollkommenen Beherrschung der Bühnentechnik behandeln würde, so ließe sich aus demselben vielleicht ein Stück gewinnen, das eigenartiger und von größerem Werth wäre als sehr viele der neuesten französischen Sensationsdramen.

Gerade weil „L'hospitalière" zu diesen in einem sehr schroffen Gegensatze steht, weil das Drama in seiner ganzen Anlage wie in seiner Durchführung auch nicht einen Zug mit den sonstigen modernen französischen Stücken gemein hat und weil es den breiten Stempel eines echten Talentes trägt — gerade deswegen habe ich das Werk von Ferdinand Fabre einer eingehenderen Besprechung unterziehen zu dürfen geglaubt.

Paul Lindau.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Vor kurzem ist eine neue (die 12.) Auflage dieses Werkes vollendet worden, welche, gleich den drei vorhergegangenen Auflagen, fünfzehn Bände umfaßt. Brockhaus' Conversations-Lexikon, von dem die Redaction und Verlagshandlung am Schluß einer im 15. Bande enthaltenen Charakteristik des Unternehmers mit Recht sagt, daß es auf den Namen eines deutschen Nationalwerkes Anspruch machen kann, verdient bei Vollendung einer jeden neuen Auflage eine eingehendere Betrachtung.

Man unterschätzt nur allzu oft den Werth derartiger Encyklopädien, schon wegen ihrer Bezeichnung „Conversations-Lexikon"; man merkt nicht immer, daß hinter dem anspruchlosen, vermuthlich nur pietätweise bewahrten Worte sich nichts Geringeres birgt, als das Riesenwerk der Aufspeicherung und Darstellung des wirklichen echten Gesammtwissens der gebildeten Welt. Ebenso häufig wird der eigentliche Zweck solcher Encyklopädien verkannt, welcher darin besteht, den zahlreichen Kreisen, die sich nicht mit dem reichen Material des Forschers, den Einzelheiten der Monographien und den eingehenden Betrachtungen und Abhandlungen beschäftigen können, aber doch ein mächtiges Bedürfniß, sich vielseitig zu unterrichten, fühlen, in gedrängter Form eine klare Uebersicht der Ereignisse und in zuverlässiger, aber leicht verständlicher Weise das Resultat der verschiedensten Forschungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zu bieten. Diesem deutschen Bildungsbedürfnisse ist das Conversations-Lexikon entsprungen und hat diesem Bedürfnisse bereits mehr als ein halbes Jahrhundert gedient. Die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung cultivirt dieses Werk, welches ihren Weltruf begründet hat, mit einer besonderen Vorliebe und ist bei jeder neuen Auflage darauf bedacht, Alles zu thun, um das Werk auf der Höhe der Zeit zu halten und allen Anforderungen zu entsprechen, die man an dasselbe zu stellen berechtigt ist.

Die Wiege des Werkes steht bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts. Es verdankt seine Entstehung der frischen Geistesbewegung, welche um jene Zeit der mächtige Aufschwung unserer Nationalliteratur und zugleich die großen Weltereignisse hervorriefen. Ein sonst ungekannter Gelehrter, Dr. Renatus Gotthelf Löbel in Leipzig, faßte im Verein mit Advocat Wilhelm Franke, mit welchem er im Februar 1796 eine Verlagsbuchhandlung in Leipzig errichtet hatte, gegenüber dem alten Hübner'schen „Zeitungs- und Conversations-Lexikon", das seit mehr als dreißig Jahren den Zeitungslesern mit seinem dürftigen Notizenschatze hatte genügen müssen, den Plan zu einer populären Encyklopädie, welche das „allgemeinere Streben nach Geistesbildung" und „die sich immer mehr verbreitende Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen", unterstützen, namentlich aber die „wissenschaftlichen Begriffe" zur „Theilnahme an einer guten Conversation", sowie zur „Erschließung des Sinnes guter Schriften" in sich begreifen sollte. Das Werk erschien seit 1796 bei F. A. Leupold in Leipzig unter dem Titel „Conversations-Lexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten". Nach mehrfachen Zwischenfällen gelangte das Werk 1808 noch vor dem Erscheinen des letzten (sechsten) Bandes an Friedrich Arnold Brockhaus, damals in Amsterdam etablirt, welcher dasselbe während seines Besuches der Leipziger Michaelismesse von dem Verlagsbuchhändler J. G. Herzog kaufte. Die zweite Auflage erschien seit 1812 im Verlag von F. A. Brockhaus, welcher 1812 von Amsterdam nach Altenburg übergesiedelt war, in zehn Bänden; sie lief zugleich in die dritte und vierte Auflage hinüber und wurde daher erst 1819 in Leipzig vollendet, wohin Brockhaus 1817 sein emporblühendes Geschäft verlegt hatte. Von da an erschien das Werk, das seit der neunten Auflage (1843—1849) bereits zu fünfzehn Bänden angewachsen war, in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen in immer neuen Auflagen, deren letzte (die zwölfte) im Spätsommer 1879 vollendet wurde. Genaueres über dies Alles findet sich in dem bereits erwähnten Vorworte zum 15. Bande der zwölften Auflage

Digitized by Google

S. V—XXV: „Zur Charakteristik und Geschichte des Conversations-Lexikon", besonders aber in „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus" (2. Theil, Leipzig 1876). Siebenter Abschnitt. I. „Das Conversations-Lexikon", (S. 123—163).

Die Grundsätze, auf welchen der Charakter des Conversations-Lexikon von vornherein beruhte, sind in allen Auflagen im Allgemeinen dieselben geblieben, doch trat mit jeder neuen Auflage die vaterländische, auf die Zeitlage gerichtete Gesinnung mehr hervor, die Zeitgeschichte nach allen Seiten hin und namentlich die zeitgenössische Biographie gelangte zu ihrem Rechte; Politik, Staatswirthschaft, alte und neue Literatur, Archäologie, Philosophie, Naturwissenschaften, Mathematik, Technologie, populäre Heilkunde und Jurisprudenz, das Marinewesen, die Militärwissenschaften und die Waffenlehre, selbst Gewerbs- und Handelskunde, in neuster Zeit auch besonders die mächtigen Hebel des modernen Verkehrs, das Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen wurden in den Rahmen des Werkes gezogen. Mit jeder neuen Auflage war indessen natürlich ein Theil des Gesammelten antiquirt, oder richtiger als Stoff, der in demselben Rahmen keinen Raum mehr mit Rücksicht auf das neu Hinzukommende haben konnte, weggefallen. Bedeutende Erweiterungen erhielten die neuern Auflagen besonders durch die Ergänzungen des historischen Gebiets und auf authentischem Material beruhende Biographien der Zeitgenossen, ebenso wurde den gewaltigen Fortschritten der geographischen Wissenschaften und der Ethnographie und Anthropologie Rechnung getragen. Das Bestreben, die Resultate der modernen Forschungen zu verwerthen, tritt auch besonders in der Geschichte des Alterthums und des Mittelalters hervor, und es ist namentlich ein sehr wesentlicher Vorzug der neusten Auflage, daß sie auf Grund neuerer kritisch-historischer Forschungen so manche von Jahr zu Jahr vererbte Irrthümer wie irrthümliche Auffassungen berichtigte oder in das rechte Licht stellte. Wir bemerkten dies besonders bei den Artikeln Bernauer (Agnes), Friedrich I. (Barbarossa), Tyrus, Geßler, Tell, Winkelried, Jeanne d'Arc, Gustav Adolf, Wallenstein u. A.

Betrachten wir das Ganze, so drängt sich unwillkürlich die Wahrnehmung auf, daß es so verschiedenen Wissenszweigen und Gebieten gegenüber durchaus nicht leicht gewesen sein kann, überall eine bestimmte Linie genau innezuhalten und die Abwege zu vermeiden, welche bei derartigen Bearbeitungen sich unausgesetzt zeigen und unaufhörlich verlocken. Eine der größten Schwierigkeiten besteht offenbar in dem Innehalten der richtigen Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Das Publicum, und zwar auch der größte Theil des gebildeten Publicums hat gewiß keine Vorstellnng von der namenlosen Mühe, welche mit dem täglichen Erforschen, Notizensammeln, Sichten, Ergänzen und Berichtigen des massenhaften Materials verknüpft ist und welche peinliche Sorgfalt bei dem allmählichen Entstehen des Stoffes gerade für ein derartiges Sammelwerk beobachtet werden muß. Die Kritik, welcher alle und jede neugefundene und zu allenfallsiger Benutzung aufzubewahrende Notiz in Bezug auf ihre Richtigkeit unterworfen werden muß, erfordert einen unverhältnißmäßig großen Verbrauch von Zeit und Kräften, wovon das große, das Werk benutzende Publicum nichts gewahr wird, als die Früchte.

Dem fünfzehnten Bande ist ein Verzeichniß der Hauptmitarbeiter der ersten elf Auflagen insgesammt, wie der zwölften Auflage allein, beigefügt. Es ist eine lange Reihe von hervorragenden Gelehrten und Fachmännern in Deutschland wie im Auslande, die sich an der Herstellung der neusten Auflage betheiligt hatte; von Deutschen seien hier nur genannt: Bartsch (Literatur des Mittelalters), Bursian (alte Geographie), v. Klöden (neuere Geographie), Lepsius (Aegypten), Gregorovius (neuere Geschichte Roms), Adolf Schmidt und Wattenbach (allgemeine Geschichte), Gneist (englische Verfassung), v. Holtzendorff (Gefängnißwesen), v. Rönne (deutsches und preußisches Staatsrecht), v. Friedberg (Kirchen- und Eherecht), Lipsius (Theologie), Max Jordan (neue deutsche Kunst), Bruhns (Astronomie), Credner (Geologie), Zirkel (Mineralogie), Pisko (Physik), Gräfe (Augenheilkunde), v. Pettenkofer (Infectionskrankheiten), Karl Vogt (Zoologie), Contre-Admiral Werner (Marinewesen). Ebenso sind die verschiedenen anderen Fächer durch anerkannte Autoritäten bearbeitet worden.

So tritt diese zwölfte Auflage würdig ihrer Vorgängerinen vor das Publicum. Schauen wir zurück auf die lange Reihe von Jahren seit dem ersten Erscheinen des Werkes, so müssen wir durchaus anerkennen, daß das Conversations-Lexikon von jeher gewirkt hat im Sinne der Aufklärung und der Popularisirung der Wissenschaft, in nationalem, freiem, echt liberalem und humanem Geiste, nie im Dienste irgend welcher Partei oder Doctrin. Es hat deshalb vielerlei Anfechtungen in Kirche und Staat erfahren, in früheren Zeiten auch von der Censur. Aber niemals hat es sich dadurch beirren lassen in seiner Aufgabe: ein treues Abbild des menschlichen Lebens und Strebens im Lichte der Gegenwart zu liefern und auf diese Art mitzuarbeiten an dem Fortschritte der Menschheit.

Lexikologos.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

IV.

Unter den Berliner Landschaftern und Architekturmalern sind neue Namen kaum aufgetaucht. Ebenso wenig haben die Träger der bereits bekannten und geschätzten neue Wege eingeschlagen. Wie auf den früheren Ausstellungen sehen wir wieder jeden von ihnen in gewohnter Weise seine Kunst bethätigen. Bennewitz v. Löfen bleibt der treuste malerische Interpret der stillen, bescheidenen Poesie märkischer Natur, B. Kamecke der objective Schilderer der Hochgebirgslandschaft. Bellermann bewährt sich seit vier Jahrzehnten immer gleich als Maler der in seinen jungen Jahren angeschauten und studirten Natur der Tropen. Ch. Wilberg weiß die italienische Landschaft in idealer Großartigkeit in Bildern von bedeutender decorativer Wirkung zu schildern. Körner stellt seit seinen Orientreisen mit ausschließlicher Vorliebe und tief eindringend in ihren Naturcharakter die landschaftlichen Wunder des Orients, des Bosporus und der Nilufer dar. Douzette beweist, daß er die Natur nicht nur in dämmernder Mondnacht, sondern auch im Lichte anderer Tageszeiten wahr und treu zu erfassen und zu malen versteht. Scherres bleibt seiner ernsten, schwermüthigen Naturauffassung und seiner glatt vollendenden Malweise getreu; Erdmann der feinsinnige Maler des italienischen Südens. Albert Hertel, welcher die Ausstellung außerdem mit drei großen decorativen Stillleben von außerordentlicher Noblesse und edlem Schmelz des Tons schmückte, beweist eine nicht geringere Kunst als Landschafter in einem kleinen Bilde aus tirolischer und einem aus schlichter, norddeutscher Natur. Frau Begas-Parmentier gestaltete Motive aus dem Spreewald und solche von der sicilischen Felsenküste von Taormina zu gleich anziehenden Bildern und übertraf diese beinah noch durch ein höchst malerisches Kücheninterieur, in welchem das warme Helldunkel und ein scharf von oben her einfallender Sonnenstrahl im Verein mit dem Kohlenfeuer des Heerdes die interressantesten Ton- und Lichtwirkungen hervorbringen. Pape, eine der älteren Berühmtheiten der Berliner Landschafterschule, weiß sich auch in seiuer Kunst wacker, frisch, jung und liebenswürdig zu erhalten. Schick, der hier zugleich mit einem kleinen, liebevollst vollendeten weiblichen Bildnißkopf auftritt, stellt ein paar zart poetisch aufgefaßte, italienische Landschaften aus, deren eine (eine Uferfelsen- und Grottenpartie bei Sorrent) er mit einem schönen Fabelwesen, einer Quellennymphe belebte. Flickel weiß den prangenden Reiz der reichen Landschaft der Riviera und den intimen der deutschen sommergrünen laubreichen Parks und Wälder gleich intim zu erfassen, gleich treu und innig anmuthend zu schildern; Engelhardt, Vater und Sohn, besonders die Bergwälder des deutschen Mittelgebirgs. Hermes wählt vorzugsweise Motive aus der niederdeutschen Flachlandschaft, die er in einem eigenthümlichen mild gedämpften anmuthenden Silberton malt. J. Jacob stellt ein paar Bilder von energischem Naturgefühl und kraftvoller Farbengebung und Behandlung aus. Die Landschaften aber mit Rindern zu staffiren, wie er es auf einem Bilde versucht, gelingt Kühling besser in den seinigen. Hallatz malte frisch und skizzenhaft mit frappanten Lichteffecten ländliche Scenen, in welchen Arbeitspferde und anderes Hausgethier eine Hauptrolle spielen. Karl und Paul Gräb, die beiden Architekturmaler, Vater und Sohn, sind heute noch so unübertroffen wie je zuvor in der Schärfe des Blicks, in der detaillirtesten Durchführung, bei vollkommen ruhig geschlossener Gesammtwirkung, ihrer Bilder pittoresker Architekturen. Holländer hat ein gutes Bild des herrlichen, durch Giottos

Digitized by Google

Fresken geschmückten Interieurs der Unterkirche von San Francesco in Assisi ausgestellt. Hermann Eschke und seine beiden Söhne Oskar und Richard (der Letztere ist eine von den wenigen neu auftretenden jungen, schön talentirten Kräften) cultiviren mit bestem Erfolg nun das gleiche, so lange vom Vater allein angebaute Künstlergebiet: die Malerei der Meeres-, der Strand- und der Stromlandschaft. Sturm und Huth wetteifern in der Schilderung des sanftbewegten Meeres, dessen Wasser und Wogen Ersterer zumal in schöner Wahrheit der Bewegung und Durchsichtigkeit zu malen weiß. O. Woite, Sperling, sind als Thiermaler, Schneider, Grönland, als Stillebenmaler zu nennen.

Von den anderen deutschen Kunststädten ist zunächst Dresden in sehr bedeutsamer Weise repräsentirt durch Leon Pohles meisterliche Bildnisse: das lebensgroße Porträt des Bildhauers Hähnel und das kleine, welches in glücklichster, lebenswahrster Auffassung treu und überzeugend in all seiner Schlichtheit und Gemüthsschönheit den Liebling des deutschen Volks, den Zeichner Ludwig Richter in ganzer Figur an seinem Arbeitstisch zeichnend, darstellt; durch des alten Director Hübner kolossalen, symbolischen gemalten Carton oder falschen Gobelin, die „dunklen Mächte"; die männlichen Porträts von Robinson; die Gemälde von O. Wolf, G. Friedrich, Försterling, Bantzer, Choulant, Stichardt, Stegmann, Thiele und Thomas.

Von dem Kunstleben in den preußischen Ostprovinzen geben die Bilder von Stryowski in Danzig, deren Gegenstände und Modelle er aus dem polnischen Bauernvolk wählt; die Porträts von Heidek und Neide, die Genrebilder ihrer Königsberger Kunstgenossen, von Großmann, einem sehr tüchtigen Schüler O. Günthers; von E. Weiß, einem eminenten Charakteristiker, und von Rentel; die Landschaften des Meisters Max Schmidt, wie die von Kohnert (durchaus in Scherres Weise), Wentscher, Monien und Dägling Zeugniß.

Die neue Akademie zu Kassel hat in Kolitz und Scheurenberg, beide aus Düsseldorf, ein paar tüchtige Meister gewonnen, die hier im Bildniß und im Genre, jener in seinem gewohnten ernsten und düsteren, dieser im heiteren und humoristischen, ein paar hervorragende Arbeiten ausstellen.

Unter den Malern der Weimarer Schule erregt Struys wie immer auch diesmal bei aller Anerkennung seines ungewöhnlichen malerischen Vermögens durch beide von ihm ausgestellte Gemälde, Schilderungen des Todes und der Trostlosigkeit, eine vorwiegend peinigende und quälende Wirkung. W. Friedrich ist ein liebenswürdiger Genremaler von feinem poetischem Sinn und tüchtigem Können. Zumeist aber thaten sich die Weimarischen Landschafter hervor: Malchin und Tübbecke, welchen die norddeutsche Heimatsnatur, im Glanz des Sommers wie vom Schnee des Winters bedeckt, ihren verborgensten intimsten Zauber enthüllt; van Gleichen-Rußwurm, der ein großes Erntebild, diesmal mit reicher Staffage von Schnittern und Schnitterinnen, malte; Zimmer mit einem kleinen, prächtig sonnigen Bilde eines thüringischen Bauernhofes; Hoffmann v. Fallersleben, dessen Malerei des Laubes mir immer unverständlicher wird, während er in der Luft und allen anderen Theilen seiner Landschaft die gleiche Klarheit und Gesundheit der Malerei bewahrt hat; Zschimmer mit seinen beiden großen Vorfrühlingslandschaften, in denen das erste Erwachen in der Natur in der Vegetation wie im Ton der Luft und des Lichts in außerordentlich fein getroffener Wahrheit geschildert ist; von Schennis, ein Phantast von unleugbarer, poetischer Kraft, dessen Bild bei aller inneren Unwahrheit doch des ergreifenden Effectes nicht ermangelt. Brendel, der Leibmaler alles Wollenviehs, der diesmal besonders gut vertreten ist, und Ahrendts, der in seinem Bilde „Chausseewalze" eine tüchtige Kenntniß und Darstellungskraft in Bezug auf die Pferde beweist, sind als Thiermaler zu nennen.

Düsseldorf stellte nächst Berlin das stärkste Contingent von Malern jedes Genres wie immer auch diesmal, trotz der gleichzeitig dort noch dauernden deutschen Kunstausstellung. Baur sendete eine Herodias, welche das Haupt des Täufers von den Henkern in Empfang zu nehmen kommt. Originell in der Auffassung und durchdacht, aber ziemlich trocken in der Farbe. Camphausen eine Parforcejagd aus dem 17. Jahrhundert. Hünten eine preußische Dragonerattaque gegen französische Infanterie. Bockelmann malte eine interessante Straßenscene, das Volkstreiben vor dem Wahllokal einer mittleren deutschen Stadt während der letzten Stunde eines Wahlkampfes. Seinen früheren Bildern aus dem modernen Leben ist es nicht nur in der Auffassung, sondern auch im Ton und in der Gleichheit seiner Modelle etwas zu verwandt. Der alte Rudolph Jordan bewährt eine neu belebte Kraft und Frische in einem dramatisch aufgeregten Bilde der Rettung Schiffbrüchiger an der normännischen Küste. Dahl stellte das bekannte Bild „ein Spiel der Wellen", die junge todgeweihte Schiffbrüchige im Boot auf wildem Meer, hier noch einmal aus. Kirberg schilderte innig rührend eines Schifferpaares Elternsorge um ihr todtkrankes Kind. A. Fernberg, H. Nordenberg, Neuhaus, Hiddemann, Sondermann, Viktor St. Lerche bewähren sich im humoristischen Genre, Kiesel und Brütt befleißigen sich mit Erfolg der Darstellung moderner, eleganter Schönheiten. Crola stellt sich besonders durch zwei große Frauenbildnisse den ersten deutschen Porträtmalern würdig zur Seite. Nicolet schildert das Leben auf Markt und Straßen mit vieler Lebendigkeit. Aus der großen Schaar meist rühmlich bekannter Düsseldorfer Landschaftsmaler mögen hier nur Andreas und Oswald Achenbach, der treffliche Düker, Deiters, Irmer, Petersen, Fahrbach, Keßler, Oeder, Metzener, Leu, Flamm, Normann, Pohl, Rätzer, Schönfeld hervorgehoben sein. Ihnen einzeln gerecht zu werden, wie sie es durch ihre ausgestellten Bilder im hohen Grad verdienten, wird hier leider unmöglich.

Noch manche Meister von Bedeutung sind in einzelnen cultivirten Orten diesseits der Mainlinie zerstreut und sendeten von dort Kunstwerke ein, in denen sie zugleich den Beweis lieferten, daß die Malerei nicht ausschließlich in den vorzugsweise als Centrum des Kunstlebens bekannten Städten zu blühen und zu gedeihen vermag. Fritz Kaulbach der Bildnißmaler, Schuch, der die düstere Romantik der wüsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges so fesselnd zu schildern versteht, und Koken, einer der besten Maler des Herbstes, in Hannover, Ruths, Lutteroth, Oesterley, ein Landschafter von heroischer Macht, Kühnheit und Größe, und Heimerdinger der Stillebenmaler, welcher in seinen Nachbildungen der todten Natur bis zur vollkommen sinnlichen Täuschung geht, in Hamburg; Graf Kalkreuth der Hochgebirgsmaler, der hier wieder eine glänzende Probe seiner Kunst in einem prächtigen Alpenglühen gibt, und der originelle Feddersen in Kreuznach; A. Dreßler und Müller, die Breslauer Landschaftsmaler, seien von solchen über Norddeutschland verstreuten in Berlin ausstellenden Meistern hier angeführt. — Karlsruhe, dessen Kunstschule eben jetzt der schwere Verlust seiner Besten bedroht, ist hier noch durch die nach Berlin übersiedelnden besonders glänzend vertreten: Ernst Hildebrand und Gude. Als Bildniß- und Genremaler erscheint der Erstere gleich bedeutend in der Charakteristik wie in der Kraft, Glut und Frische der Farbe bei edler Ruhe des Gesammttons. In R. Dammeyer ist aus seiner Schule ein Künstler von sehr erfreulichem, gesundem Talent erwachsen. Marie Gratz zählt zu den besseren deutschen Bildnißmalern. Um Gude, der zwei prächtige große Seestücke und eine Landschaft vom Bodensee mit silberweiß glitzerndem, gekräuseltem Wasser, in gewohnter Meisterschaft gemalt, ausstellte, gruppirt sich ein Kreis ausgezeichneter Landschaftsmaler. Als der erste unter ihnen Allen ist Bracht zu nennen, der sich rasch zu einer, die von ihm erweckten Hoffnungen noch überflügelnden, Höhe aufgeschwungen hat. Neben ihm Knorr, Ravenstein, C. Lessing, Kanoldt, der bedeutendste Maler der heroischen Landschaft idealen Stils, welcher bei ihm keineswegs das gründliche Studium der realen Natur ausschließt, Kallmorgen und Rheinemann. Von den beiden hochbegabten in F. Kellers Schule ausgebildeten Stillebenmalerinnen Fräulein v. Preuschen und Fräulein Hormuth, von denen die Erstere gleichfalls die badische Hauptstadt verlassen hat, und Helene Strohmeyer, der geschätzten Blumenmalerin, sind ein paar köstliche Stücke ausgestellt. Der dreitheilige Wandschirm von Hermine von Preuschen kann als eins der an Erfindung, Geschmack und malerischer Kunst schönsten und vollendetsten Werke dieser Gattung moderner decorativer Stillebenmalerei gelten.

Stuttgarts Einsendungen zu unseren Ausstellungen sind immer nur spärlich. Das Erwähnenswertheste, was uns von dort her diesmal gekommen ist, sind die großgedachten und meisterhaft gemalten Gebirgslandschaften von Ludwig, die eine, die „Cyklopenschlucht", echt heroischen Stils. Zwei Bilder des neu ernannten Directors der dortigen Kunstakademie Liezen-Mayer, des bekannten und beliebten Illustrators: „Erste Liebe" und „Erste Freundschaft", erscheinen seines künstlerischen Rufs weder in der Erfindung noch Malerei recht würdig. Ein Phantasiebild „aus dem goldenen Zeitalter" von Emilie Weißer, eine Landschaft von

Digitized by Google

eigenthümlich romantischem Reiz: „Einsiedlers Heim" von Rathjen und ein paar treffliche Blumen- und Fruchtstücke von Anna Peters sind ferner zu erwähnen.

Die Hauptkunststadt des deutschen Südens, München, hat sich nicht fern gehalten, und Manches von dem, was ihre Künstler einsendeten, gehört zu den wichtigsten Stücken des Ausstellung. Piglheims „moritur in Deo", ein lebensgroßes Bild des gekreuzigten Heilands, zeigt den Erlöser von Nebelgewölk umzogen, losgetrennt von der wirklichen Welt, im Moment die Seele auszuhauchen, welche ein zu ihm herabschwebender Engel von den Lippen küßt. Es ist eine poetische und ganz originale Conception, in deren Malerei sich nicht minder bedeutende Qualitäten offenbaren. Ein kolossaler Carton von Pichler, der Tod Jacobs, Braun in Braun gemalt, will nicht viel bedeuten und leidet an empfindlicher, geistiger und künstlerischer Leere. Defregger gewann wieder einmal das ganze Herz auch unseres Publicums durch ein paar Bilder aus dem Volksleben seiner tirolischen Heimat: Holzschläger in der Sennhütte und ein lebensgroß gemaltes Paar von schmucken, kräftig blühenden, tirolischen jungen Dirnen, die mit herzlicher Freude und Heiterkeit gemeinsam in einem Brief des Schatzes der Einen von ihnen lesen. Für dieses große Format ist allerdings sowohl Defreggers Kunst als der Gegenstand nicht ganz geeignet. Aber der Gemüths- und Stimmungsausdruck ist wie in den Köpfen des kleineren Bildes so auch hier desto vollkommener und wirksamer gegeben. Hausmann und Matthias Schmid folgen den Spuren des Meisters. Im Bilde des Ersteren aber überwiegt das Leidenschaftliche und Humoristische. Schneiders „Cyniker vor dem Tempel der Cythere" ist ein geistreich erfundenes Bild einer wunderlichen Scene aus der antiken Welt, frischer und wärmer in der Farbe, als er sonst wohl zu malen pflegt. Die Spuren der Schulen von Brandt und Diez lassen sich in den sehr lebendigen, charaktervoll gemalten und gezeichneten Reiterbildern von Velten und Szerner und in den trockneren Arbeiten von Chelminsky erkennen. Diez' Einfluß und Lehre ist noch ersichtlicher in der lustigen, malerisch eigenthümlich pikant durchgeführten Scene: „der Aufschneider" von Zimmermann. Als ungewöhnlich vorzüglich gemalte Werke sind Vogels „goldnes Hochzeitpaar", Holmbergs Interieur mit dem, antike Münzen betrachtenden Benediktinermönch am Fenster, ein Meisterwerk einer Tonstimmung, von tiefer Wärme, Pracht und Klarheit. Berningers Bilder von der afrikanischen Nordküste, F. A. Kaulbachs lebensgroßes interessantes Damenporträt in ganzer Figur, von eigenartiger Tonwirkung, welche ebenso wie die ganze Technik stark an Lenbach erinnert. Lindenschmidt, dessen „Gretchen" eher einer Venetianerin Tizians gleicht, G. Schauer, der ein sehr tüchtiges Bild der Begegnung Tells mit Geßler malte, Kreling, J. Weiser, Stückenberg, Paul Böhm, die manches gute Bild des sogenannten Kostümgenres einsandten, Benedicter, der Maler eines holländischen Küchen-Interieurs von der Detailausführung und Vollendung eines altholländischen Bildes. Jacobides und Grönvold, die Bildnißmaler zu nennen; dem schönen Talent des Letzteren wären dringend etwas dankbarere Vorwürfe zu gönnen..

Von den bedeutendsten Landschaftern Münchens vermissen wir einige. Aber unter manchen tüchtigen Werken ist don dort her eins gesendet, das zu den schönsten Leistungen der deutschen Landschaftsmalerei auf dieser Ausstellung gezählt werden muß: F. Wengleins „aus einem bayrischen Hochmoor am Fuß der oberbayrischen Alpen". Es ist von einer grandiosen Naturauffassung, realistischer Wahrheit und poetischer Macht, und einem unvergleichlichen Adel der tief und ernst gestimmten Farbe. Ich nenne ferner Wopfners gut staffirte Landschaften vom Chiemsee; Schönlebers pittoreskes Stadtbild aus der Normandie; Malis einfache Dorflandschaften mit der als Hauptsache behandelten Staffage von Rinder- und Schafheerden; Bodensteins Abend am Mursum-Kliff.

Wien sendete durch Werthheimers bereits in München ausgestellt [illegible] Bild: die „Befreiung der Andromeda", eine coloristisch [illegible] tüchtige Leistung bei nicht sehr glücklicher Zeichnung; eine [illegible] von einfacher Größe: Lichtenfels Aetnagipfel in Abend-[illegible]; ein in seiner eleganten aber scharfen und etwas harten [illegible] geführtes Genrebild von Probst. Zwei Landschaften des [illegible] seit einigen Jahren in Paris lebenden Wieners Jettel, [illegible] beachtenswerthe Arbeiten. In ihrer ganzen Naturauffassung [illegible] das Beispiel des großen französischen Meisters Rousseau [illegible] ist der kleinen, sehr zierlichen, aber nicht beson-ders interessanten, Stilleben von Camilla Friedländer in Wien zu gedenken.

Ich schließe damit diesen gedrängten, aber sehr wahrscheinlich dennoch bereits ermüdenden Bericht über die 54. akademische Kunstausstellung zu Berlin. Das Schlußurtheil, welches aus ihrer unbefangenen Betrachtung resultirt, ist ein im ganzen Großen für die deutsche Kunst günstiges und ehrenvolles. Die gesunde Entwicklung derselben zeigt kein Stocken und keinen Rückgang, weder im Ganzen noch in der Production der einzelnen Talente. Wer zuerst nach den Schwächen, Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten spüren will, wird sicher auch hier nicht vergeblich suchen. Aber gegen diese ist so viel des Guten, Rechten, Tüchtigen und Erfreuenden zu balanciren, daß wir gewiß sind: „so wir es zusammengezogen, bleibet Saldo uns gewogen."

Ludwig Pietsch.

Opern und Concerte.

Joachims Quartette und die Mode. Concert der Symphonie-Kapelle. Berlioz' Symphonie fantastique. Johann von Paris.

Das erste Joachim'sche Quartett und das erste Symphonie-Concert der Königl. Kapelle bezeichnen den Beginn der Winter-Musikzeit.

Joachim und Genossen brachten einen Haydn, einen Mozart und einen Beethoven. Im Haydn'schen Quartette erschien meiner subjectiven Anschauung das Menuett und das Finale zu rasch genommen. Es ist ja selbstverständlich, daß die Tempi von heute nicht die des verflossenen Jahrhunderts sein können; ist doch das ganze Leben ein um so viel schnelleres! Aber ein gewisser und selbst ein fast sicherer Maßstab dürfte doch zu finden sein: Alles reine Passagenwerk, und auch leidenschaftliche Sätze, welche schon im verflossenen Jahrhundert und im Anfange des jetzigen so schnell als die Spieler vermochten, vorgetragen wurden, sind dem heutigen Bewegungstriebe unterworfen. Solche melodische Sätze aber, welche einen ganz bestimmten Charakter ihrer Zeit tragen, wie z. B. das Menuett, sollten meinem Gefühle nach in unserer Zeit nicht bedeutend schneller genommen werden. Ein Menuett bleibt immer an eine gewisse gemessene Bewegung gebunden, wenn es eben ein Menuett sein soll; ebenso die heiteren Rondoweisen mit ihrem fast idyllischen Zuschnitt. Daß trotz des schnellen Tempos die Klangwirkung des Joachim'schen Quartetts eine herrliche war, bedarf wohl keiner besonderen Darlegung. Und die Wiedergabe des Mozart'schen Es-dur-Quartettes ist als das Höchste zu bezeichnen, was wiedergebende Kunst zu leisten vermag. Hier kann der Berichterstatter nur in der Erinnerung schwelgen und diejenigen bedauern, die das nicht gehört haben. Und wie viele der ehemaligen Quartett-Modebesucher haben diesmal gefehlt! Wie bezeichnend ist dieser Umstand für die „moralische" Wirkung der Kunst! Wenn es irgend eine Wirkung der Instrumentalmusik gibt, welche als „moralische", als den Menschen vollkommen von allem Andern ablenkend und dem Höheren zuführend gelten kann, so ist es eine Leistung wie die des Joachim'schen Quartetts. Und wenn die heutige Musikströmung wirklich aus moralischem Drange entspränge, so müßten diese Quartette überfüllt sein. Aber sie waren überfüllt vor einigen Jahren, als die Leistungen durchaus noch nicht auf der Höhe der innigsten Gleichheit, des Aufgehens in dies Werk standen wie heute. Nun aber weiß ein Concertsaal-Kundiger genau die bedeutende Abnahme des Besuches gegen die früheren Jahre abzuschätzen. Die beliebte Phrase von „Verhältnissen" ist hier gar nicht stichhaltig. Es wäre ja ganz entsetzlich, wenn die vielen reichen Damen und Herren, welche sich damals vordrängten und jetzt fehlen, seither alle so verarmten, daß sie 18 beziehungsweise 36 Mark nicht mehr ausgeben können. Nein! Der Grund ist anderswo zu suchen, er liegt in der Mode!

Vor einigen Jahren waren die Quartette quasi der Salon Joachim, in dem man gesehen werden mußte; heute aber gehen nur die aufrichtigen Verehrer des großen Musikers und seiner Kunst in das Quartett, der Enthusiasmus ist allerdings um desto wahrer und reiner.

Ueber das erste Concert der Königl. Kapelle ist nur zu berichten, daß die Wahl der Stücke die altbekannte beschränkte war. Ich glaube nicht, daß die bisherige Handhabung ohne Schaden für die Interessen des Instituts festgehalten werden kann, und daß nach dem Muster des Leipziger Gewandhauses eine größere Abwechslung geboten werden muß, um die Theilnahme des Publicums zu erhalten.

Digitized by Google

Die Berliner Symphonie-Kapelle hat in der Singakademie ein Concert gegeben, und die seit dreißig Jahren hier nicht mehr gehörte Symphonie fantastique von Berlioz aufgeführt. Es ist über dieses Werk, seit der edle Schumann seine begeisterte Besprechung veröffentlicht hat, so viel geschrieben worden, daß Neues nicht mehr zu sagen ist. Nur die eine Thatsache mag hier festgestellt werden: selbst der widerhaarigste Beurtheiler, wenn er etwas von Musik versteht, wird nicht ganz leugnen können, daß der erste Satz und das Scherzo (die Ballscene) ebenso schöne musikalische Ideen als prächtige Instrumentationseffecte enthalten; das sind Eigenschaften, welche mit der Programmmusik (von der ich auch wenig wissen will) gar nicht zusammenhängen, sondern rein musikalischer Natur. Der dritte und besonders der vierte Satz können allerdings nur als Programmmusik erfaßt werden — und ich will in der Erinnerung mich lieber des Schönen freuen, als das Unzulängliche hervorheben.

Die Ausführung der Symphonie stellt dem Orchester die allerschwersten Aufgaben, und die Berliner Symphonie-Kapelle hat dieselben in vortrefflicher Weise gelöst, und eine sehr verdienstliche Leistung geboten, die ihr reichliche Anerkennung erwarb.

An der Königlichen Oper ist „Johann von Paris" neu einstudirt nach fünfzehnjähriger Pause wieder erschienen. Das liebenswürdige Werk fand die verdiente freundlichste Aufnahme des Publicums. Was über die Bedeutung der älteren französischen komischen Oper und über ihr Verhältniß zu den jetzigen Erzeugnissen der Gattung zu sagen ist, habe ich vor Jahren in diesen Blättern in den Satz zusammengefaßt: „die französische komische Oper ist der in Musik gesetzte Gesprächston der jeweiligen französischen Gesellschaft". Ueber dieses Thema noch Variationen zu bringen, wäre nach dem erschöpfenden Artikel des Herausgebers über Jakob Offenbach (in der vorigen Nummer) ganz überflüssig. Hier mag also nur mehr der Aufführung gedacht werden. Die Frln. Lehmann (Prinzessin) und Tagliana (Page) sangen mit vieler Grazie und Geläufigkeit. Herr Betz als Seneschall war ganz vortrefflich, und Herr Ernst als Prinz Johann gab die besten Beweise seines künstlerischen erfolgreichen Strebens. Es wäre sehr dankenswerth, wenn die Königliche Oper auch andere ältere französische Opern vorführte, z. B. Gretrys „Richard Löwenherz", Isouards „Aschenbrödel" u. A. Ich bin überzeugt, der Versuch würde kein verfehlter sein.

Berichtigung. In dem letzten Abschnitte des Artikels „Musik und Moral" ist statt „christlich christlicher Bedeutung" des Ring der Nibelungen „christlich ethischer" zu lesen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Schicksale eines Todtenkopfes.

Der junge Oaka war ein geplagtes Geschöpf, Jeder im Dorfe beschimpfte und mißhandelte ihn. Seine Häßlichkeit und Gebrechlichkeit, sein schleichendes Wesen, seine Arbeitsscheu und Gefräßigkeit bewirkten es, daß wiederholt die Männer des Shawnoe-Stammes, dem er angehörte, in Erwägung zogen, ob Oaka ein Recht zu leben habe. Er ist nur verschont worden, weil sein Vater ein großer Häuptling gewesen. Als er wieder einmal wegen Unsauberkeit hart bestraft war, zog er freiwillig von dannen. Er wanderte gen Westen und ist nach langen, beschwerlichen und entbehrungsreichen Märschen unweit des Mississippi auf ein Volk Sioux gestoßen. Diese erkannten sofort in Oaka einen großen Zauberer. Sein Kopf mit eingedrückter Stirn und weit vorspringenden Kiefern, sein gebückter Gang, seine wirren Blicke und confusen Reden ließen keinen Zweifel daran bestehen, daß er ein mit geheimen Kräften ausgestattetes Wesen sei.

Die Sioux sind bei dieser Annahme einer auch bei anderen Völkern, alten und neuen, wilden und civilisirten, üblichen Auffassung gefolgt. So sind von den Malayen die tiefer stehenden Jakunen, von den Hindus die elenden Mundas als Zauberer gefürchtet; so haben im Mittelalter die cultivirteren Skandinavier den Finnen, diese den wiederum inferioren Lappen übernatürliche Kräfte zugeschrieben; so suchen heute Damen und Herren die Weissagung schmutziger Zigeunerinnen und eingeborner alberner Betteln auf; so ziehen Erkrankte die Experimente unwissender Schäfer der Behandlung vorsichtiger Aerzte vor; so bilden Männer von akademischer Bildung den Ring zum Geisterklopfen unter der Leitung eines dreisten Handlungsdieners, der als Medium Goethe und Humboldt citirt, jenen haarsträubende Verse, diesen geographische Schnitzer vortragen läßt.

Oaka begleitete die Sioux und wuchs mit seinen größeren Zwecken. Bald hatte er es heraus, die Geister der Ahnen zu rufen; er ertheilte Orakel, deren Werth mit ihrer Unverständlichkeit wächst. Das Heilen von Krankheiten gelang ihm nicht seltener, als dem ordentlichen Medicinmann, in der Austreibung der Teufel war er diesem überlegen. Aber nur wenige Jahre sollte er sich des beglückenden Wechsels seines Schicksals erfreuen; gegen einen Grisly-Bären, der ihn umarmte, half kein Zauber. Die Sioux fanden den Kopf ihres Wundermanns nach einigen Tagen, den Rest hatten Füchse weggeschleppt. Neben dem Wigwam des Häuptlings ward der Schädel in die Erde gelegt und jeden Abend Speise und Trank an das Grab gestellt, daß der Geist sich Nachts erquicke. Bei allen Unternehmungen bat man Oakas Schatten um Rath und Hülfe, und viele glückliche Erfolge erwiesen die Macht des Zauberers auch nach seinem Tode.

Plötzlich traf die Sioux eine schreckliche Katastrophe. Eine starke Horde Pawnies brach unerwartet in das Dorf, erschlug die Krieger, brannte nieder, was des Raubens nicht verlohnte. Ihre Hunde scharrten Oakas Schädel aus der Erde. Da die Pawnies von allen Todten nur Uebles erwarten — wie sie denn die Schatten ihrer verstorbenen Verwandten mit Feuerbränden verscheuchen — so erregte ihnen der seltsame Kopf große Furcht. Sie wagten nicht ihn zu verbrennen, aber sie hinderten bei ihrem Abzuge den unbekannten Geist durch Schreien und Schießen, ihnen zu folgen, während gleichzeitig ihr Medicinmann die große Kürbisklapper schwang und brüllte: Zurück, böser Geist, zurück! Oakas Schädel blieb unversehrt liegen, unter einem Trümmerhaufen geborgen.

Nach einigen Jahren kamen spanische Missionäre an den Ort. Der Halbindianer, welcher sie führte, sprach: Hier ist die Stelle, wo euer großer Heiliger ermordet ist. Man untersuchte den Boden, fand Oakas Schädel, sprach viele Gebete, brachte dann den Kopf in die Kathedrale einer großen Stadt, wo er, von goldenen Reifen umkleidet, in einem kostbaren Schreine aufbewahrt wurde. Der Ruf des Märtyrers lockte viele Tausende an, und alsbald geschahen zahlreiche Wunder. Lahme, die sich dem Schreine genähert, konnten sofort das Seil besteigen, Blinde den Vogel abschießen, Taube hörten Gras wachsen, sieche Greise fühlten Armeen in ihren Fäusten, Bettler Millionen in ihren Taschen. Oakas Schädel erwies sich jetzt noch ungleich zauberkräftiger, als im Dorfe der Sioux . . . .

In stiller Nacht betraten fünf ernste Männer die Schatzkammer der Kathedrale, drei Geistliche und zwei Professoren, diese ebenso erprobt bezüglich ihrer kirchlichen Gesinnung, wie anerkannt als bedeutende Forscher auf physiologischem Gebiete. Sie beschäftigten sich lange mit dem wunderwirkenden Schädel, welcher sorgfältig gemessen wurde. Nach leise geführter Verhandlung ist einstimmig der Beschluß gefaßt, den Kopf, der nur einem Wilden niedersten Ranges oder einem Cretin angehört haben könne und durch unglückliche Verwechselung hierher gelangt sei, in aller Stille durch einen proportionirten Christenschädel zu ersetzen. Ohne Säumen ist dies ausgeführt, einer der Professoren trug Oakas Schädel, in eine Zeitung gehüllt, nach Hause.

Einige Wochen später brachte eine amerikanische wissenschaftliche Zeitschrift die Abbildung eines Schädels, als des neuesten und merkwürdigsten Fundes in Virginischem Sedimentärgebirge. Ungeheure Sensation in der Gelehrtenwelt diesseits und jenseits des Oceans! Der Kopf wurde für eine große Summe von einem englischen Schriftsteller gekauft, und nachdem er eingetroffen, war täglich das Haus des Besitzers von Wißbegierigen gefüllt. Triumphirend verkündigte man, daß nunmehr eine der vermittelnden Stufen zwischen dem Menschen und seinem vierhändigen Vorfahren gefunden sei. Zweckessen wurden veranstaltet, bei welchen in geistreichen Toasten Oakas Kopf gefeiert worden ist. Die Damen fanden ihn nicht blos interessant, sondern selbst allerliebst. Allein der Zweifel, der Widerspruch und Spott, anfänglich entschlossener Abwehr begegnend, gewannen schnell Terrain, die Vertreter der wichtigen Entdeckung wurden kleinlaut, und nach einem halben Jahre

Digitized by Google

war alle Welt darüber einig, daß man es mit dem Kopfe eines Idioten unserer Zeit zu thun habe. Der Besitzer selbst hat seinen Irrthum erkannt.

Vor kurzem ist Oakas Schädel nach Amerika zurückgelangt und er befindet sich gegenwärtig unter den Curiositäten Barnums — welchem ich den vorstehenden Bericht verdanke. Albert Brockhoff.

* * *

Auch ein Schriftsteller.

Vor mir liegt ein hübsch ausgestattetes Büchlein „Denker- und Dichter-Worte im deutschen Volksmunde. Citatenschatz, herausgegeben von Th. Weyler". Es erschien 1878. Im folgenden Jahre erblickte es das Licht der Welt in noch eleganterer Form, ohne sich als eine zweite Auflage zu empfehlen. Ich verglich beide Ausgaben. Die Fehler der eleganteren sind genau dieselben wie die der hübsch ausgestatteten, so daß also nur ein Wiederabdruck vorliegt. Und doch thäte eine verbesserte zweite Auflage so sehr noth. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Büchmann's ausgezeichnetes Quellenwerk (sehr schmeichelhaft!) ist im gewissen Sinne (statt: in gewissem Sinne) für das große Publicum zu streng wissenschaftlich (wirklich? das große Publicum kauft jetzt bereits die zwölfte Auflage), wie dies schon aus seiner äußern Anordnung hervorgeht, die mehr auf theoretischen als auf praktischen Werth Anspruch erhebt (ich versichere dem Autor, daß ich einzig und allein auf letzteren Anspruch erhebe). Das vorliegende Werk, das beiläufig gesagt, gar Manches enthält, worüber uns Büchmann im Unklaren läßt (sollte heißen: was Büchmann nicht bringt), ordnet die Citate nicht nach den Urhebern, sondern nach Begriffen. Es ist also (???) gewissermaßen (?) ein Citatenlexicon." Deswegen ein Citatenlexicon, weil nach Begriffen geordnet? Da der Verfasser doch auch wohl hin und wieder zu einem Lexicon seine Zuflucht nehmen muß, so wird ihm nicht entgangen sein, daß sämmtliche Lexica heutzutage zum Behufe prompter Benutzung alphabetisch geordnet sind. Bei ihm ist dies nicht der Fall, und das Aufsuchen eines Citats in seinem Büchlein ist eine schwierige und zeitraubende Aufgabe. Man sucht z. B. finis Poloniae in seinem „Register, nach Begriffen geordnet". Wo? Hier übt Herr Weyler den Scharfsinn des Lesers. Dieser denkt an „Schlacht"; Schlacht fehlt im Register; nun sucht er unter „Sieg oder Niederlage"; beide Wörter sind im Register nicht vorhanden; in seiner Verzweiflung denkt er an des polnischen Feldherrn „Verzweiflung"; im Register nichts von Verzweiflung. Wohin sich wenden? Da das Register im Stich läßt, so blättert man so lange umher, bis man endlich entdeckt, daß das Wort unter „Politik — Staat" hätte aufgefunden werden können, wo Mancher es nie suchen würde. Da sich dasselbe schwere und mühselige Entdecken eines Citats fast in jedem andern Falle wiederholen möchte, so verdienen also die Denker- und Dichter-Worte keineswegs, auch nicht einmal „gewissermaßen", das Prädicat Citatenlexicon; denn in einem Lexicon findet man leicht, was man sucht, wogegen in dieser Schrift kaum je ohne die größte Mühe gefunden werden kann, was gesucht wird. Bei der zweiten Auflage würde daher die ganze Vorrede gestrichen, sowie das sogenannte Register zerstört werden müssen, um dem Buche zur Brauchbarkeit zu verhelfen.

Dasselbe trägt aber noch viele andere Mängel. S. 4 heißt es: „Gebratene Tauben, die Einem in's Maul fliegen u. s. w. kommt vor in den meisten Schlaraffenliedern, z. B. in Brants Narrenschiff." Brants Narrenschiff ist kein Schlaraffenlied. Das Wort steht unter „Ahnung — Beängstigung". Möglicherweise könnte der beängstigt werden, dem es passiren würde, daß ihm eine Taube gebraten in den Mund einfliegt; warum das aber eine Ahnung sein soll, weiß ich nicht zu enträthseln. — S. 14 schreibt Verfasser: „Illo zu Isoloni". Letztere Person führt den Namen Isolani. — S. 18 heißt es: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht. Bürgers Gedicht Leonore." Bürger nannte sein Gedicht „Lenore". — S. 28 wird ein italienischer Dichter Guarni erwähnt. Guarini ist sein Name. — S. 30 steht: „Böse Sieben kommt in der Bibel wiederholt vor." Mangelhafte Bibelkenntniß! Böse Sieben kommt nie und nirgend in der Bibel vor. — Auf S. 33 lesen wir folgenden haarsträubenden Unsinn: „Errare humanum est. (Irren ist menschlich.) Aus L. Cassius Philippica 12, 2." Jeder Gymnasialschüler der oberen Klassen würde Herrn Weyler belehren können, daß Cicero die Reden gehalten hat, welche man Philippiken nennt. Näheres über Philippiken findet er in jedem Conversationslexicon. Sein Irrthum entstand aus einer unaufmerksamen Lectüre meiner geflügelten Worte. — S. 37 steht: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder — —; nach Büchmann aus Poussins Lehrgedicht Les Jardins entlehnt." Ich muß mich gegen die Anschuldigung verwahren, jemals so unsinniges Zeug gesagt zu haben. Herr Weyler wird, wenn er genau prüft, entdecken, daß ich zu „Et ego in Arcadia" Delilles Gedicht „Les Jardins" anführe und keineswegs Poussins Lehrgedicht „Les Jardins". Der berühmte Maler Poussin hat kein Lehrgedicht geschrieben. Herr Weyler scheint mit der französischen Literaturgeschichte nicht auf zu vertrautem Fuße zu stehen. Daß ich Delilles Gedicht zu „Et ego in Arcadia" und durchaus nicht zu „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder" anführe, hat er in seiner unverantwortlichen Leichtfertigkeit nicht einmal herauszufinden vermocht. — S. 41 wird Thessalonicher 5, 22 citirt. Da es zwei Bücher Thessalonicher gibt, so war anzugeben, ob das erste oder zweite gemeint ist. — S. 46 wird aus Heinrich Heine citirt: „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?" statt des richtigen: „Mein Liebchen, was willst du mehr?" Vielleicht hat der Autor damit ausdrücken wollen, daß die Drehorgelvirtuosen das Lied mit dieser Variante vortragen. — S. 47 wird: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, Der bleibt ein Narr sein Leben lang" stramm und falsch auf Luther zurückgeführt, natürlich ohne den allergeringsten Beleg. — S. 75 wird aus von Nicolay angeführt: „Man glaubt ihm selbst auch nicht" statt: „Man glaubet ihm selbst dann auch nicht". — Daß „Freue dich, meine Seele — —, es kommt ein Platzregen" eine Variation von Psalm 35, 9 sei, wie S. 88 behauptet wird, wird Jeder bestreiten, welcher das Berliner Bild mit dieser Unterschrift kennt, auf welchem ein beleibter, schweißtriefender Herr nach einem Glase Weißbier greift. — Da sich in beiden Ausgaben der Denker- und Dichter-Worte, in der meinigen S. 97, bei „Geschwindigkeit ist keine Hexerei" eine „Centaurie" aus Pistorii Thesaurus citirt findet, so berichtige ich Centaurie, weil „(Büchmann)" daneben gedruckt ist, in Centurie.

Für Winke und Verbesserungen, so schließt der Verfasser das Vorwort, werde er Jedem zu besonderem Danke verpflichtet sein. Diesen Dank habe ich mir durch Verbesserungen erworben. Nun noch einen Wink! Er möge nie wieder ein Buch schreiben, bevor er die dazu nöthigen Studien gemacht hat, um sich nicht am Publicum, dem er die größten Unrichtigkeiten auftischt, so zu versündigen, wie geschehen.

Georg Büchmann.

* * *

Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart von Karl Gottfried Nadler. Herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Lahr 1880, Verlag von Moritz Schauenburg.

Die pfälzischen Gedichte Karl Gottfried Nadlers erfreuen sich seit ihrem ersten Erscheinen besonders in ihrem Heimatlande einer so allgemeinen Beliebtheit, daß es überflüssig wäre, noch eine Kritik dieser lustigen und gemüthvollen Lieder zu geben. Jene Beliebtheit hat auch dadurch keine Einbuße erlitten, daß, wenn wir uns anders recht erinnern, einige Sprachgelehrte in den Nadler'schen Gedichten Verstöße gegen den reinen Pfälzer Dialekt nachgewiesen haben. Solche Nachweisungen werden sich fast bei allen Dialektdichtern führen lassen. Die Oberländer'schen Illustrationen geben der vorliegenden neuen Auflage noch einen neuen Reiz, und so möge dieselbe recht weite Kreise davon überzeugen, daß in der Pfalz auch Besseres gedeiht, als — Tabak.

H. H.

Berichtigung.

Nr. 41 und 42, Aufsatz von Spiridion Gopčević, lies Maljsoren statt Maljsoven. Seite 243, 2. Spalte, Zeile 27 von unten Drven statt Drven, Zeile 32 von unten Leś statt Leź, Seite 244, 1. Spalte, Zeile 3 von oben Matija statt Mafija, Zeile 3 von unten Scherijat statt Schlerijat, Seite 245, 1. Spalte, Zeile 16 von oben Škreli statt Skreli, Zeile 18 von oben Kiasim statt Kasim.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Methode Toussaint-Langenscheidt.
Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener. 29. Aufl.

Englisch v. d. Professoren Dr. **C. van Dalen, H. Lloyd** und **G. Langenscheidt.**

Französisch v. d. Professoren **Ch. Toussaint** und **G. Langenscheidt.**

Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 M. Kurs. 1 u. 2 auf einmal **nur 27 M.**

Deutsch v. Prof. Dr. **Dan. Sanders.** Ein Kursus, 20 Briefe, nur komplet, 20 Mark.

Probebrief jeder Spr. nebst Prosp. à 1 M. (Post-A.)

Urtheile: „Diese Unterrichtsbr. verdienen d. Empfehl. vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. **Diesterweg,** Dir. Dr. **Freund,** Prof. Dr. **Herrig,** Prof. Dr. **Scheler,** Prof. Dr. **Schmitz,** Prof. Dr. **Städler,** Dir. Dr. **Viehoff** u. a. Autoritäten geworden ist." (Lehrerztg.) — „T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine d. wichtigsten Erscheinungen d. Neuzeit, als ein ebenso wichtiger Triumph des menschl. Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie." (Liter. Rundschau.) — „Dies. Unt. ersetzt in jeder Hinsicht e. guten Lehrer." (Schulztg.) — „D. Lehrer wird bei dies. Unt. auch f. d. Aussp. ganz überflüssig." (Schulrath Prof. Dr. Hermann, Wien.) — „Der wohldurchdachte Plan und die Sorgfalt der Ausführung treten in der T.-L.'schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man d. schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche v. d. litter. Industr. auf d. Markt gebracht werden." (Schulbl.)

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh.
(Prof. G. L.)
Berlin, SW., Möckernstr. 133.

Für Schriftsteller u. Redacteure!
Ein Dr. med. in e. kleinen Stadt übernimmt schriftl. Arbeit, medizin. u. naturwissensch. Inhalts, desgl. Uebersetz. u. Correct. aus dem Franz. Off. sub P. D. 293 an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig.**

Neue Lieder
im Verlage von
C. A. Challier & Co. in Berlin.

Heinr. Hofmann.

Op. 49.	**Wanda.** Ballade . . .	M. 2.—
Op. 51.	Fünf Lieder	3.—
—	No. 1. **Abendstille** . .	1.—
—	No. 2. **Wirf in mein Herz den Anker** . .	1.—
—	No. 3. **Stelldichein** . .	1.—
—	No. 4. **In der Fremde** .	1.—
—	No. 5. **Liebesgruss** . .	1.20

(Mit deutschem und englischem Text.)

L. Schlottmann.

Op. 42.	No. 2. **O Jugendzeit** . .	M. —.50
—	No. 3. **Liebesbotschaft.**	1.—
Op. 44.	Zehn Goethe'sche Dichtungen	6.—

(1. Wandrers Nachtlied. 2. An den Mond. 3. Nachtgesang. 4. Goldschmiedgesell. 5. An die Entfernte. 6. König in Thule. 7. Der Fischer. 8. Erlkönig. 9. Gretchens Bitte. 10. Lied zum Tanz u. d. Linde. à M. —.60—1.20.

Rich. Wüerst.

Op. 79.	No. 1. **An den Mond.** .	M. —.60
—	No. 2. **Parole**	1.—

Bekanntmachung.

Der Börsen-Verein der deutschen Buchhändler beabsichtigt demnächst (wenn möglich zu Neujahr 1881) die neu begründete Stelle eines Secretairs des Börsen-Vereins zu besetzen, dessen Aufgabe in der Organisation und Leitung des neu zu errichtenden Central-Bureaus des Börsen-Vereins zu Leipzig, in der Verwaltung des Vereins-Archivs, sowie in der Bearbeitung damit zusammenhängender literarischer und publicistischer Angelegenheiten besteht. Nothwendiges Erforderniß ist eine academische, wünschenswerth eine juristische Vorbildung. Mit der Stelle ist ein Gehalt von 4500 Mark verbunden. Geeignete Bewerber werden ersucht, ihre Bewerbung unter Beifügung eines Lebenslaufes und der ihre bisherige Ausbildung und Thätigkeit betreffenden Papiere bis zum 15. November d. J. bei dem ersten Vorsteher des Börsen-Vereins dem Verlagsbuchhändler Adolph Enslin in Berlin SW., Wilhelmstraße 122, einzureichen.

Berlin, Breslau, Leipzig, den 8. October 1880.

Der Vorstand
des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler.
Adolf Enslin. E. Morgenstern. H. Haessel.

Neue Musikalische Zeitung.

Am 8. **Oktober** a. c. erscheint in meinem Verlage und unter meiner Redaktion:

Musikalisches Centralblatt.

Ein unabhängiges, unparteiisches Organ für Musiker und Musikfreunde, welches allem Parteigetriebe fernstehen und jeder Richtung gerecht werden soll.

Dasselbe erscheint an jedem Freitag in 1—2 Bogen in Quartformat **zum Preise von 2 Mark pro Quartal (13 Nummern)** und ist durch alle **Buch- und Musikhandlungen** sowie durch alle **Postämter** zu beziehen.

Prospekte u. **Probenummern** sind von jeder Buch- u. Musikhandlung gratis zu entnehmen.

Leipzig, Oktober 1880. **Robert Seitz.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Berthold Delbrück,

Einleitung in das Sprachstudium.

Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung.

A. u. d. T.: **Bibliothek indogermanischer Grammatiken.** Band IV.

Broschirt M. 3.—, geb. M. 4.50.

Wesentlich für diejenigen geschrieben, welche aus der vergleichenden Sprachforschung kein Specialstudium machen, schildert das gewiss in weiten Kreisen willkommene Buch in grossen Zügen die Entwickelung der Sprachwissenschaft von Bopp bis heute und bespricht die Probleme, welche gegenwärtig die Gelehrten beschäftigen; es ist bestimmt, das Studium der indogermanischen Grammatiken und damit zugleich das Verständnis der vergleichenden Sprachforschung in ihrer neuesten Gestalt zu erleichtern.

Eduard Weber's Verlag
(Julius Flittner) in **Bonn.**

Die

Philosophie unserer Dichterheroen.

Ein Beitrag
zur
Geschichte des deutschen Idealismus
von
Dr. **Joh. H. Witte.**

I. Band:

Lessing und Herder.

M. 6.50.

Denkrichtungen der neuern Zeit.

Eine kritische Rundschau
von
M. J. Monrad,
Professor an der Universität Christiania.

M. 5.—

Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler** in **Stuttgart** und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen wie direct vom Verleger:

Deutsche Treue.

Historische Erzälung
von
Eduard Jost.

2 Bände. Elegant broschirt 8 M., fein geb. 9 M.

Die Kölnische Zeitung sagt: Unter diesem Titel bietet der beliebte Autor dem deutschen Volke eine neue auf gründliches Quellenstudium basirte historische Erzählung aus den Jahren 1688/89, in welchen die Heerführer des „allerchristlichsten" Königs, Ludwig XIV., ein Melac, Monclar 2c. die sonnige Pfalz in eine Wüste verwandelten. Das Werk, ein echt patriotisches Volksbuch, bildet einen geschichtlichen Beleg zu den Worten Moltke's: „Die Trümmer am Rhein und am Neckar sind die Denkmäler unserer einstigen Schwäche." Jeder, der es zur Hand nimmt, wird sich mit Entsetzen vergegenwärtigen, was dermaleinst deutsche Lande von den zerstörungssüchtigen Nachbarn zu erdulden hatten.

Literarische Nebenbeschäftigung sucht ein kenntnißreicher und federgewandter **Redakteur.** Offerten unter **Dr. B.** an die Exp. d. Bl.

Hierzu Beilagen von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart und der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 30. October 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Engländer über Rußland. Von A. Brückner. — **Literatur und Kunst:** Lebensabend. Von Klaus Groth. — Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880). I. Das Festprogramm. Von Anton Bettelheim. — Die Quäker und ihr Dichter. Von Ernst Otto Hopp. — Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk. Von G. Ebe. — Spaziergänge auf Ceylon. Von Bruno B.-Schwarzbach. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Ein Engländer über Rußland.*)

Von A. Brückner.

Es gab eine Zeit, da Rußland für Westeuropa in ähnlicher Weise eine terra incognita war, wie etwa Amerika vor Columbus. Rußland mußte entdeckt werden. Zu denjenigen, welche das unermeßliche Reich, von dessen Bevölkerung man aus Herodot die allerwunderlichsten Reminiscenzen überkommen hatte, dem Gesichtskreise der abendländischen Culturwelt näher rückten, gehört jener kaiserliche Gesandte Herberstein, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein epochemachendes Werk über seine Reise nach Moskau herausgab. Die Kaiser Maximilian und Karl V., sowie des letzteren Bruder Ferdinand, hatten ein lebhaftes Interesse an dem unbekannten Lande und Volke empfunden, welches jetzt allmählich dem Abendlande erschlossen wurde. Der geistreiche und strebsame Ulrich von Hutten hatte mit Spannung den mündlichen Erzählungen von Herbersteins Aufenthalte in Rußland gelauscht. Das Buch des vielgereisten Diplomaten erlebte eine große Anzahl von Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt; es hatte einen sensationellen Erfolg. Mit ähnlichem Interesse begrüßte man etwas später, nachdem die Engländer 1553 den Seeweg in das Weiße Meer entdeckt hatten, eine ganze Anzahl von englischen Büchern über Rußland, deren stattliches Verzeichniß der berühmte Sänger des „paradise lost" seiner kurzen Geschichte Rußlands vorausschickte und unter denen Fletchers Buch „On the russe commonwealth", der Königin Elisabeth gewidmet, das hervorragendste war. Aehnliches Aufsehen erregten: das kleine geistvolle Buch Margerets „l'estat de la Moscovie", dessen Verfasser vom Könige Heinrich IV. aufgefordert wurde, die in dem fremden Lande empfangenen Eindrücke zu fixiren, das schwerwiegende, in zahlreichen Auflagen und Uebersetzungen verbreitete Werk des Holsteiners Olearius über dessen „Reise nach Muscow und Persien" ꝛc. Als dann in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Interesse an dem Reiche Moskovien sich steigerte, als die Czaren der Allianz gegen die Pforte beitraten, als gleichzeitig die Forschung auf dem Gebiete der Geographie, Ethnographie und Sprachwissenschaft einen Aufschwung nahm, als für Rußland im Zeitalter Peters des Großen eine Epoche durchgreifender Reformen anbrach, da war wiederum Rußland bis zum entferntesten Osten ein Lieblingsthema für Wissenschaft und Publicistik. Leibniz knüpfte an die Entwickelung dieses Reiches die weitgehendsten Hoffnungen für die Culturentwickelung des Menschengeschlechts und für den Fortschritt auf den heterogensten Wissensgebieten; der gelehrte Bürgermeister von Amsterdam Nikolaus Witsen gab sein fundamentales Werk „Noord en oost Tatarie" heraus; Strahlenberg schrieb nach langem Aufenthalt in Rußland und Sibirien sein Buch „Das nord- und östliche Theil von Asien und Europa"; Land und Volk, Zustände und Verhältnisse, Staat und Kirche, Verfassung und Sitte Rußlands wurden Gegenstand der eifrigsten Lectüre und auch wohl eingehender Forschung.

Eine ähnliche Reihe schriftstellerischer Erfolge solcher Reisenden und Publicisten, welche Rußland zum Gegenstande ihrer Forschung machten, begegnet uns auch in der neuesten Zeit. In den fünfziger und sechziger Jahren waren es u. A. Schedo-Ferrotis „Etudes sur l'avenir de la Russie", des Freiherrn von Haxthausen Schriften, welche Aufsehen erregten; in neuester Zeit gehören in Deutschland die „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft", in Frankreich die Arbeiten L. Legers, Rambauds, Leroy-Beaulieus u. A. zu sehr hervorragenden Erscheinungen dieser Art. Dieser ganzen Literatur reiht sich nun in unsern Tagen auf das Würdigste das Buch Mackenzie Wallaces an. Der großartige Erfolg desselben entspricht dem innern Werthe der von ungewöhnlichem Geiste, scharfer Beobachtungsgabe, zäher Arbeitskraft zeugenden Leistung. Das Werk hat in ganz kurzer Zeit im Original acht Auflagen erlebt und ist in neun Sprachen übersetzt worden. Die vortreffliche von Ernst Röttger herausgegebene deutsche Uebersetzung erlebt die dritte Auflage. Eine so durchschlagende Wirkung haben sehr wenige Bücher geübt. Es dürfte der Mühe lohnen die Ursachen derselben zu betrachten, auf den Werth des merkwürdigen Buches hinzuweisen.

Es ist nicht zum ersten Male, daß ein Engländer einen so großen international-literarischen Erfolg erringt. Man denke nur etwa an Goethes Biographie von Lewes. Auch ist es oft dagewesen, daß englische Schriftsteller, ohne durch kleinere Arbeiten sich bekannt gemacht zu haben, mit großen, von vollendeter Reife zeugenden Werken auftreten, ohne vorgängige ballons d'essai auf gewissen Gebieten Autoritäten werden. Man erinnere sich Buckles „Geschichte der Civilisation", oder Leckys „Geschichte des Rationalismus" ꝛc. Auch Wallace hatte nie zuvor etwas drucken lassen, als sein Buch „Russia" ihn mit einem Schlage zu einem Schriftsteller ersten Ranges erhob.

Im Jahre 1841 zu Paisley in Schottland geboren, fühlte Wallace, welcher seine Eltern früh verlor und in jungen Jahren schon völlig sein eigener Herr war, mit 14 Jahren einen starken Drang zum Studium und wählte den Beruf eines Advokaten. Nach fünfjährigem Studium in Glasgow und Edinburg erlangte er den Grad eines „Magister artium". Dann studirte er in

*) D. Mackenzie Wallace, Russia; London, Paris, New York. 2 Bde. D. Mackenzie Wallace, Rußland, vom Verfasser durchgesehene, durch ein Kapitel über geheime Gesellschaften in Rußland vermehrte deutsche Ausgabe, nach der siebenten Auflage des Originals übersetzt von Ernst Röttger. Dritte mit einem Nachtrage bis auf die Jetztzeit versehene Auflage. Leipzig 1880, in Commission bei E. F. Steinacker. In einem Bande.

Digitized by Google

Edinburg, hierauf in Paris, dann in Berlin und endlich in Heidelberg die Rechte; in Heidelberg arbeitete er zwei Jahre lang in Gemeinschaft mit Dr. Georg Ascher an einem Werke über die Aristokratie des alten Rom, welches nie weiter als bis zur Sammlung von Materialien gedieh. Im December 1869 kehrte er in seine Heimat zurück, aber schon im März 1870 begab er sich nach Rußland, wo er mehrere Jahre weilte, die Sprache des Landes gründlich erlernte, und durch Aufenthalt in den Städten und auf dem platten Lande sowie durch vielfache Reisen einen so tiefen Einblick in die Verhältnisse des Reiches und Volkes gewann, daß seine Kenntnisse, seine Urtheile in Betreff Rußlands einen unvergleichlich höheren Werth haben, als die Beobachtungen und Bemerkungen einer großen Anzahl anderer ausländischer Reisenden, welche nach kurzem Aufenthalt und flüchtigem Eindrucke sich zur Herausgabe eines Buches über Rußland in Stand gesetzt hielten.

Wallaces Buch ist als eine überaus gewissenhafte Enquete zu bezeichnen, welche in Bezug auf die wichtigsten socialen und politischen, in Rußland gegenwärtig auf der Tagesordnung stehenden Fragen angestellt wurde; es kann als ein Beitrag zur neuesten Geschichte Rußlands gelten, welcher bleibenden Werth behalten wird. Nicht in wissenschaftliche Form gekleidet, ohne systematische Anordnung, durchaus populär und gemeinverständlich, liegt hier ein wahres Meisterstück einer literarischen, publicistischen Leistung vor, aber zugleich einer Leistung, welche von dem sorgfältigsten Studium, von eisernem Fleiße zeugt. Frei von aller Voreingenommenheit, wird Wallace seinem Gegenstande in allen Stücken gerecht; von etwaigem nationalem Vorurtheile findet sich in dem Buche keine Spur, es herrscht in demselben eine wohlthuende objective Ruhe und Unbefangenheit; aufrichtiges Interesse an dem Stoffe, ein großes Maß von Wohlwollen für das Land und das Volk, dessen Entwickelung in den letzten Jahrzehnten allerdings einen würdigen Stoff zu eingehendem Studium abgegeben; eine gerechte Würdigung der Schäden und Mängel, wie der Vorzüge und Fortschrittskeime; wissenschaftliche Akribie bei Prüfung der empfangenen Eindrücke, der gehörten Urtheile; allseitige Würdigung der Gunst und Ungunst der Bedingungen für Rußlands fernere Entwickelung — solcher Art sind die Grundzüge des Wallace'schen Werkes.

Wer wie Wallace mehrere Jahre hindurch seine ganze Zeit und seine Kraft der Erforschung Rußlands widmete, ohne dabei irgend einer besonderen Specialität den Vorrang zu geben, wer, wie er, ganze Bibliotheken von Werken in russischer Sprache durchmusterte, monatelang durch eigene Anschauung dem Geschäftsgange in den Behörden folgte, immer die ersten Quellen zur Information benutzte, die tüchtigsten Gewährsmänner in Anspruch nahm, die Ansichten und Urtheile Anderer durch selbstständige Erfahrung zu controliren im Stande war, wer, wie er, bald in den Salons der hervorragendsten Staatsmänner, bald in den Arbeitsstuben der unterrichtetsten Gelehrten schwerwiegende Daten sammelte, das Leben des Volkes bald in den Mittelpunkten, bald an der äußersten Peripherie beobachtete, das Sein und Wesen der verschiedensten Gesellschaftsklassen, die Wirkung durchschlagender Regierungsmaßregeln, energischer Reformen, völkererziehender Institutionen prüfte, hat ein Recht gewonnen die Summe zu ziehen, die Ergebnisse seiner Forschung der Mit- und Nachwelt zu erschließen. Im Verkehr mit Höchstgebildeten und Bestsituirten wie im vertraulichen Gespräch mit Bauern und Landgeistlichen; im Meinungsaustausch mit Städtern und Landjunkern wie bei dem Besuche der Zelte halbwilder Nomadenvölker, alle Arten von Touristeneindrücken an sich erfahrend, eine Unzahl von Fragen aufwerfend und erörternd, ließ sich Wallace nur von dem Wunsche leiten, ein wahres, treues Bild von den Zuständen und Entwickelungen in Rußland zu entwerfen. Die erste Anforderung, welche er jeden Augenblick an sich stellte, ist die photographische Correctheit, wenn von einer solchen bei einer Darstellung die Rede sein kann, welche nicht blos Bilder, Anschauung liefern will, sondern auch Beurtheilung des Angeschauten, Begutachtung des Gewordenen, bei einer Darstellung, welche nicht blos zu unterhalten, sondern auch zu belehren beabsichtigt. Hier liegt keine Unterhaltungslectüre vor, kein Buch, welches sich an die Phantasie wendet. Wallaces „Russia" will orientiren und thut es in ausgedehntestem Maße. Er ist weit davon entfernt, sein Urtheil in allen Stücken für maßgebend zu halten, aber seine zwingende Art der Argumentation, verbunden mit der Fülle von Material, welches er sammelte, verleiht seinem Buche die Bedeutung eines Compasses auf dem weiten Ocean der widersprechenden Meinungen, der optimistischen und pessimistischen Anschauungen, welche man so oft über Rußlands Gegenwart und Zukunft hört.

Man kann nicht umhin die Energie zu bewundern, mit welcher Wallace sich an die Arbeit der Erforschung Rußlands machte, und die Ausdauer, mit welcher er diese Arbeit Jahre lang fortsetzte. Sobald er sich in Petersburg davon überzeugt, daß man dort sehr lange leben könne, ohne fließend russisch sprechen zu lernen, zumal wenn man „das Unglück habe, des Französischen oder Deutschen mächtig zu sein", entschließt er sich rasch zu einem mehrmonatlichen Aufenthalte in einem Dorfe im Nowgorod'schen Gouvernement und hat dort täglich Uebung in der russischen Sprache, indem er sich mit dem Dorfgeistlichen und den Bauern unterhält. Um die Provinzialverwaltung zu studiren, beschäftigt er sich zuerst mit den theoretischen und geschichtlichen Werken über diesen Gegenstand und läßt sich von den praktischen Beamten, höheren und niederen, in die Details der Kanzleigeschäfte einweihen. Um die Einzelnheiten der lokalen Selbstverwaltung zu erforschen, knüpft er persönliche Beziehungen zu dem „Präsidenten des Semstwo-Bureaus" und zu dessen Kollegen an, läßt sich in dem Lokal der Behörde einen besonderen Tisch herrichten, wird ein regelmäßiger Besucher der Sitzungen, verbringt täglich mehrere Stunden in dem Bureau, studirt die laufenden Geschäfte, excerpirt interessante statistische Daten aus den Acten, nimmt Theil an der Besichtigung von Krankenhäusern, Schullehrerseminaren u. s. w. Drei Wochen dauert die Session der Landschaftsversammlung, und die ganze Zeit hindurch ist Wallace täglich bei den Berathungen zugegen. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß er meist mit der Zuvorkommenheit der Russen, ihn in den ganzen Organismus der Verwaltung einzuweihen, zufrieden sein konnte, und daß nur ausnahmsweise Fälle eintraten, in denen man ihm mißtraute, ihn für einen Spion hielt u. dgl. m. Wie sehr sich Wallace durch den Ernst und die Tiefe seiner Bestrebungen von andern Reisenden, von den Touristen gewöhnlichen Schlages unterscheidet, sieht man u. A. an der Gründlichkeit seines Studiums des russischen Sectenwesens. Er schildert im 19. Kapitel sein Leben „unter den Ketzern"; während er in Ssamara Nachforschungen über die wirthschaftliche Lage der Provinz und besonders über die Verhältnisse der Bauern nach der Emancipation anstellt, wird er auf die Molokány aufmerksam, begibt sich in ihre Mitte, gewinnt ihr Vertrauen, discutirt mit ihnen dogmatische Fragen und ist auf diese Weise in der Lage, durch unmittelbare Anschauung sich ein sehr deutliches Bild von dem Leben und Treiben dieser Secte zu machen.

Auf allen seinen Reisen in Rußland hatte Wallace unter Anderem beständig den einen Zweck im Auge: Material für eine Geschichte der Befreiung von der Leibeigenschaft zu sammeln. Der Agrarfrage sind mehrere Abschnitte des Buches gewidmet. Er sucht sich im Norden wie im Süden, in der Steppe und in den waldreichen Gegenden, bei den Kosaken im peripherischen Südosten, wie bei den Gutsbesitzern im centralen Reiche ein möglichst eingehendes Bild der Zustände zu verschaffen; er ist im Stande, an das Gesehene allgemeine socialphysiologische Betrachtungen zu knüpfen. Seine politische Bildung und Erfahrung, seine umfassende Belesenheit setzt ihn in den Stand, rascher zu beobachten, sicherer Schlüsse zu machen, unbefangener zu argumentiren, als dieses minder gut Vorbereiteten möglich wäre. Auf diese Weise vermochte er in der Darlegung der Zustände vor und nach der Bauernemancipation, in der Schilderung des ganzen Processes dieser großartigen Reform, in der Darlegung der moralischen und ökonomischen Wirkung derselben auf die Gutsherren wie auf die Bauern so klar und zusammenfassend, so

Digitized by Google

tiv und orientirend zu urtheilen, daß die betreffenden Abschnitte auch in russischen, über diese Fragen sehr gut unterrichteten Kreisen Aufsehen gemacht haben und in den hervorragendsten Zeitschriften reproducirt wurden. Von großem Interesse erscheint eine kleine Notiz in dem 32. Kapitel: „Folgen der Befreiung", der Verfasser habe in nicht officieller Weise an der Sammlung von Materialien für die Commission Theil genommen, welche der Minister der Reichsdomänen, Walujew, 1872 einsetzte und deren Bericht in mehreren großen Bänden eine Darlegung der Agrarverhältnisse in den verschiedensten Gegenden des Reiches enthält.

Neben dieser Rührigkeit bei Erwerbung praktischer Kenntnisse ist aber auch die Belesenheit, ja man darf sagen Gelehrsamkeit des Verfassers eine staunenswürdige. Indem er aber, weit entfernt davon mit seiner Kenntniß der einschlagenden Literatur prunken zu wollen, sehr sparsam ist mit Citaten, indem er in erster Linie ein gemeinverständliches Buch zu schreiben bemüht ist, das mühsam aufgerichtete Gerüst, welches für die Errichtung des Gebäudes erforderlich war, vollkommen beseitigt, dürfte der Umfang dieser Studien nur Sachkennern in dem entsprechenden Maße zur Perception kommen. Wallace versteht es, wie Lessing solches verlangt, „unter den Tisch zu werfen". Er fördert nur einen kleinen Theil von dem Gesammelten zu Tage. Er handelt nach Voltaires Satze, welchem zufolge das beste Mittel langweilig zu werden darin bestehe, daß man Alles sage. Nur wenn man den Stoff so beherrscht, wie dieses bei Wallace der Fall ist, kann man in so knapper Form so Vieles bringen. Lessing soll an einen Freund geschrieben haben: „Verzeih', daß ich nicht kürzer schrieb: ich hatte keine Zeit." Wallace hat viel Zeit gebraucht, um seinen Lesern viel Zeit zu ersparen. Ein anderer Schriftsteller hätte eine Unzahl von Bänden gemacht: Wallace hat in zwei mäßig großen Bänden die Ergebnisse sehr ausgedehnter Forschungen in sehr leichter und bequemer Form zusammengedrängt. Man merkt da nicht viel von dem Staube der Bibliotheken, welche der Verfasser durchwühlte; hier ist keine Spur von pedantischer Sucht, unzählige geringfügige Collectaneen zu verwerthen. Ganze Papierkörbe von Excerpten sind mit frischer Leichtlebigkeit und um der Erhaltung eines großen Maßes von Lesbarkeit willen beseitigt worden. So z. B. hat der Verfasser fast ausnahmslos darauf verzichtet, die Ergebnisse seiner historischen Lectüre mitzutheilen. Er hat die vielen Bände von Karamsins Geschichte gelesen, sich durch achtzehn Bände von Ssolowjews Werk über die Geschichte Rußlands durchgearbeitet und begnügt sich mit einer ganz kurzen und bescheidenen Erwähnung dieser Thatsache. Mit welchem tiefen Verständniß er einzelne historische Fragen erforschte, ersieht man aus seinen gelegentlichen Bemerkungen über den Ursprung der Russen oder die sogenannte Warägerfrage im 12. Kapitel, oder über die Rangstreitigkeiten (Mestnitschestwo) im 17. Ueber das Sectenwesen, die Geschichte des Bauernstandes, über kirchen- und rechtshistorische Specialitäten hat Wallace die vortrefflichsten monographischen Arbeiten benutzt. Man nimmt wahr, daß er es verstanden habe, sich die richtige Auskunft über die einschlagende Literatur zu verschaffen, und daß er nachher weder Mühe noch Zeit gespart habe, die trockensten fachwissenschaftlichen Bücher durchzuarbeiten. Eine solche Vertrautheit mit der Literatur war erforderlich, um die Fruchtbarkeit des mündlichen Verkehrs mit den Vertretern der verschiedenen Stände zu steigern; der Schwerpunkt der Thätigkeit Wallaces liegt aber in der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, in der Autopsie, in der Ocularinspection, in den Erhebungen, welche er an Ort und Stelle anstellte. Seine Gespräche mit dem Dorfpopen, mit dem Gutsverwalter Karl Karlitsch, mit Kosaken und Baschkiren, mit Bauern und Gutsbesitzern, mit hohen Würdenträgern und kleinen Beamten, mit Gelehrten und Publicisten sind unvergleichlich wichtiger als die Bücherweisheit; aber wissenschaftliche Bildung, theoretische Kenntnisse, geistige Reife, zuvor erworbene Welt- und Menschenkenntnisse waren erforderlich, um den Erfolg der persönlichen Enquete zu sichern.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Lebensabend.

Grotvader sitt mit folte Hann,
Grotmoder stickt de Oellamp an,
Denn bögt se ok de möden Been —
Dar sitt de Beiden, still, alleen.

Na Korten steit de Ole op
Un halt en hitten Abenknop.
He wesselt em vun Hand to Hann',
Grodmoder sitt un süht dat an.

Besök is selten. Awer hüt,
Vörbi ant Finster, knarrt der Schritt',
De Dör geiht op un wedder to:
Herr Paster is dat mit de Fro.

„Süh dar!" „„Gunnabend!"" „Wat vör'n Ehr!"
Un um den Disch dar sitt de Veer.

Herr Paster fragt na dit un dat.
Grotmoder bütt Fru Pastern wat.
Doch wüllt se nix, ni Thee noch Brod,
Mal insehn man, as Nawers do't.

Do seggt Grotvader na en Wil,
As't Snacken nich mehr lopen will, —
Un nückt un winkt de Olsche sacht:
„Lang' se man her, as alke Dag!"

„Herr Paster," seggt he, „vör uns Oln
Is abends dit de Uennerholn.
De Kopp ward swack un stief de Been,
Gottlof, wi hebbt noch Beid de Tähn."

Un darbi wies' he op en Pas',
De Gosche ut dat Eckschapp tas':
„De Ogen wüllt ok recht ni mehr,
So hebbt wi'n beten Handgebehr."

„Vun't lange Sitten ward man möd,
— Langn Se mit to! — denn knackt wi Nöt."

„Wi sünd nu föfdig Jahr to Gangn,
Utspraken hebbt wi uns al lang',
De Frünn sünd dot, de Kinner weg,
Nötknacken, sehn Se, is ni slech."

„Man denkt an dit, man denkt an dat,
Man denkt toletz bi allens wat,
Un hett ok dit mal nich mehr Smack,
So, denk ik, slutt uns Herr den Sack."

Kiel, 24. Juli 1880. Klaus Groth.

Anmerkung. Folte Hann gefaltene Hände. bögt biegt. na Korten in Kurzem. hitten Abenknop heißer Ofenknopf, die Hände zu wärmen. Besök Besuch. knarrt der Schritt knarren (da) Schritte. bütt bietet. as Nawers do't wie Nachbarn thun. alke jeder. Uennerholn Unterhaltung. Tähn Zähne. Pas' Beutel. Gosche Großmutter. tasen zerren. Handgebehr Handbeschäftigung zum Zeitvertreib. Nöt Nuß, Nüsse. slutt schließt.

Digitized by Google

Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880).

I. Das Festprogramm.

> Hier beschäftigt uns das Fest selber als ein erhöhtes Moment im Dasein des Volkes, wobei die religiösen, sittlichen und poetischen Ideale des letzteren eine sichtbare Gestalt annehmen.
>
> Jacob Burckhardt: Die Cultur der Renaissance.

Das intime Familienfest, welches die Comédie française zu Ehren ihres zweihundertjährigen Rechtsbestandes vom 21. bis 28. October begeht, dürfte sich zu der schönsten, würdigsten Molièrefeier gestalten, die diesem echtfranzösischen Nationaldichter, dem Schöpfer des vaterländischen Lustspiels als vollwerthiger Kunstform, bis zur Stunde beschieden ward. Corneille und Racine konnten zwar schlechterdings nicht umgangen werden: allein Jenem fällt nur ein Abend mit der Tragödie „Horace" und der für Molière so anregenden Komödie „le Menteur" zu, und dieser wird gleichfalls nur einmal mit der „Iphigénie en Aulide" und den „Plaideurs" erscheinen. Die übrigen Vorstellungen gehören und gebühren ausschließlich Molière. Der „Misanthrop", der „Tartüffe", die „gelehrten Frauen", der „eingebildete Kranke", der „Geizige", allbekannte, von Molière'schen Traditionen getragene Meisterleistungen der Maison de Molière sind den Festgästen als auserlesene Kunstgenüsse zugedacht. Eine pomphafte Neuscenirung des Bourgeois gentilhomme mit den musikalischen und choreographischen Zwischenspielen soll den Beschluß machen, indeß eine Gelegenheitsdichtung von François Coppée, dem trefflichen Lyriker, der die Sinecure des Theater-Bibliothekars mit dem Ehrenamt des Hauspoeten vereinigt, die Feier eröffnen wird. Für das wirksamste Festspiel hat — freilich unbewußt — vor mehr als zwei Jahrhunderten Molière selbst als Schutzpatron der erlauchten Genossenschaft, die sieben Jahre nach seinem Tode unter den Auspicien Ludwig XIV. und Colberts mit der älteren Truppe des Hôtel de Bourgogne sich zusammenschloß, vorgesorgt. Sein dramatisches Pamphlet: „Impromptu de Versailles" bringt ihn und all seine Getreuen leibhaftig auf die Bretter. So wird uns der erste Abend Molière, den ruhelosen Theaterdirector zeigen, der als Autor und Regisseur seine Truppe energisch zusammenhält, unterweist, befeuert und, unbekümmert um Neider und Spötter „sich ein- für allemal öffentlich darüber ausspricht, daß er keine Lust habe, auf ihre Kritiken und Antikritiken auch nur ein Wort zu erwidern". *)

Wir werden aber im Misanthropen unter Alcestes durchsichtiger Maske auch den Menschen Molière zu Gesicht bekommen, denn „ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Molière im Misanthropen sich selbst geschildert hat. Einmal wimmelt es darin von kleinen intimen Nuancen, die nur derjenige findet, der das Dargestellte selbst empfunden hat. Daß des Misanthropen Meinung von der Poesie Molières eigene war, leugnet Niemand. Sogar der unbefriedigende, dumpfe Ausgang des Stückes deutet darauf hin und wird jeder Dichtung eigen sein, die aus Selbstironie hervorgegangen ist, wie z. B. Goethes Wilhelm Meister und Tasso zeigen. Wie er von Eifersucht, und zwar gegründeter, geplagt war, lehrt die Geschichte seines Lebens. Nun endlich dieses sein Leben selbst. Ein Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, auf das Edle und Große hinstrebend, wie er denn von der Darstellung ernster Charaktere nur durch wiederholtes Verunglücken auf der Bühne zurückgeschreckt wurde, und nun genöthigt, den Lustigmacher, den Hansnarren zu spielen, mitten im Jubel des Beifalls sich wahrscheinlich selbst verachtend (?) über die Versündigung an seinem bessern Innern (?). In der Gesellschaft tief unter denjenigen stehend, die er nicht einmal als seines Gleichen anerkennen konnte. Selbst der Misanthrop fiel durch (?) als nicht pudelnärrisch genug. Mußte sich da nicht eine Feindseligkeit gegen die gesellschaftlichen Zustände ansetzen? Ich denke hier an Raimund, der, obgleich tief unter Molière stehend, doch hierin eine Aehnlichkeit mit ihm hatte. Wie nahe Molière der eigentlichen Gemüthspoesie stand, von der ihn nur das Zeitalter und vielleicht der überlegenere Einfluß seines Freundes Boileau zurückschreckte, zeigt nebst einzelnen Stellen in allen seinen Werken vor Allem das kleine Bruchstück „Mélicerte". Der Monolog der Heldin im zweiten Act zeugt von einer seine Zeit weit überflügelnden Empfindung, wie sie selbst bei Racine selten vorkommt."

Grillparzer — denn ihn haben wir eben vernommen — beweist in dieser, im Einzelnen vielfach anfechtbaren Charakteristik wieder einmal, daß er nicht blos einer der bedeutendsten Dramatiker, sondern auch einer der selbstständigsten, kritisch tiefst eindringenden Köpfe gewesen. Molière deckt sich mit seinem Alceste. Das ist im Großen und Ganzen richtig. Allein so naheliegend die Analogien zwischen dem „Misanthropen" und seinem Schöpfer auch sein mögen, so naheliegend sind auch die Unterschiede beider Gestalten. Der von der herzlosen Celimene doppelt und dreifach betrogene Alceste ruft verzweifelnd:

> „Von Ungerechtigkeit erdrückt, verrathen
> Von allen Seiten, will ich einem Schlund
> Entfliehen, in dem das Laster triumphirt,
> Und einen abgelegenen Winkel mir
> Auf Erden suchen, wo ich Freiheit habe
> Ein Ehrenmann zu bleiben."

So denkt, so handelt nicht Molière; als Dichter und Darsteller sucht und findet er Trost für sein häusliches Mißgeschick; und das stolze Bewußtsein eines großen, rühmlich erfüllten Künstlerberufes kommt wiederholt in seinen Streitschriften zum Ausdruck. Schon 1663 sagt er in der „Kritik der Frauenschule" *): „Ein gut durchgeführtes Trauerspiel ist ohne Zweifel etwas sehr Großes; aber das Lustspiel hat gleichfalls seinen Reiz und ist, wie mir scheint, nicht leichter zu schreiben als jenes." Und ein anderer Anwalt Molières, Dorante, setzt noch energischer ein: „Ganz gewiß, Madame! Und wenn Ihr's für noch etwas schwieriger erklärtet, so glaube ich, wäret Ihr nicht im Irrthum. Denn in der That, ich finde es weit leichter, große Gesinnungen mit Pathos aussprechen zu lassen, dem Schicksal in Versen zu trotzen, das Glück anzuklagen und auf die Götter zu schelten, als die Schwächen und Verkehrtheiten der Menschen aufzufassen und die Fehler aller Welt ergötzlich auf der Bühne zu schildern. Wenn Ihr Helden malt, habt Ihr freie Hand; das sind ideale Züge, bei denen Niemand einfällt, eine Porträtähnlichkeit zu suchen, und Ihr braucht nur dem Zuge einer aufgeregten, schwunghaften Einbildungskraft zu folgen, die oft genug die Wahrheit liegen läßt und das Wunderbare festhält. Wenn Ihr aber die Menschen malen wollt, wie sie sind, so müßt Ihr nach der Natur zeichnen. Eure Porträts sollen ähnlich sein, und Ihr habt nichts erreicht, wenn Eure Zeit sich nicht in ihnen abspiegelt. Mit einem Wort, im Trauerspiel reicht es hin, gut gedachte und schön stilisirte Dinge zu sagen; für das Lustspiel ist das aber noch nicht genug; da muß man zu scherzen verstehen, und es ist nicht so leicht als man denken soll, anständige, gebildete Leute zum Lachen zu bringen."

Molières Theorie der Tragödie ist offenbar nur französischen Urbildern abgesehen; für Shakespeare trifft sie nicht zu. Allein für die Komödie bedeutet Molières Standrede nicht blos die Vertheidigung seiner eigenen Bestrebungen, sie entwickelt auch das Programm der französischen Schule, welche von Regnard und Lesage bis auf Balzac und Emile Augier in erbarmungslosem Studium der zeitgenössischen Gesellschaft, in der satirischen Verfestigung ihrer auffälligsten Charaktere ihre Hauptaufgabe

*) Das „Impromptu von Versailles" 3. Scene. Der Referent benutzt durchaus die verdienstvolle Uebersetzung der Molière'schen Lustspiele von Wolf Grafen Baudissin, Leipzig, 1865—67 Hirzel, 4 Bände. Der treffliche Mann war für die Schlegel-Tieck'sche Shakespeare-Verdeutschung bekanntlich als Dritter im Bunde mit thätig. Seine Molière-Uebertragung hält merkwürdiger Weise noch immer bei der ersten Auflage.

*) Siebente Scene.

Digitized by Google

erblickt hat. Die Irrgänge des modernen Lebens sind dichter verschlungen als in den Tagen Molières, die Technik ist subtiler, die Fabulirung schwieriger geworden: unbeirrt von alledem ist Molières Tradition aufrecht geblieben. Hätte Frankreich für einen internationalen Dichtertag im Olymp einen Vertreter zu bestellen, meint Sainte-Beuve irgendwo, so müßte man Molière als Sendboten der Nation wählen.

Die Charakterkomödie ist und bleibt also die dem französischen Volkscharakter congeniale Kunstform, wie ja auch der Charakterspieler den ersten Platz auf dem Pariser Theater behauptet. Talma darf uns nicht beirren; einmal ist seine französische Abkunft zweifelhaft und dann ersehen wir aus mannichfaltigen Zeugnissen*), daß er keineswegs ein Heldenspieler vom Schlage der Garrick, Anschütz, Rossi gewesen. Die größte Tragödin Frankreichs in unserem Jahrhundert, die Rachel, war Judenblut. Die Interpreten Voltaires, die Clairon und Lekain, mußten schon von unbefangenen Zeitgenossen den Vorwurf der Uebertreibung und Unnatur hinnehmen, und die pathetischen Darsteller des XVII. Jahrhunderts wurden von Niemandem härter mitgenommen, als — von Molière selbst. „Um des Himmels willen, das heißt Ihr Declamiren, das heißt ja, sich über die Leute lustig machen!" „Mir scheint ein König, der sich ganz allein mit dem Hauptmann seiner Leibwache unterhält, spricht ein wenig menschlicher und nicht so ganz wie ein Besessener" (Das Impromptu von Versailles, erste Scene). Das klingt beiläufig ebenso wie Grillparzers Späße über die „Triller der Wuth, welche die Heldenspieler der Comédie française schlagen".

Die revolutionären Tragödien der romantischen Schule machten die Sache nur noch schlimmer. Emile Zola thut die ganze Bewegung als une pure émeute de rhétoriciens ab. Das geht wohl zu weit; sicher ist, daß die Dramen dieser Musensöhne im Ausland noch weniger Wurzel faßten als die antikisirende Tragödie.

Darf man nach solchen Erfahrungen und Thatsachen den Franzosen den Sinn für pathetische Kunst absprechen? Nicht doch; wir müssen die tragischen Schöpfungen nur in anderen Stilgattungen aufsuchen, als in alt-akademischen und neuromantischen Trauerspielen. Ce n'est pas l'habit qui fait le moine; das bürgerliche Sittenbild, das Proverbe, das Genrestück beherrschen unsere Nachbarn mit unleugbarer Meisterschaft; diese Entwickelung ist aber nur dort denkbar, wo der Roman und die Novelle zu hoher Blüthe gelangt sind. Und da begegnen uns in „Manon Lescaut", dem „Père Goriot" und „Risler aîné" tragische Gestalten, die sich unvergeßlich dem Gedächtniß einprägen. Mussets Geschichten streifen tiefere Probleme als alle Tragödien des XVIII. Jahrhunderts, welche auf dem Theater all jene verwegenen Theorien predigten, die man heutzutage kürzer und geschmackvoller in der Presse und auf der Rednerbühne abthut. Aber diese Literatur der politischen und antireligiösen Propaganda hat ein böses Nachspiel zur Folge gehabt; die Autoren des vorigen Säculums haben unerbittlich den Infâme befehdet; sie haben ihn gestürzt und an seiner Stelle gedachten sie als Pädagogen und Weltverbesserer ein goldenes Zeitalter heraufzuführen. Aber ach, vorher wie nachher nehmen Schurken und Hetären die besten Plätze beim Festmahl des Lebens ein; die Ehrlichen gestehen sich nach und nach ein, daß Noth, Elend, Krankheit, Laster, Rohheit und alle unedlen Triebe der Menschennatur nicht im Weg der Reform abgeschafft werden können. So werden die Herren an ihrer Gottähnlichkeit irre; rathlos und bitter bescheeren sie uns düstere, graue, hoffnungslose Gemälde, denen alle Heiterkeit und Frische abgeht.

Die Nachkommen Molières haben sein munteres Lachen verlernt. Und doch gehören dauernde Wirkungen nur dem goldenen, weltbesiegenden Humor. Weltdichter, wie Shakespeare, Cervantes, Goethe bleiben an der düsteren Wirklichkeit nicht haften; ihnen hat die Erdschwere nichts an; der Spanier, ein rieur sans amertume, verklärt die Niederlage der Idealisten durch seine Götterlaune fast zum Triumph; der Deutsche äfft den Teufel selbst mit Blumen und Engelsspielen; der Britte „lächelt über Alle hin und deutet uns des Edenräthsels hin. . ." Molière hat mit widrigen Lebensschicksalen mannhaft gerungen. In jungen Jahren hat er „Philosophie, Juristerei", vielleicht auch Medicin und Theologie getrieben; sein Vater verschafft dem Milchbart die Anwartschaft auf ein Hofamt; ein bequemes, wohlhäbiges, ehrenreiches Dasein ist ihm von Kind auf bereitet. Aber es duldet ihn nicht daheim. Unstät, als werdender Komödiant, durchstreift er Jahre lang Frankreich auf Kreuz- und Querzügen — ein merkwürdiger Phantast, der erst in späten Jahren seinen Dichterberuf findet. Dann aber überholt der geniale Denker unversehens all das, was die Anderen als tastende Nachahmer der Alten und Ausländer geleistet. Wie der Autor des cocu imaginaire der Dichter des „Tartuffe" und des „Misanthrope" wird, wie er in stetiger Entwicklung, unablässig als Theaterdirector, Schauspieler und Poet thätig, von kleinen Anfängen zu reifen, bis in die kleinsten Einzelnheiten durchdachten und vollendeten Kunstgebilden fortschreitet, ohne ein Körnchen Salz zu verwerfen, ohne im mindesten den derben, dreisten Mutterwitz des Pariser Kindes zu verleugnen — das bleibt für Jünger und Meister allezeit ein bewundernswerthes Beispiel. Molières künstlerischer Ernst, sein eiserner Fleiß finden nicht so bald wieder ihres Gleichen. Derselbe Mann, dessen Charakter die ersten Geister fort und fort durch ihre Originalität anregen, erheitert den Haufen bis zum letzten Athemzuge als Buffone und Possendichter. Aber in dem Schalksnarren steckt ein tapferer Moralist. Ueberzeugender und überzeugter, als die damals so satten und übermächtigen Herren, die hienieden mit Scheiterhaufen, für das Jenseits gar mit Höllenstrafen drohten, zeigt er auf die wirklichen Feinde, auf die Gleißner und Scheinheiligen, als auf die wahrhaft Verdammenswerthen hin. So gilt die solenne Huldigung unseres Theaterfestes nicht zum mindesten dem rechtschaffenen, muthigen Privatmann Molière. Nur sollte man dabei auch mit gebührender Auszeichnung des königlichen Gönners gedenken, der, allen republikanischen Tiraden zum Trotz, Molières unbedingte Dankbarkeit genossen und — verdient hat.

Paris, 19. October 1880. Anton Bettelheim.

*) Der ausgezeichnete Schauspieler Regnier weiß Talma in der Biographie universelle kein größeres Lob zu spenden, als indem er ihn „eine artistische Combination von Shakespeare und Racine" nennt. (Une artistique combinaison de Shakespeare et de Racine.) Wilhelm von Humboldt schildert in einem Briefe an Goethe, der uns mehr als einmal beschäftigen wird, Talmas Wesen als besonnener Enthusiast: „Talmas Stärke überhaupt liegt wohl in dem Ausdruck der hochtragischen, finstern und melancholischen Momente, wo der Geist und die Leidenschaft über sich selbst brüten und die letztere noch verhalten ist. Wenigstens hat er auf mich in diesen Stellen einen größeren Eindruck gemacht, als in denen, wo die Leidenschaft und die Heftigkeit ausbricht, ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer besitzt, sondern sich auch mit Weisheit mäßigt und beherrscht."

Die Quäker und ihr Dichter.

Von Ernst Otto Hopp.

Alljährlich pflegen in mehreren amerikanischen Städten Tage zu erscheinen, an denen die Quäker, die sich in englischer Zunge „friends" (Freunde) benennen, ihre Jahreszusammenkünfte feiern. Solche Tage mit den geräuschlosen Festen ihrer meetings werden auch dem Uneingeweihten bald kund nnd offenbar durch die verdächtige Menge alterthümlicher schlichter Gewänder, baumwollener Regenschirme und längst aus der Mode gekommener Hüte. Es regnet ferner an diesen Tagen, man möchte sagen, immer, es ist das eine althergebrachte Gewohnheit des amerikanischen Wetters, die weiter keiner Entschuldigung bedarf, ich glaube, der Anblick der vielen wider das Unwetter vorsorglich ausgerüsteten Quäkersleute, insonderheit ihrer Kopfbedeckungen, reizt den Jupiter pluvius

Digitized by Google

den die amerikanischen Ungläubigen den „Wetterclerk" nennen, förmlich zu einer nassen Aeußerung. Quäkertag und Regenwetter sind nahezu identische Ausdrücke in den transatlantischen Ländern geworden; und fällt auffallender Weise zu einer Zeit, da man es kaum erwarten sollte, reichliches Naß gratis vom Himmel, so beschwichtigt die Erklärung, daß ja die Quäkerconvention in ihr Zeichen eingetreten sei, sofort allen Unmuth. Einmal gerieth ich in Philadelphia in den Wagen einer Pferdebahn, der fast nur mit solchen Quäkern besetzt war, die eben vom Lande in die Stadt gekommen sein mochten; mir ward zu Muthe, als wäre ich in ein verschollenes Jahrhundert gerathen; aber unter den breiten Krempen leuchteten so freundliche Augen mit so mildem humanem Ausdruck hervor, daß ich den Zufall nicht bereute. Nur ist der Farbensinn bei dieser Secte schwach ausgebildet, außer schwarz, grau und weiß (in jeder Nuance) gewahrte ich keiner anderen Zusammenstellung, eine hübsche junge Quäkerschwester, deren Augen allerliebst nußbraun erschienen, trug sogar eine graue Rosenknospe. Seitdem ist mir diese unnatürlich gefärbte Blumenkönigin als Symbol des ganzen Quäkerthums im Sinn geblieben.

Die Medaille hat immer zwei Seiten. Die amerikanischen Quäker, die ich gründlich kennen gelernt habe, waren ihrer Beschäftigung nach entweder Kaufleute oder Landwirthe. Was die Ersteren anlangt, so sind ihnen geschäftliche Kniffe und kleine erlaubte Ränke keineswegs ganz fremd, ja, man sagte mir stets, die Quäker wären höchst respectable, ehrliche Händler, allein umsonst gäben sie keine Waare weg, und ohne Profit verkauften sie auch nicht, sie verständen es ganz gut, ihre Schäfchen zu scheeren, das äußere Decorum wüßten sie aber stets meisterlich zu wahren. Ihren gottesdienstlichen Zusammenkünften, oder richtiger: Vereinsabenden, wohnte ich nicht selten bei, die Vereinshäuser — nicht „Kirchen" oder „Tempel", sie mögen diese Namen nicht leiden — zeichnen sich durch möglichste Kahlheit und Nüchternheit aus, in denselben gibt es kein Bild noch Zierrath, nur bequem gepolsterte Sitze mit Teppichen darunter, ein bescheidenes kleines Kathederchen, dessen sich indessen Niemand bedient, da die Reden fast immer von dem Platz vor demselben geleistet werden — so sieht ein Quäkervereinshaus aus. Es wird weder gesungen noch gepredigt; wen der Geist antreibt, der redet, und ist dies nicht der Fall, so wünschen sich nach einer bestimmten Frist alle besuchenden Brüder und Schwestern einen gesegneten guten Abend und gehen heim. Diese stark homöopathische Art der Erbauung und der Austheilung geistlicher Speise hat entschieden ihr Originelles.

Wer lange in den großen Städten gelebt hat, und wessen Herz müde geworden ist von dem abspannenden Gelärm der Welt, dem lauten gierigen und hungrigen Schrei auf dem Markt des Lebens, wer sich nach Ruhe sehnt und nach friedlichen Idyllen, dem ist der Aufenthalt in den Quäkerdörfern Amerikas wohl zu empfehlen. Die Natur wie ihre Bewohner athmen dort Ruhe und Frieden; und wer hätte in seinem tiefsten Innern nicht einmal um süße Abgeschiedenheit von dem Drängen der Zeit, um Welt-Verlassenheit und -Vergessenheit geseufzt und gern das Nerven abspannende Hetzen des Kampfes um das Dasein auf eine Weile gemieden? Unser modernes Leben nutzt die Maschine zu sehr ab; wie eine erfrischende Novität und wie eine geistige Ozonkur ist mir der Aufenthalt bei den stillen, genügsamen, ewig ruhigen und freundlichen Quäkermenschen erschienen. Auch die Hausthiere schlossen sich dort dem allgemeinen Zuge und Hange an, die Hunde fraßen mit den Katzen aus einer Schüssel und bellten lange nicht so grell und giftig, wie ihre großstädtischen Vettern, die Ochsen — doch das ist mir gewiß nur so vorgekommen und war eine Sinnestäuschung — brüllten weit mehr in Moll, als anderswo, Alles äußerte sich in gedämpften, herabgestimmten Lauten. Zehn Meilen in der Runde befand sich kein Wirthshaus, keine abscheulich heulende Eisenbahn, die Häuser blieben Nachts unverschlossen. Eine Frühlingsstimmung lag freilich nicht auf den Menschen, wohl aber hatte ich im Umgang mit ihnen die Empfindung, als ob ich herbstlich reine Tage verlebte, in denen man die Blätter von den Bäumen sinken hört und unabsehbar weit in die Ferne zu sehen glaubt. Ich glaube, der Jubellaut des Entzückens ist diesen Friedensaposteln fremd geworden, aber auch der ebenso lebhaft empfindende Haß. Was bei anderen Menschen lediglich als Heuchelkram angesehen werden würde, ist bei ihnen Gewohnheit und anerzogenes Gut geworden, eine gewisse elegische Sentimentalität, ein Verbannen aller Wallungen ist ihnen eigen. Für eine Weile ist so ein Leben recht lehrreich, ja für gewisse Stimmungen sehr annehmbar; ich hatte nur immer das Gefühl, wenn ich Jahre lang dort geblieben wäre, hätte mich einmal eine wilde Wuth erfaßt, blos um dem ewigen, selbstgenügsamen und poesielosen Lächeln und den freundlichen Phrasen ein Ende zu machen. So ist der Mensch; allzu viel Gutes kann er nicht aushalten, wenn er nicht von Kindesbeinen an quäkerisch und in Sanftmuth und ewig süßer Humanität aufgezogen ist. Toujours perdrix ist fürchterlicher als Hungern.

In den Quäkerdörfern hat man aber gar nicht Zeit, sich auf philosophische Nachtgedanken einzulassen, das Leben ist gar arbeitsam. Der alte Pierce, der seine hunderttausend Dollars nach amerikanischem Begriffsausdruck „werth" war — so hieß der würdige Quäker, bei dem ich wohnte — hatte harte, schwielige Hände, war mit der Sonne auf und geizte unterweilen um den Cent. Seine Töchter, die aus Speciallegaten der Großeltern noch weit reicher waren, mußten hart arbeiten, die Kühe melken und die nicht kleine Wirthschaft besorgen. Die Arbeit hat etwas Erlösendes und Reinigendes, sie erstickt viele bösen und trüben Gedanken, ohne Arbeit wäre das Quäkerdasein gar nicht möglich. Vergnügungen habe ich Monate lang wenig oder gar nicht dort erlebt, wenigstens was man draußen in der weiten Welt so benennt, Nachmittags spielten wir allenfalls Croquet, und Abends tranken wir ein Glas Apfelwein auf der Veranda, dann spann der Nachtnebel seine phantastischen Formen um die Tristen, tausende von Grillen zirpten, und ruhig gemessenen Ganges weilte die Unterhaltung auf diesem oder jenem Gegenstand, den vielleicht die Zeitung anregend besprach. Geistige Getränke irgend welcher Art sind absolut verpönt, ein echter Quäker trinkt nie Bier, Wein oder Branntwein, um nicht das ruhige Maß seines Ideenkreises zu stören. Es mag ja auch Quäker geben, die heimlich Wein schwelgen und öffentlich Wasser predigen und trinken — mir sind sie nicht vorgekommen. Gern erinnere ich mich an zwei alte Quäkerbrüder, die in der Stadt New-York wohnten, und die mich gar lebhaft an die bekannten Dickens'schen Brüder im „Nikolaus Nickleby" mahnten. Sie waren wie jene reiche Kaufleute; langes weißes Haar fiel auf ihre Schultern, ihr Schreibepult war so eingerichtet, daß sie sich durch eine Mittelöffnung stets sehen konnten; was aber unbeschreiblich erschien, das war der milde, freundliche Ausdruck ihrer Augen, in die sich ihre Jugend hineingerettet hatte, der gewinnende Ton der Stimme, die herzliche Weise der Unterredung. Man findet doch immer von Zeit zu Zeit ideale Menschengestalten — wer hätte von diesen beiden würdigen Handelsherren etwas Unvortheilhaftes sagen können, und wer sich nicht erquickt an dem Bilde zweier Menschen, die weit über dem Gewöhnlichen zu stehen schienen?

So achtungswerth mir der Quäker im Allgemeinen stets erschienen ist, so wenig möchte es rathsam sein, Proselyten für diese Secte zu werben. Im beschränkten Kreise, unter gewissen Vorbedingungen, kann man den Quäker gelten lassen; wollte man aber die ganze Bevölkerung des civilisirten Theils der Erde quäkerisch machen, so würde das culturelle Resultat ein trauriges werden. Wenn Entsagung und Leidenschaftslosigkeit bei allen Menschen herrschten, würden wir zweifelsohne weniger Verbrechen und Unglück auf Erden sehen, aber auch weniger Fortschritte machen. Nicht nur die genialischen Kraftmenschen, die ganzen Epochen ihren Stempel aufdrücken, und die das allgemein herrschende Nützlichkeitsprincip jetzt schon so selten gemacht hat, sondern auch die Talente würden mehr und mehr aussterben, ein bienenfleißiges Menschenvolk würde auf Erden leben, das geistig in Stillstand und Stagnation gerathen, und da letztere an und für sich schon Rückschritt bedeutet, hernieder-

Digitized by Google

steigen müßte vom Thron des Erreichten. Der Kampf des Lebens verlangt noch mehr als entsagendes Sichzurückziehen, als matte Farben und gedämpfte Laute, ein Land, in dem alle Bewohner mit Friedenspalmen im Herzen und stillem Glück im sanften Licht der Augen lebten, nein, vegetirten, wäre bald sicherem Marasmus des Geistes verfallen: es ist das Ideal einer falschen Göttlichkeit, welches das Quäkerthum anstrebt, auch Christus spricht von Schwert und Kampf und weiß nichts von Quietismus, der immer hinter den Maximen der Kinder des George Fox, des Gründers der Quäkersecte, lauert. In Amerika gibt es ihrer ca. 150,000, die Zahl ist weder in starker Ab- noch Zunahme begriffen und würde schon erheblicher zusammengeschrumpft sein, wenn die Hochkirchlichen und Hyperorthodoxen es sich nicht angelegen sein ließen, gegen Leute zu eifern, die in unbegreiflicher Verblendung von Priestern, Kirchen und allem Ceremoniell nichts wissen wollen. Kampf und Verfolgung, so ist einmal die menschliche Natur, rufen Energie und Widerspruch, das Martyrium gewöhnlich das Gegentheil von dem, was mit ihm angestrebt wird, hervor. Das Fehlen der oben genannten drei Factoren erklärt auch in anderer Weise die geringe Anzahl der Quäker; es ist zwar traurig, aber es ist wahr, daß kirchliche Gemeinschaften, wenn sie eine große Masse zusammenhalten wollen, des Ceremoniellen nicht entbehren können. Beispielsweise sind die freien Gemeinden, die alle drei möglichst beschränken zu können glaubten und keine feste Organisation mitbrachten, immer wieder zusammengeschrumpft und überall bislang nur von einzelnen Persönlichkeiten abhängig mit denselben gestiegen und gefallen. In England, woher sie stammen, ist die Zahl noch weit geringer und dürfte 20,000 nicht überschreiten. Ganz besonders eignen sich die Quäker zu Lehrern und Bildnern der Jugend vermöge ihrer Einfachheit, ihrer Selbstbezähmung und Resignation, in Europa wie in Amerika gibt es manche treffliche Anstalten, die von ihnen geleitet werden.

Auch mehrere Dichter hat das Quäkerthum zu verzeichnen, der bedeutendste derselben ist der Amerikaner John Greenleaf Whittier, der in mancher Beziehung eine Ausnahme von der Quäkerregel bildet und in Europa weit weniger als sein Landsmann Longfellow bekannt ist, dessen poetische Werke zahlreiche Verdeutschungen erfahren haben. In Whittier liegt eine in mancher Hinsicht rauh und roh gebliebene Dichterkraft verborgen, er ist entschieden origineller als Longfellow. Nur dann wird man Whittier verstehen können, wenn man das Quäkervölklein begreift, aus dessen Mitte er hervorgegangen ist, der rothe Faden, der sich durch seine Dichtungen zieht, ist der Grundsatz des quäkerischen Geistes, dem das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" als Lösung aller Conflicte vorschwebt. Wo Whittier Quäker bleibt und als solcher im engen Bezirk einer Ideenschranke sich bewegt, übt er oft eine rührende und bewegende Wirkung aus, größer erscheint er indessen noch als nationaler Sänger. Ihm sind viele europäische Anschauungen fremd, er ist Autodidact mit allen Fehlern und Vorzügen, wie sie denen eigen sind, die sich aus eigener Kraft gebildet haben, er hat nichts von dem Gefeilten und Geleckten, das Longfellow auszeichnet, an sich, er hat sich weder an Goethe noch an anderen deutschen Dichtern und Denkern herangebildet, er hat von der Natur gelernt, und manchmal zieht etwas von dem Sturmrhythmus des atlantischen Meeres durch seine Lieder, den er an seiner heimatlichen Küste von Neuengland brausen hörte, und dessen wilde Melodien weit ins Land hinein vernehmlich werden.

Whittier ward in einem jener stillen Quäkerdörfer geboren, das oben geschildert ward, und mit körperlicher Arbeit nicht verschont. Die unendlich einsame Natur regte ihn zu mancherlei Gedanken, zum Schriftstellern und Dichten an; wie er als Junge vor der Thür des elterlichen Farmhauses aus hölzernem Napf sein Abendbrod einnahm, das hat er später in einem Gedicht: „Der barfüßige Junge" besungen, die Worte, die darin vorkommen:

„Geht mit eurem Bücherdunst,
Die Natur lehrt Lebenskunst!"

sind ihm ein Motto fürs Leben geblieben, wie denn in seinen zahlreichen Schriften nichts Unwahres und Willkürliches zu finden ist, das er sich selber angedichtet hätte. Durch mehrere Uebersetzungen und wiederholte Prachtausgaben ist vielleicht am bekanntesten seine poetische Erzählung „Maud Muller" geworden, die ein Stimmungsbild im besten Sinne des Wortes repräsentirt, dessen tief elegischer Ton doch nichts Weichliches und allzu Sentimentales an sich hat. Es ist eine Neuengland-Idylle, in der die saftig grünen Wiesengründe, aber auch das aus der alten englischen Heimat mit über den Ocean gewanderte und mitübernommene Elend der Wohlanständigkeit und Respectabilität und die schlichten ländlichen Verhältnisse gar anschaulich geschildert werden. Die Fabel ist so einfach: Der unbeweibte junge Richter — in jenen Landdistricten eine ungemein angesehene Persönlichkeit, fast stets reich und aus alter angesehener amerikanischer Familie — reitet an einem Sommertage hinaus in die Felder; auf einer Wiese neben dem blühenden Apfelbaum, in dem die Bienen summen, und an dem der Bach vorbeiplaudert, findet er ein einfaches, barfüßiges Landmädchen, das er um einen Trunk bittet. Er erhält das Gewünschte, eine kurze Conversation entspinnt sich, und er reitet fürbaß; immer wieder muß er sich umsehen, das Bild der Maid mit ihren haselnußbraunen Augen, mit ihrer sittigen Verschämtheit, mit ihrem lieblichen Antlitz steht ihm vor der Seele, lange, lange Zeit. Und er denkt wohl daran: könntest du die heimführen, welch süßes Glück würde dir erblühen; aber die Erinnerung an seine stolzen Schwestern, an seine kalte und hochmüthige Mutter verscheucht die Idylle. Nicht viel besser ergeht es ihr; sie steht lange sinnend im Heu, bis die Regentropfen sie fort treiben, ihr hat der schmucke Reiter es angethan, sie denkt, wenn das dein Erkorener wäre, wie sorgenlos würde sich dein Leben gestalten, dann könntest du deinen Eltern und Geschwistern helfen und die Armen nähren und kleiden! — Aber es bleibt ein Traum, Beider Kismet will es, daß sie in ihren Geleisen verharren, ihm fehlt der Muth zum Entschluß, der ihn von seiner Familie scheiden würde, er heirathet eine reiche Frau mit ödem Gemüth, die für die Mode und die „gute Gesellschaft" lebt, sein Herz bleibt unbefriedigt und hungert nach echter Liebe — zu spät! Wohl hätte es sein können, aber ..... Sie freit einen armen unwissenden Gesellen, bald umspielt sie ein Kinderschwarm, Noth, Sorge und roher Umgang machen sie vor der Zeit altern. Beide träumen wohl oft von dem Tag, der sie zusammenführte und trennte — mit wenig Strichen zeichnet der Dichter so eine Novelle, die eines tragischen Motivs nicht entbehrt, mit den einfachsten Mitteln arbeitet er und erzielt die tiefste Wirkung.

Die Lebensschicksale des Dichters sind in kurzen Worten erzählt. Im Jahre 1808 ward er in der Ortschaft Haverhill im Staate Massachusetts geboren. Seine Familie hatte schon fünf Generationen hindurch auf demselben Gütchen am Gestade des Merrimack-Flusses gelebt, alle, wie der Dichter, stille, anspruchslose und bescheidene Quäkersleute. Whittier besuchte die Districtsschule seines Ortes, in ländlicher Abgeschiedenheit erstarkte sein Körper wie sein Geist, sein neunzehntes Jahr verbrachte er zu weiterer Ausbildung auf einer Lateinschule, in seinem zwanzigsten hatte er sich durch seine ruhige Tüchtigkeit in den Kreisen, in denen er verkehrte, schon einen solchen Ruf erworben, auch durch gelegentliche literarische Beiträge an mehreren Journalen, daß man ihm die Redaction eines Blattes in Boston anvertraute. Zwei Jahre darauf übernahm er die Leitung der „Neuengland-Wochenschau" in Hartford. Während dieser Periode seines Lebens schloß er sich der sogenannten national-republikanischen Partei eng an und veröffentlichte seine „Legenden von Neuengland", sowie eine Reihe von Gedichten, die das Publicum beifällig aufnahm. 1831 kehrte er auf das heimatliche Landgut zurück und blieb, nachdem er die größere Welt kennen gelernt hatte, fünf Jahre lang ein stiller Farmarbeiter. Er verarbeitete die gewonnenen Eindrücke, vertrat seine Ortschaft zwei Jahre lang in der Legislatur von Massachusetts, lehnte aber spätere Wiederwahl ab. Ein längeres Gedicht „Mogg Megone" veröffentlichte er 1836. Er schildert in ihm, sowie in manchen

Digitized by Google

anderen Skizzen aus seiner Zeit, das Leben der ersten Ansiedler und der Indianer, höchst realistisch und naturgetreu, doch oft zu hart und ideallos. In mehreren Gedichten, besonders in „Cassandra Southwick", geißelt er die Puritaner, die seine Väter um des Glaubens willen im 17. Jahrhundert vertrieben, ja, getödtet hatten. Ganz entschieden tritt er gegen ein religiöses Papstthum auf, er will die Freiheit des Bekenntnisses unter allen Umständen gewahrt wissen. Sind doch die Quäker stets Apostel der Toleranz gewesen seit den Tagen Penns, ihres großen amerikanischen Vorkämpfers.

Mit dem Jahre 1836 tritt ein Wendepunkt in Whittier's Leben ein, der Strom seiner Energie und Begeisterung ward in ein anderes Bett gelenkt. Er hatte schon seit Jahren der Abolitionisten-Partei und der Antisklaverei-Gesellschaft angehört. In dem erwähnten Jahre wählte man ihn zum Secretär des Vereins; seitdem hielt er es für seine Pflicht, mit voller Kraft für die Zwecke der Gesellschaft einzutreten; mit welchem Erfolge hat die Geschichte gezeigt. Denn es ist nicht zum wenigsten dem Quäkerdichter zuzuschreiben, daß sich der Gedanke von der Unhaltbarkeit der Sklaverei, von ihrer Gefährdung der moralischen Elemente Amerikas, von ihrer Verwerflichkeit in jeder Beziehung, überall im Norden, selbst in der Hütte des einfachsten Landmanns, Bahn brach. Seine Gedichte, die dieses Thema behandeln, sind oft rauh und ungeleckt, aber nervig und überzeugend. Whittier wandelt nicht auf den schüchtern-conventionellen Bahnen, auf denen so viele amerikanische Dichter, zartfühlig und wenig selbstschöpferisch, gemächlich einherzutrotten pflegen, er vertritt die Ansicht von der Berechtigung der Individualität, er vermeidet die Schablone, an der sein Land krankt, seine Verse sind darum zündend, tief einschneidend und nicht selten bis zum bitteren Tadel aufrichtig.

Unter diesen sogenannten nationalen Gedichten Whittiers haben mehrere in Amerika ungemeine Verbreitung gefunden; kein Schüler der oberen Klassen einer amerikanischen Volksschule dürfte gefunden werden, der nicht das Gedicht von „Barbara Frietchie" kennte, der alten neunzigjährigen Frau, die in der Stadt Fredrickstown in Maryland es wagte, beim Durchmarsch des Rebellenheeres die Fahne der Union zu entfalten und Stonewall Jackson, dem berühmten Führer der Secessionisten, zurief, sie wäre alt genug, er solle die Fahne vernichten und ihrem Leben ein Ende machen. Jackson ließ in einer Anwandlung von großherziger Gesinnung, wie sie ihm eigen war, die Greisin gewähren und verbot bei Todesstrafe, daß ihr ein Haar gekrümmt werde. Durch poetische Bearbeitung solcher und ähnlicher nationaler Legenden — daß die erzählte Geschichte erfunden sei, ward später festgestellt — hat sich Whittier eine beispiellose Popularität erworben. Bei bedeutenden und wichtigen Ereignissen hat man nicht immer Longfellow, der den Amerikanissimis zu viel Ausländer ist, sondern häufig den Quäkerdichter Whittier zum nationalen Sänger gewählt, so bei der Legung des ersten atlantischen Telegraphen, aus dessen Verherrlichung wir die charakteristischen Verse hervorheben:

„Ein Blut, ein Herzschlag nah und weit
Vereint der Völker Heer,
Die Bruderhand der Menschlichkeit
Hält fest sie unterm Meer .....
Seht her! Des Oceans Schranke fällt,
Raum wird und Zeit besiegt,
Der Allgedanke durch die Welt
Wie dein Gedanke fliegt!"

Whittier dichtete auch für die Eröffnung der Weltausstellung zu Philadelphia die officielle Festhymne, deren Schluß lautet:

„Verleih' für noch so ferne Zeit
Uns Frieden und Gerechtigkeit,
Als Wächter unsrer Freiheit setz'
Dein ewig wandellos Gesetz,
Gib, daß von reinerm Licht durchglüht
Ein neu Jahrhundert uns erblüht!"

Seitdem sind die Jahre in ihr Recht getreten, der in Amesburg im Staate Massachusetts lebende Dichter hat sich zurückgezogen und verbringt seine letzten Jahre in stiller Abgeschiedenheit. Als ich ihn vor wenigen Jahren in seiner Sommerwohnung auf den „Sandbankinseln" besuchte, war ich über seine eigenthümliche Erscheinung erstaunt. Whittier mißt nahezu sechs Fuß, er geht noch vollkommen aufrecht, ist aber sehr mager, sein Gang ist sonderbar, er schwingt den Körper hin und her, sein Kopf gleicht dem Walter Scotts und läuft spitz zu. Seine Züge sind regelmäßig und tragen einen fast kindlich einfachen Ausdruck, er würde unbedeutend erscheinen, wenn nicht das tiefe, glänzende Auge da wäre. Auf seinem Antlitz liegt ein nachdenklicher, fast wehmüthiger Zug, seine Manieren sind äußerst bescheiden und zuvorkommend.

Wie die meisten lyrischen Gedichte der Amerikaner — einige von E. A. Poe und wenigen Anderen ausgenommen — tragen auch viele Poesien Whittiers ein stark deistisches Gepräge. Leider involvirt dieser charakteristische Zug einen engen Gesichtskreis, und an diesem Fehler, der das Interesse erheblich abschwächt, leidet auch Whittier. Titanische Anwandlungen und faustisches Ringen sind den Offenbarungsdichtern Amerikas unbekannt. Immerhin aber ist Whittier, der Quäker, unter den jetzt lebenden Dichtern eine anziehende Erscheinung, unter denen Amerikas eine der originellsten und bedeutsamsten.

Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk.*)

Die in Frage stehenden Parlamentsreden des Herrn Dr. August Reichensperger variiren das alte urkräftige, wenn auch nicht gerade „urgermanische" Dichterwort: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark," in Bezug auf die Baukunst unserer Tage; und man kann es nur dankbar anerkennen, wenn derartige Dinge, von denen das Publicum sonst zu wenig erfährt, im Parlamente als dem für beabsichtigte Publicität hoch wirksamsten Orte zur Sprache gebracht werden.

Als bildende Kunst, als neben Malerei und Bildhauerei gleichberechtigte Schwester, als Mittel zum Ausdruck echt volksthümlicher Ideen, hat die Baukunst in neuester Zeit verloren, das muß man zugeben; und ob der Ingenieurbau unserer von Utilitätsideen beherrschten Zeit an seinem Theil ebenso viel gewonnen hat, dürfte noch zweifelhaft sein. Jedenfalls sind die Bauleistungen und damit die Architekten unserer Tage etwas in Mißcredit gekommen. Mangel an gründlicher Schulung, willkührliches Umhertasten, gelehrtes Experimentiren und wenig wirkliches Können; das Alles mit anderem ebenso wenig Schmeichelhaften wird den armen Jüngern der Baukunst vorgeworfen. Natürlich suchte man nach der Ursache des vermuthlichen Uebels und fand: daß bei uns in Preußen die Baubüreaukratie und die Bauakademie Schuld haben. — Es ist möglich, daß etwas dran ist; obgleich doch gesagt werden muß, daß in anderen Ländern, wohin die Regungen unseres öffentlichen Bauwesens nicht dringen, mindestens in Absicht auf Kunst nicht viel mehr geleistet wird. Freilich, nach Dr. Reichensperger soll es in England besser sein; es gibt aber viele Leute, welche nicht daran glauben! Entsprechend den erkannten, oben erwähnten Krankheitsursachen sind die von Dr. Reichensperger vorgeschlagenen Heilmittel: in erster Linie Reorganisation des Bauwesens, dann von Staatswegen vorgeschriebenes Studium: „Wie man es im Mittelalter gemacht hat, und wie man es heutzutage noch in England macht," — wonach dann die Schlüssel der Bauakademie in die Spree geworfen werden könnten.

Die Reichensperger'sche Parlamentsrede vom 6. December 1879, welche die Nothwendigkeit einer Reform unseres Staatsbauwesens betonte, oder vielmehr die bei dieser Gelegenheit erfolgte Gegenäußerung des Herrn Staatsministers Maybach, nach

*) Nebst Glossen dazu von Dr. August Reichensperger. 8°. 96 S. Köln 1880, J. P. Bachem.

Digitized by Google

welcher Reformen in der gegenwärtigen Organisation der Staatsbauverwaltung bereits in Aussicht genommen seien, ist der Ausgangspunkt einer Reihe diesen Gegenstand betreffender Aeußerungen gewesen. Hierher gehört namentlich die Denkschrift der Berliner Privatarchitekten, dann die heftige Reaction, welche sich gegen diesen Schritt im Berliner Architektenverein und in den Spalten der Kölnischen und anderer Zeitungen kundgab. Obgleich die Ziele der erwähnten Denkschrift keineswegs identisch sind mit den vorzugsweise auf schleunigste und ausschließliche Rückkehr zur Gothik gerichteten Wünschen des Herrn Reichensperger, so konnte es doch nicht fehlen, daß die Gegner es vortheilhaft fanden, beides in einen Topf zu werfen, um nach Bequemlichkeit aus beiden Säcken zu argumentiren. Diese nicht immer maßvollen Entgegnungen haben Herrn Reichensperger veranlaßt, seine damals im Abgeordnetenhause gehaltenen Reden, — besonders die über unser öffentliches Bauwesen handelnde — nochmals dem Publicum in Broschürenform von Glossen begleitet vorzuführen. Es kann dies umsoweniger schaden, da es sich darum handelt, das Interesse des Publicums für Sachen der Baukunst wieder neu zu beleben, und wenn in der Broschüre die vorliegende Frage als eine noch lange „fortbrennende" bezeichnet wird, so ist dies gewiß richtig, denn es ist nur eine Umschreibung des längst bewährten Satzes, daß bei uns in Deutschland Alles recht langsam geht.

Die Rede des Herrn Reichensperger vom 6. Dec. 1879 forderte eine radicale Reform des Staatsbauwesens durch Verminderung der Baubeamten um die Hälfte der Anzahl. Es ist wohl selbstverständlich, daß dieser Punkt allein eine große Opposition in den betreffenden Kreisen hervorrufen mußte, denn es sind schon bei der jetzigen Stellenzahl überflüssige Aspiranten vorhanden und es kann für einen jungen Mann, der sich durch verschiedene höchst rigorose Examina durchgearbeitet hat, keine verlockende Aussicht sein, noch so viele Jahre länger als bisher auf wohlverdiente Anstellung warten zu müssen. Also diese Opposition war natürlich und darüber ist nichts weiter zu sagen.

Weiter verweist Redner darauf, daß im Mittelalter die ganze Baubureaukratie, das „Baumandarinenthum" nicht vorhanden war; rügt die Langeweile unserer Bahnhofsbauten, denen gelegentlich die Dächer fehlen und bei denen gewisse Bedürfnißlokalitäten in allzu großer Entfernung angelegt sind; schildert das Schlimme der „Bauinspectoren-Gothik" und die „Stilmengerei" der deutschen Renaissance. Nicht vergessen ist der „vortheilhafte" Einfluß, den der Segen der Oberbaudeputation auf die bessere Gestaltung der Kirchenbaupläne gehabt hat; schließlich wird der Surrogatbau getadelt. Als Heilmittel für alle diese Schäden wird das englische System der Meisterschulen, und speciell für den Hoch- und Schönbau ein der Privatindustrie (!) zu lassender freierer Spielraum empfohlen, sonst wird überall auf das Mittelalter verwiesen und das Studium desselben von Staatswegen empfohlen.

Herr Reichensperger hat ohne Zweifel ein ernstes Interesse und ein warmes Herz für die von ihm vertretene Sache, und hat dies bekannter Weise durch seine zahlreichen, Gegenstände der Baukunst betreffenden Schriften bestätigt. Viele seiner Aeußerungen sind denn auch, wie er selbst mit Recht hervorhebt, mit großer Sympathie aufgenommen worden; wenn ihm aber die gegnerische Kritik ein gewisses „Durcheinander" vorgeworfen hat, so ist das auch nicht ganz unberechtigt.

Die Stilmengerei kann man doch wohl nicht als vom preußischen Baubeamtenthum ausgehend ansehen? — Die Quelle dieses allerdings vorhandenen Uebels liegt doch wohl tiefer als in der Organisation unseres Bauwesens? — Leider besitzt unsere Zeit keinen eignen Stil, wenn auch vielleicht der einzelne Künstler Stil hat oder zu besitzen glaubt. Wenn Herr Staatssecretär Dr. Stephan, wie ebenfalls im Schriftchen angeführt, das Bestreben hat, Post- und Telegraphengebäude möglichst in einem der architektonischen Physiognomie der betreffenden Stadt entsprechenden Stile zu halten, so ist dieser Standpunkt entschieden praktisch und Besseres wäre den heutigen Umständen entsprechend [illegible] erreichen. Denn kurzweg — und damit treffen wir des Pudels Kern —: wir können uns auch die „Gothik" nicht oktroyiren lassen, wie es wohl dem Herzenswunsche des Dr. Reichensperger entsprechen möchte. Angesichts der in Frage stehenden Rede ist man oft im Zweifel, ob der Wunsch auf officielle Einführung der Gothik die Grundmelodie und die Forderung sonstiger Reformen die obligate Begleitung sei, oder ob es sich umgekehrt verhält. — Es wäre aber gar nicht angenehm, und selbst die Gothiker müßten Angst vor einem solchen Siege haben, wenn irgend eine historische Nuance des Perpendiculärstils als Norm vorgeschrieben würde. Dann Adieu, künstlerische Freiheit! Antike oder Gothik als vorgeschriebener Landesstil — Eines ist so schlimm als das Andre; das Festnageln an eine bestimmte Richtung wäre der sichere Tod der Kunst. Im Gegentheil, es thut uns vor Allem Noth, den Ellenbogen frei zu bekommen, wenn es uns gelingen soll, aus dem jetzigen Stilchaos etwas Eigenes zu entwickeln. Uebrigens hat in neuester Zeit der Druck von oben herab auf sklavische Nachahmung der Antike soweit nachgelassen, daß wir gar keine Neigung verspüren, dieser Scylla zu entfliehen, um uns kopfüber in die Charybdis des archäologisch fixirten Mittelalters des Herrn Reichensperger zu stürzen.

Auch mit dem Eindringen des Surrogatbaues hat der Einfluß der „Bauhierarchie" wenig zu thun. Dieser ist nicht durch einen Machtspruch zu beseitigen, weil er auf natürlichen Bedingungen beruht, welche durch die Richtung einer ganzen Zeit verstärkt werden. Jeder wird wünschen, daß stets Mittel vorhanden sein möchten, den Monumentalbau mit echtem Material auszuführen; aber für viele Orte und speciell für Berlin war dies immer eine schwer zu lösende Frage, die wohl nicht von persönlicher Willkür abhängig war; denn bekanntlich ist nicht immer in der Nähe werthvolles natürliches Baumaterial vorhanden, und die Einführung der Gothik wird diesen natürlichen Mangel ebensowenig beseitigen, wie der Jacobi'sche Wundertrank jedes Uebel zu heben im Stande ist. Und dann hängt die Frage auch mit einem Grundsatze zusammen, den die Neugothiker meist nicht anerkennen werden, weil sie dadurch eins ihrer wirksamsten Agitationsmittel einbüßen: In erster Linie kommt der Ausdruck der Idee in Betracht, und erst in zweiter Linie die Frage nach der Geltung des Materials. Nicht das Princip der Verwendung echten Materials hat die Gothik geschaffen, sondern das Bestreben, einem in Kopf und Herz sitzenden transscendentalen Ideale Ausdruck zu geben.

Den Hinweis auf die zwangslose Organisation des englischen Bauwesens können wir uns gefallen lassen. Doch darf man diese Frage wohl nicht als ganz zweifelfrei entschieden ansehen, da auch von jenseits des Kanals Stimmen laut werden, welche etwas von unseren Beschränkungen dort einführen möchten. Die Vorzüge der englischen Kunst brauchen uns aber nicht bange zu machen und den Satz des Herrn Reichensperger: „daß wir nach jeder Richtung auf dem Architekturgebiet von den Engländern geschlagen werden," wird nicht leicht Jemand unterschreiben. Was den als Autorität citirten Architekten Gilbert Scott anbelangt, so braucht man Alle, die es gesehen haben, nur an die letzten von demselben Herrn ausgegangenen Concurrenzprojecte zum Hamburger Rathhause zu erinnern, um den tiefen Unterschied bemerken zu lassen, der zwischen dem mit Eifer das Neue suchenden deutschen Architekten und dem eingefrornen, erstarrten archäologischen Schaffen des Engländers hervortrat, und wahrlich nicht nicht zu Ungunsten der Deutschen! Die Hamburger Projecte des Herrn Scott repräsentirten, gelinde gesagt, eine todte Reproduction nicht einmal eines historischen Stils, sondern eines besondern Monuments, und man wird zugeben, daß dies ein für jeden strebenden Architekten ganz überwundner Standpunkt ist. Wie man sich erinnern wird, war das eine Scott'sche Project eine ziemlich getreue Copie des Systems einer Heidelberger Schloßfaçade, natürlich in öfterer Wiederholung.

Wenn in der besprochnen Broschüre der „deutschen Renaissance", und besonders der heute mit Bewußtsein wieder aufgenommnen, die nationale Seite ganz abgesprochen, dieselbe als ein Widerspruch in sich selbst bezeichnet wird, so geht das doch wohl zu weit. Was große und gebildete Kreise eines Volkes

Digitized by Google

um Schaffen anregt, mögen die ersten Keime auch irgendwo herkommen, das erwirbt sich ein Recht auf nationale Geltung. Man kann ja zugeben, daß der Enthusiasmus für die nationale Bedeutung der deutschen Renaissance des 16. Jahrhunderts übertrieben ist, denn in der Hauptsache waren es damals italienische Formen, welche in vielen Fällen direct und zwar durch Italiener als Baumeister, Bildhauer und Werkleute nach Deutschland übertragen wurden. Die deutschen Architekten gewannen ihre ganze Kunst ebenso durch das Studium der italienischen.

Von echt deutschem Geiste ist in den Bauwerken dieser Zeit wenig zu spüren, denn die öftere Verballhornisirung italienischer Formen wird man doch nicht so nennen wollen und man wird in der Hauptsache vergebens nach Eigenem suchen. Der weiterhin von Dr. Reichensperger ausgesprochene Vorwurf: die deutsche Renaissance führe zum Zopf, ist unwesentlicher, denn schließlich kann jeder Stil zum Zopf führen, namentlich auch die Gothik. Zopf ist entweder eine phantastische Verwilderung oder nüchterne Verwässerung der Formen. Was wir bei uns Zopf nennen, und was sich mit dem französischen Roccoco abwechselt, entspricht mehr der kahlen manierirten Auffassung der Antike im französischen Louis XVI. Stile. Dahin streben aber die Ausschreitungen der deutschen Renaissance nicht, eher nach dem Borrominesken Barocko.

Für die Gothik nimmt Herr Reichensperger ausschließlich die Bezeichnung „urgermanisch" in Anspruch; aber ist denn das wirklich so viel richtiger als die prätendirte „Deutschheit" der Renaissance des 16. Jahrhunderts? — Sind die gegenseitigen Behauptungen so ganz aus der Luft gegriffen?

Der gothische Stil hat sich in der Isle-de-France gebildet. Mochten die Erfinder auch aus einer Mischung fränkisch-germanischer Eroberer mit gallisch-römischen Eingebornen hervorgegangen sein, jedenfalls waren die Erfinder des Stils Franzosen, und bildeten eine von den Deutschen derselben Zeit in Sprache und Sitten scharf unterschiedene Nationalität. Als nun mindestens ein halbes Jahrhundert später die in „Opere francigeno" errichteten Bauten auch bei den Deutschen üblich wurden, begab sich Deutschland in eine Art geistiger Heeresfolge, was nur natürlich war, denn Friedrich II. residirte damals in Sicilien, Deutschland wurde politisch als eine Art Provinz behandelt, und Karl von Anjou rüstete sich bereits zur Beerbung des hohenstaufischen Throns. Woher es nun kam, daß der französisch-gothische Stil seinen Triumphzug durch alle Länder hielt? Wahrscheinlich aus denselben Gründen weshalb später die italienische Renaissance alles Andere vor sich niederwarf. Und was soll daraus für die Alleingeltung des gothischen Stils bei uns folgen? Gewiß ist, daß derselbe in Deutschland einer echt nationalen Kunstweise den Todesstoß versetzte. Allerdings haben die Gothiker der Neuzeit versucht, den sogenannten romantischen Stil als Vorläufer des gothischen für sich zu usurpiren, aber das ist unrichtig; es besteht zwischen beiden Stilarten ein tiefer Gegensatz.

In Ravenna, unter der Herrschaft der Ostgothen, äußert sich zum ersten Male der Germanismus in der Kunst, und hiermit muß die wahre Geschichte der deutschen Renaissance beginnen. Der kolossale Stein als Decke des Grabmals Theodorichs erinnert noch an altgermanische Heldensitte; auch in den Detailformen sieht man ein neues Leben erwachen, welches die altchristliche Kunst der romanischen Völkerschaften sonst nicht kennt. Und sind nicht die Germanen überhaupt vorzugsweise Träger des christlichen Geistes? Weshalb sollte es danach wunderbar sein, wenn es ihnen später auch gelungen ist, den entsprechendsten Stil auszubilden? Theodorich der Große fühlt sich berufen, im Geiste der alten Cäsaren fortzuschaffen. In einer Kabinetsordre spricht er aus: wie eine freigebige Hand den Genius fördern, wie der Künstler frei sein müsse von den Sorgen für den Lebensunterhalt. Ja, er schärft es seinem Baumeister ein, welch ein wichtiges Amt es sei, Denkmale zu schaffen, die noch die späteste Nachwelt bewundernd preisen werde; aber damit dies geschehe fordert er, daß seine Bauten den großen Schöpfungen des Alterthums völlig gleich sein sollen. Leider zu früh erlischt diese Leuchte unter dem Schutte des zusammenstürzenden Reichs, um erst viele Jahrhunderte später am Niederrhein wieder aufzutauchen. Francien blieb nach dem Sturze des weströmischen Reichs noch in losem Zusammenhange mit antiker Cultur, aber in Deutschland gab es eine Lücke, seit 480 der Rest der römischen Bevölkerung aus Noricum durch Odoaker abberufen war. Etwa um 800 regt es sich wieder in deutschen Klöstern, es sind die Schüler von Bonifazius, die Aebte Sturm, Baugulf, Ratger und Eigil in Fulda, welche die Bauthätigkeit nach Vorbildern und Lehrbüchern des Alterthums wieder beleben. Karl der Große wird zum Brennpunkt damaliger Cultur, Einhart, der Schüler Ratgers, tritt in diesen Kreis, und das Münster in Aachen ersteht als Wunderbau dieser Zeit. Zwei Jahrhunderte später bezeichnet Bernward von Hildesheim den glänzenden Beginn der niedersächsischen Kunst. Langsam und leise war die Entwicklung des Romanischen aus der römischen Antike erfolgt. Zuerst war alle Kraft auf die Nachahmung verwendet, dann kam die Gestaltung eigener Gedanken, welche nothwendig zu etwas Neuem führen mußten.

Der „romanische" Stil mag immerhin so heißen, weil man in der That daran dachte römisch zu bauen. Schon Einhart studirte den Vitruv, aber die Anregungen blieben auf vage mündliche und schriftliche Ueberlieferungen beschränkt und der Genius der deutschen Nation war genöthigt, selbsterfindend aufzutreten. Betrachten wir die Michaelskirche in Hildesheim — wo bleibt da die Tradition der Antike? — es ist vielmehr freier deutscher Gedanke. Es ist schwer für uns geworden, den romanischen Stil in seinem Princip zu begreifen, einmal weil von Profanbauten nichts Nennenswerthes erhalten ist, dann auch weil die Gothik sich den Stil als Vorläufer usurpirt hat.

Es ist hier wohl kaum der Ort, die Vortheile und Nachtheile des gothischen Stils zu erörtern — im Parlamente war es wohl noch weniger der Fall, und die Anpreisung konnte nur sub rosa erfolgen —; auch die obige Erinnerung an das Vorhandensein einer vorgothischen deutschen Renaissance sollte nur den Spieß umdrehen, und dem mit Nachdruck erhobenen Anspruche, als ob die Gothik die einzige fortbildungsfähige deutschnationale Bauform sei, entgegentreten. Inmitten des vorwärtsstrebenden Entwicklungsprocesses, in dem wir uns jetzt befinden, darf man wohl der Meinung sein, daß es das Beste ist, Sonne und Wind gleichmäßig für alle lebendigen Richtungen in der Kunst zu theilen. Es widerspricht allen organischen Entwicklungsgesetzen der Kunstformen, wenn man historisch gewordene, mit dem Niedergange der erzeugenden Idee, ebenfalls abgelebte Kunstformen wieder künstlich zum Leben galvanisiren und gar als Norm für künftige Zeiten fixiren will; das hieße nicht die Kunst heben, sondern in optima forma tödten.

Die Mängel, welche Dr. Reichensperger in Verfolg seiner Rede an unserer Bauakademie, oder der jetzigen Abtheilung für Architektur der „Berliner Technischen Hochschule" rügt, als besonders die Ueberbürdung mit einer Unzahl von Unterrichtsgegenständen u. s. w., sind nicht ohne Grund; indeß wird es wohl schwer sein, hier eine genügende Abhülfe zu finden, wenn man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten will. Gewiß sind die Akademien überhaupt eine schlimme Nothwendigkeit, und die modernen Akademien haben besonders den großen Fehler, keine rechten Schüler zu bilden, weil sie durch ihre Vielseitigkeit den Begriff der Autorität im Keime vernichten. Es ist aber nach dieser Richtung mit den Meisterateliers nichts Wesentliches zu verbessern. Kann man jetzt überhaupt noch von Schule reden, wo der individuelle Einfluß des Meisters durch hundert andere Einflüsse durchkreuzt wird? Seit Erfindung der vervielfältigenden Mittel, Kupferstich, Buchdruckerkunst, Photographie, ist die Naivetät der Kunsttradition von Meister zu Schüler ein für allemal verloren, und es wird wohl nicht gelingen, uns künstlich wieder in das alle diese Hülfsmittel entbehrende Mittelalter zurück zu versetzen. Andrerseits sagt man wohl heute von einem Künstler, er hat Talent, doch er hat keine Schule! Aber wer hat denn eigentlich Schule, was man früher so nannte? Die literarischen Quellen sind so leicht zugänglich und die

Digitized by Google

Museen so zahlreich, daß jeder mit einiger Aneignungskraft Begabte schnell über die Individualität jedes Meisters hinausgehoben wird, und selbst zum Meister wird — im Copiren! Wer alles Vorhandene genau kennte, würde wohl in den modernen Schöpfungen meist Plagiate nachweisen können.

Die alten blühenden Kunstepochen hatten den Stil nicht zu freier Wahl, wie wir im Ueberflusse ertrinkenden Modernen; damals war die Stilfolge eine Nothwendigkeit; die Jüngeren konnten kaum zur Seite weichen, und was die Fähigeren hinzuthaten, war eigene Erfindung und jedenfalls immer ein Schritt ins Neue. Es leuchtet aber ein, daß durch das Zurückgreifen auf eine vergangene Welt uns nicht geholfen werden kann.

Die moderne Haltlosigkeit in Kunstsachen zugegeben, so folgt daraus doch nicht gleich die gänzliche Leistungsunfähigkeit. Es ist so bequem in Bausch und Bogen zu verwerfen und jeder Anerkennung enthoben zu sein, weit bequemer als das mühevolle Suchen nach hier und da verstreuten Keimen des Eigenen, Neuen und Originellen; aber gewiß ist die Nachwelt gerechter gegen die Neueren, weil sie klarer sehen wird, als die mitverwickelten Zeitgenossen. Unterdeß leben wir und folgen getrost dem Goethe'schen Spruche: „Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei?" Enthält er doch so ziemlich Alles, was die Kunst zu immer neuen Entwicklungen vorwärts führt. Mit der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Wechsels gewinnt man erst den rechten Standpunkt gegenüber den rastlosen Neubildungen in den Formen, welche sich als Stilarten und Stilnuancen krystallisiren. Das unveränderte Beharren auf einem noch so hohen Standpunkte, wenn dies überhaupt möglich wäre, wäre der Untergang der Kunst.

Kommen wir noch einmal auf die Reorganisation des architektonischen Unterrichts zurück, so muß man zugeben, daß dies ein schwieriges Unternehmen ist; der Knoten darf nicht zerhauen, er muß gelöst werden. Was ist förderlicher, den Traditionen zu folgen oder auf eigenen Füßen zu stehen? Tritt Barbarei ein, wenn man die Tradition verachtet? Nach dieser Richtung wird es interessant sein, das Resultat der neuerrichteten neunklassigen lateinischen Realschulen abzuwarten, und ob hieraus ein frisches Geschlecht ohne traditionelle Ankränkelung und mit gefesteter Thatkraft hervorgeht. — Vielleicht werden alle Schüler dieser Anstalten wieder Gothiker? — Soviel ist sicher, auch im Besitz aller Tradition tritt gelegentlich Barbarei ein, und diese mit allem Glanze flitterhaft Geschmückte ist vielleicht die Schlimmste. Einschränken müßte man jedenfalls das übergroße Gewicht, das auf theoretisches Erkennen der traditionellen Kunstformen gelegt wird, denn es entspringt daraus leicht die gefährliche Meinung, als ob damit Alles geleistet wäre, während die positive künstlerische Bildung erst mit vollwichtiger Ausübung der Kunst beginnt. Welcher Anspruch bliebe dem Architekten auf das Können eines Künstlers, wenn er seine Kunst aus einem Lehrbuche absolviren könnte? Daher der unendliche Vorzug der Renaissance-Bildung vor der heutigen. — Leider müssen wir eingestehen, wir sind noch nicht einmal auf dem Wege, etwas Aehnliches zu erreichen. Damals konnte man zeichnen. Wie Architektur, Bildhauerei und Malerei in der ornamentalen Kunst zusammen gehören, so war auch die Ausbildung der Schüler eine gemeinsame. So war es in der Renaissancezeit wie im Mittelalter, wenn auch im letzteren mit einem kleinen handwerklichen Beigeschmack. Zwischen denen, die sich den bildenden Künsten widmeten, bestand keine weite Kluft; es war dem Talente leicht, von der Ausübung des einen Kunstzweigs zum anderen überzugehen.

Es genügt demnach gar nicht, in der Ausbildung den Ingenieur vom Hochbauer zu trennen; außerdem müßte die kleinere Gruppe der letzteren, welche sich dem Kunstbau im engeren Sinne widmen will, eine andere Ausbildung haben, im nächsten Anschluß an die Malern und Bildhauern vorgeschriebenen Studien und Uebungen. In den jetzigen officiellen Unterrichtsgang läßt sich die Ausbildung der Architekten, welche die Baukunst als bildende Kunst betreiben wollen, gar nicht einfügen; denn es wäre eine nochmalige nachtheilige Vermehrung des Unterrichtsstoffs, wenn man das, was einer Gruppe unerläßlich ist, Allen aufbürden und damit zur Schablone machen wollte. Man könnte es dem Einzelnen überlassen, sich den Weg zur Kunst selbst zu suchen; aber wenn er nun, von seinem Streben nach diesem fernen Ziele erfüllt, keine Zeit mehr behält, das sonst noch Vorgeschriebene zu erfüllen, und zur Erlangung der Beamtenqualität für nothwendig Erachtete zu erwerben — und man kann dies als Regel annehmen, von der nur hier und da Ausnahmen stattfinden —: was dann? — Der Staat, von dem doch einmal fast alle großen Aufgaben ausgehen, behält diese seinen ressortmäßigen Beamten fast ausschließlich vor. Die nothwendig gewordene Existenz der Privatarchitekten bekommt dadurch etwas Schiefes, insofern als die, welche durch Uebung und Bildungsgang am meisten darauf hingewiesen sind, an der Lösung der idealsten Aufgaben keinen Theil haben. Damit sollen die Privatarchitekten keineswegs, gegenüber den Staatsarchitekten, als vorzugsweise Träger der Kunstinteressen hingestellt werden. Das wäre schon Angesichts der verhältnißmäßig kleinen Zahl der Privatarchitekten und der bedeutenden Talente, welche nothwendig im Staatsdienste wirken mußten und noch wirken, eine Absurdität. — Es muß aber gesagt werden, daß der jetzige Zustand ein Zustand der principiellen Halbheit ist, der lähmend auf die Entwicklung der Baukunst als bildenden Kunst einwirkt. Dies war denn auch im Wesentlichen der Punkt, von dem die Denkschrift der Vereinigung zur Vertretung baukünstlerischer Interessen, betitelt: „Die Hochbauausführungen des preußischen Staats", ausging, um für die Privatarchitekten, wohl nicht ohne Berechtigung, einen Antheil an den öffentlichen Bauten zu erlangen.

Selbstverständlich kann der Staat nicht alle seine Baubeamten zu Künstlern bilden wollen — wie es denn auch an sich unmöglich ist —, das braucht nicht weiter erörtert zu werden. Auch müssen die Beamten nothwendig ein anderes Ziel des Strebens haben, als das vorhin geschilderte ideale, und haben es auch wirklich. Sie wollen es im Verwaltungsfache den Juristen gleich thun und das muß sie nothwendig immer mehr der ausübenden Kunst entfremden. Nur durch das Aufgeben der allgemeinen Schablone wäre auch hierin Rath zu schaffen, doch leider sind die Aussichten für eine weitergehende Individualisirung nicht sehr günstig. Gerade in den letzten Jahren ist inmitten der Fachgenossen das Bestreben hervorgetreten, die das Fach umschließende chinesische Mauer, wo sie etwas abgebröckelt war, wieder gründlich auszubessern und noch zu erhöhen. Man fordert eine gleichmäßige Vorbildung, als Bedingung der Zulassung zu den Fachstudien, durchweg das Abiturientenexamen einer höheren Schulanstalt. Der an sich berechtigte Begriff der Standesehre drängt dahin, alle Existenzen möglichst auf ein gleiches Niveau zu bringen. Um dies Ziel zu erreichen ist man bemüht, die Baucarrière ebenso fest zu formiren, als dies mit der militärischen oder juristischen der Fall ist. Für den Beamtenstand mag dies wohl gelten, aber was hat die Kunst mit dem angestrebten uniformen Maß der social gesicherten Stellung, mit der begründeten Aussicht auf lohnende Carrière gemein? Und man will ihr kein Loch neben auslassen! — Frühere glücklichere Zeiten der Kunstübung zeigen einen starken Gegensatz zu diesen Bestrebungen. Damals gehörten die bildenden Künstler, der Wahrheit, wenn auch nicht dem Rechte nach, zum fahrenden Volk. Die wandernden Maler-, Bildhauer- und Architektenschulen boten besonders zur Zeit der Renaissance ein treues Spiegelbild dieser bewegungsvollen, schöpferischen Zeit. Diese der bürgerlichen Enge, dem täglichen Nahrungsgraus, dem Vorsorgen für nachwachsende Geschlechter entrückten Geister, athmeten um so mehr die Luft der Kunst. Nichts Gewöhnliches, Philisterhaftes lähmte die Flügel der Phantasie, ihr ganzes Dasein concentrirte sich auf dem künstlerischen Endzweck, selbst das zügellos Ueberschäumende, Dämonische war ein wirksames Ferment. Die Linien einer Figur, der Schwung einer Cartousche war ihnen wichtiger, als alle Fragen der bürgerlichen Existenz. Das Element der Kunst umspielte diese Geister ganz, daß sie kaum nebenaus sahen. Unserer mo-

Digitized by Google

dernen Baukunst, der es an schöpferischer Kraft und ungebundener Phantasie fehlt, würde es immer zugute kommen, wenn sich die Künstler ein wenig vom Geiste der bohème bewahrten.

Die wahre Heimat der künstlerischen Phantasie bleibt das Böhmen Shakespeares, dieses irgendwo mitten im Continent belegene Inselland, an dessen fabelhafte Küsten dennoch das Meer brandet, und dessen labyrinthische Wälder und Fluren für alle Wintermärchen den geeigneten Schauplatz bieten.

G. Ebe.

Spaziergänge auf Ceylon.

Von Bruno B.-Schwarzbach.

Die Ueberschrift ist wörtlich zu nehmen: es waren Spaziergänge, auf welchen ich die gesegnete Insel und seine Bewohner kennen lernte. Ich will damit nicht sagen, daß ich jedwede Fahrgelegenheit verschmähte; solche aber bieten nur selten volle Genugthuung, während Fußtouren besser wie jede andere Reiseart Genuß und Belehrung gewähren In meinem Falle mehr Genuß als Belehrung, denn die zwanglose und, weil zwanglose, auch unzusammenhängende Beobachtung, deren ich mich mit Vorliebe auf Reisen hingebe, haben mit einem eigentlichen Studium nur wenig gemein. — Vierzehn Tage waren mir vergönnt auf Ceylon zu weilen, ein Zeitraum, der dem vorwärtsstürmenden Reisenden der dampfbeschwingten Gegenwart lang erscheinen mag, dem Spaziergänger jedoch nur zu kurz erschien. Mit desto offeneren Augen und desto offenerem Herzen bin ich auf dem schönen Boden gewandelt, und die dort empfangenen Eindrücke werden mir unvergeßlich bleiben.

Die wenigen Europäer, die Gelegenheit haben Ceylon zu bereisen, werden wohl sämmtlich die Tour von Point de Galle über Colombo und Kandy nach Nuwara-Eliya wählen. Es ist dies die einzige Strecke, deren Bewältigung hochlohnend und dabei nicht allzu strapaziös ist. Bis Colombo benutzte ich die Postdeligence, welche den beinahe achtzehn deutsche Meilen langen Weg in zehn Stunden zurücklegt, eine, in Anbetracht eines zwölfmaligen Pferdewechsels, nicht allzu große Fahrgeschwindigkeit. Die Fahrt geht vom Beginn bis Ende durch einen Wald von Kokuspalmen, der sich rechts in undurchsehbarer Breite erstreckt, während links nur wenige Baumreihen das Meer von der Fahrstraße trennen. Die Aussicht auf dieses wird nur selten durch eine breite Landzunge, oder durch einen dichtstehenden Palmenhain unterbrochen. Die Bäume stehen sich meist so nahe, daß ihre Kronen ein zusammenhängendes Schattendach bilden, welches sich zuweilen von beiden Seiten über den Weg hinüberneigt und diesen meilenweit mit einem prächtigen natürlichen Palmblatt-Baldachin beschattet. Außer den großblättrigen Brodfruchtbäumen, die ab und zu zwischen Kokuspalmen auftauchen und außer den Zimmetgärten in der Nähe von Colombo, erblickt man kein zusammenstehendes Laubholz.

Da uns während der Tagesfahrt nicht nur Schatten, sondern auch eine erquickende Seebrise umgab, so machte sich die Tropenhitze in keiner lästigen Weise geltend. Nachts vorher hatte es überdies stark geregnet, so daß die vorzüglich angelegte Straße staubfrei war. Die sich zu unseren Seiten oft viertelstundenlang erstreckenden Dörfer, die vielen Flüsse, der stets belebte Weg, vor Allem aber die tropische Vegetation, — alles das ließ durch wechselnde und stets fremdartige Bilder dem Auge keine Ermüdung eintreten. Daß jedoch schließlich unser Körper mürbe wurde, nach zehnstündiger Fahrt auf unbequemen Sitzen, das konnte selbst ein Palmenwald nicht hindern, hätte er uns auch noch mehr Reize gezeigt, als er es that. Wir streckten erleichtert unsere Glieder, als wir in Colombo eintrafen. — Der Wasserreichthum der Insel war auf dem Wege augenfällig: neun große Flüsse wurden passirt, von denen der eine, der Kalutarafluß, wohl die Breite des Rheins bei Mainz aufwies. Aber noch ein Reichthum anderer Art machte sich geltend: der Ziegen-, Hunde-, Hühner- und Katzensegen ist bedeutend; der Kindersegen nicht minder.

Mein Hotelwirth in Colombo beantwortete meine Fragen nach dem Sehenswerthen der Stadt, mit: Regierungsgebäude, Kaserne, Klubhaus, Barnes-Monument, Stadthaus und englischer Kirchhof. Ich konnte dem Manne nur schwer verständlich machen, daß ich nicht nach Ceylon gekommen, um europäisches Machwerk zu bewundern.

Die Stadt bietet in der That der Neugier nicht allzu viel Befriedigung; sie ist flach wie Point de Galle, aber hübscher, zugleich die bedeutendste Stadt der Insel. Auch der Schönheitssinn wird nicht befriedigt, so lange man in dem eigentlichen Stadttheile weilt. Die Lage der europäischen Wohnhäuser dagegen ist außerordentlich lieblich: von dichtem Laubdach beschattet, von Palmen überragt, nach Osten eine üppige, immergrüne Vegetation, nach Westen das indische Meer, welches in stets gleichbleibender Majestät Auge und Ohr imponirt — in solcher Umgebung erscheinen die freundlich weißen Häuser von einem hochpoetischen Zauber umrahmt, der jedoch ihren Bewohnern verloren gegangen und nur den Fremden voll verständlich ist. Die Schattenseiten des Lebens in den Tropen verkümmern eben den Genuß an dem Füllhorn, welches die Tropencere so verschwenderisch ausschüttet.

Der deutsche Consul in Colombo, den ich aufsuchte, um in ihm das deutsche Reich zu begrüßen, machte mich auf die Kaffee-Verpackungsanstalten und auf die Kokusnußöl-Fabriken aufmerksam. In seiner Begleitung lernte ich sie kennen. Die Manipulation der Oelgewinnung ist besonders interessant. Große Granitwalzen reiben das Kokusnußfleisch zu Mehl, hydraulische Pressen berauben dann dasselbe seines Oeles. Tausend Pfund Rohmaterial geben ungefähr fünfhundert Pfund Oel. — Es ist erstaunlich, wie vielseitig die Kokuspalme nutzbringend verwendet wird. Gegen dreißig Produktarten werden ihr entnommen: das Holz zum Bauen; die Blätter zum Dachdecken und Flechtwerk; der Saft zur Zucker-, Branntwein- und Essigbereitung; aus den Fasern der Nußschale werden Stricke, Matten, Säcke, Besen u. dgl. fabricirt; die Schale selbst dient als Trinkgefäß und brennt wie Holzkohle; das Fleisch der Nuß ist nahrhaft und wird besonders zur Gewinnung des Oels geschätzt; das entölte Nußmehl gibt vorzügliches Viehfutter und einen in seiner Wirkung guanoähnlichen Dünger; der Gehalt der Nuß ein erfrischendes Getränk, die sogenannte Kokusnußmilch, welche bei Unterleibsleiden oft heilsam wirkt, u. s. w. Jeder fruchttragende Baum erlaubt durchschnittlich einen jährlichen Reingewinn von drei Shilling (drei Mark). Durch die ausgedehnten Waldungen wird diese Summe in ostmaligem Quadrat erhoben.

Der inländische Stadttheil Colombos zeigt dasselbe Bild, wie die von Singalesen bewohnten Dörfer allerorts: ein harmloses, zwar belebtes, aber nicht allzu geschäftliches Treiben. Die Häuser sind ärmlich aus Lehm und Bambus, oder auch nur aus Palmen- resp. Bananenblättern zusammengefügt, und ihre innere Einrichtung ist sehr primitiv. Gewöhnlich besteht diese aus zwei Abtheilungen, deren vordere oft nur mit einer Oellampe einfachster Construction möblirt ist, während die hintere Strohmatten und Bambusgestelle zum Schlafen aufzuweisen pflegt. Die Leute sind auffallend schön gebaut, ihre Gesichtszüge regelmäßig und von einem eigenartigen Ernste. Es schmerzt mich sagen zu müssen, daß die Männer im Allgemeinen hübscher sind als die Frauen. Man kann sie, falls sie keinen Bart tragen und ihren Oberkörper bedecken (was letzteres selten geschieht), leicht für weibliche Wesen halten. Diesen Irrthum begehen selbst Europäer, die schon jahrelang auf der Insel leben. Die langen Haare der Männer, zu einem Knoten am Hinterkopfe zusammengeballt, der breite Kamm von einem Ohre zum andern, das ovale Gesicht, die etwas schwebende Gangart und die runden Hüften tragen zu dieser Täuschung bei. Mit Ohrringen pflegen die männlichen Singalesen sich nicht zu schmücken; die Tamils (Hindus) jedoch, die aus Ostindien eingeführt sind und in Ceylon als Arbeiter sehr geschätzt werden, begnügen sich nicht mit einem Paar derselben, sondern umsäumen häufig das ganze Ohr mit Schmuck. Tragen die Eingeborenen einen Bart, so ist es gewöhnlich ein Backenbart, und wenigstens in dieser Sitte ist das

Digitized by Google

englische Vorbild unverkennbar. Ich kann es mit Worten kaum ausdrücken, wie sehr mich der lange Seitenbart bei den halbnackten dunkelen Gestalten stört. Ein Cylinderhut auf dem bekammten Kopfe würde mich nicht so unbehaglich berühren, wie es dieser „dundreary" thut. Nirgends scheint er mir weniger am Platze zu sein, als wie hier.

Der Weg von Colombo bis Kandy (Eisenbahn in fünf Stunden) ist sehr schön. Während der letzten Hälfte der Fahrt wurde ich an bevorzugte Theile der unteren Schweiz erinnert — hier ins Volltropische übersetzt. Besonders anmuthig gestaltet sich die gelegentliche Aussicht in die Thäler hinein, deren Sohle dicht mit Palmen bedeckt ist, von denen jedoch nur die Kronen sichtbar, die Stämme selbst unsichtbar sind. Ein heller Wasserstreifen, oft ein ansehnlicher Fluß, unterbricht silberfarbig das gesättigte Grün, welches in mannichfachen Schattirungen Thal und Berg gleich üppig schmückt. Das Gebirge selbst prangt in eigenartiger Schöne. Nirgends ist jenes in die Wolken strebende, starre, in massiger Großartigkeit imponirende Felsgestein sichtbar, welches man mit der „männlichen Würde" verglichen hat, gegenüber der „weiblichen Anmuth", die sich hier in den gefällig schwungvollen reichbegrünten Bergwellen bekundet. Hat man, wie ich, das Glück, dieses von einem, in der glühendsten Farbenpracht sich gestaltenden Sonnenuntergange angehaucht zu sehen, — ein Sonnenuntergang

> not, as in northern climes, obscurely bright,
> but one unclouded blaze of living light —

so erwacht das Bewußtsein, nie etwas Bewunderungswürdigeres erschaut zu haben.

Man fehlt oft durch einseitiges Loben der Tropen. Mehr als einmal habe ich dieses erfahren an Gegenden, die mir von anderen Reisenden oder aus Büchern als besonders sehenswerth geschildert worden waren. So sehr viel nun auch Ceylon in socialer und sanitärer Richtung für die Europäer zu wünschen übrig läßt, das Lob betreffs seiner Vegetation ist nicht zu übertreiben. Ich möchte hier den Superlativ anwenden und sagen, daß jene die volltropischen Erzeugnisse in denkbarster Vollendung veranschaulicht. Dies gilt besonders von Kandy, der einst mächtigen Königstadt der Insel, jetzt dem Sommersitze des Gouverneurs. Kandy wird als die schönst gelegene Stadt nicht nur Ceylons, sondern von ganz Brittisch-Indien bezeichnet und ist in seiner Art ein kleines Paradies. Ein Gang um den künstlichen See, oder auf „Lady Hortons walk", oder nach der Bergspitze Hantana, vor allen Dingen aber ein Besuch des botanischen Gartens wird meinen Enthusiasmus rechtfertigen.

Der botanische Garten, im nahen Peradeniya-Districte gelegen, enthält Alles, was dem Fachmann und dem Naturfreunde das Herz freudiger pulsiren machen kann. Sämmtliche Florarten Ceylons (2900 Arten nach einem Handbuche) sind auf seinem 150 Acker großen Raume vertreten, viele fremdländische eingeführt worden. Die Bambus- und Farrengruppen repräsentiren die Riesen ihrer Species. — Von allen botanischen Gärten, die ich kenne, wage ich nur den zu Buitenzorg auf Java, in einem Athem mit dem hiesigen zu nennen. Jener dürfte zwar kaum ein so reichhaltiges Material aufweisen, wie dieser, dafür aber erscheint er übersichtlicher angelegt und wissenschaftlicher gehalten.

Ob es die von der Natur bevorzugte Lage der Stadt, oder ob es das Bewußtsein ist, Abkömmlinge von Unterthanen eines einst mächtigen Königs zu sein, was die Kandyer etwas hochmüthig erscheinen läßt, kann ich nicht sagen. Thatsache ist, daß sie auf die Bewohner des unteren Ceylons herabsehen, ähnlich wie blasirte Großstädter auf Kleinstädter herabzusehen pflegen. Damit soll nicht gesagt sein, daß Kandy eine große Stadt darstellt, denn es nimmt mit seinen 17,000 Einwohnern (ca. 300 Europäer) erst den vierten Rang unter den Städten Ceylons ein, denen Colombo mit 100,000 Einwohnern (ca. 1000 Europäer) oben ansteht. Im Uebrigen sind die Kandyer ebenso harmlos und gutmüthig, wie die Singalesen in anderen Districten; aber auch ebenso unzuverlässig, wahrheits- und arbeitsscheu. Die Frauen sind schöner, oder besser weniger häßlich, wie die in den Niederungen (der Prinz von Wales habe dieselbe Bemerkung gemacht, versicherte man, und der Prinz ist bekanntlich Kenner); auch ihre Tracht ist kleidsamer: ein schärpenförmiger loser Ueberwurf über dem Oberkörper, der Schultern und Arme frei läßt — an Stelle des unzureichenden Brusthemdchens ihrer Landsmänninnen von Galle und Colombo. — Der Dalala-Tempel in Kandy, seines Alters und seines Reichthums wegen hochgepriesen, verdankt seine Bedeutung aber vorzüglich dem Umstande, daß er ein heiliges Unicum birgt: einen Backenzahn Buddhas. Skeptiker wollen zwar die Echtheit des Schatzes bezweifeln und versuchen nachzuweisen, daß derselbe schon vor Jahrhunderten zerstört worden sei. Dieser Einwurf wird von den Gläubigen als gegen die Religion gerichtet hingestellt, und scheint mir eine Ignorirung der Wahrscheinlichkeit zu sein, daß Buddha wohl mehrere Backenzähne gehabt haben dürfte. Die Reliquie selbst soll gegen drei Zoll lang sein. Im osteologischen Verhältniß hierzu müßte sich der Gott einer Größe von mindestens zwölf Fuß erfreut haben.

Als eines Abends, sechs Uhr pünktlich, der Schlag des Tam-Tam und die dudelsackartig klingende Flöte aus dem Tempel erschallte, als Aufforderung zum Beten und Opfern, besuchte ich diesen in Begleitung des inländischen Aufsehers meines Hotels. Vier mächtige Elephantenzähne schmückten im Vorhof den Eingang zum Innern. Die Wände sind mit allegorischen Porzellanfiguren und Malereien bekleidet, die Thüren kostbar mit Elfenbein und edlen Metallen eingelegt. Eine schmale hölzerne Seitentreppe trug uns zum oberen Stockwerk, wo ein scharfer Blüthengeruch, dem Geruch des Jasmin ähnlich, die Räume durchdrang. Ein Zimmer, mit Leinwand und Seidenzeug drapirt, auf welchem kunstlos eine Reihe von Elephanten abgebildet waren, öffnete sich. Auch hier war die Decke mit Seide bekleidet; in ihrer Mitte hing ein mit Perlen und Goldflitter verzierter Baldachin, in Größe und Form eines Regenschirmes. Vier oder fünf Frauen beteten andächtig gegen einen hellen Thürvorhang gewendet. Ein Priester, hinter demselben stehend, bemerkte den Besuch und ließ uns durch eine Seitenthür näher treten in ein Gemach, in welchem sich keine Dutzend Menschen hätten umdrehen können. Dann verschwand er hinter einem zweiten Vorhang, dessen Rahmen, aus Ebenholz- und Elfenbeinschnitzeleien und aus fein gearbeiteten Gold- und Silberspangen bestehend, die Breite eines Fußes einnahm. Ich meinte anfangs das Metall wäre unecht, wurde aber später von Sachkennern widerlegt. Eine mysteriöse Viertelstunde verstrich, ehe der Priester wieder zum Vorschein kam, um uns in das eigentliche Heiligthum des Tempels, in den Raum zu führen, der Buddhas Kieferfragment umschließt. Wie die anderen Räume, war auch dieser nur ungenügend erhellt und klein. Hinter einem vergoldeten festen Gitter sahen wir einen Aufsatz von ciselirtem Silber, gegen vier Fuß hoch und glockenförmig. In seinem Innern liegt die kostbare Reliquie verborgen, die nur einmal im Jahre zur Zeit des Pareharafestes öffentlich ausgestellt wird. Der Schmuck, mit welchem der Aufsatz behängt ist, kann fürstlich genannt werden: an goldenen Ketten sind Rubinen gereiht, dessen gewichtigster die Größe eines Gänseeis hat, von Taubenei großen Edelsteinen eingefaßt, sämmtlich Erzeugnisse Ceylons. Ich wollte gern den Zahn beaugenscheinigen und bot dem Priester Geld für die Erlaubniß hierzu. Umsonst. Der Mann wurde seinem Gotte kein Ischariot. Trotzdem schob er mir beim Abschiede mit einem trinkgeldsverlangenden Blicke eine Schale hin, auf welche ich zweckentsprechend „opferte". Hier, wie allerorts, hat die Kirche einen Metall gern verdauenden Magen.

Ein zweites Zimmer in einer anderen Ecke des Tempels enthält die vergoldete Gottheit in Lebensgröße, d. h. in menschlicher Lebensgröße. Hier sind die Wände durch Umrißporträts der einstigen Kandy'schen Könige verunstaltet. In hervorragender Häßlichkeit ist Gestalt wie Gesicht des letzten und unglücklichsten dieser Herrscher, den die Engländer im Anfange dieses Jahrhunders ins Exil schickten, nachdem sie seine Residenz erobert hatten. Ein ganz kleiner Buddha (im Harz hat man für kleine Crucifixe eine gutgemeinte aber drastische Bezeichnung)

Digitized by Google

wurde aus einem silbernen, höchst kunstreich gearbeiteten Kasten hervorgeholt und von allen Seiten beleuchtet. Die Gestalt ist von Glas, meinte ich, — von Onyx, sagte der Wächter.

In einem dritten Zimmer bedeckten den Mitteltisch eine Anzahl heiliger Bücher mit kostbar eingelegten Rücken. Die Blätter bestehen aus Bambusrinde und enthalten die Weisheit vergangener Jahrhunderte. Ein dickes Buch hat solide silberne Blätter; das Geschreibsel auf diese habe Buddha in eigener Person inspirirt, erklärte man wichtig. Als Anachronismus zu diesen Gegenständen ehrwürdigen Alters hängt über ihnen bescheiden ein kleiner Glaskandelaber modernster Construction, welchen der Prinz von Wales dem Dalala-Tempel geschenkt habe, als er auf seiner großen indischen Vergnügungsreise Kandy berührte. — Außer den genannten Kostbarkeiten ist die Einrichtung des ganzen Tempels dürftig. Auch der Zulauf scheint nicht besonders stürmisch zu sein. Zur Zeit meines Besuches befanden sich dort kaum zwei Dutzend Menschen, die meist müßig umherstanden. Beten sah ich nur Frauen, welche die Innigkeit ihrer Gebete durch das Darbringen von in Blättern gewickelten Eßwaaren, von kleinen Kupfermünzen und den oben erwähnten scharfriechenden Blüthen erhöhten. Die letzteren lagen überall umher und fingen an, mir Kopfschmerz zu verursachen. Auf einen Teller, der mit ihnen gefüllt war, wollte ich eine Rose aus meinem Knopfloch hinzulegen, wurde aber bedeutet, daß diese Blume der Gottheit nicht angenehm sei. Warum? konnte man mir nicht sagen. Wahrscheinlich jedoch, weil die Rose in Ceylon ursprünglich nicht einheimisch war. Das Wesen, welches die süßduftendste Blume der Erde verschmäht, sank bei mir plötzlich unrettbar tief in jener Achtung, welche ich gern jeder Gottheit entgegenbringe, gleichviel zu welcher Nation und zu welcher Farbe sie sich bekennt.

Wir eilten durch den Regen nach dem Hotel zurück, zeitig, um ½8 Uhr Abends die Dinerglocke zu hören, und wo ich vor meinem Teller ein Bouquet frischer Rosen vorfand. Der mich bedienende „Boy", der Schlaukopf, hatte sich meine Lieblingsblume gemerkt, und in sicherer Voraussetzung eines pecuniären Aequivalents für seine Aufmerksamkeit, bedachte er mich allabendlich mit einem frischgepflückten Strauße. — Die Rose, aus England eingeführt, gedeiht zwar in den heißen Ebenen nicht, in Kandy jedoch in großer Mannichfaltigkeit und von einem seltenen Wohlgeruche.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts von Dr. Adalbert Cybulski, weil. Prof. an der Berliner Universität. Posen 1880, J. K. Zupański. 8. 2 Bde. XVI, 332 u. 270 S.

Das vorliegende Werk enthält Vorlesungen, die während der Wintersemester 42/43, 44/45 an der Berliner Universität gehalten worden sind. Nach dem Tode des Autors († 1867) veröffentlichte der um die polnische Literatur hochverdiente Verleger, Zupański in Posen, zunächst eine polnische Uebersetzung des hinterlassenen Manuscripts, die im Jahre 1870 von den Herren Kraszewski und Dobrowolski besorgt wurde. Wenn ein Werk 30 Jahre nach seiner Abfassung so frisch ist, daß ein Kraszewski bei seiner Herausgabe mitwirkt und es aufs wärmste empfiehlt, so liegt darin schon eine Bürgschaft für den hohen Werth desselben.

Nachdem nun diese polnische Literaturgeschichte das Placet und Probatur der polnischen Leser erhalten hatte, entschloß sich der Verleger den deutschen Text herauszugeben, was um so verdienstlicher ist, je unzureichender die bisherigen Hülfsmittel waren, aus denen sich die des Polnischen unkundigen deutschen Leser über polnische Literatur informiren konnten. Man wird dem Herausgeber zugestehen müssen, daß diese Publication eine fühlbare Lücke wenigstens zum Theil ausfüllt; aber nur zum Theil, weil hier blos die Zeit von 1820 bis 1845 berücksichtigt ist. Nun umfaßt dieses Vierteljahrhundert zwar die Blüthenepoche der polnischen Literatur, schließt sie aber nicht ab, da außer Mickiewicz, dessen Productivität schon vorher aufhörte, noch Słowacki, Krasiński und Pol, um nur die Koryphäen zu erwähnen, bis an ihren Tod (1849, 1859, 1872) schöpferisch thätig blieben. Indem wir diese durch die Zeit der Entstehung bedingte Unvollständigkeit der Vorlesungen constatiren, können wir nicht verschweigen, daß sie noch andere vom Verfasser verschuldete Lücken aufweisen. So fehlt z. B. eine Analyse des „Herrn Thaddäus" von Mickiewicz. Die Besprechung dieser polnischen Odyssee hätte nach der Anlage des Ganzen die Hälfte eines Bandes gefüllt. Mangel an Zeit zwang den Vorlesenden das Ende zu beschleunigen und die Besprechung des Herrn Thaddäus einer späteren Zeit vorzubehalten, wobei es leider verblieben ist. Durch den Hinweis auf Dr. Pechnits Parallele: Goethes Hermann und Dorothea und Mickiewicz's Herr Thaddäus (Lpz. 1879, W. Friedrich) hat der Herausgeber den deutschen Leser in den Stand gesetzt, diese Lücke für sich auszufüllen.

Nächstdem vermissen wir eine entsprechendere Würdigung Vincenz Pols, dem die „Lieder des Janusch" einen Platz neben Mickiewicz anweisen. Cybulski, der die Hälfte der Januschlieder in seinen Vortrag einflocht, konnte doch für die hohe poetische und politische Bedeutung Pols nicht blind sein, zumal ihm das „Lied von unserem Lande" (1. Aug. 1843), nicht unbekannt war. Dieser durch und durch nationale und originale, von keinerlei fremdem Momente beeinflußte Sänger, hätte wohl vor Garczyński, der sich zu Mickiewicz, wie Körner zu Schiller verhält, eine ausführlichere, eingehendere Charakteristik verdient.

Ebenso wenig zu rechtfertigen ist, daß Odyniec, der Pylades des Dichters Mickiewicz, kaum mit einem Worte erwähnt worden ist.

Nachdem wir so auf die Mängel der Cybulski'schen Vorlesungen hingewiesen haben, wollen wir versuchen, uns die Gründe klar zu machen für den bedeutenden Erfolg derselben in der polnischen Uebersetzung.

Der Plan, den Cybulski seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt hatte, war die Wechselwirkung von Politik und Literatur, die in Polen mehr als irgendwo vorhanden ist, nachzuweisen. Die durch den Wiener Congreß sanctionirte Theilung Polens weist das Volk auf das Eine hin, was ihm noch übrig geblieben war, um das nationale Bewußtsein und die Einheit aufrechtzuerhalten, auf Sprache und Literatur. Es war fast eine Nothwendigkeit, daß gerade jetzt große Sprachforscher, Dichter und Historiker erstanden, welche zunächst die polnische Literatur von dem französischen Klassicismus säuberten und eine echt nationale Literatur schufen. Der auf geistigem Boden frei gewordene Volksgeist mußte folgerichtig bald zu den ehernen Waffen greifen, um das Joch der Barbaren abzuschütteln. Mickiewicz's Ode an die Jugend, sein Wallenrod, wurden die Losung zur That. Die Revolution des Jahres 1830 wird uns als eine nothwendige Folge der ihr vorangehenden literarischen Bewegung dargestellt, ihre Berechtigung und die Möglichkeit des Gelingens dargethan. Ohne die Literatur wären die geschichtlichen Ereignisse undenkbar, die polnische Literatur ohne Betrachtung der politischen Geschichte unverständlich.

Dieser historische Pragmatismus ist durch das ganze Werk streng durchgeführt, und in Folge dessen erscheint uns dasselbe als ein so festgefügtes, organisches Ganze, daß ihm die oben gerügten Mängel wenig Abbruch zu thun vermögen.

Wir wollen auch nicht vergessen, daß Cybulski (Mochnacki abgerechnet) so ziemlich der Erste war, der eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung der Blüthenepoche polnischer Literatur in unserem Jahrhundert zu entwerfen versuchte. Die Folgezeit hat seine Urtheile lediglich bestätigt, sie wenig oder gar nicht modificirt. Daß er in so bestimmter und sicherer Weise die Grundlinien für die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts zog, war eine Folge seiner universellen philologischen, historischen und philosophischen Bildung, die er in Deutschland genossen hatte, was er selbst hervorhebt, anderentheils einer auf Autopsie gestützten genauen Kenntniß des ganzen Slawenthums. Nicht das Gefühl bestimmt sein Urtheil, sondern wissenschaftliche Ueberzeugung. Darum erscheint er überall so objectiv: nicht er scheint die Urtheile zu fällen, sie scheinen sich von selbst aus den Sachen zu ergeben. Wo ja einmal sein individuelles Gefühl schärfer, als billig hervorbricht, wie gegen den cynischen Parodisten der Maria Malczewskis, wird ihn jeder Edeldenkende entschuldigen.

Für die Landsleute Cybulskis verleiht die tiefe und glühende Vaterlandsliebe, die das Werk von Anfang bis zu Ende beseelt, demselben einen eigenthümlichen Zauber. Der fremde Leser wird dagegen mit Genugthuung die vorurtheilsfreie, echt wissenschaftliche Stellung des Verfassers empfinden, die den Vorzügen und Verdiensten anderer Nationen

Digitized by Google

ebenso gerecht wird, wie sie die Schwächen seines Stammes und seiner Nation unparteiisch bloßlegt.

So hat er, obwohl selbst Slawe, doch mit scharfem Blicke die Hohlheit des Panslawismus erkannt und vor ihm als einem Werkzeug in Rußlands Hand gewarnt. Ebenso entschieden verurtheilt er die mystisch-messianistische Richtung des Mickiewicz, die sich mit dem Panslawismus liirte. Seine Kritik dieser beiden Zeiterscheinungen ist vernichtend und zermalmend, seine Logik unerbittlich. Nicht minder anzuerkennen ist sein freier Standpunkt in kirchlichen Dingen: er unterscheidet genau zwischen Religion und Ultramontanismus. Wie er die Berechtigung jener im Volksleben zugesteht, bekämpft er diesen als ein dem Volksleben feindliches Element.

Die zahlreichen eingestreuten Gedichte, die dem Zuhörer ein Bild von der Kriegslyrik des Jahres 1830 geben sollen, wurden von Cybulski polnisch vorgelesen, was bei einem polnischen Auditorium anging. In der vorliegenden Ausgabe finden wir sie ins Deutsche übersetzt, wobei anerkannte Uebersetzungsmeister wie Dr. Weiß, Heinr. Nitschmann mitgeholfen haben.

Das Meiste ist von dem Herausgeber übertragen (L. Kurtzmann zu Greiffenberg in Schlesien), wobei zu bedauern ist, daß ihm die Kürze der Zeit nicht erlaubt hat, überall den Reim festzuhalten, der beim Liede unerläßlich ist.

Dem inneren Werthe des Buches entspricht seine äußere Ausstattung. Aufgefallen ist uns die Verschiedenheit des Druckes in den beiden Theilen. — Bei dem verhältnißmäßig niedrigen Preise des innerlich und äußerlich wohlausgestatteten empfehlenswerthen Buches ist eine weite Verbreitung in Deutschland wohl zu wünschen. x.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir gütigst, zu dem Aufsatz von „Philosophus“ in Nr. 39 der „Gegenwart“ folgende Bemerkung zu machen.

Mir scheint die Frage des Herrn Verfassers, „Washington oder Cromwell?“ im Hinblick auf Gambetta falsch gestellt zu sein. Denn, wenn man diese beiden Namen in ihrem eigentlichen Sinne faßt, so bedeuten sie doch zwei große Generäle, welche mit der Waffe in der Hand ihrem Volke die Republik erkämpften, von denen der Erstere aber nach dem Siege den Säbel bei Seite legte, um in die Reihen seiner Mitbürger zurückzutreten, der Zweite dagegen auf das Bajonnet ein persönliches Regiment begründete. Oliver Cromwell war durch und durch Soldat und Staatsmann, nicht etwa eine parlamentarische Größe, und seine Herrschaft in England basirte gegenüber der großen Majorität des Volkes im letzten Grunde einzig und allein auf seinen puritanischen Regimentern, mit denen er auch die parlamentarische Opposition, wo sie ihm unbequem war, rücksichtslos und brüsk bei Seite geschoben hat. Der Name Cromwell hat demnach nach dieser Seite hin denselben Klang wie der Cäsars und Napoleons. Man wird nicht behaupten wollen, daß der Advocat Gambetta auch nur im Entferntesten daran denken könnte, in diese Cromwell'schen Bahnen einzulenken. Auch der Verfasser des interessanten Aufsatzes „Washington oder Cromwell?“ ist im Grunde ja solcher Ansicht nicht.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster

Hannover, den 27/9. 80. Carl Peters.

* * *

Director Dr. K. in Esslingen. Von dem Tode des Sanitätsraths Dr. Eugen Höfling, des lange unbekannt gebliebenen Dichters des köstlichen Liedes: „O alte Burschenherrlichkeit“, haben wir natürlich nicht so schnell wie die Tagesblätter berichten können. Es gereicht uns zur Genugthuung, daß die „Gegenwart“ Eugen Höfling, den sie zuerst als den Dichter jenes Liedes öffentlich bekannt gemacht, durch die wohlverdienten Huldigungen, die ihm aus diesem Anlaß dargebracht worden sind, einige freundliche Stunden in den letzten Jahren seines Lebens bereitet hat.

Espe in C. Nicht zu verwenden. Bitte über Manuscript zu verfügen.

W. F. Besten Dank! Der Betreffende ist davon in Kenntniß gesetzt worden.

Bremer Leser der „Gegenwart“. Auf ihre Reclamation erhielten wir folgende Antwort:

Wiederholt habe ich in der „Gegenwart“ vor der Verwechslung gewarnt

des Institutes für Völkerrecht,

d. h. einer auserwählten in der Zahl beschränkten wissenschaftlichen Akademie, und der

Gesellschaft für Reform und Codification des internationalen Rechts,

ein Verein, an welchem sich Jedermann betheiligen kann.

Die beiden Vereine sind befreundet und einzelne Leiter der Gesellschaft sind zugleich Mitglieder des Institutes.

Aus dem mir gefälligst mitgetheilten Briefe ersehe ich, daß jene Warnung nicht hinreichend beachtet worden ist. Nicht das Institut für Völkerrecht, sondern die Gesellschaft (association) für internationales Recht hat im Jahre 1876 in Bremen eine freundliche Aufnahme gefunden.

Heidelberg 18. Oct. 1880. Ihr ergebener Bluntschli.

Bibliographie.

Fortsetzungen.

Besse, P., Dr. Geschichte der Deutschen. 3. Lfg. 8. Leipzig 1880, J. H. Webel.

Bibel, Goldene, illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen. Herausg. von A. v. Wurzbach. 23.—25. Lfg. gr. Fol. Stuttgart, Paul Neff. à 1. 50

Biblioteca moderna italiana, für den Unterricht im Italienischen. Herausg. von Dr. H. Vockeradt. 4.—7. Bändchen. 8. Leipzig 1880, Veit & Co. à —. 60

Falke, Jakob von. Costümgeschichte der Culturvölker. 3. Lfg. gr. 8. Stuttgart 1880, W. Spemann.

Jähns, Max. Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens. II. Lfg. 1. u. 2. Hlfte. gr. 8. Leipzig, F. W. Grunow.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Herausgegeben von G. v. Marées. IV. Heft, 8. Berlin, F. Schneider u. Co.

Neue Erscheinungen.

Hartmann u. Abele. Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. gr. 8. XVI u. 608 S. Leipzig 1880, Breitkopf & Härtel.

Koch, B. M. W. Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins. 8. 39 S. Berlin 1880, H. Th. Mrose.

Lohwag, Ernst. Iphigenie in Delphi, Tragödie in 5 Acten. 8. 82 S. Wien 1880, Alfred Hölder.

Mohrmann, Dr. H. Jacobus Sackmann. 8. 119 S. und eine Handschrifttafel. Hannover 1880, Hahn'sche Buchhdlg.

Sierke, Dr. Eugen. Kritische Streifzüge. 8. XXXIV u. 535 S. Braunschweig 1881, Fr. Wreden.

Wittstein, Prof. Dr. G. C. Die Naturgeschichte des Cajus Plinius Secundus. 1. Lfg. 8. 160 S. Leipzig, Greßner u. Schramm.

Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen. Herausgegeben von Jean Bernard. 8. XII u. 274 S. Leipzig 1880, Ed. Wartigs Verlag.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Schon wiederholt ist uns die Nachricht zugegangen, dass bei Bestellungen unseres Blattes bei der kaiserlichen Post irrthümlicherweise ein Wiener Blatt, welches denselben Titel führt, geliefert wurde. Wir bitten daher bei Post-Abonnementsbestellungen den Erscheinungsort **Berlin** zu betonen.

Redaction und Expedition der „Gegenwart“.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Aufl. 8. Geh. *M.* 2.40. Cart. *M.* 3.—

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, gelangt immer mehr zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden vierten Auflage, die besonders geschmackvoll ausgestattet ist, wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

„Euphorion" liegt außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 *M.*), deren artistische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Vor Kurzem erschien:

A. Spir, Vier Grundfragen. 7 Bog. 8. broch. *M.* 2.

Frühere Schriften desselben Verfassers:

Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 2 Bde. 2. Aufl. 1877. *M.* 10.—

Moralität und Religion. 2. Aufl. 1878. *M.* 2.50.

Recht und Unrecht. Eine Erörterung der Prinzipien. 1879. *M.* 1.50.

Verlag von **J. G. Findel** in **Leipzig.**

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Rehmke, J., Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie. 5 *M.*

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kürfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. — Auf Veranlassung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preussen. — X. Band. Ständische Verhandlungen II. (Mark Brandenburg.) Herausgegeben von Siegfried Isaacsohn. 12 *M.*

Voigt, G., die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. In zwei Bänden. Erster Band. Zweite umgearbeitete Auflage. 8 *M.*

Soeben erschien die **erste** Nummer der

Zeitschrift für Orthographie.

Unparteiisches Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland.

Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner

herausgegeben von

Dr. **Wilhelm Vietor,** Wiesbaden.

Inhalt: Vorwort. — **J. F. Kräuter,** Sprache und Schrift. I. — **D. Sanders,** Ueber d. Unterschied zwischen theoret. Erörterungen u. prakt. Reformen auf d. Gebiete d. Orthogr. u. mein Standpunkt in der orthogr. Frage. — **E. Wiebe,** Aphoristische Bemerkungen zu „Noch einmal der Silbenschluss". — **A. H. Sayce,** Why we want a reformed alphabet. — **T. H. de Beer,** De Nederlandsche spelling. — **E. Raoux,** La réforme de l'orthographe française. — Bibliographie. — Zeitschriften. — Notizen.

Monatlich eine Nummer in Lex.-8., 32 bis 48 Spaltseiten stark. Preis 3 *M.* halbjährl. Prospekt u. Probenummer gratis. Zu beziehen durch alle Buchhdlgn., d. Post u. d. Verlagshdlg.

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Anatomie für Künstler.

Kurzgefasste Anatomie, Mechanik und Proportionslehre des menschlichen Körpers

von

Professor Dr. **August Froriep** in Tübingen.

Mit 39 Tafeln Abbildungen in Holzschnitt und theilweise in Doppeldruck, gezeichnet vom Maler Rich. Helmert.

24 Bogen grösstes Lexikon-Oktav. Velinpapier. In Pappband *M.* 10.—, in elegantem Leinenband *M.* 12.—

Für Künstler und Kunstjünger ein wichtiges Lehrmittel zur Einführung in die anatomische Betrachtungsweise des menschlichen Körpers, ohne Zumuthung eines eingehenden Studiums.

Praktisch durch gedrängte Kürze, übersichtliche Ordnung und gemeinverständliche Darstellung bietet dies Lehrbuch in Wort und Bild alles für das Verstehen der äusseren Form und die Bewegungen des Menschenkörpers Wesentliche.

Der handliche Gross-Oktavband umfasst zu gleichen Theilen den Text (Allgemeines, Kopf, Hals, Rumpf, obere und untere Gliedmassen, Proportionslehre) wie die Tafeln mit nebenstehenden Erklärungen (45 Figuren für Anatomie, 8 für Proportion).

Wissenschaftlicher Werth ist dadurch gewährleistet, dass der Text von einem tüchtigen Fachgelehrten abgefasst wurde, unter dessen Leitung und Kontrolle sämmtliche Zeichnungen direkt nach dem frischen Material der Anatomie treu ausgeführt und in Holzschnitt reproducirt wurden.

Die künstlerische Ausführung der Zeichnungen lag in den Händen eines mit dieser Materie durch Specialstudium vertrauten Malers, der Reproduktion durch Holzschnitt widmete J. G. Flegel die grösste Sorgfalt; der doppelte Farbendruck ward in der Officin der Verleger ausgeführt.

Durch das Zusammenwirken seitens der Wissenschaft und Kunst wird ein praktisches Lehrbuch geboten, das bisher von den Künstlern lebhaft vermisst wurde.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieswerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Zur Ausgabe gelangen:

Requiem

für vier Solostimmen, gemischten Chor und Orchester

(Orgel ad libitum)

von

Theodor Gouvy.

Op. 70.

Partitur Pr. *M.* 21.—. Orchesterstimmen Pr. *M.* 20.—. Clavierauszug Pr. *M.* 5.—. Chorstimmen Pr. *M.* 3.50.

Symphonie

(in C)

für Orchester

von

Woldemar Bargiel.

Op. 30.

Neue revidirte Ausgabe.

Partitur Pr. *M.* 15.—. Orchesterstimmen Pr. *M.* 19.—. Vierhändiger Clavierauszug zur ersten Ausgabe Pr. *M.* 7.50.

Für Portrait-Sammler.

Seltene Portraits in Kupferstich und Lithographie.

Grösstes Lager. Besonders reichhaltig:

Theater — Musik — Dichter — Naturforscher — Mediziner — Gelehrte — Künstler — Fürsten — Militairs — Staatsmänner — Borussica.

Neueste Kataloge à Heft 50 Pf.:

VII. **Theologen, Philologen, Juristen.** 2500 Nrn.
VI. **Medizin, Naturwiss., Mathem.** 2500 Nrn.
V. **Literatur, Theater, Musik.** 3000 Nrn.

E. H. Schroeder's Portraitantiquariat in **Berlin** W., Wilhelmstr. Nr. 91.

Auch kaufe ich stets derartige Portraits zu guten Preisen.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhdlg. in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Die Perser. Tragödie des Aeschylos. Verdeutscht und ergänzt von **Hermann Köchly.** Herausgegeben von **Karl Hartfelder.** 8. eleg. broch. *M.* 1.50.

Dies ist der Text von Köchly's Uebersetzung und Ergänzung der Perser, wie er sie selbst herausgeben wollte und wie sie bis jetzt dreimal aufgeführt wurden, in Heidelberg, in Mannheim und in Wien. Angehängt sind: Köchly's Ansprache in Mannheim vor der Aufführung und der griechische Text des von ihm hinzugedichteten Schlusses.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Ebner & Seubert in Stuttgart und Emil Strauß in Bonn.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 6. November 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von F. H. G. — Ein Engländer über Rußland. Von A. Brückner. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Rabelais. Von Johannes Scherr. — Gedichte von Julius Rodenberg, Emil Rittershaus und Victor Blüthgen. Von Albert Weigert. — Spaziergänge auf Ceylon. Von Bruno B.-Schwarzbach. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Musikleben. Von H. Ehrlich. — Notizen. Illustrirte Prachtwerke. Von P. L. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von F. H. G.

Paris, Ende October.

Wenn man sich heute in der verworrenen Lage Frankreichs zurechtfinden will, so muß man auf den vielberufenen Art. 7 des Ferry'schen Unterrichtsgesetzes zurückgehen, welcher allen Mitgliedern nicht autorisirter Corporationen das Lehren verbieten wollte. Ferry brachte diesen Artikel im Ministerrath vor, um den Radicalen eine gewisse Concession zu machen, und Waddington ließ sich durch Ueberraschung seine Zustimmung entreißen, obwohl dies ganz den Grundsätzen widersprach, die er als Unterrichtsminister vertheidigte. Er wollte durchaus richtig den Orden die Privilegien nehmen, die sie sich gesetzlich oder in der Praxis erschlichen hatten, so daß die Obedienzbriefe an Stelle des Fähigkeitszeugnisses traten, daß die freien Facultäten Grade verleihen durften u. s w., aber er wollte die Unterrichtsfreiheit aufrecht erhalten, und kam dadurch, daß er nun ihre Antastung erlaubte, von vornherein in eine schiefe Stellung. Man kennt den heftigen Streit, der durch den Art. 7 hervorgerufen wurde und mit der Verwerfung desselben im Senat endete. Um diese Niederlage noch im letzten Augenblick abzuwenden, drohte Freycinet, der an die Stelle des an Entkräftung gestorbenen Ministeriums Waddington getreten war, mit der eventuellen Anwendung der bestehenden Gesetze gegen die nicht autorisirten Orden überhaupt vorzugehen, und um nicht Frankreich unter dem Eindruck zu lassen, daß das Ministerium seinen Feldzug verloren, erließ man in überstürzender Eile die Märzdecrete. Ernst gemeint waren sie nur gegen die Jesuiten, die in Frankreich vielleicht verhaßter sind als irgendwo, man hoffte sicher, daß die anderen Orden die Autorisation nachsuchen würden, die man ohne Schwierigkeit gegeben hätte. Aber dies geschah nicht, dieselben erklärten sich solidarisch mit den Jesuiten, andrerseits erhoben sich ernste rechtliche Bedenken, in wie weit die Decrete wirklich den bestehenden Gesetzen entsprechen, namentlich ob die älteren Bestimmungen aus der Zeit der Restauration nicht durch das Unterrichtsgesetz von 1850 aufgehoben seien; angesehene Rechtsgelehrte behaupteten dies, eine große Zahl von Staatsanwälten gaben, trotz des durchgreifenden Personenwechsels, den der Justizminister sofort hatte eintreten lassen, ihre Entlassung, weil sie nicht ihrer Ueberzeugung nach bei der Ausführung der Decrete mitwirken konnten. Inzwischen fand diese Ausführung hinsichtlich der Jesuiten statt, die Erregung, die dies trotz ihrer Unbeliebtheit hervorrief, die rechtlichen Zweifel, die Frage, wie man bei Schließung aller geistlichen Unterrichtsanstalten für die fernere Unterweisung ihrer bisherigen Zöglinge sorgen solle, machten Freycinet bedenklich, auch gegen die anderen Congregationen vorzugehen. Man war damals zu dem Zugeständniß geneigt, dies Gesuch um Autorisation an den Staatsrath richten zu lassen, der durch seine Zusammensetzung und Praxis mehr Gewähr gegen unbillige Behandlung bot, als dies die Präfecten thun konnten, und Rom wäre geneigt gewesen, die Jesuiten, die doch nicht zu retten waren, zu opfern, wenn die andern Congregationen geschont würden; indeß die Unterhandlung führte zu keinem Ziel, und so kam Freycinet auf den Ausweg, die Oberen zu der Erklärung zu veranlassen, daß sie der Republik nicht entgegen seien. Dieser Gedanke, den Grévy billigte und dem damals auch Gambetta nicht entgegen war, gehört Freycinet, der Text desselben ward in Rom festgestellt und den Bischöfen mit dem Befehl zugesandt, die Oberen zur Unterzeichnung und Einreichung anzuhalten. Inzwischen fand die Reise Grévys, Léon Says und Gambettas nach Cherbourg statt, und letzterer, der zweimal die Einladung der Handlungsbeflissenen abgelehnt und seinem Senatscollegen erklärt hatte, er werde nicht sprechen, ließ sich schließlich erweichen und hielt seine bekannte Rede über die revendications. Der Gedanke dabei war keineswegs kriegerisch, der Kammerpräsident wollte nur dem Vorherrschen der materiellen Interessen gegenüber die patriotische Fiber einmal wieder anregen und ließ sich durch die Ovationen des Kreises, in dem er sprach, hinreißen, ohne viel an das Ausland zu denken, das er wenig kennt.

Freycinet aber verdroß diese Rede sehr und er nahm sich vor der Welt zu zeigen, daß Gambetta nicht das officielle Frankreich sei; auf die Frage eines Diplomaten, dem er dies sagte, ob nicht eine vorgängige Verständigung mit dem Kammerpräsidenten rathsam sei? erwiederte er, es sei unnütz dies zu versuchen, da derselbe keine Verständigung, sondern Unterwerfung wolle. So hielt Freycinet seine Friedensrede in Montauban und stellte außerdem ein Vereinsgesetz als Lösung der Ordensfrage in Aussicht, eine sehr weise Maßregel, die bereits Dufaure befürwortete, welche die Regierung aber damals in dem Verdruß über die Verwerfung des Art. 7 zurückgewiesen. Deshalb erhoben die drei eigentlichen Minister Gambettas: Cazot, Constans und Farre, im Ministerrath Beschwerde und zugleich erklärte Ferry die erschienene Erklärung der Obern für ganz ungenügend. Schließlich gelang es Grévy indeß sie dazu zu bestimmen, daß die Entscheidung des Competenzgerichtshofes abgewartet werde, auf die der Präsident zur Beruhigung seines juristischen Gewissens großen Werth legte, obwohl es eigenthümlich genug war, daß man dieselbe

Digitized by Google

nicht den ordentlichen Gerichten überlassen wollte, beziehungsweise dem Cassationshof, sondern die Frage einer Behörde unterbreitete, welche, unter dem Vorsitz des Justizministers berathend, durch ihre Zusammensetzung nicht die Bürgschaft richterlicher Unparteilichkeit bot. Plötzlich als alles der Art geordnet schien, gaben jene drei Minister ihre Entlassung, Gambetta hatte die Lection von Montauban nicht vergessen und sein radicaler Schweif drängte ihn de frapper ferme sur la prêtraille. Freycinet sah, daß er sich gegen den bösen Willen des Kammerpräsidenten nicht halten konnte und trat zurück, aber die Sache rief solche Erregung hervor, daß man glaubte, das Land wie das Ausland durch die Wahl eines notorisch friedlichen Ministers des Auswärtigen beruhigen zu müssen. Nach langem Widerstand entschloß sich Barthelémy St. Hilaire anzunehmen, als Grévy an seinen Patriotismus appellirte; er ist nach Außen conservativ, aber anticlerikal und äußerte sich dahin, daß er zwar die Decrete nicht billige, aber daß sie, einmal gegeben, auch ausgeführt werden müßten. Mit Gambetta stand er von der Zeit her, wo er Thiers' Kabinetschef war, schlecht und wahrt seine Unabhängigkeit gegen denselben eifersüchtig; so nöthigte er den gambettistischen Director der Personenfragen, Herbette, zurückzutreten, indem er ihm den jüngeren Choiseuil, einen Sohn des Herzogs von Praslin, Enkel Soults und Schützling von Thiers, als Unterstaatssecretär vorsetzte. Eine Menge von Abgeordneten ist keineswegs von der Ausführung der Decrete erbaut, die Regierung ist genöthigt, dieselben stufenweise eintreten zu lassen, schon weil sie nicht die hinreichenden Organe hat, dies mit einem Schlage zu thun, aber während ein solcher die Opposition vielleicht betäubt hätte, hält die Wiederholung der Acte, bei denen die Orden nur der Gewalt weichen, die Agitation aufrecht und es ist bereits zu unliebsamen Conflicten mit der Bevölkerung gekommen. Andrerseits hat es der Regierung nicht geringe Verlegenheit bereitet, daß ein sehr anticlerikales Mitglied des Staatsrathes, Laferrière, zwei Artikel im „Temps" veröffentlicht hat, in denen er ausführt, daß die Regierung nicht berechtigt sei, die Decrete durch die Präfecten zu vollstrecken, sondern daß gesetzlich es für jede Congregation eines besonderen Decretes des Präsidenten bedürfe und ihr 48 Stunden Zeit gelassen werden müsse, um sich freiwillig aufzulösen. Dazu kommt, daß die Jesuiten sich überall als Laiengesellschaften constituiren, denen man nach Verwerfung des Art. 7 den Unterricht nicht verbieten kann und man sich außer Stande sieht, die Zöglinge der aufgelösten Anstalten in den Staatsschulen unterzubringen, die überfüllt sind. Alles das schafft große Unzufriedenheit, die bei Eröffnung der Session auch parlamentarischen Ausdruck, namentlich im Senat finden wird. Indeß ebenso gewiß ist, daß die Minister nicht mehr zurück können und die Interpellationen kein praktisches Ergebniß liefern werden. Die ganze Situation beherrscht nämlich die Aussicht auf die allgemeinen Wahlen des nächsten Jahres, die Majorität erträgt das Joch Gambettas mit Ungeduld, aber sie erträgt es, weil die Abgeordneten wissen, daß sie nur durch Gambetta wiedergewählt werden können, den die Präfecten als ihren eigentlichen Herrn betrachten; sein Centralcomité mit den Verzweigungen in der Provinz beherrscht die Wahlen, und der Conservativismus des französischen Bauern besteht darin, für die Candidaten der jedesmaligen Regierung zu stimmen, wenn sie nicht ganz schlecht sind; die Masse der jetzigen republikanischen Wähler ist dieselbe, die 1870 für das Plebiscit stimmte. Gambetta wird also bis dahin suchen zu laviren, seine Politik ist stets gewesen, die Andern die dornigen Fragen erledigen zu lassen, um diese nicht zum Wahlgeschrei der Radicalen werden zu lassen, so die Amnestie, so jetzt die Frage der Orden. Er selbst hofft bei den Wahlen einige zwanzig Mal aus der Urne hervorzugehen, wie einst Thiers, und so auf den Schultern des Plebiscit ins Elysée getragen zu werden, wo ihm dann Grévy Platz machen soll. Die Radicalen beuten seine Rede von Cherbourg nicht ohne Geschick aus, indem sie ihn als den Mann der kriegerischen Verwickelungen hinstellen, die Conservativen greifen seine antikirchliche Politik an, aber sehr tief geht beides nicht und er wird schon Gelegenheit finden zu betonen, daß man ihn mißverstanden und er den Frieden wolle. Die Schwierigkeiten fangen freilich für ihn erst an, wenn er Präsident ist; obwohl er seit 1871 nichts eigentlich gethan hat, so sind doch die Erwartungen auf ihn so hoch gespannt, daß er nicht stille sitzen kann, er weiß, daß er nach Außen Frieden halten muß, trotz seiner Allmacht würde er sofort gestürzt werden, wenn er kriegerische Velleitäten zeigte. Denn die Friedenssucht des französischen Volkes ist absolut, und mit Recht bemerkte kürzlich ein Diplomat gegen Ferry, die Regierung könne viele Fehler begehen, wenn sie nur den Frieden bewahre und Ueberschüsse zu haben fortfahre. Handel und Wandel blühen, der Reichthum des Landes ist im fortwährenden Steigen begriffen, allein in der ersten Hälfte October gaben die Steuern wieder einen Ueberschuß von fast 9 Millionen Francs gegen den Anschlag. Paris ist glänzender als je unter der Monarchie, aber alles das wäre durch einen Krieg in Frage gestellt, und man täuscht sich kaum darüber, daß bei einem solchen es sich nicht mehr um den Wohlstand Frankreichs, sondern um seine Existenz als Großmacht handeln könnte. So hohl ist das Geschrei nach Revanche, daß die an sich ziemlich unschuldige Sendung des Generals Thomassin nach Athen zur Reorganisation der griechischen Armee allgemeinen Unwillen hervorrief und die Regierung sich genöthigt sah, dieselbe aufzugeben. Mit wahrer Erleichterung hat man, weil man eben durchaus keine Verwicklung will, den Ausgang der Dulcignofrage begrüßt, obwohl Niemand daran zweifelt, daß sie durch Bismarck geleitet ist, und man weist schadenfroh auf die Niederlage Gladstones hin, der geglaubt hat, er könne Frankreich bewegen, ihn auf Abenteuern zu begleiten. Nicht leichter aber wird es Gambetta werden, im Innern große Thaten zu verrichten; die Conversion der Rente, die an sich sehr nöthig wäre, würde ihn unpopulär bei der Bourgeoisie machen, er soll die Absicht haben seinerseits das Vereinsgesetz vorzubringen, in dem die erwerbenden Gesellschaften von den politischen und kirchlichen getrennt würden und letztere zur Einreichung ihrer Statuten verpflichtet würden. Er wird überhaupt geneigt sein, eine versöhnliche Stellung als Pacificator anzunehmen, aber wird es ihm möglich sein? er kann seine Vergangenheit und seinen rothen Schweif nicht leicht abschütteln, die Conservativen mißtrauen ihm, das Ausland wird ihn überwachen. In dieser Situation liegt eine Gefahr für den Frieden, so sehr das Land ihn will, so wäre es doch nicht das erstemal, daß ein Dictator einen Ausweg nach Außen suchte. Und erst von diesem Gesichtspunkt wird man die Weisheit des östreichisch-deutschen Bündnisses recht ermessen, das Ziel desselben war nicht so wohl gegen Rußland gerichtet, als Oestreich definitiv von Frankreich zu trennen, indem Deutschland seiner Stellung im Orient den Rückhalt bot. 1870 hielt Rußland Oestreich ruhig, nach dem Berliner Congreß ist Rußland mißvergnügt, gereizt gegen Deutschland, tief geschwächt. Bei einer Verwicklung Deutschlands mit Frankreich wird Rußland nicht wieder Oesterreich ruhig halten wollen, und wenn es wollte, könnte es wahrscheinlich nicht. Das deutsch-östreichische Bündniß schaffte eine feste Friedensliga in der Mitte Europas, der England zustimmte und, wenn Gladstone zu den Verflossenen gehören wird, wieder zustimmen wird, es deckt Oestreich den Rücken im Orient und uns gegen Frankreich, dessen Allianz mit Rußland ebenso unwahrscheinlich ist, weil es ihm nichts bieten kann, als ein Krieg Deutschlands gegen Rußland, bei dem wir nichts zu gewinnen hätten. So läßt sich hoffen, daß der Friede im kommenden Jahre trotz der unberechenbaren Zwischenfälle bewahrt bleibe und das Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland in Constantinopel ist ein gutes Vorzeichen. Nicht sichrer aber kann man Gambetta im Zaume halten, als wenn man ihm zeigt, daß jede Offensive seinerseits auf eine gepanzerte Mauer stoßen wird.

Digitized by Google

Ein Engländer über Rußland.

Von A. Brückner.

(Schluß.)

In einem eigenthümlichen Gegensatze zu dem Ernst und der Gründlichkeit der Studien, welche Wallace machte, steht die leichte, anmuthig plaudernde, hier und da an Dickens'schen Humor erinnernde Art der Behandlung des Stoffes. Man empfindet beim Lesen des Buches den Reiz einer Conversation mit einem geistvollen Touristen, welcher seine Reiseerlebnisse in einem bunten Durcheinander erzählt, in launiger Weise über das Ungeziefer auf den russischen Dampfern, über die schlechten Wege, die mangelhaften Fuhrwerke, die halsbrechenden Brücken scherzt, eine Menge anziehender Genrebilder aus dem Aermel schüttelt, pikante Anekdoten und witzige Einfälle vorbringt, die Darstellung auch wichtigerer Stoffe mit dem Brillantfeuerwerk glänzender Aperçus, mit packenden Vergleichen würzt. Sehr wohlthuend wirkt bei aller Lebhaftigkeit des Geistes des Verfassers die große Nüchternheit des Urtheils; von irgend einem Enthusiasmus, von einseitiger Bewunderung oder von mißmüthigem Tadel findet sich nirgends eine Spur. Die so oft ohne Grund über die Gebühr gepriesene Schönheit der Landschaft am Ufer der Wolga wird, wie solches dem Gegenstande entspricht, sehr kühl behandelt. Der Realismus, mit welchem im 15. Kapitel die Grundherren der alten Schule geschildert werden, ist durchaus frei von jeder Tendenz oder Parteifärbung. Die Objectivität des Verfassers geht Hand in Hand mit seiner Bescheidenheit. Er will im Allgemeinen orientiren, aber Niemandem sein Urtheil als ein maßgebendes aufdrängen. Nach der gründlichsten Erörterung der Wirkungen der Bauernemancipation sagt Wallace am Schlusse des 33. Kapitels: „Bei Betrachtung der gegenwärtigen wirthschaftlichen Lage der freigelassenen Leibeigenen bin ich zu diesen Schlüssen gelangt. Dieselben bilden das Resultat langer und und geduldiger Forschung; doch muß ich den Leser davor warnen, dieselben für mehr als die persönlichen Ansichten eines unparteiischen Beobachters zu nehmen." Die Lectüre des Buches soll, wie der Verfasser wünscht, nicht fertige Urtheile colportiren, sondern den Wunsch wachrufen, Rußland besser kennen zu lernen. Weder für die Gelehrten noch für die eigentlichen Staatsmänner hat Wallace schreiben wollen; er wendet sich an die Gebildeten, an Alle, welche an historischen, politischen, sociologischen Fragen ein Interesse haben. Nur etwa die Schlußbetrachtungen in dem letzten Kapitel über die Gebietsausdehnung Rußlands und die orientalische Frage sind an die Adresse der specifisch englischen Politiker gerichtet und sind da sehr am Platze; hier wird die Möglichkeit einer Collision Englands mit Rußland berührt; hier wird vor unnützen Collisionen und zugleich davor gewarnt, „eingebildete Interessen Englands mit wirklichen zu verwechseln und eines Mißverständnisses wegen in den Kampf zu gehen". Diese einzige Betrachtung ausgenommen, findet sich nirgends eine speciell publicistische Absicht bei Abfassung des Werkes. Der Umstand, daß Wallace für das große Publicum schreibt, den Geschmack und die Bedürfnisse der Leser im weitesten Sinne bei seiner Darstellung nie aus den Augen läßt, erklärt auch wohl den Mangel an Anordnung und System in dem Buche. Die heterogensten Stoffe werden durcheinander gewürfelt; man hat dazwischen den Eindruck, es mit einer Reihe unter sich nicht oder nur ganz lose zusammenhängender Feuilletons zu thun zu haben, deren Zahl sich beliebig vermehren oder reduciren ließe, ohne den Charakter des Werkes zu ändern. Historische Betrachtungen, welche die Entwickelung langer Zeiträume umfassen, wechseln mit minutiösen Darstellungen concreter Episoden ab; auf sehr tiefe Reflexionen und wissenschaftliche Verallgemeinerungen folgen oft ganz unmittelbar die Darstellung komischer Scenen, die Reproduction spaßhafter Gespräche. Das Kapitel 5, „eine ärztliche Consultation" überschrieben, enthält eine Menge von Dingen, welche gar nicht dahin gehören; es gibt überall Kreuz- und Quersprünge und Abschweifungen der mannichfaltigsten Art, ein Quodlibet von allerlei Miscellen, und alles dieses trägt nur dazu bei, den Reiz des Buches zu erhöhen. Wallace muthet dem Leser keine große Anstrengung zu; in der Besorgniß, die Geduld desselben auf eine allzu schwere Probe zu spannen, verzichtet er oft auf eine ausführlichere Auseinandersetzung, begnügt sich mit Andeutungen und geht dazwischen von allgemein theoretischen Betrachtungen wieder sehr gern auf das Entwerfen farbenreicher Bilder, genialer Skizzen über. Bald sind es einzelne abgeschlossene Tableaux, welche er uns vorführt, bald leitartikelartige Erörterungen des Gewordenseins, Bestehens und der ferneren Entwickelung socialer und politischer Institutionen in Rußland. Eine strenge, nothwendige Reihenfolge der Abschnitte läßt sich nicht wahrnehmen. Die 35 Kapitel, in welche die neueste Auflage zerfällt, ließen sich auf ganz andere Weise gruppiren, ohne das Wesen des Werkes zu verändern. Während einzelne Abschnitte (z. B. 5—9) unter sich einigermaßen zusammenhängen, ist der Uebergang auf andere Stoffe (wie z. B. von 8 und 9 auf 10) völlig unvermittelt. Die Bauernverhältnisse werden in mehreren Abschnitten berührt, aber viele die Agrarfrage betreffende Kapitel sind in verschiedenen Partien des Werkes zerstreut, und dazwischen begegnen uns solche Abschnitte, in denen ganz andere Stoffe behandelt werden. Einer systematischeren Anordnung gemäß hätte auf die Kapitel 13 und 14 über die kaiserliche Regierung und die Beamten und die neue lokale Selbstverwaltung, wie uns scheinen will, unmittelbar das 34. über die neuen Gerichtshöfe folgen müssen u. dgl. mehr. Aber es kam dem Verfasser nicht auf Vollständigkeit an: viele Stoffe, wie z. B. die Verhältnisse des Staatshaushalts, die Wehrkraft, das höhere Bildungswesen u. s. w. sind vollständig unberücksichtigt geblieben; um so leichter konnte eine systematische Anordnung entbehrt werden. Es steht zu hoffen, daß Wallace diesen seinen Studien noch andere werde folgen lassen. An Stoff und gesammeltem Material bei dessen Behandlung wird es ihm für die bisher völlig mit Stillschweigen übergangenen Fragen nicht fehlen. Auch wäre es ja nicht unmöglich, daß er sich die Abfassung eines großen, in gewissem Sinn die allerneueste Geschichte und Statistik Rußlands behandelnden Werkes vorbehielt? Zur Lösung einer solchen Aufgabe wäre kaum Jemand so berufen wie er.

Von der geistvoll glänzenden, an Gedankenblitzen reichen Art der Behandlung des Stoffes mögen folgende Proben zeugen, welche wir verschiedenen Partien des Buches auf gut Glück entnehmen. Sie lassen an Originalität und packendem Humor wenig zu wünschen übrig und veranschaulichen den Gedankengang des Verfassers in sehr wirksamer Weise.

Wiederholt erwähnt Wallace der Reformen Peters des Großen und weist darauf hin, wie gewaltsam und unvermittelt die legislative und administrative Thätigkeit des genialen Herrschers dessen Unterthanen habe erscheinen müssen. So heißt es im 35. Kapitel „St. Petersburg und der europäische Einfluß": „Peter spielte in der ruhigen, würdigen, orthodoxen, ceremoniellen Welt Moskaus die Rolle des Stiers im Porzellanladen, indem er in unbarmherziger und muthwilliger Weise alle durch die Zeit ehrwürdig gewordenen traditionellen Begriffe von Schicklichkeit und Etiquette verletzte." Im 20. Kapitel, von den Dissidenten, erläutert Wallace, wie nahe es lag, daß Peter dem Volke als Antichrist erschien: „Er hatte nichts von dem stäten, frommen Wesen der alten Czaren und bezeigte demjenigen keine Achtung, welches vom Volke am meisten verehrt wurde. Er aß, trank und verkehrte gewöhnlich mit Ketzern, sprach ihre Sprache, trug ihre Kleidung, wählte aus ihrer Mitte seine intimsten Freunde und begünstigte dieselben mehr als seine eigenen Unterthanen. Man denke sich den Schrecken und die Verwirrung, die unter frommen Katholiken entstehen würde, wenn der Papst eines Tages im Gewande des Großsultans erschiene und Paschas zu seinen Berathern erwählte! Das Entsetzen, welches Peters Betragen unter einem großen Theile seiner Unterthanen hervorrief, war sehr wahrscheinlich nicht minder groß." Die Erfolglosigkeit der Bestrebungen Peters, einen Mittelstand in Rußland zu schaffen, das städtische Element

*

Digitized by Google

der Bevölkerung zu heben, illustrirt Wallace durch folgenden Vergleich: „Möge sich der Leser vorstellen, daß unser Handelsministerium die Inhaber kleiner Fischerbarken mit sorgfältig ausgearbeiteten Seekarten, gelehrten Abhandlungen über Schifffahrtskunde und genauen Vorschriften über geeignete Ventilation in Schiffskajüten versehen würde, so wird er ungefähr eine Idee bekommen, welchen Eindruck die Gesetzgebung Peters des Großen in den Städten hervorbrachte“ (11. Kapitel „Die Städte und die Handelswelt“). Aehnliche Betrachtungen knüpft der Verfasser an die relativ geringen Erfolge der in neuester Zeit ins Leben gerufenen Provinzialverfassung. Er findet es durchaus natürlich, daß die Einrichtung keine Wunder bewirkt habe, und sagt: „Rußland ist viel ärmer und viel weniger dicht bevölkert, als die vorgeschritteneren Länder, welche es sich zum Muster nimmt. Die Voraussetzung, daß durch eine Reform in der Verwaltung alle jene Bequemlichkeiten, welche vorgeschrittenere Völker genießen, sofort geschaffen werden könnten, war eben so thöricht, als wollte man annehmen, daß ein armer Mann sogleich einen prächtigen Palast erbauen könne, weil er von einem reichen Nachbarn die nöthigen Baupläne erhalten hat“ (Kapitel 14 „Die neue lokale Selbstverwaltung“).

Wiederholt bemerkt Wallace, daß man in Rußland legislativen Verordnungen und administrativen Formen mehr vertraue als persönlicher Anstrengung und Selbsthülfe (so z. B. im 33. Kapitel „Folgen der Befreiung“). Dagegen hebt er hervor, daß das relativ geringe Niveau der Bildung und der geistigen und materiellen Bedürfnisse dem eigentlichen Fortschritt hemmend im Wege stehen. So heißt es im 14. Kapitel von der neuen lokalen Selbstverwaltung: „Daß gute Wege zur Entwickelung der nationalen Hülfsquellen vorhanden sein müssen, weiß jeder Russe, der als Russe gelten will, aber sehr wenige der aufgeklärten Abgeordneten, welche gelegentlich dieser Wahrheit Ausdruck geben, fühlen die Nothwendigkeit, gute Wege in ihrem Kreise zu haben, im gleichen Sinne, wie sie das Bedürfniß fühlen, Karten zu spielen. Das Eine ist eine theoretische, das Andere eine praktische Nothwendigkeit. Erst wenn die Gutsbesitzer erlernt haben, genau Buch zu führen, und entdecken, daß eine bestimmte auf Wegeverbesserungen verwendete Summe Geldes durch die Verminderung der Transportkosten mehr als aufgewogen wird, erst dann und nicht früher werden die Wegecommunicationen thatkräftig eingreifen können.“ Aehnliches bemerkt Wallace auch hinsichtlich anderer Zweige der Lokalverwaltung. Er war in einer Versammlung zugegen, in welcher die Einführung des Schulzwanges beantragt wurde, und erzählt nicht ohne Humor: „So sonderbar es auch erscheinen mag, der Antrag wäre beinahe durchgegangen, obgleich alle anwesenden Mitglieder wußten — oder wissen konnten, wenn sie sich die Mühe gegeben hätten, nachzufragen —, daß die bestehende Anzahl von Schulen hätte zwanzigmal vergrößert werden müssen, — und daß die örtlichen Abgaben schon sehr hohe waren.“ Es folgen sehr drollige Einzelnheiten der Debatte; sodann schließt der Verfasser: „Und während diese Discussion über ein ideales System von Schulzwang vorging, war die Straße vor den Fenstern des Sitzungszimmers mit einer fast zwei Fuß tiefen Schmutzschicht bedeckt! Die übrigen Straßen waren in einem ähnlichen Zustande; und eine große Anzahl der Mitglieder verspätete sich stets, weil es beinahe unmöglich war, zu Fuß zu kommen und es in der Stadt nur ein öffentliches Fuhrwerk gab u. s. w.“

Aehnlich spaßhaft ist die Bemerkung im 11. Kapitel „Die Städte und die Handelswelt“, die Städte in Rußland seien eigentlich nicht mehr als verkappte Dörfer, viele der Häuser ließen sich nicht dazu herbei, ihre Façaden der Straße zuzuwenden: man gewinne den Eindruck, als wäre die Mehrzahl der Bürger vom Lande gekommen und hätte ihre Landhäuser mitgebracht u. dgl. m. Man begreift, daß zu solchen Zuständen manche Reformen in dem Sinne westeuropäischer Städte nicht recht passen wollen. Aehnliches gilt von dem landwirthschaftlichen Fortschritt. Wallaces Bemerkungen über die Nachtheile des Gemeindebesitzes im 9. Kapitel zeugen von großer Umsicht und von eingehender Sachkenntniß. Von frappanter Wirkung und sehr lehrreich für diejenigen, welche die schädlichen Folgen des Gemeindebesitzes zu überschätzen geneigt sind, ist folgende Argumentation: „Wenn man behaupten will, die Gemeinde hindere den Bauern, ein modernes, rationelles Bewirthschaftungssystem einzuführen, so kann man mit ganz demselben Rechte hinzufügen: das Nichtvorhandensein von Universitäten in den Prairien hindere die Rothhäute, sich auf dem Gebiete der klassischen Philologie auszuzeichnen.“

Sehr treffend ist eine Bemerkung im 24. Kapitel: „Fremde Colonisten in der Steppe“, in welchem die Cultur und Lebensweise der dicht nebeneinander lebenden Deutschen und Russen verglichen werden. „Dem russischen Bauern,“ heißt es da, „scheint es ganz in der Natur der Dinge zu liegen, daß Deutsche in geräumigen, saubern, gut gebauten Häusern wohnen, ebenso wie es selbstverständlich ist, daß Vögel Nester bauen, und wie es vermuthlich einem menschlichen Wesen niemals eingefallen ist, ein Nest für sich und seine Familie zu bereiten, so verfällt auch ein russischer Bauer niemals darauf, sich nach deutschem Muster ein Haus einzurichten. Deutsche sind Deutsche und Russen sind Russen und damit ist der Fall erledigt.“ Von derartigen an Epigramme erinnernden, frappanten Bemerkungen wimmelt das Buch. Im 5. Kapitel heißt es zur Veranschaulichung des Satzes, daß die russische Civilisation aus einem sonderbaren Gemisch von Produkten bestehe, welche in sehr verschiedenen Perioden entstanden sind: „Jemand, der dieselbe zu studiren unternimmt, würde zuweilen nicht weniger erstaunt sein, als etwa ein Naturforscher, der plötzlich neben einem modernen Preisschafe ein vorsündfluthliches Megatherion grasen sähe.“ Ungemein drollig ist die Reproduction vieler Gespräche, welche Wallace mit verschiedenen Personen in Rußland hatte. So erläutert z. B. ein Gutsverwalter, Karl Karlitsch, das russische Wort „ssei tschass“ („diese Stunde“) folgendermaßen: „Glauben Sie ja nicht, was das Wörterbuch über die Bedeutung dieser Worte sagt. Im Wörterbuch steht, es bedeute „sofort“, aber das ist Unsinn. Im Munde eines Russen bedeutet es „in einer Stunde“, „nächste Woche“, „in einem bis zwei Jahren“, „nie“, am häufigsten „nie“.“ — Die Worte „Gumannosti“ und „Tschelowjetscheskoje Dostoinstwo“ (Humanität und Menschenwürde) übersetzt Karl Karlitsch im Hinblick auf viele Fälle der Parteinahme der Friedensrichter für die unteren Klassen und die große Zahl von Freisprechungen durch die Geschworenen als „die Zärtlichkeit für alle Arten Uebelthäter“. Ueber die Folgen der Bauernemancipation, insbesondere die Wirkung der Maßregel auf die Gutsherren, äußert sich einer der letzteren im Gespräche mit Wallace wie folgt: „Früher führten wir keine Bücher und tranken Champagner; jetzt rechnen wir und begnügen uns mit Bier.“ (Kapitel 32.)

Am wichtigsten und am beachtenswerthesten erscheinen uns die Ergebnisse der Studien des Verfassers, welche die Agrarverhältnisse in Rußland zum Gegenstande haben. Darauf hat er die meiste Mühe und Zeit verwandt. Es ist die bedeutsamste Frage der Gegenwart und Zukunft Rußlands. Hier gehen die Beobachtungen Wallaces besonders tief. Man lese etwa im 6. Kapitel die Bemerkungen über die Wirkung der Emancipation auf das bäuerliche Familienleben, im 8. Kapitel die Ausführungen über die Bedeutung des „Mir“, der Dorfgemeinde, im 16. Kapitel die Darstellung des Doctrinarismus der Grundherren der neuen Schule, im 30. Kapitel die Schilderung des Zustandes der Leibeigenen, und man wird überall eine ebenso große Sachkenntniß wie Unbefangenheit wahrnehmen. Sehr hübsch ist es z. B., wenn Wallace davor warnt, die Zustände vor der Bauernemancipation nach den Criminalannalen, d. h. nach den wenn auch sehr zahlreichen Fällen der grausamen Bauerntyrannei zu beurtheilen, wobei er bemerkt: „Man denke sich, daß ein Autor das Familienleben in England nach den Chroniken des Ehescheidungstribunals beschriebe!“

Bei derartigen Fragen nimmt man wahr, wie Wallace als praktischer Engländer durchaus weit entfernt ist von allem Doctrinarismus, wie das öffentliche Leben in der Heimat des Verfassers eine vortreffliche Schule für denselben gewesen, wie ihn die Kenntniß des Lebens und der Menschen vor einseitigen

Digitized by Google

und vorschnellen Urtheilen bewahrt, und wie eine etwaige Beschränkung auf Bücherweisheit ihn nie und nimmer in den Stand gesetzt haben würde, ein solches Buch wie das vorliegende zu schreiben. Mag der Verfasser von der Slavisirung der Finnen reden oder von den Ursachen des Fehlens einer eigentlichen Aristokratie in Rußland, von der Nothwendigkeit der Centralisation in diesem Lande oder von der Erfolglosigkeit der Discussion der Vertreter der officiellen Kirche mit den Sectirern, von der Bedeutung des Krimkriegs oder von dem Mangel einer Parteibildung in Rußland, von den Ursachen und Wirkungen des Decemberaufstandes vom Jahre 1825 oder von dem Charakter der Regierung des Kaisers Nikolaus, überall begegnet uns nicht blos der Gelehrte und Schriftsteller, sondern auch der praktische Politiker, der scharf beobachtende Sociolog, der Vertreter des modernen Zeitbewußtseins, der mit historischer Bildung ausgestattete Geschäftsmann.

Nur einem so gearteten Verfasser wird es möglich, in eminentem Grade dem Gegenstande sine ira et studio gerecht zu werden. Sowohl die Vertreter des officiellen Rußlands als auch die Repräsentanten der verschiedensten Gesellschaftsklassen werden sich bei den von Wallace entworfenen Schilderungen vielfach getroffen fühlen. Aber Niemand wird sich beklagen dürfen. Es fehlt nicht an peinlichen Eindrücken beim Lesen des Buches. Die Mängel der Friedensrichterpraxis, die Unbildung der Dorfgeistlichen, der Pharisäismus des Volkes, die Unsauberkeit der Handlungen der Polizeiorgane, die Naivetät mancher Reformversuche, die laxe Moral der Gesellschaft, der Mangel an Arbeitskraft und Arbeitslust bei den Gutsherren wie bei den Bauern und vieles Andere wird nicht irgendwie beschönigend dargestellt. Man empfindet, daß die inneren Bedingungen für Rußlands fernere Entwicklung eine Menge von Schwierigkeiten aufweisen. Sind aber auch die von Wallace an unzähligen Stellen geäußerten Bedenken stark ins Gewicht fallend, so treten uns andererseits in dem Buche viele tröstliche Erscheinungen entgegen. Da ist denn doch mancher Fortschritt constatirt. Die Abnahme des Aberglaubens, die Besserung des Sanitätswesens, die Steigerung der Bildung des Handelsstandes, ein Wachsen des Ertrages vom Grund und Boden u. s. w. In Bezug auf die Entwicklung der Organe der lokalen Selbstverwaltung sagt der Verfasser: „Ich neige zu der Annahme, daß sie (die Selbstverwaltung) ihren jetzigen lethargischen Zustand überstehen und allmählich neue, gesunde Lebenskraft erwerben wird," aber er fügt hinzu: „Sie kann indessen möglicherweise aus Entkräftung auf ewig einschlummern, oder durch einen neuen Ausbruch reformirenden Enthusiasmus weggefegt werden, ehe sie Zeit gehabt, tiefe Wurzeln zu schlagen" (Schluß des 14. Kapitels). Dagegen heißt es in Bezug auf die Agrarverhältnisse am Schlusse des 33. Kapitels: „Nach der kühnen und im Ganzen erfolgreichen Weise, in welcher Rußland das schwierige Problem der Befreiung der Leibeigenen löste, dürfen wir zuversichtlich annehmen, daß es seiner Zeit die agraren Schwierigkeiten, welche noch bevorstehen, erfolgreich überwinden wird."

Nach diesen den Charakter des Buches selbst betreffenden Ausführungen bleibt uns nur noch übrig, der sehr gelungenen deutschen Uebersetzung zu erwähnen. Dieselbe hat noch einen besonderen Werth, insofern das schon in der zweiten Auflage hinzugefügte Kapitel über die geheimen Gesellschaften in der Originalausgabe fehlte. Was nun die dritte vor kurzem erschienene Auflage anbetrifft, so ist dieselbe wiederum durch einen Originalbeitrag vom Verfasser bereichert, indem das für die Zeitgeschichte so überaus wichtige Kapitel „Gebietsausdehnung und orientalische Frage" mit einer ergänzenden Darstellung der letzten Ereignisse im Orient versehen ist. Es steht zu hoffen, daß der Verfasser aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrungen auf diesem Gebiete noch mancherlei Beiträge zur Kenntniß des heutigen Rußlands mittheilen werde. Die Russen selbst können sich zu einem so wohlwollenden und unterrichteten Beobachter Glück wünschen; sein Buch enthält neben einer Fülle von historischen und statistischen Ausführungen viele indirecte praktische Rathschläge, wohlmeinende Winke, nützliche Lehren.

Literatur und Kunst.

Rabelais.

Von Johannes Scherr.

Im Frühling von 1553 war François Rabelais von seiner Pfarre Meudon nach Paris hereingekommen, um seine Freunde zu besuchen, und an einem Apriltag, am 9., besuchte ihn seinerseits „Freund Hein", um den lustigen „Horashetzer", „Vigilienbürster" und „Messenabzäumer", welcher das Lachen für das eigenste Merkmal des Menschen erklärt hatte („Pour ce que rire est le propre de l'homme"), hinüberzurufen ins „große Vielleicht".

Der alte und standhafte Gönner und Beschützer des Satirikers, der Kardinal du Bellay, schickte — so wird erzählt — einen Pagen zu dem Sterbenden, nach dessen Befinden zu fragen. „Melde Monsigneur," stöhnte der Vater Gargantuas, Pantagruels und Panurgs, „daß ich im Begriffe sei, un grand Peut-Être aufzusuchen. Zieh den Vorhang, die Posse ist aus."

Waren das wirklich des Mannes letzte Worte, so enthielten sie eine bündige und richtige Selbstcharakteristik. Die Weltanschauung des Pfarrers von Meudon war eine absolut skeptische gewesen. Der Zweifel war in seiner Hand zu einem kolossalen, ebenso genialisch als kühn gehandhabten Hohlspiegel geworden, in welchem er alle Thorheit und alle Lasterhaftigkeit seiner Zeit aufgefangen hatte.

Das war keine kleine Arbeit. Im Gegentheil, ein richtiges Gargantua-Geschäft. Die Menschen des Zeitalters der Renaissance und der Reformation waren eher alles andere als nüchtern und spröde. Je wüthender der Pfaffenzank um Dogmen und Kultformen, desto wilder die Lebenslust hüben und drüben. Der „Saufteufel" und das „spanische Feuer" grassirten um die Wette. So sehr, daß Rabelais annehmen durfte, mußte, sein Publicum wäre aus von jenen Besessenen und aus von diesem Gebrannten zusammengesetzt. „Beuveurs très-illustres, et vous Verolez très-precieux!" redet er am Eingang des Prologs zum ersten Buch seiner Romansatire seine Leser an — „car à vous, non à aultres sont dediez mes escripts." Wer die Sitten-, will sagen Unsittengeschichte der zweiten Hälfte des 15. und der ersten des 16. Jahrhunderts kennt, wer vollends über die Anschauungen und das Gebahren der französischen Gesellschaft unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Zweiten unterrichtet ist, der weiß, daß Rabelais schreiben mußte, wie er schrieb, so er seinem Genius gerecht werden wollte. Es war ein kraftstrotzendes Geschlecht, das von dazumal. Der Menschheit, wenigstens der europäischen oder, noch genauer gesprochen, der romanischen und der germanischen, war es zu enge geworden in ihrer mittelalterlichen Haut. Alswie das Morgenroth einer freieren, helleren Zukunft glühte die wiedererweckte Kunde von der klassischen Schönheitswelt die finsteren Mauern der gothischen Münster an. Ein an den Brüsten der Antike großgesäugter Heros, sprang der Humanismus jugendlich übermüthig in die vermönchelte Gesellschaft herein, mit der Keule der Entrüstung wie mit der Pritsche des Spottes auf die Kutten losschlagend, daß Staub und Stank in ganzen Wolken davonstoben. Wie hoffnungstrunken die Menschen beim Beginne der großen Häutungsprocedur waren, hat unser theurer Ritter Ulrich bezeugt, wenn er, aus dem bäuerischen Düster einer fränkischen Ritterburg in die Lichtwelt der Klassik herübergetreten, den Jubelruf erhob: „O Jahrhundert! Die Studien blühen! Die Geister erwachen! Es ist eine Lust, zu leben!"

Nun, sie trieben es auch wirklich lustig genug, die Herren Humanisten, um nicht zu sagen lüderlich. Aber ihre Zukunftsblüthenträume gelangten nur in sehr bescheidenem Maße zur Reife. Der große Häutungsproceß ging keineswegs so glatt und so vollständig vonstatten, wie gehofft worden war. Große und dicke Stücke mittelalterlicher Haut blieben auf dem gesellschaftlichen Körper sitzen. Die Dummheit brummte auch jetzt, wie allzeit,

Digitized by Google

den Grundbaß in der kolossalen Kakophonie, so man Weltgeschichte betitelt. Der Süden von Europa trug jedoch aus der großen Reformbewegung wenigstens einen entschiedenen Gewinnst davon, seine Renaissancekunst und Literatur, der Norden dagegen nur den etwas zweifelhaften des protestantischen Theologismus. Die besten Herzen, kühnsten Denker und selbstlosesten Idealisten gingen natürlich, der bekannten „sittlichen Weltordnung" gemäß, in dem wüsten Trubel zu Grunde. So Hutten, Servet, Zwingli und als Nachzügler Bruno. Die Realpolitiker und Opportunisten von damals zeichneten sich ihrerseits eine nicht allzuweit hinausgerückte Grenzlinie des Vorschreitens vor und setzten ihre ganze Kraft an die Behauptung derselben. So Luther, welcher auf der Basis des von ihm erfundenen Dogmas vom beschränkten Unterthanenverstand sein Compromiß mit der fürstlichen und der städtischen Aristokratie schloß, um das Lutherthum zu begründen und zu befestigen. Es gab aber zu damaliger Zeit noch eine dritte Klasse von denkenden und wissenden Männern, welche weder unter die idealistischen Märtyrer noch unter die realistischen Macher gingen, sondern vielmehr, Idee und Wirklichkeit mit gleichskeptischem Blicke betrachtend und werthend, auf den Schwingen des Humors sich erhoben, um aus der Vogelperspective herab das ganze Gewimmel und Gewusel da drunten mit schallendem Gelächter zu überschütten.

Der bedeutendste dieser Lacher war Rabelais.

Er hatte die Tragikomödie des Daseins vollauf mitgelitten und mitgenossen, hatte unter dem Volk, unter Gelehrten, unter großen Herren und Damen gelebt. Er war Mönch gewesen, erst Franziskaner, dann Benediktiner, hatte als Doctor docirt, als Arzt kurirt oder auch nichtkurirt. Einer der größten Gelehrten seiner Zeit, war er wie kein zweiter vom Bewußtsein der Eitelkeit alles menschlichen Wissens erfüllt. Er hatte prälatische, fürstliche, königliche, päpstliche Höfe gründlich kennen gelernt. Er war, wie in Paris, so auch in Rom daheim. Er verstand die Sprache der Hierarchie, der Chevalerie, der Diplomatie und der Pedanterie so gut wie die der Bürger, der Bauern, der Fuhrleute, der Schiffersknechte, der Bettler, Vagabunden, Gaukler und Strolche. Die Höhen wie die Tiefen der Gesellschaft lagen in gleicher Blöße vor seinen Augen. Er wußte, daß die Menschen nicht belehrt und bekehrt, sondern belogen und belustigt sein wollten. Frühzeitig war er zu der Erkenntniß gekommen, daß es ebenso schmerzlich als erfolglos wäre, an der ehernen Mauer der menschlichen Dummheit und Niedertracht sich den Schädel einzurennen, und er hatte es daher vorgezogen, diese Mauer zu behandeln, wie sein riesiger Held Gargantua im 17. Kapitel die zudringlich mauläffischen Pariser behandelt hat. Auf die Hierarchie im Großen und Ganzen und auf die Klerisei im Besonderen und Besondersten Ströme von Spott ausgießend, war der große Skeptiker um das Dogma respektvoll herumgegangen. Die von angesengtem Menschenfleisch duftenden Scheiterhaufen hatten schlechterdings nichts Verlockendes für einen Autor, welcher dem Axiom huldigte: „Mieulx est de ris que de larmes escrire." Er wußte ganz genau, daß man, so man der Schützling eines Kardinals sein und bleiben wollte, wohl die Träger der Monstranz verhöhnen dürfte, aber niemals die Monstranz selbst. Aus der Mönchskutte in die Soutane des Weltgeistlichen hinübergeschlüpft, hat er seine letzten Jahre als pflichttreuer und beliebter Dorfpfarrer verbracht, nachdem er lange zuvor zu der Einsicht gelangt war, daß es gescheidter, die menschliche Tragikomödie zu belachen, als sie zu beweinen.

Diese Einsicht und Ueberzeugung hat ihn inspirirt und hat ihm die Feder geführt. Es war in ihm nicht die düstere Menschenverachtung, welche aus den ätzenden Satiren seines älteren Zeitgenossen Machiavelli („La Mandragola" — „Il Principe") sardonisch herauslacht. Es war in ihm noch weniger die Großheit der Anschauung seines jüngeren Zeitgenossen Cervantes, welcher seinen Don Quijote auf einer Grundidee aufbaute, der an Tiefsinn nur der Grundgedanke des Aeschyleischen Prometheus und des Goethe'schen Faust gleichkommt. Allerdings wollte Rabelais nicht ausschließlich nur lachen und lachen machen. Es fehlt bei ihm nicht an ernsten Anwandlungen und Anläufen. Mitunter blüht aus dem wilden Gestrüppe seiner kolossalen Späße der reformistische Drang seiner Zeit mächtig und schön hervor. So namentlich in den prächtigen Kapiteln von der Abtei Thelema und dem Leben der Thelemiten. Aber die Skepsis beansprucht sofort wieder ihr Recht und wischt die optimistischen Zukunftsträume wie Spinnengewebe hinweg. Wenn am Schlusse der Geschichte des Gargantua eine räthselhafte Weissagung vorgetragen wird und der König auf Befragen von Seiten des Frère Jean meint, diese Prophezeiung deute „auf den Kampf und Sieg der göttlichen Wahrheit (le decours et maintien de verité divine)", so antwortet der Mönch frischweg: „Donnez-y allegories et intelligences tant graves que vouldrez, et y ravassez, vous et tout le monde ainsi que vouldrez. De ma part, je ny pense aultre sens enclos, qu'une description du jeu de paulme soulz obscures paroles." Es zucken also beim Rabelais wohl reformistische oder, wenn man will, sogar revolutionäre Blitze auf, aber sie schlagen nicht ein. Denn er trägt Sorge, daß sie im Handumdrehen in prasselnde Raketenbündel des Witzes sich verflüchtigen, und wenn er warnende und strafende Donner losläßt, so schwächt er dieselben alsbald zu harmlos knatternden Gelächtersalven ab.

Die Höllenfeuerfunken einer Satirik à la Juvenal oder à la Swift zu verspritzen, war der Pfarrer von Meudon zu gutmüthig und zu klug. Er erinnerte sich sein Lebenlang sehr deutlich, daß er als junger Mönch im Franziskanerkloster Fontenay le Comte seinem eigenen Geständniß und Bericht zufolge, so um das Jahr 1512 herum, wegen „friponneries d'importance" vom Kapitel zum „in pace", d. h. zu ewigem Klostergefängniß verdonnert worden und nur mit knappster Noth durch die Dazwischenkunft vornehmer Gönner diesem Schreckniß entgangen war. Eine solche Erinnerung war wohl geeignet, selbst der unbändigen Phantasie eines Rabelais mitunter einen Kappzaum anzulegen. Die Mönche freilich, wie die gelehrten Pedanten aller Sorten, die humbugfirenden Aerzte, die kauderwelschenden Juristen, geißelte er bis aufs Blut; aber er wußte es so einzurichten, daß die Schwielen und Blutstriemen, welche seine Geißel hervorlockte, für den großen Haufen gar nicht sichtbar wurden, sondern nur für Leute, welche auf der Höhe der Zeitbildung standen und von denen er also voraussetzen durfte, daß sie sich waidlich daran ergötzen und dem Geißelschwinger vorkommenden Falles ihren Dank mittels schutzkräftiger Gönnerschaft bezeigen würden. Diese Rechnung hat sich als vollständig richtig erwiesen. Auf das „Volk" hatte es der große Satiriker gar nicht abgesehen, und das Volk wußte und weiß auch heute noch nichts von ihm, selbst in seinem Vaterlande nicht. Zwar seine Werthung war in Frankreich stets eine große und seine Wirksamkeit eine ebenso dauernde als bedeutende, aber doch immer nur innerhalb eines verhältnißmäßig kleinen Kreises. Welche Anregungen Molière, Voltaire, Beaumarchais und später noch Balzac beim Rabelais holten, ist bekannt. Man kann ihn auch ohne Zwang geradezu als einen Vorläufer von Voltaire bezeichnen. Als Menschen wie als Schriftsteller weisen die Beiden manche gemeinsame Charakterzüge auf, die Zeitunterschiede natürlich in Abrechnung gebracht. Für Beide war der Spott das Lebenselement, und wie der große Spötter des 16. Jahrhunderts, so sorgte auch der große Spötter des 18. klüglich für ausreichende Deckung gegen die unliebsamen Folgen seiner satirischen Thaten.

Für die französische Literatur hat Rabelais in sprachlicher wie in poetischer Hinsicht eine Bedeutung, welche er außerhalb Frankreichs auch nur annähernd nie gewinnen konnte und nie gewinnen kann. Für Nichtfranzosen wird der Genuß seines Werkes durch den daran haftenden starken Bodengeschmack specifischen Franzosenthums nicht wenig erschwert und beeinträchtigt. Bei uns in Deutschland ist er für das große Publicum noch heute nur ein großer Unbekannter, obzwar unser ihm congenialer Johann Fischart, sein jüngerer Zeitgenosse, den „Gargantua" schon frühzeitig in Deutschland einzubürgern versuchte, mittels einer Verdeutschung — („Affentheuerliche Naupengeheuerliche

Digitized by Google

Geschichtklitterung", 1582) — welche man füglich eine Zerdeutschung nennen könnte. Denn Fischart knetete den Franzosen geradeweg zum Deutschen um. Zweihundert und fünfzig Jahre später unternahm es Gottlob Regis, uns einen vollständigen deutschen Rabelais zu geben, und führte dieses höchst mühsälige Unternehmen mit ebenso großer Sachkenntniß als Energie zum Ziele („Meister Franz Rabelais', der Arzenei Doktoren, Gargantua und Pantagruel", 1832—41). Regis hat sich keine Mühe verdrießen lassen, das alterthümliche Französisch seines Originals deutsch nachzusprechen. Auch hat er zur Erklärung seines Textes ein sehr umfangreiches gelehrtes Material herbeigeschafft. Allein die drei schweren Bände seines Rabelais vermochten wohl die Thüren von Büchereien und Gelehrtenstuben aufzustoßen, flößten jedoch dem größeren Publicum nur einen fortlaufenden Respect ein. Heute sind sie blos noch antiquarisch aufzutreiben. Daher war es ein guter Griff des Bibliographischen Instituts in Leipzig, in seine höchst verdienstvolle „Bibliothek ausländischer Klassiker in deutscher Uebertragung" eine neue Verdeutschung des Rabelais einzureihen, welche unter dem Titel „Rabelais' Gargantua und Pantagruel", aus dem Französischen von F. A. Gelbcke, (1880), in zwei mäßig starken, sehr hübschgedruckten und handlichen Kleinoktavbänden erschienen und ganz dazu angethan ist, endlich auch weitere Kreise diesseits der Vogesen mit dem alten Satiriker bekanntzumachen. Der Uebersetzer hat seinem Autor augenscheinlich ein langes und ernstes Studium gewidmet. Die seiner Arbeit vorangestellte „Einleitung", die Verdeutschung selbst, sowie die am Schlusse des zweiten Bandes angefügten „Allegorisch-historischen Deutungen", bezeugen das gleichermaßen. Fast wäre man, so der Chauvinismus einem Deutschen gut stände, versucht, zu sagen: So etwas kann doch nur ein Deutscher! Jedenfalls darf Gelbcke der Ueberzeugung leben, die zum Ruhme unserer Universalität zahlreichen deutschen Uebersetzungskunstwerke um eins vermehrt zu haben, obzwar die mikroskopische Untersuchung einer Leistung dieser Art den einen oder den andern, einen dritten oder vierten Irrthum oder Mißgriff an derselben entdecken wird. Nur die Bekanntschaft mit dem Original macht die Schwierigkeit einer Verdeutschung desselben ganz klar. Kein Kenner des Urtextes aber wird anstehen, anzuerkennen, daß der Uebersetzer diese Schwierigkeit im Ganzen wie im Einzelnen tapfer und siegreich überwunden habe. Fraglos that er, im Hinblick auf das große Publicum, sehr gut daran, das Rabelais'sche Französisch des 16. Jahrhunderts nicht deutsch nachzukünsteln. Wie ermüdend, ja verleidend solche Nachkünstelung auf Leser von heute wirke, wirken müsse, hat der Rabelais von Regis sattsam erfahren. Gelbcke übertrug den genialen Franzosen sinn- und wortgetreu, geradezu pietätvoll, ohne alle Rücksicht auf Prüderie und Hypokrisie, aber in fließendes neuzeitliches Deutsch, und so hat er den Rabelais uns wirklich „angeeignet"*). Mögen sich nur recht viele deutsche Hypochonder an dem prächtigen alten Kerl — („Kerl" in jenem Sinne gemeint, in welchem Goethe sich selbst und Schiller mitsammen „so ein paar Kerle" nannte) — gesund lachen! Sie werden es können, so sie ein bekanntes Goethe'sches Wort (mit kleiner Variante) berücksichtigen und beherzigen wollen: —

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Zeiten gehen."

Ja, im Zusammenhange mit seiner Zeit muß man den Rabelais lesen und beurtheilen. Einer jener wenigen, sehr wenigen Fixsterne der Poesie, welche mit stätigem Glanz und Feuer über alle Zeiten hinleuchten, ist er nicht. Er war ein Mann von urwüchsigem Talent, aber kein Mann von Genie. Er hat wohl der Satirik eine neue Bahn gewiesen, indem er dieselbe vom beschränkt-nationalen Boden auf die Stufe des Allgemein-Menschlichen hob; aber eine neue Erzader im Bergwerke der Cultur- und Literaturgeschichte hat er nicht aufgethan. Gelehrte Tiftler haben bekanntlich viel Zeit und Mühe darauf verwendet, herauszuspüren und nachzuweisen, auf welche seiner vorragenden Zeitgenossen und Landsleute der große Satiriker seine Eulenspiegeleien gemünzt hätte, und sie haben glücklich herausgebracht, daß Rabelais mit seinem Grandgousier eigentlich Ludwig den Zwölften, mit seiner Gargamella die Anna von Bretagne, mit seinem Gargantua Franz den Ersten, mit seiner Badebec die Königin Claude von Frankreich, mit seinem Pantagruel Heinrich den Zweiten, mit seinem Panurg den Kardinal von Lothringen, mit seinem Frère Jean den Kardinal Du Bellay gemeint habe. Nun ist es ja natürlich, daß die Satire jeder Zeit zuvörderst nach den Spitzen der Gesellschaft zielt, und so mögen sicherlich die höfischen Verhältnisse und Persönlichkeiten seines Landes dem Pfarrer von Meudon manche satirische Anregung gegeben haben. Aber historische Deuteleien und allegorische Spiegelfechtereien zur Hauptsache im Rabelais machen wollen, heißt nur als ein würdiger Wahlverwandter des Meisters Janotus de Bragmardo sich aufspielen, jenes Urbildes eines Pedanten, welcher, „tondu à la Cesarine, vestu de son liripion à l'antique", im achtzehnten Kapitel des Gargantua als Abgesandter der Pariser Universität zu dem jungen Riesen geht, um im neunzehnten seine berühmte hochergötzliche Glockenrede zu halten. Für den ästhetischen Genuß unseres Satirikers ist es völlig gleichgültig, ob er seine Riesen und Riesinnen als ins Ungeheuerliche vergrößerte Abbilder französischer Könige und Königinnen, sowie gleichzeitiger Hofherren und Hofdamen, Poeten, Prälaten, Professoren u. s. w. angelegt und ausgeführt habe oder nicht.

Wenn ich sagte, im Zusammenhange mit seiner Zeit müsse man den Rabelais lesen und beurtheilen, meinte ich etwas Anderes. Nämlich seine Sprache und Ausdrucksweise, welche der Art, daß er selbstverständlich für Flegeljährige und für Backfische gar nicht da ist. Auch wohl für Frauen überhaupt nicht, ausgenommen solche, welche im Stande sind, Luthers Streitschriften und „Tischgespräche" zu lesen und zu vertragen. Dazu gehört aber bekanntlich ein sehr wetterfest gepichter Magen. Im 16. Jahrhundert war der eigentliche Schutzpatron der Literatur kein anderer als der heilige Grobianus, welchen gerade auch Luther alltäglich anrief. Die Menschen von damals hegten und bethätigten die Ueberzeugung „Naturalia non sunt turpia" im weitestgehenden Sinne. Beim Rabelais kommt noch hinzu, daß er zumeist von Riesen und Riesinnen handelt und demnach die „naturalia" bei ihm riesige Dimensionen annehmen. Beim Shak-

*) Ich versäume nicht die Gelegenheit, auf eine andere, höchst willkommene „Aneignung" aufmerksam zu machen, auf die „Griechischen und Römischen Lyriker", übersetzt von Jakob Mähly, in zwei Bändchen ebenfalls in der Klassikersammlung des Bibliographischen Instituts erschienen (1880). Diese Verdeutschungen sind schön ausgereifte Früchte vieljähriger, mit findigem Sinn, kundigem Geist und liebevoller Hand gethanen Arbeit. Wenn es schon bewundernswerth, daß der Verdeutscher in unserer bleiern realistischen Zeit viele Jahre hindurch die idealistische Stimmung sich zu bewahren vermochte, durch welche das Gelingen eines so kühnen und schwierigen Unternehmens bedingt wird, so steigert sich unsere Bewunderung, wenn wir bemerken, mit welcher Pietät, ja wir möchten sagen mit welcher Anmuth er in die sehr verschiedenen Stimmungen sich hineinzufühlen vermochte, denen seine Griechen und Römer Ausdruck gegeben und denen auch er in deutschen Lauten Ausdruck zu geben hatte. Mit dieser Fähigkeit, seine Originale nachzuempfinden, verband er jenes feine Formgefühl, welches nicht angelehrt und angelernt werden kann, sondern angeboren sein muß. Dieses Formgefühl verleiht der Beherrschung des Stoffes und der Sprache erst die rechte Weihe und befähigt den Dolmetsch fremder Dichter, ein wirklicher und wahrhafter Nachdichter zu sein. Als ein solcher erweis't sich Mähly durchweg. Der Kundige wird eine große Freude haben an der meisterlichen Kunst, womit der Uebersetzer nicht nur den Sinn und Geist, nicht nur die äußeren Formen, die Rhythmen, Versmaße und Strophen, sondern auch die elementare Eigenart, den dichterischen Blutumlauf, die nationale Klangfarbe, ja den besonderen Lokalton der großen Lyriker von Hellas und Rom nachzudichten vermochte. Welche Fülle von Schönheit blüht uns aus Blättern dieser zwei schmalen Bände entgegen! Welcher Zauber des Reinmenschlichen erregt uns das Herz bei dieser Wiederlesung altvertrauter Lieblinge! Jeder, welcher in unseren Tagen, d. h. in einer Epoche des plattesten Banausenthums die Empfänglichkeit für das „was sterblich nicht im Menschen", sich noch bewahrt hat, wird unseren Dolmetsch dankbar sein für seine edle Gabe.

Digitized by Google

speare heißt es mal von einem: „Er weint Mühlsteine"; vom Rabelais kann es mitunter heißen: „Er lacht Käslaibe, so groß wie Wagenräder und von nichts weniger als rosenöligem Geruch". So z. B. in dem, unbefangen humoristisch angesehen, zwar unsauberen, aber überaus lustigen 13. Kapitel vom Gargantua. Der Pfarrer von Meudon nahm fürwahr kein Feigenblatt vor den Mund, noch anderswohin. Er nennt die Dinge sammt und sonders frischweg mit ihren echten und rechten Namen. Er ist so ehrlich, aufrichtig und natürlich, daß ich es begreiflich fände, wenn die guten Deutschen und besseren Deutschinnen unserer Tage sich ob ihm entsetzten, — dieselben guten Deutschen und besseren Deutschinnen, welche die schamlosesten französischen Hetärendramen mit Entzücken auf deutschen Bühnen willkommen heißen; dieselben guten Deutschen und besseren Deutschinnen, welche mit brutalstem Kynismus geschriebene französische Unflatbücher — von Zolas „Nana" sind in Deutschland nicht viel weniger Exemplare verkauft worden als in Frankreich — mit Begierde verschlingen. Hundert Rabelaise würden wahrlich nicht ausreichen, die schandbare Tartufferie, welche heutzutage in allem und jedem den Grundton der Gesellschaft angibt, nach Gebühr zu züchtigen. Verglichen mit der bodenlosen Verderbtheit der neuesten, auch in Deutschland so bevorzugten französischen Literatur ist Rabelais ein unschuldiges Kind. Er ist geradheraus, ungeschminkt und ungeschlacht, ja wohl, aber niemals ist er lüstern und schlüpfrig. Ich stelle den Satz auf und bin bereit, selbigen gegen jedermänniglich zu verfechten: — Im ganzen Rabelais steckt nicht soviel Gift, lange nicht soviel Gift, wie in jeder Nummer von einem jener infamen Lupanar-Journale, welche täglich auf den Boulevards von Paris ausgeboten und massenhaft verkauft werden — ad majorem Franciae gloriam.

Die Romansatire „La vie inestimable du grand Gargantua" (1535) und „Pantagruel roy des Dipsodes" (1533) — die Fortsetzung erschien zwei Jahre vor dem Anfang — ist kein planmäßig entworfenes und systematisch ausgeführtes Kunstwerk. Sie hat auch keinen wirklichen Abschluß, sondern ist, als Ganzes genommen, nur ein Koloß-Torso. Die Form oder, wenn man will, die Formlosigkeit des Werkes läßt ganz deutlich erkennen, daß der Verfasser nicht nach einem regelrechten Plane, sondern nur nach Lust und Laune schrieb. Schon in den beiden ersten Büchern, welche sich mit den Geschicken und Erfahrungen des einer Riesendynastie entstammten Gargantua und seines Sohnes Pantagruel beschäftigen, verliert sich die Handlung häufig ganz ins Episodische. Vom dritten Buch an ist der nominelle Held, der König Pantagruel, nur noch der Zuhörer und Zuschauer von dem, was der Erzschelm Panurg und der Mönch Jean reden und thun. In der Darstellung der Reden, Thaten und Schicksale dieser Beiden erhebt sich die Rabelais'sche Satirik zur Glanzhöhe ihrer Macht und Gewalt. Die Schöpfung der genannten beiden Gestalten ist weitaus das Genialste, was dem großen Satiriker gelungen. Panurg ist der siebenfach destillirte, völlig skrupellose Realpolitiker und Opportunist, Bruder Hanns der unverdorbene, derbe Kraftmensch, welcher an den Mönch Ilsan im „Rosengarten" unseres mittelalterlichen Heldenbuches erinnert, aber durch dessen Naturwüchsigkeit doch eine starkpulsirende Ader von Idealismus läuft und der allen theologischen und juristischen Dunst und Quark mit dem kräftigen Athemaushauch des gesunden Menschenverstandes zerbläs't und wegfegt. Wahre Kabinetstücke burlesker und grotesker Spottdichtung sind in diesem dritten Buche die Heirathsversuche oder vielmehr nur Heirathsgedanken des Panurg und die Gerichtsscenen, in welchen der Richter Reitgans (Bridoye), „lequel sentencioit les procès au sort des dez", die Hauptrolle spielt. Das 4. und 5. Buch bringt die phantastische Schilderung der Seefahrt Pantagruels und seiner Gefährten zum Orakel der göttlichen Flasche, d. h. zur Aufsuchung der Wahrheit. Denn wir haben hier eine in riesigen Verhältnissen entworfene und vollendete Allegorie vor uns, aus deren Rahmen aber eine reiche Reihenfolge satirischer Zeitgemälde drastisch-lebenswahr hervorspringt. Allen Arten von Thoren und Sündern wird darin fürchterlich mitgespielt. Aber sein Kühnstes leistete Rabelais in den Kapiteln vom Leben und Treiben auf der Insel Bimbam (Isle sonnante). Da wird die gesammte Hierarchie, vom letzten Mönche bis hinauf zum Papste, durch eine so scharfe Hohnhechel gezogen, daß Haut und Haare davonfliegen. Zum Schlusse schlägt der Verfasser einen richtigen humoristischen Purzelbaum. Denn, nachdem unsere Wahrheitsucher endlich glücklich an ihr Reiseziel gelangt sind und die Priesterin Bacbuc mit großer Feierlichkeit den Panurg dem Orakel vorgestellt hat, „da drang aus der Göttlichen Flasche ein Geräusch, wie wenn Bienen aus dem Leib eines jungen erschlagenen Stieres hervorschwärmen, oder wie eine Armbrust, die man mit einem Widerrist abspannt, oder wie ein heftiger Regen, der plötzlich vom Himmel herunterdrischt. Dann vernahm man das Wort: Trink!" Der Weisheit letzter Schluß wäre also dem Rabelais zufolge: „Im Wein ist Wahrheit." Denn „de vin divin on devient" oder, wie Gelbcke übersetzt:

„Was der Traub' entquoll,
Gottes voll
Machen soll."

Man sieht, die menschliche Tragikomödie löst sich beim Rabelais schließlich in absolute Heiterkeit auf, wie ja das auch in den Stücken seines Zwillingsbruders im Geiste, des Aristophanes, der Fall ist. Neben dem großen attischen Komöden wird der große französische Satiriker stets seinen Platz in der Weltliteratur behaupten. Die Gegenwart ist zu schwächlich und zu ungesund, um einen Rabelais hervorzubringen und zu ertragen. Hoffentlich ersteht in der Zukunft wieder einer. Ja, ich will wünschen, daß, wenn dereinst auf der sterbenden Erde der letzte Act besagter Tragikomödie zu Ende gehen und des englischen Dichters vorahnende Vision:

„The Sun's eye had a sickly glare,
The Earth with age was wan,
The skeletons of nations were
Around that lonely man" —

zur Wirklichkeit geworden sein wird, dieser „lonely and last man" zugleich der letzte Humorist und noch Rabelais genug sein möge, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen und mit Lachen zu sich selber zu sagen: „Tire le rideau, la farce est jouée."

Gedichte von Julius Rodenberg, Emil Rittershaus und Victor Blüthgen.

Wer wird es leugnen — die Lyrik ist in unseren Tagen ein Stiefkind des literarischen Marktes geworden; Gedicht-Sammlungen sind fast ein verpönter Verlagsartikel und eigentlich ist's recht wunderbar, daß trotzdem immer weiter gesungen und gedichtet wird, viel mehr sogar als zu Zeiten Bertrands de Born, des berühmten Troubadour, und mehr auch noch als zu Zeiten Goethes, nach Vieler Ansicht (nicht aber nach der unsrigen) der letzte Meister der Lyrik. Sind wir gerecht — unsere Zeit ist ernst und hart; wenn die Waffen klirren, schweigen die Musen, und wenn die rastlos vorwärts tickende Uhr immer und immer wieder zu ernster Arbeit ruft, da bleibt wenig Zeit auf das Zwitschern und Schwirren aus der Kamönen Hain zu lauschen. Aber für den echten Sang, für das Lied, das aus dem Herzen dringt, für den vollen Accord, der ein Echo findet in unserer eigenen Brust, haben wir die Lust noch nicht verloren! Wir leben in einer Zeit spröder Empfänglichkeit für die Poesie, das ist wahr, eine Ungerechtigkeit jedoch ist es, dafür immer nur den sogenannten Materialismus unserer Tage verantwortlich zu machen, durch den die Freude an dem Schönen erstorben sein soll — das Verlangen danach ist kühler geworden, nicht nur durch den erschwerten Kampf um das Dasein, sondern auch durch das viele Niedliche und Mittelmäßige, das mit dem Anspruch „schön" zu sein, die befreiende Macht zu üben, die dem Hohen und Schönen zu eigen ist, dargeboten wird. Wem wiederholt Pierres de Strasse als

Digitized by Google

echte Diamanten gerühmt wurden, der schaut endlich auch die wirklichen Edelsteine mit einem gewissen Mißtrauen an; leeres Geklingel verdirbt das Ohr für echte Musik — unter den Musen allen giebt es keine der Eitelkeit, wer will es uns zum Vorwurf machen, wenn wir für deren poetische Jünger kein Interesse haben?

Aber so duftlos sind die Blüthen unserer Tage nicht geworden, so viel hat die Nachtigall an Stimme nicht eingebüßt, so fahl ist nicht der heutige Frühlingszauber, und so viel hat Lust und Leid an Wonne und an Schmerz nicht verloren, um daß wir keine Dichter mehr hätten — eine Zeit ohne Dichter können wir uns überhaupt nicht denken, die Poesie ist ewig, wie die Menschheit selbst, und wen soll sie begeistern, wenn nicht den Menschen?

Wir greifen zu Rodenbergs „Liedern und Gedichten"*); in einer vierten, reichlich vermehrten, Auflage liegen sie uns vor — eine vierte Auflage! das bekundet wahrlich keine Interesselosigkeit, wenigstens für diese Poesien nicht. Und Julius Rodenberg ist wirklich ein Dichter; nicht mit hinreißender Gewalt greift er in die Saiten, nicht himmelsstürmender dithyrambischer Schwung ist sein Theil, jener innigen, anmuthsvollen Töne, die uns zu Herzen gehen, tröstend und ergreifend, belebend und anregend, ist er Meister! Darum schätzen wir im Liede Rodenbergs poetische Kraft am höchsten, und gerade im Liede offenbart sich ja auch am deutlichsten der innere Kern dichterischen Wesens. Mit am besten in der ganzen Sammlung gefallen uns die „Dem Meere" gewidmeten Strophen. Rodenbergs Wesen neigt zur Reflexion, die Betrachtung liegt ihm näher als die Leidenschaft, sein Enthusiasmus ist immer mehr erhebend als hinreißend, dies Alles macht ihn zu einem trefflichen Schilderer der Natur. Seine Naturbetrachtung hat einen in die Tiefe gehenden Zug und zugleich offenbart sie jene eigenthümlichste Gewalt der Poesie, uns in eine beabsichtigte Stimmung zu versetzen. In innerlicher Verschmelzung mit dieser treten seine Naturbilder dann vor uns, und bilden so nicht nur die äußere Veranlassung, sondern werden zu gestaltungskräftigen Impulsen. Als ein gelungenstes bezeichnen wir folgendes Gedicht:

Hier in dem Dunkel, auf
Pfadlosen Mooren,
Hab' ich in Nacht mich und
Nebel verloren.

Hoch von den Felsen
Donnert der Wasserfall,
Tief in dem Abgrund
Donnert das Meer;
Laut von dem Doppelschall
Braust es umher.

Rings auf der Haid' erwacht
Unheimlich Leben;
Ossians Geister
Kommen und schweben.
Kommen und schweben auf
Rauschenden Flügeln,
Ziehen hinüber nach
Cuchullins Hügeln.
Winken mir, drohen mir,
Kichern und flüstern,
Wallen und wandeln und
Schwinden im Düstern.

Hier in dem Dunkel, auf
Pfadlosem Moor,
Schwebt mir, Geliebte, dein
Liebes Bild vor.
Ueber das Meer, das mir
Rollet zu Füßen,
Send' ich dies Lied,
Die Geliebte zu grüßen.

Julius Rodenberg beherrscht übrigens auch die Form als ein Erster, er gebietet über Sprache und Vers mit gleicher Leichtigkeit, in seiner Strophenbildung waltet immer ein gewisses Gefühl für die Melodie, bei manchem seiner Lieder ist es, als trüge es die musikalische Weise schon in sich. Und schließlich noch ein Lob und nicht das geringste. Rodenberg hält sich überall von Ueberschwänglichkeit fern, er hascht nicht durch gewaltsame Potenzirung nach Beifall, seine Gedichte sind das poetische Ausströmen seiner seelischen Vielseitigkeit, und gerade durch die Wahrheit ihrer Empfindung sind sie wirkungsvoll.

Und nun die „Gedichte" von Emil Rittershaus*), die haben sogar schon eine sechste Auflage erlebt — was sagen denn dazu die Spötter auf unsere materialistische Zeit? Emil Rittershaus ist auch gleichfalls ein längst bekannter Sangesmeister; seine Strophen, seine Lieder sind fast regelmäßig erschollen, wenn es galt, einen Gedenktag im deutschen Volke zu feiern, oder wenn ein nationales Fest begangen wurde, und unter den Ersten ist er gewesen, der dem deutschen Heere Marschlieder gesungen, der sein Ringen und sein Siegen gefeiert hat. Fast immer war es die „Gartenlaube", aus deren Ranken diese Lieder in die Welt geklungen, und so ist durch sie der Dichter vielleicht bekannter geworden, als durch sein ernstes, reiches poetisches Schaffen, das nicht „Gelegenheiten" galt. Gerade für dieses sind seine „Gedichte" eine bezeichnende Sammlung, wir lernen hier Emil Rittershaus in seiner Vielseitigkeit kennen. Auch er ist nicht eigentlich ein pathetischer Dichter, den stolzen Kothurngang hat ihn seine Muse nicht gelehrt, dafür aber gab sie ihm die Kunst, den richtigen Ton zu finden für Alles „was den Menschen, was die ganze Menschheit betrübt, beglückt, erschüttert und beseligt", den richtigen Ton, der vom Herzen zum Herzen dringt! Rittershaus blendet nicht durch besondere Originalität seiner dichterischen Gedanken, nicht durch den Rhythmus der Leidenschaft, aber niemals macht seine Lyrik den Eindruck des Erkünstelten, Alles klingt frisch und unmittelbar und selbst für das Größeste und Ernste findet er den vollen Ton, und in begeistertem Schwunge weiß er ihn ausklingen zu lassen.

Wohl ist Rittershaus als ein Dichter der Empfindung und der Gedanken zugleich zu bezeichnen, am vollsten aber tönen seine Lieder, wenn er die Innigkeit, sei's die der Liebe, sei's die des Familienglückes, oder die Bewunderung der Natur besingt; das Motto seiner Sammlung:

„Was mir an Liedern ward gegeben,
O Weib, ich leg's in Deine Hand! —
Das schönste Glück im Erdenleben
Mein Herz an Deinem Herzen fand.

Die Sorgen hab' ich all' begraben,
Die oft gemacht das Herz mir schwer.
O, könnt ich Dich noch lieber haben,
Ich liebt' Dich, Weib, noch täglich mehr!

So lang' des Lebens Wellen schäumen
Im Herzen, ist's in Liebe Dein,
Und, wenn im Grab' noch Todte träumen,
Dann träum' ich einst von Dir allein!

kennzeichnet zugleich deren höchsten poetischen Werth!

Und als einen Dritten in diesem Bunde wollen wir Victor Blüthgen nennen, auch seine „Gedichte"**) legen Zeugniß ab von wirklichem dichterischen Vermögen. Die Grazie, das Anmuthende des gefällig Harmlosen, spricht uns als besondere Eigenart Victor Blüthgens an, seine Gedichte aus dem „Kinder-Paradies" bilden ein ganz reizvolles Bilderbuch ohne Bilder, Seitenstücke zu Rudolf Löwensteins unübertroffenen Kinderliedern. Deswegen aber sind dem Dichter die Saiten für ernste Klänge nicht versagt, wir finden manches Gedicht, das uns in seinem Rhythmus deutlich an Goethe erinnert; andere Gedichte finden wir allerdings dann auch, denen wir das Consilium abeundi

*) „Lieder und Gedichte" von Julius Rodenberg (Berlin 1880, Gebr. Paetel).

*) „Gedichte" von Emil Rittershaus (Breslau 1880, Ed. Trewendt).

**) „Gedichte" von Victor Blüthgen (Leipzig 1880, Edwin Schloemp).

Digitized by Google

aus dieser Sammlung gern ertheilt hätten. Selbst im großen Stil der Ode hat sich Victor Blüthgen nicht ohne Glück versucht, in seiner Rhapsodie „Lilith" ist ihm zunächst gelungen die Stimmung vorzüglich auszudrücken. Und da ist ein Gedicht „Vom guten, alten Onkel", der seine Nichte lieb hatte, und sie auch ihn, und der sich so glücklich fühlte in dieser Liebe:

Doch einst — der Mai kam just heran,
Die Luft war lenzestrunken —
Da ist sie mit einem jungen Mann
Vor ihm aufs Knie gesunken.
Sie flehten, daß sein Segenswort
Ihr dauernd Glück gestalte.
Wie stand er so erschrocken dort,
Der Onkel, der „gute, alte!"

Ein schöner Mann! Es sprühte sein Blick,
Es flossen so braun die Locken —
Wie konnte er gegen des „Kindes" Glück
Sein ehrliches Herz verstocken!
Bis in die Nacht beim perlenden Wein
Sein Lachen lustig schallte.
Dann schlugen die Thüren — er blieb allein,
Der Onkel, der „gute alte".

Er setzte sich an das Fenster sacht,
Die Nachtigallen sangen;
Am Himmel ist des Mondes Pracht
Wohl auf- und abgegangen.
Er wischte die Augen — vergebene Müh;
Das Herz im Leib ihm wallte —
So saß er stumm bis morgen früh,
Der Onkel, der „gute, alte".

das gefällt uns in der anspruchslosen Wärme seiner Empfindung ganz ausnehmend. —

Und eines haben die drei genannten Dichter gemeinschaftlich — sie sind dem Pessimismus fern! Sie singen nicht mit Vorliebe Lieder der Nacht, schauen nicht zur Sonne unter Thränen hinauf, keine Spur von Schopenhauer'scher Infection klingt aus ihrem Sange wieder. Es schließt das Abholdsein der absoluten Negation keineswegs den Ernst aus, und stimmungsvollen Ernst finden wir eben auch in den genannten Gedichtsammlungen; jener Nihilismus aber erscheint uns undichterisch — warum erst das Nichts besingen? Es ist die beste aller Welten nicht, in der wir leben, das braucht uns nicht ein Dichter erst zu sagen, dessen höchstes Vorrecht ist zu reden, wenn die Menge schweigt — wie Rodenberg und Rittershaus und Blüthgen dieses Vorrecht benutzt, das macht sie uns auch menschlich werth.

Albert Weigert.

Spaziergänge auf Ceylon.

Von Bruno B.-Schwarzbach.

(Schluß.)

Die Stunden, die meinem Besuche des Dalala-Tempels folgten, waren buddhistischen Reflexionen geweiht. Man merkt in Ceylon nur sechs Uhr Morgens und sechs Uhr Abends, wenn der Tam-Tam und die Flöte erschallen, daß man sich in einem heidnischen Lande befindet. Früher war es anders. Da wetteiferten die Priester mit den Königen in Aufsehen erregender Pracht. Alljährlich im Monat März, wenn das Pareharafest gefeiert wird, versucht der kirchliche Pomp wieder aufzuleben, allerdings nur in einem schwachen Abglanz einstiger Herrlichkeit. Dann kommen von nah und fern die „Gläubigen" nach Kandy, von fern und nah kommen Tänzerinnen und Musiker, Schlangenbändiger und Gaukler, Teufelsbanner und Priester, um — in Gemeinschaft mit wohl über hundert abgerichteten Elephanten — das Hauptfest ihrer Kirche zu begehen; aber nicht wie einst im gläubigen Eifer, sondern vor allen heiligen Dingen, um sich nach Herzenslust weltlich zu vergnügen. — Die Buddhisten von heute sind gewiß ebenso aufrichtige Buddhisten, wie die vor hundert und vielen Jahren; aber das enge Zusammenleben mit Menschen, die einer anderen Religion angehören, beeinflußt die Aeußerlichkeiten.

Folgende Zahlen sind nicht uninteressant. In Ceylon gibt es nach letzter officieller Schätzung:

Heiden:	Buddhisten	1,520,575
	Hindu (Siniten und Vischniten)	465,949
	Muhamedaner	157,542
	Veddahs	534
		2,162,600
Christen:	Europäer	3,235
	Halbblut-Europäer	14,900
	Eingeborne: Katholiken . . .	177,719
	do. Protestanten . . .	44,323
		240,177
Religion unbekannt		6,221
	Total:	2,408,998.

Den 7734 heidischen Priestern stehen 334 christliche Priester gegenüber (incl. Missionäre, Nonnen 2c.).

Man sieht, daß die Katholiken auch hier die besten Proselytenmacher sind, was nicht zu verwundern, da sie ja auf die Sinne einwirken. Hinter der Gesammtzahl der christlichen Einwohner ist jedoch ein großes Fragezeichen zu setzen. Meist nur, wenn der Vortheil es bedingt, vielleicht bei der Bewerbung um eine Stelle, verlassen die Singalesen ihre Religion, um sofort zu ihr zurückzukehren, falls die Aussicht auf Gewinn verschwunden ist.

Die Entfernung von Kandy nach Nuwara Eliya (9 deutsche Meilen) legte ich zu Fuß zurück. Ich befolgte dabei die Regel, nur Morgens bis gegen 10 Uhr und am späten Nachmittage zu marschiren. Am ersten Tage war mir das Gehen recht beschwerlich, in Folge einer kleinen Wunde am Fußgelenk, die mir ein aufdringlicher Blutegel verursacht hatte, als ich, Tags vorher, im botanischen Garten Grasstudien oblag. Kühlender Blätterumschlag erwies sich als schnell wirkende Abhülfe. Von einem Diener begleitet, der den Tornister trug, und nur mit meinem Meraner Schwarzholzstock bewaffnet, durchwanderte ich einen der schönsten Theile der Erde. Die Vegetation wechselt mit der Scenerie. Die Palmen hören oberhalb Kandy auf, Nadel- und Laubholz ist vorherrschend. Hinter Rambody beginnen die Dschungels, hohes urwaldartiges Gebüsch, das im hohen Gebirge nicht wieder verschwindet. Bis Gambola (2 Meilen) glich der Weg in seiner bunten Belebtheit mehr einem sich langhinstreckenden Bazar, denn einer Landstraße. Von Gambola geht er an der rechten Seite des reißenden Mahawelliganya, des größten Flusses der Insel, steil aufwärts in das breite Hochthal von Pusilawa hinein. Dort beginnt die Kaffeekultur, um sich in der Durchschnittshöhe von 3000 Fuß über dem Meere (Rambody, Dumboola und andere Districte) am ergibigsten zu zeigen.

Meine Fußwanderung gab mir Gelegenheit mit den Eingeborenen in nähere Berührung zu kommen, als es andernfalls möglich gewesen wäre. Ich übernachtete stets in den von der Regierung angelegten Rasthäusern, die sich in gewissen Zwischenräumen am Wege befinden, von Singalesen gehalten werden, und wo man gegen eine feste Taxe Mahlzeiten und Nachtquartier erlangen kann. Die heiße Tageszeit verbrachte ich in irgend einer am Wege stehenden Hütte, deren Insassen mich stets freundlich aufnahmen und mit ihren schwachen Kräften meinen Aufenthalt möglichst bequem zu machen suchten. Beinahe sämmtliche männliche Eingeborene sprechen etwas englisch, mitunter fließend.

Vor Rambody traf ich in der von mir zur Mittagsruhe ausgewählten Weghütte einen älteren, äußerst redseligen Mann, der eine sorgfältigere Erziehung genossen zu haben und auch in besseren Verhältnissen zu leben schien, als wie seine Nachbarn.

Digitized by Google

Nachdem er sich vergewissert, daß ich kein Missionär sei, gab er mir unaufgefordert Auskunft über mancherlei Sachen, von denen er glaubte, daß sie mich interessiren würden. Auch in den Wechselbeziehungen der Colonie zu England erwies er sich wohlunterrichtet, im Urtheil treffend und milde. Nur auf Missionäre war er schlecht zu sprechen. Sein Zutrauen zu mir wuchs, als ich mich ihm hierin sympathisch erklärte und erzählte, daß einst ein großer Preußenkönig, der mächtiger war als wie sämmtliche Häuptlinge des früheren Ceylon zusammengenommen, bestimmt habe, man solle in seinem Reiche die Religion eines jeden Menschen respectiren, und Jeden nach seiner eigenen Weise selig werden lassen. Ich mußte ihm ausführlich von diesem „very good king" und von diesem „very good country" erzählen. „Warum sagt die Königin von England nicht dasselbe?" fragte er naiv. „Die Missionäre kommen zu uns unter dem Schutze der Regierung und quälen uns, unsern Glauben zu verlassen. Sie sagen: Eure Religion ist nicht die wahrhaftige, — verlangen aber, daß wir an Wunder, daß wir glauben sollen, drei Wesen seien in einer Person vereinigt. Wie kann das sein? Ich wohnte hier vor zwei Jahren in Jaffna. Wir hatten dort einen so guten Gott, wie ihn unsere Augen nur zu sehen wünschten. Als die Missionäre sahen, daß mir Byranan treu verehrten, stahlen sie ihn uns in einer Nacht. Und was nützte ihnen der Diebstahl? Seit zwanzig Jahren arbeiten sie in Jaffna, um Christen zu gewinnen. Wie viele haben sie gewonnen? Keinen einzigen!"

Mit triumphirender Miene speite der alte Herr nach diesen Worten die Sirieblatt-Betelnuß-Composition, welche er kaute, über seine linke Schulter und fuhr fort: „Sind die Christen bessere Menschen, wie wir? Sind sie glücklicher? Ist ihr Gott mächtiger, wie unsrer? In der vierten Hütte von hier lag vor Monatsfrist eine Frau an der weißen Geschwulst*) darnieder. Sie konnte nicht liegen, nicht athmen. Schon wollte man nach einem berühmten Teufelstänzer senden, damit dieser die Krankheit forttanze, — da kam ein christlicher Priester und versprach Heilung, wenn sich die Frau sofort taufen ließe. Sie that es in ihrer Todesangst. Was war die Folge? Am nächsten Tage wurde sie begraben!"

Ich bewunderte die Logik des Eiferers und brach das Thema ab, indem ich mich nach den Familienverhältnissen meines Wirthes erkundigte. Er rief seine Kinder, einen Knaben von sechs und ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Ersterer floh sofort, als ich meine Brieftasche zog, um ihn, seiner originellen Haartracht wegen, zu skizziren, „er meinte, er solle wieder geimpft werden, wie vor Jahresfrist, als im Dorfe die Pocken herrschten", erklärte der Vater. Das Mädchen war bald zutraulich. „Fritz Marlows" bekannte drei Unwiderstehlichkeiten oder Knigges ausgesuchteste Umgangsregeln hätten hier nicht vermocht, was ein Bilderbogen vermochte, den ich für passende Fälle bei mir führte. Auch der Vater lobte lebhaft die bunten Reitergestalten, und es machte ihm Freude zu hören, daß sie Nachkommen jenes toleranten Königs vorstellten, von dem ich ihm erzählt hatte. Ich schenkte ihm beim Fortgehen den Bogen, welchen er seiner verheiratheten Tochter nach Jaffna senden zu wollen versicherte.

Mein sechsstündiger Aufenthalt erinnerte mich an und bekräftigte in mir eine gemachte Mittheilung, daß im Allgemeinen die Anhänglichkeit der Familienmitglieder unter sich, besonders aber die Achtung vor dem Alter eine hervorragende Eigenschaft der Eingeborenen sei.

Zwischen Rambody und Nuwara Eliya, einige Stunden abseits vom Hauptwege, suchte ich eine Kaffeeplantage auf, an deren Besitzer Herrn P. ich Empfehlungsbriefe hatte. Es lag mir daran, die Kaffeepflanzungen genauer kennen zu lernen. Es mache ihm besonderes Vergnügen, sagte Herr P., mir seine kleinen Besitzungen zu zeigen, und die Behandlung des Kaffeebaumes, das Pflücken und Trocknen der Bohnen zu erklären. Und es mache ihr noch größeres Vergnügen, sagte Frau P., mich mit selbstgezogenem Kaffee bewirthen zu können. Aber das größte Vergnügen wäre es ihnen, sagten Beide, wenn ich einige Tage ihr Gast sein wolle. Ich konnte die Artigkeit leider nur für einen Tag annehmen. Es gibt nichts, was dem Fremden die mancherlei Strapazen und Unannehmlichkeiten einer Reise leichter vergessen macht, als wie eine ihm herzlich entgegenkommende Gastfreundschaft. Hier wurde diese noch durch einen musikalischen Genuß gewürzt, wie ich solchen nicht in den Städten Ceylons, am wenigsten aber in den ceylonischen Bergen erwartet hatte. Der Hausherr war Meister im Klavierspiel. „Ich verdanke dieser Fertigkeit meine Frau und meine kleine Besitzung," erzählte er lächelnd. Vor einigen Jahren kam er, ein jugendmuthiger Missionär, nach Ceylon. Vom Fieber erfaßt suchte er Heilung in den Bergen. Während er die Heilung fand, verlor er die Freude und den Eifer an der Fortsetzung seines Berufes und den Glauben an dessen Zweckmäßigkeit. Er wurde Verwalter einer Kaffeeplantage, zugleich der Lehrer seiner Herrin, einer jungen Wittwe, welcher er Unterricht in der Musik, und — wie ein Ekkehard auf dem Hohentwiel — im Lateinischen gab, an welcher Sprache sie damals, aber auch nur damals, wunderbarerweise Gefallen zu finden schien. Daß der Exmissionär seinen Unterricht rationeller zu verwerthen wußte, als wie der Dichter des Waltari-Liedes, ist nur rühmend zu erwähnen.

Ich übergehe die vielen Einzelheiten, die mir Herr P. in Bezug auf die Kaffeecultur der Insel machte. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen, die ich in anderen Ländern kennen gelernt habe. In Hinsicht der Quantität steht sie in dritter Reihe. Ceylon producirt zur Zeit jährlich gegen 53,000 Tonnen Kaffee (die Tonne zu 2300 Pfund gerechnet). Das ist gegen 35,000 Tonnen weniger als Java, und fünf Mal weniger als Brasilien. Ueber die Qualität des ceylonischen Kaffees sind die Meinungen getrennt. Seine Erzeuger sprechen von ihm natürlich mit rhapsodischer Bewunderung, und proclamiren ihn, etwas frech, als den Höhepunkt eines verständigen Epikurismus. Mir schmeckte er sauer. Sicherlich ist er weder dem javanischen, noch weniger dem arabischen Kaffee (Mokka) ebenbürtig. Schon das Klima Javas scheint der Kaffeekultur günstiger zu sein, als wie das Klima Ceylons. Während dort selbst in den Niederungen, selten aber über 3000 Fuß Höhe, der Baum gut gedeiht, ist hier eine Elevation von 3—5000 Fuß für denselben Zweck erforderlich. — Die Holländer wußten sehr wohl, was sie thaten, als sie Ende des vorigen Jahrhunderts, beim Schluß der Zwistigkeiten mit den Engländern, die Inseln umtauschten.

Java und Ceylon! Man hat gelegentlich darüber gestritten, welche der beiden Inseln bewunderungswerther, reicher, schöner, „tropischer", ob diese oder jene die kostbarste Inselperle aller Meere sei. Die Entscheidung ist nicht leicht und natürlich individuellen Ansichten unterworfen. Während ich Ceylon einen üppigeren Vegetationsreichthum zusprechen möchte, läßt meine Erinnerung die Gebirgsschönheit Javas selbst der Ceylons voranstehen. In Java paart sich das Großartige mit der Anmuth, während in Ceylon die Großartigkeit so gut wie ganz fehlt. Die vielen Vulkane der holländischen Besitzung geben noch ein besonderes Interesse. Auch der Comfort des Lebens scheint mir in Java ebenso ausgeprägt zu sein, wie der Mangel desselben in Ceylon. Denn hier ist das Gute dem Schönen nicht eng alliirt. Die tägliche Hotelrechnung von durchschnittlich ein Pfund Sterling ist keine gerechte Entschädigung für schlechte Zimmer, englisches Essen und ungenügende Bedienung. Was ich hier besonders vermißte, und was ich einst im indischen Archipel besonders hochschätzte, war eine Auswahl tropischer Früchte. Orangen und Bananen, Bananen und Orangen war Alles, was ich von Früchten während zweier Wochen in Ceylon zu sehen bekam, mit Ausnahme einer verkümmerten Ananas-Frühgeburt. . . . . Ich stimme für Java!

Am sechsten Tage meiner Wanderung von Kandy kam ich nach dem Städtchen Nuwara Eliya (dem Höhen-Terminus europäischer Ansiedlung), welches auf weiter Ebene, an einem

*) Leprosis.

Digitized by Google

glänzenden, 6400 Fuß über der Meeresfläche emporgehobenen See liegt. Hier ist das Klima „europäisirt". Als Gemüsegarten Ceylons ist dieser District nicht minder geschätzt, wie als Sanitarium. Die Insel erfreut sich zwar im großen Ganzen eines besseren Klimas, wie die ostindischen Provinzen Assam, Bengalen, Bombay u. A.; sie ist nicht groß genug, um der Seebrise zu verwehren, täglich reinigend darüber hinwegzufegen. Dennoch ist die Atmosphäre in den Tiefebenen eine äußerst erschlaffende. Das nicht schwer zu erreichende Nuwara Eliya mit seiner Morgen- und Abendfrische, mit seinen zwar warmen, aber nicht schwülen Tagen, und mit seinen kalten Nächten, bildet den eigentlichen Gesundbrunnen der Colonie. Wenigstens einmal im Jahr versucht jeder auf der Insel ansässige Europäer die Berge zu besuchen, um dort Erholung von gehabter Anstrengung und Kraft zu neuer Arbeit zu gewinnen.

Ich durchfror dort oben eine regnerische Nacht, welcher ein gefälliger, klarer Morgen folgte. Gefällig — denn ich hatte für den Tag Vorbereitungen getroffen, den die Hochebene nördlich begrenzenden Pedrotallagalla zu besteigen, einen Bruderberg des Adams-Peak. Den Europäern mußte die Größe des Buddhazahnes gewaltig imponirt haben, da sie den Eingeborenen einzureden suchen, Adam, als er die Erde zum ersten Male betrat, hätte den einen Fuß auf Adams-Peak (daher der Name), den anderen Fuß zu gleicher Zeit auf den Pedrotallagalla gesetzt, eine Entfernnng von beiläufig sechs Meilen. Armer Buddha!

Die von mir geplante Besteigung des langnamigen Berges war keine Heldenthat; in nur drei Stunden wurde der Weg zurückgelegt. Einem schmalen Fußweg folgend, der sich etwas unklar durch die Dschungels am Berge zickzackweise emporschlängelte, konnte ich mein Ziel nicht verfehlen, wenn nicht etwa die Bewohner des Waldes ein Veto einlegten. Tiger hatte ich nicht zu fürchten; solche giebt es auf Ceylon nicht. Die dort vorkommende Leopardenkatze (sheetah) verschmäht die Bekanntschaft der Menschen. Auch die kleinen Affen sind harmlos, welche, zuerst vereinzelt, dann sich zu einem Haufen vergesellschaftend, eine Zeit lang neben meinem Wege spectakelnd von Baum zu Baum durch das Gebüsch sprangen. Was ich zu fürchten Ursache hatte waren Elephanten, die sich in den Bergen mit Vorliebe aufhalten. Und daß die Gegend um Nuwara Eliya von ihnen besucht, bewiesen Spuren, die unseren Weg kreuzten. Mein Diener schätzte das Alter derselben auf 24 Stunden. Ihre Urheber ließen sich nicht blicken. Wahrscheinlich lagen sie noch gähnend im Schilfe, sich träge mit improvisirten Blattfächern die Mosquitos abwehrend.

Um zehn Uhr Morgens war der Pedrotallagalla erstiegen. Ich stand 8200 Fuß über der Meeresfläche — auf der höchsten Spitze Ceylons.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Musikleben.

Concerte. Miß Thursby und der musikalische Thermometer, Réaumur und Fahrenheit. Fräulein Schmidtlein. Montagsconcert. Concert des Domchors.

Der diesjährige Musikwinter scheint schon beim Anbeginn so viele Concerte zu bringen, als der verflossene erst im Moment der stärksten Anhäufung beim Ausgange gebracht hat. Wir wollen hier nur der besonderen Erscheinungen eingehender gedenken. Als solche muß Miß Emma Thursby genannt werden, um ihrer Leistungen, um der Richtung, die sie vertritt, und um des Lärmens willen, der im vorhinein für sie geschlagen worden ist. Schon zwei Wochen bevor sie auftrat, prangte ihr Bild an den Wänden und Thüren der Singakademie. Diese Art der Ankündigung war eine ganz und gar neue, hier noch nicht erlebte; ob sie eine geschmackvolle ist, quien sabe? Herr Strakosch, der „Erfinder" und Lehrer der jungen Dame, der ihre Concerte anzeigte und der als einstiger Unterrichter der Adelina und Carlotta Patti großen und verdienten Ruf erlangt hat, muß am besten wissen, wie er seinem jetzigen Schützlinge künstlerisch dient. Bevor ich über deren Leistungen urtheile, muß ich im Allgemeinen über den Concertgesang reden. In der früheren Periode der Gesangsentwicklung wurde die Coloratur mit großer Mühe, jahrelang mit einer in unserer Zeit nicht mehr findbaren Ausdauer gelehrt und gelernt. Die British quaterly Review vom October enthält Auszüge aus mehreren Gesangsschulen der großen Meister des verflossenen Jahrhunderts bis auf die neueste von Panofka, woraus man ersehen kann, daß die Kunst des Gesanges, des Tones fast zur Mythe geworden ist. Nicht weil die Lehrer fehlen, sondern weil die Schüler zu schnell fertig sein wollen und müssen.

Die Coloratur war bis vor fünfundzwanzig Jahren ein integrirender Theil des dramatischen italienischen Gesanges. Jeder Leser, der sich eine Arie von Rossini, selbst die schönsten der Desdemona und Othello, oder der Semiramis, oder Bellinis „casta diva" aus Norma, die Puritaner-Arie ins Gedächtniß ruft, wird sofort erkennen, daß an denselben die Verzierungen mit der Melodie unzertrennlich verbunden sind, daß also die Sängerin Ausdruck und Coloratur besitzen mußte. Seit jedoch das „dramatische Pathos" in der italienischen Oper immer mehr Raum gewonnen hat, besteht die Coloratur nur mehr als nothwendige Beigabe, aber nicht als ein unzertrennlicher organischer Bestandtheil der Arie. Erst kommt die Melodie, dann die Cadenz, das Raketenfeuer der Verzierungen. Der Coloraturgesang wurde nach und nach ein „concertanter", und in letzter Folge Concertgesang. Nun muß ich eingestehen, daß im Concertsaale das einfachste Lied oder eine Arie aus einem Oratorium, mit richtigem Ausdruck vorgetragen, mir mehr Wirkung erzeugt, als alle technischen Gesangskunststückchen, und daß der Besuch eines Concertes, das während zwei Stunden nur eine Ausstellung aller möglichen Erzeugnisse dieser Gesangsgattung bietet, für mich zu den härtesten Aufgaben gehört, die der Musengott nur auferlegen kann. Nach dieser Darlegung meines Standpunktes mag der Pflicht des „objectiven" Beurtheilers gemäß hier festgestellt werden, daß Miß Thursby höchst schätzenswerthe Gaben einer Coloratursängerin besitzt: umfangreiche Stimme, richtige Intonation, langen Athem, vortreffliche Triller, Staccati ꝛc. ꝛc.

Was aber die Wärme des Vortrags betrifft, die allerdings in neun Zehnteln ihres Programms gar nicht nothwendig ist, so rechne ich nach Réaumur, sie nach Fahrenheit; was bei jenem als Eispunkt bezeichnet ist, gilt nach dem andern noch als etwa zwanzig Grad Wärme; wer also ein musikalischer Fahrenheitianer ist, der mag Miß Thursbys Gesang noch erwärmend finden, ich sehnte mich nach meinem Ueberzieher. Nicht unerwähnt darf die vortreffliche Begleitung des Herrn Strakosch bleiben, sowie die Mitwirkung des Herrn Holländer, der den ersten Satz des zweiten Bruch'schen Violinconcertes ausgezeichnet vortrug, und des Herrn Grünfeld, der zwei Violoncellstücke recht graziös spielte.

Fräulein Schmidtlein, die über einen schönen Alt gebietet, hat ebenfalls ein Gesangsconcert veranstaltet und gab nur Lieder von Brahms, Jensen, Schubert und Schumann, durchaus keine „brillanten Sachen". In allen ihren Vorträgen bewährte sie sich als eine gediegene Musikerin; am besten gelangen ihr Schumanns gar schöner „Nußbaum" und ein Lied aus „Dolorosa" von Jensen, in den andern konnte etwas mehr Leidenschaft hervortreten — ich glaube die Wahl vorwiegend düsterer Lieder wirkte drückend auf die Stimmung der Hörer. Herr Kotek, der schon im verflossenen Winter sich als sehr schätzenswerther Geiger documentirt hat, unterstützte die Concertgeberin durch einige Vorträge. Fräulein Elise Erdmann begleitete Gesang und Violinsoli mit ausgezeichneter Feinheit und künstlerischem Verständnisse; wir haben selten das schwere, untergeordnete und doch so wichtige Amt so gut verwalten sehen.

Herr C. Raif, der gediegene Pianist, spielte mit den Herren Kotek und Manecke das C-moll Trio von Beethoven. In einem Montagsconcerte der Herren Hellmich und Manecke, welche den

Digitized by Google

sehr anerkennenswerthen Grundsatz befolgen, für billigen Eintrittspreis Gutes und Neues zu bieten, hörten wir von dem obengenannten Pianisten ein Quintett von Spohr für Klavier und Blasinstrumente, das trotz manchem Veralteten doch eine sehr interessante und dankenswerthe Gabe war, eine Sonate für Klavier und Violine von dem sehr begabten jungen Norweger E. Grieg und das E-dur Trio von Mozart. In allen Vorträgen bewährte sich Herr Raif als einer der feinsten, künstlerisch gebildetsten Klavierspieler.

Der Königl. Domchor gab sein erstes geistliches Concert in der Domkirche. Seine Leistungen stehen nicht mehr auf der Höhe, auf welcher sie sich vor 25 Jahren befanden. Aber doch ist der Unterschied der Leistungen lange nicht so bedeutend, wie der des Besuches. Vor 25 Jahren fand sich der ganze Hof und Hofstaat in diesen Concerten ein und die Singakademie war überfüllt; heute im Dome ist die Hofloge leer und ein großer Theil des untern Raumes. Und daß nicht die Leistungen allein auf den Besuch entscheidend wirken, beweist eine sehr maßgebende Thatsache: Vor zwei Jahren führte die Hochschule, unter Joachim, Bachs unbeschreiblich schönes Weihnachtsoratorium ganz vortrefflich in der Garnisonkirche auf, und der Besuch war bei weitem nicht so stark, als bei den Oratorien-Aufführungen des Instituts in der Singakademie. Was ich in dem Artikel „Moral und Musik" über die kirchlichen Concerte gesagt habe, findet hier seine Anwendung. Die Mode verlangt eben Oratorien im Concertsaale mehr als in der Kirche. Denn man kann doch wahrlich nicht behaupten, daß die Menschheit vor 25 Jahren frömmer war als heute! Oder müßte wirklich, damit religiöse Concerte in der Kirche wieder eine große Zuhörerschaft finden, die ganze Menschheit regenerirt werden nach den Vorschriften, die Richard Wagner in seinem neuesten Aufsatze „Religion und Kunst" veröffentlicht hat? Wir werden diesem Artikel demnächst ein wenig näher treten, und sehen, wie er die zwei großen Fragen behandelt.

H. Ehrlich.

Notizen.

Illustrirte Prachtwerke.

Wir beabsichtigen heute die von deutschen Verlegern veröffentlichten schönsten und bedeutendsten illustrirten Prachtwerke, die zum Theil schon vereinzelt von unsern Mitarbeitern Moritz Carriere, Wilhelm Lübke, Ludwig Pietsch u. A. mehr oder minder eingehend in der „Gegenwart" recensirt worden sind, im Zusammenhang zu besprechen. Es sind vorwiegend Werke ethnographischen, geographischen und culturgeschichtlichen Inhalts, Schilderungen von Land und Leuten in Wort und Bild, ferner im großen Stil angelegte Illustrationen klassischer Dichter und endlich mehr oder minder streng wissenschaftliche Werke, namentlich bildliche Darstellungen von Kostümen, Trachten und Geräthschaften mit begleitendem Texte.

Die Leistungen des deutschen Buchhandels auf diesem Gebiete der Prachtausgaben sind jetzt geradezu erstaunlich. Wenn uns auch der ruhmredige deutsche Chauvinismus nicht minder lächerlich und abgeschmackt erscheint als die thörichte Geringschätzung der heimischen Production und die mit den Erzeugnissen des Auslandes, namentlich Frankreichs, getriebene Abgötterei, so glauben wir doch, wenn wir den Blick auf die so zahlreichen und großartigen Prachtwerke werfen, die der deutsche Buchhandel namentlich in den letzten Jahren auf den Markt gebracht hat, zu dem Gefühle freudigen Stolzes berechtigt zu sein. Stuttgart mit den Firmen J. Engelhorn, Eduard Hallberger, Gebrüder Kröner und W. Spemann steht hier wohl in der ersten Reihe. Die intelligenten und unternehmenden Verleger haben hier mit Hülfe ausgezeichneter Schriftsteller, der ersten deutschen Künstler und der auserlesensten technischen Kräfte oft Meisterhaftes geschaffen. Der Erfolg ist, wie wir glauben, fast durchweg ein glänzender gewesen. Bei dem deutschen Publicum, das sich bekanntlich immer lange besinnt, bevor es einige Mark für ein Buch ausgibt, und in dessen Budget die Herstellung und Unterhaltung der Hausbibliothek fast immer ein Extraordinarium bildet, ist diese erfreuliche Thatsache sehr überraschend. Denn diese Werke, so billig sie relativ auch sein mögen, kosten schließlich doch ziemlich viel, — fünfzig, hundert Mark und mehr —, und wenn es nicht aus den ziffermäßigen Belägen ersichtlich wäre, würde man es kaum glauben, daß von diesen kostspieligen Büchern viele Tausende von Exemplaren in Deutschland haben verkauft werden können.

Es wäre eine merkwürdige Erscheinung, wenn durch diese Prachtausgaben die Kauflust im lesenden Publicum weiter um sich griffe, wenn den Bücherfreund, nachdem er für schöne Entbehrlichkeiten so und so viel ausgegeben, nun auch die Lust anwandeln würde, sich das Nöthigere zu dauerndem Besitz zu erwerben, anstatt sich mit der flüchtigen Bekanntschaft der abgegriffenen, beschmutzten, fettigen und unappetitlichen Bände aus den Leihbibliotheken zu begnügen.

Wir beginnen unsre Musterung mit der culturgeschichtlichen Schilderung „**Germania**, Zwei Jahrtausende deutschen Lebens", von Johannes Scherr. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.)

Das Werk zerfällt in vier Hauptstücke: das germanische Alterthum, das Mittelalter, die Reformationszeit und die Neuzeit.

Johannes Scherr, unter den modernen deutschen Schriftstellern einer der originalsten und interessantesten, hat mit dieser Schilderung des deutschen Lebens von seinen Culturanfängen an bis auf unsre Tage Bedeutendes geleistet. Er ist offenbar bemüht gewesen, seiner reizbaren und kampffreudigen Schriftstellernatur die Zügel anzulegen. Der Schilderer der culturgeschichtlichen Entwicklung, der Geschichtschreiber ist eben ein anderer als der Polemiker. Durchaus zum Vortheil des Werkes herrscht hier ein gemäßigterer, milderer Ton; aber es ist natürlich, — naturam expellas furca — daß sich die scharfmarkirte Eigenart Johannes Scherrs auch in diesem Werke nicht verleugnen kann und wohl auch nicht verleugnen will. Wenn er von jenen Personen zu sprechen hat, die zum Unheil für unser Vaterland auf dessen Geschicke einen bestimmenden und betrübsamen Einfluß haben ausüben können, so überkommt ihn heller Zorn und seine Entrüstung findet unversöhnliche und derbe Worte. Aber seine Verehrung für die Wohlthäter der Nation ist nicht minder beredt als sein Groll gegen die Uebelthäter. Aus jeder Zeile spricht zu uns ein warmherziger und wahrer Patriot, ein Mann, der die Schwächen und Gebrechen unsres Landes zwar nicht verkennt, aber auch für dessen edle Eigenschaften und Größe die tiefste Empfindung hegt. Man wird warm bei seinen warmen Worten. Wenige Schriftsteller verstehen es, so anschaulich und ausdrucksvoll zu schildern wie Johannes Scherr. Seine Schreibweise hat nichts gemein mit der vornehmen Geschichtschreibung; als ein Muster für junge Historiker dürfte sie nicht zu empfehlen sein; aber in ihrer drastischen populären Weise gibt sie farbige Bilder mit scharf gezeichneten Umrissen, die mit voller Klarheit vor dem geistigen Auge des Lesers erstehen und im Gedächtniß haften bleiben. Eine leise Beimischung von Humor und Sarkasmus macht die Darstellung auch dem flüchtigen Leser mundgerecht. Wenn Scherr will, kann er aber auch sehr ernsthaft sein, ja, er gebietet sogar über ein gewisses feierliches Pathos — über das Pathos in des Wortes edler Bedeutung, dem nichts Phrasenhaftes anklebt. Wie schön ist z. B. der Segenswunsch, der das Schlußwort des Werkes bildet: „Rastlos in seiner Arbeit, kühn in seinem Denken, recht in seinem Thun, fest in seiner Sitte, sicher in seinem Recht, stark in seiner Wehr, so wandle unser Volk zuversichtlich seine Zukunftsbahn! Mäßig im Glück, muthig im Mißgeschick erringe es die Vollendung seiner Einheit, den Frieden, die Freiheit! Heil dir, Germania!"

In Bezug auf den künstlerischen Schmuck nimmt dieses Werk eine hervorragende Stellung ein. Die ersten und für ihre Aufgabe befähigtesten deutschen Maler haben an demselben mitgearbeitet. Da es nicht möglich ist, alle die bedeutenden Künstler hier vollständig aufzuführen, so wird es genügen, wenn hier gesagt wird, daß Ferdinand Keller in Karlsruhe die „Brunhild", einen „höfischen Tanz im Mittelalter" 2c., Otto Knille in Berlin die „Gründung von St. Gallen", „Gregor VII.", „Einmauerung einer Nonne" 2c., Friedrich Kaulbach in München die „Krönung Karls des Großen", Fritz August Kaulbach eine „Scene im mittelalterlichen Frauengemach", August von Heyden in Berlin „König Heinrich in Canossa", „Konradin von Hohenstaufen" 2c., W. Dietz in München „Die Hunnen", einen „räuberischen Ueberfall nach dem dreißigjährigen Kriege", „Vornehme Reiseart im 17. Jahrhundert" — alle diese Blätter sind durch die Keckheit der Conception und künstlerische Ausführung überaus anziehend — daß außerdem Lindenschmidt,

Digitized by Google

Gnauth, Schraudolph, Defregger (Andreas Hofer auf dem Iselberge), Hoff, Piloty, Simmler, Anton von Werner (das Krönungsbild) u. A. durch werthvolle und charakteristische Zeichnungen die Scherr'sche Darstellung geschmückt haben. Den ersten Platz unter den Illustrationen möchten wir indessen den Adolf Menzel'schen anweisen. Menzels Titelbild zu dem vierten Hauptstücke „Die Neuzeit", und die drei großen Bilder aus der Zeit, die dieser bedeutendste Preußenmaler mit unbestrittener Meisterschaft beherrscht, — nämlich die Blätter: der „alte Fritz", das „Tabakscollegium" und die „Tafelrunde Friedrichs des Großen", — sowie dessen kleinere Bilder sind künstlerische Gaben ersten Ranges. Es wäre eine Ungerechtigkeit, der außerordentlichen xylographischen Leistungen nicht zu gedenken. Drei unserer berühmtesten Holzschneider, Adolf Cloß in Stuttgart, W. Hecht in München und H. Käseberg in Leipzig haben sich in die Arbeit getheilt. Die Offizin der Gebrüder Kröner in Stuttgart hat den Druck hergestellt.

*

„**Rheinfahrt**, von den Quellen des Rheins bis zum Meere", ist der Titel eines zweiten Prachtwerkes, das im Kröner'schen Verlage in Stuttgart erschienen ist. Wir führen dies Werk, das bereits seit längerer Zeit abgeschlossen ist, hier nur der Vollständigkeit wegen auf. Die Schilderungen rühren von drei sehr berufenen Autoren her. Den Oberrhein hat der bairische Dichter Karl Stieler, den Mittelrhein Hans Wachenhusen und den Niederrhein der verstorbene F. W. Hackländer, der selbst am Niederrhein geboren ist und dort seine Kindheit und seine Jugend verbracht hat, geschildert. In Bezug auf Format und künstlerische Ausstattung hat das Werk mit dem eben besprochenen eine große Aehnlichkeit. Auch hier haben die namhaftesten Künstler Beiträge geliefert. Es versteht sich, daß die Düsseldorfer in einem den Rhein verherrlichenden Werke quantitativ und qualitativ am stärksten vertreten sein müssen. Wir finden liebenswürdige Genrebilder von Bautier, Knaus, schöne Landschaften von Püttner, den Gebrüdern Achenbach, Theodor Weber ꝛc., charakteristische Blätter von Dietz, von Ferdinand Keller ꝛc. Die vortrefflichen Holzschnitte sind aus dem Atelier von A. Cloß.

*

Ein sehr bedeutendes Unternehmen ist das folgende derselben Firma, Gebrüder Kröner in Stuttgart. Der Titel desselben lautet: „**Unser Vaterland**, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oesterreichs." Die ersten drei Bände dieses breit angelegten Werkes sind jetzt abgeschlossen.

Der erste Band schildert das bairische Gebirge und Salzkammergut. Zwei Münchener Dichter, der erst vor wenigen Tagen dahingeschiedene Hermann von Schmid und Karl Stieler, der seine Heimat so gut kennt und uns so lebensvolle, charakteristische und poetische Bilder von Land und Leuten in Baiern und im Salzkammergut zu geben weiß, haben uns die herrlichen Naturschönheiten dieses gesegneten Landstrichs in anziehendster und liebenswürdigster Weise geschildert. Der zweite Band umfaßt Tyrol und Vorarlberg. Der literarische Theil rührt außer von Schmidt, von Ludwig von Hörmann, Ludwig Steub, Karl Seyfertitz und Ignaz Zingerle her. Der dritte Band, Steyermark und Kärnthen, ist von Rosegger, Fritz Pichler und A. von Rauchenfels geschrieben. Es ist, wie man sieht, eine Vereinigung von Schriftstellern, die den Stoff, den sie hier zu behandeln haben, vollkommen beherrschen und deren Darstellung die eigenthümliche und reizvolle Lokalfarbe besitzt, — von Schriftstellern, die, um einen Vergleich von Karl Braun zu entlehnen, wie der gute Wein den „Erdgeschmack" haben. Unter den Künstlern, die das Werk mit Illustrationen bereichert haben, begegnen wir wiederum den angesehensten Namen: Wilhelm Dietz, Richard Püttner, Arthur von Ramberg, Defregger, Alois Gabl, Franz von Pausinger, Matthias Schmidt ꝛc. Die typographische Ausstattung ist musterhaft.

Von dem letzteren Werke hat eine neue Serie „Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee" zu erscheinen begonnen, deren Illustration zum größten Theil von dem Münchener Gustav Schönleber herrührt. Schönlebers landschaftliche Illustrationen werden als hervorragende bezeichnet. Wir behalten uns vor, später über die künstlerische Bedeutung derselben noch besonders zu berichten.

*

Mit dem vorerwähnten in Bezug auf die äußere Gestalt eng verwandt ist das Prachtwerk „**Italien**, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna", im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart, das zugleich als ein Pendant zu dem ganz ebenso ausgestatteten „**Schweizerland**, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal", gedacht ist. Den Text zu dem Werke „Italien" haben Karl Stieler, Eduard Paulus und Woldemar Kaden geschrieben. Karl Stielers Vorzüge haben wir schon bei den anderen Werken anzuerkennen die Gelegenheit gehabt. Er gibt in einfacher, verständiger Weise wieder, was er weiß, was er gesehen und erfahren hat. Bisweilen ist die Schilderung durch eine stimmungsvolle Poesie gehoben, aber immer bleibt ihm die Veranschaulichung das oberste Gebot bei der Aufgabe, deren er sich zu unterziehen hat. Stieler hat Oberitalien von den Alpen bis zum Arno geschildert; Eduard Paulus, der ebenfalls eine anerkennenswerthe Befähigung zur Darstellung besitzt, und das, was ihm an poetischem Schwunge gebricht, durch gediegene Sachlichkeit zu ersetzen weiß, behandelt den Theil vom Arno bis zum Tiber, Woldemar Kaden Unteritalien vom Tiber bis zum Aetna. Wenn wir auch die schriftstellerischen Gaben dieses Letzteren keineswegs verkennen, so müssen wir doch zu unserm Bedauern gestehen, daß Woldemar Kaden sich unsres Erachtens im Ton, den er anschlägt, vergriffen hat. Es ist ein schönes Ding um die Poesie, und es kann uns unter Umständen interessiren, festzustellen, was ein poetisch empfängliches Gemüth angesichts dieser oder jener Schönheit der Natur oder Kunst empfunden hat; aber zweihundert Folioseiten lyrischer Stimmung in Prosa, das ist des Guten etwas zu viel, nein, viel zu viel! Wenn wir in dem Buche über Italien das Kapitel „Rom" nachschlagen, so wollen wir aus demselben doch eine Anschauung der ewigen Stadt gewinnen, und wir werden enttäuscht, wenn uns statt jeder positiven Angabe nur erzählt wird, wie die Seele des Dichters mächtig ergriffen worden ist, und wie seine Phantasie mehr oder minder zutreffende Bilder aus der Vergangenheit und Zukunftsbilder hervorzaubert. Für Leute, die Rom ganz genau kennen, mögen die lyrischen Ergüsse Woldemar Kadens sehr werthvoll sein; es ist möglich, daß er Erinnerungen an schöne Stimmungen in seinen kundigen Lesern wachruft; diejenigen aber, die Rom kennen lernen wollen, werden schließlich etwas ungeduldig, wenn sie immer und immer wieder lesen, in welcher poetischen Verklärung sich das Bild der schönen Stadt der angeregten Phantasie des Dichters, der zu uns spricht, darstellt. Wir wollen erfahren, wie es in Tivoli wirklich aussieht. Die Schilderung, die uns Woldemar Kaden davon gibt, dürfte indessen mit der Realität der Dinge doch nicht ganz übereinstimmen. Daß feuchte Najaden hervorrauschen und liebkosend sich dem Sterblichen nahen, daß Dryaden sich aus den Bäumen herausschälen und mit den Sterblichen schäkern ꝛc., das ist gewiß Alles recht schön und gut, aber in einem Werke, das uns ein Bild von Italien geben soll, erscheint uns diese Weltentrücktheit nicht ganz am Platze. Wir hätten mit einem Worte weniger poetische Stimmung und etwas mehr positive Wirklichkeit gewünscht.

Schon die Titel, die Kaden seinen Kapiteln gegeben hat, lassen diesen Fehlgriff erkennen. Während Stieler und Paulus in der Ueberschrift schlecht und recht ausdrücken, was das Kapitel enthalten wird, also z. B. „Verona", „Mailand", „Florenz", „Pisa" ꝛc., hat Woldemar Kaden jene sonderbaren Umschreibungen nach der Gepflogenheit der „Gartenlaube" gewählt, über deren Berechtigung und Geschmack sich streiten läßt. Es ist doch ein ganz eigenthümliches Ding, daß in dem Inhaltsverzeichniß eines Buches, das uns über das gesammte Italien unterrichten soll, die Wörter „Neapel", „Capri" ꝛc. nicht vorkommen. Die Kapitel, welche Neapel und Umgebung schildern, heißen: „Kennst du es wohl?" „Die nie alternde Parthenope" ꝛc. Capri heißt natürlich: „Die Insel Tibers". Wozu das? Im Hinblick auf die unumwundene Anerkennung, die wir diesem Werke im Ganzen zu zollen haben, haben wir auch mit unserem Tadel des Einzelnen nicht zurückhalten wollen.

Die von Adolf Cloß in Holz geschnittenen Bilder sind meisterhaft. Unter diesen ragen nach unserm Geschmack besonders die von Ferdinand Keller gegebenen poetischen, sinnlich schönen und überaus wirksamen Blätter hervor. Die eigenthümliche Stimmung der süditalienischen Landschaft hat Albert Hertel in trefflichen Blättern wiedergegeben. Sehr bedeutende Beiträge sind auch ferner die von Bauernfeind, Calame, Johannes Graf, Heilbuth, Kaulbach, Liphart, Passini, Riefstahl, Schönleber, Skarbina, Anton von Werner u. A. Das Werk hat einen außergewöhnlichen Erfolg gehabt. Die erste Auflage von über siebentausend Exemplaren ist völlig vergriffen, und die zweite Auflage liegt bereits vollendet war.

Digitized by Google

Der Verleger J. Engelhorn hat die gute Idee gehabt, die gelungensten Handzeichnungen, nach denen die Holzschnitte für die beiden Werke „Italien" und „Schweizerland" hergestellt worden sind, noch besonders in unveränderlichem Lichtdruck von Schober und Bäckmann reproduciren zu lassen. Die Lieferung, welche je zwei Blätter dieser Sammlung in vortrefflicher Ausstattung auf starkem Cartonpapier in Großfolio enthält, kostet nur vier Mark. Die Reproductionen sind vorzüglich. Von diesen „Handzeichnungen deutscher Meister" sind bis jetzt 14 Lieferungen mit 28 Blättern erschienen. Es sind je fünf Zeichnungen von Anton von Werner, Hertel, Schönleber, vier Zeichnungen von Bauernfeind, je zwei Zeichnungen von Diſen, Paul Meyerheim, Rudolph Schick und je eine von Th. von Eckenbrecher, Bautier und Zügel.

*

Das Werk „Spanien", das in Berlin im Verlag der Gebrüder Paetel erscheint, hat dasselbe Format wie die vorigen, unterscheidet sich aber insofern von jenen, als die literarischen wie die künstlerischen Leistungen nicht aus dem Zusammenwirken von verschiedenen Kräften entstanden sind, sondern einheitlich von je einem Schriftsteller und Künstler herrühren. Theodor Simons hat den Text geschrieben und die reichen Illustrationen — es werden deren im Ganzen über dreihundertundfünfzig sein — rühren von Professor Alexander Wagner in München her. Wagner hat sich lange Zeit in Spanien aufgehalten und an Ort und Stelle umfassende Studien gemacht. Alle seine Bilder haben den besonderen Reiz des Echten und Wahren. Die Zeichnungen sind zum großen Theil überraschend schön. Der Künstler beherrscht das Figürliche mit derselben Technik wie die Landschaft, wie die Architektur. Ob er uns charakteristische Typen aus dem spanischen Volke, ob er sie in beschaulicher Ruhe oder in der Erregung eines nationalen Festes darstellt, ob er uns durch die kahle und unserm nordischen Geschmack wenig zusagende Landschaft oder durch die volksbelebten Gassen der großen Städte, an den wunderbaren Bauten der Vorzeit vorbeiführt, — immer weiß er uns zu fesseln und in uns ein künstlerisches Wohlbehagen an dem schönen und wahren Gemälde, das er uns darbietet, zu erwecken. Sehr dankenswerth sind auch die schönen Copien der berühmtesten Gemälde aus der Galerie zu Madrid Von großer künstlerischer Qualität ist die xylographische Wiedergabe der Zeichnungen durch Knesing. Von diesem bedeutenden Werke, das ungefähr mit dreißig Lieferungen abschließen wird, sind bis jetzt 21 Lieferungen erschienen. Die Städte, welche in dem bisher veröffentlichten Theile des großen Werkes der Gegenstand einer eingehenden Schilderung geworden sind, sind folgende: Barcelona, Saragossa, Madrid, Toledo, Cordova und Sevilla.

*

Wir haben hier noch kurz anzureihen die Erwähnnng des Werkes „Indien, in Wort und Bild" von Emil Schlagintweit. (Leipzig 1880, Heinrich Schmidt und Karl Günther.) Ueber den wissenschaftlichen und künstlerischen Werth dieser Arbeit wird in diesen Blättern noch eingehend gesprochen werden. Die reiche und glänzende Ausstattung hat in Bezug auf die Bilder für unsern Zweck eine geringere Bedeutung, da wir heute nur von Werken deutscher Künstler gesprochen haben. Die französischen Illustrationen sind übrigens außerordentlich geschickt und geschmackvoll.

Ein andres Werk in demselben Verlage nennt sich: „Ein Spaziergang um die Welt" von Alexander Freiherr von Hübner, dem früheren Gesandten Oestreichs in Paris. Von diesem fesselnd und geistvoll geschriebenen Buche liegen uns bis jetzt die beiden ersten Lieferungen vor. Die schönen Illustrationen scheinen amerikanischen und englischen Ursprungs zu sein.

*

Eine eingehendere Besprechung darf „Hellas und Rom, eine Culturgeschichte des klassischen Alterthums" von Jakob von Falke beanspruchen. (Verlag von W. Spemann, Stuttgart.)

Jakob von Falke ist wie man weiß, einer unserer feinfühligsten Kunsthistoriker und Aesthetiker, und er besitzt die seltene Gabe, dem spröden wissenschaftlichen Stoff ein leichtes und anmuthiges Gewand zu geben. Das Buch ist vortrefflich geschrieben, populär im besten Sinne des Wortes, ohne verwerfliche Concessionen an die Denkfaulheit zu machen und ohne sich an Vornehmheit das Mindeste zu vergeben. Dabei hat der Leser beständig das beruhigende Gefühl, daß ein Mann, der von der Sache wirklich etwas versteht, zu ihm spricht. Jakob von Falke hat die Hülfsquellen, welche die moderne Fachwissenschaft im reichsten Maße dem Schilderer von Hellas und Rom zur Verfügung stellt, mit feinem Verständniß und mit großem Gewinn benutzt. Das Werk ist im besten Sinne unterhaltend und belehrend, und die mit Takt getroffene Auswahl von schönen Illustrationen dient ihm nicht blos als Schmuck, sondern auch als sehr wünschenswerther Commentar. Es versteht sich, daß zahlreiche Bilder nach antiken Vorlagen, nach Skulpturen, Vasenbildern, geprägten Münzen 2c. hergestellt sind. Bei diesen haben auch schon die neuesten Funde die volle Berücksichtigung erfahren, z. B. der wunderbare Hermes des Praxiteles, den die Deutschen in Olympia ausgegraben haben, Bruchstücke aus den großartigen Reliefskulpturen von Pergamon, die wir so glücklich sind, jetzt die unsern nennen zu dürfen. Die antiken Stätten sind nach den archäologischen Feststellungen reconstruirt, die Landschaften, wie sie sich heute mit ihren Ruinen dem Beschauer darbieten, nach der Natur aufgenommen. Auch hier haben sich die ersten Künstler zu gemeinsamer Arbeit an diesem interessanten und werthvollen Werke zusammengefunden. Wir nennen hier nur den leider zu früh verstorbenen Anselm Feuerbach, („Medeas Abschied", „Iphigenie" 2c.), den interessantesten lebenden Maler der Antike, Alma Tadema („Scenen aus dem römischen Leben", „Improvisator", „Eingang zum antiken Theater" 2c.), ferner sehr werthvolle Blätter von Otto Knille, Thiersch, Joseph Hoffmann, Woldemar Friedrich, Bauernfeind, Preller, Alexander Wagner, u. A. m. Die beiden gelungenen Dichterfiguren Anton v. Werners, „Horaz" und „Ovid", deren Originale das Café Bauer Unter den Linden schmücken, sind in diesem Werke reproducirt. Die Titelbilder „Hellas" und „Rom" hat Keller-Leuzinger sehr wirksam und geschmackvoll componirt.

*

In ganz andrer Auffassung und Ausstattung als die „Rheinfahrt" im Verlage der Gebrüder Kröner stellt sich ein anderes Prachtwerk dar: „Der Rhein, von den Quellen bis zum Meere", von dem bis jetzt eine Lieferung erschienen ist. Es ist eine Sammlung von sechsunddreißig in Chromolithographie ausgeführten Prachtblättern, die der specifisch rheinische Maler Kaspar Scheuren, ein echtes Düsseldorfer Kind, componirt und ausgeführt hat. Den Text dazu wird eine erste Autorität schreiben: Dr. Gsell-Fels, der Verfasser des berühmten Führers durch Italien. Die beiden Blätter, welche diese erste Lieferung enthält: „Heidelberg, mit Landschaften aus dem Odenwald und der Bergstraße" und „Stolzenfels", zeigen in der Composition, in der Zeichnung und im Colorit ganz und gar die eigenthümlich sinnige, liebenswürdige und schlichte Künstlernatur des trefflichen Kaspar Scheuren. Es mag etwas Conventionelles in dieser Malerei sein, wir wollen es gern zugeben. Sie ist wenigstens ganz und gar nicht modern; sie scheint außer allem Zusammenhange zu stehen mit dem, was heute in den großen Centren der bildenden Künste geschaffen wird; aber diese schlichte, kindlich naive Malerei mit ihren harmlosen Sinnsprüchen und Anspielungen und in ihren lichten und durchsichtigen Farben besitzt doch einen ganz eigenthümlichen poetischen Reiz, der den Beschauer unwillkürlich gefangen nimmt. Es sind reizende Kunstblätter, die man immer wieder mit demselben Vergnügen zur Hand nimmt und mit demselben behaglichen Genuß betrachtet. Scheuren sieht die Natur vielleicht nicht so, wie sie ist; er weiß sie vielleicht eher so darzustellen, wie sie dem kindlichen lebensfrohen Rheinländer durch das bunte Glas des gefüllten Römers erscheint. Es mag ja ganz richtig sein, daß diese Blätter mancherlei von Festdiplomen, Ehrenbürgerbriefen und dergleichen haben! Wer aber längere Zeit am Rhein gelebt und vergnügte Abende im Düsseldorfer „Malkasten" verbracht hat, — der wird beim Betrachten dieser Blätter von einer freudig wehmüthigen Erinnerung an die vergangenen frohen Stunden mächtig ergriffen werden. Das Werk, dessen Widmung Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta entgegengenommen haben, erscheint in Lahr, im Verlage von Moritz Schauenburg. P. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Billigste Anthologie in französischer Sprache!

Perles de la poésie

française avec un appendice de pièces dramatiques en prose par **J. Markl.**

504 Seiten stark.

Br. nur *M.* 2.80, in Prachtband *M.* 4.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

☞ Gegen Einsendung des Betrages pr. Postanweisung übersenden wir das Buch franco pr. Post.

Rosmack & Neugebauer,
k. k. Hof-Buchhändler in Prag.

Elegante u. solide

BUCH-EINBÄNDE

Specialität:

Halbfranzbände

Liebhaber- (Elzevir) } **Band**

(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)

Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*

Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung

Carl Fraenkel

BERLIN, W.

Französische Str. 33d.

Eine ausländische Bibliothek

sucht zur Complet. grössere Sammlungen sowie einzelne werthv. Werke. — Besond. erwünscht u. gut bezahlt w. Bibliotheken enth. französ. u. deutsche Literatur des 16.—18. Jahrh. — Off. sub „**Chicago Z. 1376**“ an **Rudolf Mosse** in **Hamburg.**

Verlagsbuchhdlg. von **Julius Springer** in **Berlin N.**

Soeben erschien:

Das Leben
des
Staatsrath Kunth
von
Friedrich und Paul Goldschmidt.

Mit dem Bildniss Kunth's.

Preis 5 *M.*

Nach Aufzeichnungen Kunth's, nach seiner Correspondenz mit Stein und mit Wilhelm von Humboldt, sowie nach den Akten der Behörden, denen Kunth von 1789 bis 1829 angehört hat, bearbeitet, giebt dieses Buch nicht nur ein interessantes Lebensbild, sondern zugleich Aufschlüsse über die wirthschaftlichen Zustände in Preussen vor 1806, vor und nach dem Befreiungskriege, namentlich zur Zeit des Erlasses der Zollordnung von 1818.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Seit Oktober d. J. erscheint wöchentlich:

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben von **Max Roediger,**
Privatdocent an der Universität Berlin.

Preis für jedes Quartal 7 Mark.

Berlin. **Weidmann**sche Buchhandlung.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

In nächster Woche gelangt in unserem Verlage zur Ausgabe:

MOLIÈRE

SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.

VON

FERDINAND LOTHEISSEN.

Mit dem Bildniss Molière's in Radirung nach dem Original-Gemälde im Besitze des Herzogs von Aumale.

Gebunden in Leinwand M. 10.—; in Halbfranzband M. 12.—

Lotheissen's Molière-Biographie darf bei der soeben stattgehabten Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestandes des „Théâtre français“ um so grösseres Interesse beanspruchen, als bisher eine auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage, dabei aber in anregender Form geschriebene Molière-Biographie, ein Bild seines Lebens und poetischen Schaffens im Rahmen der Zeitgeschichte — weder in Frankreich selbst, noch in Deutschland — existirte. „Molière's Ruhm gehört Frankreich, der Segen seiner Werke der ganzen Welt.“

FRANKFURT A. M., 4. Novbr. 1880. **LITERARISCHE ANSTALT.**
RÜTTEN & LOENING.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Nachdrücklich weisen wir auf das Erscheinen dreier bedeutsamer kulturhistorischer Romane hin:

Felix Dahn, Odhin's Trost.

Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert.

Broschirt *M.* 8.—, eleg. geb. *M.* 9.50.

Dahn's neuer Roman, gleich dem Kampf um Rom der germanischen Vorzeit entnommen, führt in die grossartige Sagenwelt der Ahnen hinein.

Wolfgang Kirchbach, Salvator Rosa.

Roman in 2 Bänden.

Broschirt *M.* 8.—, eleg. geb. *M.* 10.—

Wolfgang Kirchbach, kürzlich durch eigenartige Märchen bekannt geworden, denen der Aesthetiker F. Vischer, Verfasser von „Auch Einer“ bedeutsames Lob spendete, tritt mit einem glänzenden Roman auf, der ein treues Bild der Kultur Italiens, über ein Jahrtausend nach F. Dahn's Kampf um Rom, zur Zeit der spanischen Fremdherrschaft in Neapel giebt. Salvator Rosa, die genialste Künstlererscheinung seiner Zeit, als Maler und Komponist wie als Satiriker berühmt, als excentrischer, geistvoller Kopf bekannt, wohl auch zeitweilig im Rufe eines Briganten, hat in die politischen Kämpfe für die Befreiung Italiens in modernem Geiste eingegriffen; er, wie das Haupt der Neapolitaner Malerschule Ribera, stehen im Mittelpunkte des farbenprächtigen Kulturbildes.

Vasallentreue (Chin-shin-gura).

Japanischer Nationalroman.

Herausgegeben von Dr. **F. A. Junker von Langegg.**

Brosch. *M.* 4.50. Eleg. geb. (Japanisch) *M.* 6.—

Dieser populärste Originalroman der Japaner, zum ersten Mal ins Deutsche übertragen, führt mitten in die Kulturwelt des feudalen Japans ein. Der landeskundige Herausgeber hat die originale Färbung der Sprache treu wiedergegeben.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Bonz & Co. in Stuttgart, Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig, sowie ein Prospekt der Gebrüder Micheli in Berlin, vier Statuen: Kunst — Wissenschaft — Handel — Industrie betreffend.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 13. November 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verfassung der nordamerikanischen Union. Von v. Kalckstein. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erinnerungen aufgezeichnet von K. H. V. VI. — **Literatur und Kunst:** Ein bayerischer Erzähler. Von C. Pz. — Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880). II. Molière-Abende. Von Anton Bettelheim. — Geld und Schriftstellerei. Von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Karl Friedrich Lessing und die Ausstellung seiner Werke in der Nationalgalerie. Von L. K. — Notizen. Kostümwerke. Von P. L. — Bibliographie. — Inserate.

Die Verfassung der nordamerikanischen Union.

So allgemein die Grundzüge der Verfassung der Vereinigten Staaten auch bekannt sind, fehlte es dennoch an einer gründlichen Darstellung des nordamerikanischen Verfassungsrechtes aus sachkundiger Feder. Von Mohls Bundesstaatsrecht der amerikanischen Union ist wenig ausführlich und veraltet. Die amerikanischen Publicisten gefallen sich meist in unbedingter Verherrlichung der Constitution oder stehen auf einseitigem Parteistandpunkt. Meist commentiren sie nur die in den Revised Statutes (2. Auflage 1878) gesammelten gesetzlichen Bestimmungen in der Reihenfolge der Verfassungsartikel, ohne den logischen Zusammenhang der einzelnen Theile zu berücksichtigen. Dies ist selbst bei dem sonst vortrefflichen und streng unparteiischen Joseph Story der Fall.*) Tocquevilles berühmte Schrift De la démocratie en Amérique bekundet zu uneingeschränkte Bewunderung der nordamerikanischen Union, von der Holsts ausgezeichnete Werke**) geben doch nur eine unvollendete Vorgeschichte des heute geltenden Verfassungsrechts, während Kapps anerkannte schriftstellerische Thätigkeit vorwiegend das Verhältniß der Deutschen zu der transatlantischen Großmacht betrifft.

Ein Berliner Rechtsanwalt, Dr. Eugen Schlief, füllt daher mit seiner „Verfassung der nordamerikanischen Union", Leipzig 1880, Brockhaus, eine schwer empfundene Lücke in unserer staatsrechtlichen Literatur aus und zwar, soweit es ohne persönliche Kenntniß der Vereinigten Staaten möglich war, in vortrefflicher Weise. Sein Werk ist um so dankenswerther, da zwischen jenem Bundesstaat von Republiken und dem im Wesentlichen monarchischen deutschen Reich mannichfache Analogien bestehen, und da mehrere Millionen Landsleute Bürger der Union sind. Man wird manche Schwäche unserer Reichsverfassung milder beurtheilen, nachdem Herr Schlief auch an der vielbewunderten nordamerikanischen Verfassung mannichfache bedenkliche Mängel nachgewiesen hat.

Obwohl der gemeinsame Befreiungskampf gegen das Mutterland den englischen Colonien Nordamerikas, ähnlich wie unsere Befreiungskämpfe gegen Frankreich dem deutschen Volke, die Nothwendigkeit festerer Einigung aufdringen mußte, dauerte es auch dort bis zur Begründung eines Bundesstaates eine Reihe von Jahren. Das „gute Volk" der befreiten Colonien glaubte großentheils, die Freiheit könne nur in kleinen Republiken gewahrt werden, je größer ein Staat, desto mehr werde er eine Pflanzstätte der Tyrannei. 1777—81 hatte es gewährt, bis eine außerordentlich mangelhafte Conföderation zu Stande kam, zwei Jahre zögerten einzelne Staaten, bis am 4. März 1789 die von einer Convention zu Philadelphia unter Washingtons Vorsitz 1787 beschlossene Constitution ins Leben trat, welche trotz aller Mängel in ihren wesentlichen praktischen Ergebnissen und in der mustergültigen Klarheit der Fassung noch heute befriedigt und den staatsmännischen Beruf eines Washington, Franklin und der „Föderalisten" Alexander Hamilton und James Madison glänzend bekundet.

Von 1789—1870 wurden 15 „Amendements" zur Constitution beschlossen, zuerst eine Declaration der sogenannten Menschenrechte, zuletzt das Amendement, das im Sinne derselben alle Farbigen zum vollen Bürgerrecht zuließ. Daß der hiermit durch die republikanische Mehrheit erstrebte praktische Erfolg, ihnen in den früheren Sklavenstaaten das Uebergewicht zu sichern, keineswegs eintrat, ist bekanntlich nicht lediglich eine Folge der gegen die Neger verübten Grausamkeiten, sondern auch der politischen Unfähigkeit des größten Theiles der schwarzen Rasse.

Im einleitenden Theile seines Buches entwickelt Herr Schlief über einige staatsrechtliche Grundsätze allgemeiner Natur nicht unwesentlich, namentlich von der in Amerika herrschenden Lehre abweichende Anschauungen. Wohl sei die Staatsgewalt nur immer eine und habe alle durch das Wesen des Staates erforderten Acte zu üben, aber es könne verschiedene Träger der Staatsgewalt geben, welche die Souveränetät materiell oder räumlich und materiell theilen. Geschieht Letzteres, wie in der nordamerikanischen Union, so ist der Staat ein zusammengesetzter. Das zehnte Amendement behält alle nicht durch die Verfassung der Union zugesprochenen Rechte den Einzelstaaten, beziehungsweise dem Volke vor. Dieses aber vermag nicht ohne das Organ der Einzelstaaten oder der Bundesregierung Regierungsbefugnisse zu üben, ohne daß eine Aufhebung der gesetzmäßigen Zustände, eine Revolution einträte.

Die Locke'sche Lehre von der Theilung der Gewalten hat die amerikanische Constitution nachtheilig beeinflußt, z. B. auch zu dem Grundsatz geführt, daß dem obersten Gericht der Union die Prüfung der Gesetze zusteht. Da dieselbe nur im Fall einer Klage stattfindet, sind oft lange Zeit Gesetze in Uebung, die später für ungültig erklärt werden.

Wenngleich die Union nur im District Columbia und bis zu ihrer Entwickelung zu Staaten in den Territorien volle Souveränetät übt, bilden alle Staaten im juristischen Sinne nur

*) Commentaries on the constitution of the United States, 4. Auflage. 2 Bände. Boston 1878.

**) Verfassung und Demokratie in den Vereinigten Staaten, Düsseldorf 1873, und Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jacksons, Berlin 1878.

Digitized by Google

ein Volk. Die Union ist, wie schon Story im Gegensatz zu den Anschauungen der demokratischen Partei nachgewiesen, ein Staatenstaat, keineswegs sind nur gewisse Rechte ihr von den Einzelstaaten delegirt. Zum Beispiel üben die Unionsgerichte in vielen Fällen schon in erster Instanz mit freilich sehr unzweckmäßig abgegrenzter Zuständigkeit Justizhoheit, auch die Beamten der Einzelstaaten sind auf gewissenhafte Befolgung der Constitution verpflichtet.

Als anomal muß daher in vieler Beziehung die Art der Präsidentenwahl bezeichnet werden, auf die wir mit Rücksicht auf ihre soeben stattfindende Erneuerung etwas näher eingehen wollen. Der Verfasser hat dabei die thatsächliche Entwickelung des politischen Lebens, welche die Entscheidung im Wesentlichen den Politikern von Profession zufallen läßt, wie fast durchweg, nicht berücksichtigt. Der Theorie nach ist die Wahl bekanntlich besonderen Electoren anheimgegeben, deren jeder Staat so viele als Repräsentanten und Senatoren zusammen stellt. Sie dürfen weder Congreßmitglieder, noch Ehren- oder besoldete Beamte der Union sein und werden am ersten Dienstag nach dem ersten Montag des November im Jahre einer Präsidentenwahl gewählt. Sie wählen dann am ersten Mittwoch des December den Präsidenten und Vicepräsidenten. Die Wahlmänner jedes Staates treten an einem von der Legislatur desselben bestimmten Ort zusammen und geben für Präsidenten und Vicepräsidenten je einen Zettel ab, einer von Beiden darf ihrem Heimatstaat nicht angehören. Dann haben sie Listen aller Candidaten und der Stimmenzahl für einen jeden zu fertigen, zu unterzeichnen und zu beglaubigen, dann versiegelt an den Senatspräsidenten zu senden. Dieser soll die Wahlurkunden vor beiden Häusern des Congresses öffnen, worauf die Stimmen gezählt werden. Ist Niemand von der Mehrheit aller Wahlmänner gewählt, so hat das Repräsentantenhaus aus den dreien, welche die meisten Stimmen erhalten, den Präsidenten zu ernennen, doch haben dabei die Vertreter jedes Staates nur eine Stimme. Es müssen ferner $^2/_3$ aller Staaten vertreten sein und die Mehrheit aller Staaten für den Gewählten stimmen. Wenn das Repräsentantenhaus bis zum nächsten 4. März keine Wahl zu Stande gebracht, wird der Vicepräsident Präsident, dessen Wahl freilich nach der jetzt herrschenden Praxis möglichenfalls auch nicht zu Stande gekommen sein wird. Ihn ernennt der Senat, falls keine den erwähnten Bedingungen entsprechende Mehrheit der Electoren sich ergeben hat, aus den 3 Candidaten, welche die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigt haben. $^2/_3$ aller Senatoren müssen anwesend sein, die Mehrheit für den Gewählten stimmen.

In Folge der seit den 1830er Jahren immer steigenden Corruption gab bekanntlich die sogenannte 22. Regel für die Stimmzählung Anlaß zu schwerem Mißbrauch. Falls der Senatspräsident und die beiden von ihm zu Zählern ernannten Repräsentanten über die Gültigkeit der von Electoren abgegebenen Stimmen zweifelhaft sind, sollen beide Häuser des Congresses darüber berathen und ihr übereinstimmender Beschluß entscheiden. 1872—73 wurden die Stimmen Georgias nicht gezählt, weil Greeley, auf den sie gefallen, zur Zeit der Wahl schon gestorben war, die von Arkansas nicht, weil das Wahlprotokoll nur mit dem Siegel des Staatssecretärs, nicht des Staates beglaubigt war. 1876—77 wurde sogar geltend gemacht, die nicht dem Votum seiner Wähler entsprechende Stimme eines Electors sei ungültig. Nach einem besonderen Gesetz entschieden bekanntlich 5 Senatoren, 5 Repräsentanten und 5 Mitglieder des obersten Bundesgerichts für Hayes. Das Schiedsgericht erklärte jede Wahl mit gehörig beglaubigtem Protokoll für gültig, der Congreß habe den Gang des Wahlacts nicht zu prüfen. Aber derselbe muß doch für Beobachtung der in materieller Hinsicht aufgestellten Vorschriften sorgen, z. B. ob der Wahlmann wahlberechtigt, ob der Candidat zur Präsidentschaft oder Vicepräsidentschaft den gesetzlichen Anforderungen entspricht, d. h. eingeborener Bürger der Union, nicht durch impeachment aus einem Amte entfernt, 35 Jahre alt und 14 Jahre in den Vereinigten Staaten ansässig ist. Der Parteihader hat eine solche nothwendige Bestimmung verhindert und, indem das Repräsentantenhaus den maßgebenden Einfluß auf die Präsidentenwahl erhielt, schwere Gefahren für den inneren Frieden hervorgerufen. Sehr leicht können die Candidaten einer Minderheit die höchsten Aemter der Union erhalten. Bei der Besprechung des impeachment, der Anklage auf Verlust des Amtes, welches dem Repräsentantenhaus gegen jeden Unionsbeamten zusteht, hat der Verfasser den Fall des Präsidenten Johnson nicht berührt, der nur mit einer Stimme der Verurtheilung durch den Senat entging, wie überhaupt die geschichtliche Entwicklung der Unionsverfassung allzu kurz berührt wird.

Die Rechte der Unionsregierung gegenüber den Einzelstaaten bieten im Vergleich mit den deutschen Verhältnissen besonderes Interesse. Während schon im norddeutschen Bund 1869 klare Bestimmungen über die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Civilsachen und Erledigung von Requisitionen der Einzelstaaten getroffen wurden, ist die Fassung der die gegenseitige Rechtshülfe betreffenden nordamerikanischen Verfassungsartikel wenig glücklich. In jedem Staat soll den öffentlichen Acten und richterlichen Verhandlungen jedes anderen volles Ansehen und Geltung gegeben werden; der Congreß kann die Art und Weise feststellen, wie solche Acte, Protokolle und Verhandlungen bescheinigt werden sollen und kann die Wirkung derselben vorschreiben. Wer in irgend einem Staat des Verraths, Treubruchs oder irgend eines Verbrechens beschuldigt wird, sich der gerichtlichen Verfolgung entzieht und in einem anderen Staat gefunden wird, soll auf Ansuchen der Executivgewalt des Staates, aus dem er sich entfernt, zur Aburtheilung in den zuständigen Staat ausgeliefert werden. Daß demnach der Gouverneur des Staats, aus welchem sich ein Verbrecher entfernt, statt der Gerichtsbehörde die Auslieferung verlangen muß, führt natürlich zu unnöthigen Verzögerungen. Die Unionsverfassung gewährleistet jedem Bürger die „Menschenrechte," aber die Union besitzt kein Mittel, dieselben gegen den Einzelstaat zu schützen, und doch hat gerade sie sich z. B. hinsichtlich der Sklaverei- und Chinesenfrage als die Trägerin freiheitlicher Ideen gegenüber den Einzelstaaten bewiesen. Kein Staat darf attainder bills d. h. Aechtungen durch die Legislatur ohne gerichtliches Verfahren, Gesetze mit rückwirkender Kraft (in strafrechtlicher Beziehung) oder solche, welche die Verbindlichkeit der Verträge aufheben, erlassen, kein Staat darf die republikanische Verfassung abschaffen, eine Bestimmung von zweifelhafter Tragweite, welche nur durch die stillschweigende Voraussetzung von zwei gesetzgebenden Körperschaften in jedem Staat näher erläutert wird. Kein Staat soll die Vorrechte der Bürger der Vereinigten Staaten verkürzen, — ein wegen der Farbigen erlassenes Gesetz. Niemand soll ohne Rechtsverfahren des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums beraubt, Niemandem der gleiche Schutz der Gesetze entzogen werden. Kein Empörer gegen die Union soll ein Amt erhalten, es ist verboten, die zur Unterstützung des Aufstandes gemachten Schulden zu bezahlen und Ansprüche auf Entschädigung für die Sklaven anzuerkennen. Uebrigens steht kein anderer gesetzlicher Weg zur Durchführung dieser Bestimmungen offen als die Ungültigkeitserklärung zuwiderlaufender Gesetze der Einzelstaaten durch das oberste Gericht der Union; nur hinsichtlich der Einführung von Zöllen hat der Congreß das Recht des Verbotes. Wir wenden uns des beschränkten Raumes wegen noch mit wenigen Worten dem letzten Theil des Schlief'schen Werkes, die praktischen Wirkungen des amerikanischen Verfassungsrechtes, zu. Die Vereinigten Staaten stellen bekanntlich eine auf dem Grundsatz der Rechtsgleichheit beruhende Demokratie dar. Der Adel ist verboten und die gesellschaftliche Gleichheit weitgehender als in irgend einem anderen Staat. Das Bekenntniß ist in politischer und rechtlicher Beziehung gleichgültig. Wenngleich jedoch alle Farbigen Vollbürger sind, besteht ihnen gegenüber noch vielfach eine schroffe Sonderung, im Süden wurden sogar Ehen zwischen Schwarzen und Weißen für ungesetzlich und strafbar erklärt. Schlief sagt, daß die Gesetze selbst den Begüterten dem weniger Wohlhabenden gegenüber in eine unverhältnißmäßig vortheilhafte Lage versetzen, doch vermißt man dafür nähere Belege. Natürlich finden sich bei einer Bevölkerung, in welcher die Jagd nach dem Mam-

Digitized by Google

mon unbedingt vorherrscht, in den berüchtigten rings Ansätze zur Plutokratie. Richtig wird hervorgehoben, daß nicht der gesunde Sinn des Volkes, sondern die Möglichkeit, in dem dünnbevölkerten, von der Natur reich gesegneten Lande sich lohnenden Erwerb zu verschaffen, erst die Anfänge einer socialistischen und communistischen Bewegung entstehen ließ. Der Wortlaut der Verfassung gibt den emancipationslustigen Weibern Grund zu der Behauptung, sie seien keineswegs von den activen politischen Rechten ausgeschlossen, jener Wortlaut hätte sie aber auch von jeher den Farbigen eingeräumt. Privatrechtlich sind die Frauen nach jeder Richtung vollkommen handlungsfähig, sie sind zu allen Prüfungen und zu Staats- und Communalämtern zugelassen.

Die äußerste Consequenz der Demokratie, das mandat impératif, welches die Volksvertretung lediglich als geschäftsführenden Ausschuß erscheinen läßt, ist in Nordamerika nicht gezogen, wie es in jüngster Zeit in der Schweiz durch das Referendum geschieht. Mit Unrecht berief sich der Präsident Andrew Jackson gegen den Congreß auf das Volk. Bei den Wahlen kommen im Wesentlichen nur die Unterschiede der republikanischen und demokratischen Parteianschauung zur Geltung, in allen sonstigen Fragen steht der Gewählte selbstständig da. Wenn nicht auch bei den Wahlen begabte und hervorragende Männer maßgebenden Einfluß übten, wären die Parlamente mit Personen überfüllt, die das bestgeordnete Gemeinwesen mit Absicht oder aus Ueberspanntheit zu Grunde richten würden. Freilich sind die „Politiker" der Vereinigten Staaten großentheils gewissenlose, vor Allem auf den eigenen Vortheil bedachte Männer, sie erweisen sich namentlich bei den zahlreichen private appropriation bills, durch welche jeder Anspruch an den Unionsfiscus geltend gemacht werden muß, der sogenannten Lobby gefällig, einer Gesellschaft, die aus der Bestechung und Bearbeitung der Congreßmitglieder ein sehr einträgliches Geschäft macht. Da der Petent oft nicht einmal die Hälfte der bewilligten Summe erhält, hat er ein Interesse, sehr übertriebene Forderungen zu stellen. Der Unwille des Volkes über diese Mißwirthschaft hat bisher geringe Erfolge gehabt. Die Wahl des Senats durch die Staatslegislaturen, seine sechsjährige Mandatsdauer machen ihn in gewissem Maße zu einem aristokratischen Verfassungselement. Ein Gleiches gilt von der Präsidentenwahl, bei welcher die Electoren nicht selten größere Selbstständigkeit zeigen, als den Parteiconventionen genehm ist. Es fehlt nicht an Familien, die in der Politik dauernd eine Rolle spielen. Immerhin ist der Grundsatz politischer Freiheit und Gleichheit in den Vereinigten Staaten so weit verwirklicht, als es in Ländern von so großer Ausdehnung überhaupt möglich ist, auch viele Einzelstaaten sind zu groß oder zu bevölkert für eine unmittelbare Volksherrschaft.

Sollten die natürlichen und wirthschaftlichen Gegensätze innerhalb der Union überhaupt zum Verfall derselben führen, so ist dem Verfasser mit Recht unter Fortbestand der republikanischen Verfassungen die Scheidung des Nordens vom Süden und von den östlich der Felsengebirge gelegenen Staaten am wahrscheinlichsten. Doch dürften sich die Gegensätze der Interessen bei der raschen wirthschaftlichen Entwickelung mehr und mehr ausgleichen und noch für lange Zeit hängen die verschiedenen Gebiete wirthschaftlich von einander viel zu sehr ab, um bei einer Trennung ihren Vortheil zu finden, wenn auch uns Deutschen gar manche Bestimmung der Constitution als sehr particularistisch erscheint, z. B. daß der Repräsentant eines Staates in demselben seinen Wohnsitz haben muß, wenn auch in wichtigen Punkten eine größere Einheit im deutschen Reich besteht, als in der Union, z. B. durch die vollkommene Einheit des Handels- und Strafrechts und die grundsätzlich einheitliche Regelung des Verkehrswesens. Trotz aller Schäden des politischen Lebens in den Vereinigten Staaten dürfte selbst die für die nächste Zeit zurückgedrängte centrifugale demokratische Partei im Besitz der Herrschaft kaum den Zerfall des mächtigen Staatswesens vorbereiten.

v. Kalckstein.

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

V.

Von Sedan bis Paris.

Am 3. September ward die Armee wieder in Bewegung gesetzt. Die Nothwendigkeit, die große Menschenmenge zu verpflegen, zwang zu einer größeren Ausbreitung. Um aber hierbei nicht Irrthümer, Kreuzungen im Marsch und bedenkliche Stockungen zu erzeugen, mußten die von der kreisförmig geschlagenen Schlacht nach dem Mittelpunkt zusammengeschlossenen Armeecorps wieder zuerst strahlenförmig auseinander marschiren, ehe sie die neue Richtung auf Paris einschlagen konnten. Da kam es denn, daß ein großer Theil der Corps nach diesem Siege ohne Gleichen wieder dahin zurückmarschiren mußten, wo sie am 1. September hergekommen waren. So auch wir nach Carignan und Gegend. Kein Wunder, daß der französische Einwohner in seiner festen Ueberzeugung von der Unbesiegbarkeit der französischen Waffen bestärkt ward und glaubte, wir seien geschlagen. Unsere Erzählung von der Gefangennahme Napoleons fand keinen Glauben und ward mit mitleidigem Achselzucken beantwortet. — Vos soldats le disent — sagte mir ein angesehener Fabrikherr, als ich es ihm erzählte.

Unsere Heiterkeit ward dadurch nur erhöht. Fröhlich und stolz zogen unsere Soldaten einher. Glaubte doch Jeder den Krieg glorreich beendet. Nur Einer im Heere täuschte sich nicht. Das war König Wilhelm. Als Er die Meldung empfing, daß Napoleon Ihm den Degen anbiete, hatte Er sogleich ausgerufen: „Oh weh, welch' ein Unglück für uns, denn ich weiß nicht, mit Wem ich Frieden schließen soll. Also wird der Krieg nun recht lange dauern."

Am stolzesten unter allen Truppen war das eine Bataillon Garde-Füsiliere. Es hatte bei der Wegnahme von Givonne einen Adler erobert, auf dem der Name „Jena" eingravirt war. Man hatte dem Könige bei seinem Rundritte am 2. September diesen Adler gezeigt. Der königliche Feldherr befahl, das Bataillon, das diesen Adler erobert, solle ihn auch vertheidigen und während des ganzen Feldzuges neben der preußischen Fahne führen. Was mochte dieser Adler wohl Alles gesehen haben von Jena bis Sedan?

Als wir auf dem Marsche vom Schlachtfelde nach Carignan die Chaussee kreuzten, welche von Sedan nach Bouillon in Belgien führt, fuhr ein langer Zug vierspänniger Wagen, begleitet von zwei Escadrons schwarzer Husaren mit dem Todtenkopf an der Pelzmütze, vor uns vorüber. In einem dieser Wagen saß der gefangene Kaiser der Franzosen, neben ihm der Generaladjutant unseres Königs, von Boyen. Unbeweglich, wie eine Statue, ohne den geringsten Ausdruck in dem fahlen Antlitze, saß der unglückliche Monarch in der Wagenecke. Nur die kleinen halb geschlossenen Augen rollten, Alles überschauend, über unsere Truppen dahin. — Welch' eine Wendung des Schicksals! Vor sechs Wochen zitterte Europa vor ihm. Noch nicht sechs Wochen waren verflossen, seit er mit dem Rufe „à Berlin" die Kriegserklärung an Preußen hatte ergehen lassen. Jetzt ward er fortgeführt, ein Gefangener, machtlos, von seinen eigenen Unterthanen mißachtet, froh, durch die Gnade des Siegers einen sicheren Zufluchtsort in Kassel zu finden. Keiner von uns konnte sich des wehmüthigen Gefühls erwehren. Je feindlicher uns der mächtige Mann gegenüber gestanden hatte, um so größer war die Achtung, die uns sein Unglück einflößte, und alle preußischen Offiziere, an denen der Zug vorüberfuhr, grüßten ihn respectvoll, vielleicht respectvoller, als ihn die meisten eigenen Unterthanen zu der Zeit gegrüßt hatten, da er noch auf dem Gipfel seiner Macht stand.

Am 4. September hatten wir Ruhetag und erhielten die Marschbefehle zum weiteren Vormarsch auf Paris. — Aber am 5. September sollte, gewissermaßen noch unterwegs, ein Versuch

Digitized by Google

gemacht werden, das felsenfeste Montmedy durch Feldartillerie zur Uebergabe zu bewegen. Anzeichen und Gerüchte von einer mangelhaften und unentschlossenen Besatzung dieses Platzes ließen hoffen, sie würde sich imponiren lassen. — Zwar hatte ein Versuch auf Toul, ein anderer auf Verdun, in der letzten Hälfte des August schon gezeigt, daß Feldartillerie gegen Festungswälle ohnmächtig ist. Aber ein geglückter Handstreich würde so große Vortheile gewährt haben, daß der Versuch immer gerechtfertigt war. Hat doch später der Handstreich gegen Rocroy gelehrt, daß solche Erfolge nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen. — Ueberdem hatte die Besatzung von Montmedy hinterrücks auf einen in die Festung eingelassenen Parlamentär geschossen, und den den Offizier begleitenden Trompeter getödtet. Also Strafe mußte immer eintreten. In der Nacht vom 4. zum 5. September bewegte sich eine Masse Feldartillerie der Garde', begleitet von der nöthigen Infanterie- und Cavalleriebedeckung auf Montmedy und begann mit Tagesanbruch ein umfassendes Feuer, welches bald die Festungsgeschütze verhinderte, zu antworten. Denn die Bedienungsmannschaft derselben ward mit Geschossen überschüttet. Theile unserer Feldartillerie rückten bis auf 1300 Schritt an die Festung und schossen Schuß für Schuß in jede Scharte. Aber da waren noch die Felsen und Mauern zu erklettern, die Gräben zu überschreiten, und ohne Bresche war dies nicht möglich. Der Vertheidiger schwieg. Eine Aufforderung zur Uebergabe blieb ohne Antwort, aber sobald wir aufhörten zu schießen, zeigten uns die Arbeiten des Feindes zur Ausbesserung der Schäden, daß er sich zu wehren ferner entschlossen sei. Da begnügten wir uns damit, alle Wohngebäude innerhalb der Festung in Brand zu schießen und setzten unseren Marsch weiter fort. Später erzählten uns belgische Blätter, daß die Franzosen einen erheblichen Verlust an Todten und Verwundeten und einen materiellen Schaden erlitten hatten, der auf einige Millionen geschätzt ward. Wir bezahlten diese Rache für den erschossenen Parlamentär mit einem Verlust von 1 Mann und 3 Pferden.

Vom 6. Septemper ab marschirten wir bis vor Paris wie im Frieden; den einzigen Unterschied gegen Friedensmärsche bildete der Umstand, daß Ruhetage zu den größten Seltenheiten gehörten. Bis zum 19. September, dem Tage, an dem wir vor Paris eintrafen, hatten wir nur zwei Ruhetage, den 12. September in Craonne, und den 17. September in Acy en Multien. Sonst rechnet man zwei Ruhetage auf die Woche, mindestens den vierten Tag einen Ruhetag. Wie stellte sich dies jetzt? Wir hatten am 3. August den Rhein bei Mannheim verlassen und trafen vor Paris (Hauptquartier Roissy) am 19. September ein. Das Hauptquartier hatte in dieser Zeit 119½ deutsche Meile zurückgelegt. Auf den einzelnen Mann kam aber eine weit größere Marschleistung, denn die Truppen mußten in die zu belegenden Ortschaften, oft meilenweit seitwärts der Straße, hin- und den nächsten Tag wieder zurückmarschiren. In der ganzen Zeit von fast 7 Wochen hatte das Corps nur 5 Ruhetage gehabt: den 9. und 22. August, den 4., 12. und 17. September. Diese Marschleistungen übertreffen Alles, was je früher Truppen zugemuthet worden ist. Dabei hatte das Corps zwei Hauptschlachten mitgeschlagen, und die in den Schlachten zurückgelegten Hin- und Herwege sind in der Marschlänge noch nicht in Anrechnung gebracht. Die Zahlen sprechen für die Leistungsfähigkeit der Truppe an sich zur Genüge. Solche Leistungen sind aber nur möglich, wenn die Führung die Truppe von allen unnützen Anstrengungen entlastet und wenn die Truppe im Detail gute Marschdisciplin hält, zugleich wenn für die Truppe seitens der Führer gut gesorgt wird. Es scheint, als ob diese Leistungen des Gardecorps auch später selten übertroffen seien. Das 12. Corps (Sachsen) hat meist die gleiche Anstrengung gehabt. Im späteren Feldzuge an der Loire mögen die Anforderungen an einzelne Truppen, im Speciellen an das 13. Corps, noch bedeutender gewesen sein.

Daß bei der Seltenheit der Ruhetage viele Leute fußkrank wurden, ist natürlich. Sie blieben in den Dörfern liegen und erreichten das Corps später. Aber sie erreichten es nicht auf dem Marsche. Kein Wunder, daß das Corps, welches mit 30,000 Feuergewehren den Rhein verlassen hatte, mit nur 9000 Feuergewehren vor Paris erschien, denn auch für die Verluste in den Schlachten war noch kein Ersatz nachgekommen. Solche Zahlen muß man in Anrechnung bringen, gegenüber dem Erstaunen des Vaterlandes, daß wir nicht sofort nach dem Erscheinen vor Paris die Hauptstadt Frankreichs stürmten, die Festungswerke escaladirten, wie die Tagespresse es damals wohl erwartete. Es waren allerdings so und so viel Armeecorps vor Paris erschienen, aber diese Armeecorps zählten noch nicht so viel Streiter als eben so viel Divisionen auf Kriegsstärke, und konnten höchstens als verstärkte Brigaden in Anrechnung gebracht werden. Um aber eine Stadt von 2 bis 3 Millionen Einwohnern zu stürmen, in der hinter Festungswällen 40,000 reguläre Streiter und 2 bis 3 Mal Hunderttausend unregelmäßige bewaffnete Einwohner stehen, dazu gehören mehr als sieben verstärkte Brigaden. Es blieb also nichts übrig, als die Hauptstadt einzuschließen und zu kräftigen Schlägen den Ersatz der Abgänge abzuwarten.

Es sei hier noch einer andern Thätigkeit gedacht, von der in der Militärliteratur selten, in der allgemeinen Tagespresse nie die Rede ist, und welche die unerhörtesten Anstrengungen aufwies, dem Veilchen gleich, das im Verborgenen blüht. In der Tagespresse hat noch Niemand danach gefragt, wie die verschossene Munition ersetzt wird. Sie wird nachgeführt und ergänzt. Damit ist man meist zufrieden. Aber fragt nur nicht wie? Bei unserm Armeecorps wurden am 18. August und den folgenden Tag zum nothdürftigen Ersatz der verbrauchten Munition alle nachfolgenden Munitionskolonnen geleert. Außerdem wurden ihnen noch 200 Zugpferde genommen, um die erschossenen Artilleriepferde halbwegs zu ersetzen. Leer und an Pferdezahl geschwächt marschirten sie zurück, um frische Munition in Saarlouis (!) zu holen. Unterwegs requirirten sie französische Bauernpferde. Am 1. September trafen sie alle zur Schlacht von Sedan mit voller Munition wieder ein. Nach der Schlacht von Sedan und der Beschießung von Montmédy waren wieder alle Munitionskolonnen geleert. Sie marschirten von Neuem zurück, holten frische Munition, theils östlich von Metz, theils in Saarlouis, und am Tage der Einschließung von Paris, den 19. September, traf schon eine, bald darauf die folgenden Kolonnen beim Corps mit voller Munition ein. Mancher dieser Truppentheile hat zu Zeiten 10 bis 12 Meilen täglich zurücklegen müssen. Allerdings marschirten sie nicht immer ganz vorschriftsmäßig. Da wurden die Tornister aufgebunden, und die Begleitsmannschaften setzten sich zu Zeiten, auch abwechselnd, auf die Munitionswagen, um nicht die ganze Strecke laufen zu müssen. Was aber an Pferden vor Ermattung todt zusammenbrach, das ward durch Requisition ersetzt. — In den Schlachten aber konnte man die Munitionskolonnen bis in die vorderste Gefechtslinie vorrücken sehen, damit es den kämpfenden Brüdern nie an Munition fehle. — Ehre dem Ehre gebührt! —

VI.

Vor Paris. Le Bourget.

Bis wir vor Paris eintrafen, hatten wir vom Feinde nur gehört, nichts gesehen. Von den Einwohnern waren wir zwar mit mürrischen Gesichtern, aber nicht feindlich empfangen. Einen Marsch vor Paris änderte sich die Scene. Von Einwohnern war nicht mehr die Rede. In jedem Dorfe sah man höchstens 5 bis 6 Menschen, Lahme und Greise oder Vagabonden, Diebe und Räuber. Die Wohnungen waren mehr oder weniger zerstört, die herrlichen Getreidevorräthe, auf den Feldern in Schobern aufgespeichert, standen zum großen Theil in Brand. Die Bevölkerung war nach Paris geflüchtet. Diese Anzeichen ließen uns nicht in Zweifel, daß es der Regierung der nationalen Vertheidigung damit Ernst war, Paris zu vertheidigen. Daß die Einwohner es auch darauf ankommen lassen würden, glaubten wir nicht. Wenn die Pariser eines Morgens keine Milch zum

Digitized by Google

Kaffee haben werden, dann wird ihr Widerstand aufhören, so glaubten wir. Wir täuschten uns, wie gewiß die meisten unserer Landsleute daheim.

Bei unserem Erscheinen vor Paris trafen wir wenige irreguläre Truppen außerhalb hinter unvollendeten Schanzen. Sie zogen sich nach dem ersten Schuß in die Linie der Forts zurück. Aus den Forts von St. Denis, Auberviller u. s. w. aber donnerten uns die Festungsgeschütze hinter völlig sturmfreien Wällen entgegen. Wir nahmen also den 19. September Position und vollzogen die Einschließung am 20. September systematisch.

Hierbei fiel unserem Corps die Strecke von Aulnay, mit Anschluß an die Sachsen, bis zur Eisenbahn bei Sarcelles zu, wo wir uns an das 4. Corps anlehnten. Es hatte also eine Strecke von 5/4 Meilen Luftentfernung mit 9000 Mann Infanterie abzusperren.

In den nächsten Tagen war allerdings von der erschreckten und geängstigten Pariser Bevölkerung kein Angriff zu erwarten. Mit der Zeit mußte diese Bevölkerung aber mindestens den Muth der Verzweiflung erhalten. Es war daher Vorsorge zu treffen, um unsere Stellungen durch die Kunst zu verstärken.

Das Wichtigste, was in dieser Beziehung geschah, war die Herstellung einer Ueberschwemmung vor unserer Front. Der Canal de l'Ourcq führt nähmlich bei Sevran vorbei dem nördlichen Theil der Hauptstadt frisches Trinkwasser zu. Unweit Sevran aber fließt ein Bächlein über Aulnay, le Blanc Mecuil und Dugny nördlich von Bourget vorbei, la Morée genannt. Der Kanal wurde bei Sevran abgedämmt, abgestochen, in die Morée geleitet, und das Thal dieses unbedeutenden Baches durch Staudämme bei le Blanc Mecuil, Pont Iblon und Dugny derart angestaut, daß es in einer Länge von 5/4 Meilen und einer Breite von 200 Schritt 9 Fuß hoch mit Wasser angefüllt war. Die anstrengende Arbeit von fünf Tagen und Nächten genügte, um eine solche Wasserbarriere herzustellen, daß sie nur auf den drei Brücken le Blanc Mecuil, Pont Iblon, Dugny passirt werden konnte. Schanzen und Batterien wurden ebenfalls erbaut. — Vor der Inundation wurden die Vorposten vorgeschoben, um eine etwaige Annäherung des Feindes rechtzeitig zu melden. Ein Beobachtungspicket mußte deshalb in den Flecken le Bourget gelegt werden, ganz nahe an das Fort Auberviller, dem Feuer der schweren Geschütze von 6 Forts ausgesetzt. — Als unsere Stellung in dieser Weise gesichert erschien, mußten wir uns weiter nach rechts ausdehnen, um dem 4. Corps zu gestatten, sich dichter aufzustellen. So fiel unserem Corps eine Strecke von fast 2 Meilen der Cernirungslinie zu (von Aulnay bis Granlay bei Montmorency). Mittlerweile trafen Reconvalescenten und Ersatzmannschaften beim Corps ein, und allmählich schwoll es wieder zu seiner etatsmäßigen Stärke an. Unterdessen aber verstärkte sich auch der Feind in der Festung. Die Linientruppen bildeten die Cadres für Neuformationen, und mit Hülfe von eingestellten Rekruten und Mobilgarden vermehrte man dort die Armee der Linie auf 150,000 Mann, die der Mobilgarden auf ebenso viel, denen über 200,000 Nationalgarden einen dürftigen Rückhalt gewährten. Während der Belagerer sich auf 200,000 Feuergewehre verstärkte, vermehrte der Vertheidiger die Zahl seiner Streiter auf 5- bis 600,000 Mann. Die Ueberlegenheit des Belagerers bestand somit nur noch in der Güte seiner Truppen, der Vertheidiger der Festung aber verfügte über die dreifache Zahl, und hinter seinen sturmfreien Wällen über eine formidable schwere Artillerie. Denn er hatte vor unserem Erscheinen aus den Häfen eine zahlreiche Marineartillerie nach Paris schaffen lassen, so daß er zuletzt fast 4000 Geschütze aufzustellen im Stande war.

Der sich täglich steigernde Donner seiner Kanonen, die täglich größer werdenden Granaten, welche, ins Ungewisse hinausgeschleudert, die Felder durchfurchten, bewiesen uns zur Genüge, daß wir uns auf eine lange Zeit des Kampfes einzurichten hätten, und daß die Hoffnung auf eine baldige Capitulation nur ein Traum gewesen war. Wir richteten uns daher in den Dörfern häuslich ein. Ueberall sah man geordnete Haushaltungen. Da wurde Alles betrieben wie in der Kaserne. Außerdem wurden Kartoffeln geerntet, das vom Feuer nicht verzehrte Getreide, das noch in Schobern stand, gedroschen, gemahlen und verbacken oder in Sicherheit gebracht u. s. w. Zu Allem hatte man Sachverständige in der Truppe, Dank der allgemeinen Wehrpflicht. Auch für Unterhaltung ward gesorgt. Denn der fortdauernde Donner der feindlichen Geschütze verlor seine Schrecken, weil die Geschosse selten trafen. Die Soldaten gewöhnten sich daran. Da ward im Park von Arnouville von Soldaten des 4. Garde- und des Gardehusaren-Regiments eine Theatervorstellung im Freien gegeben, der der commandirende General und eine Menge Offiziere auch beiwohnten, und Niemand ließ sich dadurch stören, daß während der Vorstellung schwere „Brummer" über die Köpfe von Schauspielern und Zuschauern hinwegsausten. Es ward aber auch fleißig exercirt, und im Speciellen wurden die Formen eingeübt, in denen man angreifen muß, um bei dem weittragenden französischen Infanteriefeuer so große Verluste zu vermeiden, wie wir sie bei St. Privat erlitten. Da konnte man täglich sehen, wie unsere Infanterie sich im Erstürmen von Dörfern übte.

Allmählich wurde der Feind lebendiger. Er besetzte Dörfer und Gehöfte, dicht vor seinen Forts, welche er im Anfang leer gelassen hatte, und wir mußten uns darauf gefaßt machen, irgendwo angegriffen zu werden. Unsere Vorposten waren wachsam, unsere Stellungen verschanzt. Wir freuten uns auf einen feindlichen Angriff, denn wir konnten nicht eher angreifen, als bis die Leistungsfähigkeit und Fahrbarkeit der Eisenbahnen die Heranschaffung eines Belagerungstrains gestattete.

Eines Morgens, es war der 28. October, rückten mehrere feindliche Bataillone auf le Bourget. Unsere Picketcompagnie und die Vorposten wichen der Instruction gemäß in die Stellung. Unsere Truppen besetzten die Positionen und erwarteten einen feindlichen Angriff. Der im Bourget eingedrungene Feind ward von unserer Artillerie beschossen und brachte selbst Feldartillerie bei diesem Dorfe in Thätigkeit. Zugleich überschütteten sechs Forts unsere Positionen mit jenen riesengroßen Granaten, die der gemeine Mann im Scherz ihrer Form wegen „Zuckerhüte" nannte.

Aber der Feind griff nicht an. Dagegen beobachteten wir eine Menge Wagen und Feldarbeiter, die auf den Feldern zwischen den bisherigen Vorpostenstellungen Kartoffeln ernteten. In der Meinung, die ganze Vorbewegung auf den Bourget sei nur zum Schutz dieser Ernten unternommen, wurden die nächste Nacht einige Compagnien auf das Dorf vorgeschoben, um dem Feind auf den Zahn zu fühlen. Aber er war wachsam und hatte sich im Dorfe eingenistet. Der 29. October zeigte noch deutlicher, daß der Feind die Absicht habe, dauernd im Bourget zu bleiben. Er hatte Mauern mit Scharten versehen, kochte und richtete sich häuslich ein.

So nahe vor unserer Stellung konnten wir ihn auf die Dauer nicht dulden, sonst konnte er unter dem Schutze vom Bourget, wenn er wollte, überraschend auf irgend einen Punkt derselben vorstoßen. Le Bourget mußte also wieder genommen werden. Der Befehl dazu erfolgte, und die Dispositionen zum Sturm wurden am 29. ausgegeben. Die Leitung des Kampfes ward dem Generallieutenant v. Budritzky übertragen. Als dieser brave Held den Befehl hierzu erhielt, antwortete er dem Ueberbringer: „Melden Sie Sr. Königlichen Hoheit dem commandirenden General, daß Morgen früh um acht Uhr der erste Kanonenschuß fällt und daß ich für meine Person Punkt neun Uhr im Bourget sein werde."

Den 30. October früh 8 Uhr begann die Corpsartillerie des Gardecorps aus ihrer Position bei Pont-Iblon das Feuer gegen Le Bourget. Der erste Kanonenschuß war das Zeichen zum Vormarsch der drei zum umfassenden Angriff auf das Dorf bestimmten Massen, und zwar von links her die Abtheilung des Obersten von Zeuner (Kaiser-Alexander-Infanterie und Gardeschützen mit 2 Batterien unter Hauptmann Seeger) aus Le Blanc Mecuil, von rechts her die Abtheilung des Majors von Dehrenthal (Kaiser-Franz-Infanterie) aus Dugny, und in der Front die Abtheilung des Grafen Kanitz (Augusta- und Elisabeth-

Digitized by Google

Infanterie) von Pont-Iblon her. — Genau wie es eingeübt war drang unsere Infanterie vor. In Schwärmen aufgelöst lief sie so schnell als möglich so weit der Athem es gestattete. Dann warf sie sich ins Kartoffelfeld nieder, sich schützend gegen das Feuer des Chassepotgewehrs, um nach kurzer Rast von Neuem einige hundert Schritt zu gewinnen. Unterdessen gingen die Batterien des Hauptmanns Seeger auf nächste Nähe gegen die Flanke des Dorfes vor, und das Kreuzfeuer unserer Artillerie erschütterte den überraschten Vertheidiger. Die beiden Flügelabtheilungen des Angreifers drangen schnell in das Dorf, dessen Lisière sie fast ohne Verlust erreichten. Ja es scheint fast, als ob der jenseitige Ausgang zuerst genommen, und dem Feinde somit der Rückzug verlegt war. Die mittlere Abtheilung aber, die gegen die wohlverbarrikadirte mit Scharten versehene Nordfront des Dorfes vorging, hatte schwere Verluste. Unsere braven Grenadiere liefen demungeachtet bis an die Mauern, den ungleichen Kampf gegen den geschützten Feind ungedeckt aufnehmend. Da konnte man viele Heldenthaten sehen, die der Arnolds von Winkelried nichts nachgaben. Hier griff ein Grenadier nach dem aus der Scharte herausgestreckten Gewehr des Feindes, der Schuß zerschmetterte ihm die rechte Hand, er ergreift die feindliche Waffe mit der linken, und entreißt sie dem Gegner, — dort stürzt der Fahnenträger, ein Anderer erhebt das Panier mit Hurrah, um bald umsinkend einem Dritten Platz zu machen, und so wird auf der ganzen Front im Heldenmuth gewetteifert. Kurz vor 9 Uhr gelingt es auch den Tirailleuren der mittleren Abtheilung die Barrikaden zu übersteigen. Begeistert sprengt der greise General von Budritzky an die Barrikade der Route de Lille, springt vom Pferde, ergreift die zum dritten Male umgesunkene Fahne, schwingt sie als Zeichen des Sieges und übersteigt damit die gewonnene Barrikade. Er hatte sein Wort gelöst. Er war Punct 9 Uhr im Bourget.

Aber noch war ein schweres Stück Arbeit zu vollbringen. Der eingeschlossene Feind wehrte sich von Haus zu Haus. Jedes Gehöft mußte einzeln genommen werden. Hier erlitten unsere braven Truppen die schwersten Verluste, denn sie mußten unter dem Feuer der verbarrikadirten Feinde auf offener Straße die Thore sprengen, und Mancher fand hier den Heldentod. Der Kampf ward sehr erbittert geführt. Da ist es auch vorgekommen, daß aus den Fenstern eines Gehöftes die weiße Fahne flatterte, und die Thore zum Zeichen der Kapitulation geöffnet wurden. So wie unsere Offiziere das Thor betraten, um die Gefangenen zu übernehmen, krachte ihnen eine Salve entgegen und streckte sie nieder.*) So fielen die kurz zuvor nach ihrer bei St. Privat erfolgten schweren Verwundung zurückgekehrten Obersten Graf Waldersee und von Zaluckowsky von Augusta- und Elisabeth-Grenadieren, und unsere erbitterten Grenadiere nahmen Rache für den Tod der geliebten Führer. — Am längsten hielt sich die Kirche, bis unsere Infanterie Leitern an die Fenster legte, und einzeln zu den Fenstern hinab hereinsprangen, das ihnen entgegen schlagende Feuer nicht achtend, und die Vertheidiger bewältigten. So dauerte der Kampf im Innern des Ortes bis nach 12 Uhr Mittags.

Unterdessen sandte der Feind Hülfe. Eine Masse von etlichen Bataillonen bewegte sich aus St. Denis zur Unterstützung von Le Bourget. Das Feuer unserer Infanterie wies sie ab. Sie stutzte. Man sah höhere Offiziere heransprengen, die Mannschaften ermuntern, aber vergebens. Bald war Alles ein Knäuel und wälzte sich nach St. Denis zurück. Gegen unsern linken Flügel versuchten 4 bis 5 Bataillone aus Drancy vorzugehen. Zwei Compagnien Alexander wandten sich dagegen und wurden von den Batterien des Hauptmanns Seeger unterstützt, die nach Wegnahme der Lisière vom Bourget nicht mehr in diesen Ort auf Freund und Feind hineinschießen konnten. Hier hielten diese beiden Batterien aus, bis das Gefecht beendet und die Vorposten ausgesetzt waren. Sechs feindliche Forts warfen ihre „Zuckerhüte" auf diese Batterien, ohne sie zum Weichen zu bringen. Allerdings hatten die Batterien auch viel Glück. Die Zahl der auf sie geworfenen Geschosse war so zahlreich, die Explosionen waren so mächtig, daß Mannschaften und Pferde, wie oberschlesische Galmeiarbeiter, von dem Erdreich ganz gelb aussahen, mit dem sie überschüttet waren, und man keine Uniformsfarben mehr unterscheiden konnte. Dennoch hatten sie gar keine Verluste zu beklagen. — Die französischen Forts richteten ihre Geschütze aber auch auf Le Bourget, als unsere Truppen von allen Seiten eingedrungen waren. Hier hat manche feindliche Granate Freund und Feind zugleich zusammengerissen.

Gegen ½ 2 Uhr mag das Gefecht ganz beendet gewesen sein. Die Vorposten wurden ausgesetzt, wo sie vor dem 28. October gestanden hatten, Le Bourget ward stärker besetzt und die Truppen kehrten in ihre Quartiere zurück, wie im Frieden nach einem Manöver, nur mit dem Unterschiede, daß wir schmerzliche Verluste zu beklagen hatten. Wir verloren über 400 Mann und gegen 40 Offiziere an Todten und Verwundeten. Die drei Compagnien Gardeschützen, welche am Kampfe Theil genommen, verloren wieder alle Offiziere. Auch der Fähnrich v. Haugwitz mit dem jugendlichen mädchenhaften Antlitz, der am 18. August das Gardeschützen-Bataillon zuletzt commandirt hatte, lag, jetzt als Offizier, unter den Leichen. Der Feind verlor an Todten und Verwundeten mehr als wir. Gegen 1200 Gefangene wurden unverwundet abgeführt.

Während des Gefechts bedeckten bedeutende Massen Zuschauer in Paris die Höhen von Villette und Belleville, vom Montmartre und die Wälle von St. Denis. Der Ausgang des Kampfes im Verein mit der Nachricht vom Fall von Metz brachte bedeutende Bewegung in Paris hervor. Fast wäre ihr die Regierung zum Opfer gefallen.

*) Spätere Nachforschungen stellten als wahrscheinlich heraus, daß hier französischerseits kein vorbedachter Bruch des Völkerrechts vorlag. Es sollen nämlich verschiedene Truppen in dem Gehöft gewesen sein, Francstireurs de la presse und Linientruppen, von denen die Einen sich ergeben wollten, die Andern nicht.

Literatur und Kunst.

Ein bayerischer Erzähler.

Neben den allbekannten altbayerischen Dialectdichtern, dem greisen Altmeister Franz von Kobell und dem jugendfrischen, liebenswürdigen Karl Stieler, die uns im knappen Rahmen populärer Lyrik das kraftvolle und treuherzige Bauern-, Jäger- und Hirtenvolk des Alpenrandes an der deutschen Südgrenze in seinem Thun und Treiben, seinem Wesen und Sinniren vorführen, konnte der kürzlich verstorbene Herman Schmid mit seinen zahlreicheren größeren epischen und dramatischen Dichtungen, welche das bayerische Land und Volk in seinem eigenartigen Charakter lebendig, warm und verständnißvoll bis ins Kleinste hinein schildern und verherrlichen, und aus Sage, Sitte und Geschichte desselben die fesselndsten Erzählungen und Bühnenhandlungen weben, als der zumeist berufene und auserwählte Vertreter Bayerns in der vaterländischen Literatur der Gegenwart gelten. Herman Schmid war dazu umsomehr der rechte Mann, als er in und mit seiner bayerischen Heimat auch das große deutsche Vaterland in treuer inniger Liebe umfaßte.

Unter den Nekrologen und Nachrufen, welche dem in den Octobertagen heimgegangenen Dichter gewidmet wurden, lasen wir mit besonderer Bewegung einen poetischen Scheidegruß, den im Namen der oberbayerischen Gebirgswelt ein Schriftsteller darbrachte, dessen Geistesrichtung und Begabung soviel Verwandtschaft mit dem Gefeierten besitzt, daß er uns das schöne Wort Eichendorffs in Erinnerung bringt, nach welchem frische Geschlechter ehrlich den Strauß auskämpfen, in welchem müde Fechter dahinsinken.

Max Schmidt, der Verfasser des „Schutzgeistes von Ober-

Digitized by Google

ammergau"*), soll dem vollendeten Meister Herman Schmid nicht etwa gleichgestellt werden. Es gibt innere und äußere, ästhetische und literarische Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten genug, die zwischen beiden Schriftstellern in Art und Grad sehr wesentliche Unterschiede begründen. Nichtsdestoweniger hat der Grundzug der poetischen Beanlagung, der Geistes- und Gemüthsrichtung, der Befähigung und der Gesammtleistung des Autors des „Schutzgeistes von Oberammergau" so viel Gemeinsames mit dem Genius Herman Schmids, daß neben dem ausgereiften, feinsinnigen, vielerprobten, formgewandten Liebling eines in ganz Deutschland zahlreich vertretenen Lesepublicums auch der bisher nur in Bayern allgemein bekannte schlichtere, naturwüchsigere, an Reichthum der literarischen Gestaltungen wie an formeller Feile noch zurückstehende, aber an ursprünglicher frischer und eigenthümlicher dichterischer Kraft dem Vorgänger congeniale Jünger mit Recht und in Ehren genannt werden darf.

Es war natürlich nicht mehr die erste Probe seiner schriftstellerischen Leistungsfähigkeit, welche Max Schmidt mit seinem „Schutzgeist von Oberammergau" ablegte. Schon in den sechziger Jahren, als er sich von der militärischen zur literarischen Laufbahn wandte, hatte er in einer Reihe von „Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde" charakteristische, durch besondere Schicksale und ungewöhnliche Handlungen anziehende Gestalten aus seiner engeren Heimat auf deren landschaftlich und culturgeschichtlich so interessantem Hintergrunde in markigen Strichen gezeichnet. „Das Fräulein von Lichtenegg", „der lateinische Bauer", „die Glasmacherleut", „die Christkindlsängerin" und „Birgitta" hatten die einsamen Wäldler an der bayerisch-böhmischen Grenze aus ihrer Verborgenheit und Abgeschiedenheit in lichtere und umfassendere Lebenskreise, zunächst wenigstens der bayerischen Literaturfreunde, eingeführt, wenn auch in so anspruchslosem Gewande, daß sie außerhalb der blauweißen Grenzpfähle den Wettbewerb mit den geistreich und tiefsinnig angelegten dorfgeschichtlichen Novellen und Romanen „nach berühmten Mustern" nicht bestehen konnten. Indessen erkannten unbefangene Beurtheiler schon damals die Wahrheit, Sicherheit und Anschaulichkeit in der landschaftlichen wie in der Charakterzeichnung, die Lebendigkeit, Frische und Gewandtheit der Erzählung, die Wärme, Innigkeit und Lauterkeit der edlen Gefühle und Gesinnungen, welche jene ersten Versuche des Autors auszeichneten. That der Verfasser auch zuweilen des Guten zuviel im Einflechten von Anekdoten und „Geschichten", so entschädigte er dafür durch hochpoetische, wahrhaft ergreifende Scenen und fesselte die Leser durch das große Geschick, mit welchem er neben dem tragischen Ernste düsterer Nachtbilder des Lebens auch den heiteren Gegensätzen, selbst dem drastischen Humor sein volles Recht zu gewähren weiß.

Nachdem Max Schmidt im folgenden Jahrzehnt in vielfach getheilter Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten der erzählenden und der dramatischen Dichtung mit Novellen, Feuilletons, Schwänken, Lustspielen, Uebersetzungen und Nachbildungen, namentlich italienischer Stoffe, mit wechselndem Erfolge seine literarische Thätigkeit fortgesetzt, kehrt er jetzt mit dem „Schutzgeist von Oberammergau" zu seinem ersten und dem seinem Talent entsprechendsten Genre, jedoch auf wesentlich erhöhter Stufe und in gereifterer Form, zurück. Die volksmäßige, in Handlung und Scenerie den Stammes- und provinzialen Typus, diesmal denjenigen Oberbayerns, zu Grunde legende Erzählung hat sich zum „Cultur- und Lebensbild", zum zeitgeschichtlichen Roman erhoben, allerdings nicht in dem Sinne, daß sie die hohen Probleme des politischen, socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens und Kämpfens der Gegenwart in poetischer Veredelung und Verklärung wiederzuspiegeln und im Gewande der Dichtung an der Durchdringung und Lösung ihrer Aufgaben mitzuwirken versuchte, aber doch so, daß der Roman gewisse Schichten der modernen Gesellschaft aus bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen von nationaler und provinzialer Eigenart in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung, in ihrem Thun und Gebahren, in ihren Tugenden und ihren Fehlern lebenstreu zu schildern und dieselben in einer mit bedeutsamen zeitgeschichtlichen Ereignissen verknüpften, vielseitig und beziehungsreich ausgestatteten Handlung vor uns auftreten und ihre Rolle abspielen läßt.

Ungezwungen und harmonisch entwickelt sich die einfache und doch weitere Kreise ziehende Fabel aus und mit der Liebesgeschichte zweier jungen Mädchen, von denen die eine, als schlichte Oberammergauerin mit dem Part eines Schutzgeistes in der Passionsaufführung betraut — daher der Name des Buches — mit der zweiten, einer liebenswürdigen Wienerin, die mit ihren Münchener Verwandten das altbayerische Olympia besucht, in nähere Beziehungen kommt, durch welche für beide das Verhältniß zu den Männern ihres Herzens einem glücklichen Abschlusse entgegengeführt wird, sodaß Traudl mit ihrem aus dem französischen Feldzuge heimkehrenden Bartl, Rosine mit dem höchst gewinnend gezeichneten Münchener Doctoranden Joseph Stolz nach mancherlei Fährlichkeiten und Schwierigkeiten endlich vereinigt wird. Um diese beiden Paare aus Dorf und Stadt gruppirt sich eine Anzahl mehr oder minder wesentlich, freundlich oder feindlich in die Handlung eingreifender, Licht und Schatten, Ernst und Humor der modernen Bildung und Unbildung kennzeichnender Persönlichkeiten, deren Charaktere von dem Verfasser, gleich denen der Hauptpersonen, stets so sorgfältig behandelt und deren Beziehungen zu letzteren so eng mit der Haupthandlung verflochten sind, daß man keine von ihnen missen möchte und keine das von Anfang bis Ende der Entwicklung niemals sich abschwächende Interesse zu stören vermag. Dabei gibt die Verschiedenheit der Geistes- und Sinnesart, der socialen und beruflichen Stellung der Mitwirkenden, sowie die nicht geringe Zahl spannender Situationen und Verwickelungen dem Autor reiche Gelegenheit Typen, Sitten und Eigenthümlichkeiten des oberbayerischen Lebens in Stadt und Land, oft in wahren Kabinetsstücken, eingehend und in patriotischer Vertiefung und Wärme zu zeichnen, während die Fortbewegung der Handlung aus der schönen Isarstadt über Starnberg, Kohlgrub, Ammergau ihn zugleich in die Lage versetzt, die in Contouren und Farben so wunderbar prächtige Welt der zwischen München und der Tiroler Grenze ausgebreiteten Berge und Thäler, Wälder und Seen, belebter Sommerfrischen und einsamer Almen in den anziehendsten Bildern vorzuführen.

Als ein bemerkenswerther Vorzug des Verfassers vor seinen meisten Kollegen im Fache der Dorfgeschichten erscheint uns sein stets festgehaltenes Bestreben, seine ländlichen Helden und Heldinnen, wie in Erscheinung, Wesen und Handeln, so auch in ihrem Reden naturgetreu, ohne überempfindsame Süßlichkeit und Verfeinerung wiederzugeben und sie in ihrer wirklichen Sprechweise, in ihrem unverkünstelten Dialekt zu Worte kommen zu lassen. Max Schmidt stellt uns keine Salonbauern vor, die erst in Gesellschaftstoilette gesteckt werden, ehe sie auftreten; bei ihm sagt der Bua zum Dierndl auch nicht: „Ich hab' dich lieb", sondern, wie er wirklich spricht: „I hon di gern". Glücklicherweise macht das Verständniß des Dialekts in der Schrift keine wesentliche Schwierigkeit, selbst nicht für den Norddeutschen.

Das Passionsspiel in Oberammergau hat nicht blos für den „Schutzgeist", sondern auch für alle in diesem „Cultur- und Lebensbilde" auftretenden Personen eine so wesentliche, wir möchten sagen centrale Bedeutung, daß die Schilderung seines äußerlichen Verlaufs bei der Aufführung auf der Bühne wie die Darstellung seiner geschichtlichen und sittlichen Begründung und Ausbildung sich nicht etwa nur äußerlich mechanisch in den Roman einreiht, sondern sich in innerlichem Zusammenhalt mit demselben verwebt, so daß uns auch hier das wohlthuende Gefühl natürlicher Sympathie und ästhetischer Harmonie begleitet. Lauterkeit und Wahrheit, wie in der religiösen Empfindung so auch in dem künstlerischen Eindruck, ergreifen, erwärmen und erheben selbst den der gläubigen Naivetät Fernstehenden, und eine unbefangene und richtige Auffassung von dem vielberufenen Spiel und seinen bäuerlichen Darstellern wird man, wenn man nicht selbst zu sehen und zu prüfen ver-

*) Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild von Maximilian Schmidt, Verfasser der Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. München 1880, G. Franz'sche Buch- und Kunsthandlung (C. J. Roth).

Digitized by Google

mochte, aus solch klarem Spiegel gewiß eher gewinnen, als aus manchen hyperkritischen Vexir- und Zerrbildern, welche feuilletonistische Geistreichigkeit über Oberammergau und seine „Meininger" in Umlauf gesetzt hat.

Sollte man es all den guten Seiten zuliebe, welche wir an dem liebenswürdigen Buche rühmen konnten, nicht vielleicht verschweigen, daß der Verfasser durch formelle Flüchtigkeiten und Incorrectheiten den günstigen Eindruck seiner schönen Erzählung beeinträchtigt? Liest ja doch unser Romanpublicum über Tausende logischer und linguistischer Unebenheiten großmüthig hinweg, und gibt es ja selbst berühmte Autoren, die in dieser Hinsicht ganz Unglaubliches bieten! Nachsichtige Leser mögen es pedantische Kleinlichkeit schelten, wenn man einen „sich freigemachten Ballon", ein „sie betroffenes Unglück", eine „weiterfahrend sich zeigende Ortschaft" so anstößig findet, daß man den Erzähler einer wohlgelungenen Geschichte darüber zur Rede stellt; aber es ist keine Forderung übertriebener Akribie, sondern nur der einfachsten Gerechtigkeit und Billigkeit, die wir an jeden Schriftsteller richten müssen, daß der Sprache wie der Logik keine Gewalt angethan und ihre Gesetze nicht mißachtet werden. Hier gibt es keine „Kleinigkeiten", auch keine Entschuldigungen mit einer unzuverlässigen Correctur; im Gegentheil wäre der ganzen deutschen Literatur der Gegenwart in solchen Dingen nur die äußerste Strenge zu empfehlen und von ihr zu fordern. Möge der Verfasser des „Schutzgeistes" für weitere Auflagen seines Werkes wie für künftige Schöpfungen, deren wir von seiner frischen Kraft gewiß noch manche erwarten dürfen, diese Mahnung in vollem Maße beherzigen, dann wird er uns fortan jenen völlig ungetrübten Genuß bereiten, womit sein treffliches Erzählertalent Alle zu erfreuen vermag, die sich für das schöne Bayerland und seine biederen Bewohner interessiren. C. Pz.

Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880).

II. Molière-Abende.

Mieulx est de ris que de larmes escripre
Pour ce que rire est le propre de l'homme.
Rabelais.

Paris, anfangs November.

In der Festwoche der Maison de Molière siegte das Lustspiel auf allen Linien. Selbst die anerkannten Meister der Tragödie, Corneille und Racine, wirkten — der eine mit dem kernigen Charakterstück „le Menteur", der andere mit dem frischen Genrebild „les Plaideurs" — Dank dem Eifer ihrer Interpreten, wahre Wunder mit ihren Komödien. Das armselige Almosen, welches man dem klassischen Trauerspiel mit Corneilles „Horace" und Racines „Britannicus" hinwarf, stand in keinem Verhältniß zu den andern Opferspenden des Théâtre français. „C'est la faute à Sarah Bernhardt!" Die Fahnenflucht dieser unberechenbaren Dame — (ah! les étranges animaux à conduire que des comédiens, klagt schon der erfahrene Bühnenpraktikus Molière im „Impromptu de Versailles") — trug die Schuld daran, daß wir „Polyeucte" und „Phèdre" nicht zu Gesicht bekamen. Und das war schade, jammerschade; denn dies launenhafte, hektische Wesen war ein Temperament — nicht entfernt zu vergleichen mit der dämonischen Naturgewalt unserer Charlotte Wolter, immerhin aber ein Weib, dessengleichen nicht alle Tage auf die Welt kommt. Die Muse der Hysterie, welche die wundervollen Ergüsse der liebeskranken Königin

Ce n'est plus une ardeur dans mes veines cachée
C'est Vénus tout entière à sa proie attachée

von verzehrender Begierde überwältigt, wider ihren Willen gleichsam aus ihrem eigenen Innern hervorbrechen ließ und mit diesem Wehruf unser menschliches Mitgefühl vielleicht noch lebhafter ergriff, als unsere artistische Theilnahme. Ihre energische Nervosität belebte die trägsten akademischen Alexandriner. Ihre Leidenschaftlichkeit, ihr Feuer, ihr orientalisches Blut rüttelte Mitspieler und Zuschauer auf; all ihre Worte, ihre Geberden, selbst ihre Unarten waren nur der Niederschlag eines wilden, ursprünglichen Naturells. Ihr starker Impuls hat unserem Feste gefehlt und das ist vielleicht der größte Lobspruch, den man ihrer bedeutenden Individualität zu zollen vermag. Denn so altgefestete Genossenschaften, wie die Comédie française und die Wiener „Burg", führen bis zu einem gewissen Grade ein von der Existenz der einzelnen Mitglieder völlig unabhängiges Dasein. Weltbühnen der Art sind — wenn man eine juristische Terminologie sich zurechtlegen darf — sozusagen „ästhetische Personen", welche das Ausscheiden der größten Darsteller und Directoren, das leibliche wie das geistige Absterben der Alltagsdichter, politische und Geschmacksrevolutionen getrost überdauern können. Ich weiß auch, daß Anstalten dieses Ranges, Pflegestätten der Sprache*), des Stilgefühls und der dramatischen Kunst, strenge auf Disciplin achten müssen und billige durchaus das erbarmungslose Strafgericht der Pariser Kritik über die Extravaganzen einer Frau, welche seinerzeit dem Ansehen des Institutes und Augiers „Aventurière" so übel mitspielte. Gleichwohl muß man der Verdienste Sarah Bernhardts gedenken in diesen Tagen, die unter anderen Verhältnissen zu Ehrentagen für ihr Talent, wie für die Comédie française geworden wären. Sie hat es anders gewollt und die Comédie hat sich zu ihrem alten Schutzpatron geflüchtet, zu Molière, dem populärsten Nationaldichter, der wie jeder große Poet die Freude und der Stolz der Einsichtigen, das Labsal und der Trost der Armen im Geiste. „So ist irgendwo ein wunderthätiges Christusbild gewesen, das die Eigenschaft hatte, eine Hand breit höher zu sein, als der größte Mann, der sich daran stellen mochte; kam aber ein Mann von mäßiger Größe oder ein kleiner, so war der Unterschied dennoch derselbe, nicht größer. Diesen einfältigen, populären Stil sehen wir in unseren besseren Chroniken, aber er kann auch in mancherlei andern Arten erscheinen."**) In Shakespeare, Schiller, Molière haben drei große Culturnationen solche „wunderthätige" Lieblinge und Sprecher der Massen gefunden, die gleichzeitig den Denkern, Forschern und Künstlern immerfort zu lernen und zu rathen geben. Ihre Werke sind Nationalheiligthümer: Carlyle verzichtet williger auf alle indischen Colonien, denn auf den Besitz Shakespeares: „Indian Empire or no Indian Empire, we cannot do without Shakespeare!" Der französische Molière-Cultus***) hat besonders in den letzten Jahrzehnten ähnliche Dimensionen angenommen; feinsinnige Künstler treten diesem Uebermaß von Verehrung bei aller Anerkennung Molières mit Einreden unterschiedlicher Art entgegen. „Molières Emporkommen" — meint Goncourt in seinen Idées et sensations — „bedeutet das Aufsteigen des dritten Standes. Es ist der Anbruch einer Epoche gesunder Nüchternheit und das Ende aller ritterlichen Schwärmerei. Die Frauen, die Liebe, alle edlen Phantastereien und überschwänglichen Herzensregungen erscheinen fortan nur unter dem Gesichtswinkel der Mitgift und des Hausstandes. Aller ursprüngliche Aufschwung, jeder hochherzige Gefühlsausbruch wird in Zucht und Schule genommen; Corneille ist der letzte Herold des Adels, Molière der erste Dichter des bourgeois." Der Autor des „Misanthrope" darf diese in vielen Beziehungen treffenden Anwürfe ruhig auf sich sitzen lassen; gewiß: Molière haftet immer

*) Littré, Dictionnaire, Préface, XIII. Je tiens de feu Monsieur Guérard un souvenir qui vient à point: un vieillard qu'il fréquentait et qui avait été toute sa vie un habitué de la comédie française, avait noté la prononciation et l'avait vue se modifier notablement dans le cours de sa longue carrière.

**) Savigny, Beruf unserer Zeit ꝛc. 160.

***) Mein ausgezeichneter Freund Georges Monval, der Archivar der Comédie française, gibt seit Jahr und Tag eine lediglich Molière-Studien gewidmete Zeitschrift unter dem Titel: „Le Moliériste" heraus. Die trefflich geleitete Monatsschrift hat Mühe, allen Erscheinungen der Molière-Literatur selbst nur in kurzen Anzeigen gerecht zu werden. Prachtausgaben, Monographien, kritische Editionen aller Art legen werkthätiges Zeugniß für diese Molière-Vergötterung ab.

Digitized by Google

an dem Gegebenen; niemals verirrt er sich in die Traumwelt Shakespeares, in die idealen Regionen Schillers; er ist Moralist, contemplateur, der Porträtmaler seiner Zeitgenossen, die zugleich die ewig giltigen Typen aller Menschennatur abgeben. Er hat kein anderes Streben, als „die Fehler der Menschen im Allgemeinen und insbesondere die Schwächen der Menschen seines Jahrhunderts" (Impromptu) darzustellen; für jeden seiner Charaktere vermag man Urbilder aus seinen und unseren Tagen aufzufinden — Shakespeares „Hamlet", Goethes „Faust" wachsen dagegen „weit über Menschliches hinaus". Ihr Riesenmaß entsprach nicht dem verständigen Wesen unseres Autors; er hielt sich an seine selbstgewählte Aufgabe, die er besser und muthiger löste, als irgend einer der modernen Poeten. Er ward wirklich der Spiegel und die abgekürzte Chronik der Gesellschaft seiner Zeit. Und mit welchem Selbstgefühl, mit welch kühner Rücksichtslosigkeit geht er auf sein Ziel los. Wie ehrenwerth tritt er dem König selbst als Bittsteller gegenüber. „Wer Molières Vorreden liest, gewahrt nicht ohne Verwunderung, welchen vertraulichen, fast kameradschaftlichen Ton er sich vor dem König herausnimmt; die mythologische Gewandung seiner Schmeicheleien schützt ihn vor jeder Erniedrigung" (Goncourt). Und glaube nur Keiner, daß diese Freiheit des Tones das Privilegium des geringgeschätzten Hofnarren, des verachteten Spaßmachers gewesen. Der Mann, welcher die Vorrede des „Tartuffe" seinem Herrscher vorzulegen wagte, greift ernst, streitbar und zielbewußt in die Geschicke seiner Zeit ein. Auch wissen die Schwarzen von Bossuet bis auf Louis Veuillot sehr wohl, weshalb sie Molière verleumden und herabsetzen; der Adler von Meaux hat weislich Molières Hintritt abgewartet, ehe er den todten Löwen beschimpfte: „Malheur à vous qui riez, car vous pleurerez!*) Erscheint uns der Imposteur heute doch wie eine Gleichnißrede der französischen Kirchengeschichte. Das Land, in dem Bernhard von Clairvaux und Fénélon lebten und lehrten, ist gleichzeitig auch das Land Richelieus und Mazarins; jahrhundertelang beherrschte und besaß der Clerus Frankreichs das Ohr seiner Könige, das Herz seines Volkes. Die unwürdigsten Kostgänger der weltbeseligenden Ethik Christi, ein Père Le Tellier, ein Abbé Dubois vermochten diese grenzenlose Hingebung nicht zu verkümmern; in derselben Weise, wie Orgon von Tartuffe sich täuschen läßt, ward von scheinheiligen, verworfenen Priestern ein schnödes Spiel mit den Ueberzeugungen ihrer Gläubigen getrieben. Anfangs schlug die Nation die Spottreden der Freigeister, besonnene Anklagen, augenscheinliche Frevel ebenso gleichgültig in den Wind, wie Orgon, der ja auf die Worte seiner Magd ebenso wenig achtet, wie auf die Standreden seines Schwagers und die Zornreden seines Sohnes. Je heftiger die Geistlichkeit befehdet wurde, desto leidenschaftlicher überhäuften sie ihre Parteigänger mit Beweisen ihres Vertrauens und ihrer Freigebigkeit. Mehr als Einer enterbte die Seinigen, um der todten Hand all sein Hab und Gut in frommen Stiftungen zuzuwenden. So halten wir auch Leute vom Schlage Orgons, die einen Tartuffe beherbergen, hätscheln, mit Wohlthaten überhäufen und schließlich gar zu ihrem Universalerben einsetzen, keineswegs für Ausnahmen; derartige Charaktere laufen im 17. und 18. Jahrhundert dutzendweise herum; auch kann ich den Gönner Tartuffes durchaus nicht (wie sehr viele französische Kritiker) für einen Schwachkopf ansehen; Orgon ist ein sündhafter Mensch, der Sohn einer fanatischen Betschwester, welcher bona fide alle irdischen Güter hinopfert, um nur des ewigen Seelenheils nicht verlustig zu gehen. Es bedarf so schlüssiger Beweise, wie Elmire sie ihrem Gatten gibt, damit dem Betrogenen die Augen aufgehen, und nun schlägt die Enttäuschung in ebenso sinnlose Rachsucht um. Weil viele Priester ihre Pflicht mißachten, hält man unterschiedslos alle Mönche, alle Frommen für Tröpfe oder Schurken. Das grauenhafte Programm der „Philosophen", den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Pfaffen zu erdrosseln, wird zum Schlachtruf, der in den Revolutionsstürmen siegt und in dem gehässigen, französischen Culturkampf unserer Tage neuerdings Sachwalter findet. Derartige Ausschreitungen lagen Molières Absichten gewiß fern. Der Autor des „Tartuffe" war nach meiner innersten Ueberzeugung confessionsloser Freidenker. Aber er war sicherlich kein Kirchenstürmer; dazu war er zu royalistisch, zu conservativ gesinnt. Gleichwohl ist seine großartige Komödie dem machtvollen, gallicanischen Clerus verhängnißvoller geworden, als die kühnsten atheistischen Diatriben. Das Stück ward jahraus, jahrein auf offenem Theater gespielt; von Kind auf konnte Jeder erfahren, wie die Abbés und Hofprälaten mit ihren Gelübden umsprangen; die allerchristlichsten Herrscher sahen sich selbst genöthigt, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verjagen; war es ein Wunder, daß allmählich für die überwältigende Mehrheit die Worte Cleriker und Tartuffe Wechselbegriffe wurden, war es ein Wunder, daß die Terroristen wider Schuldige und Unschuldige mit gleicher Grausamkeit wütheten, daß sie von den Gesinnungsgenossen des savoyischen Vicars nicht mehr wissen wollten, als von den Collegen eines Cardinal de Rohan? Und war es ein Wunder, daß vorher wie nachher bei jedem politischen Umschwung der Tartuffe immer wieder in den Vordergrund gerückt ward? Goethe und Napoleon haben diese religiöse und geschichtliche Bedeutung des Tartuffe, jeder auf seine Art, gesprächsweise erörtert. Der Imperator las das Werk auf Sanct Helena und rühmte den Autor als einzigen, unnachahmlichen Künstler; aber er war der Ansicht, daß Ludwig XIV. schwer gefehlt, da er dieses Drama auf die Bühne bringen ließ. „Der Tartuffe malt die Devotion in so gehässiger Weise, er rückt ihr durch eine Scene von so unzweideutiger Indecenz (offenbar der Liebesantrag III. 3) an den Leib, daß ich keinen Anstand nehme auszusprechen: „Ich hätte das Stück, falls es unter meiner Regierung wäre geschrieben worden, nun und nimmermehr aufführen lassen."

Da der Corse sich zu diesen Gesinnungen bekannte, war der „Tartuffe" längst Gemeingut der französischen Nation geworden; wie oft der Tartuffe in seinem Heimatslande gespielt wurde, weiß kein Statistiker anzugeben; es gibt Niemanden, der die Dichtung nicht gelesen, gesehen, studirt hätte. Und obgleich jeder Theaterfreund die entscheidenden Schlagsätze längst auswendig weiß, ergreift der dramatische Zug des „Tartuffe" unwiderstehlich bei jeder neuen Darstellung jedes Auditorium aufs Neue wie eine Neuheit; die Bühnenwirkung echter Schauspiele („Hamlet", „Räuber" ꝛc.) wird, wie die Blume edler Weine, mit den Jahren immer kräftiger.

Die „Musteraufführung" in der Comédie française war — vom Träger der Titelrolle abgesehen — vortrefflich; man hatte die Empfindung, in einem Fürstenschloß zu Gaste zu sein, in welchem an Stelle des eigentlichen Gebieters der Haushofmeister wirthet.

(Schluß folgt.)

Anton Bettelheim.

---

*) Bossuet, Oeuvres, XXXVII (1818). Lettre CLXXXI. Der Prälat hat es für angezeigt gehalten, die wesentlichen Punkte dieses in christlicher Demuth zuerst nur als Privatbrief an den P. Caffaro gerichteten Schreibens in seinen Maximes et réflexions sur la comédie (536—621) auch dem weitesten Leserkreis zugänglich zu machen. Sein ekelerregendes Eifern ist selbst Louis Veuillot (Molière et Bourdaloue, 1877) zu viel geworden. „Bossuet rappelle que l'église croit condamner assez la comédie quand elle prive des sacrements et de la sépulture ecclésiastique ceux qui la jouent." Pour ne rien cacher il est trope sévère et il produit là une doctrine gallicane. Rome plus miséricordieuse que la Sorbonne, ne rejette pas si loin les individus qui se vouent au théâtre. Elle ne brise jamais volontiers le dernier fil qui retient le pécheur et qui peut au dernier moment aider le suprême effort qu'il fera pour échapper à l'abîme éternel. Vgl. auch Saint-René-Taillandier, Revue d. d. m., 1878 und Fournel: Les contemporains de Molière.

Digitized by Google

Geld und Schriftstellerei.

In dem vor kurzem erschienenen Bande gesammelter Aufsätze von Emile Zola*) behandelt der bis zur verletzenden Rücksichtslosigkeit freimüthige Führer der Naturalisten in einem sehr anregenden Essay „l'argent dans la littérature", die heikle Geldfrage in der Literatur. Wenn Zola diese Frage auch von seinem national-französischen Standpunkte aus betrachtet, und wenn auch die literarischen Verhältnisse in Frankreich in sehr Wesentlichem von den unsern verschieden sind, so bietet die Erörterung doch auch für Deutschland, wo sich ja die materielle Existenz der Schriftsteller, namentlich in den letzten Jahrzehnten erheblich gebessert hat, sowohl in den Abweichungen als auch in den Uebereinstimmungen so vielerlei Interessantes, daß wir hier den Zola'schen Deductionen näher treten möchten.

Zola will nachweisen, daß die Frage des schriftstellerischen Erwerbes im engsten Zusammenhang steht mit dem literarischen Geiste überhaupt; und er kommt, um gleich das Ende vorweg zu nehmen, zu dem Schlusse, daß die Schriftstellerei erst in unsern Tagen, da sie durch sich selbst dem Manne von der Feder eine gesicherte, zum Theil eine glänzende Stellung zu bieten vermag und nicht mehr auf demüthigende Gnadengeschenke angewiesen ist, eine wahrhaft würdige und vornehme geworden ist. Das mag auf den ersten Blick, namentlich wenn man die Klassiker ins Auge faßt, höchst befremdlich erscheinen; es bleibt indessen darum nicht minder richtig, daß dem Schriftsteller von heut die Schamröthe aufsteigt, wenn er daran denkt, welche Erniedrigungen große Vorfahren haben erdulden müssen.

Zola wählt seine Beispiele natürlich nur aus der französischen Literaturgeschichte. In Frankreich lagen die Verhältnisse im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert so, daß bei dem geringen Absatze, den die Bücher damals fanden, und bei den hohen Preisen, die für ein Buch gezahlt wurden, der Verfasser im Allgemeinen nicht im Stande war, von dem Erträgniß seiner Feder sein Dasein zu fristen. Der Schriftsteller war auf Gnadengeschenke, die ihm von Fürsten und sonstigen hohen Herren ausgezahlt wurden, angewiesen. Diese Spenden waren entweder einmalige Gaben, Zahlungen für Widmungen oder dergleichen, oder kehrten als Pensionen in regelmäßigen Zeiträumen wieder. Ein großes Haus hielt sich seinen Dichter und bezahlte ihn, wie es sich Kutscher, Koch und andres Gesinde hielt. Der Dichter war mehr oder minder ein Schmarotzer. Bisweilen mochte wohl der Kunstsinn eines hohen Herrn einen Schriftsteller, dessen Talent er ehrte, unterstützen; aber selbst in diesem günstigsten Falle hat die Sache für unser Gefühl doch noch immer etwas ungemein Verletzendes. Ein moderner Schriftsteller, der sich der Gunst irgend eines Geheimen Commerzienrathes, sagen wir: Freiherrn von Mäcenas zu erfreuen hätte und von dessen Liberalität umfassenden Gebrauch machen würde, würde nach unsern heutigen Auffassungen eine keineswegs angenehme Rolle spielen. Er würde die schärfste Beurtheilung zu erfahren haben, und man würde es nicht begreifen, auf welche Eigenthümlichkeit er den Anspruch begründet, seine Existenz aus andern Mitteln zu bestreiten als andre anständige Menschen: nämlich aus dem Ertrage seiner Arbeit.

Aber ich habe hier noch den günstigeren Fall citirt: daß die Unterstützung durch den Kunstsinn des Gebers veredelt wird. In vielen, ja in den meisten Fällen war es kleinliche Eitelkeit, die den großen Herrn dazu veranlaßte, die Börse für den armen Poeten zu ziehen, und er erkaufte damit Schmeicheleien. Wenn man heut zu Tage die Widmungen liest, welche die größten Dichter Frankreichs, Männer, die im Uebrigen durchaus edle und lautre Naturen gewesen sind, an die Fürsten und sonstigen hohen Gönner gerichtet haben, so steigt einem die Schamröthe in die Wangen. Nicht der servilste Lump würde es heut zu Tage fertig bringen, in dieser hündisch winselnden Weise vor den Großen zu kriechen, wie es die reinsten und vornehmsten Geister der französischen Nation im XVII. und XVIII. Jahrhundert, wie es selbst Männer wie Molière, Lafontaine, Boileau ꝛc. ohne Bedenken gethan haben. Der Schriftsteller fand es ganz in der Ordnung, von den Großen Geldgeschenke anzunehmen und dafür mit den unglaublichsten Schmeicheleien zu danken. Der Dichter schien damals gar nicht zu empfinden, daß die Stellung eines besoldeten Lakaien, von dem man eine bestimmte Dienstleistung in Schmeicheleien beansprucht, der Würde seines Berufs und der Würde seines Charakters Abbruch thue.

In den für die Zeit sehr charakteristischen und treuen Aufzeichnungen von Tallemant des Réaux befindet sich ein Passus, der die Stellung des Schriftstellers zu jener Zeit in drastischer Weise veranschaulicht. Es heißt da von einem der bedeutendsten, von Malherbe: „Der König beauftragte Herrn von Bellegarde, ihn (nämlich Malherbe) zu behalten, bis er auf die Liste der Pensionäre gesetzt werden könne. Herr von Bellegarde gab ihm tausend Thaler Gehalt, freien Tisch, einen Lakaien und ein Pferd. Beim Tode Heinrichs IV. bewilligte Maria da Medici Malherbe eine Pension von fünfhundert Thalern, so daß derselbe seit jener Zeit Herrn von Bellegarde nicht mehr zur Last war. . . Herr Morand versprach Malherbe eine Pension von vierhundert Livres für ich weiß nicht mehr was; er lud ihn auch zum Essen ein.

Malherbe erklärte indessen, daß er nicht kommen werde, wenn man ihm nicht einen Wagen schicke. Zuguterletzt stellte ihm der Edelmann ein Pferd zur Verfügung. Nach dem Essen wurde ihm das Geld ausgezahlt."

Die Situation des sogenannten „Hauptes der klassischen Dichter" Frankreichs, des Bahnbrechers der Corneille, Racine und Molière, läßt sich nicht knapper und betrübsamer schildern als in diesen wenigen Malherbe gewidmeten Zeilen. Die Schriftstellerei war eben zu Ausgang des XVI. und zu Beginn des XVII. Jahrhunderts nichts Anderes als ein Luxus, den sich ein hoher Herr gönnen durfte. Wenn der König kein Geld hat, überläßt er den Schriftsteller einem reichen Hofmann und ersucht ihn, denselben einige Zeit zu füttern, wie er ihm etwa ein seltenes Thier überlassen würde, an dem er sich später in seinen königlichen Mußestunden ergötzen könnte. Der König stirbt früher, da nimmt ihn die Königin auf eigene Rechnung. Die Schriftsteller von damals, sagt Zola, sind seltene und kostspielige Vögel, die die großen Herren sich gegenseitig leihen, schenken, ablassen, um ihren Geschmack zu bekunden und ihren Reichthum zu offenbaren.

Was Zola besonders in dem citirten Passus auffällt, ist der Stolz, den Malherbe in seiner traurigen Situation als Schmarotzer noch bewahrt. Freilich will der Schriftsteller von Herrn Morand Geld in Empfang nehmen, aber er verlangt, daß man ihm einen Wagen schicke, um es abzuholen, und nimmt schließlich mit einem Pferde fürlieb. Ist das nicht charakteristisch? Die Entgegennahme von Almosen hat nichts Entwürdigendes, die Bedingungen, unter denen das Almosen verabfolgt wird, müssen indessen vornehme sein; man fährt in der Equipage betteln.

An einer andern Stelle sagt derselbe Tallemant: „Der Herzog von Longueville hat dem Herrn von Noailles den Dichter Chapelain, der von diesem in brutaler Weise behandelt worden war, weggenommen. Er zahlt dem Dichter ein Jahresgehalt von zweitausend Livres. Für seine Ode an den Minister Mazarin hat er ihm eine Pension von fünfhundert Thalern ausgeworfen."

Also die ersten und angesehensten Schriftsteller der Zeit — denn Chapelain, der Typus des perfecten Akademikers, darf trotz aller Schwächen und Lächerlichkeiten zu diesen gezählt werden — wurden unter Umständen von ihren Brodgebern maltraitirt, und dies wurde von andern reichen und vornehmen Leuten benutzt, um sich die Betreffenden als Luxusartikel zu pachten oder zu kaufen. „Die Bedienten wechselten die Herrschaft, wenn sie von dieser geprügelt wurden," sagt Zola.

Man darf also in der That die Stellung des Schriftstellers in jener Zeit in folgender Weise definiren: Der Schriftsteller kann nicht von seiner Feder leben; der König allein und die großen Herren können sich den Luxus gönnen, sich ihren Schrift-

*) Emile Zola. Le roman expérimental. Paris 1880, Charpentier.

Digitized by Google

steller zu halten. Der hohe Gönner gibt seinem Schriftsteller baares Geld, Kost und Logis und dieser widmet ihm dafür seine Werke, lobt die Großmuth des hohen Herrn und bringt dessen Namen auf die Nachwelt.

Die Lage des Schriftstellers in unsrer Zeit ist eine zum Glück vollkommen andre geworden. Sie hat sich durchaus frei gemacht von dem entwürdigenden Parasitenthum. Durch die kolossale Verbreitung der Tageszeitungen, die einer sehr großen Anzahl von Schriftstellern ein gesichertes, bisweilen nur bescheidenes, bisweilen aber auch ganz erhebliches Einkommen gewähren, durch die Herabsetzung der Bücherpreise und den dadurch bedingten größeren Absatz, welchen die Bücher finden, durch die Einführung der Autorenrechte für dramatische Werke hat sich der Schriftsteller ebenso wie in Frankreich und England allmählich auch in Deutschland, wenn er nur die erforderliche Begabung für seinen Beruf besitzt und fleißig ist, auf seine eigenen Füße gestellt und von der Gunst der Großen dieser Welt emancipirt. „Das Schmarotzerthum," sagt Zola, „ist aus unsern Sitten geschwunden. Ein Schriftsteller ist ein Arbeiter wie jeder andere, der sich durch seine Arbeit sein Leben verdient."

In Deutschland wird nun zwar auch heute noch behauptet, daß die Schriftsteller in andern Culturländern, namentlich in Frankreich und England ungleich günstiger gestellt seien. Zola aber, der doch im Stande ist, die französischen Verhältnisse ganz genau zu kennen, führt einige ziffermäßige Thatsachen an, welche geeignet sind, diese Behauptung als eine fragwürdige hinzustellen. Er spricht zunächst von den Romanschriftstellern, und die Zahlen, die er anführt, beweisen, daß die ersten französischen Romanschriftsteller bescheidnere Honoraransprüche machen als unsre ersten Romandichter. Bei uns besteht noch der Modus, der in Frankreich schon überwunden ist: daß nämlich in den meisten Fällen der Verleger dem Autor für ein Manuscript eine bestimmte Summe zahlt, so und so viel für die erste Auflage von tausend, zweitausend, dreitausend Exemplaren, so und so viel für jede folgende. In Frankreich bezieht der Autor von jedem abgesetzten Exemplar eine bestimmte Summe, gewöhnlich fünfzig Centimes pro Exemplar. Wenn ein Buch einen guten Absatz hat, so wird es in etwa viertausend Exemplaren verkauft; das würde also nur zweitausend Franken pro Band machen, — wie man sieht, ein sehr bescheidenes Honorar, mit dem sich selbst ein mittelmäßiger deutscher Romandichter nicht zufrieden geben würde. Der Roman ist also auch in Frankreich heut zu Tage noch für den Verfasser eine nur mäßig ergibige Einnahmequelle. Ungleich günstiger ist der dramatische Autor bestellt. Ein guter Erfolg bedeutet in Paris hundert Vorstellungen mit etwa viertausend Franken Tageseinnahme; von diesen kommen zehn Procent dem dramatischen Autor zu gut; das macht also an Tantième für Paris allein vierzigtausend Franken. Um zu dieser Summe zu gelangen, müßte der Romandichter von seinem Werke achtzigtausend Exemplare absetzen, und dieser Absatz ist ein so ungewöhnlicher, daß nach Zolas Mittheilung in den letzten fünfzig Jahren höchstens vier oder fünf Beispiele für einen so außerordentlichen Erfolg aufgeführt werden können. Es ist aber auch die Bemerkung nicht zu unterdrücken, die Zola gar nicht gemacht zu haben scheint, daß die Zahl der glücklichen dramatischen Autoren auch in Frankreich eine ungleich geringere ist als die der epischen Dichter. An den verschiedenen Theatern können eben im Jahre nur eine bestimmte Anzahl von Stücken gegeben werden und nur eine bestimmte Anzahl von Autoren die Stücke zur Aufführung bringen, während der Buchhandel im Stande ist, alle Romane und Novellen, die Erfolg versprechen, und wenn es sein müßte, sogar zur selben Zeit an die Oeffentlichkeit zu bringen. Eugen Sue, George Sand und besonders Alexander Dumas der Vater haben mit ihren Romanen sehr bedeutende Summen verdient, in neuerer Zeit sind die Gebrüder Goncourt, Daudet, Zola u. A. durch ihre buchhändlerischen Erfolge wohlhabende, ja reiche Leute geworden. Die Bühne hat vor Allen dem unglaublich fruchtbaren Scribe und in neuerer Zeit Augier, Dumas, Sardou, Labiche, Meilhac, Halévy u. A. kolossale Summen zugeführt.

Diese Thatsache wird oft bekrittelt und bemängelt. Es fehlt nicht an Leuten, die es nicht richtig finden, daß gerade der Schriftsteller Geld verdient. Dem Maler, der sein Bild, dem Bildhauer, der seine Statue für einen hohen Preis verkauft, wird das nicht weiter verargt; aber den Schriftsteller denkt sich der Philister noch immer am liebsten in einem Dachstübchen unter den kümmerlichsten Verhältnissen des Daseins. Nun ist es ja ganz richtig, daß auch in den Dachstübchen Meisterwerke entstanden sind. Einen jeden empfindsamen Menschen überkommt ein Gefühl der Rührung, wenn er in Gohlis, Weimar, Jena, Rudolstadt u. s. w. die Stübchen betritt, in denen Schiller Unsterbliches gedichtet hat; ob aber Schillers Gedichte weniger bedeutend geworden wären, wenn ihm ein glänzenderes Dasein beschieden gewesen wäre, das müßte doch erst bewiesen werden; und es ist ganz unbegreiflich, aus welchen Gründen gerade dem Schriftsteller das Anrecht auf eine sorgenfreie und glückliche materielle Existenz bestritten werden muß. Wenn der Schriftsteller, namentlich in Frankreich und England eine hohe und geachtete gesellschaftliche Stellung einnimmt, was ist der Grund davon? fragt Zola. Und er antwortet: „das Geld". „Es ist eine Dummheit," fährt er fort, „gegen das Geld zu eifern, das eine wesentliche sociale Gewalt bildet. Den jungen Leuten allein sollte man es überlassen, die Gemeinplätze nachzuschwatzen über die Erniedrigung der Literatur, die dem goldenen Kalbe opfert; denn diese verstehen nichts von der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit des Geldes. Man vergleiche doch nur einen Augenblick die Situation eines Schriftstellers unter Ludwig XIV. mit der eines Schriftstellers unsrer Tage. Auf welcher Seite ist die wahre Würdigkeit? Auf welcher Seite die größere Summe von Arbeit und die geachtetere Existenz? Offenbar auf Seiten des Schriftstellers unsrer Tage. Und wem verdankt er diese angesehenere Stellung, diesen Respect? Lediglich dem Gelde! Das Geld ist es, der ehrliche Gewinn aus seinen Arbeiten, die ihn von aller demüthigenden Gönnerschaft befreiten, die aus dem früheren königlichen Spaßmacher und aus dem Antichambre-Narren einen freien Bürger, einen nur von sich selbst abhängigen Mann gemacht haben."

Die „Hebung des Standes" ist das Losungswort, das alle jene Schriftstellervereine, die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland gegründet worden sind, als einen Hauptpunkt in ihrem Programm aufgestellt haben. In den Versammlungen, die diese Vereine abhalten, werden gewöhnlich einige auf dieses Ziel hinweisende Resolutionen gefaßt. Man träumt von einem Ehrenrathe, der die guten journalistischen Sitten zu überwachen hätte und dergleichen. Nun, die Wiener „Concordia", die die materielle Existenz der Schriftsteller zu bessern, die die Schriftsteller der Sorge für das Alter und für die Familie zu entheben trachtet, thut nach meiner Ansicht mehr für die „Hebung des Standes" als alle Resolutionen je erreichen können. Es ist ein Glück, daß es auch in Deutschland allmählich dahin kommt, daß jeder productive und talentvolle Schriftsteller wie ehedem Scribe die Feder als Wappenbild nehmen und die Devise beifügen darf: Inde fortuna et libertas. „Der Feder verdanke ich ein behagliches Dasein und die Freiheit."

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Karl Friedrich Lessing und die Ausstellung seiner Werke in der Nationalgalerie.

Es war eine schmerzliche Kunde, die der Telegraph am Morgen des vierten Juni durch das Land trug, die Kunde: Lessing ist gestorben! Den tiefen Schmerz, den sie erweckte, besänftigte nur der Gedanke, daß das Leben, dessen Pulse nun ruhten, so reich an Mühe und Arbeit und dem, was dieselben köstlich macht, an Beifall, Theilnahme, Erfolg, nicht plötzlich, mitten im Faden abgerissen war, daß es dem Dahingegangenen

Digitized by Google

Frist gewährt hatte, sein bestes Können ganz zu bethätigen. Was die Natur in den Busen dieses Mannes hineingelegt, er hatte es aufgezehrt, hatte, was ihm freigebig verliehen worden war, großartig verwendet zur Tilgung der Forderungen, welche die Welt an den Menschen, den Künstler stellte. Jetzt war die Arbeit gethan, die Aufgabe gelöst, und der müden Hand wollte der Pinsel schon entsinken, als der bleiche Bote an die Pforte des vereinsamten Ateliers pochte — erlösend, wie Feierabendläuten, lieblich, wie Freundesruf, muß die Mahnung dem Ohr des greisen Meisters geklungen haben.

Aus was für einer Fülle des Schaffens die „Arbeit" Lessings bestanden hat, das wird einem erst recht klar, wenn man die Säle und Kabinete im obersten Stockwerk der Nationalgalerie durchwandert, wo jetzt nach pietätvollem Brauch des Verstorbenen Schöpfungen, so viele derselben hergeliehen worden, aufgestellt sind. Da erkennt man erst, über wie viel Stufen der Durchbildung jedes einzelne Werk zu schreiten hatte, ehe Lessing es für vollendet ansah, wie jene unfehlbare Sicherheit, womit er die wechselnden Erscheinungen der Welt auf der Leinwand festbannte, aus unermüdlichem Studium der lebendigen wie der todten Natur gewonnen war. Freilich ist dieser Einblick in das Entstehen seiner Bilder der werthvollste Gewinn, den man aus der Ausstellung davonträgt — enthielt doch sein Nachlaß an Studien, Skizzen und Entwürfen so viel, daß nur ein Theil davon in dem verfügbaren Raum Platz finden konnte. Vergleicht man dagegen die Zahl der ausgeführten Gemälde, wie sein Tagebuch dieselben vom ersten an bis in die letzte Zeit einzeln aufgeführt enthält, so erfährt man, daß über dreihundert derselben nicht eingeschickt worden sind. Imponirt einerseits dieser Reichthum der Production, für deren Ausstellung freilich selbst gewaltigere Räume als die der Nationalgalerie nicht ausgereicht haben würden, so muß es andererseits schmerzliches Bedauern erwecken, daß, ob aus Mangel an Entgegenkommen der Besitzer, ob aus anderen Ursachen, gerade viele der besten Stücke, vor Allem, bis auf die in königlichem Besitz befindlichen, sämmtliche Historienbilder Lessings fehlen.

Indeß es müßte ein oberflächlicher Beschauer sein, für den die Bedeutung Lessings als Historienmaler hinter der als Landschafter zurücktreten sollte. Die ausgestellte Fülle von Skizzen und Entwürfen, die theilweise noch seinen Mappen entstammen, theilweise von den gegenwärtigen Besitzern hergegeben sind, gewährt hier Gelegenheit, wie man sie kaum zu des Meisters Lebzeiten beim Durchblättern seiner Sammlungen gehabt hätte, in das Wesen seiner Begabung nach dieser Seite hin einzudringen. Schon die Studien zu den einzelnen Figuren, Zeugnisse einer nie beruhigten Gewissenhaftigkeit auch im Kleinsten, lohnen die Mühe aufmerksamer Betrachtung auf das Beste; noch mehr aber tragen die Entwürfe und Compositionsskizzen, deren glücklicherweise zu jedem Gemälde mehrere, viele auch zu blos geplanten, unausgeführt gebliebenen Schöpfungen vorhanden sind, dazu bei, die Eigenart des Malers verständlich zu machen. Mir wenigstens ist es bei dieser Gelegenheit erst erklärlich geworden, wie man Lessing Mangel an Leidenschaft vorwerfen konnte. Die Behauptung, daß sich ein solcher Mangel schon in der Wahl seiner Sujets ausspreche, ist zwar entschieden unberechtigt: den Hußbildern, die man dafür gewöhnlich anführt, steht die Schlacht bei Ikonium, steht der Paschalis, Heinrich von Prüfening, stehen so und so viele andere gegenüber, deren Motive im höchsten Grade dramatisch sind. Aber allerdings kann man, wenn man die aufeinander folgenden Entwürfe zu einem Bilde, zum Beispiel zu der Gefangennahme des Paschalis, untereinander vergleicht, die Bemerkung machen, daß je mehr Lessing sich in seinen Gegenstand vertieft, desto schwächer die Leidenschaft sich ausprägt, welche die Handelnden treibt. Was beim ersten, ganz frischen Erfassen des Gegenstandes ihm natürlich dünkte, das derbe, freudige Drauflosfahren der beiden Hauptleute etwa, denen der Bischof sich so pathetisch entgegenwirft, ihnen den Stab vorstreckend mit einer Geberde der Abwehr, wie sie naiver und lebendiger gar nicht erschaut werden kann — das muß auf Lessing, nachdem die Wärme des Erfindens verflogen, indem er kühler auf die Einzelheiten einging, den Eindruck des Unwahren, Theatralischen gemacht haben. Wenigstens gewahrt man auf jeder der folgenden Skizzen eine immer mehr zunehmende Mäßigung der Bewegung, bis auf dem ausgeführten Bilde diese Dämpfung der Leidenschaft so gut gelungen ist, daß die Figuren willenlos scheinen, gleich vollkommen gelungenen Automaten. Darin war Lessing eben der echte Deutsche, daß es mit der Keuschheit seines Gemüthes stritt, innerste Empfindung der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen. Er empfand so warm, wie nur einer, und drängte seine Empfindung durchaus nicht immer in den Busen zurück — sah er sie dann aber vor sich auf der Leinwand, so schämte er sich ihrer und kratzte und pinselte so lange daran herum, bis er sie in anständige Zurückhaltung umgewandelt hatte. Nur bei dem Thiere duldete er die Hitze des Temperaments: seine Pferde, wo er deren anbringt, entzücken durch ihr stampfendes, zügelknirschendes Feuer das Auge des Kenners.

Merkwürdig genug und lohnend ist es, in dem hier vereinigten Entwurfe zu Figurencompositionen den Entwickelungsgang Lessings zu verfolgen. Wenn man in den Arbeiten des Jünglings die Abhängigkeit von den herrschenden Ideen- und Geschmacksrichtungen der Zeit wahrnimmt, so findet sich in denen des ausgereiftern Mannes jene Selbstständigkeit der Anschauung, der schöne Vorzug bedeutender Naturen, welche den damit Begabten, ohne ihn vom Geistesleben der Nation zu lösen und ihn zum Schaden wahrer Kunst zu isoliren, doch seine eigenen Wege wandeln und dem, was er von dem Gemeingute verarbeitet, den Stempel des Besonderen aufprägen läßt. In Lessing documentirte sich die ursprüngliche Kraft seines Talentes schon dadurch, daß er verhältnißmäßig sehr früh die Fesseln der Convention, die jede Schule ihrem Zögling anlegt, abzustreifen verstand. Seine Eigenart bildet sich noch in den Anfängen seiner Düsseldorfer Periode mit überraschender Schnelligkeit aus. Noch hatte er aus Berlin den ganzen Plunder des zeitlosen Romanticismus, die Nonnen und Mönche, die frommen Ritter und die sentimentalen Räuber mitgebracht, nach hatte er seine Leonore in die Gretchentracht des Mittelalters, außer dem damals kein Heil war, gesteckt — und fast unmittelbar darauf schaffte er sein „trauerndes Königspaar", die wahrste Darstellung rein menschlichen Schmerzes, die jemals gemalt worden ist. Jammer, daß diese Perle dem deutschen Kunstbesitz entfremdet ist! Allein in den Studien dazu liegt es klar zu Tage, was Lessing aus dem trägen Wust des Conventionellen errettete. Das Wahre liebte er, die Natur, weil in ihr die Wahrheit war, und das mußte ihn unfehlbar von den Romantikern trennen, die höchstens nach der Gliederpuppe studirten und der nachempfundenen Regel eines abgestorbenen, sinnlos gewordenen Stils Natur und Wahrheit opferten. Zwar blieb ihm von der eingesogenen Tradition der Schülerjahre die Gewohnheit, seine malerischen Gedanken mit Vorliebe in das Gewand des Mittelalters zu kleiden, aber er schuf doch wirkliche Gestalten; und ihm, dem gewissenhaften Manne, der auch das geringste Detail mit Ernst und Liebe behandelte, war die historische Treue mehr als ein bloßes Maskenspiel. — So ist es denn auch Thorheit, — wenn nicht schlimmeres — ihm Tendenzmalerei vorzuwerfen. Es ist wahr, einzelne seiner Historien waren Thaten, die den Geist der Nation erregten, kräftige Worte, hineingerufen in den Streit. Doch wie fern hatte es ihm gelegen, an eine derartige Wirkung zu denken! Solches annehmen, heißt das Wesen künstlerischen Schaffens ganz verkennen. Wie der Sonnenball seine Strahlen hinaussendet in die dunkle, kalte Unendlichkeit, ohne daß er mit dem Wesen der Sonne etwas gemein hat, daß jene Strahlen sich in der Athmosphäre eines fernen Weltkörpers in Licht und Wärme umsetzen — denn sie würde sich im Feuer verzehren, auch wenn dem nicht so wäre —: so bannt der Künstler die Gestalten, die jeder Gedanke vor sein geistiges Auge führt, unbekümmert darum, wie die Welt außerhalb seines Ateliers sie aufnehmen wird — er muß sie bannen, denn die köstliche Gottesgabe der Kunst ist für den damit Beglückten ein Zwang. — Die Sinnlosigkeit jenes Vorwurfs weisen hier auch die Skizzen schlagend nach; denn die meisten jener Bilder brauchten Jahrzehnte, um auszureifen, Entwurf und Ausführung liegen zeitlich viel zu weit auseinander, als daß man annehmen könnte, jene seien für eine jeweilige Gelegenheit gemalt — Lessing war durchaus kein Farpresto! Kann doch auch Jeder, der mit des Verstorbenen intimerem Leben einigermaßen vertraut ist, die Anregungen, welche jede einzelne der von ihm geschaffenen Gestalten in seinem Geiste belebt, die Schriften nennen, denen jener seine Stoffe entnommen hat. Nur zu viele der so entstandenen Entwürfe sind liegen geblieben; bei einigen, wie bei der „Flucht von der Harzburg", an die Lessing noch im Jahre 1867 einmal herangegangen ist, bedauert man es ganz besonders, daß sie nicht ausgeführt worden sind. Wie einige solcher Gestalten, die fliehenden Prinzen zum Beispiel, ihn durch sein ganzes Leben begleiten, ungebannte Geister, die halbvergessen von Zeit zu Zeit um Erlösung mahnend vor sein inneres Auge treten: das zu verfolgen hat man hier die anziehendste Gelegenheit.

Digitized by Google

Lessings sympathischster Zug ist der warme Patriotismus, der ihn beseelt. Wie er es ablehnte, eine Episode zu malen, die Deutschlands Geschichte schändet, so hat er sich auch in der Wahl seiner Vorwürfe nie über das vaterländische Gebiet hinaus verirrt. Und daß darin die starken Wurzeln der Kraft eingebettet sind, das hat sich auch an ihm bewährt: denn das Volk hat den Maler, dessen Werke ihm so leicht zugänglich waren, geehrt und geliebt wie keinen anderen. — Wie der Historienmaler, so auch der Landschafter. Lessing hat sogar den Wasgau, dessen blaue Linien lockend ihm fast in das Fenster winkten, erst durchstreift, nachdem das Elsaß der Fremdherrschaft entrissen war; und Italien, das Ziel jedes schönheitssehnenden Wanderers zu sehen, hat er stets abgelehnt, um sich, wie er sagte, an dem Reiz deutscher Landschaft nicht irre machen zu lassen. Diesen aber hat wohl auch kein Auge so aufzufassen vermocht, wie das seinige. Den flachen Wiesen Schlesiens, der kahlen Wasserlandschaft der Mark, dem Harz, der Eifel hat er die wunderbarsten Schönheiten abzugewinnen gewußt. Oder hat er sie ihnen gegeben? Denn das Fesselnde seiner Landschaften liegt vornehmlich in der Stimmung. Die Musen sind freilich alle Schwestern, und in jedem echten Maler muß auch ein Stück Poet stecken; doch aus Lessings Landschaften redet diese stumme Poesie besonders vernehmlich und besonders schön — er war ein Lyriker sonder Gleichen.

Vermißt man auf der Ausstellung eine entsprechende Vereinigung der Lessing'schen Historien, so wird dies durch die Vollständigkeit, womit seine Landschaften hier vertreten sind, reichlich ausgeglichen. Höchstens, daß bei der Auswahl der ausgestellten Studien eine gewisse Einseitigkeit zu rügen wäre, die den Harz, die Eifel und einige sonstige Studiengebiete des Verstorbenen bevorzugte, andere nahezu vollständig ausschloß. Im Uebrigen ist es nicht genug zu rühmen, daß hier die Möglichkeit geboten ist, das Schaffen des Landschafters, von seinen ersten Anfängen an durch jedes Stadium seiner Entwickelung bis zu dem letzten Zucken der erkaltenden Hand zu beobachten. Und kostbare Kleinodien aus dem Schatze seiner Arbeit, wie der Klosterbrand, die Vertheidigung des Friedhofs, die herrliche Harzlandschaft aus dem Jahre 1877, welche die Dresdener Galerie schmückt, sind hier zusammengebracht. In allen diesen Schöpfungen herrscht wunderbar eine innere Einheit, aus allen klingt derselbe Ton, den der Jüngling schon in seinem ersten Versuche angeschlagen, wieder. Nur daß allmählich alles tiefer, innerlicher wird, daß die Stimmung, die anfangs vorzüglich durch Staffage angegeben wurde, immer mehr in die eigentliche Natur hineingelegt wird und uns aus dem Wolkenhimmel, der düsteren Beleuchtung, den wehenden Baumwipfeln mächtig wie Orgelklang entgegenbraust. — Um sich völlig bewußt zu werden, daß Lessing schon beim ersten Wurf sowohl durch die urwüchsige Kraft seines Talentes wie durch die Echtheit der ausgedrückten Empfindung die Zeitgenossen übertreffen mußte, ist es nothwendig, wenn man sich durch jenes Wirthschaften Lessings mit Nonnen und Räubern, dem abgebrauchten Trödel einer redenden Staffage, seltsam unreif angemuthet fühlt, sich den Stand damaliger Kunstübung zu vergegenwärtigen. Daß er schon so früh nach Düsseldorf kam und dort Gelegenheit fand, frei von dem Einfluß der Schule wie der Mode, die reine Natur auf sich einwirken zu lassen, das war für ihn entschieden ein großes Glück. In die Anfänge der Düsseldorfer Zeit fallen noch jene Räuberbilder, die den damals herrschenden Tagesgeschmack so sehr ansprachen, und worin die Landschaft eigentlich nur den Hintergrund für irgend einen romantischen Vorgang bildet. In anderen, aus seiner besten, reifsten Periode, wie in dem „Klosterbrand" oder in der „Vertheidigung des Kirchhofs", hat er zwischen der Handlung und dem Charakter der Landschaft eine Vereinigung hergestellt, bei welcher die Landschaft in jeder Weise dominirt, und die diesen Gemälden einen hohen, ganz eigenartig poetischen Reiz gibt. Es ist, als nähme die ewige Natur Theil an Leid und Freude der Menschen, als hielte auch sie in dem Augenblicke, wo die Landsknechte durch das wogende Feld gegen den Gottesacker vorzurücken sich anschicken, in diesem Augenblicke schärfster Spannung angstvoll den Athem an — fahl liegt ein letzter Lichtstrahl auf den Getreidebreiten — hebt das Stürmen erst an, dann wird tiefer Donner das Knattern der Musketen begleiten. — Indeß ist das Figürliche nur auf wenigen Bildern so überwiegend, daß man füglich zweifeln möchte, ob man diese nicht lieber dem historischen Genre überweisen soll — die National-Galerie besitzt in der „Vertheidigung des Engpasses" eines der besten dieser Art.

Je großartiger Lessings Können sich entfaltete, desto mehr trat das Figürliche zurück. Wohl beleben noch Reiter, Bauern, Wilddiebe diese Landschaften, doch tragen sie nichts zur Charakterisirung derselben bei. In die Natur verlegt Lessing den ganzen Ausdruck seiner Poesie, sie ist es, die düster und gewaltig von der Leinwand zu dem Beschauer redet. Nicht mit heiterem Sonnenlächeln hat sie des Malers Auge gefesselt; wenn sie finster blickt oder grollt, dann naht er ihr, der Freundin, der Lehrerin, am liebsten; aus ihren Donnern klingt ihm der Widerhall der eigenen Stimme am vollkommensten entgegen. Der Hang zum Schwermüthigen, der schon seinen Jugendarbeiten das Individuelle gab, ist ihm auch hier eigenthümlich; nur daß er jetzt durch eine unnachahmliche Großheit der Anschauung noch veredelt ist. Mit mächtigen Wolken überzieht er seinen Himmel, über dem kunstvoll versetzten Vordergrunde öffnet er endlose Fernen — selten mehr jene zahllosen Ueberschneidungen, in deren schöngeschwungenen Linien einst seine jugendliche Phantasie geschwelgt hatte — weite Blachfelder, am Horizont verschwimmend eine Stadt, zu der sich hinwindend ein Weg die Phantasie des Beschauers tief hinein in das Bild zieht. Oder er führt uns in das Dunkel menschenfremden Waldes — knorrige Bäume breiten ihre Wipfel aus, phantastisch verrenkt recken sich die Zweige quer über die Leinwand, unten rieselt behaglich ein Bach vorbei, der aus so geheimnißvoll dämmerndem Hintergrunde hervorgebrochen ist, als sollte er uns locken, seinen Abenteuern nachzuspüren. — Solche Bilder glänzen allerdings nicht durch Pracht der Farbe — Lessing hat sich nur selten auf coloristische Kunststücke eingelassen, denn er kannte selbst am besten die Grenzen seiner Begabung — und dennoch fesseln sie unwiderstehlich unser heutigen Tages so verwöhntes Auge. Alles in Allem konnte er auch auf Farbenwirkung billig verzichten, wußte er doch auch da, wo er nur mit Kreide und Tusche arbeitete, die gewünschte Wirkung hervorzurufen. Er verdankte das nicht allein seiner Meisterschaft als Zeichner, nicht dem so überaus genauen Studium der Natur, das ihn des kleinsten Zuges derselben mächtig sein ließ, er verdankte das der hingebenden Liebe, womit er der Natur den reichen Inhalt des eigenen Selbst mittheilte.

Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß er, der fast stets das fesselnde Toben der Naturgewalten, die dumpfe Schwüle vor dem Losbrechen derselben oder das keuchende Darniederliegen nach Beendigung des Sturmes zum Vorwurf genommen hatte, in seiner letzten Composition den sonnigen Frieden eines Spätsommertags dargestellt hat. Die Arbeit ruht, über die sichelreifen Felder ruft die Glocke der Kapelle, in geordneten Reihen zieht die Prozession heran zum letzten Bittgange, ehe die Frucht des Sommers in den Scheuern geborgen wird. Es ist, als hätte Lessing den Schritt des nahenden Todes schon vernommen, und nur noch in einem letzten Werk die Ruhe verherrlichen wollen, die seine kampfesmüde Seele im Rückblick auf die lange, reiche Lebensarbeit empfand. Er hat das Bild nur erst untermalen können; noch bevor er es vollendet, wurde er zur ewigen Ruhe abgerufen.

Ich habe es unterlassen, auf Lessings Leistungen als Porträtist einzugehen — sind doch sie es am wenigsten, die ihm Anspruch auf ewige Bewunderung gewähren, wie denn auch ein Kenner wie Diderot dem Historienmaler überhaupt die Fähigkeit Porträtist zu sein, abspricht; Lessings ausgeprägt männlicher Begabung scheint vor Allem der Ausdruck für Frauenreiz völlig versagt geblieben zu sein. — Das Gebiet, das er beherrschte, war ein engbegrenztes: auf ihm aber ragte er, wie im Leben hervor, gewaltig, gebietend, unter Zehntausenden ein Mann.

L. K.

Notizen.

Kostümwerke.

Unter den Kostümwerken, die der deutsche Buchhandel herausgegeben hat, verdient das folgende an erster Stelle verzeichnet zu werden: **„Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften** vom frühen Mittelalter bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen", von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck. (Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Frankfurt am Main, Verlag von Heinrich Keller.)

Dieses neue, in größtem Maßstabe angelegte, strengwissenschaftlich durchgeführte und mit äußerster künstlerischer Sorgfalt hergestellte Werk ist eine Verschmelzung der beiden allen Kostümkundigen wohlbekannten

Digitized by Google

bedeutenden Veröffentlichungen: „Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen" (1840—1854) und „Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance", das im Jahre 1863 abgeschlossen worden ist. Die beiden Werke, welche für die Trachten und Geräthschaften während der bezeichneten Perioden die lautersten und ergibigsten Quellen bilden, haben einen glänzenden Erfolg gehabt. Alle wissenschaftlichen Bibliotheken des In- und Auslandes und eine große Anzahl von Sammlern, Archäologen ꝛc. haben dieselben erworben, so daß die erste Auflage sehr bald nach dem Erscheinen der letzten Lieferung im Buchhandel vergriffen war.

Der verdienstvolle Herausgeber, der auf seinem Gebiete eine unbestrittene Autorität ist, hat sich durch diesen glücklichen Erfolg veranlaßt gesehen, zu einer neuen Auflage zu schreiten, die beiden früheren Werke zu einem einzigen zu vereinen und den Stoff sehr erheblich zu erweitern. Das neue Werk, dessen Titel oben angegeben ist, wird über die Renaissance hinaus auch noch das XVII. und XVIII. Jahrhundert behandeln. Das Werk ist aber nicht nur ergänzt, es ist auch verbessert. Der Verfasser hat Geringwerthiges, das in der ersten Auflage noch aufgenommen worden ist, durch werthvollere Muster, die er später aufgenommen hat, ersetzen und bei der Veröffentlichung diesmal, da ihm nunmehr durch sein langjähriges Studium das vollständige Material gesichtet vorliegt, die chronologische Reihenfolge innehalten können. So wird das gesammte Werk, das sich nun vom frühsten Mittelalter bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts ausdehnt und demnach einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden umspannt, in einem großen übersichtlichen Bilde den Beginn, die Blüthezeit und den Verfall einer mächtigen Culturepoche darstellen.

Von diesem Werke sind bis jetzt vier Lieferungen erschienen, deren jede sechs Kunstblätter enthält, im Ganzen also 24 Blätter. Es sind Darstellungen aus dem Zeitraum von 450—1000.

Für die technisch-künstlerische Ausstattung hat man den Stahl- und Kupferstich mit Anwendung des Farbendrucks gewählt. Der Farbendruck hat in letzter Zeit so erstaunliche Fortschritte gemacht — man denke nur an die Reproduction der Hildebrandt'schen Aquarelle — daß der Herausgeber von allen den Bedenken, die ihn bei der ersten Ausgabe von der Benutzung dieses technischen Hülfsmittels hatten Abstand nehmen lassen, sich hat frei machen dürfen. In der That machen diese Blätter durchaus den Eindruck von sauber aquarellirten Kupfer- und Stahlstichen. Die sorgfältigste und genaueste Prüfung wird in dieser Beziehung auch nicht eine einzige Incorrectheit zu entdecken vermögen.

Die sämmtlichen Darstellungen sind nach Originalien angefertigt, d. h. nach Kunstwerken aus der Zeit selbst, welche für den Charakter der Zeit als erheblich betrachtet werden müssen.

In Bezug auf den Text hat sich der Herausgeber mit vollem Rechte auf kurze, prägnante Erläuterungen der einzelnen Tafeln beschränken dürfen. Hier, wo das Auge beim Beschauen der Bilder ohne Anstrengung die Entwicklung und den Fortschritt der Trachten und des Kunstgewerbes wahrnimmt und mühelos und unwillkürlich selbst die Geschichte der Trachten und Geräthe erkennt, bedarf es keiner langen Schilderungen. Die Kunstblätter sind viel beredter als es eine geschriebene Geschichte in Worten sein könnte. Der Herausgeber hat daher nichts weiter gethan und nichts weiter zu thun brauchen, als zu jeder Tafel eine schmucklose und sachliche Erklärung zu geben. In diesen Commentaren wird also zunächst der Gegenstand genau bezeichnet, es werden vollständige Angaben gemacht über Zweck, Fundort, Zeit, Größe, Stoff, über die Geschichte desselben, die einzelnen Theile werden genau beschrieben, die Inschriften entziffert ꝛc. Die ersten vierundzwanzig Tafeln enthalten Darstellungen nach geschnitzten Elfenbeinplatten, Mosaikbildern, Seidenstoffen, Pergamenten ꝛc. Ueber die Ausstattung läßt sich nur ein Wort sagen: sie genügt den allerhöchsten Ansprüchen, sie ist tadellos. Ein streng wissenschaftliches Werk, das einen solchen Kostenaufwand zu seiner Herstellung erfordert, würde in Frankreich und England ohne Unterstützung der Regierung schwerlich unternommen werden, und es gereicht dem Verleger zur höchsten Ehre, daß er das Wagniß mit seinen Privatmitteln bestritten hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch diesem neuen Werke derselbe Erfolg beschieden werden wird, dessen sich die erste Ausgabe zu erfreuen gehabt hat.

*

An ein weniger streng wissenschaftliches, aber viel größeres Publicum, an die weiten Kreise der bildenden und darstellenden Künstler, der Kunsthandwerker und alle Kostümfreunde überhaupt wenden sich die folgenden Werke: **„Blätter für Kostümkunde,** historische und Volkstrachten." Neue Folge. (Berlin, Franz Lipperheide.) Dieses ausgezeichnete Werk, von dem bereits zehn Hefte mit zusammen 120 Kunstblättern vorliegen, unterscheidet sich in sehr Wesentlichem von dem Hefner'schen. Es läßt die Geräthschaften unberücksichtigt und faßt nur, wie schon der Titel sagt, die Trachten ins Auge. Zur Herstellung desselben haben sich allmählich die competentesten deutschen Künstler vereinigt.

Zunächst hatte Professor E. E. Doepler, der Aeltere, die Herstellung des artistischen Theiles allein übernommen; da dieser vortreffliche Künstler aber von andern Seiten stark in Anspruch genommen war, namentlich also auch von Richard Wagner, dessen „Ring der Nibelungen" er in Bezug auf Kostüme und Requisiten mit seltenem Geschmack und großer Wirkung ausgestattet hat, so war die Verlagshandlung genöthigt, einen andern hervorragenden Künstler für die Herausgabe zu gewinnen; und einen solchen hat sie in Prof. A. von Heyden, dem ausgezeichneten Historienmaler, auch gefunden. A. von Heyden setzte sich mit allen deutschen Malern, die auf dem Gebiete der Kostümkunde als Autoritäten anerkannt worden sind, in Verbindung; und so ist das neue Werk nunmehr das Produkt einer künstlerischen Gesammtheit von außerordentlichem Werthe geworden.

Der leitende Grundsatz des Herausgebers ist der: nach den besten und beglaubigtsten Vorlagen die historischen Kostüme aus allen Zeiten und allen Ländern in einer dem Werthe des Einzelnen möglichst entsprechenden Weise bildlich darzustellen, dabei aber auch eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Volkstrachten zu richten, die immer charakteristisch, bisweilen von großer und schöner malerischer Wirkung sind und leider in unsrer uniformirenden Zeit immer mehr schwinden und allmählich ganz auszusterben drohen.

In dieser gleichmäßigen Pflege der historischen Tracht und der Volkstracht ist das Lipperheide'sche Kostümwerk einzig in seiner Art.

Die einzelnen Figuren sind, wie dies von Künstlern wie dem früheren und jetzigen Herausgeber, Doepler und von Heyden, und deren Mitarbeitern wie Benczur, Brausewetter, Burger, Lulvès, Franz Meyerheim, Defregger, Plockhorst, Skarbina, Paul Thumann ꝛc. nicht anders zu erwarten ist, meisterlich gezeichnet und in Stellungen vorgeführt, welche eine möglichst vollständige Kenntniß des Kostüms ermöglichen. Für die ersten Hefte ist der colorirte Stahlstich in Anwendung gekommen, für die späteren der Holzschnitt mit Buntdruck. Jedem Kostüm ist ein erläuternder Text beigefügt, gewöhnlich aus der Feder desselben Künstlers, der die Zeichnung gegeben hat. Da, wo es nöthig erschien, sind in den Text Theile des Kostüms in vergrößertem Maßstabe oder von einer andern Ansicht in Holzschnitt eingereiht. Die Ausstattung, Papier und Druck, ist prachtvoll.

Endlich hat das Werk noch einen Vorzug: den einer ganz auffallenden Wohlfeilheit. Das Heft, das mehrere Bogen Text und zwölf Kunstblätter enthält, kostet nur 4,50 Rm. Jährlich werden deren zwei ausgegeben. Uns ist kein Werk des In- und Auslandes bekannt, das in Bezug auf Niedrigkeit des Preises in dem Verhältniß zu dem Gebotenen mit den „Blättern für Kostümkunde" es aufnehmen könnte.

*

Die beiden Werke: **„Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften** der Völker alter und neuer Zeit", gezeichnet und beschrieben von Friedrich Hottenroth (Verlag von G. Weise in Stuttgart) und **„Die Trachten der Völker** vom Beginn der Geschichte bis zum XIX. Jahrhundert" von Albert Kretschmer, Maler und Kostümzeichner an den Königlichen Hoftheatern in Berlin, und Dr. Karl Rohrbach in Gotha (Leipzig, J. G. Bachs Verlag) haben nicht nur im Titel, sondern auch in ihrer ganzen Anordnung eine große Gemeinsamkeit. Beide bringen in einer zusammenhängenden Darstellung eine knappe Geschichte der Trachten vom frühesten Alterthum und dazu eine große Anzahl von farbigen Tafeln mit den Kostümen und Geräthen.

Das Werk von Hottenroth unterscheidet sich von dem Kretschmer'schen dadurch, daß es auch im Texte eine große Anzahl von kleineren Illustrationen gibt. Jede Lieferung dieses Hottenroth'schen Werkes enthält zwei Bogen Text und zwölf farbige Tafeln. Der Herausgeber ist

Digitized by Google

bemüht gewesen, auf einer Tafel möglichst viel Material zu vereinigen; dreißig und mehr Figuren befinden sich auf einem Blatte, Männer und Weiber aus allen Ständen in allen möglichen Stellungen. Von den Geräthen sind bisweilen 80—100 Stück auf einer Tafel vereinigt; aber die Zeichnungen sind so bestimmt, bis in die geringsten Details so sorgfältig ausgeführt, daß die große Reichhaltigkeit der Deutlichkeit keinen Abbruch thut. Eine Eigenthümlichkeit hat das Hottenroth'sche Werk mit dem Kretschmer'schen vollkommen gemein, nämlich die, daß die alten Trachten nicht auf die kindlich gezeichneten Gestalten, wie sie die Originalien darbieten, sondern auf modern gezeichnete Figuren gebracht sind. Die Assyrier und Aegypter erscheinen also nicht in jener eigenthümlichen Unbeholfenheit und barocken Harmlosigkeit, wie wir sie auf den alten Kunstdenkmälern erblicken; es sind Gestalten, wie sie der moderne Maler zeichnet. Hottenroth und Kretschmer haben eben nur die alten Vorlagen benutzt, und mit den alten Gewändern menschliche Figuren, wie wir sie erblicken und darstellen, kostümirt. Absichtlich wählen wir dieses letztere Wort, denn durch diese gewiß sehr berechtigte und populärere Verwerthung der alten Trachten erhalten die Tafeln einen modernen Charakter, der einigermaßen an die Theaterkostüme gemahnt. Das Hottenroth'sche Werk ist ausnehmend billig. Jede Lieferung mit zwölf vorzüglich ausgeführten Kunstbeilagen in Farbendruck kostet nur 5 Mark. Das Werk ist nicht nur den Künstlern, sondern auch allen denen, die sich für Echtheit der Kostüme interessiren, besonders den Theaterdirectoren, Regisseuren und Kritikern sehr angelegentlich zu empfehlen. Es sind bis jetzt vier Lieferungen erschienen.

Von dem Kretschmer-Rohrbach'schen Werke sind fünf Lieferungen veröffentlicht, deren jede zwei Bogen Text und vier Kunstblätter in Buntdruck enthält, Preis: 4 Mark. Die Figuren sind größer als die von Hottenroth gezeichneten, es haben daher die Details noch mehr veranschaulicht werden können; dagegen ist aber andrerseits die Zahl der dargestellten Figuren natürlich eine viel geringere. Die Blätter von Kretschmer lassen noch deutlicher als die von Hottenroth ausgeführten erkennen, daß der Zeichner speciell mit den Theatern zu thun hat. Ein Vorwurf soll damit keineswegs ausgesprochen sein; diese Eigenthümlichkeit wird dem Werke im Gegentheil als Einführung bei vielen Bühnen, denen es auf die historische Richtigkeit und Treue der Kostüme ankommt, dienen. Es wird den Garderobiers leicht gemacht, nach diesen klaren und vortrefflichen Vorlagen gute, schön wirkende und dabei echte Kostüme herzustellen.

Außerdem besitzt das Werk noch eine sehr praktische Einrichtung: die Stichworte am Rande des Textes, welche mit dem, schon bei der ersten Auflage sehr vollständigen Register den praktischen Gebrauch, resp. beim Aufsuchen eines besondern Kostümstücks das Finden des betreffenden ungemein erleichtern.

Dieses letztere Werk, „Die Trachten der Völker", erscheint bereits in der zweiten Auflage. Die Ausstattung ist bei beiden Werken eine vorzügliche.

*

Von einem ganz andern Gesichtspunkte ausgehend und einem ganz andern Zweck anstrebend ist die **„Kostümgeschichte der Culturvölker"** von Jakob von Falke. (Stuttgart 1880, W. Spemann.) Hier ist auf die Schilderung das Hauptgewicht gelegt, und die einfach gehaltenen Zeichnungen dienen nur dazu, den Text zu begleiten und zu erläutern. Diese Kostümgeschichte hat also mit dem Weiß'schen berühmten Kostümwerke das Wesentliche gemein, nur befleißigt sie sich einer viel gedrängteren Kürze. Der gelehrte Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in einem Bande von sechszehn Lieferungen das gesammte Material zu behandeln. Den ersten vier uns vorliegenden Lieferungen läßt sich eine große Lebendigkeit und Anschaulichkeit in der Schilderung nachrühmen. Wir behalten uns vor, auf das sehr praktische und nützliche Buch gelegentlich zurückzukommen. P. L.

* * *

Rubinsteins Oper „der Dämon" wurde am 3. November in Hamburg zum ersten Male in Deutschland unter Leitung des Componisten aufgeführt. Das Werk war ursprünglich für die russische Opernbühne in Petersburg und Moskau geschaffen; der Text ist dem gleichnamigen Gedichte Lermontows nachgebildet und die Handlung spielt in Kaukasien. Die außerordentlich reiche Begabung Rubinsteins sowie seine Schwächen treten in diesem Werke wie in allen seinen größeren zu Tage. Doch ist hier gleich zu betonen, daß der phantastische Stoff der künstlerischen Wesenheit des Componisten ganz besonders gut zusagt, und dieselbe sich daher um so glänzender entfalten konnte. Ein Dämon, von Trotz und Haß gegen die höheren Mächte, von Verachtung gegen „die gehorchende Liebe" erfüllt, der beim Anblick eines schönen und tugendhaften Fürstenkindes von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt wird; der ihr gegenüber fast Manfredisch-Faustische Gewissensregungen spürt, diese aber trotzig verwirft, weil ein Engel ihn vor schlechter That warnt; ein schönes edles Mädchen, die, ihres Bräutigams harrend, vom Anblick des Dämons bezaubert wird, an der Leiche des Bräutigams dann den Einflüsterungen des bösen Geistes lauscht, ihnen zu entfliehen in ein Kloster zieht, aber auch dort die Gedanken an ihn nicht verscheuchen kann, bis sie denn untergeht, aber sofort in Reue stirbt, und dann von Engeln dem Himmel wiedergegeben wird: das ist so das richtige Wasser aus kastalischer Quelle für Rubinsteins Phantasie.

Alle die Momente, in welchen die Hauptgestalten erscheinen, sind außerordentlich glücklich erfunden, das letzte Duett im dritten Act ist vielleicht das bedeutendste, was Rubinstein je geschaffen. Auch die Tanzmusik im zweiten Act ist ein wahrhaft geniales Gattungsstück. Nicht verschwiegen darf jedoch werden, daß im ersten Acte fast durchwegs — also viel zu viel — russisch-orientalische Weisen in die Musik verwebt sind. Allerdings lag das im Stoffe, noch mehr aber in der Bestimmung des Werkes als russische Oper bedingt; doch die Beurtheilung kann sich nur an das Werk und nicht an äußerliche Gelegenheits-Tendenzen halten; und da die Schönheiten die Schwächen so bedeutend überwiegen, so braucht man mit Lob nicht zu geizen, und darf dem „Dämon" überall günstigsten Erfolg vorhersagen, wo nicht zu starke Ansprüche an dramatische Handlung gestellt werden. In Hamburg selbst begleitete stürmischer Beifall die Vorstellung, besonders nach dem zweiten und dritten Acte. Und wenn hier noch hervorgehoben wird, daß der Componist in einem Momente der Ueberempfindlichkeit dem Hervorrufe des Publicums nach dem zweiten Acte — trotz minutenlangen Applauses — nicht Folge leistete, weil es den ersten Act lau aufgenommen hatte; daß also eine starke Gereiztheit gegen ihn vorherrschen mußte; daß nach dem dritten Acte dennoch derselbe Beifallssturm losbrach, dem jener nun nachgeben mußte und sich dankend zeigte: so mag der Leser hieraus am besten entnehmen, daß die Aufnahme eine außerordentlich günstige gewesen ist. — Die Darstellung war in den Hauptpartien, die von Frau Sucher und Herrn Gura gegeben wurden, eine geradezu unübertreffliche in Gesang und Spiel. Neben ihnen ist Fräulein Wooge, eine noch jugendliche Anfängerin zu nennen, die als Engel überraschende Beweise von Talent und sehr guter musikalischer Bildung gegeben hat. Alle kleineren Partien wurden sehr gut wiedergegeben. Chor und Orchester, von dem trefflichen Kapellmeister Sucher gebildet, überwand siegreich die Schwierigkeiten, zu welchen auch die ungleiche Art von Rubinsteins Dirigiren gerechnet werden muß. Darf überhaupt irgend ein städtischer Director, (der also nicht Königliche Charge-Titel besitzt), stolz sein, außer wenn er Rentier und nicht mehr Director ist? Ich weiß es nicht, aber daß Hamburg sehr stolz sein kann auf seinen Director Pollini und sein Theater, das behaupte ich! H. E.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Cechi, Pier Leopoldo. Torquato Tasso und Italienisches Leben im 16. Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freiherrn v. Lebzeltern. 8. 338 S. Leipzig 1880, F. A. Brockhaus.

Charikles. Reisebriefe eines Diplomaten. 8. 319 S. Weimar 1880, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst, herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Achter Theil. 8. 367 S. Leipzig 1880, F. A. Brockhaus.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Nicolai'sche Buchhdlg. (Borstell & Reimarus) **Berlin,** C., Brüderstr. 13.

Soeben erschien:

Hauptverzeichniss
der
Unterhaltungsschriften etc.
von
Fritz Borstell's Lesezirkel.
9 Bogen. Preis 1 *M.*
Ueber 4000 Werke von 1500 Schriftstellern in 9200 Bänden.

Mittheilungen
aus
Fritz Borstell's Lesezirkel 1880 Nr. 3.
Verzeichniss von Werken aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde, sowie von Reisewerken in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache.
3 Bogen, gratis.
Prospecte und Abonnements-Bedingungen erfolgen auf Wunsch umgehend und franco.

Eine ausländische Bibliothek
sucht zur Complet. grössere Sammlungen sowie einzelne werthv. Werke. — Besond. erwünscht u. gut bezahlt w. Bibliotheken enth. französ. u. deutsche Literatur des 16.—18. Jahrh. — Off. sub „**Chicago Z. 1376**" an **Rudolf Mosse** in **Hamburg.**

Neuer Verlag (Philosophische Abtheilung) von **Theobald Grieben** in **Berlin,** Königgrätzer Str. 49.

Bahnsen, Dr. **J.,** Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt. Prinzip und Einzelbewährung der Realdialektik, Prolegomena einer antilogischen Philosophie. I. Band: Einleitung in die Realdialektik. 8 *M.*, geb. 9 *M.*

Das mehr an die Willensmetaphysik als an die Erkenntnisstheorie Schopenhauer's sich haltende Werk gibt die erste Hälfte der auch im Auslande nicht ohne Spannung erwarteten systematischen Ausführung der Realdialektik und wird jedenfalls geeignet sein, über ein Hauptproblem aller Philosophie: die Bedeutung des Widerspruchs für Denken und Sein, zu neubelebter Discussion anzuregen und insbesondere auch für die Naturphilosophie neue Gesichtspunkte zu eröffnen.

Barthélemy-Saint-Hilaire, J., Ueber Metaphysik. Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles. Autorisirte Ausgabe von Prof. **E. P. Goergens.** 3 *M.*

Rethwisch, Dr. **E., Der Begriff der Definition** und seine Bedeutung für die monistische Entwicklungslehre. 1 *M.* 20 ₰.

Lehmann, Dr. **O., Ueber Kant's Prinzipien der Ethik** und Schopenhauer's Beurtheilung derselben. 2 *M.*

Bartels, Dr. **E., Ueber Systembildung.** 1 *M.* 20 ₰.

Mielke, D. E., Das Prinzip des Weltganzen und der Polarismus. Mit Abbild. 1 *M.* 20 ₰.

Fellner, Prof. **St., Compendium der Naturwissenschaften** an der Schule zu Fulda im IX. Jahrhundert. 4 *M.*

Publilii Syri Mimi Sententiae. Digessit, recensuit, illustravit Dr. **Otto Friedrich.** Accedunt Caecilii Balbi, Pseudosenecae, Proverbiorum, Falso inter Publianas receptae sententiae et recognitae et numeris adstrictae. 6 *M.*, geb. 7 *M.*

Diese hochinteressante Ausgabe, die Frucht mehrjähriger Studien, verwerthet durchgreifend den kritischen Apparat aufgehäufter Lesarten, führt die Versuche und Erklärungen aller Herausgeber seit Erasmus an und stellt die mangelhafte Ueberlieferung verstümmelter Verse überall durch Conjectur her. An den Text schliessen sich die für die Beurtheilung des Publilius wichtigen Sentenzen ähnlicher Art an.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vantier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **E. A. Seemann** in Leipzig.

Zeitschrift für bildende Kunst
herausgegeben von
Dr. **Carl von Lützow,**
Professor an der K. K. Akademie zu Wien.
16. Jahrgang. 1. Heft (October 1880).

Inhalt: Eduard Meyerheim, von Ad. Rosenberg. (Mit Illustr.) — Die Badezimmer im Fuggerhause zu Augsburg, von Th. Rogge. (Mit Illustr.) — Die Berliner Kunstsammlungen, von B. Förster. — Kunstliteratur: Boito, Architettura del medio evo in Italia, von Anton Springer. (Mit Illustr.) — Archäologische Untersuchungen auf Samothrake, von G. Niemann. (Mit 2 Radirungen und einem Plane.) — Spanisches Mädchen nach dem Gemälde von Carl Sohn jr. radirt von E. Forberg.

Die „Zeitschrift für bildende Kunst" erscheint in Monatsheften mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen; die hervorragendsten Kunstschriftsteller zählen zu ihren Mitarbeitern und die besten künstlerischen Kräfte sind an ihrer artistischen Ausstattung betheiligt. Neben dem Hauptblatt erscheint alle 8 Tage (im Sommerquartal alle 14 Tage) das Beiblatt „Kunst-Chronik", welches hauptsächlich den Tageserscheinungen der Kunstproduktion, der Kunstliteratur und des Kunsthandels gewidmet ist.

Der Subscriptionspreis für den Jahrgang beträgt 25 *M.*

Brockhaus' Conversations-Lexikon
liegt in zwölfter Auflage vollständig vor.
15 Bände, geheftet 90 *M.*, gebunden 112 *M.* 50 ₰.
Auch in einer neuen Ausgabe von 180 Heften zu je 50 ₰ zu beziehen.
Im Umtausch gegen diese neueste Auflage werden für jedes ältere Conversations-Lexikon 30 Mark vergütet.
Ein bildliches Ergänzungswerk zum Conversations-Lexikon bietet der
Bilder-Atlas
500 Tafeln, 8 Bände, geheftet 75 *M.*, gebunden 105 *M.*
Erläuternder Text, 2 Bände, geheftet 15 *M.*, gebunden 20 *M.*
Prospecte über Conversations-Lexikon, Umtausch und Bilder-Atlas gratis.

Methode
Original. Toussaint-
29. vervollkomm. Aufl. Langenscheidt.
Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener.
Englisch v. d. Professoren Dr. **van Dalen, Lloyd** und **Langenscheidt,** Berlin.
Französisch von **Toussaint** und Prof. **G. Langenscheidt.**
Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 M. Kurs. 1 u. 2 auf einmal nur 27 M.
Deutsch von Prof. Dr. **Dan. Sanders.** Ein Kursus, 20 Briefe, nur komplet, 20 M.
Probebrief jeder Sprache nebst Prospekt à 1 M. (Post-Anw.)
Urtheil: „Diese Unterrichtsbr. verdienen d. Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. **Diesterweg,** Dir. Dr. **Freund,** Prof. Dr. **Herrig,** Prof. Dr. **Scheler,** Prof. Dr. **Schmitz,** Prof. Dr. **Städler,** Dir. Dr. **Viehoff** u. and. Autoritäten geworden ist." (Lehrerztg.)
Langenscheidt'sche Verl.-Buchh.
(Prof. G. L.) Berlin SW., Möckernstr. 133.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig,** erschienen soeben:
Alphonse Daudet, Der Nabob. Roman in 2 Bänden. Autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's. Preis eleg. geh. *M.* 8.—, fein geb. *M.* 9.50.
Claire v. Glümer, Dönninghausen. Roman in 2 Bänden. Preis eleg. geh. *M.* 8.—, fein geb. *M.* 10.—
Hieronymus Lorm, Außerhalb der Gesellschaft. Roman in 2 Büchern. Preis eleg. geh. *M.* 5.—, fein geb. *M.* 6.20.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Gratis und franco werden versandt:
Katalog No. 166: **Architektur. Ingenieurwissenschaft.**
Katalog No. 167: **Kunst. Archaeologie. Holzschnitt- und Kupferwerke.** — Embleme. Portraitwerke. Trachten. — **Musik.**
Schletter'sche Buchhandlung.
Breslau, Schweidnitzerstr. 16/18.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen W. Spemann in Stuttgart und Adolf Titze in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 20. November 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vor Eröffnung des Wiener Reichsrathes. Von Walter Rogge. — Die Zukunft der Funde von Olympia. Von Adolf Boetticher. — Literatur und Kunst: Für die Jugend. Ein neues ABC-Buch von Paul Meyerheim und Johannes Trojan. Von Paul Lindau. — Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880). II. Molière-Abende. (Schluß.) Von Anton Bettelheim. — Randglossen zu Richard Wagners neuester Veröffentlichung. Von H. Ehrlich. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. Von H. Magnus. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Vor Eröffnung des Wiener Reichsrathes.

Hätte Excellenz Windthorst sich etwas träumen lassen von der Wirkung in die Ferne, welche sein Hymnus auf die Polen Galiziens, als die kräftigsten Stützen des Ministeriums Taaffe, in Wien ausüben würde: er wäre sicherlich des Spruches eingedenk geblieben, daß Reden wohl Silber, Schweigen aber Gold ist. Keine herbere Wahrheit konnte ja seinen Freunden in Oestreich gesagt werden, als die durch ihn provocirte Entgegnung des Ministers Eulenburg: daß die in Galizien betriebene Politik doch unmöglich „vom Standpunkte der deutschen Nationalität" besonders wünschenswerth erscheinen könne, und daß das Resultat der galizischen Kaiserreise „genügend illustrirt" werde, wenn polnische Blätter den warmen Empfang des Kaisers als „unpatriotisch" bezeichnen und damit „die Wirkung auf die polnische Nationalität" so recht drastisch erläutern. Zu keiner ungelegeneren Zeit auch konnte dem Grafen Taaffe dies haarscharfe Wort gegen die Allianz der Slaven und Clerikalen kommen. Denn eben jetzt rüstet er sich ja zu seiner zweiten, jedenfalls ungleich dornenvolleren Reichsraths-Campagne an der Spitze eines czechisch-polnisch-ultramontanen Heerbannes! Eben jetzt will er ja der Welt beweisen, daß das „wahre Deutschthum" durch seine Taktik nicht im mindesten gefährdet sei: denn das wirkliche germanische Element in Oestreich vertreten nicht die vielen Tausende, die auf den Parteitagen von Mödling, von Karlsbad, von Wien unter dem Zujauchzen von Millionen ihre Nationalität für bedroht erklären. Bewahre! das sind lauter Streber und Hetzer! Die wahren Deutschen sammeln sich in Linz unter Führung einiger feudalen Grafen, verschiedener Affilirten des Jesuitenordens und einer Anzahl von Pfarrern, Dechanten und Cooperatoren. Nur diese friedlich frommen Herren, mit der Schaar gläubiger Bäuerlein, die sie hinter sich haben, sie und nur sie sind die echten und wirklichen Repräsentanten des Deutschthums in Oestreich! Ja, sie sind es auch dann, und dann erst recht, wenn sie, wie der Wirthschaftsbesitzer Ruff von Korneuburg, von ihren Wählern ein einstimmiges Mißtrauensvotum erhalten haben, weil sie immer mit czechischen und polnischen Grafen und Fürsten gegen ihr eigen Fleisch und Blut, gegen ihre eigenen Standesgenossen Front machen! Dann erst haben sie die Feuerprobe bestanden, daß sie „wahrhafte Oestreicher" und echte Conservative sind, die sich durch keine Nationalitätshetze hinreißen lassen. Wie gar muß dem Grafen Taaffe das Urtheil des Grafen Eulenburg über die Resultate der galizischen Kaiserreise in die Ohren klingen! Predigen nicht seine Officiösen tagtäglich, jetzt müßten und würden die polnischen Abgeordneten ihren Dank abstatten, indem sie sich als jene „Mittelpartei" constituirten, die das Ministerium seit einem Jahre vergeblich sucht. Sie allein können ja die Regierung schützen, wenn die Grafen Hohenwart und Clam-Martiniz wieder mit ungemessenen Fundamentalartikel-Ansprüchen an dieselbe herantreten, wie in der bevorstehenden Session unfehlbar zu erwarten ist. So ist es denn unmöglich, sich einen schrofferen Gegensatz zu denken, als den zwischen der unverhohlenen Politik des östreichischen Ministeriums und dem Verdicte, womit Graf Eulenburg dem Lobredner derselben im preußischen Landtage entgegentritt. Demungeachtet soll sich dies Programm, dessen weitere Entwickelung jenen Widerspruch zwischen beiden Staaten immer mehr verschärfen muß, im Schatten und, so zu sagen, unter dem Schutze des östreichisch-deutschen Bündnisses und der Wiener Abmachungen vom September 1879, in allen seinen Consequenzen vollziehen! Knüpft sich jedoch die Parlaments- ganz unmittelbar an eine Delegations-Session, in der Alles, Magyaren, Slaven und Deutsche, Feudale wie Verfassungstreue, Opposition und Regierungsbank von zärtlichsten Betheuerungen für die innigste Intimität mit Deutschland förmlich überströmte. Selbst Baron Hübner will sich ja gnädigst die Freundschaft mit dem deutschen Reiche wenigstens so lange gefallen lassen, bis die Heilige Allianz der französischen Republik, die sonst die revolutionären Ideen „bis zum Ural" verbreiten würde, den Todesstoß versetzt haben wird. Hinterdrein allerdings dürfte ihm ein anderer Dreikaiserbund genehmer sein!

Sie war auch noch in anderer Richtung von Bedeutung und Interesse, diese Delegationssession, und zwar durch eine Schlußdebatte, die in allen officiellen Telegrammen nach Thunlichkeit todtgeschwiegen wurde. Schon vor zwei Jahren stellte der Abgeordnete Hausner die bosnische Campagne in Parallele mit der famosen „expédition à Rome à l'intérieur" Montalamberts und mit dem „Inneren Düppel" der Berliner „Kreuzzeitung". Ganz abgesehen von der auswärtigen Politik, sei es bei diesem „Inneren Serajevo" auch darauf gemünzt, dem Absolutismus wieder ein breites Stück Boden in den occupirten Ländern zu erobern. Der polnische Abgeordnete sprach freilich damit nur aus, was alle Welt wußte: die letzte Sitzung der ungarischen Delegation aber zeigte, daß sich drüben zum vollständig bewußten Vollstrecker dieses Planes nicht nur Andrassy und Tisza, sondern heute als Reichsfinanzminister auch Szlavy hergegeben, der einst der Führer der Opposition gerade in dieser Frage war. Um nun in Bosnien und der Herzegowina doch wenigstens einigermaßen constitutionelle Ordnung der Dinge zu schaffen, ward nun im Laufe dieses Jahres vom Reichsrathe in Wien und vom ungarischen Reichstage das „bosnische Verwaltungsgesetz" geschaffen, nach welchem zur Bewilligung von Kapi-

Digitized by Google

talsinvestitionen nur die beiden Parlamente competent sind; der Reichsfinanz- und der Kriegsminister aber angewiesen werden, die Verwaltung so einzurichten, daß die Kosten von den Einnahmen dieser Länder bestritten werden können, zu denen für die Truppen noch die dem General Grafen Bylandt von den Delegationen votirten bosnischen Credite kommen. Das Streben der Gesammtregierung geht nun natürlich dahin, selbst jeden Appell an die schattenhaften Delegationen nach Möglichkeit, um jeden Preis aber die Berufung an Reichstag und Reichsrath zu vermeiden, deren Einmischung sofort eine ernsthaftere Einbeziehung des occupirten Gebietes und seiner Verwaltung in den constitutionellen Mechanismus zur Folge haben müßte. Wenn die Delegation also sagt, die 14 Millionen für Bahn- und Brückenbauten, für Communicationen aller Art sind doch Investitionen, die nach dem klaren Wortlaute des Gesetzes vor die beiden Parlamente gehören, so erwidert Minister Bylandt: „Ei bewahre! das sind in einem occupirten Lande reine Verwaltungssachen; die Soldaten müssen doch sich bewegen können, und außer dem Militär fährt ja kaum Jemand auf der Bahn im Bosnathale.“ Und wenn dann die Delegationen meinen: „So legt mindestens uns ein ordentliches Budget für Bosnien und die Herzegowina vor“ — dann erwidert Szlavy, dem die Administration untersteht: „O nein! so lange wir mit den Einnahmen der occupirten Länder und den dem Kriegsminister bewilligten bosnischen Crediten das Auslangen finden, sind wir eine solche Rechnungslegung Niemandem schuldig.“ Selbstverständlich ist damit jede ernsthafte Controle unmöglich gemacht und sogar das harmlose bosnische Verwaltungsgesetz ad absurdum geführt. Principiell wird daran auch nichts gebessert, wenn Szlavy liebenswürdig und ironisch genug ist, zu erklären, er sei gerne bereit, den Herren zur Befriedigung ihrer „gerechtfertigten Neugierde“ in die Sachen „Einsicht“ zu gewähren. Andrassy und Tisza waren mit Szlavy vollkommen einverstanden. Graf Apponyi replicirte allerdings, es handle sich da nicht um eine Gefälligkeit, sondern um eine Pflicht der Regierung; böse Beispiele verderben gute Sitten, so daß Szlavy jetzt auch schon Andrassy seine vieldeutigen, halbschlächtigen Wendungen abgelernt habe. Einmal erst im Amte würde der altconservative Graf wohl genau ebenso handeln.

Das Ministerium Taaffe hat indessen, außer der Consolidirung des absoluten Regimentes für die Regionen der hohen Politik, aus der Delegationssession noch seine ganz speciellen Vortheile für sein eigenes System in den Erblanden davongetragen. Die Verhandlungen über das Heeresbudget, von denen man gehofft, sie würden ein neues und engeres Band um die verfassungstreuen Mitglieder des Herren- und des Abgeordnetenhauses schlingen, haben im Gegentheile fast zu einem offenen Zerwürfnisse zwischen beiden Theilen geführt. Man wünschte, mit dem Kriegsminister zu einer Verständigung über mäßige Abstriche an seinem Etat zu gelangen, der die Summe der Matricularbeiträge beider Reichshälften um 10 Millionen erhöht. Für den moralischen Effect einer einstimmigen Bewilligung werde Graf Bylandt immerhin geneigt sein, Einiges zu opfern; und die verfassungstreuen Pairs würden dann geneigt sein, die deutschliberale Partei bei den Schritten zu unterstützen, die sie vor Eröffnung der Parlamentssession nöthig erachte, um gegen das Kabinet Stellung zu nehmen. Der Ausgang ist der gerade umgekehrte gewesen. Nachdem sich herausgestellt, daß der Minister durchaus in gar keine nur irgendwie nennenswerthe Reduction willige und die verfassungstreuen Herrenhaus-Delegirten für keine Ersparung zu haben waren, die der Kriegsminister mißbilligte: wurden die Compromißversuche mit solchem Unmuth abgebrochen, daß die Deutschliberalen komischer Weise sogar deren Existenz ableugneten. Die 20 Herrenhaus-Delegirten votirten stramm mit den 15 Polen, Föderalisten und Clerikalen das ganze Regierungspräliminare; und als unmittelbar darauf Schmerling in Wien die verfassungstreuen Pairs zu einer Berathung über ihre Haltung bezüglich des liberalen deutschösterreichischen Parteitages einberief, erschienen ihrer nur 30, und was sie beschlossen, sah eher einer Stigmatisirung des Meetings gleich, als einer Sympathiebezeugung. Die ein[illegible]zige wirkliche Unterstützung, die Betheiligung in corpore, w[illegible]rd rundweg abgelehnt; die Theilnahme der Einzelnen erlau[illegible]t, mit der Bemerkung, daß die Wahrung der Reichseinheit jeden[illegible]falls ein lobenswerther Zweck sei. Man kann nicht kühler bis [illegible]ms Herz hinan sein: der Hauptgedanke des Meetings, Sicheru[illegible]g der deutschen Nationalität, ward mit absichtlichster Auffälligk[illegible]eit ignorirt; ja, es wurde der Versammlung von vornherein eine [illegible] levis nota angehängt durch den Zusatz, von den drei Unte[illegible]rzeichnern der Einladung bürge wohl der Name Schmeykals f[illegible]r Mäßigung; immerhin müßten die Pairs, die Mitglieder des R[illegible]eichsgerichtes sind, sich fernhalten von einer Demonstration, die v[illegible]elleicht einen Gegenstand der Judicatur für dies Tribunal ab[illegible]geben könne. Ein Wink mit dem Zaunpfahle für alle Mitglieder [illegible] der Partei, sich nicht in polizeiliche oder gerichtliche Ungeleg[illegible]enheiten zu bringen, die ja doch ein Pair des Reiches vor d[illegible]llen Dingen schon der Unsauberkeit wegen zu scheuen hat. N[illegible]icht minder charakteristisch ist die Hervorhebung Schmeykals, [illegible]führers der Deutschböhmen, der aber niemals dem Reichsrathe [illegible] angehört, und das Todtschweigen der beiden Abgeordneten, [illegible] die den Aufruf zum Parteitage mit unterzeichnet. Bei[illegible]de zählen zu den Leitern des Fortschrittclubs und sagen natürlich schon deshalb den bedächtigen Pairs weit weniger zu, als [illegible] Mitglieder des liberalen Clubs; ein wie geistreicher und schlagfertiger Debater auch Kopp ist, hat er doch keine Spur von der Autorität eines Herbst; und Sturm leidet überdies schwer an seinen Reminiscenzen aus der Gründerzeit. Ueberhaupt sind alle diese Operationen von Seiten der Verfassungspartei mit einer technischen und taktischen Unbeholfenheit geführt worden, die geradezu ihres Gleichen sucht. So leiteten die Compromißverhandlungen mit dem Kriegsminister, außer Sturm, die Herren von der „bosnischen Linken“, die Plener und Süß, d. h. Politiker, die sich durch ihre Plaidoyers für die auswärtige Politik Oestreichs „regierungsfähig“ machen wollen und vor Ungeduld brennen, die Erbschaft Taaffes anzutreten. Warum nun immer Graf Bylandt sich Anfangs den Anstrich gegeben haben mag, auf einen annehmbaren Compromiß eingehen zu wollen: konnte man ihm im Ernste zumuthen, er solle sich Reductionen an einem vollständig gesicherten Etat gefallen lassen, blos um den Feinden des erbländischen Ministeriums den Weg zu den ersehnten Portefeuilles zu bahnen? Jedenfalls hat dem Grafen Taaffe die Delegationssession eine Doppelfrucht in den Schoß geworfen: es ist zwischen die Verfassungstreuen der beiden Reichsrathshäuser ein Keil geschoben, der sich nur schwer wieder wird entfernen lassen, und es ist das Reichs- wie das ungarische Ministerium mindestens in eine viel innigere Berührung mit den Gegnern der Verfassungspartei gebracht worden, wenn nicht dieser letzteren geradezu entfremdet. Hohenwart fiel, weil er Beust gegen sich hatte, weil der Kriegs- und der Reichsfinanzminister Kuhn und Holzgethan mit wahrer Leidenschaft gegen die Fundamentalartikel ankämpften und weil der ungarische Conseilpräsident Andrassy jene drei Minister kräftig unterstützte. Taaffe hat von Haymerle keine Gegnerschaft zu erwarten, so lange er die Zirkel der auswärtigen Politik nicht stört. Bylandt kann sich wahrlich über die erbländische Delegation nicht beklagen, die ihm Taaffe zur Verfügung gestellt hat: weder er noch Szlavy als Chef der Verwaltung Bosniens werden sich nach einer Stärkung des liberalen Elementes sehnen, damit die Delegation Ernst mache mit der Forderung nach einer förmlichen Controle über das Budget der occupirten Länder. Und Tisza gar, der eben — nicht wegen, aber immerhin doch trotz seiner Begünstigung der Deutschenhatz — den höchsten, einem Protestanten überhaupt erreichbaren ungarischen Orden erhalten, hat sich nur in die Delegation wählen lassen, um dort mit größter Energie für die Forderungen Bylandts und Szlavys einzutreten.

Aber trotz aller Parteitage macht der Zersetzungsproceß auch im Schoße der Deutschliberalen selber Fortschritte; und frei von Schuld ist die Verfassungspartei in diesem Punkte ebenfalls nicht. Daß die steirischen Fortschrittler, die Barone Zscheck und Wallerskirchen an der Spitze, die schon gegen das Kabinet Auersperg

Digitized by Google

immer in heftigster Opposition gestanden, laut und ausdrücklich erklären, nur in der Abwehr des Regimentes Taaffe mit dem Gros der Verfassungspartei Hand in Hand zu gehen, keineswegs aber von der etwaigen Aussicht auf ein Ministerium Plener entzückt zu sein: das lag in der Natur der Dinge und war einfach nicht abzuwenden. Ein ungeheures Unheil aber hat die Bockbeinigkeit der Linken angerichtet, jene Vorliebe für die Matadore des edlen „Gründer"-Handwerkes nicht abzulegen, die dem Wiener Demokraten Krammetter den Vorwand gab, die Verfassungspartei neulich im Rechenschaftsberichte an seine Wähler kurzweg die „Verwaltungsraths-Partei" zu nennen. War es nicht geradezu eine Herausforderung der öffentlichen Meinung, auf der Wahlliste des oberöstreichischen Großgrundbesitzes den Namen des Bürgermeisters von Wels, Dr. Groß, aufrecht zu erhalten, nachdem die Bevölkerung der Stadt schon vor zwei Jahren diesem ihrem langjährigen Vertreter das Mandat entzogen, weil er die gekrachte Linzer Commercial- und Industrialbank gegründet, und es lieber einem feudal-clerikalen Grafen Falkenhayn, dem Bruder des Ackerbauministers verliehen? nachdem schon vor sechs Jahren Dechant Pflügel es von der Tribüne des Abgeordnetenhauses als ein Unglück bezeichnet, daß solche Männer immer noch im Reichsrathe und im oberöstreichischen Landtage das große Wort führen? Denn Sturm und Groß sind die ständigen Obmänner des Fortschrittclubs. Damit, daß man Krammetter als k. k. Hofdemokraten carikirt, ist doch nichts gethan: ob nun die Regierung, oder er selber, der ja aus reichem Hause stammt, seine Reden in die Provinzen als Beilage der officiösen Blätter verschickt und in Broschürenform zusammen mit den Reden Zschecks und Waltershirchens unter dem verhängnißvollen Titel „reine Hände" an die Arbeiter Wiens in 10,000 Exemplaren vertheilen läßt ... Das Wort schlägt bei den Massen ein, die stürmisch eine Purification der Partei in dieser Richtung verlangen.

Insoweit tritt mithin das Kabinet Taaffe unter weit günstigeren Bedingungen vor den Reichsrath, als bei Beginn der vorigen Session. Die Linke wird ihm einstweilen um so weniger gefährlich werden, als sie ja auch numerisch nicht unerheblich geschwächt auf dem Kampfplatze erscheint. Standen sich bisher zwei gleich starke Parteien im Hause gegenüber, da ja bei der Verweigerung des Dispositionsfonds die Linke, bei der Kassirung der oberöstreichischen Großgrundbesitzer-Mandate die Rechte mit je zwei Stimmen in der Mehrheit blieb: so wird jetzt die Rechte eine kleine, aber ganz unbestrittene Majorität besitzen, da ihr außer den drei oberöstreichischen Sitzen mindestens noch drei in der Bukowina zufallen, die der Verfassungspartei durch den Rücktritt der Exminister Stremayr und Horst, sowie des Ritters von Ofenheim entzogen wurden. Die Frage ist nur, ob die so gekräftigte Rechte noch geneigt sein wird, sich so unbedingt wie früher der Regierung zur Verfügung zu stellen und mit jenen halben Concessionen zu begnügen, die ihnen Graf Taaffe zwar mit freigebiger Hand, aber doch lange nicht in so gewaltigen Dosen zumißt, wie ihr, durch die Eßlust nur gereizter Appetit das verlangt. Nicht mehr von den Feinden, nur noch von den Freunden aus ist Taaffes Stellung bedroht. Schon heute ist es fraglich, ob er die Zügel noch fest in der Hand hält. Die Wahl dreier, in der Wolle gefärbter Clerical-Feudaler für den oberöstreichischen Großgrundbesitz war nur durch die ausgibigste Unterstützung aller Regierungsorgane bei der „Revision" der Wahlliste möglich; und dennoch klagt Graf Taaffe jetzt: „Ich wünschte Conservative, und man schickt mir Ultramontane!" Auch Finanzminister Dunajewski hatte erklärt, diese drei Mandate, die den Liberalen nur mit Hülfe des Ministeriums entrissen werden könnten, dürften keinesfalls an ausgesprochene Parteimänner kommen. Einen Ansatz zur „Mittelpartei" also hoffte das Kabinet zu gewinnen: statt dessen sind die Gewählten mit Leib und Seele Mitglieder der „Rechtspartei". Natürlich kann man jetzt dem Bischofe Rüdiger von Linz, dem eigentlichen Faiseur dieser Wahlen, die Auflösung des oberöstreichischen Landtages nicht versagen, der ja heute nur deshalb eine liberale Majorität hat, weil der Großgrundbesitz noch nach der unrevidirten Wahlliste seine zehn Vertreter ernannt hat. Dann beherrscht ein, vom Bischofe inspirirter Landesausschuß Oberöstreich: und da man den Czechen und Slovenen nicht wohl versagen kann, was man den „Schwarzen" gewährt, so muß auch die Beseitigung der verfassungstreuen Landtage in Böhmen, Mähren und Krain nebst obligater Lenkung der Neuwahlen auf dem Fuße folgen. Dann gibt es deutschliberale Landtage nur noch in Niederöstreich, Steiermark und Kärnthen: bedarf es noch eines Nachweises, daß das Kabinet Mühe haben wird, sich einer solchen Springfluth der Reaction gegenüber zu behaupten? Der Episkopat stellt schon heute kurzweg für die Annullirung des Pfründenbesteuerungs- und des Volksschul-, sowie des Schulaufsichtsgesetzes die Frist bis Ostern. Wenn die Fraction Hohenwart so das Concordat zurückverlangt, haben Czechen und Feudale schwerlich einen Grund, länger mit dem Begehren nach Realisirung der Fundamentalartikel zurückzuhalten. Ist aber die Forderung nach Herstellung der „Wenzelskrone für Böhmen und seine Nebenlande" in den Vordergrund der Discussion gerückt: dann dürften die Polen eher geneigt sein, Smolkas alten Ruf „kein Haar breit Unabhängigkeit weniger für Galizien als für Ungarn" anzustimmen, anstatt für die Regierung eine Leibgarde zu bilden, die ihr auch gar nichts mehr nützen würde, nachdem sie durch die Vorgänge bei den oberöstreichischen Wahlen das Tischtuch zwischen sich und der Verfassungspartei für immer zerschnitten. Selbst Baron Haymerle am Ballplatze mag dann unruhig werden, da Graf Széchenyi schon jetzt in Pest berichten mußte, daß Kaiser Wilhelm die Deutschenhetze keineswegs mit gleichgültigem Auge ansehe.

Walter Rogge.

Die Zukunft der Funde von Olympia.

Die Ausgrabungsarbeiten in Olympia sind beendet; das wissenschaftliche Bergwerk liegt geschlossen; nur wenige Wochen noch werden die Gelehrten und Techniker, denen die Leitung der Arbeiten in den beiden letzten Campagnen oblag, an Ort und Stelle verweilen, um einige nothwendig auszufüllende Lücken durch ergänzende Untersuchungen zu schließen. In den Vordergrund des Interesses tritt hiermit wieder eine bereits bei Beginn der Arbeiten aufgeworfene, aber bislang noch der endgültigen Beantwortung harrende Frage: „Wo werden die Originalfunde ihre definitive Aufstellung erhalten, in Olympia, oder in Athen?"

Die akademische Kunstausstellung auf der Museumsinsel in Berlin weist in ihrer spärlich beschickten Architekturabtheilung bereits den Entwurf eines Museums auf, das die neugewonnenen Schätze zu bergen bestimmt sein soll. Der im Auftrage Sr. Majestät des Königs Georg von Griechenland vom Geheimen Baurath Professor Adler gefertigte Entwurf stellt das Museum als in der olympischen Ebene am Fuße des Kronoshügels belegen dar, wie dies der Wunsch des hohen Auftraggebers war. Gewiß aber hat der bei dem olympischen Unternehmen so lebhaft betheiligte Autor des Projectes sein Gebäude nur widerstrebenden Herzens in diese Umgebung versetzt; wenigstens war er früher gleich allen anderen mit den Verhältnissen Vertrauten der ausgesprochenen Ansicht, daß der Verbleib der olympischen Funde an Ort und Stelle einen großen Theil der Früchte dieser langjährigen gewissenhaften Arbeit illusorisch machen würde, und daß kein anderer Ort in Frage kommen könne, als die Hauptstadt Athen.

Es bedarf nicht der Ausführung, daß die Regierung des Reiches, welche das Unternehmen mit regem Interesse aufgenommen und in die Wege geleitet, welche es in seinem ganzen Verlaufe auf das Kräftigste geschützt und gefördert hat, daß diese Regierung zweifellos sich auch der Mittel klar bewußt ist, die geeignet sein werden, die Ergebnisse so großer Opfer nicht verkümmern zu lassen, und daß sie, wenngleich der Vertrag vom 25. April 1874 den Punkt unberührt läßt, dennoch ihr volles Gewicht einsetzen wird, um den Entschließungen der griechischen Regierung eine für das Allgemeinwohl ersprießliche Richtung zu geben. Mit besonderer Freude darf man begrüßen, daß in

*

Digitized by Google

diesem entscheidenden Augenblicke einer der umsichtigsten und willenskräftigsten Vertreter des Reiches, Herr von Radowitz, auf seinen Gesandschaftsposten nach Athen zurückkehrt.

Zweck dieser Zeilen ist lediglich der, den betheiligten Kreisen — und welcher Leser dieses Blattes fühlte sich nicht betheiligt, — nicht nur als Steuerzahler, sondern in lebendiger Theilnahme an einer der idealsten Aeußerungen des neuerstandenen Reiches — die Wichtigkeit dieser scheinbar unbedeutenden Frage klar zu legen und ihnen bei der eintretenden Entscheidung ein eigenes Urtheil über deren Zweckmäßigkeit zu ermöglichen.

Die Gesichtspunkte, welche für die Beantwortung der Frage maßgebend sind, werden leicht zu finden sein. Es handelt sich einmal um die Sicherheit der Erhaltung des Neugewonnenen, zweitens um den Endzweck der gesammten Arbeit, die Nutzbarmachung der Ergebnisse für die Wissenschaft und die Allgemeinheit.

Der Gedanke, die dem klassischen Boden, der berühmtesten Stätte Griechenlands entstiegenen Schätze an ihrem Fundorte zu belassen, wo sie im engsten Zusammenhange mit der klargelegten Topographie der Altis und unter dem unmittelbaren Eindrucke der landschaftlichen Umgebung mit all ihrer lokalen Färbung betrachtet und studirt werden könnten, hat ohne Zweifel etwas in hohem Grade Anziehendes. Es ist zugleich der Gedanke des Ersten, der ernstlich an eine Ausgrabung Olympias dachte und bei dem Hofe von Athen einleitende, wiewohl vergebliche Schritte that, des Fürsten Pückler. Im Jahre 1836 auf einer Reise durch die Peloponnesos von dem landschaftlichen Reize des neuerstandenen Königreichs entzückt und durch den Zauber des in eigener Anschauung der klassischen Stätten nahe gerückten Bildes antiker Herrlichkeit begeistert, hatte der im Außergewöhnlichen sich gefallende Fürst zuerst beschlossen, in der Nähe Spartas, am Fuße des Taygetos, eine Niederlassung zu gründen und einen großartigen Park anzulegen. Als dieser Plan an der Widersinnigkeit des damaligen Grundgesetzes (sogen. Frey'schen Dotationsgesetzes) scheiterte, richtete sich der Blick des Fürsten auf das Alpheiosthal am Fuße des Kronoshügels, und in einem Briefe an Roß, datirt von Pyrgos, den 16. Juli 1836, suchte er dessen Vermittelung für die Erwerbung dieses Terrains. „Werde ich Besitzer des Grundstückes," heißt es da, „so setze ich eine bedeutende Summe jährlich für eine systematische erschöpfende Untersuchung des ganzen Terrains aus und bilde von dem, was ich finde, ein Museum an Ort und Stelle. Es geht dann freilich dem Gouvernement verloren; aber haben Sie Hoffnung, daß Dieses je dasselbe zweckmäßig thun wird, und bleibt ihm, wenn es so gesinnt wäre, nicht tausend Anderes gleicher Art zu thun übrig? — Wo nur das Terrain untersucht wäre, folgte dem Alterthumsforscher der Gärtner auf dem Fuße, und im Augenblicke, wo die Altis ihren letzten unterirdisch verborgenen Schatz hergegeben hätte, wäre sie auch schon, mit möglichst restaurirten Alterthümern, in einen paradiesischen Garten umgewandelt, wozu dort Boden und Klima die günstigsten sind. Geld und Ausdauer können die Sache in zehn Jahren völlig zu Stande bringen, und was ich einmal anfing, ließ ich noch nie ohne Folge."

Der schöne Gedanke blieb unausgeführt, aber er ist und bleibt in hohem Grade sympathisch, und er verdient auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sehr hohe Beachtung: wie von Anbeginn an mit vollem Rechte hervorgehoben wurde, daß die sichere Provenienz der Fundstücke, ihre lokale Zusammengehörigkeit und ihr definitives Beisammenbleiben gestatten werde, aus ihnen weit umfassendere und gesichertere wissenschaftliche Schlüsse zu ziehen, als dies bisher bei den meist dem Zufall verdankten und ohne sichere Herkunft an den Markt gebrachten Fundgegenständen der Fall war, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß von diesem Gesichtspunkte aus das Verbleiben der Funde in Olympia selbst ihren Werth nicht unbeträchtlich erhöhen würde.

Aber nicht diese berechtigten Beweggründe sind es, welche zu der Aufstellung eines Museumsprojectes in Olympia selbst die Veranlassung gegeben haben, sondern Motive hiervon sehr verschiedener Natur. Ein begüterter griechischer Banquier, Herr Syngros, hat der Regierung ein Geschenk von 100,000 Francs zum Bau eines Olympia-Museums angeboten mit der Bedingung, daß dasselbe in Olympia selbst errichtet werde, und daß die Funde daselbst verbleiben. Die Stellung dieser Bedingung läßt allein schon erkennen, daß die Hochherzigkeit des Gebers nicht der alleinige Beweggrund für die an sich so schöne Handlung ist.

Als im Jahre 1875 nach unserer Ankunft in Olympia das erste Mißtrauen bei den Einwohnern geschwunden war, als man sah, daß es mit der Arbeit Ernst wurde, und daß blankes Geld in das Land floß, da begann der eminent kaufmännische Geist der griechischen Bevölkerung mit der neuen Thatsache zu rechnen. Die benachbarte, über 10,000 Einwohner zählende Stadt Pyrgos, durch die der Verkehr von der See her mit Olympia nothwendig hindurch geht, fand in dem Unternehmen eine willkommene Domäne für sich, und bereits in jener Zeit galt den Pyrgioten für ausgemacht, daß Olympia in Zukunft ein Mittelpunkt für den Zusammenfluß von Tausenden, eine reiche Einnahmequelle für die Stadt werden müsse. Der Bürgermeister von Pyrgos hoffte den ausgezeichneten Verdiensten, welche sein Vater und Großvater sich um die Stadt erworben haben, seinerseits ein ebenbürtiges hinzuzufügen, indem er auf das Lebhafteste jenen Gedanken förderte, und, als dem Bruder eines der damaligen Minister, gelang es ihm unschwer, für seine Idee in gewichtigen Kreisen Propaganda zu machen. Heute hat jener genannte Wohlthäter, der wohl in naher Beziehung zu der entwickelten Speculation steht, den ersten und, wie es scheint, nicht erfolglosen Schritt gethan, den gehegten Plan zu verwirklichen.

Die liebenswürdigen Bewohner der Stadt Pyrgos haben den bei dem Unternehmen betheiligten Deutschen das herzlichste Wohlwollen entgegengebracht und ihnen ihr bisweilen beschwerliches Dasein nach Kräften erleichtert. Es kommt daher einem Betheiligten nicht eben leicht an, gegen den Herzenswunsch liebgewordener Freunde zu sprechen; dennoch muß es der Sache halber geschehen.

Den unverkennbaren Vorzügen, welche der Verbleib der olympischen Funde an ihrem Heimatsorte besitzt, halten Bedenken ernstester Art die Wage. In erster Linie der Zweifel an der Möglichkeit, dort die Fundgegenstände vor lüsternen Händen zu schützen. An einem von der Hauptstadt um mehrere Tagereisen entfernten, abgelegenen und in den Sommermonaten in hohem Grade gesundheitsgefährlichen Orte wird es nicht in gleicher Weise möglich sein, die Erhaltung der gewonnenen Schätze zu gewährleisten, wie dies in der Hauptstadt unter den Augen der Regierung und unter denen der fremden Besucher der Fall sein würde. Im besten Falle würden die Schätze des Museums in Olympia der Obhut eines Conservators, vielleicht mit einem oder zwei Assistenten, anvertraut, die Invaliden der Akropolis bildeten eine Anzahl von Galeriedienern, und ein dorthin commandirtes Detachement Soldaten sorgte für die äußere Sicherheit. Man mag der Wachsamkeit und Ehrlichkeit der Beamten das Beste zutrauen, sie werden gleichwohl nicht verhindern können, daß Einzelnes (besonders kleinere Objecte, Stücke der nach Tausenden zählenden Bronzen und Terracotten) verschwindet. Aber kann man wohl mit voller Sicherheit und für alle Zeiten auf die unbeirrte Ehrlichkeit der sich selbst überlassenen Beamten bauen, in einem Lande, wo Universitätsprofessoren trotz des gesetzlichen Verbotes den Antikenhandel ziemlich offen treiben, wo fast jedes Amt käuflich ist, in einem Lande, dessen Sprache für lachen und betrügen nur ein und dasselbe Wort besitzt? Wem die schwachen Seiten jener nach vielen Richtungen so äußerst achtens- und liebenswerthen Nation durch eigene Erfahrung bekannt geworden sind, der kann sich solcher Befürchtungen nicht erwehren. Es war ein völlig berechtigtes Wort, das in der kleinen Tafelrunde von Olympia ein mit den griechischen Verhältnissen vorzüglich vertrauter Diplomat und eifriger Sammler kurz nach dem Funde der Nike des Paionios aussprach, als die Rede auf das hier be-

Digitized by Google

sprochene Thema kam: „Si votre Niké reste à Olympie, elle sera en dix ans à X.“

Hierin gipfelt das eine und wohl am schwersten wiegende Bedenken. Das andre betrifft die Nutzbarmachung der neuen Schätze der Kunst und der Wissenschaft. Gewiß wird die aufgedeckte Grabesstätte Olympias noch längere Zeit hindurch ein Wallfahrtsort für die Specialforscher, insbesondere für die Archäologen in der Architektur bleiben. Aber doch nur für eine verschwindend kleine Zahl. Das Wirrsal, welches sich den erstaunten Blicken hier bietet, ist so ungeheuer, daß nur die Wenigen, die einer eingehenden Forschung halber sich zu längerem Aufenthalte entschließen, einen wirklichen Nutzen aus den aufgedeckten Ruinen ziehen können. Wem nur wenige Tage vergönnt sind, wie den meisten Griechenlandpilgern, dem wird es nicht gelingen, auch nur ein Schattenbild des Gewesenen aus den Trümmermassen sich herzustellen. Die Zahl jener Wenigen ist verschwindend klein gegenüber der Menge derjenigen Archäologen und Architekten, die jetzt alljährlich nach Athen ziehen, und die doch nun auch aus dem olympischen Fundmaterial Belehrung schöpfen möchten und müssen. Athen bietet dem Studium des Archäologen jetzt schon eine solche Fülle von Material, daß, wer griechische Kunstgeschichte studiren will, sich nicht mehr wie ehedem mit dem Besuche von London, Paris, Florenz, Rom und Neapel abfinden, sondern die Reise nach der attischen Hauptstadt nicht umgehen kann. Die Reise dorthin ist aber schon an und für sich nicht ganz wohlfeil, und böte nicht den Deutschen wie den Franzosen das deutsche archäologische Institut wie die École archéologique die Gelegenheit zu einem billigeren Aufenthalte daselbst, so würden noch weit weniger junge Gelehrte als bisher in der Lage sein, ihren Arbeiten daselbst obzuliegen. Die Kosten dieses Aufenthaltes würden sich außerordentlich steigern, wenn diese Herren gezwungen wären, sich auch der Reise nach Olympia und einem längeren Verweilen daselbst zu unterziehen. Olympia ist jetzt in drei Stunden zu Wagen vom Hafenorte Katakolo aus zu erreichen, aber das griechische Giroboot braucht zur Fahrt von Athen dorthin drei volle Tage und berührt diesen Hafenort wöchentlich nur einmal. Die Frequenz, welche durch die Anziehungskraft der Schätze Olympias hervorgerufen werden würde, dürfte nicht ausreichen, um eine Aenderung in dem Fahrplane dieser Paketboote herbeizuführen.

Aber sieht man auch von solchen Beschwerden und Kosten ganz ab, so spricht für die Ueberführung der olympischen Funde nach Athen noch ganz besonders die alsdann gebotene Möglichkeit des Vergleichens der neuen mit den in Athen vorhandenen Kunst- und epigraphischen Schätzen, und die eigentliche Basis der Kunstwissenschaft, die vergleichende Kritik, würde dem Studium entzogen, wenn die Sammlungen getrennt blieben. Die besten Abgüsse der olympischen Funde würden die Originale nicht ersetzen und sich auch nur auf eine beschränkte Zahl von Objecten begrenzen können, während das Meiste, beispielsweise die farbigen Terracotten, hinsichtlich derer die olympische Sammlung die reichste der Welt geworden ist, eine Abformung gar nicht zuläßt.

Möchten die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, das Verständniß für die zu erhoffende Lösung der Frage zu fördern, und der Ueberzeugung Raum verschaffen, daß, wie bei Abschluß des Vertrages nicht allen Wünschen und Hoffnungen zu genügen war, auch in der vorliegenden Frage nur ein Compromiß zwischen dem Wünschenswerthen und dem Zweckmäßigen zu erreichen sein wird. Möchten auch die gebildeten Kreise Athens, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen werden — denn „die Gegenwart“ wird dort so gut gelesen wie hier, und nicht nur von Deutschen — die Ueberzeugung gewinnen, daß das gebotene Geschenk, das ohnehin noch nicht den vierten Theil der nöthigen Bausumme ausmacht, nicht den Ausschlag geben kann, daß es ihre heilige Pflicht ist, die ihnen fast mühelos zugefallenen Schätze zu hüten, und ihr eigenes Interesse, dem Schmucke ihrer schönen Hauptstadt einen neuen Juwel einzufügen.

Adolf Boetticher.

Literatur und Kunst.

Für die Jugend.

Ein neues ABC-Buch von Paul Meyerheim und Johannes Trojan.

Von der alten ehrlichen Fibel in buntem Pappband mit dem bewußten Gockelhahn auf dem Titelblatt und dem ABC, welches durch die in ihrer Harmlosigkeit klassischen Verse:

„Der Affe sehr possirlich ist
Zumal, wenn er vom Apfel frißt,“

mit den naiv-groben Bildern in den Tagen unserer Kindheit den Kleinen veranschaulicht und deren Gedächtniß eingeprägt wurde, — von dieser alten Fibel mit dem großen und kleinen Einmaleins und dem Luther'schen Katechismus bis auf das Meyerheim'sche ABC, das mir die Anregung zu diesen Zeilen gibt — welch ein Weg!

Noch erinnere ich mich des großen Aufsehens, das Heinrich Hoffmanns „Struwelpeter“ bei seinem ersten Erscheinen, gegen Ausgang der vierziger Jahre, machte; ich weiß aber auch, daß dieses köstliche Buch, das sich vor allen andern Weihnachtsgeschenken der besonderen Auszeichnung zu erfreuen hatte, oft aus unsrer Kinderstube nach vorn in die Wohnstube geholt zu werden, die Großen noch mehr zu belustigen schien als uns Kinder. Bisher hatte man beinahe ausschließlich in den Kinderbüchern durch sittliche Geschichten in ernstem Ton eine pädagogische Wirkung zu erzielen, durch Schilderung von fremden Ländern und Leuten in unterhaltender Form zu belehren oder durch Märchen und Zaubergeschichten die jugendliche Phantasie anzuregen versucht. Nun machte plötzlich ein feiner Kopf die Lustigkeit, den Witz und jovialen Humor für die Werdenden dienstbar. Der „Struwelpeter“ eröffnete eine neue Aera der Jugendliteratur. Diese war für die Erwachsenen wenigstens ebenso amusant und scherzhaft wie für die kleinen Leute. Der nun einmal eingeschlagene Weg ist später vielfach von Andern beschritten worden, wie man weiß, mit besonderem Glück von den Verfassern der „Sprechenden Thiere“.

Ob die Geschichten vom „bitterbösen Friedrich“, dem „Suppenkaspar“, dem „Zappelphilipp“, dem „Dintenbuben“ und wie die ungezogenen Schlingel alle heißen, den Eltern und Erziehern ihre Aufgabe wesentlich erleichtert haben — das will ich hier nicht weiter untersuchen. Von dem Nachfolger Heinrich Hoffmanns, von demjenigen, der den nächsten und entscheidenden Schritt that, — von dem übermüthig lustigen Wilhelm Busch darf man wohl getrost das Gegentheil behaupten. Die Bubengeschichten von Wilhelm Busch — ich spreche hier nur von den früheren Humoresken und nicht von der soeben erschienenen Jugendschrift des liebenswürdigen Künstlers*) — waren überhaupt keine Kinderbücher mehr.

*) „Stippstörchen für Aeuglein und Oehrchen“, von Wilhelm Busch (München, Verlag von Friedrich Bassermann), heißt diese neuste Schrift, in der Busch in eine ganz neue Periode seines humoristischen Schaffens eintritt. Die Geschichten sind freilich ebenso lustig und ebenso humorvoll wie die ergötzlichsten Reime in seinen früheren Werken, aber sie sind viel discreter und gesetzter, wenn ich so sagen darf. Die Späße der „niederländischen Schule“, wie sie im „heiligen Antonius“ und später in der „frommen Helene“ und den darauf folgenden Humoresken ziemlich zahlreich und mit zwingender Komik, aber bisweilen auch mit einer Unverhülltheit vorkamen, die diesen Scherzen den Zutritt zur Familie erschwerten, sind diesmal gänzlich ausgeschlossen; ebenso haben sich die Zeichnungen von der excentrischen Caricatur, die früher herrschte, abgewandt. Busch gibt uns hier zum erstenmal nicht blos belustigende, sondern ästhetisch anmuthig wirkende hübsche Bilder. Aus einigen derselben, wie den Illustrationen der Geschichte von den beiden Schwestern, Seite 18, 19 und 22, ist der alte Busch, der früher keine Figur zeichnen mochte, ohne irgend eine lächerlich wirkende und beabsichtigte Verzerrung anzubringen, gar nicht wieder-

Digitized by Google

Wenn im „Struwelpeter" auch besonders für die Unterhaltung der Erwachsenen gesorgt war, so war doch noch immer die Bestimmung des Buches für Kinder ersichtlich. Busch aber dichtete und zeichnete seine Kindergeschichten nur zur Belustigung des reifen Alters. Hoffmann hatte den Witz herangezogen, Busch griff weiter zur ausgelassensten Caricatur in der Zeichnung und Dichtung. Er carikirte die ganze belehrende Tendenz der Jugendschriften, namentlich in dem köstlichen ABC. Man kennt die unvergleichlichen Verse:

„Die Lerche in die Lüfte steigt,
Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt;"

„Die Nachtigall singt wunderschön,
Das Nilpferd bleibt zuweilen stehn;"

„Die Zwiebel ist der Juden Speise,
Das Zebra trifft man stellenweise;" —

und man vergegenwärtige sich die tollen Bilder, die diese tiefen Weisheitssprüche veranschaulichen sollen! Wie wird hier die Pädagogik der Jugendschriften verspottet durch Anführung der charakteristischen Eigenschaften für die dargestellten Thiere: daß es eine Eigenthümlichkeit des Löwen ist, zu brüllen, wenn er nicht schweigt, des Nilpferdes, bisweilen stehen zu bleiben und des Zebras, daß man es stellenweise trifft!

Ebenso persiflirte er, wie auch Hoffmann schon gethan hatte, mit der keckſten Laune die sogenannte Abschreckungstheorie als pädagogisches Hülfsmittel. In den grauslichen Uebertreibungen geht er so weit wie irgend denkbar. Von den schrecklichsten Strafen werden unartige Menschen und Thiere ereilt. Der Rabe Hans Hückebein erhängt sich als Opfer seiner Trunksucht, Helene geht an der Explosion der Petroleumlampe elendiglich zu Grunde:

„Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen" —

und sie muß im Höllenkessel weiter schmoren. Die bösen Buben von Korinth werden platt gewälzt, Max und Moritz zermahlen ꝛc. Der Dichtung entsprechend leisteten die Zeichnungen in den übertriebensten Verzerrungen das Mögliche und Unmögliche. Busch hat mit einem Worte in dieser Specialität von lustigen und schrecklichen Geschichten zum ausschließlichen Behagen der Aelteren das letzte Wort gesprochen.

Es ist begreiflich, daß der Erfolg dieser Struwelpeterliteratur und der Humoresken von Busch, die aus Unbedacht und Unverstand der Eltern doch auch in die Hände der Kinder geriethen, diejenigen, die sich die Erziehungssache besonders angelegen sein ließen, mit einiger Besorgniß erfüllen mußte. Eine starke Reaction machte sich dagegen geltend. Diesen Büchern, die eine komische Wirkung durch das Häßliche erzielten, traten andere gegenüber, in denen eine anmuthige und ästhetische Wirkung durch das Schöne angestrebt wurde. Ich brauche nur an die reizenden Kinderbücher von Oskar Pletsch, Max Schulz in Düsseldorf u. A. zu erinnern. Diese letztere Tendenz vertrat auch und vertritt mit großer Entschiedenheit und mit Erfolg die musterhafte periodische Zeitschrift „Deutsche Jugend", herausgegeben von J. Lohmeyer.

Vom Auslande kam noch Succurs dazu, da war es besonders England, das mit seinen freundlichen und in ihrer reizenden Manierirtheit ungemein liebenswürdigen Kinderbüchern („Am Fenster", übersetzt von Käthe Freiligrath ꝛc.) Vorzügliches brachte.

Wenn dem „Struwelpeter" ein im Zeichnen mit urwüchsiger Komik begabter Dilettant, dem „Max und Moritz" ein genialer Caricaturenzeichner den Bilderschmuck gegeben hatte, so waren es hier also ernste Künstler, die durch das künstlerisch Schöne die Kleinen zu fesseln, zu unterhalten und zu erfreuen bestrebt waren. Nun, bei aller Anerkennung des feinen Talentes und der reizvollen Eigenart eines Oskar Pletsch muß doch eingestanden werden, daß mit jenen hübschen Kinderbüchern die rechte, tiefgehende und anhaltende Wirkung nicht erzielt worden ist. Ob die Bildchen gar zu fein, zu discret, zu niedlich waren, ob den beigefügten Versen die rechte Verve, oder wie man jetzt mit einem gut-deutschen Worte zu sagen pflegt: die Schneidigkeit fehlte — ich weiß es nicht; jedenfalls waren sie nicht so wirkungsvoll, wie man es hätte wünschen müssen. Das Kinderauge blieb nicht lange auf den Darstellungen der niedlichen kleinen Jungen und Mädchen haften, und die kleinen Hände griffen bald nach anderen, gewöhnlich viel schlechteren Bilderbüchern.

Die englischen Kinderbücher waren und blieben der deutschen Kinderwelt etwas Fremdes. Mochte auch der gereifte Kunstverstand an den von wirklichen Künstlern meisterlich gezeichneten und mit hoher technischer Fertigkeit in Farbendruck ausgeführten Blättern seine Freude haben, und mochte man es bewundern, wie alles das „gemacht" war, — diese Naivetät war nun einmal nicht die der deutschen Jugend. Das komisch Gespreizte und liebenswürdig Affectirte, das uns Spaß machte, blieb in der Welt der Kleinen unverstanden; es sprach nicht zur deutschen Jugend, zum deutschen Gemüth, und der deutsche Frohsinn konnte sich nicht daran entfachen. Es war ein schönes exotisches Gewächs, das der Verpflanzung auf unsern heimischen Boden widerstrebte.

Da wird nun jetzt ein Kinderbuch vorbereitet, das im Laufe der nächsten Woche der Oeffentlichkeit übergeben wird und von dem mir die Aushängebogen vorliegen, ein Buch, das in künstlerischer Beziehung zum mindesten auf gleicher Höhe steht, wie die besten englischen Bücher dieser Art — nein, seien wir nicht zu bescheiden, sagen wir es gerade heraus: das höher steht als jene, das in der künstlerischen Technik, in Holzschnitt und Farbendruck, eine Meisterleistung ersten Ranges ist und von einem echten deutschen Dichter, den man nicht charakterisiren kann, ohne zu den deutschesten Prädicaten „sinnig" und „beschaulich" zu greifen, mit allerliebsten Versen begleitet ist, — mit Versen, die rein deutsch empfunden und mit deutschem Humor neckisch umspielt sind, die die richtige Fühlung mit unsrer Kindheit haben; und diesem Kinderbuche darf man, wie ich glaube, ohne Bedenken unter allen ähnlichen Büchern unbedingt eine erste Stelle anweisen. Ich meine das von Paul Meyerheim gezeichnete und aquarellirte ABC, mit Versen von Johannes Trojan.*)

Die Gelegenheit, die bekanntlich die guten Gedichte hervorbringt, hat hier die reizendsten Bilder geschaffen. Paul Meyerheim hat diese Zeichnungen ursprünglich für sein Pathenkind, den Sohn seines Freundes Gustav Richter componirt. Der Erfolg, den diese Blätter in befreundeten Künstlerkreisen gehabt haben, ist die Veranlassung für Meyerheim dazu gewesen, die Skizzen auszuarbeiten; und so kann nun dies ABC in meisterhafter Reproduction seinen Weg in die Oeffentlichkeit antreten, und es wird, dessen bin ich gewiß, weit gehen.

Meyerheim hat unzweifelhaft bedeutendere Kunstwerke geschaffen. Sein großes Talent umspannt ja alle Gebiete der Malerei. Er vergnügt sich an Tischkarten zu Künstlerfesten, an illustrirten Einladungen; er bewältigt aber auch, wie schon die Fresken bei Borsig allein beweisen würden, mit Meisterschaft die großartigsten Aufgaben seiner Kunst. Etwas Originelleres aber, für ihn als Künstler und Mensch Bezeichnenderes, von Anfang bis zu Ende mit gleichmäßigerer Sauberkeit Durchgeführtes, — kurz: etwas Gelungeres hat er wohl kaum geschaffen. Der schnell und lustig arbeitende Künstler, dessen leichtgestaltende Hand das Erstaunen und die Bewunderung aller seiner Freunde in demselben Maße erregt, wie es die Gehässigkeit seiner Neider hervorruft, hat da in den siebenundzwanzig Bildern wieder mal

zuerkennen. Busch hat hier zeigen wollen, daß er gerade so zierlich und manierlich zeichnen kann wie die idealisirenden Engländer. Das Buch gehört als poetische wie als malerische Leistung zu dem Besten, was dieser prächtige Künstler und Dichter geschaffen hat.

*) ABC. Siebenundzwanzig aquarellirte Originalzeichnungen von Paul Meyerheim. In Farbenholzschnitt ausgeführt von Kaeseberg und Oertel mit Reimen von J. Trojan. Berlin, Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

spielend siebenundzwanzig kleine Kabinetsstücke geschaffen. Die Schnelligkeit, mit der er zeichnet und malt, ist allerdings stupend, und ich kann da eine kleine Geschichte einfließen lassen, die mir mit ihm passirt ist und die mir zu charakteristisch erscheint, als daß ich sie unterdrücken möchte.

Bei einer unsrer freundschaftlichen Begegnungen sagte ich ihm einmal halb im Spaß, daß ich ihm nächstens ein Bild bestellen würde, wenn er in Anbetracht der üblichen schlechten Zeit einen vernünftigen Preis, d. h. einen solchen, wie ich ihn zahlen könne, dafür fordere. „Wieviel wollen Sie denn anwenden?" fragte mich Meyerheim. Ich nannte eine scherzhaft niedrige Summe. „Schön," versetzte er nach einigem Nachdenken, „ich male Ihnen dafür zwei Löwen; Sie können gleich darauf warten!"

Daß ein Künstler wie Meyerheim, der jährlich so und so viel Bilder aller Art und in allen Formaten fertig bringt, wie Rubinstein zufällig auch 'mal danebengreift, ist ganz natürlich. Es läßt sich ja nicht in Abrede stellen, daß z. B. seine Bilder auf der letzten Ausstellung nicht zu den glücklichsten gehört haben, und die „lieben Freunde" haben sich denn auch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, um dem jovialen Künstler am Zeuge zu flicken. Ich glaube aber, daß bei einem so fruchtbaren und fleißigen Manne, der so viel Ausgezeichnetes schon geschaffen hat und ohne Zweifel noch schaffen wird, von einem solchen Fehlgriffe nicht viel Aufhebens zu machen ist; und wenn er überhaupt einer Revanche bedurft, so hat er sie mit seinem ABC genommen.

Die Compositionen sind so künstlerisch, so fein, so witzig und so wirksam dabei — mit einem Worte: so ganz das, was sie sein sollen, daß man nicht müde wird, in dem allerliebsten Buche zu blättern, daß man ein jedes Blatt mit wachsendem Vergnügen aufs Neue betrachtet und immer neue, kunstvolle und humoristische Liebenswürdigkeiten auf denselben entdeckt. Das sind Bilder, wie sie die Kleinen mit großen Augen beschauen, und wie sie die Erwachsenen den Kindern mit Vergnügen zeigen.

Meyerheim hat sich in seinen Zeichnungen von den Caricaturen der früheren Bilderbücher und den Manierirtheiten der ausländischen Erzeugnisse völlig freigehalten. Es sind mit großer Künstlerschaft ausgeführte, realistisch echte Darstellungen von lebenden Wesen und todten Gegenständen ohne Verzerrung nach der Seite des Häßlichen und ohne Affectirtheit nach der Seite des Schönen hin. Und doch, welcher freundliche Humor in diesen treu nach dem Leben aufgenommenen Zeichnungen im Ausdruck der Physiognomie, in der Stellung, in der Composition! Wer das Quagga, das dem quamquam, quidquid und quoque studirenden Quintaner zuschaut, wer den durstigen Droschkenkutscher der Droschke dreihundertdreiunddreißig neben der Distel, wer den mit dem Orden spielenden Orang-Utang ohne Lächeln ansehen kann, dem ist der Sinn für Humor versagt. Und welchem Blatte soll man den Vorzug geben? Alle sind ganz meisterlich, lustig, anmuthig und reizend, alle von A bis Z!

Die Anordnung derselben ist gewöhnlich die: in der Mitte steht der große Buchstabe, um den herum und in den hinein alle möglichen mit demselben Buchstaben anfangenden Menschen, Thiere, Pflanzen und todten Gegenstände componirt sind. Der große Buchstabe selbst ist mit einer Farbe colorirt, die mit demselben Buchstaben beginnt, also z. B. „R" ist rosa gefärbt, mit Rosen durch- und überwachsen, eine Ruthe daran, auf dem Rosenstrauch ein Rabe, auf dem Rasen Rehe, dahinter ein reisiger Ritter in der Rüstung. „S" ist schwarz gefärbt, im Hintergrunde steht die Stadt im Sonnenuntergang, davor — doch wozu soll ich in Prosa sagen, was Johannes Trojan in allerliebste Reime gebracht hat? Und um noch ein Uebriges zu thun, hat der Dichter einen jeden Buchstaben noch einmal insofern verwerthet, als er die Verse an ein Kind richtet, dessen Vornamen wiederum mit demselben Buchstaben anfängt. Also hören wir die gereimte Erklärung zu dem Bilde „S":

Hinter der Stadt sank die Sonne roth,
Als über den See fuhr das Segelboot.
Die Schwalben flogen zu Neste; die Spatzen
Störten die Schnecke durch ihr Schwatzen.
Der Storch im Sumpf auf die Suche ging,
Wo um das Schilf flog der Schmetterling.
Aus Steinen beim Spaten kroch die Schlange;
Vor der, Susanne, wär' Dir wohl bange?

„M" (marmorirt):

Der Maler malte den Mönch in Ruh,
Der Müllerbursch sah aus der Mühle zu.
Da wurden nicht weit vom Mühlenrad
Meerschweinchen und Maus von der Möhre satt.

Und als der Mond schien hell auf den Mohn
War fertig das Bild des Malers schon.
Zu Haus gingen Meerschweinchen auch und Maus —
Nun ist, Mariechen, mein Märchen aus.

Man sieht schon aus diesen Versen, mit welcher Gewandtheit und wie glücklich Trojan die sehr schwierige Aufgabe gelöst hat. Der Uebermuth des Künstlers, der nur auf die Gebote der Alliteration zu achten hatte, hat im Uebrigen auf dem Blatte willkürlich Alles zusammenbringen können, was ihm gut schien. Der Dichter hat diese zusammenhangslosen Dinge in hübschen Reimen in einen Zusammenhang bringen und die ganz heterogene Gesellschaft schalkhaft einigen müssen; und diese Aufgabe mußte jedesmal in acht kleinen Zeilen gelöst werden! Trojan hat dies Kunststück fertig gebracht. Er hat das von der heitern Laune des Künstlers Zerstreute gesammelt und das Lose anmuthig zusammengefügt. Er hat ein jedes Bild scherzhaft erläutert in leichten Reimen, die jedes Kind mühelos auswendig lernt. Und damit gar nichts unerklärt bleibt, hat er in dem gereimten Vorworte auch die Erklärung über die fünfundzwanzig Farben, in welchen die fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets prangen, gegeben. Wenn hier bemerkt wird, daß das „K" „karrirt", das „N" mit „Neutraltinte", das „T" mit „Terra-Siena", das „X" mit „x-beliebigen Farben" gemalt ist, so wird man zugeben, daß da ein Commentar recht wünschenswerth erscheinen mußte.

Hier ist also das ganze Vorwort, das über das prächtige ABC-Buch alle erforderlichen Auskünfte gibt und zugleich als eine Probe der gelungenen Dichtung Trojans, als ein Beweisstück für das dem Dichter gespendete Lob dienen mag:

Der Maler stand vor der Staffelei,
Da kamen die Kinderchen herbei
Und sagten: Bitte, mal' uns was!
Der Maler sprach: Gern thu ich das!
Und weil es ist ein guter Brauch
Allezeit was zu lernen auch,
So malt' er ihnen fein und klug
Das Abc, wie es steht im Buch.
Zu jedem Buchstaben fügt er dann
Was da fängt mit demselben an.
Menschen und Thier' und viele Dinge;
Die Arbeit, wahrlich, war nicht geringe!
Und als er's hatte so weit gebracht,
Da war es noch nicht recht gemacht,
Nun wollt' er jedem Buchstaben eben
Auch noch die richtige Farbe geben,
Deren Name mit ihm beginnt.
Schwer war's, weil es gar viele sind.
Ans Werk doch macht' er sich wohlgemuth
Und im Anfang ging Alles gut.
Das A das macht er azurblau
Und braun das B — das stimmt genau.
Das C malt er mit Carmoisin,
Das D hingegen mit Dunkelgrün.
Mit englisch Roth färbt er das E,
Das F mit Fleischfarb', mit Gelb das G.
Das H mit Hellgrün bestrich er froh,
I macht' er blau mit Indigo.

Digitized by Google

Beim A besann er sich eine Zeit,
Gab dann ihm ein karrirtes Kleid.
L kriegte Lila, das stand ihm fein,
M ward marmorirt wie Marmelstein.
In Neutraltint' das N er taucht',
Zu dem O er Orange braucht'.
Dem P zog er Purpurhosen an,
Machte quittengelb das Q sodann.
R prangt' in Rosenroth, indeß
Er einfach schwarz anstrich das S.
Das T war wunderbar zu schau'n
Im schönsten Terra-Siena-Braun.
Ultramarin stand gar zu nett
Dem U, dem V das Violett.
Das W natürlich ließ er weiß —
Nun aber ward dem Maler heiß,
Da er das X anmalen wollte,
Er wußte nicht, was er machen sollte.
Da fiel ihm endlich etwas ein,
Das mochte wohl das Rechte sein,
Und kurz entschlossen, malt er fix
Mit x Farben das böse X.
Bei Y ging es schon schneller,
Da nahm er Yellow vom Farbenteller.
Zuletzt, befreit von aller Noth,
Malt' er das Z zinnoberroth.

Des Malers Arbeit war zu Ende,
Vergnüglich rieb er sich die Hände,
Hatt' nun vor allen Sorgen Ruh'.
Jetzt kam ein Anderer noch dazu,
Der zu den Bildern Reime machte,
Was gemalt war, in Verse brachte.
Die Beiden wünschen nun, daß Allen
Dies Büchlein möge wohl gefallen,
Den Kleinen, die erst lernen sollen,
Den Großen, die wiederholen wollen,
Allen Freunden vom Abc!
Das wünschen vom Herzen

M und T.

Schließlich muß ich noch über die künstlerisch-technische Ausführung ein Wort sagen. Die Farben-Holzschnitte von Kaeseberg und Oertel sind bewunderungswürdige Leistungen; die Zeichnung und das Aquarell sind mit einer Correctheit und Feinheit im Ton wiedergegeben, die erstaunlich sind. Ebenso tadellos ist der auf der Buchdruckerpresse bewirkte Druck der farbigen Platten von Fischer und Wittig in Leipzig. Die Blätter reproduciren mit einem Worte das Aquarell mit einer merkwürdigen Treue. Daß auch im Uebrigen dem schönen Ganzen eine entsprechende typographische Ausstattung gegeben worden ist, braucht kaum noch besonders gesagt zu werden.

Das Meyerheim-Trojan'sche Abc wird demnach bei Jung und Alt einen großen und wohlverdienten Erfolg haben. Viel Witz und viel Behagen!

Paul Lindau.

Das Jubiläum der Comédie française (1680—1880).

II. Molière-Abende.

(Schluß.)

„Vorübungen und Kampfspiele" aller Art gehen dem „Tartuffe" voraus; runde Meisterleistungen, wie der „Imposteur" und der „Misanthrope" werden selbst dem gottgeliebtesten Künstler nicht im Schlafe gegeben; er muß gelebt, gelitten, gelernt und — vergessen haben, ehe er mit so reifen Schöpfungen vor die erstaunte Mit- und Nachwelt hintreten kann. Molière hat mit Schülerarbeiten, mit Nachahmungen fremder Muster, mit Stegreifkomödien und kurzathmigen Schwänken begonnen, wie ja auch Shakespeare zuerst altenglische, romanische und klassische Motive für die Bühne seiner Tage herübergenommen hat; Beide haben sich mit Heiden und Christen, Vorläufern und Zeitgenossen, Chronisten und Novellisten, Komödianten und Höflingen herumgeschlagen; Studium und Lebenserfahrung haben zu ihrer Ausbildung heilsam ineinander gegriffen; zu guterletzt haben Beide ihr Bestes und Geheimstes doch nur aus dem eigenen Inneren hervorgeholt und all ihre vielgerühmten, den historischen Darwinianern so werthen, geistigen Nährväter stehen beiläufig in demselben Parentelverhältniß zu ihnen, wie der heilige Joseph zu Jesus Christus. Ursprüngliche, starke Poetennaturen sind weder die Kinder, noch die Väter ihrer Zeit; sie kommen alle paar Menschenalter, bald da, bald dort als Dichter auf die Welt, wie Andere als Feldherren geboren werden. Napoleon hätte ungeheure Kriegsthaten vollbracht, auch wenn er niemals eine Silbe von Alexander dem Großen vernommen; Goethe hätte als Naturkind auf einer Robinson-Insel lyrische Anwandlungen gehabt, und Molière hätte die Komödie erfunden, auch wenn sie ihm in der Jesuitenschule bei Terenz und in Pariser Bretterbuden nicht leibhaftig entgegengetreten wäre. „Au sortir des écoles de droit il choisit la profession de comédien par l'invincible penchant qu'il se sentoit pour la comédie. Toute son étude et son application ne furent que pour le théâtre."*) Molière ist und bleibt auch in der That vielleicht der wirksamste aller Bühnendichter; er hatte stets ein Publicum von Zuschauern, nicht von Lesern vor Augen; die Lectüre Molière'scher Stücke verhält sich zu ihrer Darstellung wie ein Klavierauszug zu einer Orchesteraufführung; erst im Schauspielhaus selbst wird es uns völlig deutlich, mit welch überlegener Sicherheit Molière die Technik der theatralischen Perspective übt und bewältigt. Es wäre in dieser Richtung ebenso anregend als leicht durchführbar gewesen, bei unserer Jubelfeier durch eine „dramatisirte Gesammtausgabe" Molières seinen artistischen Werdegang uns vorzuführen: die Zeitgenossen eines bedeutenden Mannes erleben ihn gleichsam mit; wir Nachfahrer hätten diese genetische Fortentwicklung gerne als Nekromanten heraufbeschworen. „Es gibt keinen höheren Genuß und keinen reineren, als sich mit geschlossenen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakespeare'sches Stück nicht declamiren, sondern recitiren zu lassen", meint Goethe**); „Shakespeare wirkt durchs lebendige Wort, und dies läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern"; Molière, ob er gleich ein Meister der Rede und des Verses***) ist, wirkt voll und ganz erst durch die unmittelbare Anschaulichkeit; seine Komik bedarf der sichtbaren Verlebendigung durch Geberde, stummes Zwischenspiel und alle Nachhülfen der Schauspielkunst. Jeder Theaterfreund, der die allerderbsten Possenspäße Molières, den cocu imaginaire, den Mr. de Pourceaugnac, den malade imaginaire ꝛc. in leiblicher Darstellung zu seiner unverlierbaren Erbauung mitangesehen, wird Diderots Wort beipflichten: daß es vielleicht noch weniger Menschen gäbe, die so abenteuerlich tolle und erlustigende Schwänke wie den „Junker von Schweinickel"†) zu Stande brächten, als den „Misanthrope". Unsere Pariser Molière-Woche hat uns leider die besten Proben dieser gesunden, volksthümlichen Komik (den „widerwilligen Medicus," „des Scapins listige Betrügereyn", „die gezwungene Ehe" ꝛc.) nicht vorgeführt; man ging sogar an den „lächerlichen Einbilderinnen" achtlos vorüber — die bei diesem Anlaß füglich nicht vergessen werden durften. Erst am vorletzten Festabend gab man die „Schule der Frauen", eines der (nicht blos in chronologischer Beziehung) allerersten Lustspiele Molières. Arnolph, ein „Meister Klügling", wie ihn Luther getauft haben würde, der in jungen Jahren wohl selbst rechtschaffen viele Ehemänner seinem Namenspatron geopfert hat, will bei der Wahl seiner Gattin schlauer

*) Vorrede der Gesammtausgabe von 1682.

**) Shakespeare und kein Ende.

***) Allbekannt ist Boileaus Apostrophe: Enseigne-moi, Molière, où tu trouves la rime. Satire II. 1664.

†) So verdeutscht in meinem Exemplar der Uebersetzer von 1795.

Digitized by Google

als alle Welt vorgehen; der harte Egoist läßt seine Zukunftsbraut absichtlich in der größten Unbildung, Unwissenheit und Abgeschiedenheit aufwachsen; er will eine dumme Frau, bei der, meint er, sei man seiner Sache sicher. „Mais un homme injuste parviendrait à faire une rusée de l'innocence même", sagt Agnes' Zwillingsschwester, Beaumarchais' Rosinchen; der erstbeste junge, hübsche Fant richtet bei dem naiven Kind mit einem Blick mehr aus als der geriebene, falsche Wohlthäter mit seinen wohlgesetztesten Liebes- und wildesten Zornausbrüchen; der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein; Arnolphe bekommt auf alle seine Drohungen und Zärtlichkeitsbetheuerungen immer nur Variationen der schlagenden Erwiederung Rosinchens zu hören: Si vous pouviez me plaire, ah! comme je vous aimerais! Arnolphe ist für die hübsche, wahrhaftige Agnes zu alt, zu herrisch, zu ränkesüchtig. Er muß in dem ungleichen Kampf der Tugend, Anmuth und Liebe das Feld räumen, und es widerfährt ihm der Art nur sein volles Recht. Man hat wohl gefragt: aus welchem Grunde spielt Molière seinem Arnolphe gar so übel mit? Arnolphe ist ja geschieden und eigentlich von keinem anderen Fehler heimgesucht, als von seiner übermäßigen Liebe für Agnes.*) Ich bekenne, daß mir dieser Einwand nichts weniger als schlüssig erscheint; der „Geizige" ist ja auch ein ungewöhnlich kluger Mann; ihn quält nur dasselbe Laster wie Arnolphe: die grenzenloseste Selbstsucht. Der Eine will seinen leibhaftigen Schatz aus demselben Mißtrauen wider schuldlose Nebenmenschen lebendig begraben, wie der Andere seinen todten verscharrt; beide sind Frevler an der Humanität; sie verlangen von allen Anderen die liebevolle Hingebung, unbedingten Gehorsam und üben selbst die nichtswürdigste Menschenverachtung. Der Geizige prügelt seinen Kutscher (III, 5), der ihm die üblen Nachreden der Nachbarn gradheraus sagt, und Arnolphe fertigt jede, selbst die wohlmeinendste Einrede (I, 1) mit dem Hinweis auf seine Unfehlbarkeit ab:

„perorirt
Und predigt mir bis Pfingsten, wenn Ihr wollt,
Und wundert Euch, wenn Ihr am Ende seid,
Daß Ihr von aller Weisheit mir
Kein Quentchen aufgeschwatzt."

Dazu kommt, daß Arnolphe durch die Arglosigkeit des Liebhabers, durch die Offenherzigkeit seiner Agnes von dem ganzen Herzenshandel in Kenntniß gesetzt wird; er treibt die „Selbstbeherrschung" so weit, seinem jugendlichen Rivalen mit keiner Silbe zu verrathen, daß er selbst der böse Drache sei, der ihm den Zutritt zur unschuldigen Geliebten verwehrt, und er zwingt die Betrogenen durch seine eigene Tücke, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Jessica, die ohne greifbaren Grund ihren Vater bestiehlt und im Stiche läßt, verletzt unseren Familiensinn; der Sohn des Geizigen, der einem solchen Unmenschen gegenüber zum Schluß seine echtmenschliche Zornesaufwallung nicht zurückhalten kann, Agnes, die von Arnolphe, Rosine, die von Bartolo nichts hören will, befinden sich in einem Zustand der Nothwehr, die ihre Handlungsweise — ich will nicht sagen als Tugendmuster — immerhin aber als ganz naturgemäß erscheinen läßt. Die ungeheure Mehrheit der Menschen erstrebt einmal nicht Heiligenkronen und Märtyrergröße; die meisten halten es mit dem Herrn Jourdain, der „von Natur hitzig ist, wie ein Teufel, und sich nach Herzenslust erbosen will, wenn ihm das grade paßt". (Der Bürger als Edelmann, II, 6.) Viel ernsthafter als diese jüngsten Bedenken**) erscheinen mir die Anklagen der zeitgenössischen Widersacher Molières. Der Autor der précieuses ridicules hatte ein unübertreffliches Talent sich Feinde zu machen. Umsonst gab er den guten Rath, daß Jeder die lächerlichen Figuren, welche das Theater ihm vorführt, ohne Aerger betrachten solle. Seine Gegner mochten ihm den Tort, den ärgsten, dem man einem Franzosen anthun kann, nicht vergeben sie öffentlichem Spott preisgegeben zu haben. Die einen oder die anderen Precieusen (Kritik 3) hatten anfänglich versucht, Molière in ihre Kreise zu ziehen; „nun kennst Du ihn und weißt, wie einsilbig er in Gesellschaft ist. Sie hatten ihn als Schöngeist zu ihrem Souper eingeladen und er war an dem Abend stummer, wie je: da saß er denn schweigend und zerstreut unter einem halben Dutzend Leuten, die auf ihn eingeladen waren und die ihn mit großen Augen, wie ein Wunderthier ansahen; sie hatten sich alle vorgestellt, er würde die Gesellschaft mit Witz freihalten; er müsse ein Impromptu auf Alles machen, was gesagt würde, jedes Wort, das aus seinem Munde käme, müsse etwas Außerordentliches sein und er könne nur mit einem Epigramm zu trinken fordern: aber sie wurden sämmtlich sehr enttäuscht und die Damen waren so schlecht erbaut von ihm, als ich von ihnen". Molière ist die Antwort nicht schuldig geblieben und hat viele Jahre nachher seine Gesinnungen in den (bei unserem Jubiläum meisterhaft dargestellten) femmes savantes noch viel schärfer gefaßt, als in den Précieuses; vorläufig wartete diese ganze Sippe von Blaustrümpfen, „deren Ohren wohl das Keuscheste an ihrer ganzen Person sein mochten", nur auf einen Anlaß zu erbarmungsloser Vergeltung. Mit dem Scharfblick des Hasses spürten sie alle Stellen in der „Frauenschule" auf, die durch Indecenz oder übergroße Derbheit Anstoß erregten. Und diesmal kann man den Kritikern nicht ganz Unrecht geben: Molière befolgt, wie jeder andere große, französische Autor gar zu treulich die Weisung des: „naturalia non sunt turpia". Molières Zweideutigkeiten in der Frauenschule sind für den deutschen Geschmack oft geradezu verletzend*), aber der schlagfertige, streitbare Poet führte seine Sache in der „Kritik der Frauenschule" mit so viel Geist und vor Allem mit so viel Erfolg, daß die Lacher auf seine Seite traten und die verspotteten Afterdichter, die Blaustrümpfe und die verhöhnten Hofleute — jede der drei Gruppen auf ihre eigene Weise — noch entschiedener als zuvor wider ihn Front machten. Die abscheulichsten Verleumdungen liefen wider Molière um; man beschuldigte ihn des Incestes: er hatte sich mit der jungen Schwester (?) seiner Jugendgeliebten Madelaine — Amande Béjart — vermählt, und ein feindseliger Komödiant beschuldigte den Poeten vor dem König selbst, seine eigene Tochter geheirathet zu haben; die wüthende Bande der Poetaster ließ Molière in einer (der Kritik der Frauenschule nachgebildeten dramatischen) Schmähschrift verhöhnen**), und um das Maß voll zu machen, trat zu all diesen Verleumdungen und literarischen Fehden eine Realinjurie gröbster Sorte. Ein Höfling, der Herzog de la Feuillade, lies es sich nicht nehmen, daß Molière keinen Anderen, als ihn selbst mit dem Marquis der Critique de l'école des femmes haben „zeichnen" wollen; da er nun den Poeten eines Tages in Versailles erblickte, eilte er auf ihn zu, scheinbar, in der Absicht, ihn mit einer jener, Alceste so verhaßten, Allerweltsumarmungen zu beglücken; Molière wollte geduldig die Liebkosung über sich ergehen lassen; der nichtswürdige Adelige aber mißhandelte den wehrlosen Autor, et lui frotta rudement le visage contre les boutons de son habit. Ludwig XIV. trat nicht blos auf die Seite des beschimpften Künstlers, indem er den edlen Herzog nach Gebühr abkanzelte; er befahl Molière sogar, Genugthuung

*) Revue des deux mondes, 1. November 1880.

**) Molière hat dieselben in der Kritik der Frauenschule (VI) richtig charakterisirt: „Mein Gott, es gibt Leute, denen zuviel Verstand das Urtheil verdirbt, die vor lauter Licht die Dinge schlecht sehen und denen es sogar zuwider ist, derselben Meinung mit allen anderen zu sein, weil sie sich den Ruhm des Schiedsrichteramtes nicht nehmen lassen wollen".

*) Das vielberedete Verhör der Agnes durch Arnolphe (II, 6) Ed. Moland, Bd. 2, S. 441 ff.

**) Es war das Portrait du peintre von Edme Boursault; da Unsereiner Alles prüfen und das Beste behalten soll, habe ich dies geistlose Machwerk gelesen; es war eine der trübsten Viertelstunden meines Daseins; Veuillot ist ein feuriger, kraftvoller Widerpart, Boursault einer der oberflächlichen Gesellen, die uns ärgern, selbst wenn sie zufälligerweise einmal etwas Richtiges vorbringen. Saint René Taillandier überschätzte ihn durchaus. Der Titel des „Portraits" wird in dem Stück also gerechtfertigt (Act. I, 2)

nous avons un homme (Molière)
qui fait mieux des portraits que les peintres de Rome.

Digitized by Google

als Satiriker zu nehmen und all seinen Gegnern die geziemende Antwort nicht schuldig zu bleiben. Molière ließ sich den Auftrag nicht zweimal ertheilen; binnen acht Tagen war das „Impromptu de Versailles“ geschrieben und einstudirt; die Indignation hatte Molières Feder geführt, da er das Gebot bewahrheitete:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie!

Dieses „Impromptu“ nun bildete die eigentliche Novität unseres Theaterfestes; das Stück war seit dem Jahre 1838 nicht mehr aufgeführt worden, man studirte es mit großem Eifer ein und — der Erfolg blieb aus. Die Pariser Kritiker schoben Molière die Hauptschuld an diesem Ausgang zu; der Referent, welcher die Komödie volle sechsmale aufmerksam mit angesehen hat, vermag dieser Meinung nicht beizustimmen; die Inscenirung und die Aufführung war in entscheidenden Punkten vergriffen und man darf wetten, daß dies Gelegenheitsstück anderwärts, (etwa in Wien mit Sonnenthal als Molière) bei besserer Interpretation einstimmige Anerkennung finden würde. Molière führt in der Improvisation seine eigene Sache; er stellt sich und die Seinigen keck und leibhaftig auf die Bühne; er thut so, als ob seine Komödianten mit ihm ein neues Stück zu Ehren des Königs einstudiren sollten; seine Genossenschafter meinen, ihrer Sache nicht sicher zu sein; der Eine hat seine Rolle nicht memorirt; die Andere ist mit ihrem Part unzufrieden; eine Dritte bittet Molière, den Plan, der ihm einmal durch den Kopf schoß, eine Komödie über die Komödianten zu schreiben, bei diesem Anlaß ins Werk zu setzen. Molière läßt sich durch „des Voglers Pfeife locken“ und gibt zum Ergötzen aller Zuhörer Stimmporträts der schlimmsten Concurrenzschauspieler zum Besten; da die eigentliche Theaterprobe anheben soll, erscheint ein Hofherr, der die Schauspielerinnen mit gesprochenen und gebackenen Süßigkeiten regalirt und mit diplomatischer Grobheit hinauscomplimentirt und das Signal zum Anfang geben lassen will; mit Mühe bringt man ihn davon ab. Nun hebt Molière als Theatergott zu arbeiten an. Er läßt scheinbar eine Scene des neu einzustudirenden Stückes probiren; er spielt selbst mit, bessert da und dort nach, rückt alle Requisiten zusammen, hilft überall als Poet, Regisseur, Inspicient und Schauspieler mahnend und meisternd nach, und Alles ist im besten Gange, als mit einemmale Mlle. Bejart aus der Rolle fällt und Molière zuruft: „Wenn ich an Eurer Stelle gewesen wäre, so hätte ich die Sache doch anders angefaßt, alle Welt erwartet eine recht derbe Antwort von Euch“; die meisten Damen sind gleicher Meinung; Molière gibt anfangs ruhig, später immer leidenschaftlicher die Gründe seines Vorgehens in geschlossener, langsam ansteigender Rede und — gleich darauf hört man Lärm; der König ist da, das Zeichen zum Anfang ist gegeben, ein Wichtigthuer nach dem anderen drängt den verzweifelten spiritus rector der Schauspieler; Niemand will sich vor die Zuschauer hinauswagen, bis zu guterletzt die erlösende Botschaft kommt, „daß der König von der Verlegenheit gehört hat, in der sich Molière befindet und aus besonderer Güte sein Lustspiel für ein anderes Mal reservirt hat.“ Wie man auf den ersten Blick sieht, hat es Molière sehr geschickt angefangen, um die Einförmigkeit seiner wider drei Parteien gerichteten Polemik bunt zu beleben; der ganze Act ist eigentlich nur ein Monolog mit vertheilten Rollen, in dem die Precieusen, die Parteigänger des Herzogs v. Feuillade, die Conccurenzschauspieler und vor Allem die Herren vom Gelichter Boursaults aus Molières eigenem Mund oder durch seine Sprechrohre Alles zu hören bekommen, was der Autor selbst auf dem Herzen hat; auch führt in der That das Personal Molières nur scheinbar ab und zu das Wort; in Wahrheit bedeutet das nicht mehr, als wenn in einem Solo-Stück für Geige oder Flöte kurze Tutti des begleitenden Orchesters einsetzen; die Singstimme wird im nächsten Augenblick von dem Alles beherrschenden Solisten selbst übernommen. Schon aus diesem rein technischen Gesichtspunkt halte ich das „Impromptu“ für ein Unicum, das jeder schaffende Künstler mit derselben Sorgsamkeit studiren sollte, mit der Otto Ludwig Shakespeare Monologe zergliedert hat. Ein Beispiel. Molière und La Grange stellen in dem fingirten Stück zwei lächerliche Marquis dar, die mit einander hadern, welcher von Beiden denn eigentlich Molière in seinem letzten Lustspiel Modell gestanden; sie rufen einen Dritten, den Raisonneur, als Schiedsrichter an; der beweist ihnen nun in langer Standrede, daß Molière gewiß keinen von ihnen persönlich habe treffen wollen; daraufhin fragt der eine noch nicht ganz beruhigte Geck den Schiedsmann, ob Molière sich nicht vielleicht schon ausgeschrieben und überhaupt keinen anderen Stoff mehr habe? Der Angeredete schickt sich zu einer Replik an, im Ton und Geist seiner Rolle; Molière aber — diesmal als Director — fällt ihm ins Wort. „Halt, Brécourt, die Stelle muß mehr hervorgehoben werden. Laßt sie mich einmal wiederholen.“ Gesagt, gethan: ein einfaches, ganz naheliegendes Auskunftsmittel erlaubt also Molière pro domo all das vorzubringen, was in seinem Mund doppelt und dreifach wirkt. „Keinen Stoff? Ach, mein guter Marquis, wir werden ihm immer genug liefern und Alles, was er thut und schreibt, hat uns noch um nichts klüger gemacht. Glaubst Du, er habe in seinen Lustspielen schon alle Thorheiten und Schwächen der Menschen erschöpft? Hat er nicht — um nur beim Hofe stehen zu bleiben — noch ein Dutzend Charaktere, an die er noch keine Hand anlegte? Hat er nicht jene überschwänglichen Schmeichler, jene faden Lobhudler, die ihre Complimente nicht einmal zu würzen verstehen und bei deren schaler Süßlichkeit dem Zuhörer übel wird? Hat er nicht jene feigen Höflinge der Kunst, jene perfiden Anbeter des Erfolgs, die uns im Glück Weihrauch streuen und in der Noth mit Füßen treten u. s. w.!“ So geht das noch eine geraume Zeit fort, bis Molière schließt: „Laß das gut sein, Marquis; Molière wird immer mehr Stoffe haben, als er braucht und Alles, woran er sich bisher versucht hat, ist Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was ihm noch übrig bleibt.“ „Seht“ — fährt nun wieder Molière als Vortragsmeister seines Schauspielers in natürlichem Sprachton fort — „so ungefähr muß die Stelle gesprochen werden.“ Ein ebenso einfaches Kunstmittel ermöglicht ihm, den zärtlich gehaßten Precieusen ihr Kapitelchen zu lesen; er führt angeblich eine Schauspielerin nach der anderen in den Geist ihrer Rolle ein und entwirft jedesmal mit wenigen Schlagsätzen eine Charakteristik: die Galanten, die Prüden, die Heuchlerinnen, die Klatschbasen werden, „weil Kürze denn des Witzes Seele ist“, ganz beiläufig „abgeführt“.

Es ist selbst nach dieser flüchtigen Skizze augenfällig, daß der Erfolg des Stückes einzig und allein von dem Darsteller des Molière abhängt. Es ist das eine Riesenrolle, die mit keiner anderen auch nur irgendwie zu vergleichen ist. Molière spielt in dem „Impromptu“ Komödie mit sich selbst, mit seinen Schauspielern, mit dem Publicum (in dem Ludwig XIV. den Ehrenplatz einnahm); er spielt auf allen Instrumenten, spricht einen Satz als Regisseur, den nächsten im Geist einer Rolle, den dritten als streitbarer Gatte (denn es gibt in dem inhaltreichen Einacter auch einen ganz intimen, pikanten Ehezwist); er spricht als Lehrer der Seinigen und als Pädagog seines Auditoriums, ex cathedra und zum Fenster hinaus, er läßt sein Imitationstalent spielen und erhebt sich gleich darauf zum Verkünder ewiger Kunstwahrheiten, der mit vollem, freiem Brustton sein Recht als Autor und Mensch vor Mit- und Nachwelt vertheidigt; so muß der Molière des „Impromptu“ ein artistischer Proteus, ein gescheidter Kopf und ein warmes Gemüth sein, wenn er uns genügen soll. Wollte Einer der Rolle ganz gerecht werden, so müßte er sie wohl selbst erlebt und geschrieben haben, wie das bei dem ersten „Schöpfer“ Molière auch richtig zutraf; man ist wohl kein Neidhart, wenn man dem Siècle de Louis XIV. diese Erstlingsvorstellung mißgönnt.

Coquelins Leistung ließ sich in der ersten Hälfte des Impromptu sehr verheißungsvoll an; er hielt die schwierige Polyphonie der Rolle (den Theaterdirector, den Plauderer, den Stimmporträtisten, den Poeten) scharf aus einander; auch die Copien schlechter Darsteller gelangen ihm vortrefflich; freilich

Digitized by Google

ist das nicht gar zu schwer. Coquelin brachte die Rolle und das Stück erst in der zweiten Hälfte um; dieser hochbegabte Mann fühlt leider mitunter den Beruf, Commentarspieler zu werden; er hat es sich in den Kopf gesetzt, aus Figaro einen fanatischen, düsteren Sansculotten zu machen, und es ist ihm derart auch wirklich gelungen, der folle journée im Vorjahre zu einem runden Fiasco zu verhelfen; eben so hat er sich's diesmal in den Kopf gesetzt, den Molière des „Impromptu" auf seine Weise, die natürlich von der Auffassung aller anderen Menschen abweicht, zu interpretiren und — kein einziger Zuschauer hat ihn und seine Helden mehr begriffen. Das ganze Stück ist der Schlußtirade wider Boursault halber geschrieben worden; Molière faßt in dieser wunderbar kräftigen Standrede alle Leitmotive des Ingrimmes, der Ironie, des mühsam bemeisterten Unwillens zusammen; er behandelt Boursault, seine Kabalen, seine geistlosen Angriffe mit einer Abschätzigkeit und Indignation, er schlägt auf diesen Afterdichter und Tellerlecker mit einer so energischen Entrüstung los, daß viele Molièromanen diesen Ausfall als den einzigen dunklen Flecken in Molières Privatleben bezeichneten. „Ihr wollt, daß ich Herrn Boursault verspotten soll — pah! Herr Boursault wäre gerade der Mühe werth gewesen, den Hof zu unterhalten. Ich möchte wissen, wie und wo ich ihn hätte zustutzen sollen, um Andere mit ihm aufzuheitern" ꝛc. All das Gelichter rückt mir ja nur an den Leib, weil ich das schwere Unrecht beging, Erfolg zu haben; immerhin! Sie mögen mich, meine Werke, meine Gesticulationen, kurz, was sie wollen, zum Vorwurf ihrer Verunglimpfung wählen, wenn ihnen das beim Publicum Geld und Beifall einbringt; und wohlgemerkt: an einen Punkt mögen sie nicht rühren und Dinge hereinziehen, „wie sie, nach dem, was ich höre, in ihrer Comödie vorkommen".*) Ich hatte all das wie ein crescendo al fortissimo, das dann mählich decrescendirt, aufgefaßt; es ist ein selbstbewußter Mensch, der einer Rotte unwürdiger Gegner tapfer, stolz und unverhohlen, vor Frankreich und seinem König geradheraus sagt, wie tief er sie verachtet; Unmuth, Grimm, Leidenschaftlichkeit — Lieblingsaccente großer Schauspieler — müssen da durchbrechen; Herr Coquelin hat es anders aufgepaßt. Sein Molière hatte keine Gallenblase; das ist nicht der Kammerdiener und Acteur, der vor Ludwig XIV. sich seiner Haut wehrt, sondern ein Halbgott, der bei der Säcularfeier im Vollbewußtsein seiner Unsterblichkeit gastirt und seine Schutzrede mit der erhabenen Gemessenheit und Langweile einer Thronrede ohne die leiseste Aufwallung maestoso beginnt und unpersönlich, überlegen, hoch über all den Dingen und winzigen Menschlein seiner Zeit stehend zu Ende führt mit dem Tonfall des: Ite, missa est! Und doch hat Molière mit dem Geschmeiß jener Zeit leidenschaftlich und streitbar, wie kaum ein Zweiter, den Ringkampf aufgenommen, und doch hat uns ein deutscher Künstler gezeigt, daß wahrer Heldenzorn der Majestät des Blutes, wie des Thrones keinen Eintrag thut, vielmehr den vollen Adel der wahrhaften, beleidigten Persönlichkeit erst recht entfaltet. (Wer könnte es je vergessen, wie Ernst Hartmann im Königspurpur Heinrichs V. den Hochmuth der französischen Botschaft abfertigt?) Kein Wunder, daß das Pariser Publicum aus der Vorstellung des „Impromptu" geärgert und enttäuscht heimging; „Die Frauen haben nichts davon verstanden," sagte mir gesprächsweise einer der namhaftesten Molière-Kenner, Paul Jacob, der Bibliophil; „sie hätten durch einen sachkundigen Mann über die Vorgeschichte und die literarischen Beziehungen des Impromptu in derselben Weise Aufschluß erhalten sollen, wie das bei volksthümlichen Vorstellungen üblich ist." Ich kann dieser Meinung nicht beistimmen, derlei dramatisirte Vorreden, wie sie in Paris alltäglich „sich zutragen", braucht kein Dramatiker vom Schlage Molières. Der exponirt sich und seine Absicht am allerbesten. Gebt ihm nur sein gutes Recht! Ueberklügelt seine Worte nicht und — inscenirt ein wenig wirksamer! Wir sind zu einer Probe als geduldete Indiscrete zugelassen; die bunte Unordnung des Theater-Rummels ist von Molière selbst angedeutet. „Hier sind ein paar Koffer, meine Damen — darauf setzt Euch einstweilen nieder!" sagte er zu zwei Schauspielerinnen, die in dem fingirten Stücke einander als Precieuse ancomplimentiren. Phantasiekostüme, Perrücken, falsche Bärte, Wämmser und Leibchen, Scapins- und Sgannarells-Tressen, Schminktöpfe, Hutschachteln, Garderobekörbe, Doctorsperrücken und Apotheker-Pistolen hätten den leeren Raum beleben müssen. Nichts von alledem. Man zeigte uns das stolzeste Versailler Prunkgemach. Thronsessel und Tabourets waren so verschwenderisch in dem sonst ganz unbenutzten Prachtsaal zu sehen, daß Niemand begriff, weshalb Molière seine Damen auf zwei, gleichfalls höchst stilvollen Truhen Platz nehmen ließ; ich weiß wohl, daß die Illustrationen der ersten Molière-Ausgaben mir nicht Recht zu geben scheinen; ich weiß aber auch, daß ein allzu treues Festhalten an den Aeußerlichkeiten, das Kleben am Buchstaben, in Theater- wie in theologischen Fragen zum Abtödten des Geistes führt. Wie unkenntlich ist nicht der „Bourgeois gentilhomme" vor uns hingetreten; wie pomphaft hat man nicht seine unbefangene, possenhafte und doch so herzerquickende Figur unter den Klängen der Lullischen Musik (wahre Trauermärsche) begraben! Eine eingehende Beurtheilung dieser mit ungeheuerem Eifer und bedeutendem Geldaufwand inscenirten Reprise müßte zur vernichtenden Kritik dieser modernsten Bühnenkunst werden, welcher der Rahmen werther ist als das Bild und die diesmal lieber durch eine Anekdote charakterisirt werden mag. Als die Comédie française vor Jahresfrist in London gastirte, kam auch der Director dieses Theaters zu kurzem Besuch in die Themsestadt; die Künstler spielten den „Misanthrope"; unser Director ging auf der Stelle hinaus; wißt Ihr warum?! Die englische Nothbühne hatte die vorgeschriebene Zimmereinrichtung schlecht und recht hergestellt; dabei war ihr das Unglück widerfahren, Stühle aus einem anderen Zeitalter, als dem Ludwig XIV. zu verwenden und — dieser Fehlgriff that dem ästhetischen Theaterdirector so weh, daß er Molière, seine Truppe und den Erfolg des Abends im Stich ließ.*) „Ist dies auch Wahnsinn, hat es doch Methode!"

So war es den eigentlichen Festtheatern in keiner Weise beschieden, Theaterfeste der Art zu werden, wie wir sie in Wien gelegentlich des hundertjährigen Bestandes des Burgtheaters und bei der cyklischen Darstellung der Königsdramen freudig und dankbar miterlebten; ist doch (und wir lassen wiederum Grillparzer das Wort) das Theater, seit man nicht mehr in die Kirche geht, der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Literatur die Privatandacht ist; weihevolle Abende der Art machten wir aber in der Comédie gleichfalls, allerdings nicht an den officiellen Gala-Abenden, mit; die Vorstellungen des „Avare", der „Ecole des femmes" und der „Femmes savantes" zeugten nicht blos dafür, daß die Altmeister Got und Delaunay ihrem Ruhme stehen; sie bewiesen auch, daß diese Künstler in ihren Mitspielern tüchtige Helfer herangezogen haben; minder anerkennend würde unser Urtheil über den „Misanthrope" ausfallen, der — doch wir haben des Guten (oder vielmehr des Schlechten) schon zu viel gethan und wollen nur noch mit einem Schlußworte sagen, wie wohlthuend uns die *„Ceremonie"* des Malade imaginaire berührt hat, die nichts Anderes ist als die drollige Doctorsweihe, die Molière selbst als Epilog zum eingebildeten Kranken geschrieben hat, und die heute noch, ganz so wie zu den Tagen ihres Autors, aufgeführt wird. Eine leise Aenderung freilich hat diese verwegene Farce in die schönste Huldigung für den genius loci umgewandelt. All die verkleideten Doctores, Apotheker, Meister, Lehrjungen und Gesellen beginnen ihren Hexensabbath erst, nachdem sie Mann für Mann und Frau für Frau Molières Büste zuvor mit frischem Lorbeer gekränzt; daß alte Scandalum ward zur Apotheose**) und kein Verehrer guter, alter Bräuche möchte sie missen; von Molières Tagen

*) Der kritische, offenbar Molières Liebesleben berührende Punkt findet sich in der gedruckten Ausgabe des portrait du peintre nicht mehr vor.

*) La comédie-française à Londres, p. 130. (Ollendorf, 1880.)

**) Thierry, documents sur le malade imaginaire, 1880. Einl. S. 38.

Digitized by Google

sind diese Ceremonien bis auf die Gegenwart durch lebendige Tradition herabgelangt und wie alles Altvererbte, Urwüchsige von federflinken Flachköpfen angefeindet worden. Gescheidte Leute — wie Goncourt — würdigen jedoch den gesunden, wenngleich nichts weniger als salonfähigen Humor des Aufzuges nach Gebühr*): und der ausländische Zuschauer vermag diesen eigenthümlichen Burlesken nichts Anderes an die Seite zu stellen. In meinem Gedächtniß wird die tolle Ceremonie ebenso unvergessen fortleben, wie die Eröffnung des Stratforder Shakespeare-Theaters und die Wiener Burgtheaterfeste; dort waren es Eindrücke der feierlichsten Weihe, hier triumphirte die unwiderstehliche, unbesiegliche Lebensmacht des Frohsinns, die Unbändigkeit einer echt gallischen Lachlust, die selbst dem Tod ein Schnippchen schlägt und das unsterbliche Andenken des allgeliebten Nationaldichters jahraus jahrein mit dem erhabenen Unsinn eines akademischen Narrentages, mit groteskem Kauderwelsch, mit Tanz, Spiel, vor Allem aber mit Gesang feiert, denn

Tout finit par des chansons.

Paris, Anfang November. Anton Bettelheim.

Randglossen zu Richard Wagners neuester Veröffentlichung.**)

Von einer Schrift Richard Wagners über ernste Gegenstände darf man, ohne ein Fehlgehen zu fürchten, eine Fülle geistvoller und überraschender richtiger Bemerkungen erwarten — und auch fast ebenso viele unhaltbare Behauptungen; besonders aber Urgrundsätze für die (nach R. Wagner seit so vielen Tausenden von Jahren noch immer nicht zu erzielende) Besserung des Menschengeschlechts, welche der äußern Hülle nach idealistisch, ja auch aus idealistischen Neigungen hervorgegangen, dennoch eine wahre höhere Lebensanschauung, eine sittliche Befreiung nicht erzielen können. Wenn man solche Sätze mit der freundlichsten Gesinnung, aber mit der Vernunft prüft und nicht mit blinder Gläubigkeit von vornherein als unfehlbar annimmt, so gelangt man zu dem Resultate, daß der grasseste Wunderglaube, Marpingen und Springprozessionen, im selben Grade verbessernd wirke. — Von dem Christenthume, das Wagner im Anfange seiner Schrift mit so vieler Wärme preist, bleibt zuletzt nach seinen Darlegungen gar sehr wenig übrig.

Er beginnt mit dem Grundsatze, daß, wo die Religion künstlich wird, die Kunst die Religion zu retten berufen ist, weil der Priester die „religiösen Allegorien für thatsächlich angesehen" wissen will, der Künstler aber „durch ideale Darstellung des allegorischen Bildes zur Erfassung des inneren Kernes, der unaussprechlichen göttlichen Wahrheit (des Symboles) hinleitete". Was er von der Entwicklung der Religionen bis zum Erscheinen Christi sagt, wie er das Dogma der unbefleckten Empfängniß erklärt, wie er die Tonkunst als christliche erklärt, bietet zwar nichts Neues, ist jedoch in so anregender geistvoller Weise dargelegt, daß man gern das schon von Andern Gesagte in der von ihm gewählten Form wieder vernimmt und überdenkt. Nun aber beginnt er die Deductionen: die Sündhaftigkeit der Menschen entsteht mit der Tödtung des Lebendigen und der Verspeisung der Leichen gemordeter Thiere; die Geschichte zeigt von ihrem ersten Aufdämmern den Menschen bereits als „ein an stetem Fortschreiten sich bildendes Raubthier; dieses erobert die Länder, bildet die Staaten und richtet Civilisationen ein, um seinen Raub in Ruhe zu genießen". Das Ungenügende der „wissenschaftlichen Kenntnisse von dem ersten Ausgangspunkte dieser geschichtlichen Entwicklung" gesteht Wagner ein, deducirt aber immer weiter, selbstverständlich aus seinen eigenen Voraussetzungen. So gelangt er zur griechischen Kunst; nachdem er sie ganz herrlich geschildert hat, kommt er zum Ergebniß: „So sehen wir denn die griechische Kunst ohne den griechischen Genius das große römische Reich durchleben, ohne eine Thräne der Armen trocknen, ohne dem vertrockneten Herzen des Reichen eine Zähre entlocken zu können." Bei allem Göttlichen! wir kennen heute eine Kunst, die sich rühmt, sehr christlich zu sein, welche solch ein Wunder auch nicht zu Stande gebracht hat! Wem ein Herz für seinen Nächsten in der Brust schlägt, der hilft ihm, ohne je eine Symphonie oder ein Musikdrama gehört zu haben, und wer es nicht hat — der wird auch nach der schönsten christlichen Kunstleistung ein eudämonistischer liebenswürdiger Genußmensch bleiben, selbst wenn er die Worte Christi bei Vertheilung von Brod und Wein: „Nehmet hin und esset; das thuet zu meinem Gedächtniß!" nicht dogmatisch-symbolisch auffaßt, sondern nach Wagners Lehre realistisch, und Vegetarianer wird — als welcher er allerdings auch nicht Wein trinken, also auch Christi Lehre nicht ganz einhalten darf.*) Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Eine weitere Gedankenentwicklung Wagners ist so merkwürdig, daß sie wörtlich angeführt werden muß: „Vielleicht ist schon die eine Unmöglichkeit, die unausgesetzte Befolgung dieser Verordnung des Erlösers durch vollständige Enthaltung von thierischer Nahrung bei allen Bekennern durchzuführen, als der wesentliche Grund des so frühen Verfalles der christlichen Religion als christliche Kirche anzusehen. Diese Unmöglichkeit anerkennen müssen, heißt aber soviel, als den unaufhaltsamen Verfall des menschlichen Geschlechts selbst bekennen." Wagner vergißt hier, daß die von ihm so hochgepriesenen Hindus keine thierische Nahrung genießen; sollten sie nicht am Ende die Regeneratoren des Menschengeschlechts sein können?

Und weil — so deducirt er weiter — das reine Christenthum nicht erhalten werden konnte, so griffen die Religionen zum schreckhaften Judengott: „Offenbar ist es nicht Jesus Christus, der Erlöser, den unsere Herren Feldprediger vor dem Beginne der Schlacht den Bataillonen zum Vorbild empfehlen, sondern nennen sie ihn, so werden sie wohl meinen Jehova, Jahve" u. s. w. Luther mag sich für diese Exegese bedanken! Wenn R. Wagner annimmt, der Löwe und der Tiger wären ursprünglich pflanzenfressende Thiere gewesen, die nur durch den Hunger „an den Wüstenrändern zu reißenden Thieren sich entwickelten", so vergißt er, daß der Hunger die stärksten pflanzenfressenden Thiere, den Elephanten und das Wildschwein, nicht zum Fleischessen bewegen kann, während der gefangene junge Fuchs, der nur mit Milchspeise gefüttert wurde, nichtsdestoweniger das erste Huhn, das in den Bereich seiner Hüttenkette kommt, erfaßt und verzehrt.

R. Wagner spricht von Versuchen zur Wiederauffindung des „verlornen Paradieses", von „regeneratorischen Versuchen"; als solche bezeichnet er den Vegetarianismus (Pflanzenkost) und den Verein zum Schutze der Thiere.

Ueber diese beiden Fragen kann ich mehr Competenz beanspruchen, als er. Ich habe auf das Andrängen unseres Hausarztes, eines ganz strengen Vegetarianers, die Pflanzenkost mehrmals versucht, erst als Kur, mit wunderbarem Erfolge, einmal jedoch als Lebensregel. Ebenso bin ich bei meinen Freunden bekannt — und vielfach von ihnen verlacht — als sentimentaler Thierfreund, als Fütterer hungernder Ziehhunde, als Herrensucher für verlassene Hunde, als Ermahner der Kutscher, welche ihre Pferde mißhandeln u. s. w. Vom Vegetarianismus als Princip kann ich sagen, daß er vielleicht, besonders bei nervösen Naturen, eine ruhigere Stimmung hervorbringt, eine freundlichere Ergebung in das Unvermeidliche der unbegreiflichen Weltordnung; aber die geistige Energie, die Ausdauer der Arbeitskraft des Gehirnes wird nach meiner Erfahrung durch strenge Einhaltung des Princips nicht gefördert. Mäßigkeit ist wohl allen geistig stark beschäftigten Menschen geboten (Kant und Schopenhauer waren zwar ziemlich starke Esser), aber alleinige Pflanzenkost dürfte nur für das „Erleiden", für die Passivität des Charakters, für Resignation wirken. Auch verbietet das Princip den Genuß von

*) Goncourt, Ideés et sensations, 228.

**) Unter dem Titel: „Religion und Kunst" in den „Bayreuther Blättern".

*) Und wie steht es denn mit dem Osterlamm? Und mit dem opulenten Hochzeitsschmause zu Kanaan? D. Red.

Digitized by Google

Wein, wie ich schon gesagt habe — und wo will man immer gutes Trinkwasser finden? Der Verein der Thierschützer hat viel größeren Einfluß, aber meines Erachtens nach müßte in der Schule, und zwar gleich vom ersten Beginne, mehr dahin gewirkt werden, daß die Kinder zum Mitleid angehalten werden. Uebrigens sind auch hier, leider! die Uranlagen mit entscheidend. Wer gleich mir die Kindesnatur jahrelang beobachtet, der wird wissen, daß manche ganz kleine Kinder sich freuen, wenn sie ein Thier sehen, und es liebkosen, während andere gleich danach hauen und stechen oder sich schreiend abwenden.

Alle Versuche, welche zur Veredlung der Menschheit beitragen, sind höchst achtungswerth, aber der Gedanke, durch Dieses oder Jenes eine Regeneration herbeizuführen, ist leider utopisch!

Bis hierher konnten wir die Schrift mit vollem Ernste prüfen. Was aber nunmehr folgt, läßt sich nicht mehr ganz so behandeln: Die vorgeschlagene Auswanderung nach Südafrika, der Ausfall gegen die Geldsäcke (haben vielleicht „Arme" an Geist oder Gelde das Theater und Wahnfried gebaut?), die Behauptung, daß die Sprache „vom Sanskrit bis auf das heutige Sprachen-Amalgama eine zunehmende Degeneration aufdeckt", die unglaublichen Syllogismen vom Willen, der vor sich selbst erschreckt und im Wüthen gegen jedes Hinderniß des Begehrens seine Selbstverneinung ausdrückt, vom Leiden und Mitleiden, von der Negation der Negation, und von der Befreiung von allen Uebeln durch den Vegetarianismus u. s. w. und zuletzt durch die Erkenntniß der letzten vier Symphonien Beethovens; die Analogie und der Vergleich zwischen der reinen und fleckenlosen Aufnahme dieser Werke mit dem „merkwürdigen Gottesdienst der Shaker-Gemeinde in Amerika", deren Mitglieder nach feierlich und herzlich bestätigtem Gelübde der Entsagung im Tempel singend und tanzend sich ergehen (und unter welchen bekanntlich die ärgsten Heuchler und Betrüger zu finden, wie einst unter den frommen Königsberger „Männern und Frauen im Geist" und „Seelenbräuten"); Alles das ist nicht ernsthaft zu behandeln; entweder man muß verzückt sein oder — nicht weiter gehn. Wagner selbst endet seinen Artikel nicht ernsthaft, sondern mit einigen der Würde des Gegenstandes durchaus nicht angemessenen Anekdoten über Auerbach, Felix Mendelssohn und Friedrich den Großen. Ich aber sage: die Menschen, welche wahrhaft religiöse Gefühle im Herzen hegen, leben mäßig und haben für die Thiere Mitleid. In denjenigen, welche nicht durch sich selbst zu religiösen Gefühlen gelangt sind, werden nicht Vereine und noch weniger die Wagner'sche Schrift solche erwecken.

H. Ehrlich.

Encyklopädie der Naturwissenschaften.

Herausgegeben von Prof. Dr. Jäger, Prof. Dr. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech.

(Verlag von Eduard Trewendt, Breslau.)

Der gewaltige Fortschritt, den in den letzten Jahrzehnten die Medicin und die Naturwissenschaften in fast allen ihren Zweigen erfahren haben, wird zu einem guten Theil auf die ausgedehnte Theilung der Arbeit zurückgeführt werden müssen, der gerade in diesen Wissenschaften in der ausgesprochendsten Weise gehuldigt worden ist und noch gehuldigt wird. Je mehr sich der einzelne Forscher auf ein kleines Gebiet beschränken kann, um so umfassender müssen seine Kenntnisse in diesem engen Rahmen werden, um so klarer und durchsichtiger muß sich ihm das Wesen seiner Wissenschaft enthüllen. Das letzte Ziel, nach dem ein jeder Forscher strebt und ringt, die Erkenntniß der Wahrheit wird für denjenigen noch am ehesten zu erreichen sein, der sich mit seinen Bestrebungen in engeren, fest gesteckten Grenzen bewegt und sich begnügt in bescheidenem Umfang sein Gebiet zu beherrschen und zwar zu beherrschen im vollsten Sinne des Wortes. Alle die meisterhaften Detailarbeiten, welche uns die Medicin und die Naturwissenschaften im Lauf der letzten Decennien in so reichem Maße geliefert haben, sind die Etappen, auf denen der Fortschritt unseres gesammten Naturerkennens mit unentwegter Sicherheit vorwärts schreitet. Die Geschichte unserer Wissenschaft wird es einst zeigen, daß alle die scheinbar so differenten und, wenn ich mich so ausdrücken darf, centrifugal strebenden Detailforschungen doch nur ein und demselben Zweck dienen. Wenn nun also auch zweifellos das Princip der Arbeitstheilung für unsere Naturerkenntniß von der weittragendsten Bedeutung ist, so enthält dasselbe doch auch gewisse Gefahren, allerdings Gefahren, die eigentlich weniger dem großen Ganzen, als vielmehr dem einzelnen Individuum drohen. Die ausschließliche Vertiefung in einen einzigen Gegenstand der Forschung, die wenn auch weise, so doch immer beengende Beschränkung eines Specialfaches drücken der Forschung nur allzu leicht den Stempel des Kleinlichen auf. Der Specialforscher geräth zu leicht in die Gefahr, über seinem Lokalpatriotismus für seine eng begrenzte Wissenschaft den freien, auf den Fortschritt des Ganzen gerichteten Blick zu verlieren. Wie die Beschäftigung mit dem Auge nahe gerückten Objecten das Sehorgan leicht kurzsichtig und blöde macht und ihm den Blick in die weite Ferne raubt, so geräth der Specialgelehrte nur zu oft in eine geistige Kurzsichtigkeit, die ihn das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft verlieren läßt. Aber selbst auch der Forscher, welcher sich gegen die Gefahren der wissenschaftlichen Isolirung zu schützen versteht, vermag sich doch nur selten vollständig gegen eine mehr oder minder ausgeprägte Einseitigkeit der Auffassung zu wahren, die eben durch Specialstudien ganz naturgemäß geweckt werden muß. Und deshalb ist ein literarisches Unternehmen, welches, wie die uns vorliegende Encyklopädie der Naturwissenschaften, die Zusammengehörigkeit all der zahlreichen Specialstudien betont und durch ein Zusammentragen des gewaltigen Stoffes die Fühlung zwischen den einzelnen Theilen desselben aufrecht erhält und vermittelt, ein gesundes und naturgemäßes Unternehmen, dessen Wurzeln in dem für alle Zweige der Wissenschaft gleich nothwendigen und gleich gefühlten Bedürfniß einen sicheren Boden des Gedeihens finden müssen. Der Verleger der Encyklopädie hat sich mit diesem seinem Werk um die Naturwissenschaften ein hohes Verdienst erworben und kann mit vollem Recht auf den Dank und die Unterstützung seitens des Publicums, des wissenschaftlichen wie des Laienpublicums, einen Anspruch erheben.

Wenn es nun also keinem Zweifel unterworfen sein kann, daß für eine Encyklopädie der Naturwissenschaften ein Bedürfniß ganz gewiß vorliegt und ein derartiges Sammelwerk für die Wissenschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, so wäre nunmehr nur noch darnach zu fragen, ob die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens auch den hochgestellten Ansprüchen, welche die Wissenschaft an ein derartiges Werk stellen muß, entspricht? Und diese Frage glauben wir ohne weiteres mit Ja beantworten zu können. Die wissenschaftlichen Autoritäten, welche die Verlagsbuchhandlung für ihr schon seit Jahren mit Sorgfalt geplantes Unternehmen gewonnen hat, bürgen für eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Behandlung der verschiedenen naturwissenschaftlichen Disciplinen. Allerdings wird die Darstellung in den einzelnen Fächern keine übereinstimmende und gleichartige sein, vielmehr insofern sehr erhebliche Unterschiede aufweisen, als einzelne Disciplinen, so Mathematik, Botanik Astronomie, in Form eines Handbuches erscheinen sollen, während für die anderen Fächer die lexicographische Behandlung gewählt worden ist; doch vermögen wir in diesem Umstand principiell keinen Nachtheil des Ganzen zu erblicken. Denn beide Darstellungsweisen, sowohl die in monographischer wie die in lexicalischer Form, haben ihren Vorzug und haben sich auch bereits bei ähnlichen Unternehmungen durchaus bewährt. Wenn es also den Redacteuren der einzelnen Fächer überlassen bleibt, die ihnen am geeignetsten erscheinende Darstellungsform zu wählen, so ist mit Bestimmtheit zu hoffen, daß dieselben durch die ihnen gewährte freie Bestimmung gerade die Behandlungsweise des Stoffes wählen werden, die ihnen am besten zusagt und die ihnen die freieste Entwickelung ihrer wissenschaftlichen Anschauungen gestattet. Es ist auf diese Weise das Schematische und

Digitized by Google

Gezwungene vollständig vermieden, das Unternehmungen dieser Art dann sehr leicht anhaftet, wenn die Bearbeiter zur Innehaltung einer bestimmten Form genöthigt werden. Allerdings wollen wir hierbei nicht verschweigen, daß wir für gewisse Disciplinen unter allen Umständen die monographische Behandlung gegenüber der lexicographischen unbedingt bevorzugen; besonders gilt dies für die allgemeine Zoologie mit ihren einzelnen Fächern, wie Anatomie, Physiologie und vor Allem Entwickelungsgeschichte. Gerade die Entwickelungsgeschichte ist eine Wissenschaft, die durch ihre innigen Beziehungen zur descriptiven Anatomie, zur Physiologie und allgemeinen Pathologie von solch weittragender Bedeutung ist, daß sie eine Darstellung in kurzen mehr oder minder aphoristischen Artikeln am allerwenigsten verträgt. Da diese Wissenschaft eben die Basis ist, auf welcher sich eine ganze Reihe anderer Disciplinen aufbauen, hätten wir auch für sie eine breite monographische Behandlung gewünscht, ungefähr wie sie in dem fertig vorliegenden botanischen Theil in der glücklichsten Weise durchgeführt worden ist. Doch ist dies, wie ich gern zugeben will, vor der Hand noch ein theoretisches Bedenken, dessen etwaige Berechtigung erst dann sich zeigen kann, wenn der betreffende Abschnitt vollendet vorliegen wird.

Ein anderer Punkt, welcher uns bei der Lecture der bis jetzt erschienenen Theile des zoologischen und anthropologischen Handbuches aufgefallen ist, erscheint uns von solcher Bedeutung, daß wir denselben kurz berühren wollen in der Hoffnung, daß unseren Wünschen in den späteren Lieferungen Rechnung getragen werden könnte. In den verschiedensten, physiologische Fragen behandelnden Artikeln begegnen wir nämlich dem Versuch, die betreffenden Erscheinungen durch die neue Dufttheorie Jägers zu erklären. Wenn wir uns nun auch weder für berufen noch für competent erachten, die Jäger'sche Theorie zu kritisiren, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß dieselbe mindestens doch noch zu sehr Hypothese ist, um schon jetzt in dieser Weise zur Erklärung physiologischer Fragen herangezogen zu werden, wie dies in den verschiedensten Artikeln der Fall ist. Der Physiologe von Fach wird ganz gewiß und mit Recht Bedenken tragen, die Erklärungen, welche an den verschiedensten Stellen für gewisse physiologische Erscheinungen gegeben werden, als vollberechtigt anzuerkennen und in seinen Ideenkreis aufzunehmen. Und ich glaube, daß auch außerhalb des engen Kreises der Physiologen von Beruf sich genug Skeptiker der Jäger'schen Erklärungen finden mögen. Da also die fragliche Theorie noch so neu ist und eines schlagenden, alle Zweifel beseitigenden Beweises doch noch vor der Hand entbehrt, so scheint es mir im Interesse der Wissenschaft gerathen, sie nicht allzu sehr auszudehnen und mit ihrer Verwendung zur Erklärung physiologischer Vorgänge noch recht vorsichtig zu verfahren. Will der eine oder der andere Autor die Jäger'schen Ideen zur Erklärung der von ihm behandelten Materie benutzen, so können wir ja nichts dagegen haben, sofern er nur dabei betont, daß die betreffende Erklärung vor der Hand nur hypothetischer Natur und noch nicht im Stande ist, die bisher üblichen Anschauungen als veraltet nachzuweisen. Geschieht dies aber nicht, sondern werden die Jäger'schen Ideen einfach als gültige Erklärung schlechthin dargestellt, so müssen wir gegen diese Behandlungsweise physiologischer Fragen im Interesse der Encyklopädie entschieden Einspruch erheben. Eine Encyklopädie soll doch gerade den augenblicklichen Stand der Wissenschaft verkörpern und zum Ausdruck bringen, und dies kann nur dann geschehen, wenn wirklich Festgestelltes und Hypothetisches streng geschieden werden.

Weil wir ein ausgesprochener Freund der Trewendt'schen Encyklopädie sind und durch die bisher erschienenen Lieferungen den befriedigendsten Eindruck gewonnen haben, glaubten wir den einzigen Punkt, mit dem wir uns nicht einverstanden erklären können, hervorheben zu müssen, und zwar umsomehr, weil wir der festen Ueberzeugung sind, daß die von uns geäußerten Zweifel von der Mehrzahl unserer Kollegen getheilt werden.

Was die Ausstattung der bisher erschienenen 14 Lieferungen betrifft, so ist dieselbe überraschend schön. Mit verschwenderischer Fülle sind die erforderlichen bildlichen Darstellungen geboten; Druck und Papier genügen den hygieinischen Bedenken, die auch der scrupulöseste Ophthalmologe an ein Buch stellen mag, in der vollendetsten Weise. Das Ganze macht den Eindruck eines mit Ernst und Würde aufgenommenen und durchgeführten großartigen wissenschaftlichen Planes. H. Magnus.

Notizen.

Wir haben noch auf zwei neue periodische Unternehmungen aufmerksam zu machen, die wir mit besten Empfehlungen ausstatten können. Das eine betitelt sich: **„Le roman des familles.** Revue bi-mensuelle publiée sous la direction de M. G. van Muyden. Berlin, Leo Liepmannssohn." Diese Zeitschrift erscheint, wie schon auf dem Titel angegeben ist, zweimal im Monat. Jede Lieferung ist zwei Bogen stark und der Abonnementspreis beträgt 3 Mark vierteljährlich. Die Ausstattung ist vortrefflich. Der Herausgeber verfolgt mit dieser Veröffentlichung einen ähnlichen Zweck, wie ihn das bei Hallberger erscheinende englische „Magazine", das Freiligrath ins Leben gerufen hat, anstrebt: dem deutschen Leser, der der französischen Sprache kundig ist oder sich in derselben zu vervollkommnen wünscht, soll hier eine geschmackvolle, mit Umsicht gewählte Unterhaltungslecture dargeboten werden. Dr. van Muyden ist zur Leitung eines solchen für deutsche Leser bestimmten französischen Unterhaltungsblattes wie kaum ein Zweiter berufen. Als geborner Schweizer beherrscht er die beiden Sprachen mit gleicher Vollkommenheit; durch seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland und durch seine frühere Stellung als Mitchef einer unsrer angesehensten Buchhandlungen in Berlin kennt er die Bedürfnisse und den Geschmack der deutschen Leser vortrefflich. Er hat mit den begabtesten französischen Erzählern Verbindungen angeknüpft und sich deren Unterstützung versichert. Jedes Heft bringt von einem großen Roman ein erhebliches Quantum, anderthalb Druckbogen und mehr, und dazu kleinere Essays, Miscellen, Humoresken u. s. w. Schon durch den Titel hat der Herausgeber andeuten wollen, daß diese französische Lecture jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden darf. Da die Kenntniß der französischen Sprache in Deutschland eine sehr verbreitete ist, und hier das heikle Amt des Censors, das das Familienoberhaupt nicht immer übernehmen kann, von einem gewissenhaften und dem Publicum gegenüber verantwortlichen Manne geübt wird, so glauben wir, daß „Le roman des familles" bald eine große Verbreitung finden wird.

* * *

Theaterblätter flößen im Allgemeinen nur geringes Vertrauen ein. Die verständlichsten sind die Agentenblätter, die lediglich geschäftlichen Interessen dienen und auch in ihrem redactionellen Theil eigentlich nichts Anderes sind als Insertionsblätter, die neue Schauspiele, bewährte Künstler ꝛc. preisen, weil die Agenten die Schauspiele in Vertrieb haben und das Engagement der Künstler vermitteln. Ein jeder Kundige weiß, daß diese Blätter sich weniger um die Interessen der Kunst als um die Interessen der betreffenden Theateragentur bekümmern und auf Objectivität keinen Anspruch machen. Daneben tauchen von Zeit zu Zeit Blätter auf, die sich vom Theaterskandal nähren, in den Theaterkreisen bisweilen Schrecken verbreiten, die aber, da sie das anständige Publicum nicht beachtet, ihr kümmerliches Dasein gewöhnlich bald beschließen müssen. Endlich kommen noch von Zeit zu Zeit publicistische Erscheinungen ans Tageslicht, die edleren Motiven entspringen und edlere Tendenzen haben. Das Unglück bei diesen Blättern ist, daß alle mißvergnügten Dramatiker, die ihr Mißgeschick weniger ihrer eigenen Unzulänglichkeit als dem schlechten Geschmack des Publicums und der Kurzsichtigkeit der Bühnenleiter zuschreiben, als freiwillige Mitarbeiter an diese Blätter herantreten, so daß auch da mit der Zeit ein gehässiger Ton angeschlagen wird, der für die Sache nichts weniger als förderlich ist. Von diesem Uebel hat sich ein seit kurzem hier erscheinendes Blatt: **„Die Kunstwelt,** Organ für Literatur und Kunst", verantwortlicher Redacteur Gustav Oeser, bis jetzt frei gehalten. Die Aufsätze, welche das Blatt bis zur Stunde gebracht hat, sind sämmtlich, wenn auch ziemlich scharf in der Sprache, doch frei von aller persönlichen Erbitterung. Es sind sachliche Aufsätze in anständiger Form und von anständiger Tendenz. Es wäre

Digitized by Google

sehr wünschenswerth, wenn ein solches Blatt bei dem Publicum die nöthige Unterstützung fände. Durch die Macht, welche die Tageszeitungen gewonnen haben und durch die eigenthümlichen Bedürfnisse dieser täglich erscheinenden Blätter ist das Publicum der Lecture allgemein gehaltener Kritiken, die die großen Fragen ins Auge fassen, nahezu entwöhnt. Man liest eben nur noch Kritiken über ein besonderes Stück und eine besondere schauspielerische Leistung. Dem gegenüber könnte sich eine Veröffentlichung wie die „Kunstwelt", die einen höheren Gesichtspunkt einnehmen will und ein größeres Gebiet zu beherrschen sucht, als sehr nützlich erweisen. Es hieße sich thörichten Illusionen hingeben, wollte man glauben, daß ein solches Organ eine allgemeine Verbreitung im Publicum finden könnte, dazu ist das Publicum zu bequem und es wird ihm von gefälligeren Blättern zu bequem gemacht; aber wenn sich die meistbetheiligten Kreise, die Schriftsteller und darstellenden Künstler, für das Unternehmen interessiren, so wird dies hinreichen, um demselben ein ehrenvolles Dasein zu ermöglichen; und das Interesse dieser Betheiligten wachzurufen, ist der Zweck dieser Zeilen.

* * *

„Rankes Weltgeschichte."

Wie Alexander von Humboldt seine ausgedehnte naturwissenschaftliche Thätigkeit schließlich in dem „Kosmos" zusammenfaßte, so steht Leopold von Ranke im Begriff, den historischen Werken, mit welchen er uns seit einem halben Jahrhundert erfreut hat, eine universelle Zusammenfassung und einen, auch formell vollendeten Abschluß durch eine „Weltgeschichte" zu geben. Die ersten beiden Bände werden in wenigen Wochen erscheinen. Sie werden folgenden Inhalt haben:

Erster Band: I. Ammon-Ra. Baal. Jehova und das alte Aegypten. II. Das israelitische Zwölfstämmereich. III. Vorderasiatisches Staatensystem. Assyrisches Reich. IV. Medo-persisches Reich. V. Das ältere Hellas. VI. Zusammentreffen der Griechen mit dem persischen Weltreich. VII. Die Demokratie von Athen und ihre Führer. Momente des peloponnesischen Krieges. Zweiter Band: VIII. Innere Bewegung des griechischen Geistes. (Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechischen Literatur.) Jonische Philosophie. Pindar. Aeschylos. Sophokles. Euripides. Herodot und Thucydides. IX. Persisch-griechische Verwickelungen. X. Philipp von Macedonien. Alexander der Große. Hellenistische Reiche. Karthago und Sicilien. Analekten: Zur Chronologie des Eusebios. Ergänzungen des Buchs der Könige aus der alexandrinischen Uebersetzung. Diodorus Siculus.

Wir können dem Nestor der deutschen Historik nicht dankbar genug dafür sein, daß er, nachdem er ein langes und wohlangewandtes Leben hindurch vorzugsweise für die streng wissenschaftliche Welt gearbeitet, nunmehr sich auch an die ganze Nation, ja an die ganze gebildete Welt wendet mit einem Werke, das sich eben so sehr durch die Tiefe der Forschung als durch die Kunst der Darstellung auszeichnet und in Deutschland sich unzweifelhaft diejenige Stelle erobern wird, welche die gewiß recht dankenswerthen Werke von Becker und Schlosser nicht vollständig auszufüllen vermochten. Wir erhalten hier die Summe und die Blüthe der gesammten Studien des Altmeisters. Das Buch wird den Beweis führen, daß die wahre Wissenschaft auch wahrhaft volksthümlich ist, daß der wirkliche Meister, wenn er populär schreibt, sich nicht herabläßt, sondern die Leser zu sich empor hebt, und daß sich auch hier wieder der schöne Spruch Goethes bewahrheitet:

„Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig."

So viel vorläufig, und gleichsam avant la lettre. Eine eingehende Besprechung behalte ich mir vor für die Zeit, wo das Buch in den Händen der Leserwelt sich befindet. Dr. K. Br.-W.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Der Notiz über Th. Weylers „Denker- und Dichterworte" in Nr. 43 der „Gegenwart" füge ich Folgendes hinzu:

Unter „Recht, Gerechtigkeit — Unrecht" wird „nichts in die Tasche stecken" auf Shakespeares Romeo und Julie I, 1 zurückgeführt. „Nichts in die Tasche stecken" ist jedoch eine alte deutsche, längst vor Shakespeare vorhandene Redensart, mit welcher Schlegel das sonst unverständliche „We'll not carry coals" frei übertrug. So übersetzt er in „Was ihr wollt" I, 8 „Thought is free" (der Gedanke ist frei) absichtlich willkürlich mit „Gedanken sind zollfrei". Ueberhaupt übertragen die besten Uebersetzer oft und mit Bewußtsein sehr frei. Wenn Voß den 589. Vers des 11. Buches der Odyssee durch „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor" übersetzt, so weiß er sehr wohl, daß im griechischen Text weder hurtig noch mit Donnergepolter vorkommt; wenn in der Soltau-Lange'schen Don Quijote-Uebersetzung häufig „blaues Wunder" zu lesen ist, so ist das eine freie Uebertragung des einfachen Wortes Wunder, und wenn ebenda II, 58 gegen Ende „dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen" steht, so haben die Uebersetzer absichtlich so statt des eigentlichen „silberne Brücke" zu übertragen vorgezogen. Unter „Verschiedenes" wird mitgetheilt, daß „Ungeheure Heiterkeit" aus Daponte-Mozarts Don Juan stammt; möglicherweise hat Herr Wegler einmal bei einer Aufführung des Don Juan einen Sänger gehört, der geschmacklos genug war, das Louis Schneider'sche Lied in Don Juan einzuschalten. Er wird jedoch dieses Lied in keinem Textbuche des Don Juan finden. Ebenda wird „Der Wein erfreut des Menschen Herz" ohne weiteres aus Goethes Götz von Berlichingen hergeleitet. Ich verweise den Verfasser auf meine „Geflügelten Worte". Unter „Politik — Staat" wird die Schlacht bei Maciejawiczo erwähnt; ich habe bisher immer nur die Form Maciejowice gefunden. Unter „Liebe, Ehe — Haß" wird zu „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang" u. s. w. als Verfasser Luther angegeben. Bisher hat noch Niemand dies Wort irgendwo bei Luther finden können.

Schließlich bekenne ich, daß ich dem Verfasser in einem Punkte Unrecht gethan habe. Ich behauptete, daß er „Gebratene Tauben, die Einem in's Maul fliegen" unter „Ahnungs — Beängstigung" anführe. Das ist meinerseits ein Irrthum.

Georg Büchmann.

* * *

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Da es nicht unmöglich ist, daß die eingehende Beurtheilung, welche mein Buch über „Die Verfassung der nordamerikanischen Union" in der letzten Nummer der „Gegenwart" erfahren hat, einige Ihrer Leser veranlaßt, demselben ihre nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so erlaube ich mir zu bemerken, daß ich entgegen der Angabe des Herrn Recensenten, welcher bei mir eine Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung heraus nicht vermuthet, mich, wie das auch in dem Vorworte meiner Arbeit angedeutet wird, geraume Zeit hindurch in den Vereinigten Staaten aufgehalten habe und mit diesen durch sehr enge persönliche Beziehungen, deren Darlegung natürlich nicht hierher gehört, seit lange verknüpft war und noch augenblicklich in Verbindung stehe.

Ich bin, geehrter Herr Redacteur, mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Berlin, 13. Novbr. 1880.. Ihr ganz ergebener
Dr. Eugen Schlief.

* * *

B. L. in Berlin. Ihrer Bemerkung zu dem Aufsatz des Herrn Prof. Dr. Holtzendorff müssen wir die Veröffentlichung versagen, da wir anonyme Einsendungen nicht berücksichtigen können.

A. W. Langjähriger Abonnent. Auf Ihre Anfrage v. 4. Nov. geht uns folgende Antwort zu:

„Der Büchner'sche Aufsatz ist in deutscher Sprache in Nr. 40 u. 41 der, von Dr. Specht in Gotha herausgegebenen Wochenschrift „Menschenthum" erschienen.

Eine englische Uebersetzung wurde im „National Reformer" von Bradlaugh in den Nummern v. 26. Septbr. u. 3. Octb. veröffentlicht.

Das Protokoll des Congresses ist noch nicht erschienen. Ich werde die Veröffentlichung wahrscheinlich in der „Gegenwart" anzeigen.

E. Schläger."

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig**, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Stille Geschichten

von

Karl Emil Franzos.

Ein Band.

Elegant geh. *M.* 5.—, fein geb. *M.* 6.20.

Inhalt: Die Locke der heiligen Agathe. — „Sophie!" — Friedrich von Schiller. — Der Hiob von Unterach. — Es liegt in der Luft! — Unser Hans.

Deutsches Salonblatt.

Nr. 1.

Das **„Deutsche Salonblatt"** erscheint am 1., 11. und 21. eines jeden Monats, im Umfange von je zwei Druckbogen (16 Seiten), Groß-Quart-Format und enthält:

Populär-wissenschaftliche Aufsätze, vornehmlich über **Musik, Theater, Literatur** und **bildende Künste**;

Gedichte, Novellen, Erzählungen, Humoresken; Plaudereien;

Kleine Mittheilungen aus Hofkreisen, aus der Gesellschaft und aus der Kunstwelt; über Wissenschaft, Literatur und Cultur, über Sport und Mode, sowie vermischte Nachrichten über interessante Tages-Ereignisse, Miscellen;

Original-Compositionen für Pianoforte: Lieder mit Clavierbegleitung, Salon- und Tanzmusik und je einmal monatlich

Porträts berühmter Zeitgenossen (Lithographie ohne Rückendruck)

Nur hervorragende Schriftsteller und Componisten sind Mitarbeiter des Blattes, jeder Dilettantismus ist grundsätzlich ausgeschlossen.

Abonnements-Preis vierteljährig nur fl. 1.50 = 3 M.

Inserate werden mit 15 kr. für die 6gespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum berechnet.

Zur Pränumeration ladet ergebenst ein

die Administration des „Deutschen Salonblatt",

Wien, IV., Gartengasse Nr. 18.

Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler** in **Stuttgart** u. ist zu bez. durch alle Buchhandlungen sowie direct vom Verlage:

Der Messias von Bayreuth.

Feuilletonistische Briefe

an einen Freund in der Provinz

von **Theodor Gouring.**

gr. 8. Elegant geh. *M.* 4.—

Die vorstehende Schrift, das Product ernster Arbeit und eingehenden Studiums, giebt vom Standpunkte der Objectivität ein Bild von der Bedeutung des Meisters für die moderne dramatische Musik; ohne gegenüber den Auswüchsen seiner Production blind zu sein, vertheidigt sie einerseits den Meister gegen ungerechte Angriffe, während sie andrerseits den Ultrawagnerianern und ihrem „bilderstürmenden Fanatismus" herzhaft zu Leibe geht. Das Buch gestaltet sich durch die erstaunliche Fülle des Interessanten und Belehrenden wie durch den wahrhaft klassischen Styl zu einer für die gesammte musikalische Welt höchst anregenden und anziehenden Lectüre.

R. Skrzeczek's Verlag

Loebau Westpr.

Von dem rühmlichst bekannten Verfasser

Dr. **Joseph Kolkmann**

erschien soeben:

Weg mit dem Preussischen Schulzwange!

Preis nur 60 Pf.

Verlag von **J. Engelhorn** in **Stuttgart.**

Soeben ist erschienen:

Die Erde

in vierundzwanzig gemeinverständlichen Vorträgen

über

Allgemeine Erdkunde.

Ein geographisches Lesebuch

von

Friedrich Ratzel.

Mit Abbildungen.

Preis 6 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Bautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Redacteur.

Eine große Verlagsfirma sucht zur Herausgabe eines neuen Unternehmens mit einem Schriftsteller in Verbindung zu treten, welcher **redactionelles Geschick, Geschmack und eigene Initiative** mit einer ausgebreiteten Kenntniß der Schriftsteller- und Künstlerwelt vereinigt. Die Verbindungen des suchenden Hauses sind ersten Ranges. Offerten mit gefl. Angabe des Lebensganges werden unter Chiffre A—Z. 92 durch die Herren **Haasenstein & Vogler,** Annoncen-Expedition in **Köln** erbeten. Volle Discretion wird zugesichert; Offerten werden auf Wunsch zurückgesandt.

Friedr. Bruckmann's Verlag in München

Billigste Bezugsquelle

für alle belletristischen und populär-wissenschaftlichen **Novitäten** der letzten Jahre bietet die

M. Lengfeld'sche Buchhandlung in Köln, Schildergasse 74/76,

in ihrem soeben erschienenen

Neuen Catalog

über im Preis herabgesetzte Bücher.

Franco gegen Einsendung von 20 Pf.

Die Mischehe,

das einzig wirksame Mittel einer dauernden Vereinigung zwischen der jüdischen und christlichen Bevölkerung Deutschlands

von

Dr. **M. Maas.**

Preis 75 Pf.

Ein epochemachendes Buch, wie schon lange keins auf den Büchermarkt kam.

Loebau Westpr.

Skrzeczek's Verlag.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart.

Redaction und **Expedition**, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 27. November 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Politische und unpolitische Zeitglossen. Von Franz v. Holtzendorf. I. — Die Arlbergbahn. Eine Studie von Hanns v. Spielberg. — **Literatur und Kunst:** Odilo. Von Oscar v. Redwitz. Besprochen von Paul v. Schönthan. — Das oberschwäbische Volkstheater. Von Schmidt-Weißenfels. — **Aus der Hauptstadt:** Nora. Schauspiel in 3 Acten von Henrik Ibsen. Besprochen von Paul Lindau. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Politische und unpolitische Zeitglossen.

Von Franz v. Holtzendorff.

I.

1. Ueber den Mangel guter Volkslektüre

ist oft genug und mit vollem Rechte geklagt worden. Wozu auf unsern Dörfern der Unterricht im Lesen, wenn man den ärmsten Klassen, die keine Bücher kaufen können, die Mittel einer geistig anregenden und sittlich fördernden Lektüre nicht zugänglich macht? Eine lesensunkundige Bevölkerung ist weitaus besser daran, als eine lesenskundige, die entweder, weil sie nichts Lesenswerthes findet, die Bedeutung des Volksunterrichtes geringschätzen lernt, oder, weil sie schlechte Bücher vorfindet, den Zufälligkeiten der literarischen Speculation preisgegeben wird.

Die wenigsten Menschen aus der ärmeren Volksklasse erfahren, welche Genüsse ihnen durch Lesenskunde zugänglich gemacht werden. Nach der Erinnerung an die Volksschule und die Uebungen im Katechismus denken sich nicht Wenige unter dem Lesen eine mühselige und langweilige Arbeit. Man befrage einmal planmäßig die Rekruten: Was sie seit ihrer Entlassung aus der Volksschule gelesen haben? Die Antworten wären ein kostbarer Beitrag zur modernen Culturgeschichte.

Ein englischer Schriftsteller (Harris) sagt: Die bedenklichste Lage, in die ein menschliches Wesen versetzt werden kann, findet sich vielleicht bei denjenigen, die Lesen und Schreiben gelernt haben, und nun in die Welt hinausgelassen werden, ohne zu erfahren, wie sie ihre Fertigkeiten in geeigneter Weise gebrauchen sollen. Das kommt mir vor, wie, wenn man einen Schnellzug in voller Dampfkraft auf ein Geleise abläßt, ohne einen Führer auf die Maschine zu setzen.

Die Anlage guter, billiger oder auch unentgeltlicher Volksbibliotheken ist eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit, in der sich die unzulänglichen Früchte des bisherigen Volksunterrichts deutlich genug offenbaren. Soweit die freie Vereinsthätigkeit hier nicht ausreicht, müssen Staat und Gemeinde zugreifen.

2. Das rechte Buch zur rechten Zeit.

Die große Masse derer, die auf Kosten des Staates und der Gemeinde lesen gelernt haben, lesen entweder gar nichts, was zu ihrer inneren Förderung dient, oder lesen auf Unkosten des Staates, was den Zwecken der gesellschaftlichen Ordnung schädlich ist. Es gibt aber in den neueren Culturstaaten unzweifelhaft auch Menschen, die zuviel lesen. Das Uebermaß des Lesens stumpft den Blick ab für das Sehen ins Leben. Schon Locke scheint ein solches Mißverhältniß als möglich vorausgesehen zu haben. Sein Rath ist dieser: Personen von sitzender Lebensweise sollten Erholung suchen in körperlicher Bewegung, Personen von körperlich anstrengendem Berufe in geistig anregender Lektüre. Es scheint als ob die Engländer sich diesen Rath zu Nutze gemacht haben. Das Landleben im Winter gewährt der politisch entscheidenden Klasse ein treffliches Gleichmaß zwischen körperlicher und geistiger Bewegung.

3. Eine Leichenschau über Bücher.

Die Sterblichkeitstabellen der statistischen Aemter fordern zu einem Vergleich auf zwischen den Schicksalen der Menschen und Bücher. Habent sua fata libelli. Ueber die Maßen groß ist die Sterblichkeit neugeborener Bücher gerade im ersten Lebensjahre. Leben und Tod der Bücher sind zu einem bedeutenden Theile nicht bedingt durch das Verdienst oder Fehlgreifen der Schriftsteller, sondern im Glücksfalle durch das Geschick der Verleger, die Gefälligkeit der Kritiker, die Geschmacklosigkeit des Publicums, oder das narkotische Reizbedürfniß der Lesenden. Thatsache ist, daß manche gute Bücher in der Masse des sie überwuchernden Unkrautes ersticken oder dem Mangel an geeigneter Pflege zum Opfer fallen.

Ehe solchen armen Wesen nun ein anständiges Leichenbegängniß in Gestalt der „Makulirung" gewährt wird, sollte da nicht eine Leichenschau gehalten werden, um zu verhindern, daß „lebendige Bücher" begraben werden?

Gute Bücher, die nur den Mangel haben, nicht absatzfähig in den Kreisen der Genußbedürftigen zu sein, könnten lebensfähig sich erweisen im Verkehr mit Lesensbedürftigen. In nicht seltenen Fällen dürften diese Bücher in größeren Massen zum Papierpreise für Volksbibliotheken mit Nutzen erworben werden. In der immer weiter um sich greifenden Schreibseuche ist manches nur scheintodte Büchlein verscharrt worden. Nicht blos auf den Ständern großer Staatsbibliotheken, sondern auch in den Speichern der Verleger lassen sich alte, vergessene, aber dennoch brauchbare und gute Bücher entdecken, deren Verwerthung zu wünschen ist.

4. Die Tagespresse.

Die ideale Auffassung der Presse ist diese: Sie bedeutet für das Volk das höchste politische Lehramt. Wer eine Dorfkanzel besteigt und Bauern einschläfert, wer Kinder tauft und Sterbende tröstet, muß dem Staate einen Nachweis wissenschaftlicher und sittlicher Befähigung erbringen. Dasselbe gilt von solchen, die Unterricht in der französischen Conversation an junge Mädchen im Hause ihrer Eltern zu ertheilen wünschen.

Digitized by Google

Wer aber täglich vor tausenden die letzten Gründe von Staat und Gesellschaft, Recht und Moral, Glauben und Religion erörtert, kann dies von Rechtswegen sogar dann als Redacteur unternehmen, wenn er selbst des Lesens und Schreibens unkundig ist und einem Schreiber seine Offenbarungen in die Feder dictirt. Die Jesuiten werden aus dem Beichtstuhl verjagt, aber man duldet überall viel gefährlichere Leute in dem Amt, täglich die verderblichsten Grundsätze zu predigen. Hätte man von Anfang an, nach ausreichenden persönlichen Garantien der Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit, Wissenschaftlichkeit und vor allen Dingen auch der persönlichen Unabhängigkeit für die Stellung der Redactionen gesucht, so würde man für die Freiheit der Presse mehr gethan haben, als in Gestalt von Strafgesetzen geschah, die in ihrer Anwendung immer nur die Form des Ausdruckes, niemals das Wesen der Sache treffen. Möglicher Weise wäre das klägliche Schauspiel jener Preßprozesse, in denen die grammatikalische Construction eines Satzes unter die Lupe der richterlichen Beurtheilung gebracht wurde, unserem Zeitalter und den Gerichten selber damit manche Demüthigung erspart worden, wenn man die Persönlichkeit des Redacteurs durch die an ihn gestellten Anforderungen in der gesellschaftlichen Stellung höher gehoben hätte. Während man die Preßfreiheit im Beginn unserer politischen Entwickelung als einen Ausfluß der individuellen Freiheit der Person irriger Weise ansah, hätte man sie als eine und zwar die wichtigste Gestaltung der Lehrfreiheit beurtheilen sollen, die von der jeweiligen Staatsregierung ebenso unabhängig sein muß, wie von der kirchlichen Autorität, aber die höchsten Garantien der wissenschaftlichen und ethischen Befähigung nach einem gesetzlich festgestellten Maßstabe erforderte.

5. Prüfet Alles und behaltet das Beste!

Die Nothwendigkeit der stets erneueten Prüfung des als wahr Angenommenen scheidet die Wissenschaft von der bloßen Agitation, die eine weithin sichtbare Fahne haben muß und nicht zulassen kann, daß die Grundsätze in jedem Augenblick discutirt werden, zu deren Anerkennung die Werbetrommel gerührt wird. Jede Agitation will eine Machtentfaltung; man kann ihren Führern daher nicht zumuthen, wissenschaftlich berechtigten Zweifeln Respect zu erzeigen. Die Bekenntnißformeln der Parteien, auf politischer Dogmatik beruhend, sind ebenso ausschließlich wie die Symbole der Kirchenväter.

In welches Verhältniß soll sich die Staatslehre zu dem Parteigetriebe setzen? In Italien schreibt man die Mängel des Hochschulwesens vorzugsweise dem Umstande zu, daß sich Professoren und Studenten überall in politische Demonstrationen einmischen.

Zweierlei muß offenbar unterschieden werden: Parteinahme bei großen und wichtigen Staatsstreitfragen ist unerläßliche Bürgerpflicht Aller ohne Ausnahme. Antheilnahme aber Aller an ständigen Parteiorganisationen im Sinne der politischen Unterordnung und Disciplin ist vom Standpunkte des Staatsnutzens durchaus nicht wünschenswerth. Der Nachtheil schroffer Parteigegensätze für das Volksleben muß dadurch gemildert werden, daß eine genügend große und einflußreiche Klasse von Männern sich außerhalb der ständigen Parteiorganisationen hält. Somit ist es richtig, zu sagen, es empfehle sich für Lehrer, Richter und Geistliche, sich von dem täglichen Parteitreiben fern zu halten und ihren Einfluß für die großen vaterländischen Angelegenheiten aufzusparen.

6. Staatswissenschaft und Staatskunst.

Ein wesentlicher Grundsatz für das Verständniß des Staates ist dieser: Thatsachen nur aus andern Thatsachen hervorgehen zu lassen, nicht aber als logische Consequenzen eines theoretischen Princips zu betrachten.

In der Staatskunst dagegen ist Ausschlag gebend das Unterscheidungsvermögen, welches sofort die Fälle erkennt, in denen ein Erfahrungssatz unanwendbar ist, daher ohne Präcedenzfall auf eigene Verantwortlichkeit hin gehandelt werden muß. Hier kommt es an auf die Weisheit, die die Regel kennt, und den Muth, der die Regel bricht. Der kurzsichtige Politiker handelt, ohne Regeln zu kennen, der fernsichtige, der der Brille bedarf, weil er in der Nähe nicht lesen kann, handelt nach abstracten Grundsätzen, da er die ihn unmittelbar umgebenden Thatsachen nicht versteht. Doctrinär ist er deswegen zu nennen, weil ihm die Regel alles, das Leben nichts ist. Somit hängt Alles ab von der richtigen Schätzung der Entfernungen zwischen der Allgemeinheit einer politischen Regel und der Besonderheit des einzelnen Falles.

Der Utrechter Staatsrechtslehrer Opzoomer sagt mit Recht: „Die Staatskunst muß die Früchte der Wissenschaft vom Staate sein. Ein Thun, das nicht auf Wissen beruht, ist ebenso haltlos und schwach, wie ein Gebäude ohne Grundmauern."

7. Der unpolitische Charakter der Menge.

Diejenigen, welche der Menge schmeicheln, sollten die statistischen Nachweise über die Benutzung der Volksbibliotheken in Nordamerika, England und Deutschland sorgfältiger beachten. Zumeist und am häufigsten ausgeliehen und gelesen werden Romane, Erzählungen, Reisebeschreibungen, sodann Naturwissenschaftliches, technische Lehrmittel und Geschichte, zu allerletzt Politik und Rechtswissenschaft. Die Verleihung des allgemeinen Wahlrechts an eine politisch unreife Masse hat dieser eingeredet, daß sie noch mehr verstehe, als die Aeußerung von Mißvergnügen über den Druck der Staatsbelastung, die Bezeugung von Sympathie oder Antipathie gegen die leitenden Personen, und die Darlegung des allgemeinen Wunsches, bessere Zeiten herbeizuführen. Eigentlich politische Fragen, d. h. die richtige Bestimmung der Verhältnisse zwischen Staatszwecken und Staatsmitteln, kann die Masse der Ungebildeten in großem Staatswesen ebenso wenig entscheiden, wie die Klasse derjenigen „Gebildeten", die sich ohne Antheilnahme an der regelmäßigen Besorgung von Staatsgeschäften nur mit literarischen, ästhetischen oder wirthschaftlichen und technischen Angelegenheiten befaßt hat. Der Anfang aller politischen Volksbildung ist die Selbstverwaltung.

8. Der Maßstab der politischen Volkscultur.

Die politische Cultur der modernen Völker beruht wesentlich auf der Zusammenfügung und Verbindung zweier Grundrichtungen im öffentlichen Leben: auf dem geschichtlichen Sinn, der das Ueberlieferte werthschätzt (d. h. dem conservativen Element) und dem Bedürfniß eines stets erneuerten Ideenzuflusses (d. h. dem liberalen Element). Die Macht der Vergangenheit über das menschliche Gemüth ist ebenso wichtig, wie der Trieb, dem Rechte des Zukünftigen in seiner Geburtsstunde vorzuarbeiten. Wer nur für den Genuß des Augenblickes lebt, ohne in die Zukunft zu schauen, verdient die Bezeichnung eines Barbaren. Die sonst hochgebildeten und oft unterschätzten Franzosen sind, politisch genommen, deswegen der Gefahr der Barbarei ausgesetzt, weil ihre Parteien überall den augenblicklichen Genuß der Herrschaft und die Ausnutzung der momentanen Macht suchen, ohne sich durch irgend welches Pflichtgefühl gegen ihr Vaterland hemmen zu lassen. Ihre geschichtliche Betrachtungsweise beginnt überall mit den großen Principien von 1789.

9. Politisches Vertrauen und Mißtrauen.

Es ist äußerst schwer zu entscheiden, wann in der Praxis einem Staatsmanne gegenüber Vertrauen, wann Mißtrauen am Platze ist. Unzeitiges Vertrauen ist ebenso oft ein Zeichen kurzsichtiger Beschränktheit, wie unzeitiges Mißtrauen. Radicale Demagogen suchen sich oft den Anschein tiefblickender Männer zu geben, indem sie jederzeit Mißtrauen gegen Alle predigen, die zur Regierung gelangt sind. Der zu Zeiten des Krieges regelmäßig wiederkehrende Vorwurf des Verrathes gegen unglückliche Heerführer ist ein Anzeichen der Kopflosigkeit und Eitelkeit, die sich nicht entschließen kann, die eigene Unfähigkeit für möglich zu halten. Gegenseitige Erregung von Mißtrauen ist unter den politischen Agitationsmitteln das häufigste, dessen alltägliche Anwendung nicht selten die Entwickelung edlerer Charaktereigenschaften in hervorragenden Männern gefährdet.

Digitized by Google

10. Politischer Pessimismus.

Nicht wenige Leute glauben, man dürfe gleichgültig sein gegen solche Uebelstände, die man mit Gewalt nicht hindern kann. Dies ist ein großer Irrthum. Ein unsittliches Verhalten gegenüber dem Staat, muß, wenn man es mit den Mitteln der Gesetzgebung nicht zu erreichen vermag, um so entschiedener und häufiger öffentlich gemißbilligt werden.

11. Die Meinung Andersdenkender.

Der Glaube an die *bessere* Berechtigung der eigenen Meinung, ist ein Zeichen der Stärke, der Wahn der *Alleinberechtigung* ein Zeichen der Schwäche, die Behauptung der Gleichberechtigung aller Ansichten je nach den Umständen und Verhältnissen ein Beweis der Gleichgültigkeit in sittlichen Dingen. Jede Meinung hat einen Anspruch entweder mit Schweigen aufgenommen oder wirksam widerlegt zu werden; Niemand ist berechtigt, um einer gegnerischen Ansicht willen durch Geringschätzung Andersdenkende herabzuwürdigen. Nirgends im Auslande habe ich so viel Mißachtung gegen abweichende Meinungen Anderer gefunden, als in dem Lande, in welchem die Glaubensfreiheit ihren Ursprung hatte; und nirgends wird der politischen Discussion so häufig eine Wendung auf abstracte Principien oder auf persönliche Verletzung des Gegners gegeben, wie in Deutschland. Es deutet dies nicht blos auf eine Anlage der Streitsüchtigkeit, sondern auch auf die Häufigkeit gewisser Erziehungsfehler. Die aus der geringschätzigen Abfertigung gegnerischer Meinungen hervorgehende Folge ist, daß die höher gebildeten Klassen angesichts dieser Ueberlieferung eine gesunde Discussion scheuen und dem politischen Quietismus verfallen, und die niederen Klassen der mit dem allgemeinen Stimmrecht ausgestatteten Urwähler in öffentlicher Versammlung abweichende Meinungen Einzelner durch Geschrei niedermetzeln.

Die Arlbergbahn.

Eine Studie von Hanns von Spielberg.

Durch die im Hochsommer dieses Jahres erfolgte Annahme der Regierungsvorlage betreffend den Bau der Arlbergbahn seitens der östreichischen Landesvertretung ist nach jahrelangem Kampf die Ausführung einer Schienenverbindung gesichert worden, die in politischer und wirthschaftlicher, aber auch in rein technischer Beziehung weit über die Grenzen Oestreich-Ungarns hinaus das allgemeinste Interesse erregen muß, deren endliche Herstellung für die Verkehrsverhältnisse unseres südlichen Nachbarstaates aber von solcher Bedeutung ist, daß wohl nur die schwierigen Finanzverhältnisse des Kaiserstaates die Inangriffnahme des Baues bisher verzögern konnten.

Das industriereiche und betriebsame Vorarlberg berührt als weit vorgeschobenste Provinz Oestreichs das Ufer des Bodensees, dessen Bedeutung als Centralpunkt der mitteleuropäischen Handelsbeziehungen von Jahr zu Jahr wächst; von dem Mutterland ist Vorarlberg durch die unwegsame Wasserscheide des Donau- und Rheingebiets, die rhätischen und allgäuer Alpen, getrennt und bisher durch keinen Schienenweg mit ihm in Relation gesetzt; es blieb vielmehr in allen seinen commerziellen Bedürfnissen von dem Auslande abhängig und für den Kriegsfall in strategischer Beziehung ohne die durchaus nothwendige rückwärtige Verbindung mit den Hülfsquellen der eigenen Monarchie. Schon diese zunächstliegenden Erwägungen allein würden für die Nothwendigkeit der Arlbergbahn, als der zweckentsprechendsten Ueberschienung der Allgäuer Alpen, maßgebend sein, die weitergehenden Handelsinteressen Oestreich-Ungarns bedingen jedoch die schleunige Herstellung der Bahnlinie noch in viel umfangreicherem Maße.

Der bedeutendste Theil des ungarischen Getreideexports findet in Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich seinen Absatz, und selbst die Gegner der Arlbergbahn geben die Getreideausfuhr nach der Schweiz allein auf mindestens zwei Millionen Metercentner für eine Durchschnittsernte an, während die Regierungsvorlage nachweist, daß der Cerealienverkehr nach dem Becken des Bodensees den dritten Theil des Gesammtcerealienverkehrs der Monarchie ausmacht. Trotzdem aber Oestreich selbst zu den Uferstaaten des ersteren gehört, entbehrte es bis heute jedes selbstständigen, auf eigenem Boden weitergeführten Schienenweges zu seinem Gestade und ist daher abhängig von den Linien der bayerischen Staatsbahn und deren Tarifmaßnahmen, sowie — und dies fällt seit dem Beginne der wirthschaftlichen Reaction in Deutschland doppelt ins Gewicht — von der Zollpolitik des letzteren. Ist jedoch die Arlbergbahn dem Verkehr übergeben, so wird mindestens der größte Theil des Exports, der auf der Linie Marburg-Villach-Franzensfeste aus den fruchtbarsten Gegenden Ungarns herangeführt wird, mit nahezu 300 Kilometer Wegkürzung seinen naturgemäßen Weg über die neue Route nehmen, und bei Bregenz auf den Bodensee treffen oder sich bei Feldkirch direct nach der Schweiz abzweigen, ohne deutsches Gebiet zu berühren. Andererseits hat die Schweiz selbst das größte Interesse daran, ihren Cerealienimport aus den östreich-ungarischen Staaten von dem vertheuerenden Transitweg über deutsches Gebiet unabhängig zu machen und vor etwaigen zollpolitischen Beeinflussungen sicher zu stellen; die schweizerischen Bahnen haben dieses Interesse bereits jetzt durch Abschluß einer Convention bethätigt, welche der zukünftigen Arlbergroute die gleichen Rechte mit allen anderen meistbegünstigten Bahnen, speciell auch der Gotthardbahn, einräumt.

Die Arlbergbahn ist aber nicht nur berufen, die Exportlinien des producirenden Ostens der östreich-ungarischen Monarchie zu vervollständigen und unabhängig zu machen, sie wird in vielleicht noch viel höherem Grade den am Gelände des adriatischen Meeres gelegenen Handelsemporien Triest und Fiume bedeutende Wegkürzungen für ihre Verkehrsrelationen nach Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich sichern und soll die beiden wichtigsten Stapelplätze des Landes gegen Venedig und vor Allem gegen Genua concurrenzfähig erhalten. Die bevorstehende Eröffnung des Weges über den Gotthard rückt beide letzteren Handelsplätze dem Bodenseebecken um soviel näher, daß ohne die Einschaltung des Zwischengliedes der Arlbergbahn keine auch noch so bedeutende Tarifreduction der östreichischen Linien ihnen selbst und ihren Küstenorten den süddeutschen Verkehr erhalten könnte, von dem schweizerischen ganz zu schweigen! Schon heute lösche die östreichische Südbahngesellschaft in ihren Tarifen zu Gunsten der wesentlichsten Triester Verkehre 173 Kilometer von der Landkarte weg, um so die Entfernung Triest-Lindau der Route Venedig-Lindau gleichzustellen — nach der Eröffnung der Gotthardbahn aber, die z. B. eine neue Verkehrslinie Genua-Romanshorn von nur 538 Kilometer Länge der jetzigen 967 Kilometer langen Route Lindau-Triest gegenüberstellt, würde ein Ausgleich der Entfernungen selbst der geschicktesten Tarifpolitik unmöglich sein.

Die Wegkürzungen, welche hingegen die Arlbergbahn den Verkehrsbeziehungen der östreich-ungarischen Küstenstädte zuführen wird, betragen z. B. für Triest:

nach	Feldkirch	284 Kilometer,
„	Bregenz	210 „
„	Zürich	226 „
„	Basel	157 „
„	Straßburg	134 „

Es ist unter diesen Umständen nur wunderbar, daß die östreichische Regierung erst jetzt an die Realisirung eines Projects herantritt, welches allein im Stande ist, die vitalsten Interessen der wichtigsten Seeplätze des Landes zu schützen. Die Gefahr für diese begann bereits mit dem Perfectwerden des Gotthardunternehmens, und wenn man heute die Durchtunnelung des Arlbergs auf nur 6 Jahre, die Vollendung der Gotthardbahn auf noch 2 Jahre bemißt, so resultirt bis zur Eröffnung jener östreichischen Concurrenzstrecke eine Differenz von mindestens 4 Jahren, ein Zeitraum, während dessen der Handel Triests nicht allein *vorübergehend* geschädigt wird, sondern der auch ganz genügend erscheint, ihm *dauernde* Verluste zu bringen, denn Venedig

Digitized by Google

sowohl wie Genua werden in diesen Jahren sicher Alles aufbieten, wichtige Verkehre gänzlich an ihre Häfen zu fesseln.

Freilich dürfte auch die Arlbergbahn allein kaum genügen, Triest seine heutige dominirende Stellung zu wahren, vielmehr wird man sich früher oder später doch entschließen müssen, die schon längst projectirte Predilbahn zur kürzesten Verbindung Triests mit Villach auszuführen, was einer weiteren Verkürzung der obenerwähnten Linie um über hundert Kilometer gleich käme; die directe Verlängerung dieser Predillinie würde alsdann eine Bahn über die hohen Tauern in der Richtung auf Bischofshofen-Salzburg sein und z. B. eine Route Salzburg-Triest schaffen, welche um 220 Kilometer kürzer ist, als die Linie Salzburg-Venedig.

So hochbedeutend aber die Arlbergbahn für den ungarischen Getreideexport und für die Verkehrsrelationen der adriatischen Küstenstädte sein wird, so wenig begreifen wir, wie man in maßgebenden östreichischen Kreisen im Ernst glauben kann, der eiserne Weg über die rhätischen Alpen werde einst einen Theil jener gewaltigen Welthandelsstraße Calais-Salonik resp. Calais-Constantinopel bilden, von der man an der schönen blauen Donau zu träumen nicht aufhören will. Der Verfasser dieser Skizze wies bereits früher einmal in diesen Blättern (Band XV, Nr. 19) darauf hin, daß der große, sogenannte englisch-ostindische Verkehr, welcher heute über Brindisi geleitet wird, voraussichtlich niemals seinen Weg über Salonik nehmen wird, trotzdem die Luftlinie zwischen Alexandrien und London weit näher an Salonik als an Brindisi streift. Ganz abgesehen davon aber auch, daß die Betriebsverhältnisse auf den (erst noch herzustellenden) bosnischen und türkischen Bahnen sicher noch auf lange Zeit den Ansprüchen, welche jener Verkehr zu stellen berechtigt ist, nicht entsprechen werden, scheint speciell auch gerade die Route über die Arlbergbahn, welche eine dreimalige Ueberschreitung der Alpen (Brenner-Arlberg-Toblach) bedingt, nicht geeignet, einer Weltverkehrsstraße die nothwendige Stetigkeit des Betriebes bei genügender Fahrgeschwindigkeit zu garantiren, und gerade wenn man die Bedeutung der Orientlinien und ihres Verkehrs hoch veranschlagt, sollte man glauben, daß ihre Hauptzufuhrsroute nicht über die Alpenländer Tyrol, Kärnten und Krain, sondern durch die industriereichen, starkbevölkerten Fluren Süddeutschlands und Oestreichs, über Stuttgart, München, Wien und vielleicht Pest gehen wird.

Obgleich wir also diesen allzu hochfliegenden Ansichten über die Zukunftsbedeutung der Arlbergbahn nicht beizupflichten vermögen, konnten wir sie oben doch bereits als eine absolute Nothwendigkeit für Oestreich-Ungarn bezeichnen, und das bleibt sie selbst für den Fall, wenn ein sehr bedeutender Theil ihres Baukapitals lange Jahre unverzinslich sein sollte. Selten ist wohl über die Rentabilität eines Unternehmens so viel geschrieben und gestritten worden, wie über die voraussichtlichen finanziellen Erträgnisse der jüngsten Alpenbahn. Schon vor acht Jahren, bei Gelegenheit einer früheren Regierungsenquete, hatte der damalige Generaldirector der Südbahn, Herr von Bontoux, eine approximative jährliche Verkehrsmasse von 415,000 Tonnen berechnet, mit welcher Zahl die Angaben in den Motiven zu der neuesten Gesetzvorlage im Wesentlichen übereinstimmen; von anderer Seite wird ein Verkehrsmaximum von nur 300,000 Tonnen veranschlagt — wir möchten aber bei aller Anerkennung für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derartiger Berechnungen der Ansicht beipflichten, welche Herr Director Penninger in seiner eingehenden Besprechung der Arlbergfrage vertritt, „daß bei den erheblichen Distanzkürzungen, welche durch die Ausführung der Bahn in der Richtung des größten Verkehrs beider Reichshälften zu Stande kommen, und die nicht nur Wegkürzungen im eigenen Lande, sondern den Rückgewinn solcher Transporte in sich begreifen, die bisher Deutschland zufielen, sich sowohl der Arlbergbahn selbst, als den anschließenden bisher zum Theil nur als Sackbahnen fungirenden Linien Verkehrsgebiete erschließen werden, die sich vorher unmöglich auch nur annähernd bestimmen lassen können!" Will man jedoch die Berechnungen der Regierungsvorlage festhalten, so würden von dem veranschlagten Baukapital von 35,600,000 Gulden vorläufig ungefähr 4,500,000 Gulden unverzinst bleiben, ein Betrag, der den zu erwartenden allgemeinen wirthschaftlichen Vortheilen gegenüber äußerst gering erscheinen muß; allerdings ist auch bei diesen Zahlen bereits eine Verkehrsvermehrung im Werth von rund 900,000 Gulden jährlich für die Anschlußbahnen in Rechnung gestellt und trotz aller gegentheiligen Versicherungen wird eine bedeutende Ueberschreitung der veranschlagten Baukosten nach dem am Gotthard gemachten Erfahrungen immerhin kaum zu vermeiden sein. Bei der Gotthardbahn ist bekanntlich der generelle Kostenentwurf um mehr als 100 Millionen Francs überschritten worden, und die Arlbergbahn ist ihrer ganzen Veranlagung nach gleich der ersteren eine Hochgebirgsbahn mit allen technischen und finanziell oft ganz unberechenbaren Schwierigkeiten einer solchen! Wir müssen, um dies wenigstens in großen Umrissen zu begründen, auf die technische Seite des Projects etwas näher eingehen.

Die im Ganzen 136 Kilometer lange Arlbergbahn zerfällt bezüglich ihres bautechnischen Charakters in die 71 Kilometer lange Thalstrecke Innsbruck-Landeck und die 65 Kilometer lange Gebirgsbahn Landeck-Bludenz. Während die erstere keine Veranlassung zu besonders nennenswerthen technischen Schwierigkeiten bietet, wird die letztere zu einem der interessantesten Bauwerke der Jetztzeit werden. Es erscheint hier nicht am Orte auf Constructionsdetails einzugehen (nur nebenbei sei erwähnt, daß die Minimalradien 250 Meter betragen werden und die Maximalsteigungen auf 25 und 30 ‰ bemessen sind), aber die eigentlich den Gipfelpunkt der ganzen Arlbergdebatten bildende Tunnelfrage müssen wir berühren, um eine richtige Vorstellung von der Großartigkeit des Unternehmens geben zu können.

Für die Beurtheilung der modernen Hochgebirgsüberschienungen sind nämlich nicht die Steigungsverhältnisse allein von Einfluß, sondern in fast ebenso maßgebender Weise die Witterungsverhältnisse und speciell die Schneemassen, mit deren Bewältigung man zu rechnen gezwungen ist. Wir wollen ganz dahin gestellt lassen, ob es den technischen Fortschritten der Zukunft vorbehalten sein wird, jene ungewöhnlichen Steigungen, die uns heute zur kostspieligen Durchtunnelung der Gebirgsriesen nöthigen, durch directe Ueberschienung zu überwinden, wir können hier auch nicht erwägen, ob die bereits jetzt vorhandenen Systeme, deren bekanntestes vielleicht die Zahnradbahn ist, geeignet sind, große Verkehrsmassen zu bewältigen — sicher aber werden stets die klimatischen Einflüsse auch den bedeutendsten Errungenschaften vorgeschrittendster Technik gegenüber ihr Recht behaupten und es würde bei dem mittleren Schneefall der meisten unserer Alpenpässe ein nicht zu rechtfertigendes Risiko sein, wenn man, wie z. B. die Verfechter der Zahnradlocomotive vorschlagen, den Schienenweg über Höhen bis zu 2000 Fuß hinwegleiten wollte. Es wird nur zu leicht übersehen, daß die bekannten Andenbahnen, welche Höhen bis zu 4770 Meter erklimmen, nur wenige Grade südlich des Aequators liegen und daß selbst die Pässe unserer Alpen je nach der Richtung der herrschenden Winde und des Thalzugs total verschiedenen klimatischen Einflüssen unterworfen sind, so ragt z. B. der Brennerpaß noch nicht in die dortige Region des Winterschnees und die Brennerbahn übersetzt daher die Wasserscheide in offener Bahn in einer Höhe von 1370 Meter, während äußerst ungünstige Schnee- und Lawinenverhältnisse den Arlberg thatsächlich zu einem der unwegsamsten Pässe Tyrols machen.

Seit dem ersten Auftauchen des Arlbergprojects haben sich zwei Parteien schroff gegenübergestanden und mit einem seltenen Aufwand technischen Wissens, leider oft aber auch mit wenig collegialischer Schärfe um die unter den soeben berührten klimatischen Verhältnissen ungemein wichtige Höhenlage des Haupttunnels, sowie über die damit zusammenhängende Länge desselben, seine Zufahrtslinien und seinen Ausbau für ein resp. zwei Geleise gestritten. Eine ganze Reihe hochinteressanter Broschüren, deren eingehendes Studium dem Fachmann nicht warm genug ans Herz gelegt werden kann, verdankt diesem Ideenkampf ihre Entstehung, und der Streit spielte sich noch bis in die diesjährige Regierungsvorlage und die Debatten der Landesvertretung hinüber, der

Digitized by Google

schließlich zwei Alternativtracen vorlagen, von welchen diejenige, welche den höher gelegenen kürzeren Tunnel befürwortete, verworfen wurde. Der Arlbergtunnel wird jedoch trotzdem der höchstgelegenste Tunnel unserer Alpenbahnen sein, denn er tritt in seinem Ostportal in einer Höhe von 1302 Meter in den Berg ein, während der Montcenistunnel auf 1291 Meter, der Gotthardtunnel auf 1145 Meter und der Semmeringtunnel auf 895 Meter absoluter Höhe gelegen ist. Es ist vielleicht nicht uninteressant, hier auch die Länge der letztgenannten drei Tunnels mit 12,233 Meter, 14,920 Meter und 1430 Meter der Länge der zukünftigen Durchtunnelung des Arlbergs von 10,270 Meter gegenüberzustellen, und es muß schließlich bemerkt werden, daß, obwohl die niedere Tunnellage für den Arlberg acceptirt worden ist, die Frage, ob ein höher gelegener, kürzerer und billigerer Tunnel nicht in wirthschaftlicher Beziehung mehr zu empfehlen und technisch sehr wohl zu rechtfertigen gewesen wäre, eine offene bleibt: Die schließliche Minorität weist Autoritäten genug auf, deren Gründe für die Zukunft unserer noch zu erbauenden Hochgebirgsbahnen sicher nicht verhallen werden!

Die Installationen für den Tunnelbau haben bereits begonnen und zwar wird derselbe in Staatsregie durchgeführt werden, was nach den Erfahrungen, welche die Schweiz mit dem Favre'schen Großunternehmerwesen am Gotthard gemacht hat, gewiß gerechtfertigt erscheint. Man hofft sicher, die Arbeit in 6 Jahren vollenden zu können, bis zu welchem Zeitpunkt die Zufahrtslinien natürlich ebenfalls fertig gestellt sein werden, sodaß wir — treten nicht außergewöhnliche bei derartig schwierigen Bauausführungen nie genau vorher zu berechnende Schwierigkeiten hervor — der Eröffnung der gesammten Linie etwa im Jahre 1887 entgegensehen können.

Die endliche Sicherung der langersehnten Arlbergbahn ist in ganz Oestreich, besonders aber in dem zunächstbetheiligten Vorarlberg, mit Jubel begrüßt worden, und auch wir können uns — obwohl wir allen Grund haben, in der dereinstigen Linie zumeist einen Trumpf gegen unsere Zollpolitik und gegen das wesentlich durch Deutschlands Hülfe zustandegekommene Gotthardunternehmen zu sehen — unmöglich verhehlen, daß die Bahn, wie wir bereits in der Einleitung dieser Skizze hervorhoben, für die Wahrung der Selbstständigkeit der östreichischen Handelsinteressen und für die Concurrenzfähigkeit der Seestädte unserer Nachbarmonarchie eine unumgängliche Nothwendigkeit war!

Literatur und Kunst.

Odilo.

Von Oscar von Redwitz.

Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Oscar von Redwitz, der „Dichter der Amaranth", wie man ihn durch Jahrzehnte genannt hat, wie man ihn aber jetzt zur Bezeichnung seiner Eigenart kaum noch nennen darf, hat die Lesewelt wieder mit einer bedeutenderen Dichtung erfreut. Ein Zeitraum von mehr als dreißig Jahren liegt zwischen „Amaranth" und „Odilo", und diese Zeit ist an dem Dichter, dessen religiöses Erstlingswerk vielfach parteiisch beurtheilt und verurtheilt wurde, nicht spurlos vorübergegangen. Der von ihm selbst zugegebene Unterschied der beiden Lieder steht im Zusammenhang mit der Klärung der religiösen Anschauung, die sich an dem Dichter sowohl, wie im Allgemeinen vollzogen hat. Es ließe sich viel über diese Wandlung sagen, und ungern lasse ich mir die Gelegenheit entgehen, aber ich muß befürchten, daß dabei die inhaltliche Besprechung zu kurz käme, die zur Lektüre dieses lyrischen Epos anregen soll.

„Der Menschheit Höchstes ist die Liebe" steht dem Buche als Motto voran, und „Odilo" ist in der That ein Hymnus der Menschenliebe zu nennen. Odilo ist der Sohn einer Protestantin und eines Katholiken. Er ist schon frühzeitig dogmatischen Grübeleien ergeben gewesen und läßt sich nach dem Tode seines edlen Vaters durch seinen religiösen Hang zum Eintritt in das Kloster Mariagnaden bestimmen.

Frau Walburg, seiner einer andern Glaubenswelt angehörigen Mutter, bereitet dieser Entschluß großen Kummer, aber endlich ertheilt sie ihm ihren Segen, und der Jüngling begibt sich zu dem Abt Johannes — einem Weltkind im Mönchsgewande —, um sich als Novize zu melden. Der Abt versucht den in Illusionen befangenen Schwärmer über den Ernst dieses Schrittes, über die Poesielosigkeit des Klosterlebens aufzuklären, ja er wirft sich selber einen Stein ins Haus, indem er offen erklärt:

„Was man so richtig Heil'ge nennt,
Von solchen haben wir hier keine."

Und weiter:

„Glaub' mir: 's ist ein gefährlich Ding
Aus der Natur allew'gem Ring,
Gleich weltverachtendem Asketen,
Als menschlich Glied herauszutreten.
Der schönste Baum auch muß verderben,
Deß Aeste maßlos man beschnitt,
Und wer zu sehr sucht abzusterben,
Dem stirbt zuletzt das Herz noch mit."

Frau Walburg, die dem Sohne das Geleit gegeben, wird in des Abtes Segen mit eingeschlossen; sie erschrickt förmlich darüber:

. . . „Nur meint ich eben, weil ich pro-
„„Testantisch""! rief der Abt „Oho!
Da sollte mir Einer damit kommen!
Respect, sag' ich, vor solcher Mutter,
Die also treu, trotz Martin Luther,
Kathol'sche Pflichten übernommen.
Und all' die heil'gen Ränkeschmiede,
Die Ketzerseelenfischfang treiben,
Weil ihnen meist fehlt eigner Friede,
Die sollen Euch vom Halse bleiben.
So wahr ich hier der Herr im Haus —
Mit Geißeln jagt' ich sie hinaus."

Das ist des Abtes wahre Gesinnung, und nichts ist natürlicher, als daß er darum verleumdet und verrathen wird. Der zelotische Novizenmeister Innocenz denuncirt den Freigeist beim Provinzial, er wird entsetzt und stirbt plötzlich. Der Verräther rückt an seine Stelle, und ein neuer Geist, der finstere Ultramontanismus zieht in das Kloster ein. Odilo schwelgt an dem dunklen Zauberbronnen der Mystik, er sieht sich alsbald von Innocenz mit Dogmatik und logischen Schlüssen verfolgt, welche unerbittlich verlangen, daß Frau Walburg sich bei Androhung der Hölle bekehren lasse. Heimlich wird die Mutter nach dem Kloster gerufen, sie erscheint und findet den Sohn:

„An Leib, wie an der Seele krank
Von jener Logik gift'gem Saft,
Den gestern ihm der Abt kredenzt."

Odilo in des Abtes zelotischem Joch, der eigenen Mutter Glauben verwerfend, versucht nach dem Vorbilde seines Meisters mit dogmatischen Gründen auf die Mutter einzustürmen, und sie zur Bekehrung zu bereden. Es kommt zwischen Beiden zu einer großen Scene von dramatischer Lebendigkeit. Die glaubensstarke Frau schwankt keinen Augenblick, sie kann ihren Glauben nicht lassen und bittet den zürnenden Sohn, ihr zu vergeben. Während dieser im Begriffe steht, die Arme nach ihr auszustrecken, erscheint der finstere Abt und stellt sich zwischen Beide. Die Unbekehrte wankt aus der Zelle, um sie nicht wieder zu betreten.

Odilos Freund, der brave Theophil, scheidet aus dem Kloster und in der Abschiedsstunde fällt ein Aufklärungsschimmer in Odilos lange Geistesnacht. Der sich dem Missionsdienste

**

Digitized by Google

widmende Priester verdammt Mystik und Scholastik, er ruft dem jungen Freunde die letzten Worte des verstorbenen Abtes ins Gedächtniß:

„'s ist ja des Himmels höchst Geheiß,
Verständlich so dem Kind wie Greis:
O Kindlein, habt einander lieb."

Odilo bleibt sinnend allein zurück im hell-freundlich von der Frühlingssonne durchglänzten Klosterhag; es überkommt ihn eine mächtige Sehnsucht, Herz und Geist im Liebesstrom des Menschlichguten wiederum zu baden... Er eilt ins Thal nach seines Vater Grab, das er seit seiner Einkleidung gemieden, nach dem Häuschen der guten Mutter:

„... Und streckt die Arme zitternd aus,
O Mutter, Mutter, hab' mich wieder!" —

Um Mitternacht bricht ein Gewitter los; im blinden Gottvertrauen hat Abt Innocenz die Ausbesserung des Blitzableiters unterlassen, der Blitz fährt in das Kloster und steckt es in Brand. — Die Morgensonne bescheint einen rauchenden Schutthaufen, Nichts ist gerettet, nicht einmal das berühmte Gnadenbild, — die lukrativste Einnahmequelle des Klosters. Odilo hat den lahmen Gärtner Cyprian aus den Flammen geholt, verläßt mit diesem das Kloster und Beide finden im Hause der Frau Walburg Aufnahme. Die Mutter empfängt den Sohn mit Thränen. Er beschwichtigt:

„O weine, Mutter, weine nicht!
Und mußt Du's, wein' nur linde Thränen,
Daß ich aus finstern Abgrunds Gähnen
Mich wieder aufrang an das Licht,
Daß jetzt in meines Lebens Schaft
Kein Wurm mehr will das Mark zernagen
Und daß der Stamm mit neuer Kraft
Nunmehr gesunde Frucht will tragen,
Und Laub, draus Liebe Kränze flicht.
Sag', ist das Grund zu düsterm Klagen?"

und

„Sieh, dort liegt meines Vaters Grab, —
Dann griff er nach dem Herzen sich —
Und hier geborgen sein Vermächtniß.
So schwör' ich Dir jetzt feierlich,
Bei dieses sel'gen Geists Gedächtniß:
Und Fluch auf Fluch verfolge mich,
Und Freud' und Friede soll mich flieh'n,
Eh' daß ich nicht sein Erbe bliebe,
Sein Testament ich will's vollziehn:
Der Menschheit Höchstes ist die Liebe!" —

„Im Noviziat des Geistes" ist der nächste Abschnitt überschrieben. Das Kloster Mariagnaden ist aus den Ruinen wiedererstanden, aber es dient einem nützlicheren Zwecke: es ist zum Irrenhause eingerichtet worden, und steht unter weltlicher Leitung des mit Odilos Vater einst engbefreundeten Hofrath Streiter. Odilo, der inzwischen Arzt geworden ist, kehrt von einer Weltfahrt, die er als Leibmedicus eines Prinzen mitgemacht, heim und entschließt sich, wieder nach Mariagnaden zu ziehen und sich der Pflege der dort beherbergten Geisteskranken zu widmen.

Sein Gemüth zeigt sich vom Glaubenshaß gänzlich befreit, die Religionsanschauung, die er gewonnen, verräth sich in dem nachstehenden Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn:

„Nicht wahr, mein Sohn, Du denkst doch nicht,
Daß, wer noch glaubt einfältig schlicht,
Nach seines Kinderglaubens Lehre,
Daß er drum des Verstands entbehre,
Wenn er nicht gar ein Heuchler sei?"

Odilo erwidert:

„O Mutter, darauf sag' ich Dir:
Des Glaubens Stimmung gleicht dem Duft,
Der einer Landschaft Bild umsponnen;
Und ist er durch des Zweifels Luft
Vorm Forscheraug' einmal zerronnen,
Dann schaut es auch in andrem Lichte
Der Schöpfung göttliche Geschichte.
Wer will den Einen nun drum loben,
Wem dieser Schleier nie zerstoben?
Wer schilt des Anderen Gewissen?
Der Eine hat ihn nicht gewoben,
Der Andre willig nicht zerrissen.
Wie wollt' ich nun mit stolzem Haupt
Bespötteln, der noch glauben kann,
Was ich als ganz wahrhaft'ger Mann
Einst selbst so felsenfest geglaubt,
Und Abertausend noch bekennen,
Die edel, wahr und klug zu nennen?
Doch wollen mich die Andern schelten,
Daß meines Glaubens inn're Welt
Sich mir nun anders dargestellt,
Nie werd ich Haß und Hohn entgelten." U. s. w.

Odilo begibt sich also unter den Schutz des Hofrath Streiter, der ihn auf Mariagnaden als Genossen willkommen heißt. Dieser Arzt ist ein gelehrter Mann, der überzeugt ist, daß die Welt voll verschleierter, unausgereifter Wahnsinnscandidaten steckt. Odilo wird zunächst mit einigen Insassen des Irrenhauses bekannt gemacht. Schließlich besuchen sie den von Lykanthropie befallenen, ehemaligen Componisten des in das Epos verwobenen „Sternenliedes", durch welches er ein Mädchenherz für sich gewann; er wurde ihr Lehrer und

„— wie das so geschieht,
Trotz all der werbenden Verehrer
In Lied wie auch in Lieb' ihr Lehrer." —

Der unglückliche Ausgang dieses Romans, sowie der Tod der Geliebten, führte den Unglücklichen jenem schrecklichen Wahnsinn zu, welcher heulend auf Gräbern tobt.

Schaudernd verläßt Odilo das Jammerbild, und der väterliche Freund führt ihn in seine gastliche Behausung.

„Zugleich ein süßer Mädchensang
Einladend aus der Halle klang..."

Angelica, des Hofraths Töchterlein, singt eben jenes „Sternenlied", Odilo ist gerührt — und mehr als das... Man bespricht das tragische Geschick des Componisten —

„Ach ja! Ein furchtbar schwer Geschick!"
Sprach Odilo mit feuchtem Blick
Nach dieses Mädchens Huldgestalt.
Doch, ob die Thränenperle drin
Nicht mehr der holden Sängerin
Als jenem irren Sänger galt?"

Der Liebesfrühling und der Lebensherbst begegnen sich in Odilos kranker Brust. Sein Vater und sein Ahn sind einem Brustleiden erlegen und er, der selbst Arzt ist, kennt seinen Zustand genau. Nicht so der Hofrath, der mit geheimer Vaterlust die Neigung der Beiden wachsen sieht. Angelicas Vater kommt Odilos Werben zuvor — und nennt ihn bald seinen Sohn. Aber noch in derselben Nacht wird Odilo durch einen Blutsturz aus dem Schlafe geweckt, er erkennt die Gefahr, erinnert sich des verhängnißvollen Familienerbtheils und ist nach kurzem Kampfe entschlossen, die erst gewonnene Braut aufzugeben.

„Drei Tage drauf, 's war Morgenzeit,
Vor seines Wohngebäudes Thür
Mit Odilo der Hofrath stand.
Da trat zum letzten Gruß bereit,
Zum Hofe still sein Kind herfür.

Digitized by Google

Sie gaben zitternd sich die Hand,
Sahn stumm und thränenlos sich an,
Und wandten sich. — Es war gethan."

Der Kranke erholt sich, er findet einen bescheideneren Wirkungskreis, hauptsächlich im aufopfernden Dienste der Armuth. Dessenungeachtet sieht er sich von Lästerung und Verleumdung verfolgt. Der Kaplan und ein brodneidischer Arzt conspiriren gegen Odilo, der diesem verabscheuungswürdigem Treiben edlen Stolz entgegensetzt und die Beiden durch seinen Edelmuth beschämt. Während der Abwesenheit jenes Arztes erkranken seine beiden Kinder am Scharlach, nur Odilo kann Hülfe bringen, und er zögert nicht, das Haus seines Gegners zu betreten. — In frostiger Spätherbstnacht eilt er nach dem Pfarrhause, um für eine Sterbende vom Kaplan die letzte Oelung zu erbitten. Und bald darauf, in der Neujahrsnacht, wird er zum Kaplan selbst gerufen, der durch schweren Fall Schaden genommen. Odilo eilt durch Nacht und Schnee nach der entfernten Behausung seines Verleumders. — Todtkrank kehrt er heim, sein Leiden wirft ihn aufs Siechbett, er monologisirt:

„Ach, unsere Zeit durch Schwertgeklirr
Und Zungenstreit so müd und wirr,
So abgehetzt durch Dampfeshast,
Durch Neides Groll und Goldes Gier,
Wie schwerer Nothdurft Sorgenlast,
O lägst Du jetzt zur Seite mir,
Ganz ruhig nur auf ein paar Stunden.
Wie wollt' ich dann behandeln Dich,
Denn Du bist kränker noch als ich,
Und solltest dennoch ganz gesunden.
Wohl ist Dein Geist so stark wie nie,
An Wissen reich, erfinderkühn,
Voll Freiheitsdrang und Thatentriebe,
Doch ach Dein Herz ward krank, denn sieh',
Dir fehlt's trotz all des Geistes Mühe,
An innerem Frieden und an Liebe."

Fragend blickt des Schwärmers Auge in die Zukunft: Glaubenseinheit, Völkerglück, allgemeine Menschenliebe erhoffend, dann träumt er von Gattenliebe, Himmelsglück, dem Segen holder Kinderschaar, — vom Sternenlied ...

„Ach einmal, einmal nur noch hören,
Das Sternenlied von ihr, von ihr,
Und dann, o Tod, willkommen mir."

Es ist tiefe, stille Nacht. Angelica, die sich mit Ergebung in ihr Geschick fügt, sitzt im Erker am Klavier ...

„O welch ein Klang Angelica.
Der Himmel singt Dein Sternenlied,
Fahr wohl, ich fühl's, Du bist mir nah."

Odilo stirbt. —

„Und feierlich verklang jetzt drinnen
Zum Sternenzelt die große Frage:
„„Wohnt höheres Geschlecht darin
Mit Geist und Herzen höh'rer Art?
Wird dieses Lebens Räthselsinn
Vielleicht einst dort uns offenbart?
Fliegt unser Geist, stets mehr befreit,
Dereinst von Stern zu Stern vielleicht,
Bis er des reinsten Licht erreicht? —
Ach, Sterne, sagt mir: was ihr seid!""

Mit dieser letzten Strophe des Sternenlieds klingt die Dichtung aus. Diejenigen, welche gewohnt sind, Oscar von Redwitz sentimentaler Ueberschwänglichkeit zu zeihen, werden, wenn auch widerstrebend, zugeben müssen, daß „Odilo" das Werk seines ausgereiftesten Dichtertalents ist. Christliche Nächstenliebe und Resignation sind die Grundpfeiler dieser Dichtung; große Seelenkämpfe, liebloser Verfolgung, das Verhängniß ererbten Siechthums, Duldung und hoffnungslose Liebe sind aufgeboten, um für den Helden zu interessiren, und ich meine, daß es dem Dichter vollkommen gelungen ist, sympathische Theilnahme für Odilo zu erwecken. Das Epos wird auch jene Leser, die sich sonst religiös-philosophischen Fragen gegenüber gleichgültig verhalten — und es gibt deren viele — wahrhaften Genuß bereiten; „Odilo" ist ein gutes Buch, voll schöner Wahrheiten, die in edelster poetischer Form geboten werden. Der Plan ist künstlerisch gedacht, die Darstellung lebendig und bilderreich von Anfang bis zu Ende. Wie anziehend ist gleich zu Beginn der Frühapport im Kapitelsaal des Klosterstifts geschildert, wie liebevoll sind diese Typen bis zur Plasticität ausgearbeitet: der hagere Zelot Pater Innocenz, der Säckelmeister mit feuerlichtem ganz verrechnetem Gesicht, der Koch Ambrosius, der Bruder Schneider Benedict:

..„Schiefschultrig und entstellt durch Pocken,
Ein Scrupulant und auch Ascet,
Mit heil'gen Sprüchen ganz bespickt,
In schwarzen Philosophensocken,
Stets grübelnd auf dem Nadelthron."

Die dankbarsten Modelle für ein Grützner'sches Malgenie. Der Klosterbrand, die vergeblichen Versuche das Gnadenbild zu retten, der Morgen nach der Schreckensnacht sind äußerst phantasievolle wirksame Schilderungen. Schade, daß in diesen poetischen Gemälden der „Blitzableiter" mehrfach auftaucht, ein poetisch ziemlich unbrauchbares Wort, welches mit Vortheil metaphorisch hätte angedeutet werden können. Ebenso fällt die Stelle auf:

...„Das war der Hofrath Friedrich Streiter,
Des neuen Irrenhauses Leiter" —

und im Irrenhause proclamirt des „Weltalls" Großmogul:

...„Ich bin der Kaiser dieser Welt,
Die andern Fürstlein sind nur Fretter."

Es scheint, daß hier, des darauffolgenden Reims wegen, ein Ausdruck der süddeutschen Volkssprache verwendet ist, dessen poetische Zulässigkeit nicht erwiesen ist. Fretter wird einer genannt, der etwas mit unzulänglichen Mitteln vergeblich zu vollbringen trachtet, der Ausdruck selbst ist aber kaum in der gebildeten Umgangssprache gang und gäbe, umsoweniger in poetisch-edler Schriftsprache. Die Episoden im Irrenhause gehören übrigens zu den hervorragendsten Stellen des Buches. Die Narrheit ist mit erschreckender Treue selbstsprechend geschildert, es fehlt nicht an Satire, und der Hofrath stellt dazwischen tiefsinnige Betrachtungen über Welt und Irrenhaus an. Ihre Wanderung führt sie in die Zelle des Narrenkaisers, des Poeten, des Philosophen, der sich vor den Augen der Besucher ein „System" erbaut:

„Da, weh! in unvorsicht'gem Sprunge
Kam er dem Tische nah. Die Wände
Des Kartenhauses fielen um,
Und seines Wahnes Spuk zerrann.
Wehklagend hob er seine Hände,
Ach, aller Weisheit Heiligthum
In Schutt und Staub. Er sank sodann
Zum Stuhl, als ein verlor'ner Mann
Und stierte hin — verzweiflungsstumm."

Sie gelangen in die Zelle eines unglücklichen Weibes, das einst in Glück geschwelgt,

„Mein Mann ist todt, ein Lump mein Sohn ..."

klagt sie und an der welken Brust hält sie ein Lappenbündel. Der nächste Besuch gilt dem mit Lykanthropie behafteten Musiker:

... Da lag am Boden hingekauert,
Gleich wie im Schlamm ein feistes Schwein,
Blödsinnsverthierten Angesichts
Ein Klumpen Fleisch — und weiter nichts,
Den man noch reinigt und noch füttert ..."

Digitized by Google

Der ehemalige Componist der Sternenlieds. Man denkt an Kaulbachs schauerliches „Narrenhaus“ und sieht im Geiste die Gestalten jener Unglücklichen, versunken in tiefe Geistesnacht, in der Wahnideen und Visionen, Irrlichtern gleich, aufsteigen. Die Wirkung dieser virtuos durchgeführten Scenen ist eine mächtige, und durch außerordentliche dichterische Mittel herbeigeführt.

Diese düsteren Bilder wechseln mit harmonisch friedlichen, die innnigsten und tiefsten Empfindungen werden durch das intensive lebendige Darstellungsvermögen des Dichters geweckt, und diejenigen, welche sich darauf steifen, Oscar von Redwitz noch immer lediglich nach seiner „Amaranth“ und „Sigelinde“ zu beurtheilen, obwohl der Standtpunkt, den der Dichter in der ersten Periode seiner Entwicklung eingenommen, von ihm selbst längst überwunden ist, werden sich mit dem Dichter, der in „Odilo“ allgemeine Menschenliebe in vollen warmen Tönen predigt, endlich aussöhnen müssen. Es ist das Werk eines bedeutenden Dichters, eines gereiften männlichen Charakters.

Paul von Schönthan.

Das oberschwäbische Volkstheater.

Die Oberammergauer Passionsspiele sind in diesem Jahre stark in die Mode gekommen und haben, wie nie zuvor, das Interesse auch der dramatisch verwöhnten, städtischen und feingebildeten Kreise in nachhaltiger Weise erregt. Es ist leicht möglich, daß sie nach solchem Erfolge auch anderswohin verpflanzt werden, wie sie ja zur Zeit schon in Muri, im Canton Aargau, unter ebenfalls großem Zudrange von nah und fern aufgeführt werden.

Dieses hochschichtige Interesse daran mag dem erkennbaren Zug in unserer literarisch gebildeten Gesellschaft entsprechen, der seit Jahren auf das alte und besonders das altdeutsche Culturleben gerichtet ist. In dem Oberammergauer Bauernspiel haben wir einen wohl gepflegten und künstlerisch veredelten Rest jener geistlichen theatralischen Darstellungen, die fast in allen christlichen Ländern mit Einbürgerung der Mönche in Aufnahme kamen, mit denen die katholische Religion von Pfaffen und Klosterhörigen dem großen Volkshaufen gleichsam ad oculos vorgeführt wurde und damit populär gemacht werden sollte. Solche Weihnachts-, Oster-, Passions- und Marienspiele haben die Volksbühne, wie in Frankreich, in Italien, in England, so auch in Deutschland begründet und es waren zunächst Leute aus dem Volke, die aus Liebhaberei die Rollen in den Mysterien sowohl, wie auch in den mehr weltlichen Fastnachtsspielen übernahmen.

Nicht überall gleich war der empfängliche Sinn dafür im Volke vorhanden, und in einzelnen Volksstämmen mehr, in anderen weniger, zeigte sich Lust zur persönlichen Bethätigung an solchen dramatischen Spielen. In hohem Maße war dies in Oberschwaben der Fall und noch bis zur heutigen Zeit, was wenig seither beachtet worden, hat unter der von ihren Vorfahren ererbten Gunst der dort seßhaften Bevölkerung die altdeutsche Volksbühne in manchen ihrer Eigenthümlichkeiten sich erhalten. Ragt auch daselbst nicht, wie in dem abgeschiedenen und durch ein frommes Gelöbniß an die Aufführungen der Passion gebundenen bayrischen Oberammergau, ein Stück ehemaligen geistlichen Volkstheaters lebensfrisch in unsere Tage, so gibt es doch fortgeübte dramatische Spiele genug, welche von der volksthümlichen Bedeutung derselben in jenem Theil Süddeutschlands hinter der Alb ein merkenswerthes Zeugniß ablegen.

Nirgends war auch der Boden günstiger dafür, als in jenem alten Oberschwaben, welches bis zur Auflösung des römisch-deutschen Reiches das große Nest der Kleinstaaterei bildete. Wohl an die hundert Herren gab es hier, außer dem kaiserlich-habsburgischen noch herzögliche, fürstliche, reichsgräfliche, reichsstädtische und klösterliche, deren Gebiete oft wunderlich in einander liefen. Der Pfaffe fühlte sich hier wohl, sein Einfluß auf das Volk war maßgebend. Der reichbegüterte Adel, der zahlreich auf seinen, meist von Anhöhen auf die dicht unten liegenden Städtchen und Dörfer schauenden Schlössern hauste, ging Hand in Hand mit der Klosternachbarschaft, um pomphaft die öffentlichen Feste der Kirche, Prozessionen, Wallfahrten, geistliche Schauspiele, in Scene zu setzen. Daß sich das Volk vergnüge, gehörte von jeher zu den Grundsätzen der katholischen Kirche und damit hat sie sich die Herrschaft über die Massen überall da zu erhalten gewußt, wo eine lebenslustige Bevölkerung sorglos dem lieben Herrgott vertraute, wie im schwäbischen Kreise. Man kann daher auch wahrnehmen, daß gerade nach Eintritt der Reformation, im 16. und 17. Jahrhundert, die katholische Geistlichkeit in Süddeutschland ihre Feste mehr als vorher mit volksthümlichen Lustbarkeiten verband und die geistlichen Schauspiele wie die Fastnachtsschwänke mit dadurch gefördert wurden. Gegenüber dem protestantisch gewordenen und in fast düster ernstem Kirchenleben sich gefallenden Grenzland Württemberg hielten die katholisch gebliebenen Oberschwaben um so lieber an der Menge ihrer Festtage und den oft damit veranlaßten öffentlichen Lustbarkeiten fest. Ihre Carnevalaufführungen machten ganze Städte und Landschaften ein paar Tage lang zu Schaubühnen, wo in Verbindung mit dramatischen Spielen allerlei Allotria getrieben wurde. In Oberndorf und in Rottweil ist dies bis auf den heutigen Tag so geblieben, und keine Fastnacht vergeht, ohne daß der alte, an das Nürnberger Schönbartspiel lebhaft mahnende Mummenschanz daselbst Stadt und Umgegend in Bewegung setzt. Gleich wilden Teufeln, mit gelben Flammen auf ihren Zwillichkleidern, mit Riesenmasken vor dem Gesicht, mit rasselnd ertönendem Schellengeklingel um den Leib, traben die Rottweiler Schönbarts- oder Steckenmänner am Fastnachtsmontag um den großen Aufzug, der mit irgend einer Schalksaufführung auf der Bühne mitten auf dem Marktplatz endigt.

Auch diese Spiele kann man zu den überlieferten des alten oberschwäbischen Volkstheaters rechnen und sie haben dazu beigetragen, den Sinn dafür und das Gefallen an ihnen lebendig zu erhalten. In den verschiedenen kleinen und kleinsten Reichsstädten, die jener Kreis besaß, richtete sich die wohlhabende Bürgerschaft auch bald eigene Theater ein, auf denen Mitglieder von ihr in den beliebten Aufführungen biblischer Stücke und Moralitäten ihre Talente versuchten. Der dritte Stand, möchte man sagen, schuf sich das Theater, um unabhängig von dem geistlichen Nebenzweck Seinesgleichen ein künstlerisches Vergnügen zu bereiten. Es war ein gewisses Bedürfniß dazu da, nachdem die mittelalterliche Romantik mit ihren Ritterspielen sich abgenutzt hatte. Wie anderwärts die Zünfte und handwerklichen Brüderschaften sich Privilegien verschafften, um die herkömmlichen Passionsspiele und Mysterien als allein berechtigte Schauspieler aufführen zu dürfen, so traten aus gleichen Berufskreisen in den oberschwäbischen Städten Gesellschaften zusammen, die sich vom hohen Rath das Recht zur Unterhaltung eines Liebhabertheaters verbriefen ließen. In Zusammenhang standen diese gildenartigen Genossenschaften offenbar mit den zunftmäßigen Meistersingerschulen, in denen ja auch der alte höfische Troubadurdienst an den Bürgerstand abgetreten war und handwerksmäßige Gestaltung gefunden hatte. Je mehr diese Versemacher-Zünfte im siebzehnten Jahrhundert bei ihrer dürftigen Schöpferkraft dahinstarben, desto mehr schaarten sich gerade in Oberschwaben ihre thatfreudigeren Elemente für Ausübung des kunstreicheren und im Volke allbeliebten dramatischen Spiels und, nicht zu vergessen, Dichtens zusammen, so daß öfter die Bezeichnung von Meistersängergesellschaften ihnen amtlich ertheilt wurde. Die letzte der Gesellschaften dieses Namens hat in Ulm bis 1839 bestanden, und ihr letztes Mitglied, Joh. Jak. Best, merkwürdiger Weise ein Todtengräber, starb 1876 als Fünfundachtzigjähriger. Daneben fehlte es auch nicht an den Schülerverbindungen, welche Theatervorstellungen gaben, und auf den Dörfern nicht minder huldigten die Bauern mit förmlicher Leidenschaft der jungen dramatischen Kunst, die noch in so inniger Fühlung mit dem Volksgeist und mit der öffentlichen, von ihr in drastischer Weise vordemonstrirten Moral stand.

Eine Hauptstätte des oberschwäbischen Volkstheaters war in Biberach, wo es seit 1655 eine stehende Bühne und Theater-

Digitized by Google

gesellschaft gab. Professor Osterdinger in Ulm, der seine werthvollen Studien über Wieland, namentlich in Beziehung zu seiner reichsstädtischen Heimat, bereits in einem Buche (1877) veröffentlicht hat, hielt kürzlich im „Verein für Kunst und Alterthum für Ulm und Oberschwaben" einen sehr interessanten Vortrag über jene Biberacher Theaterverhältnisse. Er fand die Acten darüber zufällig in dem Besitz eines Seifensieders, und es charakterisirt dieser Umstand die Verschleuderung von werthvollen Urkunden und Schriften, die in Folge der Umwandlung aller Eigenthumsverhältnisse in Oberschwaben auf Grund der napoleonischen Willkürverfügungen stattfand. Als es damals ans Annexiren und „Entschädigen" ging, wurde in den Archiven von Schlössern, Klöstern und Rathhäusern durch ausräumende Hände so vandalisch gewirthschaftet, wie mit den sich dort vorfindenden kunstvollen Bildern und Möbeln. Kostbares Studienmaterial ist so in alle Winde verstreut oder vernichtet worden, und auch jene Theateracten beziehen sich nur auf einen Theil der Biberacher Spielzunft, auf die evangelische, die gleich der neben ihr existirenden bürgerlich katholischen ihre eigene Lade und Herberge hatte und deren jede in einem von ihr „erbetenen" Senator der Stadt ihren Director besaß.

Die Stücke aus der heiligen Geschichte, Mysterien und Moralitäten, die zunächst das Repertoire bildeten und bis 1785 auch nicht aus demselben verschwanden, wurden aber schon im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts vielfach durch höchst profane ersetzt, wie solche durch die herumziehenden englischen und niederländischen Komödianten in Deutschland in allgemeine Aufnahme kamen. Bei ihrem meist improvisirten Inhalt wurden sie für die Biberacher Aufführung besonders hergerichtet und umgearbeitet, theils, daß dies der studirte Herr Senator besorgte, theils, daß sonst eine talentvolle Feder dieser Arbeit sich unterzog. In den Acten wird ausdrücklich und rühmlich des Malers und Schauspielers Klauflügell erwähnt, der die englischen Stücke umschrieb, oder neue Tragödien in gleichem Stil verfaßte, die ihm von der Gesellschaft sogar honorirt wurden, je nach der Länge des Stücks mit 1 Gulden 30 Kr. bis 2 Gulden 30 Kr. Eine derartig höchste Honorirung wurde ihm unter Anderm nach der sich vorfindenden Notiz für seine Bearbeitung des Dr. Faust aus dem Englischen ertheilt — ein Stoff, der ursprünglich bei deutschen Fastnachtsspielen auf Marionettentheatern heimisch war, von englischen Komödianten dann, auch vom Dichter Marlow, besser dramatisirt wurde und derartig wieder nach Deutschland zurückwanderte, um dann seine poetische Bearbeitung durch Goethe zu erhalten.

Was diese fremden Schauspieler auch auf die deutsche Bühne brachten, waren gräuliche Tragödien. Nach den braven Aposteln betrat nun ein rauhes Geschlecht die Bretter, und der Henker, der eine Hauptperson jener Zeit bildete, spielte auch seine Rolle ebenso wichtig auf dem Theater. Es kamen auf demselben förmliche Hinrichtungen vor und sie wurden mit einem so urwüchsigen Naturalismus in Scene gesetzt, daß man — um das Publicum wieder zu beruhigen und in eine mehr heitere Stimmung zu versetzen — diesen Aufführungen gewöhnlich ein lustiges Nachspiel oder eine Pantomime nachfolgen ließ, in denen der Pickelhäring, der „stinkende Tabak", der Harlequin, oder der deutsche Hanswurst seine derben Ausgelassenheiten losließ. Wie Osterdinger nach jenen erwähnten Aufzeichnungen hervorhebt, spielte man in Biberach besonders gern den Andronicus, nicht den von Shakespeare, sondern in einer anderen englischen Bearbeitung, deren es bei der großen Beliebtheit dieses Stoffes mehrfache gegeben hat. Bemerkt sei ferner, daß im Jahre 1741 Jungfer Regina Xiller zum ersten Mal in Biberach eine Frauenrolle spielte, womit sie so viel Beifall erntete, daß dort bald alle solche Partien von weiblichen Personen übernommen wurden. Der erste Versuch damit war kaum zwanzig Jahre zuvor von der Neuber in Thüringen und von einer französischen Komödiantengesellschaft auf einer Londoner Bühne gemacht worden.

Schon in seiner Wieland-Biographie berichtete Osterdinger, daß der Held derselben bald nach seiner Ernennung zum Senator von Biberach und der Uebernahme seines Amtes daselbst auch die Theaterdirection erhielt und mit der bürgerlich-evangelischen Komödiantengesellschaft der kleinen Reichsstadt öfter Vorstellungen im nahen Schloß Warthausen des Grafen Stadion, wo auch Sophie von La Roche mit ihrem Gemahl wohnte, gegeben habe. Diese Notiz ist nun in dem Vortrag, auf den verwiesen wurde, erheblich erweitert worden.

Darnach wurde am 18. August 1760 dem „Herrn Canzleiverwalter Wieland das Direktorium der Evang. Commödianten-Gesellschaft per Decretum Magistratus Evangelici aufgetragen, und demselben recommandiret, Solches zum Besten und Aufnahme des Hiesigen (Biberacher) Comödianten-Wesens anzunehmen, auch sollte derselbe zu genauesten Handhabung guter Ordnung und der à Magistratu Evangel. confirmirten Gesellschaftsartikel aller benöthigten obrigkeitlichen Unterstützung versichert sein." Wieland widmete sich der ihm übertragenen Sache mit dem ganzen Eifer eines Mannes, der eine hohe Auffassung von der Bedeutung des Theaters hatte und seine reiche poetische Begabung selbst dafür einzusetzen gewillt war. Hatte er doch kurz zuvor in der Schweiz die Shakespeare'schen Dramen studirt und Theile davon zu übersetzen unternommen, nicht nur, weil er die Genialität des britischen Dichters erkannt, sondern auch, weil er der deutschen literarischen Welt diese noch ungehobenen Schätze zuführen wollte. Nichts konnte ihm für solchen Zweck erwünschter sein, als die von ihm übersetzten Dramen Shakespeares auf dem Biberacher Theater zur Aufführung zu bringen und damit dem Repertoire noch ungekannte Juwelen der dramatischen Poesie einzufügen. Er versuchte es zunächst mit dem „Sturm", veranstaltete viele Proben davon, bei denen er selber die Regie führte und ließ am 26. December 1760 die öffentliche Aufführung dieses phantastischen Stückes erfolgen. Die Aufnahme war so beifällig, daß Wieland mit neuem Eifer an die Bearbeitung anderer Dramen Shakespeares ging. Seine acht Bände Uebersetzungen derselben erschienen denn auch schon in den Jahren 1762—1766 in Zürich. Wie sie die ersten in deutscher Sprache waren, so hat Wieland auch das andere, seither übersehene Verdienst sich erworben, sie zuerst auf eine deutsche Bühne gebracht zu haben. Biberach ist durch ihn die Mutterbühne der Aufführungen Shakespeare'scher Dramen in Deutschland geworden, auf deren Werth Lessing erst einige Jahre später verwies und deren als erstmalige geltende Darstellungen durch Schröder in Hamburg um ein ganzes Jahrzehnt nach den Biberachern stattfanden. Denn nicht etwa, daß es in Biberach bei dem Versuch mit dem „Sturm" sein Bewenden behielt, er allein mehrfache Wiederholungen daselbst schnell hintereinander erlebte. Fast alle von Wieland übersetzten Stücke gelangten vielmehr daselbst zur Darstellung, in der Bürgerschaft wurden sie allgemein gelesen, „Lear" und „Hamlet" waren förmlich populär, so daß selbst die evangelischen Schulknaben zu Weihnachten 1773 und im Januar 1774 das letztere Trauerspiel aufführten, wobei Ophelia von einem Knaben, die Königin Gertrude aber von einem Mädchen gespielt wurde.

Wieland blieb nur ein Jahr der eigentliche Theaterdirector, doch bis zu seinem Abgang aus Biberach 1769 wirkte er mitthätig an der Förderung des Instituts, gab einzelnen Mitgliedern sogar Unterricht in den Sprachen, in der Literatur, in den Auffassungen ihrer dramatischen Rollen. Unter seinem Einfluß kamen auch die bedeutendsten Stücke von Molière und von Voltaire zur Aufführung, und ebenso erhielt die Musik, die schon längst auf der dortigen Bühne Bürgerrecht sich erworben und für deren Ausübung ein besonderes, aus Handwerkern gebildetes Orchester Sorge trug, aufmerksame Pflege. Der Nachfolger Wielands in der Theaterleitung, Justus Heinrich Knecht, dichtete und componirte für seine Bühne viele Singspiele und Opern, worunter auch den „Oberon". Durch Beschluß des Magistrats war auf Betreiben Wielands die evangelisch-bürgerliche Komödiantengesellschaft ferner „zu ewigen Zeiten als die der Reichs-Stadt Biberachischen Meistersänger evangelischen Antheils" erklärt worden. Nachdem diese Stadt im Jahr 1803 badisch geworden war, um aber bald darauf dem neuen Königreich Württemberg einverleibt zu werden, wurden die bisher getrennten Theatergesellschaften der zwei Confessionen

Digitized by Google

vereinigt und sie haben in dieser Form bis 1853 bestanden. Bis heutigen Tages indessen werden in Biberach noch öfter des Jahres die altüberlieferten Schülervorstellungen gegeben.

Diesem so ungemein fruchtbaren Boden des deutschen Theaters entsprangen u. A. zwei Künstlernaturen, die zu einer denkwürdigen Bedeutung gelangen sollten. Der Büchsenmacher Dettenrieder und die Barbierstochter Felicitas Knecht spielten Beide unter Wieland auf dem Biberacher Theater und können geradezu als Schüler desselben angesehen werden. Sie waren Beide ungewöhnlich begabt und die Lieblinge des Publicums ihrer Vaterstadt. Mit der Leichtsinnigkeit des alten Komödiantenthums heiratheten sie sich 1766 und gingen unter dem Namen Abt zuerst nach Hamburg zu Ackermann. Wieland empfahl sie in einem Briefe vom 5. Aug. 1768 an Riedel aufs Wärmste, wünschend, daß Abt „Chef einer guten Gesellschaft würde, und dabei sein Glück so gut wie Ackermann machen möchte". Nach einem abenteuerlichen, fahrenden Leben kamen sie 1780 nach Bremen und spielten im dortigen Börsensaal auf einer kleinen Bühne mit so viel Beifall, daß sie vom Magistrat die Erlaubniß erhielten, in dem hölzernen Bau einer ehemaligen Reitbahn für ihre Gesellschaft ein Theater zu errichten und während der Herbstmonate wöchentlich drei Vorstellungen zu geben. Damit wurden sie die Gründer des Bremer Theaters und ihr Verdienst darum, wie auch sonst um das deutsche Theater als treffliche schauspielerische Kräfte, soll im October dieses Jahres an dem hundertjährigen Tag ihrer Bühnenstiftung in Bremen würdig gefeiert werden.

So senkte das oberschwäbische Volkstheater im Norden Deutschlands einen kräftig empor gewachsenen Ableger ein. Aber auf seinem heimatlichen Boden blühte es nicht minder in der alten Weise weiter. In den Dörfern zumal steht noch heut der Schreckensstil des Andronicus in Ehren, und die packendsten Ritterstücke mit verfolgter und glücklich erretteter Unschuld erfreuen sich daselbst einer so unverwüstlichen Beliebtheit, wie der geschundene Raubritter auf der Vogelwiese bei Dresden. Die Bauern selber spielen diese Ritterstücke, deren Verfasser sich in das Dunkel der Zeit verlieren. Oft legen sie dabei in prächtigen Kostümen die Beweise ihrer Wohlhabenheit an den Tag. Wie einst zu Shakespeares Zeiten und zu denen des Hans Sachs ist ihre schnell aufgeführte Bühne ohne jede Zuthat äußerer Ausstattung; manchmal nichts als ein Brettergerüst vor dem Hause, aus dessen Fenstern dann die ländlichen Künstler auf dasselbe treten, um nur durch ihr Spiel, ihr dröhnendes Pathos, die Wucht ihres Auftretens, die Einbildungskraft der versammelten Dorfgemeinde in Bewegung zu setzen. Da es landesüblich ist, daß wegen der bei den Messen und beim Hochamt, nothwendigen Musik die Bauernburschen ein Instrument, namentlich die Trompete, spielen gelernt haben, so fehlt es bei solchen Schaustücken, die ein paar Mal des Jahres sich ereignen, auch nicht an einem Orchester, das mit seiner losgelassenen Orgie von Mißklängen die erschütternde Wirkung des Spiels auf der Bühne vorbereiten und von Act zu Act erhöhen hilft.

Schmidt-Weißenfels.

Aus der Hauptstadt.

Nora.

Schauspiel in 3 Acten von Henrik Ibsen.

Der Fall Nora Helmer (Urkundenfälschung unter eigenthümlichen Umständen), der schon in den weitesten Kreisen unsrer Bevölkerung von sich reden gemacht hat, ist nunmehr zur Verhandlung gekommen. Bei dem Interesse, das die Angeklagte und die ihr Nächststehenden beanspruchen dürfen, und bei dem Interesse, welches die Sache selbst hervorruft, halten wir es für angemessen, über den Verlauf dieses Processes in dem Nachstehenden einen ausführlichen Bericht zu geben.

Der Zudrang des Publicums war ein ungeheurer, namentlich hatte die sogenannte „gute Gesellschaft" ein sehr starkes Contingent gestellt. Sämmtliche verfügbaren Plätze waren besetzt, die Vertreter der Presse waren vollzählig erschienen. Zur angesetzten Stunde erschien der Gerichtshof. Der Vorsitzende, die beiden Räthe, der Staatsanwalt, der Gerichtsschreiber nahmen ihre Plätze ein. Als die junge Frau mit dem flachsfarbig goldblondem Haar und dem fein geschnittenen Profil unmittelbar darauf an der Hand ihres Vertheidigers im Gerichtssaal erschien und hinter ihren Anwalt auf die Anklagebank sich setzte, ging ein sympathisches Gemurmel durch das ganze Auditorium. Unter lautloser Stille begann sodann das Interrogatorium.

Vorsitzender: Sie heißen?

Angeklagte: Nora Helmer.

— Sie sind in Christiania geboren? Das Verbrechen, dessen Sie beschuldigt sind, ist ebenfalls in Norwegen begangen. Indessen ist die Zuständigkeit der deutschen Behörden von Ihnen nicht bestritten worden. Wir haben uns also um die Competenzfrage nicht weiter zu bekümmern. Sie sind nach Ihrem Geburtsschein siebenundzwanzig Jahre alt und Sie sind verheirathet. Ihr Gatte ist der frühere Rechtsanwalt, jetzige Bankdirector Helmer. Seit wann sind Sie verheirathet?

— Seit acht Jahren.

— Der frühere Rechtsanwalt Günther, der, nachdem er den juristischen Dienst hat verlassen müssen, sich mit allerhand Geldgeschäften befaßt, hat Sie wegen Urkundenfälschung denuncirt. Er will Ihnen vor nunmehr sieben Jahren die Summe von fünftausendvierhundert Mark geliehen haben, gegen einen Schuldschein, durch welchen Sie sich zur Zahlung der übereingekommenen Zinsen und zur ebenfalls übereingekommenen Abzahlung des Kapitals verpflichtet haben. Zu größerer Sicherheit hat der p. p. Günther verlangt, daß Ihr Vater mit seiner Unterschrift eine Bürgschaft für die von Ihnen eingegangene Verpflichtung übernehmen solle. Dieses Schriftstück, das unzweifelhaft im Sinne des Gesetzes eine Urkunde ist, hat der Günther dem Staatsanwalt übergeben. Es liegt bei den Acten. Er behauptet, daß die Unterschrift Ihres Vaters gefälscht sei. Ihr Vater sei am 29. September des Jahres 18.. gestorben, während das Document das Datum des 2. Octobers desselben Jahres trägt. Ueberdies behauptet der Denunciant, daß Sie ihm in der Aufregung selbst ein Geständniß abgelegt hätten, dahin gehend, daß die Unterschrift allerdings von Ihnen herrühre, und daß Ihr Vater nichts davon erfahren habe. Sind diese Behauptungen richtig?

— Ja, Herr Präsident.

— Wollen Sie uns sagen, wie Sie dazu gekommen sind, mit dem Denuncianten in geschäftliche Beziehungen zu treten und welche Motive Sie dazu veranlaßt haben, eine Handlung zu begehen, die nicht nur von dem Strafgesetzbuch geahndet wird, sondern die auch, wie Sie sich selbst ohne Kenntniß der Gesetze sagen mußten, um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen, eine sehr incorrecte war? Ich ersuche Sie, Frau Helmer, ganz offen und wahrheitsgetreu Alles zu sagen, was für den Gerichtshof bei der Beurtheilung des vorliegenden Falles von Belang sein kann. Lassen Sie sich nicht durch falsche Scham bestimmen, Dinge zu verschweigen, die erheblich sind. So, wie die Sachen jetzt liegen, ist rücksichtslose Darlegung des Thatbestandes eine Pflicht, die Sie in Ihrem eigenen Interesse wie im Interesse der Ihrigen erfüllen müssen. Also: wozu bedurften Sie des Geldes, das Sie bei dem Günther erhoben haben?

— Mein Mann hatte, als er sich mit mir verheirathete, den Staatsdienst aufgegeben, da sein Einkommen als Beamter für den Unterhalt der Familie nicht ausreichte. Im ersten Jahre unsrer Ehe ging es uns ziemlich schlecht. Mein Mann mußte Tag und Nacht arbeiten, um das Nöthige für uns zu beschaffen. In Folge der Ueberanstrengung erkrankte er, und wie die Aerzte mir anvertrauten, lebensgefährlich. Die Sachverständigen waren unter sich darüber einig, daß nur ein längerer Aufenthalt in einem milderen Klima, in Italien, meinem Manne die Gesundheit wiedergeben könne. Ich that

Digitized by Google

Alles, was ich konnte, um meinen Mann dazu zu bestimmen, ein Darlehn aufzunehmen, welches uns einen längeren Aufenthalt in Italien ermöglichte. Bei seiner ungewöhnlichen Peinlichkeit in Geldsachen wies er dies Ansinnen entschieden zurück. Ich mußte es demnach mit ansehen, wie mein Mann, der gar nicht ahnte, wie schlimm es mit ihm stand, von Tag zu Tag hinfälliger wurde, ich mußte mich überzeugen, wie Recht die Aerzte hatten, und ich erkannte es als meine Pflicht, nunmehr meinen Mann wider seinen Willen zu retten. Da er mich sehr liebte und mich für ein launisches und leichtsinniges Ding hielt, suchte ich ihm beizubringen, daß die Reise nach Italien mein Herzenswunsch sei. Ich sagte ihm überdies, daß mir mein Vater die 5400 Mark zu der Reise gegeben habe, und da somit die zur Bestreitung der Reisekosten erforderliche Summe vorhanden war, und da mein Mann gerade zu jener Zeit — es war unmittelbar vor der Geburt meines ersten Kindes — mich mit besonderer Schonung behandelte und sogar meine unberechtigten Launen zu erfüllen suchte, so willfahrte er schließlich meinem Wunsche. Wir gingen nach Italien, blieben da ein Jahr, und er gesundete.

— Haben Sie mit Ihrem Vater von der Sache gesprochen?

— Nein. Mein Vater lag auf dem Sterbebette und schloß die Augen für immer, ehe ich ihn in das Geheimniß einweihen konnte.

— Und diese 5400 Mark hat Ihnen also der Denunciant wirklich vorgeschossen?

— Ja. Es war mir nicht leicht geworden, ihn dazu zu bestimmen. Als unumgängliche Bedingung verlangte er schließlich, daß mein Vater die Zahlung der Schuld verbürge. Wie ich schon sagte, konnte ich mit meinem Vater einstweilen nicht darüber sprechen. In meiner Todesangst, in der Angst um das Leben meines Mannes, setzte ich den Namen meines Vaters unter das Schriftstück, nachdem mir Herr Günther versprochen hatte, daß er über meine Schuld das tiefste Stillschweigen bewahren, vorausgesetzt, daß ich meine Verpflichtung erfüllen würde.

— Nun, sind Sie diesen Verpflichtungen nachgekommen?

— Ja, vollkommen. Ich habe die Zinsen regelmäßig bezahlt und das Kapital selbst in der vorgeschriebenen Weise abgetragen. Die letzte Rate hatte ich zu Neujahr zu zahlen, aber bereits am 27. December, also vier Tage vor Zahlung der letzten Rate, übergab Herr Günther die Sache den Gerichten.

— Wovon haben Sie die Zahlung der Zinsen und die Abschlagszahlungen bestritten?

— Ich habe mir mit Handarbeiten einiges Geld verdient und diesen Verdienst auf Abtragung meiner Schuld verwandt.

— Mit Handarbeiten? — Das ist aber nicht sehr einträglich! Damit allein werden Sie doch die verhältnißmäßig ziemlich erheblichen Raten nicht haben decken können?

— Ich habe auch anderweitige Nebenverdienste gehabt, von denen mein Mann nichts wußte. Ich habe z. B. im vorigen Jahre, natürlich anonym, im Geheimen einen Roman übersetzt, der von einer norwegischen Zeitung gedruckt und honorirt worden ist. Auch diese Summe habe ich zu demselben Zwecke verwandt.

— Aber auch dieser einmalige Nebenverdienst macht es noch immer nicht ganz erklärlich, wie Sie den drückenden Verpflichtungen dem Günther gegenüber haben nachkommen können ... Sie schweigen? Sprechen Sie sich offen aus, Frau Helmer. Sie werden es selbst herausfühlen, wie gerade dieser Punkt für Ihre persönliche Ehre von besonderer Wichtigkeit ist. Haben Sie nicht noch andere Einnahmequellen gehabt?

Die Angeklagte schweigt einen Augenblick, holt tief Athem und gibt dann mit leiser Stimme Antwort.

— Mein Mann hielt mich für sehr leichtsinnig, also auch für putzsüchtig. Nachdem er gestärkt aus Italien zurückgekehrt war, rüstig und frisch wie je, und nachdem sich unsre Verhältnisse überhaupt besser gestaltet hatten, stellte er mir mit großer Freigebigkeit eine verhältnißmäßig ziemlich hohe Summe zur Bestreitung meiner Toilettenausgaben zur Verfügung. Ich kaufte sehr billige Stoffe, die nicht die Hälfte von dem kosteten, was ich meinem Manne sagte, und das, was ich mir auf diese Weise von der Toilette habe absparen können, verwandte ich, um Herrn Günther zu befriedigen.

— Demnach ist es Ihnen gelungen, während der letzten sieben Jahre aus Ihren eigenen Ersparnissen und Ihren eigenen Verdiensten soviel bei Seite zu legen, um ohne Wissen Ihres Mannes die in seinem Interesse contrahirte Schuld abzutragen? Die Schuld ist bis auf die letzte Rate vollkommen gedeckt, und auch für Tilgung des noch ausstehenden kleinen Schuldrestes hatten Sie wohl gesorgt?

— Ja. Ich hatte mir von meinem Manne als Weihnachtsgeschenk baares Geld erbeten. Ich hatte ihm gesagt, ich würde mir dafür kaufen, was mir Spaß mache, während es meine Absicht war, mit dem Gelde mich vollkommen frei zu machen.

— Also der Günther ist in keiner Weise geschädigt worden?

— Nein.

— Und er wußte, zu welchem Zweck Sie sich das Geld geliehen hatten? Er wußte auch, daß Sie die Unterschrift des Vaters unter das Schriftstück gesetzt hatten, ohne daß Sie die Tragweite einer solchen Handlung sich klar gemacht hatten? Er wußte, daß Sie dazu lediglich durch den Umstand veranlaßt waren, Ihren todtkranken Vater zu schonen? Können Sie sich erklären, welche besonderen Motive den Denuncianten zu seinem Vorgehen wider Sie bestimmt haben?

— Herr Günther hatte den Justizdienst verlassen ...

— Er ist aus demselben ausgestoßen worden, da er sich des Verbrechens einer Fälschung schuldig gemacht hatte. Er hat die über ihn verhängte Gefängnißstrafe auch verbüßt.

— Herr Günther hatte an derselben Bank, zu deren Director mein Mann ernannt war, eine kleine Stellung. An dieser Stellung war ihm Alles gelegen, weil er sich dadurch das Vertrauen wiederzuerwerben und wieder in die Gesellschaft einzuführen hoffte. Er glaubte mit einem Worte, sich durch die Bank, die von meinem Manne geleitet wurde, zu rehabilitiren. Meinem Mann, der einen fast übertriebenen Rechtlichkeitssinn besitzt, war es aber unangenehm, mit einem Beamten zu verkehren, der sich schon etwas hatte zu Schulden kommen lassen, und besonders mit Herrn Günther, mit dem er zusammen studirt hatte und mit dem er sich duzte. Herr Günther gestattete sich auch auf Grund dieses Jugendverhältnisses hin einen vertraulichen Ton, der zwischen dem Director und seinem Untergebenen nicht passend war. Aus diesem Grunde wurde ihm von Seiten meines Mannes gekündigt. Herr Günther setzte nun voraus, daß ich auf meinen Mann einen entscheidenden Einfluß haben würde, und wollte meine Befürwortung zu seinen Gunsten dadurch erzwingen, daß er mir beständig drohte, von dem mich compromittirenden Schriftstück, das er in Händen hatte, Gebrauch zu machen. In grausamer Weise beängstigte er mich und schüchterte er mich ein. Er erreichte es auch, daß ich mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen, meinen Mann zu überreden suchte, die Kündigung zurückzunehmen. Da meine Fürbitte jedoch erfolglos blieb, theilte er meinem Manne mit, daß er einen Schuldschein von mir mit der von mir geschriebenen Unterschrift meines Vaters im Besitz habe, und er drohte, daß er noch weiteren Gebrauch von dem Schriftstücke machen würde, wenn mein Mann ihm die Gelegenheit entzöge, seine Ehre durch die Stellung an der Bank wiederherzustellen. Er gab zu verstehen, daß er das Schriftstück den Staatsanwalt übergeben würde, und daß dadurch die Ehre meines Mannes wie die meinige tödtlich getroffen, daß mein Mann seine Stellung werde aufgeben müssen. Da mein Mann diesen Brief gar nicht beantwortete, so hat Herr Günther seine Drohung ausgeführt. Von Seiten des Rechtsfreundes meines Mannes wurde mir der Rath gegeben, meinerseits gegen Herrn Günther eine Anklage wegen Erpressung einzuleiten. Ich habe darauf verzichtet, da von meiner Seite nichts geschehen sollte, um der für mich schon so traurigen Sache noch größere Dimensionen zu geben.

Hiermit ist das Interrogatorium geschlossen. Die Aussagen der beiden Zeugen, des Advokaten und Bankdirectors

Digitized by Google

Robert Helmer und des Denuncianten Günther bestätigen in allen Punkten die Richtigkeit der von Nora Helmer gemachten Aussagen.

Der Vertheidiger glaubt sich angesichts des vollkommen durchsichtigen und mit zwingender Wahrhaftigkeit dargelegten Sachverhaltes auf wenige Worte beschränken zu dürfen. Nachdem er das Verhalten des Denuncianten mit den schärfsten Worten gebrandmarkt hat, führt er aus, wie die unglückliche Frau durch die edelsten Motive: durch die Liebe für ihren Vater und für ihren Mann, zu dem unbedachten Schritte getrieben sei, von dessen bedenklichen Folgen sie keine Ahnung gehabt habe. Sie habe in ihrer vollkommenen Unkenntniß des Gesetzes geglaubt, daß sie allen ihren Verpflichtungen vollauf genüge, wenn sie die geliehene Summe mit den Zinsen nur regelmäßig abzahle, und das habe sie unter den vornehmsten Bedingungen gethan. Sie habe sich durch ihre Arbeit und durch heimliche Ersparnisse von ihrer Toilette mit rührender Aufopferung und in einem sieben Jahre währenden Kampfe das Nöthige erworben, um den hartherzigen Schuldner zu befriedigen. Diese Frau verdiene keine Strafe, sie verdiene die Hochachtung aller edeldenkenden Menschen. Der Vertheidiger bestreitet das Vorhandensein des Dolus. Er führt zum Schluß aus, daß der Streich, den der Denunciant gegen die Ehre einer achtbaren Familie habe führen wollen, lediglich diesen selbst in vernichtender Weise getroffen habe. Die Ehre des Gatten, der von der ganzen Angelegenheit nicht ein Wort gewußt, sei in keiner Weise berührt, und dieser Proceß habe nur das Resultat gehabt, dem Gatten die Augen zu öffnen über die edeln Eigenschaften seiner Frau, der man nach ihrem lustigen und leichten Auftreten eine solche Charakterstärke nicht habe zutrauen können. So sei denn dieser Proceß nur als ein Glück für die Familie zu begrüßen, und das Gericht werde dies Glück nicht durch eine, wenn auch noch so geringfügige Strafe, die der Buchstabe des Gesetzes etwa fordern könnte, trüben wollen. Da sich die Angeklagte mithin des von dem Vorsitzenden selbst als eine bloße Incorrectheit bezeichneten Schrittes in keiner Weise bewußt gewesen, da überdies das Vermögen des Denuncianten in keiner Weise geschädigt worden sei, so sehe er vertrauensvoll dem freisprechenden Erkenntniß entgegen.

Der Staatsanwalt trat den Ausführungen des Vertheidigers nur insofern entgegen, als sich dieselben auf die Bestreitung des Dolus erstreckten. Im juridischen Sinne glaube er einen solchen immerhin annehmen zu dürfen. Indessen sei das begangene Vergehen allerdings von so triftigen mildernden Umständen begleitet, daß auch er eine sehr geringfügige Strafe, da das Gesetz eine solche nun einmal gebieterisch fordere, für angemessen erachte. Die Fälschung sei als thatsächlich erwiesen zu erachten, und wenn durch dieselbe auch einem Dritten kein Schaden zugefügt worden sei, so sei bei der Angeklagten doch die Absicht vorhanden gewesen, sich dadurch einen Vortheil zu verschaffen. Er müsse daher beantragen, die Angeklagte unter Anerkennung mildernder Umstände zur mildesten Strafe, nämlich zu einer Gefängnißstrafe von einer Woche und in die Kosten zu verurtheilen.

Der Gerichtshof zog sich zur Berathung zurück und verkündete nach wenigen Minuten das Urtheil, durch welches Frau Nora Helmer, indem sie den Namen ihres Vaters ohne dessen Zustimmung unter den Schuldschein gegen Günther setzte, der einfachen Urkundenfälschung (ohne gewinnsüchtige Absicht) für schuldig erklärt, in Anbetracht der aus den im Laufe des Processes klargelegten mildernden Umständen aber zu einer Gefängnißstrafe von einem Tage verurtheilt wird.

Das würde voraussichtlich der Verlauf des Processes gewesen sein, wenn Günther mit seiner Drohung Ernst gemacht und den Schuldschein, den Nora mit der Unterschrift ihres Vaters versehen, den Gerichten übergeben hätte. Die öffentliche Meinung würde in dieser Frau eine Märtyrerin, ein unglückliches Opfer ihrer geschäftlichen Unkenntniß und der aufopfernden Liebe zu den Ihrigen erkannt und würde sie beklagt haben. Keiner der Freunde des Helmer'schen Hauses und kein Fernstehender würde die unglückliche Frau geringer geachtet, keiner die Ehre der Familie als angetastet betrachtet haben. Nora hätte ihre Incorrectheit mit der Seelenangst, die sie hat ausstehen müssen, und mit dem peinlichen Aufsehen, das ihre Privatangelegenheit nun in der Oeffentlichkeit erregt hat, nach der allgemeinen Ansicht mehr denn schwer gebüßt.

Zu allen möglichen Consequenzen hätte ein solcher Vorfall führen können, z. B. dazu, daß er eine lose Ehe fester knüpft und inniger schließt, daß er dem Manne, der sich nicht die Mühe gegeben hat, sein Weib gründlich kennen zu lernen, die Augen öffnet — zu allem Möglichen, nur nicht zu dem, was Ibsen daraus gefolgert hat: zu einer dauernden Entfremdung der beiden Ehegatten, zur Loslösung Noras von ihrem Mann und ihren Kindern.

Wir folgen dem geistvollen und höchst interessanten Schauspiel bis zu dem Augenblicke, in dem die verhängnißvolle Urkunde mit der Fälschung Noras in den Händen eines zu jeder Schandthat bereiten Menschen sich befindet, mit der wärmsten Theilnahme; sobald aber dieses Document unschädlich gemacht wird und Ibsen nun dem Zuschauer zumuthet, den merkwürdigsten Sprung mitzumachen, den beseitigten Stein des Anstoßes als einen Felsblock zu betrachten, der das Glück einer bisher ungestörten Ehe zertrümmert, steht der Zuschauer vor einer Unbegreiflichkeit, die ihn den Kopf schütteln macht, und die die beiden Helden um alle Sympathien, die sie sich bisher gewonnen hatten, bringt.

Günther führt im Ibsen'schen Schauspiel die Drohung also nicht aus. Im entscheidenden Augenblick erreicht er das, was er durch die schändliche Anwendung der in seinen Händen befindlichen Waffe zu erkämpfen glaubt: die Möglichkeit der Rehabilitation, auf eine andere Weise. Eine anständige Frau liebt ihn und erklärt sich bereit, sich mit ihm zu vereinigen. Das gibt ihm die Kraft, die Achtung der Welt auf eine loyalere Weise wiederzugewinnen, als er es durch die erpreßte Stellung an der Bank zu erreichen bemüht gewesen war. Er schleudert daher die erbärmliche Waffe von sich und begibt sich des compromittirenden Schuldscheins.

Während sich aber diese Wandlung in Günther vollzieht, hat der Gatte durch einen Brief desselben Günther Kenntniß von den Vorgängen erhalten. Der im Punkte der Ehre ungemein empfindliche und in Geldsachen überaus peinliche Mann kann nach der einseitigen Darstellung Günthers den Sachverhalt natürlich nicht durchschauen. Er hat ja nur die Beschuldigung, noch nicht die Erklärung Noras vernommen. Er ist außer sich. Er überhäuft Nora mit den bittersten Vorwürfen. Er glaubt, daß seine Ehre von ihr vernichtet worden sei. Das ist vielleicht etwas vorschnell gehandelt, aber in der Aufregung des Momentes und bei dem Charakter Helmers gewiß erklärlich. Weniger erklärlich und schwerer verzeihlich ist, daß Helmer sich in seiner Erregung zu Brutalitäten hinreißen läßt, daß er in der verletzendsten Weise den Leichtsinn des Vaters ihr, der leichtsinnigen Tochter, vorwirft. Da, in dem Augenblicke, als sein Zorn über seine Gattin den Höhepunkt erreicht hat, erhält er aus Günthers Hand den Schuldschein zurück. Nun ist also Alles wieder gut, nun sind alle verhängnißvollen Folgen, vor denen er geschaudert hatte, beseitigt; nun kann Helmer vergessen und vergeben!

Was geschieht nun? — Nora ist wie versteinert. Sie weist die Hand ihres Gatten zurück. Alle Liebe, alle Vertraulichkeit, alle Zärtlichkeit, Alles, was sich in einer achtjährigen glücklichen Ehe zwischen den Beiden herausgebildet hat, — alles das ist in ihr mit einem Schlage erstorben. Ihr Mann, der in jenem furchtbaren Augenblicke nur an sich selbst gedacht hat, ist ihr ein Fremder geworden. Sie denkt nicht mehr an ihre Kinder, und wenn sie daran denkt, so geschieht dies mit einem so unglaublich schwachen Muttergefühle, daß sie sich von denselben auf ewig abzuwenden vermag.

Und wie hat diese unbegreifliche Wandlung sich vollziehen

Digitized by Google

können? Nora hat erwartet, daß ihr Mann an dem Tage, an dem er das Geheimniß, das sie sieben Jahre lang gedrückt hat, erfahren, den Heroismus ihres Handelns sofort begreifen, sie mit erhöhter leidenschaftlicher Liebe an sein Herz schließen, sich für sie opfern und die Folgen auf sich nehmen werde. Da sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, da ihr Mann sie mit Vorwürfen überschüttet hat, anstatt sie mit Liebkosungen zu ersticken, wird ihr auf einmal klar, daß Helmer nicht der Mann ist, dem sie in achtjähriger Ehe anzugehören glaubte. Sie ist die verkannte Frau, ihr Mann ist nicht ihr Ideal, und deshalb liebt sie ihn nicht mehr, und weil sie ihn nicht mehr liebt, will sie auch nicht mehr unter einem Dache mit ihm bleiben.

Und das sollen wir glauben, das sollen wir wohl gar großartig finden?

Nora beklagt sich, daß sie von ihrem Manne immer nur wie ein leichtsinniges, fröhliches, lustiges Ding behandelt worden ist, das nur dazu da ist, Sonnenschein in die Familie zu bringen, zu lachen und zu scherzen, — ein Kind, das mit den Kindern wie mit lebendigen Puppen spielt. Wir fragen uns aber: woraus leitet Nora den Anspruch her, anders behandelt zu werden? Benimmt sie sich nicht genau wie eine kleine Frau, die man nicht ernsthaft nehmen kann, die ein liebenswürdiger, heitrer Cumpan für's Leben ist, die das Dasein des geplagten Mannes mit Rosen bestreut? Und ist das eine der Frau so vollkommen unwürdige Aufgabe? Muß die Frau wirklich an allen schweren Sorgen, die den Mann bedrücken, den vollen Antheil haben, und kann man sich nicht denken, daß die Aufgabe der Gattin schon recht würdig gelöst ist, wenn sie durch ihr heiteres, anregendes Wesen dem Manne in den Mußestunden so viel Frische und Kraft gibt, daß er den harten Kampf des Daseins erfolgreich führen könne, wenn sie eine zärtliche, erheiternde Gattin und liebende Mutter ist? Hat sie, wenn sie wie Nora hinter dem Rücken ihres Mannes zum Conditor geht, dort Näschereien einkauft und verzehrt, wenn sie sich wie ein kleines Schulmädchen benimmt, im Zimmer mit den Kindern herumtollt wie mit Ihresgleichen und in achtjähriger Ehe mit den Schmeichelnamen der „kleinen Lerche" und des „lockeren Zeisigs" sich so vollkommen zufrieden gibt, daß sie selbst diese Namen für sich anwendet — hat diese Nora, die sich in der Rolle eines von ihrem Manne verzogenen Kindes acht Jahre hindurch glücklich gefühlt hat, das Recht, auf einmal von ihrem Mann zu verlangen, daß er ihr eine antike Größe, eine Art römischer Matrone erblicke, die bereit ist, für die Ehre ihres Mannes zu sterben? Sie kennt doch ihren Mann, sie weiß, wie groß seine Gewissenhaftigkeit in Geldsachen ist. Kann sie, wenn sie klaren Verstand hat, sich nicht an den fünf Fingern abzählen, welchen Eindruck die Mittheilung von Günther auf ihren Mann im ersten Augenblick hervorbringen muß? Aber diese Nora hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, — nein, von dem Kopfe kann man da nicht reden, — hat es sich in das Köpfchen gesetzt, daß ihr Mann, sobald er erfährt, wie sie eine Unterschrift gefälscht, wie sie hinter seinem Rücken Schulden gemacht — Schulden, deren Nothwendigkeit ihm ebenso wenig klar sein kann, wie ihm die Verwendung der erhobenen Gelder verständlich ist —, wie sie mit einem Worte lauter Dinge begangen hat, die der Natur ihres Mannes widerwärtig sein müssen, — daß ihr Mann da sofort die tiefverborgenen Quellen ihres Handelns entdecken und thun müsse, was sie das „Wunderbare" nennt. Helmer müsse, wenn er Nora wirklich so liebt, wie sie es will, auf der Stelle den ganzen mysteriösen Zusammenhang errathen; er müsse auch errathen, daß Nora bereit sei, in den Tod zu gehen, um es ihm unmöglich zu machen, sich für sie als Schuldigen zu bekennen. Das ist wirklich etwas viel verlangt, das ist gar zu „wunderbar", und weil dieses „Wunderbare" nicht geschieht, deswegen ist Helmer des Zusammenlebens mit ihr unwürdig, deswegen werden die acht Jahre einer glücklichen Ehe aus ihrer Existenz mit einem Striche getilgt, deswegen wird mit einem Worte die Familie von ihr zu Grunde gerichtet! Ihre Kinderei, die in den acht Jahren der Ehe humoristisch und liebenswürdig gewesen ist, wird jetzt in diesem entscheidenden Momente pathetisch, tragisch und im äußersten Sinne antipathisch. In dieser Nora ist kein Funke von Liebe mehr. Sie meint vielleicht, daß es großartig ist, was sie thut; es ist einfach unverzeihlich und widerwärtig abschreckend.

An dieser Stelle, in der Mitte des letzten Actes, beginnt ein neues Schauspiel mit ganz neuen Figuren. Und das ist, abgesehen von allem Andern, auch ein starker Verstoß gegen die Composition des Kunstwerkes. So elastisch ist ein großes Publicum nicht, daß es, nachdem es sich durch den ganzen Abend eine feste Vorstellung von den Helden des vor ihm dargestellten Schauspiels gebildet hat, nun die völlige Wandlung, die der Dichter an diesen Figuren vornimmt, mitmacht. Man steht befremdet und ernüchtert vor diesem neuen Schauspiele, das vielleicht ein meisterhafter Roman hätte werden können. So reizend Nora als unbedachte kleine Frau ist, so abstoßend ist sie als verkanntes Weib, und es ist sehr bedenklich, daß der Dichter diesem verkannten Weibe Worte in den Mund legt, die an sich tief wirkende und poetisch richtige sind.

Man ist gewöhnt, nur solche Stücke als unsittliche zu bezeichnen, in welchen geschlechtliche Verhältnisse in einer Weise behandelt werden, die dem öffentlichen Schamgefühl zuwider ist. In diesem Sinne läßt sich gegen das Ibsen'sche Schauspiel natürlich gar nichts sagen. Gleichwohl muß ich dasselbe als ein in sittlicher Beziehung sehr bedenkliches bezeichnen, ja, es erscheint mir viel bedenklicher als die krassesten Ehebruchsdramen der französischen Schule. Hier werden mit großem dichterischen Talente und großer Beredtsamkeit Gefühle und Gesinnungen ausgesprochen, die durchaus ungesund, und die, wie ich fürchte, wie dazu gemacht sind, in das Fleisch und Blut ungesunder weiblicher Organismen überzugehen und das Arsenal der „Verkannten" um Prachtstücke ersten Ranges zu bereichern. Das Begriffsvermögen der beschränktesten Person reicht gerade so weit, um die reizvolle Rolle der Unverstandenen und Verkannten zu verstehen. Zu einer Nora bringt jede phrasenhafte und oberflächliche Frau das nöthige Zeug mit. Daß Helmer, der ja sonst so klug ist, auf die lächerliche Verirrung Noras nichts zu erwidern hat, daß sie mit ihren kindischen, thörichten, ungesunden Ideen den Sieg davonträgt und das Schlachtfeld verläßt, nachdem sie den stärkeren Gegner zu Boden geworfen hat, daß der Unsinn siegt und die Vernunft untergeht, — das ist es, was ich nicht anders denn als unsittlich bezeichnen kann.

Bei einigen Bedenken, die sich auf das Einzelne richten, will ich nicht lange verweilen. Ich verstehe nicht, was den Dichter hat veranlassen können, das ohnehin so peinigende Schauspiel, das der Erhellung durch eine freundliche Episode so bedürftig erscheint, durch die Einführung eines rückenmarkskranken Doctors noch mehr zu trüben. Ich begreife auch nicht, weshalb die Freundin, die die Gelegenheit hat, das Unheil von Nora abzuwenden, die den verhängnißvollen Brief mit der Enthüllung Günthers mit Uebereinstimmung des Absenders aufhalten kann, auf einmal den Wunsch hegt, den Brief doch an die Adresse Helmers gelangen zu lassen. Das Motiv, das sie dafür angibt: daß volle Wahrheit zwischen beiden Ehegatten herrschen müsse, daß sie in den letzten Tagen manche Dinge gesehen habe, die sie von ihrem früheren Entschlusse abgebracht hätten, Nora die traurige Stunde der Auseinandersetzung mit ihrem Manne zu ersparen — diese Motive sind doch nicht sehr stichhaltig. Nora hat ihre Hülfe in Anspruch genommen, die Freundin hat ihr die Hülfe zugesagt, sie kann ihr helfen, sie sollte es thun. Es steht ihr gar nicht das Recht zu, pädagogisch in das Verhältniß der beiden Ehegatten einzugreifen. Kommt der Brief nicht an seine Adresse, so leben die Leutchen eben vergnügt und glücklich weiter, wie sie bisher gelebt haben.

Den „theatralischen Bedürfnissen" entsprechend hat Ibsen den ursprünglichen und nach seinen Voraussetzungen allein richtigen Schluß, daß Nora das Haus verläßt, nachdem sie mit vollkommener Ruhe ihrem Manne erklärt hat, daß sie ihn nicht mehr liebe und daß sie ihren Kindern nicht mehr Mutter sein könne, abgeändert. Es ist ein sogenannter „versöhnender Schluß" gemacht worden. Die Kinder kommen hinzu. Beim Anblick

Digitized by Google

derselben vergißt Nora Alles, was sie eben gesagt hat, und kehrt zu den Ihrigen zurück. Ich brauche nicht zu sagen, daß dieser Schluß nur gewaltsam und verstimmend wirken kann. Wenn man nicht durch Noras Fortgang die Gewißheit erlangt, daß es ihr mit der entsetzlichen Auseinandersetzung mit ihrem Manne Ernst gewesen ist, daß ihr Entschluß, aus der Familie zu scheiden, durch nichts in der Welt mehr wankend gemacht werden kann, so bekommt diese Auseinandersetzung nun nachträglich noch den widerwärtigen Beigeschmack des Lügnerischen, so hat man uns, die Zuschauer dieser Scene, muthwillig und umsonst gepeinigt. Das hat der Dichter auch in seiner ursprünglichen Fassung ganz richtig herausgefühlt; und wenn ich hier einen Vorwurf ausspreche, so richtet sich derselbe nicht an diesen, an den Verfasser des im Verlage der Reclam'schen Buchhandlung erschienenen Schauspiels „Nora", sondern an den praktischen Theatermann, der sich, wahrscheinlich durch Zureden der Direction, dazu hat bestimmen lassen, eine Concession zu machen, die dem Dichter gewiß selbst am schwersten geworden ist.

Ueber die Vorführung von kleinen Kindern auf der Bühne möchte ich bei diesem Anlaß noch ein Wort sagen. Ich gehe nicht so weit zu fordern, daß Kinder überhaupt von der Bühne entfernt werden. Auf die rührende und erheiternde Wirkung der Kleinen, wie im „Wintermärchen", im „Wilhelm Tell", in der „Hermannsschlacht", im „Kranken in der Einbildung" und vielen andern klassischen Werken möchte wohl Niemand verzichten; aber ich glaube doch, daß man schon aus menschlichen Gründen bei der Verwendung von Kindern recht discret sein sollte. Hier wird uns eine ganze Kinderstube vorgeführt: drei Kleine, das Jüngste ein Kind von höchstens einem Jahre, das von der Wärterin getragen wird und natürlich, sobald es auf die hell erleuchtete Bühne kommt, jämmerlich zu schreien anfängt. Ich muß sagen, daß das unglückliche Wesen, das zu dieser Schaustellung benutzt wird, mich gejammert hat. Der Gedanke, daß es Mütter gibt, die ihre Säuglinge zu diesem Zweck hergeben, hat mich während der Scene so beschäftigt, daß ich für alle übrigen Vorgänge während dieser Scene kein Verständniß mehr gehabt habe. Eine theatralische Bearbeitung dieser Scene, die es dem armen kleinen Kinde möglich machen würde, während der Zeit, in der es auf der dumpfigen, grell beleuchteten Bühne vor dem Zuschauer zu paradiren hat, in der Wiege auszuschlafen, erscheint mir viel wünschenswerther als die theatralische Umarbeitung des Schlusses.

Wenn ich gegen das Ibsen'sche Schauspiel alle meine Bedenken, ohne nach einer besonders gemäßigten Form zu suchen, ausgesprochen habe, so geschieht dies nur, weil ich weiß, daß ich einem großen Talente gegenüberstehe; und dieses große Talent zeigt sich auch in „Nora" im glänzendsten Lichte. Es zeigt sich auch da, wo wir uns in vollem Widerspruch zum Dichter befinden. Ueberall folgen wir dem Schauspiel in seiner knappen, gedankenvollen Sprache, in seiner festen Gliederung mit jener wahren Theilnahme, die nur ein wirklicher Dichter hervorruft. Wir verlassen das Haus mit dem Bewußtsein, den Abend in der Gesellschaft eines geistvollen und bedeutenden Mannes verbracht zu haben, wenn uns dieser auch viel Peinliches erzählt hat, wenn wir auch in vielen und sehr wesentlichen Punkten ganz und gar nicht mit ihm einverstanden sind.

Die Titelrolle hat Frau Niemann-Raabe gespielt. Das außerordentliche Darstellungstalent dieser großen dramatischen Künstlerin hatte hier ein weites Feld, und selten hat Frau Niemann-Raabe größere und tiefere Wirkungen erzielt. Der ahnungslose kindliche Leichtsinn der Nora aus dem ersten Act, die Seelenangst, die sich ihrer bemächtigt, als sie der begangenen Schuld bewußt wird, die Selbstbeherrschung vor ihrem Manne, der gemüthliche Verkehr mit dem Doctor, ihre Versteinerung im letzten Act, alles das waren großartige schauspielerische Leistungen. Nur über Einzelheiten ließe sich ein kritisches Bedenken aussprechen. Einige Töne waren entschieden zu grell, so der Aufschrei gegen den Schluß des zweiten Actes: „Wir wollen Champagner trinken!" Wenn Nora mit dieser Leidenschaftlichkeit aufschreit, so muß ja ihr Mann merken, daß etwas nicht in Ordnung ist. Auch nach der entgegengesetzten Richtung hin geschah bisweilen des Guten zuviel. Das Piano wurde stellenweise unverständlich und ebenso befremdete das unvermittelte Hinüberspringen aus dem Pianissimo zum Fortissimo. Aber das sind wie gesagt, nur Aussetzungen, die Einzelheiten betreffen. Im Großen und Ganzen war diese Nora wieder eine hervorragende Schöpfung der genialen Künstlerin. Herr Keppler als Helmer war vortrefflich in den ersten beiden Acten, im dritten wandte er einige theatralische Accente an, die gerade aus seinem Munde, der so natürlich und richtig zu sprechen weiß, übel lauteten. Die übrigen Darsteller, Herr Haack (Günther), Fräulein Wienrich (Freundin) und Herr Paul als kranker Doctor vervollständigten das sorgfältig ausgearbeitete Ensemble; nur müßte Herr Paul ein viel schnelleres Tempo nehmen, er macht hinter jedem Komma eine längere Pause. Anstatt der Leichenbittermiene wäre sarkastische Ueberlegenheit am Platze gewesen.

Das Haus nahm die Dichtung in den ersten Acten mit großem Interesse, zum Schluß nicht ohne Widerspruch auf; es spendete der Darstellung, vor Allem Frau Niemann-Raabe, stürmischen Beifall.

Paul Lindau.

Opern und Concerte.

Variationen über das Klavierconcerte-Thema. Frau Essipoff und Herr Heymann. „Appassionata." Stern-Verein unter Rudorff. Adelina Patti.

Seit einem Menschenalter wird allwinterlich dasselbe Thema von der Oberherrschaft des Klaviers im Concertsaale mit verschiedenen Variationen behandelt. Zu den beliebtesten der letzteren gehört: die „Virtuosität im Dienste keuscher Kunst" oder „die sich vordrängende"; die „blaue Blume der Romantik" im Spiele irgend eines Pianisten, oder seine gediegene „Klassicität" (die Botanik hat für diese letztere Richtung ein Sinnbild noch nicht abgeliefert). Aber alle Variationen reichen nicht aus, um gegenüber der sich immer mehrenden Zahl der bedeutenden Pianisten beiderlei Geschlechts über den Einen oder den Andern Neues zu sagen. Das hat sich in den letzten Wochen bewährt, als Frau Essipoff und Herr Heymann nach einander in einem Zwischenraum von wenigen Tagen Concerte gaben. Beide sind geniale Naturen, Beide besitzen eine ausgezeichnete Technik, schönen Anschlag, feurigen und gefühlvollen Vortrag ꝛc., und Beide haben in der F-moll-(Waldstein)-Sonate von Beethoven (op. 57) das Finale „Allegro ma non troppo" im prestissimo gespielt, in welchem eine klare Darstellung der musikalischen Gedanken unmöglich wird. Beiläufig gesagt: warum wird diese Sonate immer als „appassionata" angekündigt? Die Fachmusiker sollten doch wissen, daß Beethoven außer der „pathétique" und der „sonate caractéristique „les adieux, l'absence et le retour" (wohlgemerkt des Erzherzogs Rudolf, nicht etwa eines geliebten weiblichen Wesens) keiner seiner Sonaten eine programmartige Ueberschrift gegeben hat. Im Dilettantenpublicum ist allerdings „appassionata" gäng und gebe; warum? woher? Wer kann es wissen, wie die Leute auf derartige Benennungen gerathen? Vor vielen, vielen Jahren war ich auf einem Landgute Dane-Court bei Dover zum Besuche. Vom waldigen Hügel sah ich mir eines Morgens den schönen Sonnenaufgang an, und Abends beim Thee spielte ich den Anfang des F-dur-Quartetts (op. 59) von Beethoven und meinte dabei, diese Töne wären in mir erklungen, als die Sonne über den Wellen zu glitzern begann. Und sechs Jahre später in einer englischen Gesellschaft in Wiesbaden bat mich eine Dame „den Sonnenaufgang" von Beethoven zu spielen (give us the sunrise from Beethoven). Ich wußte gar nicht, was man von mir wollte, bis denn die Erklärung kam, Lady Caroline habe jenes F-dur-Quartett mit ihrer Schwester in London öfters vierhändig gespielt und mit dem Namen Sonnenaufgangs-Quartett bezeichnet! Da hätten wir ja das Gegenstück zur „Mondschein-Sonate"! Doch kehren wir zu unsern Pianisten zurück! Frau Essipoff glänzte durch ihre Kraft und Ausdauer, durch sehr schönen vollen Anschlag und durch den ganz ausgezeichnet geistreichen und technisch vollendeten Vortrag von Schumanns „Grillen" und dem B-dur-Impromptu mit Variationen von Schubert. Sie ist entschieden die beste jetzt lebende Concertspielerin. Herr Heymann bewährte sich als ausgezeichnet feinsinniger Musiker und zeigte in einem Concerte eigener

Digitized by Google

Composition ein nicht gewöhnliches Erfindungstalent, das allerdings noch Klärung, Sichtung und Ruhe bedarf. Während Frau Essipoff in ihrem Concerte ganz allein wirkte und nur in dem Reinecke'schen Duo über ein Motiv aus Manfred von ihrem Gatten, Herrn Leschetizki, unterstützt wurde (es war eine außerordentlich, vielleicht zu glänzende, zu stark virtuosenhafte Leistung), hatte Herr Heymann sich die unabhängige Mitwirkung des trefflichen Violinisten Herrn Holländer gesichert; dieser brachte Bruchs neue „Phantasie über schottische Motive" zu Gehör, ein etwas langes, aber sehr gut gearbeitetes und viele Feinheiten der Instrumentation bietendes Werk; die Ausführung war eine ausgezeichnete, vom Publicum mit großem Beifall anerkannte.

Der Stern'sche Gesangverein gab sein erstes diesjähriges Concert (Mendelssohn-Feier) unter dem neugewählten Dirigenten Herrn Rudorff; und dieser bewährte sich als sehr tüchtig und feinfühlig. In den Orchesterstücken trat dies nicht im selben Maße hervor wie in den Chören, die an Fertigkeit und richtiger Schattirung im Vortrage fast allen höheren Anforderungen genügten, und an die einstigen besten Leistungen erinnerten.

Adelina Patti hat viermal im Königl. Opernhause gesungen, und mit Ausnahme der „Leonore" im „Troubadour" dieselben Partien gewählt, in denen sie im verflossenen Jahre erschienen war, „Rosina" im Barbier, „Nachtwandlerin" und „Traviata" (oder „Violetta" für zippe Ohren); drei altbekannte Rollen, in welchen alle möglichen berühmten Sängerinnen sich vernehmen ließen. Aber bei dem Gesange und der Darstellung der Patti vergaß man nicht blos jene anderen Sängerinnen, sondern sogar die Rolle und die oft recht werthlose Musik, die sie sang. Der Hörer ward in jene rein ästhetische Stimmung versetzt, in welcher die Freude an der Kunstleistung vorherrscht, und die Berücksichtigung des Stoffes ganz zurücktritt. Nur eine so außerordentliche, außer allem Vergleiche stehende Künstlerin vermag in den letzten Arien der Leonore nach dem Miserere den Hörer und Zuschauer in der Weise zu interessiren, daß er selbst diese Musik erträglich findet. In der Patti vereinigen sich die schönsten Naturanlagen, eine herrliche, immer sicher intonirende Stimme, ein außerordentlich lebhaftes, sich in alle Stimmungen findendes Temperament, mit der besten Schule, der höchsten Ausbildung und mit unvergleichlicher künstlerischer Berechnung der Schönheitsgrenze. Auch diese Berechnungskunst ist ja etwas Angebornes; aber welch' ein Fleiß, welch' ein Studium gehört dazu, um sie in solcher Weise auszuüben! Sie ist die letzte große Künstlerin der älteren italienischen Schule, welche den schönsten Wohllaut und die vollendete Technik als höchstes Ziel anstrebte; und sie ist die erste große Künstlerin der neuen Schule, welche auf das dramatische Pathos, auf das Recitativ, auf die Declamation, auf Darstellung und auf Ausdruck der Stimme den Schwerpunkt legt. H. Ehrlich.

Notizen.

Berlin vor 100 Jahren.

Zwanzig Prospecte interessanter Bauten, Straßen und Plätze der Residenz Friedrichs des Großen von Jean Rosenberg. — Dazu ein Titelbild von Adolf Menzel und begleitender Text von Ludwig Pietsch. — In Lichtdruck neu aufgelegt durch die Kunsthandlung von Amsler & Ruthardt. Berlin 1880.

Johann Georg Rosenberg (1739—1808) veröffentlichte im Jahre 1786 in dem Verlage von Morino 20 radirte Blätter interessanter Bauten, Straßen und Plätze der Stadt Berlin, welche sowohl in gewöhnlichen wie colorirten Abdrücken als vollständiges Werk sehr selten geworden sind. Dem in regster Entwicklung begriffenen Interesse an der Vergangenheit der jungen Residenz „ohne Geschichte" kommt das uns vorliegende neue Verlagsunternehmen der Firma Amsler & Ruthardt entgegen, die neben dem modernen Kunstsortiment und dem eifrigen Streben, den antiquarischen Kunsthandel durch Vorhaltung eines feinen Lagers und Veranstaltung von Auctionen (in nächster Zeit die berühmte Sammlung des Fürsten Lobanow) immermehr zu heben, auch dem Verlage ein von zum Theil recht glücklichen Erfolgen, zumal im Punkte der Ehre, gekröntes Bemühen zuwendet. Die genannte Firma läßt eine vollständige Sammlung des Rosenberg'schen Werks in Lichtdruck erscheinen und vermittelt so auch für einen weiteren Kreis, der nicht in der Lage ist, den alten Blättern nachzuspüren, die Möglichkeit, sich ein Bild von den zum Theil sehr primitiven, zum Theil schon mit vollem Glanze auftretenden Anfängen der Metropole zu entwerfen, durch deren behagliche Eleganz wir auf Asphalt und Granit mit endlich berechtigt gewordenem Stolze täglich dahinschreiten. Das ist ein historisches Studium, dem sich der Mann und die Frau jeden Bildungsgrades, wenn nur das lokalpatriotische Herz an der richtigen Stelle sitzt, mit Eifer hingeben werden.

Ein von Adolf Menzel gezeichnetes Titelblatt, das, gleichfalls in Lichtdruck, die Folge einleitet, gibt dem Werkchen einen unvergleichlichen Reiz, während der beigegebene Text von Ludwig Pietsch selbstverständlich der Bedeutung des Unternehmens und der Erklärung der einzelnen Blätter in jener erschöpfend anschaulichen Weise gerecht wird, um die er auch von denjenigen beneidet wird, die nicht immer seine kritischen Anschauungen zu theilen vermögen. Den Schluß bildet eine Wiedergabe des berühmten Berliner Stadtplans vom Jahre 1688. Diese interessante Arbeit des Meisters J. B. Schultz ist erst vor kurzem in der jedem Berliner bestens zu empfehlenden Wochenschrift „Der Bär" durch Holzschnitt publicirt worden und erscheint hier in der subtileren (nicht feineren) Manier der übrigen Blätter. Wir können nicht verschweigen, daß die Anordnung der losen Textblätter und die Art der Einfügung in Ueberklappdecken die Beschäftigung mit dem Werkchen erschweren und daß ferner, bei aller Anerkennung für die schlichte Ausstattung des Intérieurs im Charakter des vorigen Jahrhunderts, der Einband von echtem Pergament den bequemen Verkehr in eine reservirt vorsichtige Annäherung zu wandeln geeignet sein möchte.

Somit wäre nunmehr diese Annäherung getrost dem Leser und seinem schon so oft treu erfundenen Führer zu überlassen, wenn nicht das Erscheinen einer Menzel'schen Originalarbeit noch eine Reverenz von Seiten des Fachberichterstatters unbedingt forderte. Hinter der krönenden Balustrade eines dem Stil Frédéric le Grand etwas locker entsprechenden thorartigen Bauwerks steht der große König, dem Beschauer den Rücken zukehrend und in der Betrachtung seiner Hauptstadt versunken, die man in leichter Federskizzirung durch das von zwei Gardegrenadieren mit den hohen Mützen flankirte Portal erblickt. Gegen die Glorie der hohen Morgensonne bildet die treue Gestalt eine höchst charakteristische Silhouette. Der Gedanke ist außerordentlich schön und malerisch höchst glücklich zum Ausdruck gebracht. Weniger scheint der Ideengang sowohl als die Ausführung in den tiefer belegenen Theilen der Composition des unbedingten Beifalls werth. Chodowiecki in der Blende des rechten Pfeilers als Gegensatz zu dem glücklich gewählten Knobelsdorf in der des linken, verstößt gegen das thatsächliche Verhältniß. „Der König mochte von Chodowiecki nichts wissen." Das sagt der alte Schadow in seinem trefflichen Buche, das leider so gut als unbekannt ist. Da gehörte Gontard oder einer seiner französischen Kollegen hin. In Dingen der Kunst und Poesie soll man den großen Mann nicht gewaltsam zum deutschen Mann stempeln. Er bedarf in der That solcher kleinen Nachhülfen nicht. Der Bär und die Handwerker sind der Idee nach vorzüglich. Aber es waltet über dem Thiere der Unstern, daß es, der Zeichnung gewiß mit willigen Gebrumm sich fügend, den Lichtdruck nicht auszuhalten vermochte.

Unbefangene Augen, wie die der Kinder, erkennen den Bären erst nach längerem Hinschauen, und was er mit der Tatze treibt, überhaupt kaum. Das Werkchen bedarf trotz der wenigen Zweifel, die wir gegen Einzelheiten zu erheben wagten, nicht der Empfehlung. Es wird Weihnachten überleben und gewiß in den Salon, der sein Berlin sich lobt, bald eingebürgert sein. Th. L.

Bibliographie.

Hellwald, Friedrich v. Naturgeschichte des Menschen. Illustrirt von Fr. Keller-Leuzinger. 1. Lieferung. gr. 8. Stuttgart 1880, W. Spemann.

Müller, Lucian. Quintus Horatius Flaccus. Eine literarische Biographie. 8. 144 S. Leipzig 1880, B. G. Teubner.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Neue französische Grammatik in Versen

zur schnellen und gründlichen Erlernung der grammatikalischen u. orthographischen Regeln der französischen Sprache

von

Theodor Strauße,

Lehrer der neueren Sprachen.

Elegant broschirt. Preis 1 ℳ 50 ₰.

8. **Ist die praktischste und wohlfeilste, in ihrer Art einzig dastehende Grammatik**, durch welche die franz. Sprache leichter als durch jede andere zu erlernen ist.

Populärstes Festgeschenk dieser Saison!

Von **Wilhelm Streit's** Verlag in **Dresden** u. allen Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Das Reich der Töne.

Ein **Musikheft** in Royal-Notenformat **reich gebunden** in englisch Leinen m. Gold **Mk. 7.50** broch. **Mk. 5.—**, enthaltend **300** historisch geordnete **photographische Portraits** von **Musikern, Virtuosen, Sängern u. Sängerinnen** aller Zeiten und Völker bis auf die Gegenwart nebst kurzgefassten Lebensbeschreibungen. **Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.**

Im Verlage von **H. Th. Mrose, Berlin,** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlg. **(gegen Einsendung v. 2 Mk. in Marken direct franco von der Verlagshandlung S. W. Gneisenaustr. 96)** zu beziehen:

Wahrheiten und Hypothesen.

Zerstreute Betrachtungen
über
Religion und Theologie
von
Dr. A. Th. Hammer.
Preis 2 Mark.

Soeben erschien:

Faust. Von **Goethe.** Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von Prof. Dr. **K. J. Schröer** (Wien). Erster Theil. Eleg. geh. ℳ 3.75. In höchst eleg. Leinwandband m. Schwarz- und Goldpressung ℳ 5.—

In dieser commentirten Faust-Ausgabe ist endlich der Weg philosophischer Speculation, dessen ja das gebildete Publikum lange schon müde ist, verlassen und der Weg historischer Betrachtung betreten. Der Unterschied gegen andere Ausgaben wird auf den ersten Blick ins Auge fallen: es ist nicht nur hin und wieder eine gelehrte Bemerkung gemacht, wobei viel Räthselhaftes unerklärt bleibt, sondern der Commentar läßt den Leser nirgends im Stich und weicht keiner Dunkelheit aus.

(Der zweite Theil erscheint im Sommer 1881.)

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn a/N.

Breitkopf & Härtel's kritische Gesammtausgaben.

Broschirt und elegant gebunden.

Beethoven's Werke. 24 Serien.	Chopin's Werke. 14 Bände.
Mozart's Werke. 24 Serien.	Mendelssohn's Werke. 19 Serien.
Palestrina's Werke. 8 Bände erschienen.	Schumann's Werke. Im Erscheinen.

Ausgaben der Bach- und Händelgesellschaft.

Bach's Werke. 27 Jahrgänge erschienen.	Händel's Werke. 20 Jahrgänge erschienen.

Ausführliche Verzeichnisse u. Prospecte durch alle Buch- u. Musikalien-Handlungen.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien in unserem Verlage:

MOLIÈRE

SEIN LEBEN UND SEINE WERKE

VON

FERDINAND LOTHEISSEN.

Mit dem Bildniss Molière's in Radirung nach dem Original-Gemälde im Besitze des Herzogs von Aumale.

Gebunden in Leinwand ℳ 10.—; in Halbfransband ℳ 12.—

Molière ist der grösste, zugleich auch der nationalste Dichter Frankreichs. Allein er gehört seinem Lande nicht ausschliesslich an; gleich Goethe und Shakespeare ist er der ganzen Welt zu eigen. Trotzdem existirte bisher, weder in Frankreich selbst, noch in Deutschland, eine ausführliche, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende, dabei aber in anregend fesselnder Form geschriebene Biographie Molière's.

FRANKFURT A. M. **LITERARISCHE ANSTALT** RÜTTEN & LOENING.

Zu Festgeschenken empfohlen.

Lager gebundener Musikwerke v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Musik-Literatur.

Bach, Joh. Seb. Von Ph. Spitta	Bd. I. ℳ 18.—	Bd. II. ℳ	21.—
Beethoven, Ludw. van. Von L. Nohl		„	7.20
Chopin, Fr. Von Fr. Liszt. (Franz. Ausg.)		„	9.50
—— Deutsche Ausg. (La Mara.)		„	7.50
Händel, G. F. Von Fr. Chrysander. 3 Bände		„	22.60
Haydn, Jos. Von C. F. Pohl. Halbband I.		„	10.50
Holstein, Franz von. Von Bulthaupt		„	5.75
Liszt, Franz. Von Ramann		„	13.—
Mendelssohn-Bartholdy, F. Von A. Reissmann		„	6.50
Mozart, W. A. Von Otto Jahn. 2 Bde.		„	33.—
Mozartiana, herausgegeben von G. Nottebohm.		„	5.70
Schubert, Franz. Von A. Reismann		„	7.50
Schumann, Robert. Von A. Reissmann		„	7.50
Weber, C. M. v. Von M. M. v. Weber		„	25.90
La Mara, Musikalische Studienköpfe. 3 Bde.		à „	4.—
Riehl, Musikalische Charakterköpfe. 3 Bde.		à „	6.—
Stieler, Deutsche Tonmeister		„	6.—
Tondichter-Album. Herausgegeben von Oppel		„	8.—
Conversationslexikon, Musikalisches, von Mendel, Reissmann. 11 Bde.		„	78.—
Lexikon, Musikalisches, von Dommer (Koch)		„	17.80
Sammlung musikalischer Vorträge. I. Serie		„	10.—

Digitized by Google

Festgeschenke für Musikliebhaber
aus
Breitkopf & Härtel's
Lager gebundener Musikwerke.

Special-Kataloge vorräthig in allen grösseren Buch- und Musikalienhandlungen.

Clavierauszüge mit Text.	M. Pf.
Bach, Matthäuspassion. 8.	4.20
—— Weihnachtsoratorium. 8.	4.20
Becker, Grosse Messe. 8.	9.50
Beethoven, Fidelio. 8.	3.20
—— Missa solennis. 8.	3.50
Brahms, Requiem. 4.	15.50
—— Triumphlied. 8.	6.—
Bruch, Odysseus. 8.	9.50
Gounod, Margarethe. 8.	13.50
Händel, Messias. 8. M. 3.30. Josua, Israel, Judas Maccabäus, Samson, Saul à	4.50
Haydn, Jahreszeiten. 8.	3.50
—— Schöpfung. 8.	2.70
Kiel, Christus. 8.	4.50
Lassen, Faust. 8.	19.50
Lortzing, Czaar u. Zimmermann. 8., Undine, Waffenschmidt, Wildschütz à	6.50
Marschner, Hans Heiling, Templer und Jüdin, Vampyr. 8. à	7.50
Mendelssohn, Elias, Paulus. 8. à	3.50
—— Sommernachtstraum, Walpurgisnacht. 8. à	2.50
Meyerbeer, Hugenotten. 2 Bde. à	6.20
—— Prophet. 8.	9.20
—— Robert der Teufel. 8.	14.—
Mozart, Così fan tutte, Don Juan, Figaro. 8. à	4.20
—— Zauberflöte. 8.	2.70
—— Requiem. 8.	2.20
Nicolai, Die lustigen Weiber. 8.	5.50
Rossini, Tell. 8.	14.—
Rubinstein, Maccabäer. 8.	16.50
Schumann, Paradies und Peri. 8.	7.50
—— Genoveva. 4.	8.—
—— Spanische Liebeslieder. 8.	5.50
Verdi, Troubadour. 8.	7.50
Wagner, Rienzi. 8., Meistersinger. kl. 4. à	17.—
—— Tannhäuser	14.—
—— Holländer	12.—
—— Lohengrin	7.50
—— Tristan und Isolde	11.50
Weber, Euryanthe M. 4.50. Freischütz M. 3.50. Oberon.	3.70

Vollständige Clavierauszüge sind grösstentheils auch in 2- und 4händiger Bearbeitung ohne Text auf Lager.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Antinous.

Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit

von

George Taylor.

Mit dem Bildniß des Antinous.

Ein Band in Octav. Preis geheftet M. 6.—
In elegantem Halbfranzband M. 8.50.

Der Verfasser will das Räthsel der schwermüthigen Antinousbüste in einer Erzählung lösen, die das Schicksal des bithynischen Jünglings bei Hadrian zum Gegenstand hat. Wie eine gesunde Natur am Umgange mit einer kranken zu Grunde geht, so bezeichnet er selbst das Thema seiner Geschichte. Hadrians Schöpfungen zu Tibur, das sterbende Heidenthum und aufstrebende Christenthum bilden den historischen Hintergrund.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlg. **Adolf Ackermann** in **München**, Maximilianstr. 2.

Weihnachtsgaben für Kunstfreunde.

Folgende neue Prachtwerke
sind soeben erschienen und in allen namhaften Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Guten Morgen, Vielliebchen!

Gelegenheitsgeschenk in 25 sinnigen Original-Feder- und Bleistift-Zeichnungen deutscher Künstler.
Durch Lichtdruck veröffentlicht. — Preis in eleganter Mappe 30 Mark.

Hochzeit im Gebirg.

Allen lebensfrohen Menschen des Hochlandes und der Ebene gewidmet.
Auch unter dem Titel:

Hochzeitsleute und Musikanten.

Der Spiessbürger und Vagabonden, der Biedermänner und Consorten dritte Folge.
25 Originalzeichnungen von **Hugo Kauffmann.**
Dichtung in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.**
Durch Lichtdruck veröffentlicht mit Text in geschmackvollem Buntdruck.
Preis in reicher Mappe 36 Mark.

Kunstreiter und Gaukler.

28 heitere Original-Feder- und Bleistift-Zeichnungen aus dem Circusleben
von
Heinrich Lang.
—— Der Circusbilder neue Folge. ——
Durch Lichtdruck veröffentlicht. — Preis in eleganter Leinwandmappe 30 Mark.

Im Verlage von **Julius Hainauer**, Kgl. Hofmusikhandlung in **Breslau**, sind soeben erschienen:

Theodor Kirchner, Op. 46. **Dreissig Kinder- und Künstler-Tänze** für Pianoforte zu 2 Händen. — A. Ausgabe in 30 Nummern à 50 Pf., 75 Pf. B. Ausgabe in 3 Bänden. (I. 6 M., II. 5 M., III. 6 M.)

Eduard Lassen, Op. 68. **Sechs Lieder** für eine Singstimme mit Pianoforte. 3 M. 50 Pf. — Op. 69. **Sechs Gedichte von A. Schöll für gemischten Chor.** Partitur und Stimmen. 4 M. 50 Pf.

Gustav Merkel, Op. 138. **Drei leichte Sonatinen für den Klavierunterricht.** Nr. 1—3 à 1 M.

Moritz Moszkowski, Op. 24. **Drei Concertetuden** für das Pianoforte. No. 1 (2 M. 50 Pf.). No. 2 (2 M.). No. 3 (1 M. 50 Pf.).
Op. 25. **Deutsche Reigen.** (Rondes Allemandes.) Fünf vierhändige Klavierstücke. 7 M.

Heinrich Reimann, Op. 1. **Vier Lieder** für eine Singstimme mit Pianoforte. 2 M. 50 Pf. — Op. 2. **Drei Duetten** für Frauenstimmen. mit Pianoforte. 2 M 50 Pf.

Bernhard Scholz, Op. 51. **Notturno** für Violine mit Pianoforte 1 M. 50 Pf.

Robert Schwalm, Op. 36. **Vier Lieder Waldtrauts** aus Julius Wolff's „der wilde Jäger" für eine mittlere Stimme mit Pianoforte. 2 M.

Const. Sternberg, Op. 20. **Drei Klavierstücke.** Nr. 1. **Caprice** (2 M.). Nr. 2. **Gavotte** (1 M. 50 Pf.). Nr. 3. **Etude** (1 M. 25 Pf.).

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Gedichte Walthers von der Vogelweide.

Nachgedichtet von

Dr. **Adalbert Schröter.**

8. Mit Kopfleisten und Initialen.

Eleg. broch. M. 3.—, in eleg. stilvollen Einband M. 4.—

Nach den Urtheilen unserer **namhaftesten Germanisten**, des Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. **Zarncke** und Herrn Prof. Dr. **Erich Schmidt** in Wien u. a. ist Niemand geeigneter, wie Herr Dr. **Schröter**, die deutschen Dichtungen des Mittelalters in edler Form nachzudichten, **„denn seine Sprache hat einen feinen lyrischen Schmelz" und besitzt derselbe eine seltene Gewandheit, den treffenden Ausdruck zu finden und über das Ganze einen zartedeln Ton zu verbreiten.**

Die vorgelegten Proben wurden durch Herrn Prof. **Er. Schmidt** „allen bisherigen Erneuerungsversuchen für weit überlegen" erklärt.

Digitized by Google

Verlag von
Amsler & Ruthardt in Berlin.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen:

Berlin vor 100 Jahren.

20 Lichtdrucke nach den Stichen
von
Jean Rosenberg,
mit einem Titelblatt
von
Adolf Menzel,
nebst begleitendem Text
von
Ludwig Pietsch.

In Pergament-Mappe im Stile der Zeit *M* 20.

Im Verlage der Schletter'schen Buchhandlung (E. Franck) in Breslau erschien:

Die
Lieder und Sprüche
des
Omar Chajjâm

verdeutscht durch
Friedrich Bodenstedt.
In Prachtband 6 *M*.

Weihnachts-Novität.

ABC
von
Paul Meyerheim

27 aquarellirte Originalzeichnungen mit Reimen
von
J. Trojan.
Farbenholzschnitte von Kaeseberg u. Oertel.
Preis *M* 7.50.
Zu haben in allen Buchhandlungen.
Verlag von Georg Stilke in Berlin, Behrenstraße 4.

Ich beabsichtige mit
Autoren
medicinischer, naturwissenschaftlicher, technologischer und belletristischer Werke in Verbindung zu treten und erbitte Offerten unter gleichzeitiger Einsendung der Manuscripte.
Hagen i. W.
Hermann Risel,
Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerei.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** W., Behrenstraße 4.

Soeben erschienen, zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen:

Ed. Hildebrandt's Aquarelle
Neue Folge.

Chromo-Facsimiles von **R. Steinbock**
nach Originalen a. d. Privatbesitze Sr. Maj. d. Kaisers und Sr. Durchl. d. Herzogs v. Ratibor
5 Blatt auf groß Folio-Cartons in künstlerisch ausgestattetem Umschlag in japanischem Geschmack.

I. **Markt in Cairo.** II. **Pyramiden von Gizeh und Sphinx.**
III. **Genua.** IV. **Villa d'Este in Tivoli.** V. **Söröen. Mitternacht.**

Preis 50 Mark.

Eine elegante, reich verzierte Mappe hierzu in demselben Geschmack kostet **20 Mark.**

Zwei größere Sammlungen erschienen früher:

I. Serie.
Reise um die Erde.
Nach Original-Aufnahmen
in Aegypten, Indien, China, Japan, Amerika u. s. w.
34 Blätter auf gr. Folio-Cartons, 306 *M*., in eleg. reich verzierter Mappe 324 *M*., in eleg. Kasten in Buchform mit Portrait 360 *M*.

II. Serie.
Aus Europa.
Nach Originalen
aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers.
14 Blätter auf groß Folio-Cartons, 126 *M*., in eleganter reich verzierter Mappe, 144 *M*.

Einzeln kostet jedes Blatt aus einer dieser drei Sammlungen **12 Mark.**

Bei Abnahme von mindestens 6 Blatt ist der Preis nur **9 Mark** pro Blatt.

Diese Blätter bieten eine Auswahl der besten Stücke der weltberühmten Hildebrandt'schen Aquarellen in allseitig als Meisterwerke anerkannten künstlerischen Reproductionen.

In Anschluß an **Hildebrandt's Aquarelle,** in deren Ausstattung und zu denselben Bedingungen:

Malerische Reiseziele von **Eugen Krüger.** 6 Blatt, Chromo-Facsimiles von R. Steinbock. Preis in Umschlag 54 *M*., in eleg. Mappe 72 *M*. Einzeln jedes Blatt 12 *M*. Auch gemischt mit Hildebrandt zu beziehen.

Diese 6 Blätter stellen folgende Punkte dar: Am Hardanger Fjord. — Freshwaterbay. — Der Chiemsee. — Venedig. — Isola-bella. — Monaco.

Jehovablumen. Biblisches Alphabet in 22 Blättern von **J. v. Buddenbrock.** Farbendruck von W. Loeillot. Quart-Format, eleg. geb., Ladenpreis 36 *M*.

Die sieben Sendschreiben der Offenbarung Sanct Johannes. Lieder von **Eleonore Fürstin Reuß.** Mit Randzeichnungen von M. C. Beck. gr. 8°, eleg. geb. 12 *M*., cart. 9 *M*.

Die schönste Rose der Welt. Ein Märchen von Andersen. Illustrirt von **Julie von Kahle.** Zehn Blatt in Farbendruck von W. Loeillot. Prachtband, hoch 4°, Ladenpreis 36 *M*.

Auf märkischer Haide. Eine Flora der Mark Brandenburg in Blättern aus der Neumark von **Julie von Kahle.** 13 Illustrationen mit Text, chromo-lithographirt von W. Loeillot. Prachtband, hoch 4°, Ladenpreis 45 *M*.

Aus Eduard Hildebrandt's Skizzenbuch. Eine Auswahl von Bleistift-Zeichnungen des Meisters. Facsimile-Druck von Römmler & Jonas in Dresden. 12 Blatt a. starkem Carton in Quart. Preis in eleg. Mappe 18 *M*. — in Umschlag 15 *M*. — des einzelnen Blattes 1 *M* 50 ₰.

Regen und Sonnenschein. Zehn Albumblätter von **Louise Kugler.** In Buntdruck ausgeführt von W. Loeillot. Prachtband, hoch 4°, Ladenpreis 45 *M*.

Alpenblumen. Zwölf Albumblätter von **Fanny von Bülow.** Folio, Farbendruck, in eleg. Mappe, Ladenpreis 18 *M*.

Dieselben sind auch in Form eines **Tagebuches mit deutsch., franz. oder engl. Text** und leeren Blättern zum Notiren, in groß 8° elegant gebunden, ebenfalls für 18 *M*. zu beziehen.

Das Jahr in Blüthen und Blättern. Illustrirt von **Hermine Stilke.** Mit Original-Gedichten von Emanuel Geibel und Gustav zu Putlitz. Farbendruck von Storch und Kramer. 4. Auflage. Prachtband, gr. 4°, Ladenpreis 45 *M*.

Eine Reise in Bildern. Mit Benutzung von Photographien entworf. von **Hermine Stilke.** In 15 chromo-lithographischen Illustrationen ausgeführt von W. Loeillot und R. Steinbock. Mit Text. Prachtband. Folio. Ladenpreis 45 *M*.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Felix Dahn, Odhin's Trost.
Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert.
Dritte Auflage.
Broschirt *M* 8.—. Elegant gebunden *M* 9.50.
Dahn's neuer Roman, von dem rasch drei Auflagen nöthig wurden, bietet eine höchst geistvolle Darstellung, Fortbildung und moderne Anwendung altgermanischer Mythologie.

Digitized by Google

Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anthus, Antonius, Vorlesungen über Ehkunst. 2. Aufl. *M.* 3.60.

Boehn, Dr. **M., Aus dem Amerikanischen Dichterwalde.** Literar-histor. Skizzen. Preis *M.* 4.—

Baronin Létang, Anna, Ambroise Aimé. Roman. 2 Bde. Preis *M.* 4.—

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Die Staatsbürgerin. Preis *M.* 1.—

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Frühlings-Fantasie
für Orchester
von
Hans von Bronsart.
Op. 11.
Partitur *M.* 17.— Orchesterstimmen *M.* 19.50.

Sommertag auf dem Lande.
Fünf Orchesterstücke
von
Niels W. Gade.
Op. 55.
Partitur *M.* 10.50. Orchesterstimmen *M.* 15.50.

Verlag von **Friedrich Vieweg u. Sohn**
in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Anthropologische Vorträge
von
J. Henle.
Mit in den Text eingedrucken Holzstichen.
gr. 8. geh.
Heft I. Preis *M.* 2.40. Heft II. Preis *M.* 2.40.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Richard Leander,
Träumereien an französischen Kaminen.
Zwölfte Auflage.
Broschirt *M.* 2.— Elegant gebunden *M.* 3.—

Billigste, korrekte, gutausgestattete
Bibliothek der Klassiker und modernen Meister der Musik.
Volksausgabe Breitkopf & Härtel.
Neu erschienene Bände von
Brahms, Heller, Henselt, Liszt, Schumann, Thalberg, Wagner.
Ausführliche Prospekte gratis.
Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Historischer Roman. 2. Aufl. Wohlf. Volksausg. 8. br. *M.* 5.—
—— **Benoni.** Roman. 3. Aufl. Wohlf. Ausg. 2 Thle. in 1 Bde. 8. br. *M.* 5.—
Byr, Robert, Eine geheime Depesche. Roman. 3 Bde. 8. br. *M.* 15.—
Fels, Egon, Die weiße Frau vom Greifenstein. Roman. 3 Bde. 8. br. *M.* 12.—
Junghans, Sophie, Orsanna und andere Erzählungen. 2 Bde. 8. br. *M.* 9.—
König, Ew. Aug., Um Ehre und Leben. Roman. Wohlf. Volksausg. 8. br. *M.* 3.—
König, Ew. Aug., Dunkle Wege. Roman. 4 Bde. 8. br. *M.* 18.—
Waldow, Ernst v., Die Hexe von Brostama. Roman. 8. br. *M.* 4.50.
Winterfeld, A. v., Geheimnisse einer kleinen Stadt. 2. Aufl. Wohlf. Volksausg. 8. br. *M.* 2.50.
—— **Hansnarren.** Komischer Roman. 4 Bde. 8. br. *M.* 15.—
—— **Spanische Reiter.** Komischer Roman. 4 Bde. 8. br. *M.* 15.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Zur Dämmerzeit.
Gedichte
von
Max Kalbeck.
16. Broschirt *M.* 2.40. Elegant gebunden *M.* 3.40.

Max Kalbeck, von welchem Paul Lindau sagt, es sei „geradezu eine Freude, einmal einem berufenen dichterischen Talente zu begegnen", hat sich durch eine Reihe stimmungsvoller Gedichtsammlungen als der talentvollste der jüngeren schlesischen Dichter erwiesen und durch literarische Studien über seinen Vorgänger Joh. Chr. Günther vortheilhaft bekannt gemacht. Die obige Gedichtsammlung, aus einheitlicher poetischer Stimmung heraus empfunden, bietet formschöne, wahre Lyrik.

Prachtwerke
zu bedeutend ermässigten Preisen.

Von **C. B. Griesbach's Verlag u. Antiqu. in Gera (Reuss j. L.)** ist gegen Einsendung des Betrags oder Postnachnahme zu beziehen:

Gsell-Fels, Die Schweiz. Mit Ill. v. Closs, Frölicher, Roux, Vautier, Specht etc. etc. 2 Bde. mit 372 Holzschn., darunter 60 ganzs. Bildern. **Grosse Pracht-Ausgabe.** München, 1878. Fol.-Form. Luxur. Ausstattung. In höchst eleg. Orig.-Prachtbdn. **Ganz neu** (Ladenpr. Mk. 85.—) **zu nur Mk. 60.—**

Gsell-Fels, Die Schweiz von Bern üb. Basel n. d. Osten etc. Mit ca. 195 Holzschn., darunter 30 ganzs. Bilder. München 1878. Eleg. Ausstattung in Orig.-Prachtbd. (Ladenpr. Mk. 45.—) **zu nur Mk. 24.—**

Gsell-Fels, Venedig. Mit 10 prachtv. Kunstbl. i. Photogr. u. 43 grossen Holzschn. nach Choulant, Kirchner, Passini etc. München 1876. Fol.-Form. In Orig.-Prachtbd. (Ladenpr. Mk. 45.—) **zu nur Mk. 30.—**

Rhododendron. Lake and mountain Scenery of the Swiss Alps. By Closs and Frölicher, with Text by T. G. Bonney. Mit 24 vorzügl. gross. Photogr. u. 48 Holzschn. Orig.-Prachtbd. in Folio. München 1874 (Ladenpr. Mk. 67.50) **zu nur Mk. 33.25.**

Waidmanns Erinnerungen. 12 Jagdb. i. Photogr. nach **Frz. v. Pausinger,** nebst 24 Holzschn. Text von C. Stieler. München 1877. Orig.-Prachtbd. in Fol. (Ladenpr. Mk. 36.—) **zu nur Mk. 20.—**

Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. Orig.-Zeichn. m. erläut. Text in deutsch., französ. u. engl. Sprache, nebst 88 prachtv. Kunstbl. in Farbendr. ausgef. von J. G. Bach in Leipzig. Eleg. Ausstattung. 1870. Orig. Prachtbd. in Kl.-Fol. (Ladenpr. Mk. 195.—) **zu nur Mk. 63.50.**

NB. Es werden nur ganz neue, tadellose Exempl. versandt. — Meinen soeben ausgeg. Weihnachts-Catalog üb. Prachtwerke, Classiker, Geschenkliteratur etc. versende auf Verlangen gratis u. franco. D. O.

Soeben ist erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Lichtstrahlen
aus
Fr. v. Hellwald's Culturgeschichte.
Preis brosch. 2 Mark; elegant gebunden 3 Mark.

—— Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.** ——

Digitized by Google

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Moderne Grammatiken.

Robertson's Methode.

Unter Mitwirkung nationaler Kenner
herausgegeben von

Dr. phil. F. Booch-Árkossy.

Französ. Lehr- u. Lesebuch. I. 3. Aufl.
In verziertem Original-Pappband *M.* 3.—

Italien. Lehr- u. Lesebuch. I. II.
In verziertem Orig.-Pappband à *M.* 3.—.
Suppl. u. Schlüssel *M.* 2.—

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung
in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Gedichte

von

Otto Roquette.

Dritte veränderte und vermehrte Auflage.
Eleg. Miniatur-Ausgabe.
Brosch. *M.* 3.50. Gebunden *M.* 4.80.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Vom Schwarzwald zum Rhein.

(Ein Liedercyklus von Rich. von Lumm.)

Für Solostimmen und Chor mit Pianoforte
von

Ernst H. Seyffardt.

Op. 2. *M.* 11.—

Früher erschien:

Op. 1. **Sonate** Es-dur für Pianoforte.
M. 4.50.
Ferd. v. Hiller gewidmet.

Verlag von **Gebrüder Borntträger** in **Berlin.**

Carus Sterne,

Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen

in gemeinverständlicher Fassung.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage
mit 392 Holzschnitten und 11 Tafeln.
Preis brochirt 12 *M.*, elegant gebunden 14 *M.*

Das Buch nimmt durch seine klare und anziehende Darstellungsweise wie durch glänzende Ausstattung in der populären naturwissenschaftlichen Literatur einen hervorragenden Platz ein.

Aus dem Verlag von **Richard Mühlmann**
in **Halle** a/S.:

Krohn, Dr. **A.**, **Sokrates und Xenophon.** Brosch. 4 *M.* 50 ₰.

——— **Studien zur Sokratisch-Platonischen Literatur.** Bd. I. Der Platonische Staat. Brosch. 9 *M.*

——— **Die Platonische Frage.** Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. E. Zeller. Brosch. 3 *M.* 60 ₰.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

F. A. Junker von Langegg,

Segenbringende Reisähren.

(Midzuho-gusa.)

Nationalroman und Schilderungen aus Japan.

Zweiter Band: Schilderungen aus Japan.

Mit einer Karte von Japan.

Broschirt *M.* 6.50. In eleg. imitirtem japanischem Einband *M.* 8.—

Dritter (Schluss-) Band unter der Presse.

Der reiche Inhalt dieser dem japanischen Nationalroman folgenden Schilderungen führt ein in Sprache und Schriftwesen, Literatur und Religion der Japaner, sowie in kurzem Abriss in die Geographie und Geschichte des Landes.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Der Schandfleck.

Roman von **L. Anzengruber.**
8. 24 Bogen. Elegant broschirt. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—, eleg. geb. fl. 3 = *M.* 6.—.
Was der Verfasser des „Pfarrer von Kirchfeld" hier bietet, ist ein Meisterwerk. Diese unbestritten glänzende literarische Production hat mächtiges Aufsehen gemacht.

Dorfgänge.

Gesammelte Bauerngeschichten
von **L. Anzengruber.**
2 Theile. Preis fl. 3.— = *M.* 6.—.
Inhalt: Eine Plauderei. — Die Polizze. — Gänseliesel. — Diebs-Annerl. — Eine Begegnung. — Wie der Huber ungläubig wurde. — Der gottüberlegene Jakob. — Die fromme Kathrin. — Das Sündkind.
Diese Dorfgeschichten gehören mit zu dem Besten, was unsere Literatur hervorgebracht hat. Es sind wahre Cabinetsstücke.

Der Schelm von Bergen.

Einer halbverklungenen Sage nacherzählt von
Julius von der Traun.
8. Preis fl. 1.20 = *M.* 2.40.
Elegant gebunden fl. 1.80 = *M.* 3.60.
Reizende humorvolle Erzählung dieses farbenprächtigen Poeten.

Ein neues Novellenbuch

von **Adolf Wilbrandt.**
8. 340 Seiten. Preis fl. 3.— = *M.* 6.—.
Inhalt: Dämonen. — Die Bande des Bluts. — Die Königin v. Castilien. — Unser Rechtsbewußtsein. — Der erste Mensch.
Wilbrandt's Erzähler-Talent ist bekannt. Es braucht nichts zu seinem Lobe gesagt zu werden.

Literarische Herzenssachen

von **Ferd. Kürnberger.**
8. 376 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—.
Ferd. Kürnberger, der Meister der Essays, hat mit großer Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt. Es hängt sein Herz daran, und er möchte, daß sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge.

Wiener Blut.

Kleine Kulturbilder
aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt
von **Friedrich Schlögl.**
Vierte Auflage. 400 Seiten. Eleg. brosch. Preis fl. 3.— = *M.* 6.—, geb. fl. 3.70 = *M.* 7.40.

Wiener Luft.

(Fortsetzung von „**Wiener Blut**".)
Zweite Auflage.
fl. 3.— = *M.* 6.—, geb. fl. 3.70 = *M.* 7.40.
Diese Kulturbilder haben Tausender Herzen erfreut.

Aus der

Mappe des alten Fabulisten

von **Bauernfeld.**
8. 342 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 3.—, geb. fl. 3.— = *M.* 6.—.
Als Supplement zu seinen sämmtlichen Werken bietet Bauernfeld hier eine Masse des Lustigen.

Meister Amor.

Roman in 2 Bänden von **Adolf Wilbrandt.**
8. 268 u. 237 Seiten. Eleg. adjustirt.
Preis fl. 4.— = *M.* 8.— Eleg. geb. fl. 4.60. = *M.* 9.20.
Ein Künstlerroman voll liebenswürdigen Humors.

Goldschmied-Kinder.

Roman von **Julius von der Traun.**
8. 280 Seiten. fl. 2.50. = *M.* 5.—
Elegant gebunden fl. 3.— = *M.* 6.—

In der Sommernacht.

Novelle in Versen von **Carl Caro.**
Min.-Ausg. 100 Seiten.
fl. 1.— = *M.* 2.—, geb. fl. 1.60 = *M.* 3.—

Der Kuß.

Lustspiel in 4 Aufzügen
von **Ludwig Dorzy.**
Min.-Ausgabe auf Bütten-Papier, eleg. geb. fl. 2.50. = *M.* 5.—

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 4. December 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Politische und unpolitische Zeitglossen. Von Franz v. Holtzendorff. II. — **Literatur und Kunst:** Allerhand Bayrisches. Von Hans Hopfen. — Werden und Vergehen. Von Friedrich v. Hellwald. — Der große Viehpatron. Reise-Reminiscenzen aus Steiermark und Kärnten von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Secretär. Lustspiel in 3 Acten von Ernst Wichert. Besprochen von Carl Grobdeck. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Politische und unpolitische Zeitglossen.

Von Franz v. Holtzendorff.

II.

12. Privatmoral und Staatsmoral.

Die zu New-York erscheinende „Nation" macht eine Bemerkung, die allgemein beachtet zu werden verdient, obwohl sie sich zunächst auf amerikanische Zustände bezieht: „Der unmerkliche Einfluß einer unsittlichen Regierungsweise ist weitaus gefährlicher als der merkliche. Es gibt kein Mittel, wodurch die Wirkungen der Nichtswürdigkeit auf das politische Leben beschränkt werden könnten."

Man kann hinzufügen: Auch die Theoretiker haben eine Verantwortlichkeit dafür, wenn unsittliche Lehren, die im Gewande der Wissenschaftlichkeit vorgetragen werden, im wirklichen Leben gemeinschädlich zu wirken beginnen. Damit verhält es sich nicht anders, als mit einer Weinfälschung, die um so schlimmer ist, je zahlreicher die Mittel der Wissenschaft und Technik sind, welche dazu verwendet wurden.

13. Entwickelungsgesetz und Autoritätsglaube.

Eine der schwierigsten Aufgaben der Staatswissenschaften ist diese: den Gedanken der relativen Zweckmäßigkeit im menschlichen Thun, durch den die Politik beherrscht wird, in ein richtiges Verhältniß zu bringen zu den Ideen des Rechts, der Sittlichkeit und der Religion. Geschichtliche Betrachtungsweise zeigt uns, daß alles Menschliche, folglich auch die menschliche Vorstellung von Gott, einer Entwickelung unterliegt und veränderlich ist. Das Dogma der modernen Culturgeschichte und der Naturwissenschaften ist: Entwickelung aller Dinge nach einem Princip innerer Gesetzmäßigkeit. Sagt man aber der gedankenlosen Menge, daß in der Religion und Sittlichkeit ein Bestimmtes und Unabänderliches nicht feststehe, so verachtet sie diese Geistesmächte überhaupt und faßt die Gesetze als ein Provisorium auf, dem sie nur so lang gehorcht, als sie dazu gezwungen ist. Ungezwungen gehorcht die Masse nur dem, was ihr als unabänderliche Auctorität erscheint. Wer da lehrt, daß das souveräne Volk über alle Dinge nach Willkür Gesetze geben kann, ohne an irgend ein Princip der Unterordnung und des Gehorsams gebunden zu sein, zerstört die Wurzeln des staatlichen Lebens. Selbst die nordamerikanische Verfassung würde an einer solchen Staatslehre zu Grunde gehen, wenn nicht der Ei puritanischen Religionsanschauungen von den östlic en der Union auf die Gesammtheit des Volkes n

14. Privatrecht und Staatsrecht.

Das Princip des Privatrechts, das seinen Mittelpunkt in den vermögensrechtlichen Interessen der Einzelnen findet, ist: Ausgleichung des wirthschaftlichen Eigennutzes der einzelnen Menschen nach dem Maßstabe der Gleichberechtigung Aller.

Das Princip des Staatsrechts ist: Ordnung und Harmonie in dem politischen Zusammenwirken aller gemeinsinnigen Kräfte nach dem Maßstab der ihnen innewohnenden Befähigung, für die Gesammtzwecke der Gesellschaft thätig zu arbeiten, also nach dem Maßstabe der erfahrungsmäßig ungleichen Begabung. Das allgemeine gleiche Wahlrecht, das auch eine Form des Staatsdienstes ist, erscheint so lange als eine schwere und höchst unconsequente Verletzung dieses Grundsatzes, als man nicht in Gemäßheit athenienſischer oder amerikanischer Praxis die Staatsämter auch durch Wahl oder Los besetzt und allenfalls denjenigen verleiht, die sich in den Wahlgefechten als geschickte Feldherrn hervorgethan haben. Die Besorgung einzelner Staatsfunctionen ständigen Beamten auf Grund wissenschaftlicher Befähigung übertragen und gleichzeitig die Gesammtfunctionen des staatlichen Lebens und den schwer zu erkennenden Zusammenhang aller politischen Thätigkeiten durch das Massenvotum der Nichtbefähigten bestimmen lassen — ist ein Widerspruch sowohl vom Standpunkte einer demokratischen, wie einer monarchischen Staatsordnung.

15. Principien und Consequenzen.

Der Cultus des Nackten in den Principien und den logischen Consequenzen ist ein Merkmal des politischen Radicalismus, wie er vornehmlich in Nordamerika zur Geltung kam. Den Gegensatz dazu bezeichnet das alte Personal der continentalen Bureaukratie, die, weil sie in lauter Einzelheiten und Distinctionen befangen ist, den Zusammenhang der Dinge im Großen nicht mehr zu erkennen vermag.

Goldwin Smith sagt von der amerikanischen Demokratie: Die Welt beginnt zu entdecken, daß die Politik keine Sache der Leidenschaft und der Phrase, sondern eine Wissenschaft ist und daß nur bei gründlicher Erfahrung politische Probleme, nützliche Wirkungen jenseits der bloßen Parteisiege und der persönlichen Befriedigung der Stellenjäger erreicht werden können.

16. Geschichtsschreiber und Staatsmänner.

Geschichte schreiben heißt: die Ursachen gewesener oder noch heute bestehender Thatsachen ergründen und darstellen. Politik treiben können nur solche, welchen es gegeben ist, die Wirkungen sicher voraus zu berechnen, die durch Staatshandlungen her-

Digitized by Google

vorgerufen werden. Dem Geschichtsschreiber wie dem Staatsmann ist die Aufgabe gestellt, sich persönlicher Motive der Vorliebe und Abneigung zu entäußern, bevor sie an ihr Werk gehen. Während der Geschichtsschreiber die Beweggründe des Menschen aus ihren Handlungen zu ermitteln sucht, muß der Politiker die Bestrebungen und Leidenschaften berechnen, die bei der Ausführung bestimmter Pläne voraussichtlich in Thätigkeit treten.

Große Staatsmänner müssen die hohe Gabe besitzen, mitten im Vollgenusse der Macht sich selbst vergessen und verleugnen zu können.

17. Bildung, Halbbildung, Unbildung.

Ueber Halbbildung wird gegenwärtig viel geklagt. Vielleicht ist sie aber doch noch etwas mehr werth, als ganze Unbildung. Wir müssen alle durch Halbbildung hindurch, um uns der Bildung anzunähern, die niemals ein Zustand der Vollendung, sondern nur eine Bestrebung des geistigen Fortschreitens ist. Gefährlich wird die Halbbildung erst dann, wenn sie ihre eigene Natur als Bruchtheil verkennt und sich hochmüthig einbildet, bereits Bildung geworden zu sein, was bei der politischen Halbbildung geschah, nachdem sie plötzlich die Vollberechtigung des gleichen Wahlrechtes mit einer vergleichungsweise geringen Zahl einsichtsvoller Männer zu theilen hatte. In dieser Hinsicht ist Halbbildung schlimmer als diejenige Unbildung, der das Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit und ein gewisses Maß von Bildungstrieb innewohnt.

18. Gelehrsamkeit und Unterhaltungsgabe.

Fruchttragende Nutzpflanzen eines Obstgartens sind für das Auge nicht immer so schön, wie eine Eiche, die inwendig hohl ist, aber ihre knorrigen Aeste in wunderbaren Linien ausstreckt. Eine Buche, die nur Eckern trägt, erfreut durch ihre Formen mehr, als ein mit Reben behangener Weinstock oder ein Kirschbaum. So verhält es sich auch mit den Menschen. Die amüsantesten Frauen sind in der Regel nicht die bravsten Hausfrauen und auch bei Gelehrten ist gesellschaftliche Unterhaltungsgabe nur selten mit der Tiefe und Fruchtbarkeit des Geistes vereinigt. Statt sich aber über diese Mannichfaltigkeit der Begabungen zu freuen, bildet sich in den Köpfen der Menschen häufig das Ideal einer unter der Alleinherrschaft einer einzigen Species stehenden Gesellschaft.

Im Uebrigen läßt sich der Unterschied zwischen geistvollen Männern und trockenen Gelehrten auch so fassen: Geistvolle Leute belehren andere absichtslos durch ihre Unterhaltung.

Fachgelehrte verfolgen mit Hartnäckigkeit die Absicht, durch Belehrung Andere zu unterhalten, ohne zu merken, daß es ungezogen ist, überall und in jeder Gesellschaft als Lehrer aufzutreten.

19. Was eine politische Phrase ist

läßt sich schwer definiren, aber allenfalls veranschaulichen durch den Hinweis auf eine Wendung, die ich in der Rede eines englischen Advokaten fand. Dieser sagte, als er seine Vertheidigung begann: „Der Angeklagte bedauert, das Vergnügen zu haben, vor Gericht erscheinen zu müssen."

20. Das Dreiklassensystem der Franzosen.

Auch Frankreich hat sein Dreiklassensystem. Beherrscht es auch nicht die Wahlen, so ist es doch von Bedeutung für die gesellschaftlichen Verhältnisse in Paris. Diese drei Klassen sind: Geistliche, Weltliche und eine Mittlere Klasse, welche man als Halbweltliche (demi-monde) und ebenso gut als Halbgeistliche bezeichnen kann.

21. Der Wohlthätigkeitszweck.

Die größte Wohlthat, die man einem Menschen erzeugen kann, ist Hülfe zur Selbsthülfe, d. h. die Unterstützung zum Zwecke der Selbständigwerdung. Der schlimmste Dienst andrerseits ist die Gewöhnung andrer Menschen an die durch Wohlthaten auferlegte Abhängigkeit. Die Verkehrtheit der Auffassung mancher Leute zeigt sich darin, daß Wohlthäter öfters über Undank klagen, wenn der Empfänger einer Unterstützung anfängt, selbstständig zu handeln und seinen eigenen Weg zu gehen.

22. Das Militärbudget.

Mit Unrecht erhebt man gegen das moderne Heerwesen den Einwand der wirthschaftlichen Unproductivität. Die Uferbauten an reißenden, Ueberschwemmung drohenden Strömen und die Hafendämme vor großen Seestädten sind, an sich betrachtet, auch unproductiv, insofern als auf Steinblöcken weder Obstgärten angelegt noch Gemüse gezogen werden können. Aber sie schützen die Production der dahinterliegenden Landstriche vor Verwüstung durch Naturgewalten. Der Eisenpanzer und die Rüstung mittelalterlicher Ritter war in diesem Sinn productiv, bis das Pulver erfunden wurde. Unproductiv ist also nur die Heereseinrichtung, welche unfähig ist, den Zwecken der Vertheidigung und Sicherung zu entsprechen. Jedenfalls aber ist die körperliche Ausbildung junger Männer durch Wehrdienst auch im wirthschaftlichen Sinne weitaus productiver, als die frühzeitige Ausnützung halberwachsener Menschen durch Fabrikarbeit.

23. Schlachtfeld und Exercirplatz.

Gewissenhaftigkeit in der Besorgung solcher Geschäfte, die durch regelmäßige Wiederkehr langweilig werden, ist ein Grundzug des deutschen Charakters. Der französische Esprit erträgt das nicht. Parieu sagt in seiner Schrift La politique monétaire: „En Allemagne le pouvoir est à la pensée, tandisque chez nous il appartient à un esprit brillant, mais stérile." Unsere Soldaten exercirten, nachdem sie die gewaltigsten Schlachten gewonnen, in ihren Standquartieren. Regimenter, die die Schlachten von Sedan und Gravelotte gewonnen hatten, exercirend! das muß den Franzosen pedantisch und lächerlich erschienen sein. Langweilig war es gewiß, wenn Helden exercirten, aber man begriff, daß Nichtsthun der Soldaten die Disciplin schädigt. Selbst Napoleon wäre schwerlich im Stande gewesen, seine Grenadiere nach den Schlachten von Austerlitz und Jena Exercirübungen verrichten zu lassen.

24. Arbeitstheilung und Frauenberuf.

Wie die volkswirthschaftliche Entwickelung und die Fachwissenschaften, so gehorchen auch andre Bestrebungen der modernen Welt dem Gesetze, das die Totalität des Lebens durch Arbeitstheilung in lauter Einzelheiten auflöst. Das Einzelne gewinnt, das Ganze verliert dabei. Findet diese Tendenz der Arbeitstheilung kein Gegengewicht, so wird die Zukunft einem beschränkten Menschen gleichen, der auf Kosten allgemeiner Geistesbildung es zu einem hohen Grade von Fingerfertigkeit im Klavierspiel gebracht hat. Der gesellschaftliche Culturberuf der Frauen ist es, uns zur Einheit des Lebens im Guten, Wahren und Schönen zurückzulenken.

25. Die Dreieinigkeit der Erziehungszwecke.

Die edelste unter den bildenden Künsten ist die Erziehung der Menschen und Völker zur Vollendung ihres Lebens in der dreieinigen Forderung des klaren Denkens, des liebevollen Empfindens und thatkräftigen Handelns.

Literatur und Kunst.

Allerhand Bayrisches.

Von Hans Hopfen.

Es sind nun etwas über anderthalb Jahre, daß ein Berliner Theaterzettel zum ersten Mal das Auftreten einer specifisch altbayrischen Truppe anzeigte. Die Schauspieler des Königlichen

Digitized by Google

Theaters am Gärtnerplatz in München waren nach dem Vorbilde der Meininger mit ihrer eigenen Regie, ihren eigenen Kostümen und Decorationen und dem ganzen Apparat ihres Heimathauses gekommen. Das erste Stück, damit sie sich einführten, war „Die Z'widerwurz'n" von Herman von Schmid.

Mir wird dieser erste Abend unvergeßlich bleiben.

Der sonst so gern gefüllte Saal des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, darin der Reichshauptstädter schon so manche culturgeschichtliche Merkwürdigkeit (ich nenne nur: die reizenden Singspiele von Johann Strauß, den wahrhaft großen Tragöden Salvini, die Meininger) kennen gelernt hat, war fast leer. Man hätte sämmtliche Anwesende bequem auf zwei Bänken des Parterres untergebracht. Und davon bestand gewiß die Hälfte aus Leuten von der Feder, meist zünftigen Kritikern.

Ein schlimmes Zeichen! Sehr neugierig schienen die Leute zwischen Spree und Panke nicht darauf zu sein, was man an der Isar künstlerisch zu leisten im Stande war.

Das Stück begann. Nach wenigen Minuten hatt' ich sämmtlicher anwesenden und nicht anwesenden Berliner und Fremden völlig vergessen. Die lange nicht mehr gehörten vielgeliebten Laute der Heimatsprache, der schönsten, kräftigsten und klangreichsten aller deutschen Mundarten, nahmen meine Seele gefangen und thaten meinem Herzen wohl.

Und wie spielten diese Leute! Jedes Wort kam so natürlich und treffend heraus, wie vom Augenblick und der Nothwendigkeit eingegeben. Und so oft man nach der Bühne sah, konnte man glauben, es wären in ihrem Rahmen die schönsten Bilder Franz Defregger's lebendig geworden!

Am Schluß des Actes kam gar der „Schuhplattler" mit allem Uebermuth zum Vorschein, wie er auf den Tanzböden des Gebirges gestrampft wird. Den hätt' ich nun zwar in meiner Rührung und Freude nicht nöthig gehabt, aber ich ließ ihn mir gefallen, zumal da im Publicum Beifall laut wurde.

Nicht eben rauschender Beifall. Wo hätte der auch herkommen sollen! Der Vorhang fiel über dem ersten Act und die Zuhörer gingen aus dem Saal, um in den Corridoren zu plaudern.

Das ist der Augenblick, wo in Berlin das erste Urtheil über eine Bühnennovität gesprochen wird. Oft ein verhängnißvoller Augenblick. Jedes vorsichtige Bruchtheil des Publicums, das nicht am heutigen Abend eine Meinung aussprechen will, welche ihm am übernächsten Morgen sein Tageblatt als eine ganz und gar ungerechtfertigte und unhaltbare verweisen wird, sucht in frommer Vorsicht den Kritiker seines oder doch eines Journals bei lebendigem Leibe zu erwischen und von ihm schon jetzt zu erfahren, was ihm gefallen darf, was es verurtheilen soll.

Da aber an jenem Abende die Leute von der Feder, wie gesagt, die Mehrzahl bildeten, war das Gespräch, das entstand, mehr eine literarische Causerie unter Fachleuten. Ich hätte dieselbe stillvergnügt, wie ich war, am liebsten vermieden; aber mehrere hielten die Gelegenheit, einem Nebenmenschen Freude zu machen, für zu günstig und da hatte mich schon der erste gefaßt und warf mich im Handumkehren aus allen Himmeln meines Lokalpatriotismus.

„Ich habe noch nicht gewußt, daß der gemeine Purzelbaum bühnenfähig ist," knirschte er zwischen geschlossenen Zähnen, das glänzende schwarzwollige Haupt aus kurzem Rumpf hochreckend; Juda der Makkabäer konnte kaum energischer ausgesehen haben, da er dem verblüfften Syrier seinen schönsten Götzen ruinirte.

„Das geht noch über den Hund des Aubri! ... Und was das Schlimmste ist: ich verstehe keine Silbe!"

Solch' ein rühriger Verstand! dacht' ich betrübt, wenn der keine Silbe versteht, wie werden sich die Anderen behelfen!

Da war schon ein Anderer! Und was für einer! Ein ragender Urgermane von der kurischen Nehrung, mit blondem Haar und blondem Bart und blonder Seele.

„Skandal!" rief er mir zu (das zweite a lang aushaltend). Und nun kam ein Urtheil heraus, wie es verdammender kaum gedacht werden konnte: „Tschippawäer" und „Feueranbeter" waren nicht die ärgsten Ausdrücke, mit denen meine Landsleute von diesem Sachverständigen regalirt wurden. Der Schluß war die verblüffende Versicherung: „Ueberhaupt, verehrter Herr Doctor ... die Anwesenden sind ja immer ausgenommen ... aber, die Hand aufs Herz und nehmen Sie's nicht übel: die Altbayern sind eben kein Culturvolk! ... Und hier wieder ein Beweis dafür!"

Ich stand und starrte. Wie ein Gott in einer Wolke rauschte er in seinem Zorn an mir vorüber.

Das waren die kritischen Vertreter zweier der wichtigsten Berliner Blätter! Arme Landsleute, wie wird es Euch ergehen bei solcher Würdigung! Ich wich jedem weiteren Gespräch aus. Verdrießlicheres konnte einem nicht mehr gesagt werden und ich fürchtete, bei allenfallsigen Antworten selber gröber zu werden, als nützlich war.

Da kam mir Fritz Mauthner nach, der zwar kein Bayer aber doch ein Oestreicher ist, stellte sich vorsichtig mit mir in einen Winkel und sagte: „Ich weiß nicht, was die Leute haben. Mir sind bei diesem Spiel unwillkürlich die Thränen über die Backen gelaufen, vor Rührung wie vor Freude."

„Mir auch!" sagt' ich und schüttelte dem geschmackvollen Manne die Hand. „Aber was wollen Sie, wir sind nun einmal kein Culturvolk ... Unterdessen freut es mich schon, endlich wieder einmal ordentliches Deutsch in Fülle zu hören. Man klingelt. Wir wollen kein Wort versäumen. Und halten Sie die Daumen."

Der zweite Act begann und der dritte und vierte und letzte. Ehre dem Ehre gebührt! Ich habe die vorurtheilslose Liebenswürdigkeit des Berliner Publicums, das sich dem Schönen hingibt, wenn es auch Mühe kostet, es zu erfassen, an jenem Abende aufs Neue würdigen gelernt. Beim längeren Zuhören gewöhnten sich die Ohren an den Klang dieser Laute, die anfangs so fremdartig erschienen waren. Und auf einmal merkte man, daß die Menschen dort droben auf den Brettern zwar einigen Vocalen besonderen Klang gaben, einige Vor- und Endsilben kürzten, im Ganzen aber ein wohlgegliedertes und auch wohl verständliches Deutsch redeten, das sich immer mehr und mehr in die Herzen einschmeichelte und bald ohne Umstände auch zu den Köpfen drang.

Von Act zu Act steigerte sich der Beifall. Schon in der letzten Zwischenpause war alle Welt, Kritiker und Volk, einig, daß wir es hier mit einer eminenten Leistung einer außerordentlich begabten und geschulten Gesellschaft zu thun hatten. Ein glänzender Sieg. Ein durchschlagender Erfolg. Eine höchst erfreuliche Verbrüderung von bayrischem Können und norddeutschem Verständniß.

Sämmtliche Hunde des Aubri, „Tschippawäer", „Feueranbeter" und „Rothhäute" wurden zurückgenommen. Der blutdürstige schwarzhaarige Recensent zerdrückte zwischen seinen geschlossenen Zähnen das Wort „Charmant", ohne dabei einen einzigen Vocal laut werden zu lassen. Mein hochblonder Freund war jetzt in der Bewunderung so entschieden, wie vorhin im Verdammen. Die große künstlerische Begabung unseres Stammes ward allseitig anerkannt. Und ich als Bestandtheil eines wirklichen Culturvolkes rehabilitirt — was mir eine rechte Beruhigung war.

Die Berliner Blätter des anderen Tages gaben einstimmig das günstigste Urtheil. Mit jeder Vorstellung der Münchener wuchsen Beifall und Besuch. Immerhin währt es in einer so großen Stadt wie Berlin ziemlich lange, bis ein günstiges Urtheil in alle theaterliebenden Kreise dringt. Die letzten Vorstellungen der Truppe vom Gärtnerplatz fanden vor ausverkauftem Hause statt. Der „Schuhplattler" durfte — und war's als Einlage — in keinem Stücke fehlen.

Und als sie im anderen Jahre wiederkamen, fing es gleich so günstig an, wie es im vorigen Sommer geendet hatte. Der Erfolg steigerte sich noch. Einzelne ihrer Schauspieler wurden so populär wie nur irgend ein in Berlin angestellter Künstler. Und wann immer sie wiederkehren, werden diese Münchener unter den Berlinern freudig begrüßt, gern gesehen und vollauf gewürdigt werden — vorausgesetzt, daß sie die Stätte ihrer Wirk-

*

Digitized by Google

samkeit nicht in gar zu ungünstigem Quartier aufschlagen. Die altbayrischen Schauspieler haben das Zeug dazu, in ganz Deutschland eine ähnliche Bedeutung und Beliebtheit zu erwerben, wie die ist, deren sich die piemontesischen bereits allenthalben in Italien erfreuen.

— Warum ich, der ich nicht einmal zu den zünftigen Theaterkritikern gehöre, auf einmal an diese, schier alte Geschichte hier erinnere?

Weil mich in den letzten Wochen zwei Vorkommnisse daran mahnten, ein erfreuliches und ein betrübendes, die, wie mich dünkt, beide in Anknüpfung an jene Thatsache hier am besten zu besprechen sind.

Das erfreuliche ist das Erscheinen eines schönen Werkes. Das traurige der Tod eines lieben Menschen.

Das Werk, das mir die „Münchner" und ihre Bauernkomödien in beste Erinnerung gebracht hat, heißt „Hochzeitsleut' und Musikanten". 25 Tusch- und Federzeichnungen, die es enthält, sind von Hugo Kauffmann, und reihen sich als dritte Folge seinen viel beliebten und weitverbreiteten Sammlungen „Spießbürger und Vagabunden", „Biedermänner und Consorten" nicht nur würdig an, sondern übertreffen sie zum Theil an künstlerischem Werth und charakteristischer Vollendung. Die Gedichte in oberbayerischer Mundart, welche jedem Bilde gegenüberstehen, sind von Karl Stieler.*)

Die Kunstblätter sind verschiedener Art; zehn davon stellen Scenen aus dem hochzeitlichen Bauerntreiben in der bekannten Weise des Meisters der Biedermänner und Vagabunden dar. „Auf der B'schau", „Der Jaschmarin", „Hochzeitladung", „Der Kammerwagen", „Böllerschießen", „Vor'm Wirthshaus", „S'Auftragen", „S'Ehren", „Der Ehrtanz", „Heimgeigen", werden durch ihre genaue Beobachtung und ihren prächtigen Humor jeden Freund der Kunst und jeden Freund unseres Volksstammes ergötzen. Ungleich bedeutender aber als diese mehr oder weniger drolligen Scenen und wahre Meisterstücke eines darstellenden Charakteristikers sind die anderen fünfzehn Blätter, von denen jedes eine Gestalt in halber Figur mit solcher Lebenswahrheit, genau, schön und überzeugend hinstellt, daß man nicht weiß, welcher Zeichnung man den Vorzug geben soll und vor dem Manne, der diese Porträts geschaffen, wahre Hochachtung empfindet. „Der Hennaklemmer", „Die Klarinetten", „Der Trompeter", „Der Hornisten-Kaspar", „Bei der Flöten", „Der Posaunenblaser", „Die C-Trompeten", „Der Hochzeiter", „Die Hochzeiterin", „Der Ehrvater", „Die Ehrmutter", „Der Kranzlherr", „Die Kranzljungfer", „S'Basel", „Der Hochzeitslader" — prächtige Gestalten, durchgeistigte Köpfe, aus dem Kern unseres Volks geschnitten, mitten im Allgemeinmenschlichen in der vollen Eigenart der Rasse und des Individuums gepackt, jeder Kerl eine redende Geschichte für den, der ihn recht zu betrachten versteht.

Als ich den „Hochzeitlader" wiedersah, mußt' ich auflachen. Das war er ja, wie er leibt und lebt, und wie wir ihn in dem vielbeliebten Schauspiel „Der Herrgottsschnitzer von Ammergau" im vorigen Mai gesehen haben. Nicht nur gesehen — auch gehört. Denn die Verse, die jener auf der Bühne gesprochen, stehen auch da und sind also nicht von Ganghofer und Neuert, sondern von Karl Stieler.

Ich will den Verfassern des wackeren Stückes damit keinen Vorwurf machen. Sie nahmen das Gute, wo sie es fanden, bei Stieler, bei Kauffmann und bei noch einigen Anderen; aber sie gaben uns ein gutes Stück im Ganzen. Dafür wußten wir ihnen Dank. Und einzelne Scenen, gewiß die eigensten der Verfasser, waren von so echter Schönheit, daß man nur wünschen mag, sie kämen bald mit einem neuen ähnlichen Schauspiel, mögen sie sich dafür auch etliche Verse anderswo zu leihen nehmen.

Mein lieber Stielers-Karl, weißt noch, wie ich zuerst einige Deiner oberbayerischen Gedichte im „Krokodil" vorgelesen und Deinen Namen unter die Leute gebracht habe? „Weil der Guckezer gar a so schreit" u. a. Ist eine Weile her und Du hast seitdem viel Verse gemacht. Starke und schwache. Die starken waren meist im Dialekt und die schwachen in der hochdeutschen Schriftsprache. Tröste Dich! Der Meister ist einseitig. Und eins und anderes, was Du in Deiner Eigenart gesungen hast, macht Dir so leicht Keiner nach.

An einem Baum im Walde wechselt allabendlich ein Hirsch vorüber. Das hat der Wilderer sich gemerkt und legt sich auf die Lauer. Aber früher als der Hirsch kommt, hat der Förster den Wilddieb erschossen. Am Baum ist nun die Tafel, die von dem Unfall landesüblich Meldung thut, das „Matterl", festgemacht. Der Hirsch schaut sich allabendlich die Tafel, die er nicht gewohnt war, mit großen Augen an, und ob er sich dabei was denkt ...?

Nur wenige Strophen, aber wie sinnig und schön.

Die Verse nun, die Du hier zu Kauffmanns Zeichnungen gegeben, gehören nicht zu Deinen stärksten, nicht zu Deinen schwächsten. Sie sind Mittelgut, wie es auch nicht anders sein kann, wenn der Dichter mit seinen Zeilen Illustrationen zu den Bildern des Malers gibt, statt umgekehrt. Sie erklären und erheitern, und erfüllen damit ihren Zweck vollauf. Das Ueble daran ist nur eben, daß man merkt, sie haben einen Zweck, und zwar den freiwilliger Unterordnung unter den darstellenden Künstler, dem diesmal wie billig die oberste Stimme gegeben war.

Die schöne Publication, die für das, was sie darbietet, auch noch billig ist, sei hiermit warm empfohlen. —

Und nun will ich den lieben Leser auffordern, mit seinen Gedanken ein Weilchen bei einem anderen Manne zu verweilen, dem er gewiß schon Freude verdankt hat, der aber im vorigen Monat nach langer Krankheit aus diesem Leben geschieden ist. Herman von Schmid, der volksthümliche Erzähler, der lange Jahre das königliche Theater am Gärtnerplatz geleitet hat, wie sich dessen Schauspieler auch mit einem seiner Stücke in Berlin eingeführt haben.

Herman von Schmid war kein Glückskind der Literatur. An sogenannten Achtungserfolgen hat es ihm freilich nie gefehlt. Er hatte deren sogar zu viele. Aber zu einer starken und allgemeinen Anerkennung hat er sich erst spät durchgerungen. Jeder Mensch und besonders jeder Künstler sollte eigentlich nur das auf die Dauer treiben, was er besser als andere zu machen versteht. Was das sei, weiß der eine von Anfang an, ohne lang zu fragen, und der ist eben in gewissem Sinn ein Glückskind; mancher andere tastet ein halbes Leben lang hier und dort herum, hat's vielleicht oft unter den Händen und findet doch erst spät heraus, was ihn zum ganzen Mann, in der Arbeit glücklich und vor dem Volk bekannt macht. Erst als Schmid sich auf seine Bauerngeschichten und Bauernkomödien beschränkte, wurde er zugleich für die engere Heimat und für das große deutsche Publicum ein bekannter und beliebter Schriftsteller.

Ein lokales Interesse hatte man in München an dem Manne schon sehr früh; aber nicht gerade wegen seiner literarischen Qualitäten. In der Zeit der ärgsten Reaction (die wie überall auch in Bayern um die Mitte des Jahrhunderts begann, bei uns aber, Gott sei Dank, nicht so lang anhielt wie anderswo) ward Schmid um seiner religiösen Ueberzeugung willen seines Amtes entsetzt und ausgewiesen. Daß ein seit Jahren bei der königl. Polizeidirection der Hauptstadt amtirender Assessor zum Deutschkatholicismus übertritt und dafür empfindlich gemaßregelt wird, dererlei erlebt man nicht alle Tage und es begreift sich, daß das allgemeine Interesse an der Person dieses Mannes haften blieb.

Schmid siedelte sich draußen vor der Stadt in einem Dorf auf der Giesinger Höhe an. Es war anfangs nicht viel mehr als ein Bauernhäuschen, wo er Wohnung nahm. Aber er ist der Stätte treu geblieben. In seinem Garten hat er die meisten seiner Werke geschrieben. Und dort ist er auch gestorben.

Damals arbeitete er, um des Lebens Unterhalt zu verdienen, als überzähliger Concipient bei einem Advokaten. Mit der Literatur war zu jener Zeit nicht viel zu erwerben. Doch schrieb Schmid neben seinen Bureauarbeiten ein Stück, ein Buch

*) Durch Lichtdruck veröffentlicht, mit Text in geschmackvollem Buntdruck. München 1880, Königl. Hof-Buch- und Kunsthandlung von Adolf Ackermann. Preis in reicher Mappe 36 Mark.

Digitized by Google

nach dem anderen. Bei mäßigem Erfolg und mancher Sorge unermüdlich, unverdrossen, selbstbewußt.

Da der Name Schmid, sowenig wie ein Huber, Schulze, Müller oder Meier der Popularität besondere Handhaben bietet, so legte man dem Manne, der zwar noch nicht berühmt, aber schon beliebt war, fast ebenso willkürliche wie auffallende Vornamen zu.

In den fünfziger Jahren nannte man ihn nur „Comoes Schmid" — sein erstes Schauspiel war nach dem lusitanischen Dichter, seinem Helden, so betitelt gewesen. Später hieß er nur „Columbus Schmid" — von einer anderen Tragödie. Der „Comoes" ist mir entgangen; den „Columbus" hab' ich des Oefteren aufführen sehen. Wie alle Stücke des Autores hatte er einen vortrefflichen ersten Act, und wie in allen Columbustragödien war auch in ihm nach der Entdeckung Amerikas das Interesse des Publicums erschöpft. Wenn nach gebührender Spannung und mit entsprechendem Jubel ein neuer Welttheil auf der Scene gefunden worden ist, was kann des Einzelnen kleines Geschick am nämlichen Abend dem Zuschauer noch viel Furcht und Mitleid erregen!

Von seinen Spaniern und Portugiesen und andern romantischen und historischen Helden hat sich Schmid spät erst auf den ureigenen Boden der Realität, unserer Heimat und seines Talents gerettet, obwohl er schon früh begonnen hatte, heimische und bäurische Stoffe in Betrachtung zu ziehen.

Sein Bestreben, in München eine Wochenschrift für literarische Unterhaltung zu gründen, hatte nicht den wünschenswerthen Erfolg. Der 1863 ins Leben gerufene „Heimgarten" ging schon im zweiten Jahr wieder ein.

Weite Verbreitung erlangten Schmids Erzählungen erst durch ein fremdes, ich glaube sächsisches Blatt.

Um so schönere Erfolge, zunächst in der Heimat, fand er in seiner Wirksamkeit für das Volkstheater am Gärtnerplatz, das er lange geleitet und für das er viele Stücke geschrieben hat.

An mehreren derselben haben sich in diesem und dem vorigen Jahre auch die Berliner erfreut. Von seinen Erzählungen brauche ich nur „Mein Eden", „Alte und neue Geschichten aus Bayern", „Der Kanzler von Tyrol", „Das Schwalberl", „Almenrausch und Edelweiß", „Hund und Katz", „Die Z'widerwurz'n" zu nennen, um an allgemein Bekanntes zu erinnern. Das Prachtwerk „Wanderungen im bayrischen Gebirge und Salzkammergut" von Hermann von Schmid und Carl Stieler ist bei Groß und Klein beliebt.*) Nicht nur die engere Heimat, das ganze Deutschland hat einen braven, begabten und fleißigen, hat einen der wenigen im besten Sinne volksthümlichen Schriftsteller verloren und wird mit uns das allzufrühe Scheiden Hermans von Schmid beklagen.

Werden und Vergehen.

Man wird kaum fehl gehen mit der Annahme, daß das vor etwa vier Jahren unter obigem Titel erschienene Werk Dr. Ernst Krauses, oder, wie er sich gern zu nennen pflegt, von Carus Sterne, seither zum Gemeingute aller Gebildeten deutscher Zunge geworden ist. In meinem Bücherschranke steht es unmittelbar neben Humboldts Kosmos, — aus mehrfachen Gründen. Eine Parallele zwischen beiden Werken habe ich dabei nicht entfernt im Sinne; dem klassischen Vermächtniß des unsterblichen Altmeisters der Naturwissenschaften ist die Bewunderung aller Zeiten gewiß. Und doch — wer da gefolgt ist dem Strome unserer wachsenden Einsicht in die Dinge der Natur, wer möchte, könnte noch sich verhehlen, daß Humboldts zwischen 1845 und 1858 veröffentlichte vier Bände des Kosmos in der Gegenwart hauptsächlich blos mehr geschichtlichen Werth besitzen? Ein riesiger Markstein, ragt der Kosmos in der Geschichte der Wissenschaft empor, den Stand unseres Gesammtwissens von der Natur um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts verkörpernd; ein Monument aere perennius, aber doch — ein Denkmal. Die Wissenschaft kennt keine Autorität und strebt mit rastlosem Eifer die Irrthümer auch ihrer größten Heroen aufzudecken und zu zerstören. Seit drei Decennien vollzieht die Forschung auch an Humboldt diesen Proceß, und wir dürfen uns demnach nicht wundern, daß viele seiner Lehrsätze der Vergangenheit angehören, einen heute überwundenen Standpunkt bezeichnen.

Ein Buch wie der Kosmos für seine Epoche gewesen, richtiger ausgedrückt, welches das Ziel verfolgt, ein getreues Spiegelbild der gegenwärtigen Naturerkenntniß zu sein, dürfte wohl von vorne herein auf den Beifall der Verständigen unter den Zeitgenossen zählen. Selbstredend mußte es unseren heutigen Anforderungen angepaßt sein. Durch vier inhaltreiche Bände würde die Mehrheit unseres raschlebigen Geschlechtes sich kaum durchlesen. Und dennoch ist der Kreis derer, welche naturwissenschaftlichen Erörterungen nicht blos Interesse, sondern auch Verständniß entgegenbringen, dermalen unvergleichlich größer als vor dreißig oder zwanzig Jahren. In gleichem Maße sind aber auch die Ansprüche der Lesewelt, welche bei geschmackvoller leichtfaßlicher Darstellung in erster Linie Kürze und Knappheit heischen, und damit für den Verfasser die Schwierigkeiten der zu bewältigenden Aufgabe gewachsen. Gerade in den letztverflossenen drei Jahrzehnten hat die Naturforschung an Umfang und Intensität gewonnen wie nie zuvor. Wie Perlen an einer Schnur reihen sich die herrlichsten Entdeckungen in den verschiedensten Disciplinen aneinander seit jener Zeit bis auf unsere Tage, und in manchen Wissenszweigen vollzog sich eine totale Umwälzung der Anschauungen. Sir Charles Lyells lange wenig beachteten, auch von Humboldt vernachlässigten Ideen von der Wirkung der Zeit in den geologischen Epochen faßte endlich immer festere Wurzel, gewann schließlich die Oberhand und entthronte die Theorien von Leopold von Buch und Elie de Beaumont, welche im Kosmos lebhafte Vertretung fanden. Kaum hatte der Altmeister die Augen für immer geschlossen, als Kirchhoff und Bunsen die Spectralanalyse erfanden, welche Physik, Chemie und Astronomie völlig umgestalteten, und, noch einige Monate früher, gleichsam als sollte ein Gestirn das andere ablösen, flammte am naturwissenschaftlichen Himmel strahlend die neue Sonne empor, welche fortan ihr Licht bis in die entferntesten Regionen unseres Wissens erwärmend, befruchtend entsenden sollte: Charles Darwin ließ 1859 seine „Origin of species" erscheinen. Unter dem nachhaltigen Eindrucke der Revolution der Geister, welche Darwins Lehre, anfänglich eine scheinbar kühne Hypothese, heute eine in ihren Grundvesten unerschütterte und unerschütterliche These auf den heterogensten Feldern des Wissens, entfesselte, sind wir vielleicht geneigt, manch andere tief einschneidende Entdeckung oder Forschung, die seither erfolgte, geringer zu erachten. So fällt in diese Frist die Ausbildung der Anthropologie und der urgeschichtlichen Untersuchungen zu einem besonderen, selbstständigen Wissenszweige, der seine Wurzeln in die Naturkunde hinabsenkt, mit seinem Stamme aber in die beglaubigte Geschichte hineinragt, so sehr daß letztere zur Auseinandersetzung mit der „Prähistorie" gezwungen ist. Wir erlebten seither, um nur Einiges zu nennen, und der zahllosen technischen Erfindungen (wie Telephon, Audiphon, Topophon u. dergl.) gar nicht zu gedenken, die staunenswerthe Flüssigmachung der Gase, die künstliche Darstellung echter Diamanten, die in ihrem wissenschaftlichen Werthe noch nicht gebührend gewürdigten Untersuchungen Jägers über die Geschmacks- und Geruchstoffe, die wichtigen Forschungen Nägelis und Pasteurs über die niederen Pilze in ihrer physiologischen Bedeutung. Man könnte lange fortfahren, wollte man auch nur in den allerrohesten Umrissen die Fortschritte skizziren, welche seit Humboldts Ableben auf jeglichem Gebiete der Naturkunde gemacht worden sind.

*) Ich würde dieses Buch, das soeben in zweiter Auflage als erster Band des großen Unternehmens „Unser Vaterland" bei Gebr. Kröner in Stuttgart erschienen ist, im obigen Aufsatz ausführlich besprochen haben, hätte dasselbe bei seinem ersten Erscheinen unter dem Titel „Aus deutschen Bergen" nicht schon in diesem Blatte eine eingehende Würdigung erfahren. D. V.

Digitized by Google

Sie alle nun, diese Fortschritte, muß jener kennen und in ihrem Zusammenhange mit ihren bezüglichen Disciplinen beherrschen, welcher ein Bild unserer heutigen Kenntniß zu entrollen unternimmt, und daß Carus Sterne diesen strengen Anforderungen so durchaus gewachsen war, sicherte seinem „Werden und Vergehen" den Erfolg. Als einen solchen muß ich es freudigst begrüßen, daß soeben eine zweite, verbesserte und vermehrte, — wir dürfen sagen: ansehnlich vermehrte — Auflage die Presse verlassen hat. Wie an Umfang steht das neue Buch an Eleganz der Ausstattung, dann an Reichthum und künstlerischer Vollendung der Illustrationen hoch über dem alten. Um diesen gar nicht unwichtigen Punkt gleich zu erledigen, sei bemerkt, daß die illustrativen Beigaben mit Geschick und tiefem Verständniß ausgewählt sind; durchwegs prächtig ausgeführt, sind sie doch alle nur mit Rücksicht auf den Text und in engstem Anschlusse an denselben angebracht; keine unter ihnen hat den Zweck blos als künstlerische Leistung an sich zu wirken, alle sind daher lehrreich, keine überflüssig. Dank dieser umsichtigen Anordnung unterscheidet sich „Werden und Vergehen" vortheilhaft von so vielen anderen tüchtigen Schriften, welche durch die sichtliche Tendenz der illustrirenden Künstler, das belehrende Moment durch das bloße Schaustück zu verdunkeln, auf das Niveau höherer „Bilderbücher" herabgedrückt werden. Sehen wir von diesen wesentlichen Verbesserungen ab, so hat das Buch inhaltlich, was den Geist betrifft, der es durchweht, keinerlei Veränderungen erlitten, und darüber freuen wir uns noch mehr als über die angedeuteten Verbesserungen. Ja, wir begrüßen es als ein entschieden günstiges Zeichen für den gesunden Sinn des deutschen Volkes, daß ein Werk, wie jenes von Carus Sterne, in zweiter und erweiterter Auflage gerade jetzt auf den Markt gebracht werden konnte.

Man gebe sich nämlich keiner Täuschung hin: es bläst seit einigen Jahren in den deutschen Gauen ein etwas rauher Luftzug, welcher der freien Forschung, richtiger den Ergebnissen, welche die Logik daraus zu ziehen sich bemüssigt sieht, nicht günstig ist. Selbst Koryphäen der Wissenschaft huldigen leider dieser von politischen Anstößen ausgegangenen Strömung, welcher ein künftiger Geschichtschreiber unserer Tage höchst wahrscheinlich eine — milde gesagt — retrograde Neigung beilegen wird. Das Karnikel, gegen das jetzt mit Energie Front gemacht wird, ist die Weltanschauung, welche ganz von selbst auf Grund der Darwin'schen Lehre von dem Abstammungs- und Entwicklungsgesetze in der organischen Natur sich aufgebaut hat. Bekanntlich hat nicht Darwin selbst die äußersten Folgerungen seiner Beobachtungen gezogen, noch viel weniger hat er jemals daran gedacht, sie zu einem philosophischen Systeme zu verdichten. Dies geschah in Deutschland, wo einige hervorragende Geister rasch den gesunden Kern der neuen Lehre erkannten und demselben zahlreiche neue Keime entlockten, welche schließlich auch das philosophische Denken nicht mehr vornehm übersehen konnte. So erwuchs die Weltanschauung, welche man kurzweg die Darwinische nennen kann, zu der sich schon ein gewaltiger Kreis von Gebildeten bekennt, in welcher aber ein anderer, nicht geringerer und in der Gegenwart zweifellos mächtigerer, eine Gefährdung der herrschenden dogmatischen Anschauungen, ja den Umsturz des Bestehenden, die Untergrabung der sittlichen Grundlagen von Staat und Gesellschaft besorgen will. Seichte, populär sein wollende Schriften, jedes eigentlichen Verständnisses des sogenannten Darwinismus entbehrend, trugen viel bei zur Verbreitung dieses Wahnes; ihnen als Gegengift sei Sternes Buch empfohlen. Wenig, wenn überhaupt verzeihlich ist es aber, wenn vielfach Organe, welche der öffentlichen Aufklärung zu dienen vorgeben, darunter solche, die einst den Ruf von Weltblättern genossen, solchen in anderen Sphären nicht blos begreiflichen, sondern naturgemäßen reactionären Tendenzen möglichsten Vorschub leisten. So weit geht die Begriffsverwirrung solcher Preßorgane, daß nicht wenige darunter unter liberaler Flagge segeln.

Die Größen der Wissenschaft, welche die Consequenzen der modernen Naturanschauungen ablehnen zu müssen glauben, thun dies — immer unter der Voraussetzung, daß lediglich Opportunitätsrücksichten ausgeschlossen bleiben — unter dem vornehmen Vorwande, daß es sich da blos um wissenschaftlich unnachweisbare Hypothesen handle, und auch sonst kann man diesen Einwand hören. Man vergißt dabei nur, daß — ich habe dies an anderem Orte schon dargelegt — am Urgrunde jeder Wissenschaft stets eine Hypothese steckt, ohne daß es dabei ihren gelehrten Vertretern einfiele, an der Wahrheit, die sie predigen, zu zweifeln. Vollends auf dem Gebiete der Consequenzen, der Weltanschauung, ist die Hypothese durchaus berechtigt, denn dort steht ihr ja nichts entgegen, als was mit bestem Willen wiederum nur eine Hypothese zu nennen ist. Den Vorzug wird der logisch geschulte Denker natürlich jener geben, welche die größtmöglichste Menge von Phänomenen am ungezwungensten erklärt, — Alles zu erklären, d. h. begreiflich zu machen, vermag ja selbst die religiöse Hypothese nicht.

Man darf übrigens nicht ohne Grund annehmen, daß sehr Viele, welche die Consequenzen verleugnen, die Theorie Darwins, soweit sie ihre specielle Disciplin betrifft, anerkennen oder doch gelten lassen; daneben aber gibt es Andere — es sind dies meist dii minores —, welche die lästigen Folgerungen dadurch zu beseitigen trachten, daß sie den wissenschaftlichen Irrthum der Theorie nachzuweisen suchen. Das sind gute Leute, die mit einem Käfer, einer Raupe, einem Schmetterling oder dgl., an welchen sie nicht beobachten konnten, was der große Brite gefunden, seine ganze Lehre aus den Angeln heben zu können vermeinen. Lassen wir diesen Wackeren ihre Freude, denn es muß offenbar auch solche Käuze geben. Alles in Allem genommen ist die Schaar der Gegner verschiedensten Kalibers groß, die Tagesströmung gegen die moderne Auffassung der Natur mächtig, und es gehört, gegen sie zu schwimmen, wie Carus Sterne gethan und thut, viel Kraft, viel Mannesmuth. Der Verfasser von „Werden und Vergehen" hat aber alle Ursache, dem Siege mit Zuversicht entgegenzusehen, denn die Lehre, der wir huldigen, bewahrheitet sich auch an der Fluth, die jeweils aus dem Gedankenmeere daherrauscht und Tagesmeinung heißt: sie ist „geworden" und wird „vergehen"; die Träger derselben singen ein Hallelujah am Grabe des Darwinismus, wie sie meinen, merken aber nicht, daß sie selbst in ihren geistigen Spitzen einer nach dem andern in die Grube sinken; die Natur nimmt sie geräuschlos hinweg; sie sind, wie ein geistreicher Naturforscher treffend bemerkte, auf den Aussterbeetat gesetzt. Die Zukunft aber gehört der neuen Generation und den neuen Ideen. Sternes Buch weist ihr den Weg dazu.

Soll ich nun auf den eigentlichen Inhalt des prächtigen Werkes eingehen? Ich fürchte, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Die Reichhaltigkeit der Details, die Fülle der Ideen, die Menge seiner Bemerkungen vertragen nicht die Verunstaltung durch einen „gedrängten Auszug". Zudem, die alten Freunde des Werkes sind mit dem Inhalt seinen Hauptzügen nach vertraut, den neuen, die es zweifelsohne sich in Bälde erwerben wird, wäre aber der Genuß verdorben, welchen die Lecture eines Buches bietet, das bei aller strengen Wissenschaftlichkeit mit der Spannung eines Romanes sich liest. In einzelnen Fragen wird man vielleicht nicht immer dem Autor beipflichten; auch ich stehe hie und da auf anderem Boden als er, aber im Allgemeinen reißt er fort schon durch die Schönheit der Sprache, des Gewandes, welches die Gedanken umkleidet. Auch darin eifert Sterne seinem großen Vorbilde nach und wie Humboldt ist er von Fach Botaniker. Den Kosmos konnte sein Urheber mit vollstem Rechte ein „Weltgemälde" nennen, denn was der Weltenraum damals Erfaßbares bot, ist getreulich darin abgebildet. Sternes „Werden und Vergehen" greift über diesen Rahmen noch hinaus, denn nicht blos was ist, auch wie es ward, wie es sein wird — so weit die Forschung den Schleier lüftet — läßt es in deutlicher Perspective erkennen. Möge es dem Verfasser gegönnt sein, noch viele Auflagen zu „vermehren und zu verbessern", denn unter den vorhandenen Büchern ist zur Feststellung des jeweiligen Standes unserer naturwissenschaftlichen Kenntniß im weitesten Sinne sicherlich keines geeigneter als „Werden und Vergehen". Und darum habe ich es neben Humboldts Kosmos aufgestellt.

Friedrich v. Hellwald.

Digitized by Google

Der große Viehpatron.

Reise-Reminiscenzen aus Steiermark und Kärnten (Juli und August 1880).

Von Karl Braun-Wiesbaden.

In dem deutschen Reiche kommt es ja auch noch vielfach vor, daß die Dorf- und Ortschaften nach Heiligennamen genannt sind, wenn auch hin und wieder der Name im Laufe der Jahrhunderte zuweilen ein wenig verdunkelt oder verwischt worden ist. So liegt z. B. in der Nähe von Wiesbaden ein wohlhabendes und großes Dorf, das heute Bierstadt genannt und geschrieben wird. Ursprünglich aber hat es nach der Patronin der dortigen Kirche nachweisbarer Maßen „Brigitten"-Stadt geheißen. Diese harmlose Metamorphose einer christlichen Heiligen in „Bier" hat sich glücklicher Weise schon vor langen Jahren vollzogen, sonst würde man aus Anlaß derselben über die Gottlosigkeit der Gegenwart zetern. So aber sind wir unschuldig.

Hier in den östlichen Alpen, namentlich in Steiermark, Kärnten und Krain wird sogar die Mehrzahl der Ortschaften nach ihren Kirchenpatronen genannt. Der Sanct Leonhard, Sanct Andrä, St. Georg, St. Georgen u. s. w. ist gar kein Ende; und da jeder dieser Namen viel mehr als einmal vorkommt, so muß man zu erläuternden Zusätzen greifen, um diese Dörfer von einander zu unterscheiden. So haben wir denn einen Sanct Georg am Präbel, St. Georgen bei Unzmarkt, St. Georgen am Längsee, St. Georgen am Weinberg, St. Georgen unter Stein, St. Georgen am Donatiberg u. s. w.

Diese Nomenclatur wird in neuerer Zeit als ein Mißstand empfunden. Es war sehr natürlich, daß die ersten Häuser sich nach der Kirche nannten, um die sie sich gruppirten, oder nach dem Heiligen, welchem diese Kirche geweiht war. Eine Verwirrung konnte damals aus der Gleichförmigkeit der Namen kaum schon erwachsen. Die Menschen beschränkten sich auf ihre nächste Umgebung. Jedes Thal war isolirt für sich und hatte mit dem andern noch wenig Berührung. Heutzutage aber ist die Welt klein geworden und jeder Theil derselben ist mit den andern in enge Verbindung getreten. Die Land- und Wasserstraßen, die Eisenbahnen, die Post, der Telegraph haben ein magisches Band um uns Alle geschlungen. Die Homonymen, die gleichnamigen Orte, die einander früher nicht kannten, haben längst Bekanntschaft mit einander gemacht; und man muß denselben nähere Bezeichnungen hinzufügen, um sie nicht mit einander zu verwechseln. Schließlich wird der Lauf der Dinge aber unzweifelhaft der sein, daß der Vorname oder der Heiligenname immer mehr in den Hintergrund tritt und die rein örtliche Bezeichnung sich vordrängt. Der Ort St. Georgen im südsteierischen Amtsbezirk Rohitsch z. B. hat, um sich von den sieben andern St. Georgen, welche Steiermark aufweist, zu unterscheiden, beschlossen, sich hinfür Donatiberg zu nennen, nach dem schönen Berge, an dessen Fuß dieses Dorf liegt — ein Berg, der leicht zu besteigen ist und uns eine prachtvolle Aussicht gewährt über die nördlichen Berge von Krain, die Riesen des steierischen Oberlandes, den Schneeberg in Oestreich, ganz Untersteier, Kroatien und Ungarn, bis zu den im äußersten Südosten blau aufdämmernden Bergen von Bosnien und der Herzegowina, wo zur Zeit Oestreich einen schweren Kampf für europäische Cultur kämpft.

Dies St. Georgen, dieses an der kroatischen Grenze und nicht weit von dem berühmten Sauerbrunnen Rohitsch gelegen, dessen Mineralwasser ich selbst in Kleinasien im Verkehr angetroffen, dies St. Georgen will also den Namen des Heiligen abthun und sich den Namen des Berges beilegen, der freilich auch wieder nach einem Heiligen benannt ist. Letzteres beweist, daß dabei keine „gottlose" Abneigung gegen die Heiligen im Spiel ist. Nein, die Leute sind nur der ewigen Verwechslungen müde geworden, — der Verwechslungen mit den sechs steirischen und den fünf kärntener St. Georgen, von den krainer gar nicht zu reden. Und dann beginnt der Donatiberg ein mächtiger Anziehungspunkt für Touristen zu werden. Aber die Leute wissen noch nicht recht Bescheid, von wo und wie er zu besteigen. Die Einen gehen zu diesem Zwecke nach Markt-Rohitsch, die Andern nach Kurbrunn-Rohitsch. Das ist aber nicht das Richtige. Am schnellsten und bequemsten besteigt man ihn von St. Georgen; hier ist gute Unterkunft; hier sind gute Führer; warum soll man also das Dorf nicht nach dem Berge nennen, damit die etwas begriffsstutzige Welt endlich merkt, daß beide zusammengehören? Also in Zukunft: Donatiberg und nicht mehr St. Georgen! So ist es beschlossen.

Aehnlich wird es auch Manchem der übrigen St. Georgen ergehen. Aber ein Heiliger ist sicher vor diesem Schicksal. Nach ihm sind der Orte im alten vormaligen Noricum noch weit mehr benannt. Ich könnte deren ein Dutzend aufzählen. Es ist der heilige Leonhard. Er genießt in allen Ländern, welche vorzugsweise Viehzucht betreiben, ein außerordentliches Ansehn; und nirgends ein größeres, als hier in diesen östlichen Alpen.

Doch auch Westfalen darf ich nicht vergessen. Als ich im Frühjahr 1879 dieses schöne immergrüne deutsche Land bereiste, erzählte man mir folgende Geschichte:

Es gibt in Westfalen noch einsame Landstriche, in welchen sich wenig geändert hat seit jenen Zeiten und Zuständen, welche uns Tacitus in seiner „Germania" beschrieben. In einer solchen Wildniß hauste ein Hirte mit seiner Frau. Sie hatten keine Kinder. Desto mehr waren ihnen ihre Heerden an das Herz gewachsen. Obwohl sie Beide sehr fromm waren, so konnten sie doch nur selten die Kirche besuchen. Denn diese war meilenweit entfernt und Beide zugleich durften sich nicht von ihren Schützlingen entfernen. So gingen sie denn nur an den höchsten Feiertagen, ein Mal der Mann, das andre Mal die Frau, nie Beide zusammen. Einmal aber traf sich's, daß der Mann grade auf Charfreitag abkommen konnte, und da ging er denn, trotzdem daß viel Schnee lag, zum Gottesdienste hinunter. Spät Abends kam er nach Hause zurück, müde und traurig. Er wollte nicht essen und stieß einen Seufzer aus über den andern. Die Frau fragte ihn eine Zeit lang vergeblich nach der Ursache seines Kummers. Endlich sagte er:

„Denke Dir, Frau, was ich heute in der Kirche vernommen, unser Herrgott ist gestorben, der Herr Pastor hat es selbst von der Kanzel verkündigt, und dann muß es doch wahr sein."

Die Frau war nicht minder erschrocken. Wie es aber Frauenart ist, sich nicht allzu sehr dem Schmerz hinzugeben, sondern sich wieder zu fassen und an das Praktische zu denken, so fragte sie nach einiger Zeit:

„Aber, Mann, wer wird denn nun unser Herrgott werden?"

„Ich weiß es nicht. Wie kann denn überhaupt Einer Herrgott werden? Wir sind Alle verloren," lamentirte der Mann.

„Aber ich weiß eine Rettung," sagte die kluge Frau, „ich weiß Dir doch Einen dafür, das ist der heilige Leonhard. Denn der versteht doch Etwas vom Vieh; und das ist für uns arme Leute auf dem Lande doch die Hauptsache. Die reichen Leute in der Stadt und auf den vornehmen Edelsitzen die werden schon selber wissen sich durchzuschlagen;"

Eigentlich muß man diese Geschichte in dem westfälischen „Plattdütsch" erzählen, in welchem ich sie hörte. Sie verliert dann alle die scharfen Accente und Lichter, die ihr in dem schriftdeutschen Text etwa anfliegen könnten, und klingt dann so aufrichtig und ehrlich, wie sie gemeint ist, so fromm und so ergreifend, daß sie auch das verstockteste Herz rühren könnte.

Eine nicht geringere Verehrung wie in Westfalen genießt der heilige „Lienhard" oder „Linard" — denn so nennt ihn das Volk in Westfalen und hier, weil ihm das lateinisirende oder italianisirende Leonhard fremd ist — hier in Kärnten und Steiermark, und zwar ebenfalls als Schutzpatron der dem Menschen befreundeten Thiere, des Rindviehs und der „Rosse". In den Alpen gebraucht man nämlich noch den alten echtdeutschen Ausdruck „Roß", während das Wort „Pferd" ausländischen Ursprungs, noch nicht lange recipirt und gleichzeitig entstellt ist.

In Kärnten habe ich nicht weniger als fünf Orte des

Digitized by Google

Namens St. Leonhard gefunden, worunter das Bad das berühmteste ist. Bei Villach, wo ich mein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, eine gute halbe Stunde nördlich von der Stadt, liegt ein Dörflein dieses Namens hoch über der Drau. Es gewährt eine prachtvolle Aussicht, und wenn man von ihm noch etwas landeinwärts geht, so findet man zwei kleine Seen, welche an Schönheit mit einander wetteifern. Der hinterste aber ist so prachtvoll im Waldes-Dunkel und -Einsamkeit versteckt, daß ich ihm die Krone zuerkenne. Kärnten ist überhaupt das Land der Bergseen, von den großen, wie dem Wörther, Millstadter und Ossiacher See, bis zu den kleinen, wie den St. Leonharder, dem Faaker und dem Raibler.

Ueberall habe ich die Kirche des heiligen Leonhard mit Andacht besucht und überall ungefähr dasselbe gefunden. Die kleinen Kapellen und die „Bildstöckle" (am Rhein sagt man „Hilje-Häuschen"), die ihm an Weg und Straße, und selbst auf den einsamsten Alpen errichtet sind, kann man nicht zählen. Sein Bild zeigt uns ihn zuweilen als Bischof, zuweilen auch als einen alten bärtigen Mann in dunkelm Mönchsgewande. Gewöhnlich finden wir ein Pferd oder ein Rind an seiner Seite. In seinen Händen trägt er eine mächtige Kette. Zuweilen sieht man an dieser Kette alle diejenigen Kirchen aufgereiht, welche dem Heiligen in diesem Lande geweiht sind. Die Inschriften dieser Bilder, die Gebete von welchen dieselben umgeben sind, und die Legenden der zahllosen Votivgemälde preisen alle übereinstimmend den Heiligen als den „*großen Viehpatron*". Man opfert ihm nicht nur zum Dank für die wunderbaren Heilungen und Rettungen von krankem Vieh, sondern auch dafür, daß er das gesunde Vieh gesund erhalten und namentlich vor bösem Zauber und vor Besprechungen beschützen möge. Denn der „böse Feind" (der Teufel, der hier auch „Maugale" genannt wird) und seine Mitverschworenen, die Hexen, stellen dem Vieh fast noch mehr nach, als den Menschen, und dasselbe bedarf daher eines kräftigen und mächtigen Beschützers. Auch die feindlichen Naturgewalten, die Kälte, der Schauer, das Unwetter, die Abgründe, der Schnee und das Eis, die Bremsen und die Stechfliegen, die manchmal über das Vieh herfallen und es toll machen, die Epidemien, welche es bedrohen (zur Zeit ist wieder ein Rinderpest-Cordon zwischen Südsteiermark und Kroatien-Ungarn gezogen), Alles das macht einen besonderen Schutz nöthig. So findet man denn, wie andere Heilige von menschlichen Figuren und einzelnen Theilen des menschlichen Körpers, wofür sie Rath geschafft haben, umringt sind, den Altar des heiligen Leonhard stets geziert mit einer großen Anzahl aus Wachs geformter Rindvieh- und Pferdefiguren, welche fromme Viehzüchter theils für gewährten und theils für noch zu gewährenden Schutz ihrer Heerden hierher gestiftet haben, und Herr Rudolf Weizer in Klagenfurt, ein gründlicher Kenner des Kärntner Volkslebens, dem ich manche Belehrung verdanke, theilte mir mit, daß die Bauern des Lavanthales in der dortigen St. Leonhard-Kirche sogar große eiserne Thierfiguren zum Opfer bringen, um sich die Gnade des „großen Thierpatrons" zu erwerben.

Ueber die Person und das Leben des Heiligen habe ich einer Veröffentlichung des Herrn Professor Dr. J. C. Maurer Folgendes entnommen:

Die Legende erzählt von ihm, daß er ein fränkischer Edelmann gewesen sei, und zur Zeit der Merowinger Kriege gelebt habe. Des Hoflebens satt, sei er aus Liebe zur Beschaulichkeit in eine Wildniß geflohen, sei dort ein Klausner geworden und habe endlich angefangen, Wunder zu wirken.

Insbesondere soll er es verstanden haben, mittelst geheimer Segenssprüchlein Kerkerthüren zu öffnen, Fesseln, als wären es Strohbänder, zu brechen, und auf solche Art nicht nur die Gefangenen in Freiheit zu setzen, sondern auch dieselben, sogar manchmal weit durch die Lüfte über Meer und Land, in Sicherheit zu bringen.

Diese Thaten trugen ihm endlich die Canonisation ein. Also berichten die mit Genehmigung der Päpste verfaßten Legenden. Wie aber der Heilige zum „Viehpatron" geworden, darüber schweigen sie. Dadurch würde gewiß sein Ansehen bei den Bauern sehr beeinträchtigt, wüßte nicht der Volksmund längst von mancher Wunderkur zu melden, welche St. Leonhard bei großem und kleinem Vieh, insonderheit bei kranken Pferden ausgeführt hat.

Gleich dem Wuotan der alten Germanen scheint er sich insbesondere für das Roß zu interessiren; daher schon die Ritter und Reisigen des Mittelalters bei seltsamen und bösen Begegnissen, die ihnen mit ihren Pferden widerfuhren, St. Leonhards Hülfe und Schutz zu beanspruchen pflegten.

So erzählt uns in der Kirche zu St. Leonhard unweit Rattenberg im Unterinnthale eine marmorne Gedenktafel nachfolgende Geschichte:

Als Kaiser Heinrich II. auf einem Römerzuge durch Tyrol ritt, geschah es, daß er an dieser Stelle von seinem Streithengst abgeworfen wurde und alsbald baute er auf dem Platze, wo dies geschehen, zu Ehren St. Leonhards das erwähnte Gotteshaus, welches, wie die Jahreszahl über dem gothischen Portale berichtet, anno 1025, also im Jahre nach des Kaisers Tode vollendet worden ist.

Eine andere auf Leonhard bezügliche Sage erwähnt eines Kaufmannes, der einmal spät Abends eine Reise antreten wollte. Er war jedoch noch nicht weit geritten, als plötzlich sein Roß scheute und sich bäumte, ohne daß eine Veranlassung hierfür zu entdecken gewesen wäre. Sporen, Peitsche, gütliches Schmeicheln — Alles war vergebens, der Gaul ging nicht von der Stelle.

Endlich wandte es sich um und sprengte mit seinem Reiter dem heimatlichen Stalle zu. Am andern Tage traf die Kunde ein, daß auf derselben Straße, welche der Kaufmann einzuschlagen gedachte und, wenn nicht sein Pferd anderer Meinung gewesen wäre, auch richtig eingeschlagen haben würde, sich eine Räuberbande gelagert hatte, welchen der Reiter sicher in die Hände gefallen wäre.

Und als man der Sache näher nachforschte, ergab sich als Wahrscheinlichkeit, daß der heilige Leonhard die Hand dabei im Spiele hatte. Unsichtbar für den Reiter, aber sichtbar für das Roß, das unter seinem besonderen Schutz stand, hatte er dem Kaufmann den Weg verlegt, um ihm das Leben zu retten.

Von diesen Thaten des Heiligen ist in den Büchern die Rede, nicht aber von denjenigen, welche ihn dem Bauer so werth machen hier in diesen östlichen Alpen; das ist die Beschirmung des Rindviehs und des Kleinviehs.

Steiermark hat zwar auch etwas Pferdezucht, namentlich im Raab- und Murthal und im Grazer Kreis; allein in den Hochalpen dominirt die Alm- und Graswirthschaft (zuweilen auch eine Abwechslung von Gras- und Getreidewirthschaft); und damit das Hornvieh. Auf 50,000 Pferde kommen 500,000 Haupt Rindvieh in Steiermark; und in Kärnten ist ein ähnliches Verhältniß. Nächst dem Rindvieh kommen besonders die Schweine in Betracht; in Steiermark hat man namentlich die kurzbeinigen Chinesen, die bis zu sieben Centner wiegen und manchmal kaum noch gehen können.

Nun mag ja der heilige Leonhard von Haus aus ein Ritter und Reitersmann gewesen sein und sich vorzugsweise der edlen Rosse angenommen haben. Allein was hat davon der Bauer mit seinem Hornvieh und der kleine Mann mit seinem Hausschwein? War es ein unbilliges Verlangen, wenn auch sie einen besonderen Schutz für ihr Nutzvieh begehrten? Und dabei waren sie so bescheiden. Sie begehrten nicht einmal einen aparten Schutzpatron. Sie waren anfangs schon zufrieden, wenn der Beschützer der edlen Rosse seine Aufmerksamkeit ein wenig auch den minder edeln Thieren zuwandte. Und so ist es denn gekommen, daß der heilige Leonhard, ursprünglich ein Edelmann und ein Ritter, nicht nur den Pferden, sondern auch dem Horn- und dem Kleinvieh seinen Beistand zuwandte und nach und nach diese letztgedachte Eigenschaft so sehr in den Vordergrund trat, daß sie alle anderen verdrängte. Jetzt, und namentlich in dem heutigen Westfalen, Kärnten und Steiermark, erinnert nur noch die Kleidung und die Kette an die Verrichtungen, welche die Legende dem Heiligen beilegt; im Großen und Ganzen ist er heut zu Tage der Heilige der Bauern und der Keuschler (wie man in

Digitized by Google

Kärnthen) oder der Kötter (wie man in Westfalen sagt), der Heilige der Viehzüchter und der Hirten; und da in den Hochalpen die Viehzucht an der Spitze jeder wirthschaftlichen Thätigkeit steht, so ist Leonhard der angesehenste Heilige dieser altnorischen ostalpinen Länder geworden. Er ist so zu sagen der Generalheilige.

Dabei gibt es freilich auch noch viel Specialheilige für besondere Stände und Interessen. Für Mädchen und Diandl, welche gerne ihre Zukunft, oder vielmehr ihren „Zukünftigen" wissen möchten, spielt hier der heilige Andreas ganz dieselbe Rolle, wie in Deutschland. Nur ist die Art ihn zu citiren eine besondere. In der Andreasnacht schließt sich das Diandl in ihre Kammer ein, stellt ein Glas Wasser und ein Glas Wein auf den Tisch und schläft ein mit dem Gebet auf den Lippen:

„Bettstad'l, i tritt Di,
Sankt-Andre, i bitt Di,
Den Herzliebsten meinen,
Den laß mir erscheinen."

Wenn nichts dabei verfehlt ist, dann erscheint ihr der Zukünftige wirklich im Traume.

Trinkt er von dem Wein, so gibt es eine reiche, — trinkt er von dem Wasser, so gibt's eine ärmliche Wirthschaft in der Ehe.

Ist das nicht schöner zu lesen, als Ovids Metamorphosen?

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Secretär.

Lustspiel in 3 Acten von Ernst Wichert.

Es ist eine entschieden üble Gewohnheit, zu verlangen, es müsse sich bei Allem etwas denken lassen. So habe ich während der gestrigen ersten Aufführung des neuen Dreiacters von Wichert „Der Secretär" an der Bühne des Königlichen Schauspielhauses darüber nachgrübeln müssen, was der Verfasser mit seinem Stücke wohl bezwecken, welchen Sinn dasselbe bergen möge — und noch heute frage ich mich: wollte er andeuten, daß es mehr als leichtfertig sein heißt mit Mutter und Tochter zugleich ein Liebesverhältniß anzuknüpfen — oder beabsichtigte er die alte Lehre einzuschärfen, daß in so delicaten Fällen jedenfalls die Vorsicht gebietet, alle schriftlichen Spuren zu tilgen — oder wollte er das bekannte Klagelied über ledige Schwiegereltern wieder anstimmen und den gemüthlichen alten Vorschlag: „Am besten wär's, man schlüge gleich Euch todt!" menschenfreundlich nur dahin abgeändert wissen, daß das gequälte, junge Paar den theuren Anverwandten so schnell als möglich unter die Haube oder unter den Pantoffel zu bringen hätte? Vergebliches Fragen! Ich war ein Thor, mir durch solches Spintisiren ein unbefangenes Genießen unnütz zu erschweren. Ist das eine Rücksicht, die den Dichter kümmert? Laßt Euch unterhalten! ist sein Spruch —: Ihr könntet es ja doch nicht vertragen, Abend für Abend Werke von der Tiefe eines „Misanthrope" zu sehen; und wir — wir können nicht jahraus, jahrein dergleichen schreiben.

Wichert hat hier den Stoff einer recht hübschen Verwechslungskomödie verarbeitet. Ein Mann von seinem Talent hätte ihn freilich noch mehr ausnützen können — doch dazu ist es nun einmal zu spät. Man urtheile selbst!

In einer Pension an einem See Süddeutschlands, „Hotel Bratenwender am Tiefensee" nennt es der Dichter, vertreibt sich ein junger Mann die Langeweile dadurch, daß er zugleich zwei der anwesenden Damen scharf den Hof macht, und zwar sind diese beiden Damen, was den Fall erschwert, Mutter und Stieftochter. Die Mutter entdeckt ein Rendezvous der Tochter, verbirgt ihre eigene Enttäuschung und reist schleunig ab — natürlich mit ihrer bedrohten Taube. Bei der Eile der Abreise, und da keine von Beiden einen Moment des Alleinseins gewinnen kann, müssen sie indeß die Liebesbriefe, die sie empfangen und welche sie jede in einem anderen Geheimfache eines Secretärs verbargen, zurücklassen.

Wenn das Stück beginnt, sind seitdem zwei Jahre vergangen. Mittlerweile hat sich sowohl jener junge Mann, wie Wanda, die Stieftochter, vermählt, und der Zufall führt sie nun wieder zusammen. In welche Verlegenheit derselbe geräth, kann man sich denken: seine Frau ist mehr als eifersüchtig und fühlt sich durch das Dunkel, worein ihr Mann seine Vergangenheit zu hüllen sucht, schwer beunruhigt. Doch läßt sich Alles gut an, bis Wanda — die Stieftochter — auf den unglückseligen Einfall kommt, nach dem Verbleib des Secretärs zu forschen und, um die damals zurückgelassene Correspondenz an sich zu nehmen, sich in ein fremdes Zimmer einzuschleichen. Ihr Versuch wird entdeckt, ohne daß sie jedoch erkannt wird; vielmehr lenkt sich der Verdacht auf eine andere Bewohnerin des Hotels, Anna Felder, in welche der berühmte Maler Paul Watt sich sterblich verliebt hat, und deren Ruf, da Watt die Geheimnisse des Secretärs schon kennt, schwer bedroht wird. Indeß es löst sich Alles befriedigend, und auch Klara, die Frau des liebelnden Unheilstifters, die von den Briefen Kenntniß erhält und mißtrauisch auflodert, läßt sich durch eine fernere Täuschung beschwichtigen, indem ihr Schwiegervater sich zu der Autorschaft bekennt. Der Schluß bietet natürlich allgemeine Versöhnung und ein wahres Schnellfeuer von Verlobungsanzeigen. Jene beiden jungen Paare nämlich werden auf ihrer Reise jedes von seinen Eltern begleitet, Klara und ihr Mann von den beiden Vätern, die beide Wittwer, Wanda und ihr Mann von den beiden Müttern, die gleichfalls verwittwet sind. Bei dem Aufenthalt im Hotel Bratenwender stellt sich denn die betrübende Thatsache heraus, daß dieses Uebermaß elterlicher Liebe von den undankbaren jungen Leuten durchaus nicht nach Gebühr gewürdigt wird — schon bei der ersten Begegnung tauschen die beiden jungen Ehemänner ihre Erfahrungen aus und schließen dabei ruchloser Weise eine Art Complott, sich ihrer Eltern dadurch zu entledigen, daß sie die Mütter und die Väter mit einander verkuppeln. Dieß gelingt zwar nur mit einem Paare — das andere lernt sich sogar herzlich verabscheuen — aber der betreffende Vater gewinnt dafür wenigstens die Hand einer alten Flamme, die er dort wiederfindet, so daß schließlich doch nur Eins von den Vieren unversorgt bleibt.

Das ist ungefähr der Inhalt des Stücks. Und wenn wir auch der Ansicht sind, daß Wichert diese wirklich recht hübschen Wocken vielleicht etwas sorgfältiger hätte verspinnen können, so würde es uns doch undankbar erscheinen, dies bei einem Autor, dessen Schaffen uns so manche heitere Stunde bereitet, allzu genau zu nehmen. Auch enthält das Stück einige prächtige Einfälle. Wenn Vater und Sohn zum Beispiel einen Pakt abschließen, daß jener, um seiner geliebten Schwiegertochter irgendwelche unliebsamen Entdeckungen zu ersparen, Alles, was etwa von dem früheren Liebesleben seines Sohnes an den Tag kommt, auf seine Kappe zu nehmen hat, und wenn sich nun der arme, alte Mann in die traurige Lage versetzt sieht, in Gegenwart der Frau, der er eben Herz und Hand angetragen, einen ganzen Stoß Liebesbriefe als von ihm selbst verfaßt anerkennen zu müssen — so ist das eine Situation, deren Drastik Niemand wird widerstehen können. Eine herrliche Figur ist auch der gebildete Oberkellner, dessen Ideal es ist, die Gegenliebe einer der von ihm bedienten und angebeteten Damen zu gewinnen — eine Rolle, die Herr Dehnicke mit einer Naturwahrheit spielte, als ob er mindestens die Hälfte seines Lebens Frack und Serviette getragen hätte. Doch die Palme des Abends und die erste Huldigung gebührt von Rechts wegen eigentlich Frau Frieb — ihre Wirthin ist eine ganz prächtige Schöpfung. Für den Erfolg des „Secretärs" war es von unschätzbarem Werthe, daß sie den ersten Act mit einer großen Scene eröffnete. Ihr behagliches Plauschen, ihre gutmüthige Geschäftigkeit brachte etwas von süddeutscher Gemüthlichkeit in das Haus und versetzte das Publicum offenbar in die behaglichste Vorstimmung. So hatte denn der erste Act, der mit einer veritablen Table-d'hôte schließt — einer echten bis zur geringsten Kleinigkeit mit Zahnstochern in grünen Kelchgläsern und Brödchen in den Servietten — einen entschiedenen Erfolg. Leider erhielt sich diese Stimmung nicht: beim zweiten Fallen des Vorhangs stieß der Beifall doch auf vereinzelten Widerspruch, und auch am Schluß des Stückes war er nicht so warm und volltönend, wie wir es dem Dichter gewünscht hätten. Es ist immer ein mißliches Wagniß, Stücke dieser Art, die harmlos genommen sein wollen, auf die Bühne oder besser: vor das wunderliche Premieren-Publicum des Schauspielhauses zu

Digitized by Google

führen; dasselbe Publicum, das in jedem anderen Theater keinen anderen Anspruch erhebt, als sich einige Abendstunden vorgaukeln zu lassen — hier stutzt es vor der geringsten Kleinigkeit, die Vornehmheit des Ortes — um nicht zu sagen: die kritische Voreingenommenheit läßt keine rechte Unbefangenheit aufkommen. Aber sind wir Norddeutsche nicht vielleicht etwas zu schwerfällig und steht es wirklich so unbestreitbar fest, das Motto des Leipziger Gewandhauses: daß nur die strengblickende Muse der Liebe werth ist? Carl Groddeck.

Opern und Concerte.

„Das Spitzentuch der Königin" von Johann Strauß. — Concert von Rüfer. — „Elite"-Concert mit Buffet im Wintergarten des Centralhotels.

Den Johann Strauß, den Tanzdichter κατ' ἐξοχήν, den Sänger der „blauen Donau", der „Wellen und Wogen", läßt der Operettencomponist Strauß nicht ruhen; nimmt ihm die besten Motive weg, die in einem kleinen Rahmen das liebenswürdigste Miniatur-Tanzbildchen böten, und zerstreut sie in drei Acte einer Operette, wo sie vereinzelt erklingen als Oasentöne; stört die unwiderstehliche Wirkung, welche sie als reine Tanzmotive, als „absolute Musik" erzielten, und zwingt sie, einem Texte sich unterzuordnen, der manchmal mehr zum Davonlaufen als zum Tanzen anregt! Allerdings war der immense Erfolg der „Fledermaus" gar zu verführerisch; die Goldbörsen-Tantièmen tanzten ja in die Tasche des glücklichen Componisten! Aber schon der „Cagliostro", entschieden die beste musikalische Arbeit Strauß', deren Text auch einen sehr anständigen Ueberzug aufwies, faßte nicht mehr den festen Boden, und die Erfolge der Werke, die nachher kamen, des „Methusalem" und der „blinden Kuh", — hätten eigentlich dem genialen Tanzdichter als sehr starke Winke gelten müssen, daß er einen anderen Weg suche, als den bisher verfolgten, daß er sich nicht mehr auf ein paar charmante Motive in der Musik und ein paar „pikante" Wendungen im Texte verlasse, sondern die ihm angebotenen Bücher sorgfältig prüfe, warte, bis er ein witziges und nicht zu unanständiges fand, und dann mit Gewissenhaftigkeit und ohne große Eile arbeite. Aber immer umschwirrte ihn die „Fledermaus", er gedachte wohl eine zweite zu erhaschen — und so faßte er ins Blaue. Ich kann in der Erinnerung an „Cagliostro" den Gedanken, daß Strauß mit einiger Sammlung und Mühe eine recht liebenswürdige, gut gearbeitete Operette zu componiren vermag, noch nicht ganz aufgeben, doch diese Hoffnung ist an der äußersten Grenze angelangt, das nächste Werk wird sie bestätigen, oder ganz verjagen. Daß Strauß auf den Text des „Spitzentuchs" noch so hübsche, prickelnde Motive erfand, ist ein Wunder. Je mehr mein Gedächtniß nach einem rothen Fädchen der Handlung sucht, desto mehr verwirrt sich der Knäuel. Ein ganz junger König von Portugal, der noch unter Regentschaft steht, seine Frau liebt, aber allen möglichen Frauen nachstellt, sein „Präceptor", der ihn in den Wissenschaften unterrichten soll, aber Schildwache steht, wenn der Zögling auf Abenteuer geht, der vor dem Hause des Premierministers wacht, während der König dessen Frau vergeblich den Hof macht, zugleich aber dieses Ministers Freund und Mitverschworener ist, um den jungen König recht lange in Unmündigkeit zu erhalten; der zu diesem Zwecke Schlafpulver in des Königs Abendessen mischt, und nebenbei so kurzsichtig ist, daß er den marokkanischen Gesandten für seine geliebte Marquise hält und küßt; ein satirischer Dichter, der dem Könige bei einem verliebten Abenteuer einen Dienst leistet und dafür von diesem als Vorleser der Königin bestallt wird, dieser zu Füßen sinkt, während er ihre Hofdame liebt, und dann als Retter der Monarchie fungirt; ein Spitzentuch, worauf die Königin für ihren Gemahl die Worte schrieb: „Dich liebt eine Königin, Du aber bist kein König", das in den Händen jenes Dichters gefunden, zu falschem Verdacht des Königs Anlaß gibt; eine Masse unglaublicher, unmöglicher und dabei nichts weniger als witzig erfundener Aushülfsmittel und Zwischenfälle, welche den Gang der Handlung ins Unendliche verschleppen, damit eben drei Acte gefüllt werden: das ist Alles, was ich bei wohlwollendster Erinnerung für den Componisten von dem Text herausbekomme. Und dabei ist er noch in Berlin bedeutend und vortheilhaft umgeformt worden; im Wiener Originale ist er manchmal geradezu unbegreiflich. Strauß hat auch in dieser Operette einige frische melodiöse Tanzmotive, ein paar gemüthliche Lieder und einige drastisch wirkende „Arien" hervorgebracht; aber das Alles füllt nicht drei lange Acte. Ich sehe übrigens gar nicht ein, warum eine Operette von 7 bis fast ¼11 Uhr dauern muß und behaupte, daß Strauß ganz gut einige starke Kürzungen vornehmen und in dieser Weise die Wirkungsfähigkeit der Operette sehr bedeutend erhöhen könnte.

Der Ausführung, die unter seiner persönlichen Leitung stattfand, kann das Beste nachgerühmt werden, die Fräulein Seebold (König), Kopka (Königin), Stubel (Hofdame) und Schmidt (alte Marquise), die Herren Wellhof (Premier), Klein (Präceptor) und Swoboda (Dichter Fernandez) waren sehr graziös und ergötzlich und sangen Alles recht gut. Auch die kleineren Rollen trugen zum vortrefflichen Zusammenspiele bei. Die Ausstattung und Decorationen waren prächtig. Das Publicum gab dem Componisten und den Darstellern vielfache Beweise der Zuneigung und Anerkennung. Ob der Erfolg ein dauernder sein wird, kann ich nicht bestimmen; man durfte auf einen solchen rechnen, da Neugierde und Antheil des Publicums hoch gespannt war durch die Nachricht, das Polizeipräsidium habe Manches in der Operette beanstandet. Ich hätte nicht geglaubt, daß unsere Sicherheitsbehörde so gut musikalisch wäre.

Herr Rüfer, von dessen Compositionstalente diese Blätter schon vor einigen Jahren mit Anerkennung gesprochen haben, führte in einem Concerte einige neue Compositionen vor, unter welchen ein Violinconcert hervorzuheben ist; es enthält in den ersten beiden Sätzen viel interessante Stellen; der dritte Satz aber ist durchwegs sehr gelungen, frisch, gut erfunden und ausgeführt. Die Instrumentation des Concertes zeugte überall von gründlicher Kenntniß und Geschicklichkeit. Herr Concertmeister Rehfeld spielte das sehr schwere Stück trefflich mit Sicherheit und richtigem Vortrage. Ihm wie dem Componisten ward sehr reicher und verdienter Beifall.

Berlin besitzt keinen einzigen würdigen Concertsaal für große Concerte. Die Singakademie genügt schon lange nicht mehr. Seit Jahren sind einige große Musikhallen entstanden, aber sie haben immer neben dem Kunstzwecke dem löblichen Restaurationsgeschäfte gedient und sind vom besseren Publicum gemieden worden. Nur dem trefflichen Bilse im Concerthause ist es gelungen, dauerndes Interesse zu gewinnen und auch dem Unternehmen eine vornehme Haltung zu geben. Das Concerthaus ist durch Joachim, Rubinstein, Sarasate ꝛc. quasi sanctionirt. Die „Reichshalle" (ein sehr schöner Saal!) und andere konnten sich nicht halten. Nun ist in neuer Zeit ein ähnlicher überflüssiger Saal im „Centralhotel" entstanden, ein unverhältnißmäßig langer und wenig breiter, sehr elegant ausgestatteter Wintergarten, der mit Kies statt des Fußbodens für „Promenaden-Concerte", in denen man Musik mit Bier abwechselnd genießen will, recht tauglich sein mag. Nun aber hat die Direction des Hotels ein „Elite-Concert" veranstaltet, zu dem sie beste Namen, wie Frau Artot, Padilla, Wieniawski, Rappoldi, de Swert ꝛc. gewann. Man hätte erwarten dürfen, daß für einen solchen Abend „das Geschäft" ein wenig ruhen würde, daß die solchen Künstlern gebührende Achtung die äußere Haltung wenigstens für zwei Stunden bestimmen müßte. Aber „naturam expellas furca" ꝛc. ꝛc. Die Restauration verlangte ihr Recht und es ward an beiden Ecken des Saales ein Elite-Büffet errichtet, damit neben den nach Musik dürstenden Seelen auch die nach Speise hungernden Magen eine Einnahme brachten. Und die Folge war, daß während mancher Productionen die etwas unsichere Begleitung des Orchesters durch Tellergeklapper verstärkt wurde. Ich glaube die Anführung der Thatsache enthebt mich jeder weiteren Bemerkung. H. Ehrlich.

Notizen.

Die politische Lage im Innern und nach außen nimmt sich bei dem herannahenden Jahresschluß sehr wenig erfreulich aus. Der Weltfrieden zwar scheint vorläufig gesichert. Das Austreten der im Orient unbedachtsam oder hinterlistig umhergestreuten Funken ist bis auf Weiteres gelungen. Es gibt an der Börse keine Panik, welche nicht die nächste telegraphische Post als eine künstlich fabricirte enthüllt und über den Haufen wirft. Der gute Bürger schläft ruhig und läßt sich durch sensationslustige Pessimisten in den öffentlichen Blättern nicht mehr als nöthig irre machen. Auch Frankreich zeigt sich nach außen vernünftig,

Digitized by Google

will von kriegerischen Abenteuern nichts hören, haßt die Deutschen gründlich, entsagt keineswegs seinen Hoffnungen auf Revanche, möchte indessen für jetzt sparen, noch mehr finanziell und volkswirthschaftlich prosperiren und die Erfüllung seiner stillen Wünsche von der Zukunft und einer günstigen europäischen Conjunctur erwarten. Soweit wäre Alles vortrefflich, von dem Nothstande, dem zweifelhaften Steuererlasse und verwandten Segnungen vorläufig abgesehen. Trotzdem will bei den schärfer blickenden Geistern eine volle Beruhigung über die weitere Entwickelung der schwebenden Probleme nicht recht aufkommen. Die Lösung derselben erscheint nothdürftig vertagt, sonst aber kaum angebahnt. Der Berliner Frieden steht in vielen Punkten, und zwar gerade in denjenigen, von welchen sich diejenigen Unterzeichner, die ihn aufrichtig abgeschlossen hatten, die meiste Wirkung für die Erhaltung der möglichst verbesserten Türkei, sowie für die Eindämmung Rußlands versprachen, nach wie vor auf dem Papier. In Bulgarien, an der griechischen Grenze, in Armenien herrscht ein Provisorium, das jeden Augenblick zusammenbrechen kann. Die letzten Congresse oder Conferenzen haben nichts erzielt, als ein Hinausschieben der drohenden Conflicte, mit anderen Worten eine Prolongation der politischen Wechsel, die dem Aussteller bekanntlich auf die Dauer sehr bedenkliche Vortheile einbringt. Die slavischen Comités wühlen in Ostrumelien weiter, die Griechen rüsten, und in Asien sorgt Rußland dafür, daß eine armenische Frage jederzeit wie früher auf anderen Punkten die bulgarische in Scene gesetzt werden kann. Die Blätter zerbrechen sich den Kopf darüber, was in aller Welt die Mächte und besonders Deutschland zur Abhaltung der letzten Berliner Conferenz veranlassen konnte, die nichts gelöst und neue Schwierigkeiten zurückgelassen hat. Man vergißt, daß Frankreich sich in der griechischen Frage engagirt hatte, daß sein Vertreter in Berlin eng mit dem Protector derselben, Herrn Waddington, befreundet war und auch des letzteren Nachfolger in der Sache Lorbeeren zu pflücken hoffte. Gladstone war ohnehin aus allerlei bekannten Gründen ein Griechenfreund und rechnete auf Frankreich. Rußland ging scheinbar mit. Seine Unterstützung Griechenlands war niemals aufrichtig, sondern von dem Gedanken bestimmt, daß die Vergrößerung des hellenischen Königreiches vor der Hand die Türkei schwäche, wobei die Moskowiter mit dem kleinen künftigen Rivalen und Miterben schon fertig zu werden hoffen. Haben sie es doch mit Rumänien ähnlich gehalten und diesem die Plewnaer Mithülfe in der an der Newa landesüblichen Münze heimgezahlt. So drangen Rußland, England, Frankreich auf den Zusammentritt der Conferenz, welcher Deutschland, ohne seine neutrale Stellung aufzugeben, sich nicht widersetzen konnte. Oestreich ging wie immer mit Deutschland. Den unausbleiblichen schließlichen Mißerfolg wird man sich im Voraus in Berlin am wenigsten verhehlt haben, mochte sich indessen, da er in erster Linie das halbwegs radicale England und Frankreich treffen mußte, nicht zu sehr darüber grämen. Thatsächlich bleibt also auf dem auswärtigen Gebiete Alles in der Schwebe, und man wird sich auf den Wiederausbruch der Conflicte, wenn die interessirten Minirarbeiter die Zeit dafür gekommen glauben, gefaßt machen müssen. Hoffentlich sind die Mächte auf ihrer Hut und treffen die nöthigen Vorkehrungen. Aber der Ausgleich wird außerordentlich schwierig sein. Daß auch im Innern kein Behagen Platz greifen kann, lehrt der Augenschein. Des Parteigezänkes ist kein Ende, und man hat uns zum Ueberfluß mit sogenannten social-ethischen Fragen bedacht, deren Behandlung seitens der Urheber sich weder durch gesellschaftlich guten Ton noch durch sittlichen Gehalt auszeichnet. Zum Glück ist das Ende dieser und verwandter Bewegungen in Deutschland gesichert. Die Reaction ist heutzutage in Europa ihrer Natur nach sehr kurzlebig. Beim ersten Hahnenschrei wird sie wie ein Spuk zerstieben, und man wird sich verwundert fragen, wie sie eine Zeit lang am hellen Tage die strahlende Sonne des historischen Fortschritts und der Völkerwohlfahrt verdunkeln konnte. Die Zukunft gehört dem Liberalismus, und im privaten wie im öffentlichen Leben wird sich Niemand von fanatischen oder eigennützigen Gegnern in der Arbeitsfreude und in der Erfüllung der täglichen Pflicht stören lassen.

* * *

Aegypten in Bild und Wort dargestellt von unsern ersten Künstlern, beschrieben von Georg Ebers, 2 Bände, zweite unveränderte Auflage. Stuttgart und Leipzig. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. Ueber dieses bedeutende Werk, das in Bezug auf wissenschaftliche, schriftstellerische, künstlerische und typographische Eigenschaften unter den Prachtwerken nicht blos Deutschlands, sondern überhaupt mit Fug und Recht eine der ersten Stellen beanspruchen darf, ist in der „Gegenwart" bereits zu Anfang des Jahres eine sehr eingehende Abhandlung aus fachkundiger Feder veröffentlicht worden. Es ist damals die Arbeit des ebenso berühmten wie populären Aegyptologen Georg Ebers nach allen Richtungen hin gewürdigt worden; und wir haben heute nicht mehr die Aufgabe, den Lesern mitzutheilen, was dieses Werk enthält und was es in Bezug auf künstlerischen Schmuck bietet, — wir haben jetzt, beim Herannahen der Festzeit, nur auf das bereits Gesagte zu verweisen und dieses wirklich großartige Werk in die Erinnerung unsrer Leser zurückzurufen. Jeder gebildete Leser weiß, mit welcher Leichtigkeit Georg Ebers die unzugänglichsten Stoffe bewältigt, und mit welcher Liebenswürdigkeit und Frische er zu schildern versteht. Hier ist dem Gelehrten und Dichter noch die Kunst hülfreich zur Seite getreten, die das geschriebene Wort zu schönster Anschauung bringt. Der Geist des Lesers wird in demselben Maße beschäftigt, wie dessen Auge durch die herrlichen Bilder unsrer ersten deutschen Maler angezogen und gefesselt wird. Der Bilderschmuck ist nach den beiden Seiten, nach der didaktischen und der rein ästhetischen, gleich hervorragend. Die Reproductionen nach altägyptischen Originalen, die landschaftlichen Bilder, die Bilder aus Städten, die Porträts und Volkstypen, wie andererseits die Compositionen, bei denen nur das Stoffliche ägyptisch ist, im Uebrigen aber die Phantasie des Künstlers freier waltet, und die künstlerische Ausführung vor Allem in Frage kommt — alle diese Bilder, sei es nun, daß sie als Erläuterung zu dem Texte dienen oder daß sie demselben als werthvoller Schmuck beigefügt sind, sind des höchsten Lobes werth. Der Qualität entspricht die Quantität. Mit einer kaum zuvor dagewesenen verschwenderischen Fülle sind hier die Illustrationen, die theils die ganze Folioseite füllen, theils in kleinerem Formate in den Text gedruckt sind, eingestreut. Auf jeder Seite fast ohne Ausnahme befinden sich solche bildliche Darstellungen. Alles in Allem mögen es wohl achthundert große und kleine Bilder sein. Und was für Bilder! Wilhelm Gentz, Ferdinand Keller, Ernst Körner, Franz Lenbach, Hans Makart, Gustav Richter, Alma Tadema, Karl Werner u. s. w. heißen die Meister, die sie componirt haben, und die ersten Xylographen wie Cloß, Brend'amour, W. Hecht, Kaeseberg u. A. haben die künstlerische Reproduction übernommen, d. h. unter den Ausgezeichneten die Besten. Dem Ganzen entsprechend ist der Bilder- und Typendruck, das Papier wie der Einband von vorzüglicher Eigenschaft. Es ist mit einem Worte, wie wir schon bei Beginn dieser Notiz sagten, ein wahres Prachtwerk, dessen sich der deutsche Buchhandel rühmen darf.

In demselben Verlage ist eine sehr schöne Ausgabe des Gedichtscyklus **Die schöne Müllerin** von Wilhelm Müller, in Musik gesetzt von Franz Schubert, mit Originalzeichnungen von Baumann und Schuster, in Holzschnitten von Brend'amour erschienen. Die Schubertschen „Müllerlieder" gehören wohl ohne Zweifel zu den populärsten Compositionen der Welt, und wir halten es daher auch für eine sehr glückliche Idee, diese unvergänglich frischen und schönen Lieder, die in keinem musikalischen Hausstande fehlen, in dasselbe Prachtgewand zu kleiden, mit dem unsre klassischen Dichtungen längst ausgestattet sind. Nun erscheinen sie denn hier in Großfolioformat in dem bewußten rothen Einbande mit schwarzen Leisten und goldener Pressung auf schönstem Papier, säuberlich und splendid gedruckt, und mit reichstem Bilderschmuck. Die drei von Schubert nicht componirten Lieder „Mühlenleben", „Erster Schmerz, letzter Schmerz", „Blümlein Vergißmein" sind in der Composition von Ludwig Stark, der sich die mißliche Aufgabe gestellt hat, den Stil des Meisters nachzubilden, mit aufgenommen. Sie durften in dem Cyklus in der That nicht fehlen. Der strengste musikalische Orthodoxe wird nichts dagegen einzuwenden haben, daß hier ein kühner Tonsetzer es gewagt hat, seine Weisen in die von Franz Schubert einzureihen. Wer damit nicht einverstanden ist, der braucht ja die hinzucomponirten Lieder einfach nicht zu spielen und zu singen. Diese Nachcompositionen ermöglichen es jetzt wenigstens, den gesammten Cyklus durch die Singstimme zum Vortrag zu bringen, ohne zu dem immer störenden Hülfsmittel zu greifen, die von Schubert nicht componirten Lieder declamiren zu lassen. Das wirkt immer ernüchternd und störend. Das Buch wird sich, wie wir nicht bezweifeln, in den musikalischen Familien Deutschlands viel Freunde erwerben.

Goldene Bibel. Die heilige Schrift illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen. Herausgegeben von Alfred von Wurzbach. (Stuttgart, Verlag von Paul Neff.) Photographiedruck von Martin

Digitized by Google

Rommel. Von diesem sehr schönen Werke ist der erste Theil, das alte Testament, nunmehr abgeschlossen. Die Idee, welche demselben zu Grunde liegt, ist ebenso künstlerisch wie originell. Der Herausgeber hat die biblischen Compositionen von Meistern aller Zeiten nach den Arbeiten der ersten Kupferstecher hier zu einem Ganzen zusammengestellt. Für die Umsicht, den feinen Kunstgeschmack, die der sehr kenntnißreiche Herausgeber bei der Auswahl bewährt hat, gebührt demselben die vollste Anerkennung. Gerade die große Freiheit, die sich der Herausgeber gegönnt — er hat sich weder an Ort noch an Zeit gebunden, er hat die Kunstschätze Italiens, Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands aus alter und neuer Zeit, je nachdem sie ihm zweckdienlich erschienen, für sein Werk verwerthet — gerade diese Freiheit hat die Aufgabe, die sich Alfred von Wurzbach gestellt hat, zu einer besonders schwierigen gemacht. Man darf freudig zugestehen, daß er dieselbe in glücklichster Weise gelöst hat. Neben den bekannten Darstellungen biblischer Motive der großen Meister bietet die „goldene Bibel" eine große Anzahl von wundervollen Kunstblättern, die aus diesem oder jenem Grunde, hauptsächlich aber, weil die Reproductionen durch den Stich sehr selten geworden sind und nicht in die Masse haben dringen können, bisher die verdiente Popularität noch nicht gefunden haben. Es sind wahre Schätze, die der Herausgeber aus den Sammlungen gehoben und nun der Allgemeinheit nutzbar gemacht hat. Nicht nur auf die Bedeutung des malerischen Kunstwerkes, auch auf die künstlerische Bedeutung der Reproduction durch den Stich hatte der Herausgeber sein Augenmerk zu richten. Die für die photographische Vervielfältigung ausgewählten Kupferstichblätter sind ohne Ausnahme von hohem Werthe. Die Photographie gestattet darüber ein Urtheil zu fällen, denn sie reproducirt den Kupferstich mit solcher Echtheit und Treue, daß das ungeübte Auge des Laien im ersten Augenblicke kaum zu unterscheiden vermag, ob es einen Original-Kupferstich oder die Reproduction durch Photographie vor sich hat. Das Werk ist sehr billig. Die Lieferung, welche zwei Kunstblätter in Groß-Folio und zwei Blätter Text in demselben Format in schöner typographischer Ausstattung enthält, kostet nur 1,50 Mark. Das alte und neue Testament haben im Ganzen fünfzig Lieferungen, also hundert Kunstblätter.

* * *

Die **Holzschnitte und Stiche Dürers,** wie die seiner bedeutenden Zeitgenossen — lebte er doch in einer Periode, wo dieser Zweig der Kunst blühte, wie seitdem nie! — sind leider bei weitem nicht genug bekannt und gewürdigt. Und doch wäre eine Anleitung zum Studium gerade jener Meister, die Gewöhnung des Auges an ihre Technik und die Aneignung von Verständniß für die Schönheit derselben, das beste Mittel, dem Publicum den rechten Maßstab für die Würdigung unserer eigenen Leistungen auf diesem Gebiete, wo nur zu oft über die Virtuosität der Ausführung die Stillosigkeit übersehen wird, in die Hand zu geben. Freilich die Art, wie jene Kunst jetzt geübt wird, die Anforderungen, die an dieselbe gestellt werden, sind so ganz andere geworden, daß wir uns von dem Pfade, den jene Meister so ruhmvoll beschritten, völlig abgewandt haben. Lange sind indeß der Popularisirung jener Werke der unerschwingliche Preis und die Seltenheit der Originale, die Mittelmäßigkeit der Reproductionen ein Hemmniß gewesen — nun möchte man das alte Gleichniß von der Lanze des Achilles anwenden, welche die Wunden heilt, die sie geschlagen. Seit einiger Zeit ist man durch fortgesetzte Vervollkommnung des Mechanischen bei diesem Verfahren, besonders durch Verwendung der Photographie in die Lage gekommen, jene so unfindbar seltenen Kunstwerke völlig getreu nachzudrucken. So besaßen wir schon eine Reihe von schönen Nachbildungen einzelner Werke Dürers, die dadurch zwar noch nicht zum Gemeingut, doch dem Beutel auch anderer Leute, als Könige und Millionäre, erschwinglich werden. Jetzt aber erscheint ein Werk, das sämmtliche Kupferstiche Dürers umfassen soll. Dem Kunsthändler Sigmund Soldan gebührt das Verdienst, dieses Unternehmen ins Werk zu setzen. In Obernetters Atelier werden die einzelnen Stiche in Originalgröße nach den Blättern der Münchener Sammlung in unveränderlichem Lichtdruck hergestellt; Wilhelm Lübke schreibt den Text: sein Name wird dem Werke mehr zur Empfehlung gereichen, als unser bester Wille und unsere besten Worte es vollbringen könnten. Die Sammlung soll 104 Blätter enthalten und wird in 10 Lieferungen erscheinen; der Preis jeder Lieferung beträgt 15 Mark. Uns liegt die erste vor, die außer bekannten auch einige der seltensten und schönsten Blätter enthält. Zum Lobe der Ausführung glauben wir gar nicht genug sagen zu können. Phantastisch wäre es behaupten wollen, man könne diese Facsimiledrücke von den Originalen nicht unterscheiden: in gewissem Sinne sind sie schöner als jene; denn sie geben Linie für Linie, Punkt für Punkt, genau bis auf die Farbe des Papiers, die Vorlage wieder, ohne doch, wie jene, die Spuren der Zeit an sich zu tragen. Wir wünschen dem prächtigen Werk aus warmem Herzen den vollen Erfolg, den es verdient.

Von der **Germania,** Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr (Stuttgart, Verlag von W. Spemann), über die wir vor kurzem eine eingehendere Besprechung gebracht haben, ist eine billigere Ausgabe (dritte neu durchgesehene Auflage) in etwas kleinerem Format erschienen, etwa im Format der „Gartenlaube". Der Text ist natürlich mit der großen Ausgabe identisch und von den Bildern sind die schönsten in der Originalgröße oder in Reduction übernommen. Die Empfehlungen, die wir dem großen Werke mit auf den Weg gegeben haben, gelten auch für diese Volksausgabe.

* * *

Von dem illustrirten großen Sammelwerk **Unser Vaterland,** geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands und Oestreichs (Stuttgart, Verlag der Gebrüder Kröner), das gleichfalls schon eine Besprechung in diesen Blättern gefunden hat, ist nunmehr die erste Lieferung einer neuen Serie erschienen: „Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee" geschildert von Edmund Höfer und Otto Rüdiger, illustrirt von Gustav Schönleber im Verein mit andern Künstlern. Wir beschränken uns für heute auf diese Anzeige.

* * *

Von dem bei Paetel in Berlin erscheinenden von uns schon besprochenen Prachtwerke **„Spanien"** sind die Lieferungen 17—23 erschienen, Cordova, Sevilla und Granada behandelnd.

* * *

Meisterwerke der Holzschneidekunst aus dem Gebiete der Architektur, Sculptur und Malerei. (J. J. Weber, Leipzig.) Die Webersche Verlagsbuchhandlung in Leipzig, deren dauernder Ruhm es bleiben wird, zuerst in Deutschland, und damals unter den ungünstigsten Verhältnissen, eine gute illustrirte Zeitung ins Leben gerufen zu haben, erwirbt sich mit dieser Veröffentlichung ein neues Verdienst um die Popularisirung guter Bilder. Aus den zahlreichen Holzschnitten, welche die „Illustrirte Zeitung" im Laufe des Jahres veröffentlicht, trifft sie eine Auswahl derjenigen bildlichen Darstellungen, die durch den künstlerischen Werth des Originales oder durch das stoffliche Interesse oder durch die xylographische Wiedergabe besonders beachtenswerth sind. Die Verlagshandlung will durch diese Veröffentlichungen dem gesammten Publicum — also auch Denjenigen, die durch ihren Wohnsitz nicht in der angenehmen Lage sind, die großen Kunstausstellungen, die interessanten Neubauten in den Hauptstädten, die bedeutenden Werke der Plastik zu besichtigen — Gelegenheit geben, diese künstlerischen Werke in guten Holzschnitten kennen zu lernen. Sie bezeichnet das Unternehmen als ein Museum im Kleinen, als eine „permanente Kunstausstellung am traulichen Familientisch". Allmonatlich erscheint eine Lieferung mit acht Bilderseiten in Folio und erklärendem Text zum Preise von 1 Mark. Zwölf Lieferungen bilden einen Band. Der Preis ist, wie man sieht, ein sehr geringer und ermöglicht selbst für bescheidene Börsen die Anschaffung dieses schönen und unterhaltenden Bilderbuches. Die Holzschnitte sind vorzüglich.

Diesem Unternehmen schließt sich ein zweites, noch fruchtbringenderes an: **„Bilder für Schule und Haus",** gleichfalls ein Lieferungswerk, dessen erster Band uns abgeschlossen vorliegt. Ueber den Zweck dieser Sammlung gibt schon der Name genügende Aufklärung. Der Text entstammt der Feder Albert Richters und Ernst Langes und ist eine Leistung, die des Rufes der beiden Leipziger Schulmänner würdig ist — populär und gehaltvoll. Die Illustrationen sind durchweg gut, einzelne vorzüglich. Ein solches Volksbuch für einen so geringen Preis herzustellen — die Lieferung kostet eine Mark — ist nur unter den Ausnahmeverhältnissen möglich, indem man die alten Clichés so verwerthet.

* * *

Kunsthistorische Bilderbogen. (Leipzig 1880, Verlag von A. Seemann.) Zu diesem vortrefflichen Werke ist jetzt der Supplementsband erschienen, welcher die Kunst des XIX. Jahrhunderts behandelt. Die Bilderbogen sind hauptsächlich zu didaktischen Zwecken zusammengestellt, für den Gebrauch bei öffentlichen Vorlesungen, sowie zum Unterricht in der Ge-

Digitized by Google

schichte und Aesthetik an höheren Unterrichtsanstalten. Das Supplement enthält bildliche Darstellungen aus der Malerei der modernen Culturvölker, aus der Architektur, Plastik und dem Kunstgewerbe und außerdem die Porträts bedeutender Künstler.

* * *

Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Ein höchst elegant ausgestatteter Band im Format von „Nord und Süd" mit Beiträgen von Georg Ebers, W. H. Riehl, Heinrich Homberger, Wilhelm Jensen, Karl Braun, Friedrich Pecht u. s. w. und zwölf Kunstblättern in prächtigen Radirungen, von denen wir nur den „Freibeuter" von Ludwig Knaus, radirt von Fromberger, „Brigitta" von Benjamin Vautier, radirt von demselben Künstler, „Kaffeeschwestern" von Gysis, radirt von Hecht, „Gute Freundschaft" von Rumpler, radirt von Unger als besonders gelungen hervorheben wollen. Das ganze Werk empfiehlt sich schon durch sein Aeußerliches, den geschmackvoll componirten Einband, als Festgeschenk.

* * *

Im Verlage von Friedrich Bassermann in München sind einige sehr originelle illustrirte Werke erschienen. Auf das neuste Werk von Wilhelm Busch, „Stippstörchen", haben wir schon gelegentlich der Besprechung des Meyerheim'schen ABC hingewiesen. Von demselben Humoristen sind die „Bilderpossen" sehr ergötzliche, tolle Schwänke aus früherer Zeit in neuer Auflage erschienen.

Künstlerlaunen betitelt sich ein hübsches Werk mit Kunstblättern von Dietz, F. A. Kaulbach, Hugo Kaufmann, Seitz, Zügel u. s. w. und Gedichten von Karl Stieler, dem Schwabenmajer u. s. w. Die zinkographischen Reproductionen geben die Originalzeichnungen mit vollkommener Treue und guter Wirkung wieder.

Von dem originellen Werke **Allotria** vom Schwabenmajer ist die zweite billige Ausgabe erschienen.

* * *

In einer neuen Ausgabe tritt uns die bei A. Dürr in Leipzig erscheinende vortheilhaft bekannte **Volksliedersammlung** G. Scherers wie völlig neu entgegen. Die Noten zu den einzelnen Liedern sind fortgelassen worden und trotzdem ist diese Ausgabe beinahe doppelt so stark, wie die erste. Auch die Ausstattung hat gewonnen: an Stelle des wenig gelungenen Titelbildes von Schwind ist eine hübsche Zeichnung Thumanns getreten, die Illustrationen sind vermehrt, ein buntgedruckter Pappband hält das Werk zusammen. Die einzige Aenderung, mit der wir uns nicht befreunden können, ist die Tilgung der Noten: ein Volkslied ohne Musik ist wie eine Geige ohne Boden. — Gleichfalls bei Dürr sind Scherers Gedichte in dritter, von Thumann mit anmuthigen Silhouetten gezierter Ausgabe erschienen. — Wir erwähnen beiläufig, daß auch W. Hertz in Berlin (Besser'sche Buchhandlung) einen von Scherer zusammengestellten Band Volkslieder unter dem Titel **„Jungbrunnen"** herausgegeben hat. Diese Ausgabe ist in der Ausstattung ganz schlicht und hat nur als Titelbild einen Kupferstich nach einer reizenden Zeichnung Meister Ludwig Richters.

Im Verlage von Alex. Duncker in Berlin ist soeben ein Kindermärchen **„Sonnenscheinchen"**, von Julius Lohmeyer erschienen. Indem wir den Namen des Verfassers nennen, glauben wir auf jedes Wort des Lobes verzichten zu können — jener ist dem Buche Empfehlung genug. Es bleibt uns nur die Ausstattung zu rühmen, welche die Verlagshandlung dem Buche gegeben hat. Schöner, großer Druck, wie er für das Kinderauge angenehm ist — wundervolle, lebhafte Illustrationen, nach Aquarellen von Carl Gehrts von Aug. Kürth in Leipzig in vorzüglichem Buntdruck wiedergegeben. Schreiber dieser gehört zu den wärmsten Bewunderern des Gehrts'schen Talentes, bekennt jedoch, daß das Können jenes Zeichners ihm noch nie soviel Respect abgefordert hat, wie hier durch die Vollkommenheit, womit er sich all der Reize, die eine jugendliche Phantasie zu locken vermögen, bemächtigt. Ich kann mir denken, wie schon der Einband auf einem Weihnachtstische das Kinderauge fesseln müßte — der Schwarz- und Golddruck auf dem weißen Grunde — fürwahr, es ist ein Jahrgang in der Kinderliteratur, der sich gut anläßt!

* * *

Die Hofbuchhandlung von Adolf Ackermann in München hat die „Liliput-Ausgaben", die sie im vorigen Jahre mit den „Räubern" eröffnete, fortgesetzt. Das neuste Bändchen enthält die **„Leiden des jungen Werther"** nach der Originalausgabe von 1774 copirt, respective auf das denkbar kleinste Format reducirt. „Gedruckt in der Werkstatt der Heinzelmännchen", setzt die Verlagshandlung auf den Titel. Das ganze Buch hat bequem in einem Portemonnaie von mittlerer Größe Platz. Es sind wohl die kleinsten Typen gewählt, die für ein Buch jemals zur Anwendung gekommen sind. Trotz dieser lächerlichen Kleinheit der Typen ist die Schrift sehr scharf. Kurzsichtige Augen lesen das Werk in dieser Ausgabe mit großer Leichtigkeit. Das niedliche kleine Buch, das sehr hübsch gebunden, ist eine allerliebste Spielerei für Bücherfreunde. Noch eine Frage: ist das Buch wirklich in diesen mikroskopischen Lettern gesetzt? oder hat die Zinko-Phototypie mitgewirkt?

* * *

„Das Weltalter des Geistes im Aufgange", der 5. Band von M. Carrieres Werk über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit ist als „Literatur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert" in einer polnischen Uebersetzung von Pietra Chmielowski zu Warschau erschienen. Ein polnischer Künstler, der des Deutschen mächtig ist, rühmt sie als wohlgelungen, besonders auch in Bezug auf die metrische Wiedergabe von Dichtersprüchen, und bemerkt dabei, daß der Uebersetzer in der Vorrede einige kleinere und größere Stellen bezeichne, welche er der russisch-polnischen Verhältnisse wegen ausgelassen habe; einen Ersatz dafür biete seinen Lesern die ausführliche Schilderung der polnischen Literatur der Neuzeit, die als Anhang dem Werke beigefügt und anziehend geschrieben sei. Vielleicht kann ein des Polnischen kundiger Mitarbeiter darüber berichten. Der Uebersetzung ist eine Darstellung von dem Bildungsgang und der Weltanschauung des Autors vorausgesandt, welcher die von der „Gegenwart" veröffentlichte Selbstbiographie M. Carrieres zu Grunde liegt.

Man hat das vergangene Jahr einen „Goethe-Frühling" genannt — und es ist in der That durch die Berliner Faustaufführungen viel gethan, Goethes größtes Werk auch geistig Abgeschlosseneren näher zu rücken. An solche Kreise scheinen sich auch zwei Werke zu wenden, die jüngst erschienen sind. Das eine **„Goethes Faust"**. Erster und zweiter Theil, erklärt von Oswald Marbach (Stuttgart, J. G. Goschen) ist aus Heften zusammengestellt, die der Verfasser in den vierziger Jahren und neuerdings seinen akademischen Vorlesungen über die Dichtung zu Grunde legte. Die Einleitung behandelt kurz „die Aufgabe" — nämlich wie der Faust zu lesen — „eine Episode aus dem Leben des Verfassers", die, wenn sie auch mit Goethe wenig zu thun hat, doch recht kennzeichnend für das Empfinden der Jugend zu jener Zeit und mit anziehender Frische geschrieben ist, endlich „den Bösen und das Böse", eine Art psychologische Erklärung des Dualismus. Daran schließt sich eine Paraphrase der Dichtung von Scene zu Scene, die dem, der völlig als Laie aber mit redlichem Willen, sich die Sache sauer werden zu lassen, an die Dichtung herangeht, das Verständniß wohl vielfach erleichtern mag. Wer Malmzähne hat, wird indessen wohl immer vorziehen, das Schöne nicht schon vorgekaut auf den Teller zu bekommen. — Auch das zweite Buch, **Faust** mit Einleitung und fortlaufender Erklärung von K. J. Schroer (Heilbronn, Gebr. Henninger), ist aus Vorträgen entstanden. Auf was für ein Publicum dieselben berechnet waren, geht aus den Anmerkungen, die von Zeile zu Zeile den Text begleitend den Hauptinhalt bilden, nicht recht deutlich hervor. Jene versuchen so ziemlich Alles zu erklären, wie die bekannten Minellius'schen Ausgaben, geben beispielsweise sogar eine Ableitung des Wortes ragoût — und sollen außerdem, nach des Verfassers Absicht, dem Schauspieler Fingerzeige geben — was wohl ein frommer Wunsch bleiben wird. Mit diesem, doch auf einen ziemlich laienhaften Leserkreis berechneten Theile harmonirt die stellenweise stockgelahrte Einleitung nicht recht. Sie behandelt außer dem obligaten Kapitel über die Entstehung des Faust die „Berszählung", den „Alexandriner im Faust", und den „Faust in Prosa" — will sagen, die von Scherer aufgeworfene Frage, ob Goethe nicht einen ersten Faust in Prosa geschrieben, der später in Verse umgearbeitet, der jetzigen Gestalt der Dichtung zu Grunde liege — lauter Dinge jedenfalls, die nur den Goethe-Philologen interessiren, und die jedenfalls zu sehr berechtigten Controversen veranlassen dürfen. Eine dankenswerthe Gabe ist ein Bericht über die Vorbereitungen zu der ersten Weimarer Faustaufführung 1829 nach Mittheilungen aus dem Munde Altmeister Laroches, dem damals Goethe selbst den Mephisto einstudirte. Zu bemerken ist noch, daß im Vorliegenden nur der erste Theil gegeben wird und, so scheint es, ein zweiter Band noch in Aussicht steht.

Digitized by Google

„Heinrich Rückerts Leben und Wirken" (Weimar, Hermann Böhlau) hat in des Verstorbenen langjähriger Freundin, Amélie Sohr, eine pietätvolle Darstellerin gefunden. Den Freunden und Verehrern des feinsinnigen Schriftstellers und tüchtigen Gelehrten wird das Buch eine willkommene Gabe sein, bietet es doch ausführliche und authentische Nachrichten über denselben, und sie werden der greisen Verfasserin, die wohl selbst an ein weiteres Publicum nicht gedacht hat, eine gewisse schriftstellerische Ungelenkigkeit gern zugute halten.

* * *

Um Eines kann uns wenigstens das Ausland beneiden: das ist die reiche Entwickelung unserer Trinkpoesie. Kein anderes Volk kennt jenen göttlich verklärten Rausch und Durst, wie wir ihn jederzeit verherrlicht haben. Und heutigen Tages, wo günstigsten Falles die letzten Reste ungepantschten Weines aufgetrunken werden, wo wir stets fürchten müssen, statt des reinen Rebenblutes chemische Teufelselixiere im Becher zu finden, erklingt das Lied vom Wein doppelt frisch und melodisch, gleich als wollte man den späteren Geschlechtern, die wohl nur noch Klagelieder aschgrauen Katzenjammers anstimmen werden, wenigstens die sichere Kunde überliefern, daß man einst einen Trank gehabt, der getrunken und besungen zu werden verdiente. Unter den Vertretern der Weinliteratur hat Friedrich Hornseck, dessen **Schenkenbuch** (Frankfurt a. M., Verl. von Heinr. Keller) jüngst in zweiter Auflage erschienen ist, jedenfalls einen hervorragenden Platz zu beanspruchen. Flotte Leichtigkeit, wie sie einen „Ausgepichten" kleidet, kennzeichnet seine Form — wie denn einige Uebertragungen Burns'scher Lieder, die er seiner Sammlung eingefügt hat, als geradezu mustergültig bezeichnet werden können — und der Inhalt ist der Form würdig. Leichtsinn, Liebe und Wein, das uralte Lebensprogramm des heiteren Greises von Teos, ist auch der seine, und doch klingt uns aus seinem fröhlichen Munde die alte, liebbekannte Weise völlig neu. Die anspruchslose Grazie, des Weines reizendstes Kind, entwaffnet lächelnd die schnödeste Kritik. Nicht Alles freilich wird selbst der Dichter für klassisch ansehen — dem vielen Guten ist hier und da auch Vergängliches beigemischt — darüber hinaus ragen aber einige Lieder von vollkommener Schönheit. Man lese nur den „Prolog", der die zweite Abtheilung eröffnet:

Nicht die Rose, nein die Rebe
Führ ich stolz als Wappenbild,
Seit ich trinke, lieb' und lebe
In dem ahnenlosen Schild.

Nicht die Rose — ihrer Schöne
Weih' ihr Lied die Nachtigall;
Doch das meine schmück' und kröne,
Rebe, dich allüberall.

Und es rauscht um Berg und Hügel,
Wo du wonnesam gedeihst,
Mit dem Weine Gluth und Flügel
Allen Menschenherzen leihst.

Du der Schöpfung Preis und Krone,
Aller Allmacht Glanz und Zier,
Einzig flammt und glüht die Sonne
Zu vergeist'gen sich in dir.

Vorgeschmack der Höllenqualen
Würde sie der Welt nur sein,
Schafftest ihre Flammenstrahlen
Du nicht um in Feuerwein.

Und wo wir vergeblich schürfen,
Finden deine Wurzeln Gold,
Daß im Becher wir's dann schlürfen,
Wunderthätig, wunderhold.

Und so lass' ich Euch die Rose
Mit der duft'gen Dornenpracht
Sammt dem Nachtigallgekose
In der milden Sommernacht.

Nicht die Rose, nein die Rebe
Führ in Schild ich und Panier.
Und solang ich sing' und strebe,
Weih ich Geist und Lieder ihr!

Als die Krone des Ganzen stellen sich die „Rheingauer Fresken" — Loblieder auf die einzelnen berühmten Weinberge — dar, besonders prächtig die breitbehagliche Weintheologie in der Mähr von den Johannisberger Benedictinern. — Auch in den Liebesliedern klingt das Echte, Eigene des Tones anmuthig in das Ohr — es ist, selbst wenn der Dichter von Schmerzlichem berichtet, so gar nichts Gemachtes dabei! Ich wähle aus diesen Gedichten noch eines aus — nicht als ob ich es für das beste hielte! — aber es spricht sich darin eine Schlichtheit des Gefühls, eine keusche Zurückhaltung aus, die mir besonders zum Herzen geht:

Hatt' ihr ein Ringlein gegeben,
Ein Ringlein von eitel Gold,
Das durch ihr ganzes Leben
Am Finger sie tragen sollt!

Drauf bin ich fortgezogen
Hinaus in die weite Welt,
Und habe mein Glück auf die Wogen
Und auf das Ringlein gestellt.

Und als das Meer verschlungen
Mein Schifflein in wilder Fluth,
Da hab' ich gelacht und gesungen:
Mein Mägdlein ist treu mir und gut!

Doch als ich wiedergekommen
Und an ihr Fenster geklopft,
Hat fremd sie mich aufgenommen,
Daß heiß mein Auge getropft.

Da sah ich nach dem Ringlein:
Ihr Finger, der war leer —
O Ringlein, goldenes Ringlein,
Du fielst wohl auch in das Meer!

Ich bin überzeugt, daß das „Schenkenbuch" dem Dichter schon viel geistige Freunde erworben hat — und einem Jeden, der es jetzt erst kennen lernt, wird er sich gleich in das Herz singen. Möchten diese Zeilen etwas dazu beitragen, den Kreis seiner Verehrer zu erweitern.

* * *

Ein neues fünfactiges Trauerspiel von Kruse, **„Raven Barnekow"**, Leipzig, Hirzel, hat soeben die Presse verlassen. Es behandelt eine Episode aus der pommerschen Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, eine jener zahllosen Fehden zwischen Stadt und Landesfürst, wie sie den Hauptinhalt unserer Annalen aus jener Zeit bilden. Bei der Lecture wird einem manchmal etwas unbehaglich zu Muthe, denn es ist ziemlich ausführlich von allerlei unangenehmen Todesarten die Rede: die scheußliche Art, wie der Titelheld umkommt, — was übrigens schon im dritten Acte geschieht, — wird zweimal des breiteren beschrieben. Auch sonst kommt einiges Sonderbare in dem Stücke vor. Daneben aber enthält es einige so hinreißend schöne Stellen, daß Referent, der sich gegenüber einem blos gelesenen Bühnenwerke überhaupt nicht recht sicher fühlt, sich vorbehalten muß, auf den „Raven Barnekow", als auf das Werk eines unsrer bedeutendsten dramatischen Dichter, noch einmal zurückzukommen.

* * *

L. Ganghofers und H. Neuerts prächtiges Volksstück **„Die Herrgottsschnitzer von Oberammergau"**, das schon gelegentlich der hiesigen Aufführung in diesen Blättern eine Besprechung erfahren hat, ist jetzt im Buch erschienen, Augsburg, B. Schmid. Wer nicht Gelegenheit gehabt, das gemüthliche und humorvolle Schauspiel zu sehen, dem empfehlen wir es dringend zur Lecture — es ist eine Wollust, hier unverfälschten „Erdgeruch" zu athmen.

* * *

Referent ist der Sohn eines Arztes, eines Arztes noch dazu, der in einem als solchen berüchtigten Kinderbad lange Jahre prakticirt hat — es wird sich also hoffentlich Niemand wundern, wenn er im Interesse des arg gequälten Standes, dem leider sein Vater angehört, einer der neuesten Publicationen des Reißner'schen Verlages in Leipzig die Auflagezahl von Zolas Nana wünscht. Es handelt sich um **„Das erste Kind, wie's lacht und schreit** — den bangen, jungen Müttern, die gleich bei jeder Kleinigkeit vor Todesangst erzittern, in heitrer Verse leichtem Kleid von Doctor Medicus geweiht". Ich gestehe offen, daß ich diesem Schriftchen gegenüber nicht ganz unparteiisch sein kann: mich

Digitized by Google

besticht die gute Gesinnung, wovon es strotzt. Und so versage ich mir denn — blutenden Herzens allerdings, aber heroisch! — jedes nähere Eingehen auf seinen Inhalt und bemerke nur noch, daß es einem Cyklus von Werken angehört, welche die genannte Verlagshandlung zu ungewöhnlich billigem Preis herausgibt, um, wie sie erklärt, die Deutschen daran zu gewöhnen, gleich anderen Culturvölkern ihre literarischen Bedürfnisse durch Anlegung einer Hausbibliothek, nicht aus Leihbibliotheken, durch „Bücherborgen und dergleichen unserer selbstbewußten Wohlhabenheit und Bildung wenig entsprechende und veraltete Mittel" zu befriedigen. Ehren wir diesen frommen Kinderglauben! C. G.

* * *

„Stimmen der Weihnacht", Leipzig, W. Friedrich (Verlag d. Magaz. f. Literatur des Ausl.), nennt Dr. Johann Fastenrath eine Sammlung, von Uebersetzungen der Lieder Aguileras. Des poetisch Bedeutenden ist nicht eben viel darin, dafür fällt hie und da auf spanischen Weihnachtsglauben und Weihnachtsbrauch ein Streiflicht, und so wollen wir Fastenraths Gabe nicht gerade zurückweisen. Doch in Einer Beziehung täuscht er sich, fürchte ich, entschieden. Er setzt gegen den Schluß der Vorrede: „Möchten die spanischen Stimmen aus der heiligen Nacht auch den Weihnachtsbaum der deutschen Jugend umflüstern!" Er übersieht hier ganz, daß die deutsche Weihnachtsfeier auf völlig anderer Grundlage beruht, als die spanische, bei der das Element religiöser Anschauungen weit überwiegt; deshalb würden, glaube ich, diese „Stimmen der Weihnacht" bei der deutschen Jugend wenig Anklang finden. Ziemlich komisch klingt der Schluß der Vorrede: „Es sind Aguileras Lieder, Romanzen und Sprüche, und nur das letzte: „Was die Weihnachtsglocken läuten", ist mein. Doch habe ich eins meiner Gedichte: „Eine Weihnachtsgabe für Murcia" noch hinzugefügt, um die Erinnerung festzuhalten an das, was unser Köln in diesem Jahre für die überschwemmte spanische Stadt gethan." Da dies Büchlein in dem Jahre erscheint, das Köln und dem deutschen Volke das herrlichste Angebinde, die Vollendung des Kölner Domes, des unvergleichlichen Denkmals der Kirche, der Kunst und des Vaterlandes gebracht hat, so sei es mir vergönnt, dies Werkchen mit einem Gedichte zu schließen, welches ich der Vollendung unseres Wunderbaues gewidmet." Wie zart! wäre ich nicht so vorsichtig darauf vorbereitet worden, nicht eins, nein drei Gedichte des Verfassers der Sammlung einverleibt zu sehen — wer weiß! vielleicht hätte mich die Freude übermannt. C. G.

* * *

„Der Messias von Bayreuth" (Feuilletonistische Briefe von Theodor Goehring. Stuttgart, Richter & Kappler.) — klingt das nicht pikant? Jeder, der einen literarischen Speisezettel zu lesen versteht, wird ein stark gepfeffertes und gewürztes Gericht finden. Unbesorgt! Der Verfasser ist ein harmloser Mensch, der, belebt von wirklich schöner, warmer Begeisterung für die Musik, sich redlich abgemüht hat, als „Dilettant" sich Klarheit über das Schaffen Wagners zu verschaffen, und der nun, was er gefunden, zum Nutzen Anderer bekannt macht. „Ich bin mit den Wagnerianern etwas derb umgegangen," sagt er fast entschuldigend am Schluß; indeß ich gestehe, daß ich nichts gar so arges gefunden, und glaube versichern zu können, daß jene Herren an ganz andere Püffe gewöhnt sind — machen sie es doch selbst nicht eben glimpflich. — Das oben erwähnte Resultat ist das, wozu so ziemlich Alle kommen, die sich für die Wagnerfrage interessiren, ohne doch entschieden Partei zu nehmen —: es muß irgend etwas daran sein! Geschrieben ist das Buch mit einer gewissen burschikosen Flottheit — bisweilen wird man von der glücklichsten Wendung frappirt, die dennoch den Eindruck der unmittelbar gefundenen macht, anderwärts verstimmt wohl das Gefühl, einen Stil vor sich zu haben, der nicht sorgfältig genug nachgefeilt ist.

* * *

Drei plattdeutsche Erzählungen von Klaus Groth. Berlin 1881, Freund & Jeckel.

Das Plattdeutsche ist in neuerer Zeit eine Modesache geworden und die einschlägige Literatur hat sich in Folge dessen stark vermehrt. Wenn wir unter diesen mannichfaltigen Veröffentlichungen auch einigen von literarischem Werthe begegnen, so ist doch die große Mehrzahl von so geringer Bedeutung, daß es doppelt erfreulich ist, auf diesem Gebiete einmal wieder einem wirklich Berufenen zu begegnen, oder, wenn dieser Superlativ gestattet sein soll, dem Berufensten. Zwar ist in dem vorliegenden Buche nicht Alles neu; zwei dieser Erzählungen erschienen bereits vor Jahren unter dem Titel „Vertellen" und nur die dritte „Witen Slachters" ist noch nicht in Buchform veröffentlicht. Jedoch hat die erste und umfangreichste Geschichte „Wat en Holsteenschen Jung drömt, dacht un beleevt hett vör, in un na den Krieg 1848" eine so bedeutende Umarbeitung und Erweiterung gefunden, daß sie als eine vollständig neue Arbeit betrachtet werden kann.

Klaus Groth besitzt eine große Gabe, aus der Anschauung des Volks heraus zu schreiben. Niemand, der diese Geschichten ohne nähere Kenntniß der Verhältnisse liest, wird auf den Gedanken kommen, daß sie einem gelehrten Universitäts-Professor ihren Ursprung verdanken, so sehr tragen sie den echten Erdduft der Scholle an sich, aus welcher sie hervorgewachsen sind. Einfache Schicksale einfacher Menschen werden uns vorgeführt, es sind Dorf- und Kleinstadt-Geschichten, aber von einer Gesundheit und Lebenswahrheit und einer Kraft der Charakterschilderung, die in unserer Literatur überaus selten ist. Solche Erzählungen wie diese, hervorgegangen aus der Liebe zu heimatlichem Wesen und zu heimatlicher Eigenart, sind wahre Schätze unserer Literatur, denn sie sind geschöpft aus Quellen, die aus der Tiefe kommen.

Nord un Süd:
De Welt is wit!
Ost un West —
To Hus is best.

H. S.

Bibliographie.

Neue Erscheinungen.

Heucking, H. E. Die Sixtinische Madonna in ihrer sittlichen Wirkung. Mit Vorwort neu herausgegeben von S. P. 8. 38 S. Stuttgart 1880, J. B. Metzler.

Hübbe-Schleiden, D. J. U. Ueberseeische Politik, eine kulturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern. gr. 8. XV u. 257 S. Hamburg 1881, L. Friederichsen & Co.

Luthardt, Dr. Ernst Chr. Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Consequenzen. Vorträge über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft. 8. 260 S. geh. 5. —, geb. 6. 20. Leipzig 1880, Dörffling & Franke.

Weitbrecht, Carl. Gedichte. Neue Ausgabe. kl. 8. 275 S. brosch. 3. —, geb. 4. —. Stuttgart 1880, Adolf Bonz & Co.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Einundzwanzigste und Zweiundzwanzigste Abtheilung. gr. 8. Berlin 1880, G. Grote. à 3. —

Boerckel, Alfred. Frauenlob. Sein Leben und Dichten. 8. 106 S. Mainz 1880, Victor v. Zabern.

Langlotz, Karl Wilhelm. Die Religion der Wahrheit. Auf Grund naturwissenschaftlicher Studien leicht faßlich dargestellt. 8. 193 S. Berlin 1880, Wilhelm Ißleib.

Noiré, Ludwig. Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. I. Philosophischer Theil. II. Technologischer Theil. gr. 8. 397 S. Mainz 1880, J. Diemer.

Rethwisch, Dr. Conrad. Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. gr. 8. 218 S. Berlin 1881, Robert Oppenheim.

Roßmann, Wilhelm. Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Reisebriefe. 8. 431 S. Leipzig 1880, Fr. Wilh. Grunow.

b. Fortsetzungen.

Biedermann, Carl, Dr. Deutschland im 18. Jahrhundert. IV. Band. gr. 8. XIII u. 802 S. Leipzig 1880, J. J. Weber.

Bilder für Schule und Haus. 7. Lfg. Fol. Leipzig, Verlag der Expedition der Illustr. Zeitung (J. J. Weber). —. 50

Conrad, J, Dr. Jahrbücher für Nationalökonomie u. Statistik. N. F. I. Band. 1. u. 2. Heft. 8. 204 S. u. 5 Tafeln. Jena 1880, Gustav Fischer.

Danzel u. Guhrauer. G. E. Lessing. 2. Aufl. 2.—6. Lfg. 8. Berlin 1880, Th. Hofmann. à 1. —

Klein u. Thomé. Die Erde und ihr organisches Leben. 13.—17. Lfg. 8. Stuttgart 1880, W. Spemann. à —. 50

Kretschmer u. Rohrbach. Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 2. u. 3. Lfg. gr. 4. Leipzig 1880, J. G. Bach. à 4. —

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedr. Spielhagen's
neueste Werke:

Quisisana.
Dritte Auflage.
Broschirt M. 6.—, elegant gebunden M. 7.—

Platt Land.
Zweite Auflage.
2 Bände, brosch. M. 12.—, eleg. geb. M. 15.—

Elegante u. solide
BUCH-EINBÄNDE
Specialität:
Halbfranzbände
Liebhaber- (Elzevir) } Band
(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)
Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*
Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung
Carl Fraenkel
BERLIN, W.
Französische Str. 33d.

Soeben erschienen in meinem Verlage:
Paul Heyse,
Frau von F. und Römische Novellen.
Inhalt:
Frau von F. Die talentvolle Mutter. Romulusenkel. Die Hexe vom Corso.
Eleg. geh. 6 M., eleg. geb. 7 M. 20 ₰.

Theodor Fontane,
Grete Minde.
Nach einer altmärkischen Chronik.
Novelle.
Klein Octav. Geheftet 3 M.
Geschmackvoll geb. mit Goldschn. 4 M.
Berlin. **Wilhelm Hertz**
(Bessersche Buchhandlung).

Wer täglich über eine Mußestunde zu verfügen hat u. diese in der denkbar anregendsten u. nützlichsten Weise verwerthen will, — der wähle, was d. Jugend wie d. Alter Vortheil u. Genuß bietet: er lerne **Engl., Franz.** od. **Deutsch,** bzw. vervollkommne sich darin. Das interessanteste u. bewährteste, durch 25jähr. Erfahrung vervollkommnete Mittel, diese Sprachen ohne Lehrer (auch zu erlernen, bietet der v. den Professoren Dr. v. Dalen, Lloyd, Langenscheidt u. Sanders herausg., z. Th. in 29. Aufl. erschien. briefl. Unterricht n. d. Meth. Toussaint-Langenscheidt (Origin. nicht Nachahm.) ist für jed. Gebild. umsomehr v. (Post-Anw.) kostenden Prospekt Interesse, als ihm garantirt werden kann, daß er nebst Prospekt ist für jed. Gebild. umsomehr v. Interesse, als ihm garantirt werden kann, daß er daraus ganz gewiß „für eine Mark Englisch, Franz. od. Deutsch" erlernt. Zu adress.: Langenscheidt'sche Verl.-Buchhdlg. (Prof. G. Langenscheidt), Berlin SW., Möckernstr. 133. Die Einsichtsendung v. 1 M. obebrief jed. Spr.

Soeben erscheint in unserm Verlage:
Fürst Bismarck. Bd. III.
Sein politisches Leben und Wirken
urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt
von
Ludwig Hahn.
Vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten.
Dritter Band bis 1879.
Eleg. geh. M. 11.—, gebd. M. 12.50. (Die ersten beiden Bände erschienen 1878 und kosten je M. 11.— geh., geb. M. 12.50.)
Berlin NW., Marienstr. 10. **Besserische Buchhandlung (W. Hertz.)**

Für Kunstfreunde.
Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** SW., Krausenstraße 36, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Im Verlage von **A. Hofmann & Co.** in **Berlin** erschien soeben:
Kladderadatsch-Kalender für 1881.
Mit Beiträgen von E. Dohm, J. Trojan, Jul. Stettenheim u. A.
Reich illustrirt von W. Scholz.
Allen Freunden des Humors u. geistvoller Satire bestens empfohlen.
In geschmackvollem Farbendruckumschlag.
Preis 1 Mark.

Neues von G. zu Putlitz.
Rafaella.
Novelle von G. zu Putlitz.
Orig.-Bd. m. Goldschn. 3 M.
Richter u. Kappler
Stuttgart.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
A. Litzer, (Verfasser des Trauerspiels „Die Hexe") **Winternächte,** Gedichte.
8. Geh. M. 4.—, reich in Goldschn. geb. M. 5.—
Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

In meinem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Der Musikkenner.
Von
Eugen Weidemann.
Eleg. broch. M. —.80.
Eine Satire, die manche Auswüchse unseres Musiklebens geistreich beleuchtet.
Wilh. Helm's Verlag in **Riga.**
Bei direkter Einsendung von 80 Pfennigen in Briefmarken (in Oesterreich 40 Nkr., in Frankreich 60 Centms.) erfolgt Francosendung v. d. Verlagshdlg.

G. Freytag's
neuer Roman.
Soeben wurde ausgegeben:
Aus einer kleinen Stadt.
Von
Gustav Freytag.
Auch unter dem Titel:
„**Die Ahnen.** Roman von G. Freytag. 6. Bd."
Ein Band in Octav. Preis: M. 6.—
Eleg. gebunden M. 7.—
Mit diesem neuen Bande von „**G. Freytag's Ahnen**" hat der Roman seinen Abschluß gefunden. —
Das Werk ist vollständig in 6 Bänden und elegant gebunden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Leipzig. Verlag von **S. Hirzel.**

Hierzu Beilagen von folgenden Verlagsbuchhandlungen: J. G. Cotta'sche Buchhdlg in Stuttgart, Administration des Deutschen Salonblattes in Wien, Edwin Schloemp in Leipzig, E. A. Seemann in Leipzig, B. G. Teubner in Leipzig und Georg Stilke in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 11. December 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Samstag erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: „Das Zeitalter des Dampfes." Von Franz Woas. — **Literatur und Kunst:** Der Hohenstaufen Ahn. Von Martin Greif. — Meister Amor. Roman in zwei Bänden von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Paul Lindau. — Betrachtungen über die Höflichkeit. Von Robert Volz. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Die deutsche Kunstgewerbe-Halle im Rothen Schlosse zu Berlin. Von Willibald König. — Notizen. — Inserate.

„Das Zeitalter des Dampfes."

Bald wird des Dampfes Kraft den flücht'gen Wagen
Die Straß' entlang,
Die träge Barke durch die Wellen tragen
In sichrem Gang;
Ja auf des Windes leichtbewegten Schwingen,
Durch's luft'ge Reich
Ein neu Gefährt zum fernsten Ziele bringen,
Dem Adler gleich.

Erasmus Darvin. 1788.

Diese Verse setzt der Director des königlich preußischen statistischen Bureaus Dr. E. Engel als Motto vor eine Arbeit, welche mit diesem Artikel denselben Titel führt. Die Leser dieses Blattes sind durch formgewandtere Verse verwöhnt, aber auch diese hier dürfen auf ein gewisses Interesse rechnen, weil sie — nahe an hundert Jahre alt — mit prophetischem Blicke Zustände vorausgesagt haben, in deren Mitte wir uns zum Theil, was Dampfwagen und Dampfbarke anbetrifft, jetzt befinden oder denen wir, wenigstens was den Luftwagen betrifft, mächtig entgegenschreiten. Der gelehrte Dichter wäre aber trotz seiner Sehergabe längst vergessen, hätte er nicht das Glück gehabt, einen Mann Freund nennen zu können, der sobald dem Schicksal des Vergessens nicht anheim fallen dürfte — nämlich den Vater der Dampfmaschine, James Watt. Vertraut mit den Zukunftsplänen des Erfinders, hat er diesen immer neu begeistert, wenn Zuversicht und Schaffenskraft am Widerstande der Zeitgenossen zu erlahmen drohten; deshalb möge man seinen Versen Gnade für Recht ergehen lassen!

Aber so kühn auch der poetische Gedankenflug dieser Freunde war, soweit es sich um die Erreichung der zunächst liegenden praktischen Zwecke handelte, so blieb er doch hinter der wirklichen Bedeutung der Erfindung für Wirthschaft und Cultur beträchtlich zurück. Gerade hierin hat der Dampf unerwartet große Erfolge gehabt, gerade hier fügt er immer wieder neue zu den alten; und wenn man für das halb unklare Gefühl, welches Jedem diese Wahrheit als etwas Selbstverständliches hinstellt, noch nach neuen Beweisen sucht, dann findet man dieselben in ausgibigem Maße in der erwähnten neuesten Schrift des Dr. E. Engel. Dieselbe ist wie viele andere des Verfassers ein Produkt von dessen amtlicher Thätigkeit. Wie man sich noch entsinnen wird, wurde auf Antrag des Bundesrathes beschlossen, detaillirte Dampfkesselzählungen in allen Bundesstaaten des deutschen Reiches vorzunehmen, nachdem Dr. Engel bereits in einer älteren Schrift auf die dringende Nothwendigkeit einer solchen hingewiesen hatte. In der That haben auch die Resultate der Gewerbezählung, die im Jahre 1875 vorgenommen worden ist, so lange nur einen beschränkten Werth, als man nicht genau über die in den verschiedenen Gebieten des Gewerbes benutzten Kraftmaschinen unterrichtet ist. Namentlich gestattet so lange die damals beliebte Eintheilung der Gewerbebetriebe in Klein- und Großbetriebe und die darauf basirte gesonderte Zählung keine sicheren Schlüsse auf die wirthschaftliche Bedeutung dieser beiden Betriebsarten.

Von allen deutschen Staaten ist nun Preußen mit dem besten Beispiele vorangegangen; es hat eine Aufnahme geliefert, wie man sie den Umständen nach nicht sachgemäßer und genauer denken kann. Ein großer Apparat ist dazu in Bewegung gesetzt worden; das königlich preußische statistische Bureau hat im Ganzen nicht weniger als 127,996 Formulare versandt; von diesen bezogen sich 55,373 auf die feststehenden Dampfkessel, 51,999 auf die feststehenden Dampfmaschinen, 15,259 auf Locomobilen und bewegliche Dampfkessel, 2941 auf Schiffsdampfkessel und Schiffsmaschinen und 2424 auf Dampfkesselexplosionen. Der bei weitem größte Theil dieser Fragebogen hat eine sachgemäße Beantwortung gefunden und ist mit einer Fülle von Notizen zurückgekommen; die Zahl der Ausgebliebenen beträgt noch nicht 1%.

Gezählt sind danach in Preußen 32,411 feststehende Dampfkessel aller Art, 5536 bewegliche Dampfkessel und Locomobilen, 29,895 feststehende Dampfmaschinen, 702 Schiffsdampfkessel, 623 Schiffsmaschinen und 6991 Locomotiven.

Vergleicht man diese Zahlen mit den Verhältnissen im übrigen Deutschland, so findet man, daß Preußen, wenn man die Zahl der Bewohner zum Maßstabe nimmt, noch nicht jene höchste Stufe in der Dampfbenutzung erreicht hat, welche unter allen deutschen Staaten das Königreich Sachsen einnimmt. Dort sind bis jetzt im Ganzen 4974 feststehende Dampfkessel gezählt; Preußen müßte also, um Sachsen gleich zu sein, bei seiner etwa zehnmal größeren Einwohnerzahl gegen 50,000 Dampfkessel zählen.

Was die absolute Zahl der Kessel betrifft, so steht Preußen erklärlicherweise gegen Frankreich zurück; hier wurden Ende 1875 schon 37,076 Dampfkessel für Kraftzwecke, allerdings einschließlich der Locomobilen, gezählt; während Oestreich dagegen durch Preußen ganz bedeutend in der Verbreitung der Kessel überragt wird, denn in diesem Lande wurden bisher nur 12,648 nachgewiesen. Ueber die Zahl der Kessel in weiteren Ländern gibt es keine zuverlässigen Angaben; dies ist namentlich mit Bezug auf England zu bedauern, da dies Land anscheinend allen anderen in der Anwendung der Dampfkessel beträchtlich überlegen ist.

Wenn man nun die einzelnen Provinzen Preußens für sich abgrenzt, so steht nach den Zählungsresultaten Rheinland mit

Digitized by Google

24,73%, (wovon im Regierungsbezirk Düsseldorf allein 12,99%) sämmtlicher 32,411 Kessel in Preußen an der Spitze der mit Dampf arbeitenden Industrie. Darauf folgt Schlesien mit 16,81%, Westfalen mit 15,13%, Brandenburg mit 11,41%, Sachsen mit 11,18%, Hannover mit 5,84%, Hessen-Nassau mit 3,30%, Pommern mit 3,02%, Posen mit 2,43%, Schleswig-Holstein mit 2,26%, Westpreußen mit 1,98%, Ostpreußen mit 1,85%, Hohenzollern mit 0,06%.

Von Interesse ist es ferner zu erfahren, wie sich die Zahl der 32,411 registrirten Kessel auf die einzelnen Gewerbebetriebe in Preußen vertheilt. Legt man die verschiedenen Gewerbegruppen und Klassen, auf denen die Gewerbezählung von 1875 basirt, auch hier zu Grunde, so erkennt man (trotzdem ja die reine Zahl der Kessel noch nichts über die wirkliche Intensivität der Dampfausnutzung aussagt) doch schon, daß der Schwerpunkt der preußischen Industrie vornehmlich im Bergbau und Hüttenwesen, in der Nahrungs- und Genußmittel-Industrie und der Textil-Industrie ruht. Rangirt man die verschiedenen Industrien nach dem Procentsatz der Gesammtanzahl Kessel, welche auf sie fallen, so erhält man nach den in der Gewerbezählung 1875 gemachten Aufnahmen für die hauptsächlichsten Zweige folgende Reihe: 1. Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen mit 34,34%; 2. Industrie der Nahrungs- und Genußmittel (nämlich Mahlmühlen, Zuckerfabriken, Brauereien und Mälzereien, Branntweinbrennereien und Destillationen) mit 23,58%; 3. Textilindustrie mit 11,54%; 4. Industrie der Maschinen, Werkzeuge und Apparate mit 5,50%; 5. Metallverarbeitung mit 4,85%; 6. Industrie der Steine und Erden mit 3,94%; 7. Industrie der Holz- und Schnitzstoffe mit 3,93%; 8. Papier- und Lederindustrie mit 3,45%; 9. chemische Industrie mit 2,55%; 10. Industrie der Heiz- und Leuchtstoffe 2,23%; 11. Verkehrsgewerbe (mit Ausschluß der Schiffsdampfkessel) 1,18%. Darauf folgen die Industrien mit weniger als 1% Antheil, nämlich Baugewerbe, polygraphische Gewerbe, Bekleidung und Reinigung, Handelsgewerbe, Land- und Forstwirthschaft, künstlerische Betriebe und Gewerbe für Beherbergung und Erquickung, während in der Fischerei und für häusliche Zwecke noch keine Dampfkessel als in Betrieb gezählt worden sind.

Nach der Zählung vom Jahre 1878 dagegen ergibt sich eine gewisse Verschiebung der Verhältnisse; denn die danach aufgestellte Reihe ist folgende: 1. Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen mit 29,19%; 2. Industrie der Nahrungs- und Genußmittel mit 25,56%; 3. Textilindustrie mit 10,61%; 4. Industrie der Werkzeuge, Maschinen und Apparate mit 4,53%; 5. Industrie der Holz- und Schnitzstoffe mit 4,21%; 6. Metallverarbeitung mit 3,94%; 7. Industrie der Steine und Erden mit 3,56%; 8. Papier- und Lederindustrie mit 3,23%; 9. Chemische Industrie mit 2,54%; 10. Industrie der Heiz- und Leuchtstoffe mit 2,30%; 11. Verkehrsgewerbe mit 1,79%; 12. Industrie der Bekleidung und Reinigung mit 1,19%; 13. Land- und Forstwirthschaft mit 1,01%. Hierauf folgen wieder die Industrien mit weniger als 1% Antheil, nämlich häusliche Zwecke, polygraphische Gewerbe, Baugewerbe, Handelsgewerbe, Gewerbe für Erquickung und Beherbergung, künstlerische Betriebe; in der Fischerei wurde auch diesmal noch keine Dampfunternehmung gezählt. Die Unterschiede zwischen beiden Reihen beruhen jedoch mehr auf den verschiedenen Klassificationen als auf wirklichen Aenderungen, wobei zu berücksichtigen ist, daß in die letzte Zählung 4,56% sämmtlicher Kessel als für gemischte und wechselnde Zwecke bestimmt mit eingeführt sind, welche bei der Gewerbezählung von 1875 natürlich nicht zur Aufnahme kommen konnten.

Diese Reihen gelten aber nur für den ganzen Durchschnitt des preußischen Staates, in Wirklichkeit kommt natürlich in der einen Provinz auf dieselbe Industriegattung eine geringere, in der andern eine größere Anzahl Kessel.

Die einzige Provinz, welche diesen Durchschnitt ziemlich genau festhält, ist Schlesien; hier rangiren die drei Hauptindustrieen wie oben und zwar mit annähernd denselben Antheilen: Bergbau und Hüttenwesen beansprucht 40%, die Nahrungs- und Genußmittelindustrie 26%, die Textilindustrie 10% der 5449 in Schlesien vorhandenen feststehenden Dampfkessel. Vielleicht beweist diese auffallende Uebereinstimmung, daß die Natur dieser Provinz die glücklichsten Bedingungen für eine sowohl in sich gleichmäßige als auch für den Gesammtstaat günstigste Entwickelung bietet; Bedingungen, welche leider theilweise durch die Mißgunst der geographischen Lage zum Ganzen in beträchtlichem Maße wieder aufgehoben werden. Auch Rheinland, das 8016 Kessel zählt, weist wohl noch dieselbe Reihenfolge in dem Antheil der drei Hauptindustrien auf; aber während hier Bergbau und Hüttenwesen noch annähernd denselben Procentsatz aller Dampfkessel in Anspruch nehmen, nämlich 37%, hat dagegen sowohl die Nahrungs- und Genußmittelindustrie, als auch die Textilindustrie hier beträchtlich davon eingebüßt, wodurch es erklärlich wird, daß diese Provinz, was Ernährung und Bekleidung betrifft, auf andere Provinzen oder das Ausland angewiesen ist. Mehr verschieben sich noch die Durchschnittsverhältnisse in Westfalen. Hier arbeitet die Nahrungsmittelindustrie so wenig mit Dampfkessel oder ist so wenig vertreten, daß sie ganz aus der Reihe der drei hervorragendsten Industrien ausscheidet und ihre Stellung der Metallverarbeitung überlassen muß, welche im Durchschnitt des preußischen Staates erst die fünfte Stelle einnimmt; außerdem wird auch der Antheil der Textilindustrie noch weiter reducirt, als das schon im Rheinland zu constatiren war, während das Bergbau- und Hüttenwesen hier nicht weniger als 58% der hier auf 4904 gezählten Kessel für sich in Anspruch nimmt.

Die übrigen Provinzen lassen auch nicht mehr eine entfernte Aehnlichkeit mit den Durchschnittsverhältnissen des preußischen Staates erkennen. Die Provinz Brandenburg charakterisirt sich dadurch, daß sie der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel den größten und der Textilindustrie noch einen sehr starken Antheil der hier vorhandenen 3697 Dampfkessel zuweist und zugleich alle anderen Industrien sämmtlich ziemlich gleich stark mit Dampfkraft ausrüstet.

Auch alle anderen Provinzen überwiegen in denjenigen Dampfkesseln, welche der Nahrungs- und Genußmittelindustrie dienstbar gemacht werden, und zwar ist das Verhältniß, in dem dies zu Ungunsten der übrigen Industrien geschieht, noch weit markirter, als dies bei dem Ueberwiegen des Berg- und Hüttenwesens in Schlesien, Rheinland und Westfalen zu constatiren war. Am auffallendsten tritt dies bei der Provinz Posen hervor; von sämmtlichen hier gezählten 788 Kesseln dienen 561 oder 71% der Nahrungs- und Genußmittelindustrie. Dann folgen Ostpreußen mit 55% von 600, Pommern mit 54% von 981, Sachsen mit 45% von 3623, Westpreußen mit 44% von 640, Schleswig-Holstein mit 31% von 732, Hannover mit 28% von 1892 und endlich Hessen-Nassau mit 22% von 1070 Kesseln. Um aus der ferneren Vertheilung der Dampfkessel auf die einzelnen Industrien sichere Schlüsse auf die Natur der betreffenden Landstriche zu machen, dazu ist bloße Vergleichung der Zahl derselben nicht mehr ausreichend; dazu gehörte schon die gleichzeitige genaue Berücksichtigung der Stärke, des Ausnutzungsmodus, sowie der Betriebsdauer und dazu die Einführung mathematischer Größen, welche trotz ihrer unzweifelhaften Richtigkeit und Ergibigkeit leider die unwillkommene Eigenschaft nicht ablegen können, gerade dort zu ermüden, wo Anregung gesucht wird. Uebrigens können dieselben auch nur dazu dienen, um zahlenmäßig zu fixiren, was scharfe Beobachtung und lange Erfahrung über die Natur des Verkehrs und der Industrie schon vorher sehr gut erforscht haben. Sie können nur Bewußtes bestätigen.

Hier kommt es schließlich auch weniger darauf an, die verschiedenen Industriethätigkeiten der einzelnen Landestheile zu specificiren, als darauf, sie zusammenzufassen und ein Bild von der ungeheuren Macht zu geben, welche die Dampfkraft durch die Auffaugung dieser Einzelheiten geworden ist.

Imponirend wirkt schon die ungeheure Zahl, welche Engel als Gesammtanlagekosten aller Kesselanlagen in Preußen herausrechnet — 214,500,000 Mark, ebenso die Zahl, welche die jährlichen Betriebskosten repräsentirt — 171,127,000 Mark, wovon der bei weitem größte Theil, nämlich 134,600,000 Mark, auf

Digitized by Google

das Brennmaterial entfällt. Aber diese Zahlen sind erst ein Theil jener Unsummen von Kapital, welche durch die Dampfunternehmungen zur Anlage und zum Betrieb flüssig gemacht werden mußten; ihnen addiren sich noch Anlagekosten für die Transmissionen, für die Dampfmaschinen, für die Arbeits- und Werkzeugsmaschinen, sowie für Grundfläche und Gebäude, so daß die Gesammtsumme der Anlage aller Dampfunternehmungen in Preußen auf etwa 2473 Millionen Mark geschätzt werden kann. Dazu treten ferner aber die Eisenbahnnetze mit Locomotiven, Betriebs- und Fuhrpark, welche Engel auf einen Werth von 4892 Millionen Mark berechnet, sowie endlich die Dampfschiffe nebst Landungsobjecten mit einem Anlagekapital von 50 Millionen Mark, so daß man in einer Endsumme von 7415 Millionen Mark das Kapital erhält, welches zur Schaffung der heute in Preußen bestehenden und arbeitenden Dampfunternehmungen flüssig gemacht werden müßte. Geht man jedoch von Preußen auf das deutsche Reich über, indem man mit Engel die für Preußen gefundenen Einheitskosten der Maschinen und Anlagen auf die in ganz Deutschland gezählten anwendet, so ergibt sich gar eine Summe von 11,104 Millionen Mark.

Auf die letzte Stelle genau ist diese Summe kaum; der gelehrte Statistiker selbst möchte am wenigsten eine Garantie für deren absolute Richtigkeit übernehmen; wahrscheinlich ist sie in Wirklichkeit um einige Millionen, vielleicht gar um einige Hundert Millionen zu klein oder zu groß; aber selbst in dieser Unzuverlässigkeit und nur Bezug nehmend auf Deutschland beweist sie die längst gefühlte Thatsache schlagend, daß der Dampf wirklich in der ganzen Welt eine jeder Beschreibung spottende plötzliche gewerbliche Umwälzung zur Folge gehabt hat. Aber sie drängt auch die erwartungsvolle Frage auf: „Wo ist dies ungeheure Kapital in der kurzen Frist, in der die Dampfunternehmungen entstanden sind, hergekommen?" Vorhanden, gespart und von Alters her als Werthpapier aufgesammelt, war es nicht oder doch nur in verschwindend kleinem Theile, denn dann hätten zur Flüssigmachung derselben Werthpapiere in ungeheurem Maße an der Börse verkauft werden müssen, was erwiesener Maßen nicht geschehen ist. Wer hätte sie aber auch kaufen sollen oder können? Das Ausland bedurfte großer Kapitalien zu demselben Zwecke und im Inlande hätte ein Verkauf der Effecten nur eine Kapitalsverschiebung, aber keine Vermehrung bedeutet. Wo ist denn aber sonst das Kapital hergekommen? Darauf gibt es nur die eine Antwort, daß die Dampfunternehmungen allmählich das zu ihrer so ins Ungeheure gediehene Entwickelung nöthige Kapital selbst geschaffen haben, daß das Zeitalter des Dampfes zugleich auch ein in eminentem Sinne Reichthümer schaffendes ist, daß die Elektricität, welche hart mit dem Dampfe an die Schwelle des Zeitalters trat, wesentlich mitgeholfen hat, und daß endlich Dampf und Elektricität auch eine rapide Entwickelung aller der Zeit und Arbeit sparenden Hülfsmittel, Arbeits- und Werkzeug-Maschinen, sowie der Ausnutzung chemischer Processe verursachten, so daß all dies glücklich vereint unser Jahrhundert befähigte, binnen wenigen Jahrzehnten Güter in einer Fülle zu erzeugen, wie es von allen Jahrhunderten vorher nicht eines verstanden hat.

Den technischen und naturwissenschaftlichen Fortschritten unserer Zeit also verdanken wir die ununterbrochen rauschende Quelle neu geschaffener Reichthümer. Diese Wahrheit ist allerdings eine allgemeine und läßt sich auch auf die bedeutend geringeren Fortschritte früherer Zeiten nach diesen Richtungen hin anwenden; aber so in die Augen springend und unbestritten ist sie noch nicht erschienen. Dies liegt daran, daß die letzten Culturfortschritte ganz abnorme, noch nicht dagewesene sind. Lassen sie sich doch auch so bequem und genau, wie noch nie, an der Hand dieser sorgfältig zusammengestellten Tabellen und Zahlenreihen abzählen!

Culturfortschritte qualificiren sich immer als eine Entlastung menschlicher Kräfte, erst durch thierische, dann durch maschinelle. Auch die letzten Culturfortschritte weisen eine solche Entlastung nach und zwar in ungemessener Weise, denn nicht weniger als 46 Millionen Dampfpferde hat sich des Menschen kunstreiche Hand binnen weniger Jahrzehnte geschaffen, die ihm hülfreich zur Seite stehen und ihn von schwerer physischer Arbeit befreien.

Außerdem aber basiren Culturfortschritte immer auf einer Ersparung von Zeit, einer Ersparung jenes Stoffes, aus dem das menschliche Leben besteht; sie machen das Leben des Einzelnen productiver, sie verlängern es. Der Dampf hat offenbar gerade auch in dieser Beziehung ganz erstaunlich viel geleistet. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einer Buchdruckerhandpresse und einer Schnellpresse? zwischen dem Dreschen mit Flegeln und einer Dampfdreschmaschine? zwischen einem träge sich vorwärts bewegenden Frachtwagen und einem in Windeseile dahinbrausenden Eisenbahnzuge? zwischen einem Segelschiffe und einem Dampfer? zwischen einem Spinnrade und dem Fabrikspinnstuhle? Ins Ungeheure muß die Zeit- und Gelderspariß gehen, die sich mit jeder Umdrehung der rastlos arbeitenden Dampfmaschinen immer neu erzeugt! Um nun dies längst Gefühlte auch zahlenmäßig nachzuweisen, hat Engel die umfassendsten Aufnahmen zusammengestellt und damit scharfsinnige umständliche Operationen ausgeführt. Er konnte dabei nur von den Eisenbahnen ausgehen: denn während uns über das Anlagekapital der feststehenden Dampfkessel, über die Kosten des Betriebes und über den Nutzen, welchen derselbe abwirft, bei der unbegründeten etwas ängstlichen Zurückhaltung der Besitzer so gut wie gar keine genauen Daten zur Verfügung stehen, aus denen sich der wirthschaftliche Nutzen annähernd berechnen ließe, sind wir über all dies bei den Locomotiven genau unterrichtet, weil seit Beginn des Eisenbahnwesens eine gewissenhafte öffentliche Statistik im Interesse der öffentlichen Gesellschaften und des Staates gepflegt wurde. Wir kennen die beförderte Fracht bis auf das Kilo, den durchlaufenen Weg bis auf den Kilometer, die Einnahmen bis auf den Pfennig und der Gewinn liegt in den Dividenden klar zu Tage.

Eine Ausdehnung der Zählung auf das Eisenbahnwesen war bei der durch den Bundesrath angeordneten statistischen Aufnahme ausgeschlossen; aber die alljährlich erscheinenden statistischen Nachrichten von den preußischen Eisenbahnen, die im Eisenbahnbureau des Arbeitsministeriums zusammengestellt werden, sowie die vom „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" herausgegebene Eisenbahnstatistik lassen diesen Mangel nicht fühlbar werden, da diese Nachweisungen genau und regelmäßig erfolgen. Dieselben geben uns exacte Angaben über die Zahl der seit dem eigentlichen Beginne eines geregelten Eisenbahnverkehrs in Preußen beförderten Personen, sowie über die von letzteren zurückgelegten Reisen. Die Zeit, welche die Eisenbahnreisenden seit 1844 auf den Eisenbahnen zugebracht haben, hat sich also genau feststellen lassen und beträgt bis 1878 für Preußen rund 1061 Millionen Stunden. Hätten nun die entsprechenden Reisen noch mit Landfuhrwerk gemacht werden müssen, dann hätten die Reisenden mit Rücksicht auf die dann erzielte etwa zehnmal geringere Geschwindigkeit insgesammt etwa zehnmal so viel Zeit gebraucht. Gekostet hat der Eisenbahn-Personenverkehr dieser Jahre 2030 Millionen Mark; rechnet man dazu den Werth der auf der Eisenbahn zugebrachten Zeit, welcher als wirthschaftlicher Verlust gebucht werden muß und sich etwa auf 10 Pfennige für die Stunde normiren läßt, so erhält man für den Eisenbahn-Personenverkehr von 1844—1878 eine Gesammtkostensumme von 106,1 + 2030 = 2136,1 Millionen Mark. Wären dagegen sämmtliche in dieser Zeit auf Eisenbahnen ausgeführten Reisen auf der Landstraße zurückgelegt worden, so wäre, nach Maßgabe der von Engel detaillirt berechneten Preise, daraus eine Ausgabe von 2830 Millionen Mark entstanden; schlägt man noch den in diesem Falle nothwendig gewesenen, zehnmal größeren Zeitaufwand von 1061 Millionen Stunden à 10 Pfennige = 1061 Millionen hinzu, so erhält man hier die beträchtlich höhere Ausgabe von 3892 Millionen Mark. Die Differenz zwischen der obigen Summe und dieser ergibt die Erspariß, welche das neue Beförderungsmittel von 1844—1878 veranlaßt hat; thatsächlich waren es also 1755 Millionen Mark, welche erspart, nicht ausgegeben, sondern dem Nationalwohlstand erhalten und für andere Zwecke verfügbar wurden.

*

Digitized by Google

Diese Summe repräsentirt jedoch noch lange nicht den wirklichen Gewinn, der durch die Eisenbahn erwachsen ist, denn diese Summe bezieht sich ja lediglich auf den Personenverkehr. Engel berechnet in derselben Weise auch für den Güterverkehr eine Ersparniß von mehr als der zehnfachen Größe, so daß sich als unbestreitbare Gesammtersparniß eine Summe von 20 Milliarden herausstellt.

Wenn man bedenkt, daß diese Ersparniß nicht nur mit jedem Jahre wiederkehrt, sondern infolge des Anschlusses bisher fernab liegender Landstriche an die Eisenbahnnetze von Jahr zu Jahr größer wird, daß diese Ersparniß, schon für Preußen eine so große, für ganz Deutschland eine noch bei weitem größere ist, ja daß sie, auf die ganze Welt ausgedehnt, geradezu ins Unermeßliche und Unvorstellbare übergeht, daß dieselbe aber am Ende doch wieder nichts Anderes als ein Maßstab für die gesammten Ersparnisse ist, die in ähnlicher Weise auf allen den anderen Gebieten erzielt werden müssen, wo der Dampf die alten Primitivvorrichtungen verdrängt hat — dann steht man auch hier wieder in Schrecken einer Frage gegenüber, die der bereits oben aufgeworfenen ähnlich ist und sie ergänzt: „Wo kommen diese ungeheuren Kapitalien hin?" Diese Frage beantwortet zum Theil die erstaunliche Zunahme der Bevölkerung gerade während der letzten Decennien, eine Zunahme, die unverkennbar im engsten Zusammenhange mit den errungenen Fortschritten in Technik und Verkehr steht.

1834, das Jahr des Inkrafttretens des erweiterten Zollvereins, kann auch als das der Begründung der formverändernden Dampfunternehmungen angesehen werden, und zwischen 1837 und 1840 fällt die erste Errichtung ortsverändernder Dampfunternehmungen in Preußen, vor Allem der Eisenbahnen. In dieser Zeit hat sich die Bevölkerung des preußischen Staates auf gleichem Gebiet um ca. 8 Millionen Menschen vermehrt. Im Königreich Sachsen, dem gewerbefleißigsten Staate Deutschlands, war der Bevölkerungszuwachs noch stärker. Man braucht hiergegen nur die geringe Volkszunahme während der nämlichen Zeit in reinen Ackerbaustaaten, wie z. B. Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Altenburg und anderen anzusehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es nur die Dampfunternehmungen und Alles, was sie nach sich ziehen, gewesen sein können, welche die industriereichen Staaten befähigten, auf gleichem Areal fast der doppelten Menschenmenge reichlichen Unterhalt zu gewähren. Außerdem hat der Wohlstand des Einzelnen in ganz beträchtlichem Maße zugenommen; der Comfort ist in allen Ständen ganz bedeutend gewachsen und wächst von Tag zu Tage. Bevölkerungszunahme und Comfort sind die verdichtete Arbeit, welche der Dampf in den verflossenen Jahrzehnten geleistet.

Fraglich ist es allerdings, ob diese Arbeit auch weiterhin in demselben Maße von Kapitalsbildungen begleitet sein wird wie bisher. Engel ist der Ansicht, daß der Dampf seine reichsten Errungenschaften hinter sich hat. „Ist die form- und ortsverändernde Dampfarbeit erst Allgemeingut der Menschheit geworden, ist das Culturniveau allenthalben auf diese höhere Stufe der Entlastung derselben von schwerer physischer Arbeit gehoben, dann hält die Generation, die auf diesem Niveau lebt, die Wohlthaten der Dampfarbeit für gleichsam von der Natur gegebene Dinge und die gesteigerten und verfeinerten Bedürfnisse der höheren Culturstufe nicht blos für selbstverständliche, sondern unentbehrliche, von jeher dagewesene. Jener künftigen Generation wird dann der Maßstab der Vergleichung ebenso abhanden gekommen sein, wie unserer Generation der des Alterthums, des Mittelalters, der Zeit der Reformation, des dreißigjährigen Krieges, der Befreiungskriege u. s. w. verloren gegangen ist. Die durch den Dampf ermöglichte hohe Production wird unzweifelhaft noch lange fortdauern, neben ihr wird aber (das ist wenigstens zu hoffen und zu wünschen) allgemein auch eine höhere Consumtion Platz greifen, und die rasche Bildung neuer Kapitalien wird deshalb eine Beeinträchtigung erfahren, weil diese ja nicht fort und fort in gleichem Maße wie jetzt in neuen Dampfunternehmungen eine gewinnbringende Anlage finden können." Dazu kommt, daß unsere Generation etwas Raubbau in der Ausnutzung des Dampfes treibt; denn wir erzeugen ihn auf Kosten der allmählichen Erschöpfung unserer Kohlenfelder, die nicht nachwachsen und nach Siemens'scher Berechnung im Jahre 2130 zu Ende sein werden! Das schmälert aber keineswegs die Verdienste desjenigen, der das Zeitalter des Dampfes „aus Nichts" geschaffen; derselbe hat zur rechten Zeit dem Menschengeschlechte eine scharfe Waffe zum Kampf ums Dasein in die Hand gedrückt. Noch ehe sie abgenutzt ist, werden ohne Zweifel andere ebenso schöpferische Geister erstehen, um neue zu schmieden. Die trotz aller Verleumdung für solch wahrhaft große Erfindungen dankbare Welt wird auch diese einst anerkennen, ohne jene Worte zurücknehmen zu müssen, welche Lord Brougham dem großen Erfinder auf sein Grabdenkmal in der Westminsterabtei setzte:

„Nicht um einen Namen zu verewigen, der dauern wird, so lange Künste des Friedens blühen, sondern um zu bekunden, daß die Menschheit diejenigen zu ehren gelernt hat, welche am meisten ihre Dankbarkeit verdienen, errichteten der König, seine Minister, sowie viele Edle und Bürger des Reiches dieses Monument James Watt, welcher die Kraft eines schöpferischen, in wissenschaftlichen Forschungen früh geübten Geistes auf die Verbesserung der Dampfmaschine wandte, dadurch die Hülfsquellen seines Vaterlandes erweiterte, die Kraft des Menschen vermehrte, und sich zu einem hervorragenden Platze erhob unter den berühmtesten Männern der Wissenschaft und den Wohlthätern der Welt."

Franz Woas.

Literatur und Kunst.

Der Hohenstaufen Ahn.*)

Drei Edle ritten aus Schwabens Gau'n
Hinab des Reiches Strom,
Die Ruhstatt Kaiser Karls zu schau'n
In Aachens geweihtem Dom.

Sie ließen dem Knappen Zaum und Schild
Und stiegen in die Gruft,
Da blickte sie an des Kaisers Bild
Als stünd' er in wehender Luft.

Und als sie eine Weile stumm
Gelegen auf den Knie'n,
Erfaßte die Brüder im Heiligthum
Ein wundersam Erglüh'n.

Und Otto rief, da Thränen klar
Ihm rannen in den Bart:
„Hier liegt der mannlichste Held fürwahr
Von deutscher Zucht und Art."

„„O wären wir aus seinem Blut —""
Sich Friedrichs Mund ergoß —
„„Und wären wir an Kraft und Muth
Auch seiner Tugend Sproß.""

Doch kaum daß ihm der Wunsch entfuhr,
Entgegen ihm Konrad blickt',
Als spräch' er einen hohen Schwur,
Als sei sein Geist verzückt.

*) Aus der demnächst erscheinenden zweiten Auflage der Gedichte des Verfassers. Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

„„„Dein Stamm aus seinem Stamm erhöht
Wird folgen seiner Bahn,
Heil Dir, auf dem die Zukunft steht,
Der Hohenstaufen Ahn!""""

Er rief's und hielt beinah mit Scheu
Des Bruders bebende Hand,
Doch Otto umschlang ihn liebend treu:
„Heil Dir und dem Vaterland!"

Martin Greif.

Meister Amor.*)

An Adolf Wilbrandt,

ferma in posta,

Sorrento.

„Wir sind so ganz unter uns:
Komödianten und Schriftsteller."
„Meister Amor" I, 105.

Liebster Adolf!

An einem jener trüben und grauen Tage, an denen man um halb vier Uhr Nachmittags die Lampe anstecken muß, und die in den Romanen immer in den November fallen, in der Wirklichkeit aber auch im December und in andern Monaten vorkommen — an einem solchen verdrießlichen Tage schreibe ich Dir nach Sorrento. Nach Sorrento! Um mir von Deinem jetzigen Aufenthalte eine Vorstellung zu machen, habe ich schnell noch in dem Engelhorn'schen Prachtwerk „Italien" die Schilderung Sorrents und der Umgebung von Woldemar Kaden aufgeschlagen und die schönen Bilder von Bauernfeind, Cloß und Schick sehr aufmerksam betrachtet. Da erzählen mir Maler und Dichter vom blauen Himmel, vom blauen Meere, von der goldenen Sonne, vom silbergrauen Laub des Oelbaums, vom dunkeln Lorbeer, von halbnackten lebensfrohen Menschen, — von lauter Dingen und Wesen, die mir heute und hier märchenhaft und phantastisch erscheinen.

Nach dieser Einleitung könntest Du am Ende glauben, daß ich mich aus unserm jetzt so farblosen und feuchtkalten Norden hinwegsehne nach dem fröhlicheren Süden, in dem Du herumstreifst. Das ist aber wirklich nicht der Fall. Ich fühle mich hier in der warmen Stube und bei der alten Schiebelampe höchst behaglich und so recht in der Stimmung, mit Dir zu plaudern — natürlich von Deinem neusten Roman, dessen letzte Seiten ich heute Vormittag gelesen habe.

Ein ganz unbefangenes Urtheil darüber wirst Du von mir nicht erwarten. Ich habe tausend Gründe, um Dir gegenüber nicht unbefangen zu sein. Wir sind uns erst im Alter der Reife begegnet und sind in dem Alter, in dem das schnell verlodernde erste Jugendfeuer längst verglommen war, noch gute Freunde geworden. Wenn auch meine Sympathie für den Schriftsteller meiner Freundschaft für den Menschen vorangegangen ist, so ist es mir doch jetzt nicht mehr möglich, von Deinen schriftstellerischen Werken den Freund, der sie schafft, gänzlich loszulösen. Ich lese Deine Bücher wie die des Freundes und kann darüber auch nur wie ein Freund schreiben. Und nun gar „Meister Amor", auf dessen erste Seite Du meinen Namen gesetzt, den Du mir zugeeignet hast! Da wäre kühle kritische Objectivität doch sicherlich eine recht durchsichtige komische Maske, wenn sie nicht gar etwas Schlimmeres wäre: nämlich eine beabsichtigte Täuschung. Aber blind ist meine Freundschaft nicht. Sie hat vielleicht schärfere, sie hat sogar gewiß empfindlichere Augen als die Gleichgültigkeit. Manches, über das der Unbetheiligte arglos hinweglesen mag, ist mir aufgefallen — im freundlichen oder im unliebsamen Sinne; und da die guten Freunde vor Allem dazu berufen sind, uns allerhand Unangenehmes zu sagen und uns das Leben durch ihre so beliebten Freundschaftsbeweise zu verbittern, so will ich darüber zunächst und vor allem mit Dir sprechen.

Wenn mich Deine Erzählung auch von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt hat, wenn ich in ihr auch alle die Eigenschaften wiederfinde, die Dich als Schriftsteller mir so werth gemacht haben: die reiche Erfindung, die stimmungsvolle Schilderung, die echt poetische Empfindung und den schönen Ausdruck dafür, die scharfe Beobachtung des Charakteristischen und den frischen und liebenswürdigen Humor, so hat mich doch immer wieder bei der Lectüre ein sonderbares Gefühl beschlichen, das ich nicht gerade Unbehagen nennen möchte, das aber, wenn ich so sagen darf, mir die Vertraulichkeit mit Dir erschwert hat. Ich finde keine bessere Bezeichnung dafür, und Du wirst mich schon verstehen. Und das ist gerade bei diesem Roman um so befremdlicher, als die Hauptgestalten, wenn ich mich nicht sehr irre, mir und einem jeden, der Deine Geschicke einigermaßen kennt, durchaus vertraute sind, und als ich die Wege und Stege, auf denen der Held und die Heldin Deiner Erzählung wandeln und auf denen sie sich fürs Leben finden, ganz genau kenne.

Solche Augen wie die Deiner jugendlichen Heldin Ada Hillmann hat — Du schilderst sie so:

„Unter schwarzen Brauen, die sich lang hinzogen, schimmerte ein helles, zartes, gleichsam verschleiertes Blau, das in den großen Augen wie eine graublaue Blume auf weißlich leuchtendem Gewässer schwamm; es kam wie eine Frage heran, verwundert und träumerisch, und zog sich dann wieder in den Schutz langer, dunkelschattender Wimpern zurück;" —

solche Augen hat eben nur Eine in der deutschen Bühnenwelt gefeierte Künstlerin, die zufällig gerade wie Ada Hillmann die Pflegetochter eines seltsamen Originals gewesen ist, eines Mannes, der gerade wie Vater Hillmann in Deiner Erzählung mit künstlerischer Genialität eine gewisse Begabung für nicht ganz angenehme kaufmännische Geschäfte, mit der Liebe für sein talentvolles Pflegekind den grausam egoistischen Ehrgeiz des Lehrers verbunden haben soll; und diese Künstlerin mit den seltsam schönen Augen hat in der Wirklichkeit, gerade wie Ada in Deiner Dichtung, einem Poeten mit hoher gedankenvoller Stirn und tiefbraunen Augen die Hand gereicht und in dessen Stücken die größten künstlerischen Triumphe gefeiert. Und das Häuschen, in dem die Beiden weltentrückt wie Bruder und Schwester leben — ist es nicht dasselbe, in dem ich Euch noch im vorigen Sommer besucht habe, bei strömendem Regen, der an alle Scheiben des kleinen Thürmchens klatschte, daß man meinte, man wäre in einer belagerten Festung? Das kleine Haus mit der wundervollen Aussicht, mit der schwierigen Verpflegung und dem unmöglichen Zugang oberhalb Hallein? Ich kann mir wirklich nichts auf meinen Scharfblick einbilden, denn Du hast ja nichts verhüllen wollen!

Wie kommt es nun, daß mich Manches so fremdartig berührt, obwohl ich Ada Hillmann und Rudolf Berger, den jungen Gelehrten, der durch die Liebe zum Dichter wird, ganz genau zu kennen vermeine? In der Fabel Deines Romans liegt nichts, was diese Wirkung hervorrufen könnte. Sie läßt sich in wenigen Worten im Allerwesentlichsten wiedergeben.

Ein armes Waisenkind mit wunderbaren Augen und einem schönen klangvollen Organ, Ada, wird von einem künstlerischen Sonderling, der früher ein guter Schauspieler gewesen und später ein ausgezeichneter Declamationslehrer geworden ist, dem Vater Hillmann, an Kindesstatt angenommen. Hillmann hat sich in den Kopf gesetzt, aus dem Kinde, das in der That sehr talentvoll erscheint, eine große Künstlerin zu machen. Im zartesten Kindesalter, in dem die Gleichaltrigen noch mit den Puppen spielen, muß Ada die Eboli und Julie studiren. Ada hat das fünfzehnte Lebensjahr soeben überschritten und sich schon in ihrer Heimatstadt als ein theatralisches Wunderkind bekannt gemacht, als ihr durch ihren ehrgeizigen Pflegevater die Möglichkeit geboten wird, auf einer bedeutenden Hofbühne als Julie zum erstenmale aufzutreten. Der Abend verläuft wider

**

*) Roman in zwei Bänden von Adolf Wilbrandt. Wien 1880, L. Rosner.

Digitized by Google

alles Erwarten ungünstig. Das kleine Mädchen, dem zuerst ermuthigender Beifall gespendet worden ist, verräth in den leidenschaftlichen Scenen, die es natürlich nicht empfunden haben kann, zu sehr das Angelernte. Das Publicum wird gleichgültig und wendet sich schließlich von ihm ab. Vater Hillmann, der so zu sagen sein ganzes Leben auf diese eine Karte gesetzt hat, ist von dem Schlage zu Boden geworfen. Er ist hart und ungerecht gegen das Opfer seines unsinnigen Ehrgeizes, und Ada läuft in ihrer Verzweiflung davon.

Bei gutmüthigen Leuten im Gebirge findet sie Unterkommen, und dort zehrt sie langsam ihre kleine Baarschaft auf. Als es mit dem Gelde zu Ende ist, beschließt sie, die sich von Gott und der ganzen Welt verlassen glaubt und das Vertrauen zu ihrem Talent verloren hat, ihrem jungen Dasein ein Ende zu machen. Durch einen ganz jugendlichen Gelehrten, Rudolf Berger, der sich in Ada, noch bevor sie auf den Brettern erschienen ist, wahr und leidenschaftlich verliebt hat, wird sie gerettet. Die beiden jungen Leute verbringen einige Zeit in einem romantisch gelegenen Häuschen. Sie geben sich dort für Geschwister aus. Die Liebe Rudolfs macht ihn zum Dichter; in diesen verliebt sich nun auch Ada echt und innig, und von Meister Amor erlernt die Künstlerin nun auch das, was Meister Hillmann sie nicht hatte lehren können: das Echte und Wahre in der Kunst. In Rudolfs Tragödie tritt Ada wieder vor das Publicum und nun als fertige Künstlerin und mit dem vollsten Erfolge. Vater Hillmann hat noch die Freude, ihrem Triumph beizuwohnen und stirbt mit dem seligen Gefühl, daß das Ideal seines Lebens sich nun doch verwirklicht hat.

L'amour est un grand maistre
Et faict le lourdeau gentil estre; —

Dieser alte französische Vers gibt das Motiv der Erzählung vollkommen wieder.

Ich weiß, daß ich mit der Nacherzählung der Fabel Dir nicht gerecht werden kann. Ich habe die thatsächlichen Hauptvorgänge so nüchtern und trocken wie nur möglich auch nur deswegen mir noch einmal vergegenwärtigt, um mir recht klar zu machen, daß Deine Ada nichts thut, was die Sympathie des Lesers beeinträchtigen könnte. Du hast ihr interessantes Aeußere und ihre tiefe Seele so liebevoll geschildert, und gleichwohl hat diese Ada etwas, das mich befremdet und von ihr fernhält. Du weißt, ich mache es wie alle Leser: ich identificire mich mit dem Helden und will mich in das Mädchen, das dieser liebt, rechtschaffen mitverlieben, so lange ich lese.

Nun, Deine Ada ist interessant, erstaunlich, sie ist fein und reizend und rührend, alles Mögliche! Aber sie ist mir — daß ich es Dir gerade heraussage: sie ist mir viel zu jung! Als ich ihr zuerst begegne — sie steht im offnen Fenster und sieht mich, sieht den Helden, wenn Du willst, mit ihren merkwürdigen Augen an — hat sie das vierzehnte Lebensjahr eben überschritten. Ich weiß wohl, daß Julie nicht älter war, als sie sich mit Romeo nächtliche Stelldicheins gab; aber wir leben nicht in dem mittelalterlichen Italien — und bei solchen Dingen spielen der Breitegrad und das Kostüm eine wichtige Rolle — wir befinden uns in einer sehr nördlichen deutschen Stadt, vielleicht in Rostock, und im sechsten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Eine vierzehnjährige Norddeutsche aber steht unter normalen Bedingungen auf der Schwelle zwischen der Kindheit und dem Backfischalter; ein solches Mädchen kann mir Mitleid einflößen, wenn ich erfahre, daß es eine arme Waise ist, daß man es um seine Kindheit betrügt, daß der thörichte Ehrgeiz eines Sonderlings aus ihm eines jener unglücklichen Wesen machen will, die man „Wunderkinder" nennt — es kann mich rühren, es kann mich, wenn seine Leistungen ungewöhnliche sind, in Erstaunen versetzen; wenn ich aber für dieses halbwachsene Kind von andern Gefühlen beschlichen würde, wenn sich bei seinem Anblick die Sinne in mir regten, wenn ich irgend etwas empfände, was mit Liebe und Verlangen zusammenhängt — dann, lieber Freund, würde mir doch höchst unbehaglich, ja unheimlich zu Muthe werden.

Daß nun dem edeln Rudolf, der eine so feinfühlige, zarte Natur besitzt, niemals dieses Bedenken kommt, daß ihm nicht vor einer Verirrung bangt, daß er ein paar Monate später dem fünfzehnjährigen Mädchen eine ernste und ernstgemeinte Liebeserklärung macht — allerdings unter ganz merkwürdigen Verhältnissen: mit demselben Propfen im Munde, dessen sich Ada eben bedient hat zur Erlernung der deutlichen Aussprache der Vocale und Consonanten — das ist es, was ich nicht begreifen kann. Kurzum, mich stört es und befremdet es, daß hier das unreife Kind die Gefühle der reifen Jungfrau einflößt.

Aber ich habe vielleicht Unrecht, wenn ich Ada als unreif bezeichne. Sie ist eigentlich ausgereift; sie spricht, als ob sie zehn Jahre älter wäre als ihr Geburtsschein; sie ist nicht altklug, sie ist klug; und wenn sie einmal ihrem Alter gemäß spricht und sich nach einer Puppe sehnt, so will uns das gar nicht recht und echt erscheinen. So wirkt diese Ada allerdings auf mich wie ein Wunderkind, wenn auch nicht in dem Sinne des Vaters Hillmann, wirkt als eine Art Homuncula, wie ein junger Leib mit einer alten Seele. Aber auch das ist noch nicht ganz zutreffend, noch nicht erschöpfend; denn wunderbarerweise sind ihre Empfindungen nicht mit ihrer Seele und mit ihrem Geiste gealtert. Von Liebe weiß sie noch nichts; sie hat für die schmucken Gardelieutenants und lustigen Studenten bisher nur die echten backfischartigen schwärmerischen Empfindungen der holden blöden Jugendeselei. Wir erfahren das aus einer Scene, die ich für die gewagteste und mißlichste Deiner ganzen Erzählung halte.

Du hast da als eine wichtige episodische Figur eine Madame Paoletti eingeführt, eine Frau, die mich mehr interessirt als sie mir angenehm ist. Sie ist eine unglückliche Person. Ihr Vater ist „erste Tänzerin" in Rom gewesen — das päpstliche Ballet duldete in früheren Zeiten keine weiblichen Tänzerinnen — und ihre Mutter — nun, was kann eine Mutter sein, die eine „erste Tänzerin" heirathet? — Die Mutter hat die Tochter verkuppeln wollen, die Tochter ist durchgegangen, und nach einem ereignißreichen Leben, das sie auch zu Vater Hillmann in nächste Beziehung gebracht hat, ist sie schließlich in einer kleinen nordischen Stadt gestrandet und dort auch mit Ada zusammengetroffen. Sie wohnt im letzten Hause der Stadt. Nimm's mir nicht übel, lieber Adolf, aber ich habe gegen diese „letzten Häuser der Stadt" immer eine gewisse Abneigung. Ich weiß, man wohnt da nicht ungestraft! Da geschieht immer etwas Ungewöhnliches, da kommen Räuber! Und richtig, auch Frau Paoletti soll beraubt werden, und der Held, Rudolf Berger, rettet ihr das Leben. Heut zu Tage bietet sich anständigen Menschen nur selten die Gelegenheit, Räuber zu überwältigen und Leben zu retten; Rudolf wird das Glück der Lebensrettung zweimal beschieden. Also diese Madame Paoletti hat mit Ada eine sehr ernsthafte Unterhaltung und sagt dem Kinde, das sie als Julie in der Probe gesehen hat, ihm fehle an der Julie noch etwas ganz Besonderes. Sie gibt ihr also eine kleine Lection in der ars amandi. So reizend Du dies Kapitel geschrieben hast, so discret Du das heikle Thema behandelst — mir wird bange dabei, und wiederum ist vor Allem das Alter Adas daran schuld.

Weshalb mußte auch Ada gar so jung sein? Hättest Du ihr vier oder fünf Jahre mehr gegeben, was hätte es geschadet? Ich glaube, es hätte nur genützt. Von einem zwanzigjährigen Mädchen, würde ich es, wenn auch nicht ohne Mühe, doch im Nothfall annehmen können, daß es sich schon für Sophokles interessirt; und dann will ich es mir sogar gefallen lassen, daß es in einer Halbohnmacht in dem Augenblicke, da es sich den Tod hat geben wollen, Verse aus der „Antigone" citirt; von der sechszehnjährigen Ada aber erscheint es mir ganz unglaubhaft.

Nun aber habe ich auch genug gekrittelt, vielleicht schon zuviel. Und nun laß Dir auch sagen, wie wahrhaft mich vieles Andere entzückt hat. Es sind schon oft Theaterabende geschildert worden und zum Theil meisterlich; realistisch wahrer aber, bedeutender in der Herausgreifung alles Wesentlichen und in der Unterdrückung alles Unwesentlichen ist wohl nie eine solche Schilderung gewesen als das rührende und ergreifende Bild, das Du von dem ersten Auftreten Adas vor dem gleichgültigen Publicum der Residenz gibst. Das sind köstliche Seiten! Wie da das

Digitized by Google

Publicum sich zunächst über die junge Erscheinung freut und sich wundert, wie richtig Alles gesprochen wird, wie es dann allmählich erkaltet und das junge Mädchen endlich im Stich läßt, wie der theilnehmende Freund im Parquet Höllenqualen dabei ausstehtund der boshafte Künstlerneid frohlockt, wie sich der alte Romeo mit erheuchelter und verletzender Theilnahme geberdet, und wie das Kind, das bisher nur Beifall gehört hatte, auf einmal wie vor den Kopf geschlagen dasteht, als Alles wider Erwarten unglücklich verläuft — das ist in jedem Zuge richtig beobachtet, in jeder Silbe richtig gesagt; da möchte ich kein Wort missen.

Ganz reizend sind die humoristischen Nebenfiguren: der stud. med. Maximilian Stein, der Sohn des rechtschaffenen Buchdruckers, der alle vierzehn Tage etwas Anderes werden will: naturalistischer Novellenschreiber, Dramatiker, Weltreformator, Abgeordneter, Minister, der dann thatsächlich höchst mittelmäßiger Schauspieler wird und schließlich durch die Liebe zu der liebenswürdigen, beruhigenden, aber auch nicht sehr bedeutenden Schauspielerin Antonie Winter geheilt wird — der „Lampe", wie sie benannt wird, weil sie ein so behagliches Licht um sich verbreitet — und schließlich gerade wie sein Vater als rechtschaffener Buchdrucker endet. Diese beiden Figuren, Stein und Toni, gehören zu Deinen liebenswürdigsten Erfindungen. Ich kenne aus Deinen früheren Novellen und Dramen manche diesen verwandte Seele, aber keine liebenswürdigere. Wie köstlich ist die „naturalistische Novelle" von Max Stein, von der Du uns leider nur den Anfang mittheilst; aber dieser Anfang ist so gut. daß ich ihn selbst in diesen Brief einfügen will. Max ist noch strammer Naturforscher und schreibt also folgendermaßen:

„An gebrochenem Herzen. Novelle von Maximilian Stein."

„Es war Abend geworden, die Sonne sank scheinbar gegen den Horizont, ein leichter Westnordwest trug die feuchte Luft des oberen Elbthals gegen Ostsüdost und reizte die empfindlichen Schleimhäute Eduards, der zu husten anfing. Er saß unter einer etwa drei Meter hohen Korbweide im Gras, und auch seine Sitzmuskeln fühlten, daß es unter ihnen kühler zu werden anfing. Indem er sie zusammenzog, seufzte er leise auf, nach der Art träumerischer, leidender, phthisischer Constitutionen, wie die seinige, zog dann sein Taschentuch hervor, um es sich vor den Mund zu halten, stützte sich auf den Brummknochen seines rechten Ellbogens und richtete sich langsam empor. „Was wird Mathilde sagen," murmelte er vor sich hin, indem er seine Schulterblätter an die Weide lehnte. Er murmelte, sage ich, denn man kann allerdings oft genug beobachten, daß nervöse und hysterische Organisationen — und Eduard stammte von einer entschieden hysterischen Mutter und einem sonst rüstigen, aber zu einer noch unerklärten Neurose neigenden Vater ab, dessen Vater als Melancholiker im Irrenhause gestorben war — daß nervöse und hysterische Organisationen, sage ich, laut mit sich selber sprechen, statt unhörbar zu denken, was ganz dieselben Dienste thut und jedenfalls das Natürlichere, das Gesündere ist. Aber ist denn das Zeitalter, in dem wir leben, natürlich und gesund? Dringen denn die Fortschritte der Wissenschaft wirklich in das Volk? Leben die sogenannten Gebildeten von heute nach den Lehren der Wissenschaft? Haben wir eine Poesie, die sich in vernünftiger Selbstbeschränkung nur mit Dem befaßt, was wirklich da ist, was sich alle Tage begibt, was Jeder von uns kennt, oder was wir schleunigst kennen lernen sollten, um unsern animalischen Organismus davor zu behüten? Welcher von unsern Dichtern, um nur Eins zu sagen, hat denn schon die Entstehung und die Folgen der Trunksucht mit der nöthigen Ausführlichkeit und Sachkenntniß geschildert? Wer unter unsern heutigen Dichterlingen hätte den Realismus und die nöthige wissenschaftliche Vorbereitung, um statt der ewigen Liebesabenteuer einmal die Entwicklung einer durch modernes krankhaftes Seelenleben herbeigeführten Gehirnerweichung offen, treu und ehrlich darzustellen? — — Doch kehren wir von dieser scheinbaren Abschweifung — denn es wird sich bei Eduard zeigen, daß sie nur scheinbar ist — zu eben diesem Eduard zurück — —"

Nein! Nein! Um Gotteswillen, nein! rief Rudolf Berger aus und sprang auf.

Das, was mir aber am besten in dem Roman gefällt, und was ich für das Bedeutendste halte — nicht nur für das Beste dieses Romans, sondern für eine der besten Sachen, die Du überhaupt geschrieben hast, — das ist die Schilderung, die Du von der Wandlung Rudolfs vom Gelehrten zum Dichter gibst.

Es ist auf der einsamen Höhe bei Hallein. Rudolf und Ada sind da unter den seltsamsten Umständen in der Einsamkeit zusammengeführt. Ada macht sich in ihrem Zimmer zu schaffen, Rudolf ist allein:

Er versuchte nicht mehr zu denken; es war ihm zu wunderbar. Eine warme, träumerische Dumpfheit entstand hinter seiner Stirn, die zu süß war, um sich ihr nicht zu überlassen. Das Glockengeläut aus dem Thal hatte aufgehört; die Wasserfälle und das Wehr rauschten fort. Die Sonne versank allmählich hinter den westlichen Waldbergen; es schauerte eine milde Kühle durch die weit offenen Zimmer. Er ließ sie über sich hinfließen, unbeweglich dasitzend, den Kopf in die Hände gestützt. Verse, halb sinnlose Verse tauchten in ihm auf; Verse, die er vermieden hatte zu denken oder zu dichten, seit er „Thekla" aufgegeben hatte. Aehnlich dumpf wie der Wasserfall rauschten die Rhythmen, die Reime vor seinem Ohr. „Jugend, Jugend, o Jugend!" sang etwas in ihm. Dann kam wieder eine bange, süße Traurigkeit über seine Seele...

Die junge, schüchterne Kellnerin erschien mit seiner Tasche, sie brachte auch Ada's Sachen, trug sie in deren Zimmer, und verschwand. Rudolf erhob sich, packte mechanisch seine Tasche aus. Von Zeit zu Zeit sagte er dabei gedankenlos „Jugend, Jugend, o Jugend!" vor sich hin. Auch eine kleine Mappe mit einem Haufen unbeschriebener Blätter fiel ihm in die Hand; er hatte sie mit eingepackt für müßige und einsame Stunden, in denen es ihn reizen möchte, diesen oder jenen Gedanken auf's Papier zu werfen. Während er sie ansah, kamen ihm wieder die Worte in den Sinn, die ihm die Paoletti beim letzten Wiedersehn gesagt hatte: „Da haben Sie meine Lebensgeschichte, thun Sie damit, was Sie wollen — geben Sie sie heraus, dichten Sie sie um — oder wie Sie wollen! Ueberhaupt, schreiben Sie etwas; — was wollten Sie beim Theater, Sie, mit Ihren nordischen Armen, die keine Bewegung haben, mit Ihrer philosophischen, träumerischen Musculatur. Schreiben Sie etwas; fürs Theater zum Beispiel; Sie haben die richtigen Augen dazu — und wohl auch das Herz!"

Was sollte ich schreiben? dachte er. Dichten? Poesie? Ach, die hab' ich nicht. Ich bin nun bei den „Gelehrten", und da muß ich bleiben... Doch, indem er sich das sagte und im Zimmer auf und nieder ging — denn eine wachsende, träumerische Unruhe war über ihn gekommen — fielen ihm immer wieder klingende, getragene, rührende oder feierliche Worte ins Ohr, und er mußte lächeln. Sinnlos, nur wie ein Klang, fing es immer an; nach und nach formte es sich, ward ein Gefühl, ein Gedanke, den er verwundert behorchte, wie eine von draußen kommende Musik. Es schien endlich mit der Stimme der Paoletti zu ihm zu sprechen. Das gelbe, schwarz umrahmte Gesicht der Paoletti stand vor seinen Augen, die er geschlossen hatte, und begann in gesteigerten, poetischen Reden ihr verlorenes Leben zu beklagen. Sie mischte italienische Worte in die deutschen; sie rief sich jenen Abend zurück, wo sie den Tod gesucht, wo Hillmann sie gefunden, gerettet, ihr die Lösung des Räthsels: die heilige Liebe, gebracht hatte. Ach! seufzte sie, halb in Versen sprechend: wärst du der Mann gewesen, der du schienst — zu dem ich so dankbar aufsah, aus tiefem, tiefem Schmerz empor — als ich, verzichtend auf den Retter Tod — —

Doch es ward eine andre Stimme, als die der Paoletti. Ada's blaue Augen sahen ihn plötzlich rührend traurig an; die ganze holde Gestalt erschien vor seiner Seele; sie saß im Gras, der Strom floß vorbei, wie mit geheimer, wilder Begierde zu ihr aufrauschend... „Als ich, verzichtend auf den Retter Tod", schien nun sie zu sprechen... Auch sie gerettet, — durch ihn; zurück ins Leben geführt, durch ihn — und auf diesen Fels. Ach, könnt' ich sie ganz, ganz erretten, dachte er auf einmal, während das Herz ihm zuckte und die Augen naß wurden. Könnt' ich sie dem Glück, sich und mir erretten! — Ich würde sie nicht verlassen, wie Hillmann die Paoletti; — nein, nein, glaube das nicht, sagte er wie trunken, niemals, niemals würd' ich dich verlassen...

An demselben Abend trifft er noch mit Ada zusammen. In dem wunderbaren poetischen Gespräch, das ich hier nicht wiedergeben kann — Du kennst es ja übrigens genau genug — werden Verse aus der „Elektra" citirt. Es wird spät. Ada wünscht gute Nacht und verschwindet. Rudolf bleibt wiederum allein.

Digitized by Google

Seine Phantasien erwachten wieder, schwebten ihm vor den Augen. Die Paoletti und Ada wuchsen wieder sonderbar zusammen, — zu einer dritten Gestalt. Eine Griechin ward es — eine von den Griechinnen, die Ada beneidete — mit schwarzem Haar, schwarzen Augen; aber mit Ada's traurig edlem Lächeln und Ada's schwebendem Gang. Sie stand in der Halle eines griechischen Hauses; — doch die Bühne war's, wo sie stand; Coulissen erschienen rechts und links von ihr. Sie beklagte ihr Geschick, gleich der Paoletti. Ein ähnliches Geschick wie die Paoletti; einen verächtlichen Vater, eine schlechte Mutter ... Vater und Mutter traten neben sie hin; jenen Eltern ähnlich, die das Buch der Paoletti so lebendig geschildert hatte; nur in altgriechischen Gewändern, Sitten und Gedanken. Gestalt kam zu Gestalt ... Das ganze Jugendleben der Luisa Paoletti, sich zusammendrängend, ereignete sich in diesem griechischen Haus; lebendige, rasche Scenen folgten aufeinander, wie in einem hastigen, aber halbwachen, vernunftmäßigen Traum. Ein fieberndes Uebermaß des Lebens war in Rudolfs Hirn; wie fallende Sterne schossen die Bilder, die Gedanken. Lächeln mußte er: Alles war ihm gegenwärtig, was er je vom alten Griechenland gewußt hatte; alle Lehren des alten Hillmann über Bühne und Drama ... Immer die Augen geschlossen, sah er diese liebliche, rührende Erinna — denn es ward Erinna daraus; Erinna, die Dichterin — sah er sie von Scene zu Scene, von Act zu Act durch das Stück dahingehn; wie Luisa gequält und verzweifelnd — wie Ada vom Tode gerettet — endlich der Liebe, dem Leben, dem Glück gewonnen — sich aufraffend — gefeiert — berühmt — berühmt und glücklich ...

Doch klar bis ans Ziel zu denken vermochte er nicht mehr; diese Jagd der Bilder drohte ihn zu verwirren, eine Angst befiel ihn, als könnte das alles wieder wie ein Traum verschwinden. Er öffnete die Augen, stand auf, ging dem Hause zu. Niederschreiben, dachte er; einstweilen nur niederschreiben — festhalten, festhalten! — Ihm war zu Muth wie in jener Nacht, als er, auch wie trunken, in Verzückung, das erste Gedicht an „Thekla" hingeworfen hatte; — und doch, wie anders! anders! dachte er. Dies ist Ada! Erinna! — Er trat in sein Zimmer, zündete die Kerzen an, die auf seinem Tische standen, nahm die leeren Blätter, das Schreibzeug, und begann zu schreiben. Nur die Gestalten, die Scenenfolge! sprach er vor sich hin. Jedoch indem er das sagte, stand ihm die erste Scene gleichsam leibhaftig vor den Augen. Erinna's Mutter, Zenophila, begann; Lykon der „Zauberer", Erinna's Vater, übte eben vor hereingelockten Gästen seine verächtlichen Künste. Dann trat Erinna ein: bleich, unwillig, trotzig ...

O halt es fest! halt es fest! sagte er sich laut, den Arm, der die Feder hielt, durch die Luft bewegend. Ein träumerisch glückliches Lächeln öffnete ihm die Lippen. Er schrieb es so hin, wie es ihm kam; nicht in Versen; nur ein gewisses rhythmisches Gefühl schwebte über den Worten. Während er schrieb, summte er, was er schrieb, leiser oder lauter. „O Ada! — Ja, ja! — Ada-Erinna!" sagte er zuweilen. Seine Augen glühten in reinem Feuer der Jugend, seine Wangen brannten.

Der Mond, der nach Süden ging, sah ins Fenster herein, sah ihm über die Schulter. Rudolf wandte sich einen Augenblick, in das große blaßgoldene Auge hineinzuträumen; dann schrieb er fort. Die westlichen Waldberge nahmen endlich den sinkenden Mond in ihre Schatten auf. Rudolf schrieb noch immer. Die wenigen Sterne erblaßten, der Morgenwind schüttelte den Vorhang des einen geöffneten Fensters; ein düsteres Roth stieg unten am Osthimmel auf, und zu den silberweißen Wölkchen über ihm schwang sich das erste gelbe Frühlicht in die Höhe.

So, mein Lieber! Der kritisirende Freund hatte schon zu viel gesprochen und mußte schließlich auch einmal den Dichter selbst zu Worte kommen lassen. Und daß Du unter unsern modernen Dichtern zu den berufensten gehörst — müßte das der Welt erst noch bewiesen werden, ich glaube, schon die paar Blätter, die ich dem „Meister Amor" entnommen habe, würden dazu ausreichen.

Und nun leb wohl, liebster Adolf!

Herzlich

Dein

Paul Lindau.

Betrachtungen über die Höflichkeit.

Die Höflichkeit ist eine schöne Tugend. Die Gebrüder Grimm bezeichnen sie als „das feine artige Verhalten gegen Andere in Umgang und Gespräch". Wollen wir das psychologische Moment noch dazunehmen, so ist sie wohl ursprünglich die äußere Form, der Ausdruck für das Wohlwollen des Herzens im wechselseitigen Verkehr. Das Wohlwollen ist natürlich nicht an diese Form gebunden, es besteht ohne diese, aber wenn es sich äußern will, bedarf es einer Form. Der Wilde kann wohlwollend sein, aber nicht höflich, so auch meist der Bauer, — sie finden, sie kennen den Ausdruck nicht. Die Höflichkeit, wenn auch der Ausdruck einer Seelenstimmung, ist somit doch nur an der äußeren Form zu erkennen und besteht nur in der Form. Kein Katechismus verlangt deshalb Höflichkeit gegen Gott. Die Formen derselben sind aber nicht wie die mimischen Ausdrücke der Seelenstimmungen physiologisch nothwendig und darum überall die gleichen, sondern sie haben sich durch ein stillschweigendes Uebereinkommen und deshalb bei verschiedenen Völkern in verschiedener Weise gebildet. Sie zeigen sich in Stellungen, Geberden, Mienen, Worten. Einzelne ihrer Formen sind aus denen der Verehrung, sogar der Anbetung entnommen, das Entblößen des Hauptes, wo es der Orientale bedeckt, das Hutabnehmen des Europäers, und der militärische Gruß, der es beim ersten Tempo desselben, der Handbewegung bewenden läßt; eine ganze Reihe derselben sind Formen der Unterthänigkeit, des Gehorsams mit symbolischen Zeichen der Erniedrigung, vom Zurerdewerfen, Kniebeugen, Knixen bis zum einfachen Verbeugen und Kopfnicken, die Handbewegungen der Begrüßung, die der Deutschen in der Form des Einladens, des Anerbietens, der Italiener in der des Herwinkens, die Völker Südafrikas nach Livingstone durch Händeklatschen thun, was ja beim Europäer das rauschende Zeichen der Anerkennung geworden. Die Worte aus dem Lexikon der Höflichkeit gehören alle, die einen zu dem Begriff der Bitte, die andern der Anerkennung der eigenen Bescheidenheit.

Diese Dinge und mit ihnen die Höflichkeit haben sich erst entwickelt mit den Zeiten, in welchen man auf die äußere Erscheinung mehr Werth zu legen begann, in welchen die Toga und die Stahlrüstung durch die Kleidermode verdrängt wurde. „Die Alten," sagt Lessing, „kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen, ihre Urbanität war von ihr ebensoweit wie von der Grobheit entfernt." Der Ritter focht für seine Dame, trug ihre Farben, wenn er aber im Turnier seinen Gegner ihr zu Ehren in den Sand warf, so wird man dies kaum einen Act der Höflichkeit nennen, und wenn der Minnesänger ihr Lob in zierlichen Versen aussprach, so ist diese Form der Hingebung auch nicht das, was wir unter Höflichkeit verstehen. Die Höflichkeit beginnt erst, wo die Form eintritt, die Form dessen, was man als Anstand und Sitte erkannte, Anfangs mit deren Inhalt, mit den Bedingungen ihres Wesens, allmählich statt desselben, als Form, als Zeichen für die Sache und statt der Sache.

Die Abstammung des Wortes im Deutschen und Französischen zeigt, daß die Höflichkeit vom Hofe kommt. Dort wo dem Höheren, dem Gebieter gegenüber Hingebung und Unterthänigkeit, eine Unterordnung, ein Verleugnen oder Zurücktreten der eigenen Person geboten sind, mußte sich diese Stellung in der äußern Erscheinung, im Benehmen, in der Sprache kund geben. Dadurch bildeten sich hierfür gewisse Formen, welche, unter solchen Verhältnissen gern gesehen, verlangt wurden. Der französische Hof Ludwigs XIV. und XV. war es besonders, wo solche höfliche Formen sich gestalteten, einlebten und zum Vorbild wurden. Hierin verlor sich natürlich der Inhalt vollständig, es handelte sich lediglich um die äußere Erscheinung, unter der man übrigens jede Art von Gesinnung unterbringen konnte. Solche Formen bildeten von nun an den Begriff, den Ausdruck der Höflichkeit. Die Worte, welche denselben sonst noch etwa bezeichnen, wie „urban", im Englischen civil, können übrigens darauf hindeuten, daß nicht überall der Hof die Quelle der

Digitized by Google

Höflichkeit war, daß auch in der städtischen Bevölkerung, daß auch im Bürgerthum die Unterschiede des Betragens sich geltend machten.

Einmal entstanden, halfen die menschlichen Eigenschaften, und zwar nicht die des Wohlwollens, der Höflichkeit bald zu ihrer allgemeineren Verbreitung. Je vielgestaltiger der gesellige Verkehr wurde, je näher sich die gegenseitigen Interessen berührten und je öfter sie sich kreuzten, desto nothwendiger wurde es, sich wechselseitig zu ertragen, die eigene Empfindung zurückzudrängen, den eigenen Vortheil nicht durch ein schroffes Auftreten zu gefährden, mit einem Worte — die Wahrheit zu verdecken. Hierzu boten sich die erfundenen Formen der Höflichkeit als sehr zweckmäßig dar. Die Höflichkeit wurde zur Nothwendigkeit eines möglichen Verkehrs. Sie sichert meiner Ansprache einen günstigen Empfang, sie bahnt mir den Weg zu einem freundlichen Entgegenkommen, und verräth nicht meine Absicht, die freilich oft weitab vom Wohlwollen liegt.

Zu diesem einen Moment, welches ihre Verbreitung fördert, kommt nun ein anderes. Da die Höflichkeit bei Hofe geübt wurde, wo hochstehende Personen verkehrten, da der Gebildete und Gesittete zuerst die Nothwendigkeit solchen Benehmens im Verkehr einsah und deren Formen sich aneignete, so trat auch hier die Form an Stelle der Sache, der Schein an Stelle der Wahrheit, und man nahm die Höflichkeit für ein Zeichen der Bildung, für die Bildung selbst. Wohin käme die Gesellschaft, wenn nicht die Bildung ihr den Verkehr ermöglichte? Das hat meine Nachbarin ganz richtig empfunden, als sie mir jüngst über ihre Bekannten äußerte: „Wenn sie nicht so gebildet wären, so schlügen sie sich in die Gesichter."

So stehen wir jetzt. Wir leben in einem über die Maßen höflichen Zeitalter, aber, wenn wir die Entwicklung richtig gezeichnet haben, so ist es damit auch der äußere Schein, der die Gesellschaft mehr und mehr beherrscht: wir sind höflich, weil wir nicht wahr sein dürfen oder wollen, wir sind höflich, weil wir gebildet sind oder erscheinen wollen, wir sind höflich, weil wir der Eitelkeit des Andern zu unserem Vortheil schmeicheln wollen. Die Höflichkeit, weil sie lediglich äußere Form ist, hat dadurch den großen Vortheil, daß sie ihre Motive geschickt verbergen kann und daß Wahrheit und Schein die gleiche Sprache mit den gleichen Mienen begleiten. In diesen, wir müssen es gestehen, nur selbstsüchtigen Motiven liegt eben auch ihre allgemeine Verbreitung und wohl nicht in dem zunehmenden Wohlwollen des Herzens.

Doch ist die Sache vielleicht nicht so schlimm, denn die Höflichkeit ist lediglich zur Gewohnheit geworden, und wer sie anwendet, thut es gewohnheitshalber und ist sich der tadelnswerthen Beweggründe wohl meistens nicht bewußt. Freilich könnte der Sittenprediger darin kaum eine Entschuldigung finden, denn ein Laster, das zur Gewohnheit wird, wird dadurch nicht ein geringeres, und der Gewohnheitstrinker und Gewohnheitslügner stehen in der Sittenscala nicht über dem Trinker und Lügner, und wenn wir unsere Höflichkeitsgewohnheiten beim Lichte betrachten, so sind sie eben doch aus jenen verwerflichen Motiven herausgewachsen und wachsen noch immer fort, wenn auch der Einzelne an ihrem Gebrauche unschuldig ist. Es ist eben ein Uebereinkommen, ein stillschweigend eingegangener gegenseitiger Vertrag, wo der Geber wie der Empfänger weiß, daß sein Inhalt auf Unwahrheit, wenn nicht auf Lüge beruht.

Gehen wir auf den Inhalt etwas näher ein, so sehen wir, daß im Laufe der Zeit und bei verschiedenen Völkern die Höflichkeit andere Formen annimmt, wie die Sitten, von denen sie einen Bestandtheil ausmacht. Wie war der Zuspruch bei Tisch, das gewaltsame Vorlegen, das Sträuben dagegen, das Nichtaufessen, das Liegenlassen eines Reputationsrestes Sitte, dort zum Zeichen, daß man nicht sparen, hier daß man nicht das gastliche Anerbieten zur Uebersättigung benutzen wolle. Gerade so ladet der Chinese einen Gast ein, bei ihm zu wohnen, wie dieser eine Grobheit begehen würde, wenn er es annehmen wollte. An solchen Höflichkeitslügen gehen wir jetzt lächelnd vorüber, während wir aus Artigkeit schnell auf die linke Seite unseres Begleiters treten und nicht dulden, daß auch er diesen Frontwechsel vornehmen will, so daß der unbefangene Zuschauer zweifelhaft bleiben kann, ob es bei diesem Manöver sich um einen Rundtanz oder einen Straßenkampf handle. Die Sitte des Hutabnehmens als Begrüßung ist wohl die unschuldigste, wenn auch unbequemste dieser Täuschungen. Hier hat der Kampf der Bequemlichkeit mit der Höflichkeit bereits begonnen, und man darf über den Sieg dieser beiden menschlichen Eigenschaften gespannt sein. Darüber können wir uns wohl nicht täuschen, daß vielfach die Formen der Höflichkeit, welche helfen, die Wahrheit zu verbergen, die Bildung vorzutäuschen und die Eitelkeit zu pflegen, nicht günstig wirken auf die gesellschaftlichen Zustände, die sich unter ihrer Herrschaft zusehends veräußerlichen. Es ist die glatte Decke der Höflichkeit, unter deren Form Wahrheit, Bildung, Verdienst gerade ebenso sich ausnehmen wie ihr Gegentheil. Wo aber der äußere Schein entscheidet, da ist es auch kein Wunder, daß er erstrebt, daß er gepflegt wird. Das Streben nach Orden und Titeln, nach Adressen und Jubiläen hat noch nie diese Ausdehnung wie jetzt erreicht. Der Ehrgeiz, der im Stillen arbeitet etwas Tüchtiges zu leisten und nicht der äußeren Zeichen zu seiner innern Befriedigung bedarf, steht zurück neben der Eitelkeit, welche nur nach dem täuschenden Prunke äußerlicher Anerkennung geizt. Denn Gesinnungen, die man stillschweigend überall voraussetzt, wirken sehr merklich in den gewöhnlichen Verkehr hinein: auch hier will man nichts versäumen, was dort vielleicht kränken und dadurch hier schaden könnte. Dadurch steigern sich die gesellschaftlichen Bezeichnungen in Schrift und Wort bis zur Uebertreibung. Die nicht sehr geschmackvollen, aber culturgeschichtlich begründeten Beiworte von „Hochwohlgeboren" und „Wohlgeboren" wurden früher nach den Ständen abgewogen. Wie die mediatisirten Fürsten und Prinzen auf „Durchlaucht", die Grafen auf „Erlaucht", so hatte nur der Freiherr auf „Hochwohlgeboren" Anspruch; „Wohlgeboren" gab man etwa den Beamten oder angesehenen Bürgern. Wer kehrt sich heute noch an diese Beschränkung?

Nicht nur das Militär hat diese Bundesbeschlüsse durchhauen, dessen amtliche Sprache dem jüngsten Lieutenant sein „Hochwohlgeboren" zuerkennt, sondern jeder Briefsteller, jedes amtliche Schreiben würde sich eines unverantwortlichen gesellschaftlichen Fehlers zeihen, wenn es dem Angeredeten einen geringeren Titel gäbe als Hochwohlgeboren. Mit der Erhöhung des Andern hält die eigene Selbstverläugnung gleichen Schritt. Wenn in der Handelssprache, der wir schon manchen originellen Styl verdanken, aus Bescheidenheit das egoistische „ich" ganz weggelassen wird, ein Gebrauch, den die Telegraphie freilich aus andern Gründen nachahmt, so weist die neue Grammatik der Höflichkeit ihm einen Platz an, der bisher in der Satzkonstruktion nicht gebräuchlich gewesen. Sie läßt z. B. den Staatsanwalt in Frankfurt sagen: „In dieser Sache ersuche die Redaction ich ergebenst", oder „indem das Ministerium ich ganz ergebenst bitte". Sie hütet sich, den eigenen Nominativ des Subjects vor den Accusativ des Adressaten zu stellen, und wenn sie schreiben läßt: „Das Reichsamt ersucht das Staatsministerium" so kann dies bedenkliche Verwechslungen verursachen, da die Sprache hier keine Flektirung für den vorausgestellten Accusativ besitzt. In dieser „sprachlichen Unart" sündigt die Höflichkeit gegen Geschmack und Geist der Sprache. Das Wort „Herr", welches gleicherweise sein geschichtliches Recht und seine durch die Stände gebotene Beschränkung hat, wird jetzt Niemanden mehr versagt, nicht dem Bauern, nicht einmal dem Herrn Hausknecht, so lange überhaupt das Wort Knecht noch geduldet und nicht in Diener oder mit dem Handwerksgesellen in Gehilfe umgewandelt sein wird. Es vollzieht sich ein allgemeines Avancement der gesellschaftlichen Formen, eine allgemeine Standeserhöhung oder ein Verwischen der Standesunterschiede, wenigstens in ihren äußeren Kennzeichen. Wie das Dienstmädchen mit Hut, Feder und Schleier kaum mehr zu unterscheiden ist von der Geheimeraths-Tochter, so ist es allmählig von der Magd zur Jungfer, zur Mamsell, zum Fräulein avancirt, und das bevorzugte halbverschluckte „gnädige" reicht kaum hin, um einen

Digitized by Google

Standesunterschied des Adels zu markiren. Wenn die Bescheidenheit auch nicht selbst diese Titel für sich in Anspruch nehmen wollte, so ist es die Höflichkeit, die sie Allen freigiebig zuerkennt.

Die Anrede mit „Er" und „Ihr" hat sich ganz verloren, das „Du", auf das wenigstens der Schwager Postillon noch Anspruch hatte, stirbt mit diesem selbst aus. Das höfliche „Sie" hat so sehr alle andern Anreden verschlungen, daß selbst der Geschäftsstil in sehr unlogischer Weise sich dessen bedient und Amt und Gericht wie Persönlichkeiten mit „Sie" anredet. Eine öffentliche Anzeige, ein Anerbieten, ein Verkauf, und wenn es nur Würste oder Glanzstärke sind, würde glauben, sich hoch zu verfehlen, wenn sie sich nicht mit „achtungsvoll" unterzeichnete. Man fürchtet in allen persönlichen Beziehungen nicht genug zu thun. Man ladet zu Versammlungen die „Herren" Mitglieder ein. Hier beginnt die Höflichkeit erst mit der Mehrzahl, ein einzelnes Mitglied muß sich ohne Herr behelfen, und auch den Damen wird das Frau oder Fräulein Mitglied versagt. Nicht nur, daß der Titel Freiherr nicht genügt, und man ihn mit einem „Herrn Freiherrn" zu erhöhen meint, so erweist man die gleiche Höflichkeit dem „Herrn Herzog", so ist es nicht allein Auerbachs „Lorle", welches den „Herrn Fürsten" mit diesem Doppeltitel anredet. Nur bei den höchsten Würden fühlt man doch, daß eine solche Steigerung keine wäre. Ein Namen ohne Beisatz eines Titels muß, sollte man meinen, fast für eine Beleidigung oder eine Schande gelten. Da nun nicht jeder ein Director sein kann, sei es auch nur einer Düngerabfuhrgesellschaft, und das Strafgesetzbuch des Reichs (§. 360. 8) die unbefugte Führung von Titeln mit Strafe bedroht, so hat man eben neue Titel erfunden und nennt sich Rentier, Particulier, Privatier. Als vor einigen Jahren in meiner Vaterstadt zur Wahl eines Landtagsabgeordneten die Wahlmänner im Rathhaussaale versammelt waren, der Staatsminister, der Kanzleibeamte, der Bankier, der Gewerbtreibende, und der Wahlcommissär die Namen alle aufrief, da hörte man nicht einen einzigen Namen, der nur Vor- und Zunamen gehabt hätte, sondern hinter jedem ertönte noch ein kürzerer oder längerer Titel. Da konnte man sich wirklich freuen über die große Zahl der Rentner, welche unsere gute Stadt besitzt, doch aber machte es mich wieder kleinlaut, daß nicht ein einziger Staatsdiener es zum stolzen Rentner gebracht. Nur der Gewerbtreibende, wenn er sein Gewerbe aufgegeben, sieht sich lieber mit diesem Titel geschmückt als mit der stolzen Bezeichnung der Meisterschaft, mit der er sich die Rente erworben.

In schlagender Weise bezeichnend für den Charakter der Höflichkeit unserer Zeit ist ein Wort, welches im täglichen Verkehr in Jedermanns Munde ist und welches, früher nur sparsam gebraucht, mit unglaublicher Schnelligkeit zu einer merkwürdigen Allgemeinheit gelangte. Es ist das Wort „freundlich", welches an die Stelle von „gütig", „gefällig" tritt. Diese Worte bezeichnen die Sache, die Güte, die Gefälligkeit, während die Freundlichkeit, das freundliche Gesicht mit den verzogenen Mundwinkeln, als äußere Form an Stelle der wohlwollenden Gesinnung tritt. Dies geht soweit, daß sogar um Freundlichkeit gebeten wird, gebeten, ich soll ihm ein freundliches Gesicht machen — kein Schaffner der Eisenbahn bittet anders als „Wollen Sie so freundlich sein, das Billet vorzuweisen" —, wo er nur eine Gefälligkeit von mir ansprechen will oder kann. Also lediglich Schein statt Sein.

Man kann die Höflichkeit allerdings noch höher treiben. Die Amerikaner, welche sonst nicht gerade für das höflichste Volk der Welt gelten, scheinen doch im gerichtlichen Verkehr darin Außerordentliches zu leisten, wenn der Richter in öffentlicher Gerichtssitzung den Verurtheilten fragt: Ist es Ihnen wohl genehm, nächsten Donnerstag gehenkt zu werden, oder wollen Sie lieber schon Mittwoch?

Wenn die Höflichkeit irgendwo ausgeschlossen gehört, so ist es vor dem Ernst des Gesetzes: das Recht verschmäht den äußeren Schein der Feinheit, das Recht soll nicht artig sein, sondern gerecht. Die Gesetzgebung deckt darum das Gesellschaftskleid, den schwarzen Frack des Richters mit dem schwarzen Talare. Unter diesem Zeichen finden Schein und Phrase keinen Platz, in seinen Falten die Höflichkeit keine Stätte.

Ich schließe mit meinen Anfangsworten: Die Höflichkeit ist eine schöne Tugend. Das Sprichwort sagt von ihr: sie ziert den Mann und kostet nichts. Möge sie uns nicht die Wahrheit kosten.

Robert Volz.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Nero" von Rubinstein. Concerte der Brüder Grünfeld.

Wenn mir jemals klar wurde, daß man nie zu alt ist um zu lernen, ja selbst um manche feste Ueberzeugung als einen Irrthum zu erkennen, so war es bei der ersten Vorstellung von Rubinsteins „Nero" im Königlichen Opernhause. Als vor einigen Jahren aus Wien die Kunde hierher kam, daß die „Makkabäer" dort nicht gefallen hatten und von den angesehensten Kritikern ungünstig beurtheilt worden waren, daß also dieselbe Oper der Neuzeit, welche hier nach den Wagner'schen unstreitig den größten Erfolg errungen hatte und noch heute zu den bestbesuchten gehört, in der Donau-Kaiserstadt einen so unfreundlichen Empfang erfahren gemußt: da dachte ich mit Bestimmtheit, die Grundursachen solcher Verschiedenheit der Aufnahme seien nicht in der künstlerischen Auffassung, sondern in anderen, der Kunst ferner liegenden Gebieten zu suchen; vielleicht wollte Wien der deutschen Hauptstadt nicht den maßgebenden Richterspruch in Opernerfolgen zuerkennen; — vielleicht hatte Rubinstein seine ablehnende Haltung gegenüber der Kritik in zu schroffer Weise gezeigt und eine nicht ungerechtfertigte Mißstimmung erregt, welche dann die Schwächen des Werkes in schärfster Weise hervorhob; und was dergleichen Motive mehr sein mochten. Aber daß die „Makkabäer" den Wienern in der That musikalisch nicht gefallen hatten, wollte mir nimmermehr einleuchten. Die hiesige Aufführung und der Erfolg des „Nero" haben mich bekehrt; ich habe einsehen lernen, wie ein Werk, das in einer großen Stadt von einem musikverständigen Publicum mit großem Beifalle, theilweise mit Enthusiasmus aufgenommen worden, in einer andern nicht gefallen könne, ohne daß das Publicum oder die Kritik in dieser weniger freundlich gesinnt waren denn in jener! Ich habe der ersten Vorstellung im Hamburg beigewohnt, die glänzend verlief, und nunmehr der ersten im Königlichen Opernhause. Welch ein Gegensatz! Rubinstein, der geniale Componist, der großartige Klavierspieler, der brave und bezaubernde Mensch, zählt in Berlin nicht weniger Verehrer und Verehrerinnen denn in der Hansastadt. Und doch war der Erfolg des „Nero" ein kühler — euphemistisch gesprochen. Wie soll man das erklären? Es waltete eben bei dieser ersten Aufführung jene geheimnißvolle Macht, die über den Köpfen der handelnden und der sich leiten lassenden Menschen schwebt, wenn etwas schief gehen soll, jene Macht, über die sich schon Agamemnon beklagte, die Moira, die Zeus vom Olymp verbannte, die überall da ist, wo es gilt, Verwirrung zu stiften und berechtigte Hoffnungen zu vernichten, und die da walten wird, so lange es Regierer und Regierte, Operncomponisten, Sänger und Publicum ꝛc. ꝛc. gibt. Es mißlang Vieles, mitunter gerade das entschieden Wichtigste. Die Darstellerin der Hauptrolle, der Chrysa, der einzigen wirklich Theilnahme erregenden Persönlichkeit, die treffliche Frau Mallinger, deren Individualität mit solcher Rolle so zu sagen gleichartig ist, war von einer merklichen Mißstimmung befallen, welche ihre Soli, noch mehr aber die mehrstimmigen Theile der Oper störte.

Niemann war augenscheinlich nicht sehr erfreut, den Nero zu singen und zu spielen; er, der Ritter vom Grale, der Ritter und Dichter-Meistersinger, der Florestan, mußte einen ganz gemeinen, nichtswürdigen Hallunken darstellen mit geschwärztem, römisch gekrauftem Haar und Barte. In der einzigen dramatischen Scene, als Nero am Grabe Augustus' von den Gespenstern all seiner gemordeten Opfer gepeinigt wird, entfaltete der Künstler die ganze Kraft seiner gerade in solchen erregten Momenten unvergleichlichen Kunst. Aber was ist das für vier lange Acte, die von ½7 bis ½11 Uhr dauerten? Alle anderen Rollen mit Ausnahme des Binder, die Betz sang, sind noch schlimmer

Digitized by Google

bedacht — doch ich bin da unwillkürlich in den Text hineingerathen und dieser ist allerdings ein ganz verfehlter. Französische dramatische Dichter verstehen, auch wenn sie nur Opernbücher verfassen, doch bei allen Fehlern immer eine gewisse Lebendigkeit in die Handlung zu bringen; die Unanständigkeit ist bei ihnen aufregend, spannend; die Scenenfolge reiht manchmal das Unwahrscheinlichste aneinander, doch das Interesse an dem Momente läßt den Mangel an Zusammenhang vergessen. Aber im „Nero" ist die Handlung schleppend, das Unanständige langweilig, die Scenenfolge ganz lose und mit Ausnahme von zwei Auftritten ohne Interesse. Der erste Act spielt im Hause der Freigelassenen Epicharis, wo eine bunte Gesellschaft sich unterhält, nur der Aquitanier Vindex zeigt sich ernst und kalt; als die Andern zum Schmause gehen, bleibt er zurück; ein Mädchen stürzt herein und bittet ihn um Schutz — sie kam vom Tempel mit ihrem treuen Sklaven und ward von einer Horde Vermummter überfallen, die den Armen tödteten, und sie entführen wollten. Es folgt eine ziemlich lange Auseinandersetzung, dann verbirgt Vindex sie in einem Gemache. Die maskirten Verfolger stürzen herein, an ihrer Spitze Nero, der sich zu erkennen gibt (ich erzähle sehr kurz, auf der Bühne geschieht Alles nach endlosen Verhandlungen). Chrysa wird herbeigeführt, Epicharis erkennt ihre Tochter; Vindex, der das Mädchen beschützen wollte, hält sich für getäuscht und gibt sie Nero preis. Es folgt nun eine Spott-Hochzeitfeier, die noch viel langweiliger als unanständig ist; in Hamerlings Ahasver, dem der Grundgedanke entnommen ist, liest man die Beschreibung mit Interesse an der dichterischen farbenglühenden Phantasie; aber von der Bühne herab wirken alle diese satirisch sein sollenden Gesänge unangenehm. Epicharis gibt der Tochter einen stark wirkenden Schlaftrunk, sie sinkt wie todt nieder. Diese erste Vorführung der Hauptgestalten — so lang ausgesponnen sie auch ist — konnte doch noch zu spannenden Verwickelungen benutzt werden; namentlich durfte man vom Dichter erwarten, daß er den, vom vermeintlichen Tode Chrysas schmerzlich berührten Nero in interessantem Lichte erscheinen lassen würde. Aber es folgt nurmehr ein uninteressanter Gräuel dem andern. Nero besucht Poppäa, läßt ihr zu Liebe seine Frau Octavia hinrichten, dann den Senator Thraseas, der auf der Bühne als stumme Person erscheint, will dann den Vindex und die Epicharis tödten lassen, woran nur Poppäa ihn hindert; dann spürt er Chrysa in ihrem Zufluchtsorte aus, will sie mit Gewalt entführen, wird von Poppäa überrascht; läßt Rom anzünden und bezeichnet die Christen als Urheber des Brandes. Endlich bricht die Empörung gegen ihn los, er entflieht und geht elendiglich zu Grunde. Nicht einmal als Tyrann macht er sich geltend, nur als feiger, gemeiner Wütherich tobt er auf der Bühne herum.

Wenn der Dichter seinen Imperator, die Hauptperson, in solcher Weise schildert, so mußte er selbstverständlich dessen Geliebte und die Vertrauten als moralisch noch unter ihm stehend erscheinen lassen — nur Vindex und Chrysa bieten einen Gegensatz, und sie haben auch dem Componisten Anregung zu schönen musikalischen Gedanken gegeben. Die Arie des Vindex, das Gebet Chrysas, vor Allem das Liebesduett der Beiden können zu den besten Schöpfungen der Neuzeit gezählt werden. Auch in dem ersten Chore des ersten Actes, im Mädchenchor während der Spotthochzeit, in der Balletmusik, sowie in dem Finale des zweiten Actes, in welchem die verschiedenen Volksgruppen während des Kaiserzuges sich unterhalten, zeigt sich die hohe Begabung Rubinsteins. Aber alles das muß der freundliche Leser mir glauben, nicht denen, welche die Vorstellung in Berlin gehört haben, weil diese eben wenig oder gar nichts von dem vernahmen, was ich hier so warm lobe.

Von der Aufführung und von den Hauptpersonen habe ich bereits gesprochen; es bleibt mir nur noch das Verdienst der Fräulein Brandt und Lehmann und der Herren Junk und Krollop anzuerkennen. Aber — wie schon gesagt — das Ganze brachte keine Wärme in das Publicum, es blieb gleichgültig; und ich habe nun gelernt, daß die Verschiedenartigkeit der Aufnahme eines Werkes in zwei Städten nicht auf ungleiche Tendenzen im Publicum zurückgeführt werden dürfe, sondern auf einen Zusammenfluß ungünstiger Umstände. Zu diesen gehörte bei der Berliner Aufführung des „Nero" die unmäßige Länge; in Hamburg, wo der Componist dirigirte, also Kürzungen gewiß nicht stattgefunden hatten, dauerte die Vorstellung um etwa dreiviertel Stunden weniger als in Berlin, dabei gelang Alles bis in die kleinste Einzelheit, während hier die Ungeduld der Hörer durch viele Zwischenfälle noch erhöht ward. Der wackere Radecke hat gewiß seine besten Kräfte an das Studium und die Leitung gesetzt; aber den schleppenden Gang können nur starke Kürzungen im ersten und zweiten Acte beseitigen; daß die Königl. Hofbühne, in solchen Dingen nach eigenem Ermessen zu verfahren gewohnt, die Nothwendigkeit dieser Kürzungen nicht sofort erkannte, erscheint unerklärlich.

Sei dem nun wie immer, mag dieser oder jener Umstand stärker gewirkt haben, genug, ein nicht günstiger Erfolg der ersten Vorstellung muß eingestanden werden; daß in den folgenden, wenn sie unter einem besseren Sterne mit Kürzungen stattfinden, die Schönheiten des Werkes sich neben den Schwächen geltend machen, wollen wir hoffen. An gutem Willen der Künstler und des Publicums hat es auch bei der ersten nicht gefehlt.

Unter den Concerten der letzten Wochen ist das der Herren Alfred und Heinrich Grünfeld hervorzuheben. Der Letztere ist als sehr eleganter Cellovirtuose in Berlin bekannt und sehr beliebt, bedarf also keiner besondern Besprechung, auf eine solche hat sein Bruder, der Pianist, der nur vorübergehend als Gast erschien, volles Anrecht. Er ist jetzt unstreitig der bedeutendste Klavierspieler der eleganten Schule des Wohlklangs und der brillanten Technik, als deren Vertreter Leopold von Meier, Willmers und Jaell zu großem Rufe gelangt sind. Er übertrifft diese alle in Fülle und Wohlklang des Anschlags, und in der vollkommensten und angenehmsten Ausführung aller erdenklichen Schwierigkeiten.

Die Schnelligkeit und Sicherheit seiner Octavengänge, der Flug und die Klarheit seiner Läufer sind einzig in ihrer Art. Dabei hört man nie einen harten gestoßenen Ton, Alles klingt weich und voll. Auch sein Vortrag kleinerer Stücke ist der denkbar zierlichste. Was er dagegen in dem Vortrage der Sonate von Beethoven op. 31, Nr. 3 nach den verschiedensten Richtungen, in falscher Lesart des Textes, in Vergeßlichkeiten ꝛc. (von der Auffassung gar nicht zu reden) gesündigt hat, will ich nicht einzeln darlegen. Nur um dem etwaigen Einwande zu begegnen, daß ich bei Herrn Grünfeld hervorhebe, was ich bei Rubinstein vielleicht verschwiege, möge hier Eines festgestellt werden: Wenn Rubinstein in einem Programme, dessen größter Theil dem Ausführenden die schwersten künstlerischen Aufgaben stellt; wenn er z. B. an einem Abende Schumanns C- und Schuberts Wanderer-Phantasie unerreichbar spielt, und sich daneben in einer Beethoven'schen Sonate einige geniale Incorrectheiten (aber nicht etwa rhythmische Fehler) zu Schulden kommen läßt, so darf auch der strenge Beurtheiler das Loth der mißlungenen Leistung gegenüber dem schwerwiegenden Großartigsten übersehen. Aber wenn das Programm eines Concertgebers, neben dem glänzendsten Vortrage einer Masse kleiner Stückchen — unter denen das Menuett Moszkows als ein geniales Musterbildchen hervorzuheben ist — eine nicht schwere Sonate verfehlt, so darf auch der wohlwollende Beurtheiler nicht schweigen, will er nicht sein Verständniß oder seine Unparteilichkeit dem gerechtesten Anzweifeln aussetzen. So auch kann ich sein Passagen-Ragoût mit Garnirung Schubert'scher Melodien nicht übergehen; es macht kolossalen Effect, aber seine ganz merkwürdige Harmonisirung und sein Moduliren brachte mir eine historische Anekdote in Erinnerung. In einer Stadt lebte ein Componist, der alljährlich mehrere Compositionen veröffentlichte, die beim Publicum vielen Anklang fanden. Da nun in seinen gefälligen Stücklein mitunter haarsträubende musik-grammatikalische Fehler vorkamen, so rieth ihm ein Freund, er möge doch ein wenig Generalbaß und Composition studiren. „Ja," meinte er, „ich habe auch schon daran gedacht, aber man hat mich davor gewarnt: denn wenn ich etwas lernte, würden meine Sachen nicht mehr den „chic" haben." Ich glaube nicht, daß der sehr begabte Herr Grünfeld sich diesen Componisten als Muster wählen will. Ich wiederhole, als brillanter Virtuose steht er ganz obenan.

Am Tage nach dem Brüderpaar concertirte Herr Dr. H. Bischoff mit der Sängerin Fräulein Marianne David. Die junge Dame hat seit einem Jahre, da wir sie das letzte Mal hörten, sehr bedeutende Fortschritte gemacht, ihre Stimme hat an Umfang und Kraft gewonnen und ihr Vortrag ist reizend; sie sollte, unserer Meinung nach, sich der Bühne zuwenden, wo gerade so angenehme mit gründlicher musikalischer Bildung vereinte Talente immer seltener werden. Herr Dr. Bischoff bewährte sich als gediegener Musiker, der allerdings dem sinnlichen Elemente zu wenig Rechnung trägt. Wer heutzutage mit Klavierspielen öffentlich noch Wirkung erzeugen will, der soll nicht vergessen, daß die Musik die Kunst des Tönens und der Töne ist, und daß die Kenner mit ihrer Achtung — deren Herr Dr. B. sicher sein kann — kein zahlendes Concertpublicum sind.

Digitized by Google

Die Königl. Hochschule hat unter Prof. Joachims Leitung Schumanns C-Symphonie und Brahms' „Deutsches Requiem" aufgeführt. Das erste Werk wird nur selten gehört, und es war daher dankenswerth, es in solch vollendeter Weise zu bieten. Brahms' Requiem erzeugte in solcher Wiedergabe eine gehobene Stimmung.

H. Ehrlich.

Die deutsche Kunstgewerbe-Halle im Rothen Schlosse zu Berlin.

Am letzten Tage des verflossenen Monats ist in feierlicher Weise vor einem geladenen Publicum die deutsche Kunstgewerbe-Halle eröffnet worden. Fast will es unglaublich scheinen, daß ein derartiges Unternehmen in der Reichshauptstadt so lange auf sich warten ließ, wo Wien und sogar München schon seit Jahren mit der Gründung ähnlicher Verkaufshallen vorgegangen waren. Bei uns liegen eben alle Verhältnisse schwieriger als anderwärts, in dem großen Hexenkessel des Getriebes der Weltstadt wirbeln zu viel entgegengesetzte Interessen durcheinander, als daß sich mit Leichtigkeit nützliche Gebilde herauskrystallisiren sollten. Was in Berlin das Entstehen neuer kaufmännischer oder gewerblicher Institute besonders schwer macht, ist das Darniederliegen all und jedes Unternehmungsgeistes, es ist die Apathie nach der großen Krisis, die 1874 hereinbrach und an deren Folgen wir noch heute kranken. Die trüben Erfahrungen, die Jeder fast ohne Ausnahme mit einem oder dem andern industriellen oder kaufmännischen Unternehmen gemacht hat, haben den kritischen Geist besonders im Kaufmannsstande ganz außerordentlich entwickelt. Dieselben Leute, die in ihrer Auffassung von Geschäften 1871 gar zu optimistisch waren, sind heute dem entgegengesetzten Fehler anheimgefallen und halten daher nicht nur ihr eigenes Geld von allen neuen Unternehmungen fern, sondern versuchen es auch all ihren Einfluß aufzubieten, Andere, die sie um Rath fragen, von all und jeder Betheiligung zurückzuhalten. In einer Zeit, wo Herr von Ludwig in Gemeinschaft mit Herrn Stöcker jeden Gründer am liebsten unter polizeiliche Aufsicht stellen möchten, gehört wohl etwas Muth dazu mit neuen Unternehmungen hervorzutreten.

Es wird jetzt so viel und in so hochtönenden Phrasen von dem verderblichen Einfluß der Gründerjahre gesprochen, ohne daß die Herren, welche am lautesten in die Lärmtrompete stoßen, sich der großen umfassenden Bedeutung dieser merkwürdigen Zeit so recht bewußt geworden sind. Des Menschen Natur ist nun einmal so geartet, daß er sich an Gutes nur zu schnell gewöhnt und dann die Erinnerung an den vorigen Zustand ihm so gründlich aus dem Gedächtniß schwindet, daß erst besondere Umstände eintreten müssen, um den vorigen schlechteren Zustand seinem Bewußtsein wieder nahe zu bringen.

Alle die Herren, die jetzt mit einem so großen Aufwand von sittlicher Entrüstung die Zeit der Gründerjahre verdammen, würden denn doch etwas erstaunte Gesichter machen, wenn heute plötzlich all das aus unserem Leben verschwände, was durch diese Zeit direct oder indirect geschaffen und aufgebaut worden ist. Seit wann datirt der gewaltige Aufschwung, den die Baukunst in erster Linie genommen hat? Das Geld, was damals jeder besaß, oder zu besitzen glaubte, hat sich wie ein befruchtender Regen auf alle Gebiete unseres Volkslebens ergossen und das deutsche Leben aus der geschmacklosen Dürftigkeit der Jahre nach den Freiheitskriegen, zu einer neuen üppigen Kraftentwicklung emporblühen lassen. Die Nation, die in gewaltiger Erhebung den gefährlichsten Gegner zu Boden warf, durfte sich selbst auch ein menschenwürdigeres Heim bereiten und nicht mehr in ihrer äußeren Erscheinung wie das Aschenbrödel neben den andern Nationen stehen. Daher die glänzende Entwicklung, welche Berlin, die Hauptstadt des Reiches, genommen. Aus einer nüchternen Residenz von langweiligem Aeußeren ist die Stadt im Laufe von zehn Jahren eine Weltstadt geworden, welche ihr Haupt vor den andern Kapitalen nicht mehr schamhaft zu verbergen nöthig hat. Unsere Privathäuser suchen ihres Gleichen. — Mit den großen lichten Räumen, die wir bewohnen, kam nun das Bedürfniß einer würdigen Ausstattung derselben und ebenso wie die Architekten, fanden sich die Industriellen und Gewerbtreibenden auf der Höhe ihrer Zeit und genügten den Ansprüchen, die an sie gestellt wurden, in reichstem Maße. Das fast ganz verschwundene Interesse am deutschen Kunstgewerbe wurde schnell wieder wach, und anknüpfend an die glorreiche Vergangenheit Deutschlands vor dem dreißigjährigen Kriege, wo in den reichen Handelsstädten Künste und Kunstgewerbe sich zu hoher Blüthe entwickelt hatten, strebten Künstler, Gelehrte und Gewerbtreibende dahin, unserer häuslichen Umgebung diejenigen Formen wiederzugeben, welche dem neu entwickelten feineren Sinn und gebildeteren Geschmack Befriedigung gewähren konnten.

Um es den strebsamen Industriellen und Handwerkern an guten Vorbildern nicht fehlen zu lassen und eine Art von Erziehung für den guten Geschmack zu ermöglichen, errichtete die Regierung das Gewerbemuseum, wobei ähnliche Institute in London und Wien als Muster dienten. Der segensreiche Einfluß, den diese Sammlungen auf allen industriellen Gebieten ausgeübt haben und noch ausüben, ist unstreitig ein sehr großer, aber wenn durch dieselben Anregungen gegeben und der Geschmack gebildet wurde, so genügte das nicht, um ein Nachschaffen oder Weiterschaffen im Sinne guter stilvoller Vorbilder hervorzurufen. Dazu gehörte die lebendige Belehrung kunstverständiger Männer, die in faßlicher Art die Industriellen und Handwerker mit den Schönheiten der alten kunstindustriellen Erzeugnisse bekannt machten und mit den praktischen Technikern gemeinsam nach den Wegen suchten, wie solche Dinge der Industrie unserer Tage wieder zu eigen gemacht werden könnten.

Aus der Erkenntniß dieses Bedürfnisses entstand der Verein für deutsches Kunstgewerbe. Selten ist wohl das Emporblühen eines Vereines ein so schnelles gewesen, weil selten eine Sache so sehr zur rechten Zeit ins Leben trat und deshalb so von der herrschenden Strömung getragen werden konnte. Der Verein zählt heute eine stattliche Zahl von Mitgliedern, und Alles, was in Kunst oder Industrie auf einige Bedeutung Anspruch macht, gehört ihm an. Schon in den Gründungsstatuten dieses Vereines findet sich ein Paragraph, welcher die Errichtung einer deutschen Kunstgewerbe-Halle als ein eifrig zu erstrebendes Ziel hinstellt. So lange der Verein existirt, hat eine Commission in ihm bestanden, welche sich ausschließlich mit der Verwirklichung dieses Gedankens zu befassen hatte. Trotz mannichfacher Anstrengungen ist es bis jetzt nicht möglich gewesen, von Vereins wegen mit der Errichtung einer solchen Halle vorzugehen, weil das dazu nöthige Anlagekapital in keiner Weise zu beschaffen war. Obwohl sich in den letzten Jahren eine Menge von Kapitalisten und besonders die Inhaber bedeutender Firmen in den Verein aufnehmen ließen, so kam deshalb diese Angelegenheit auch nicht um einen Schritt vorwärts, weil gerade diese Herren aus den weiter oben angeführten Gründen wohl ein sehr warmes Herz, aber nicht einen Pfennig Geld für die Sache hatten.

So standen die Dinge, als in diesem Sommer bei den Vorstandsmitgliedern sich ein Unternehmer meldete, welcher aus eigenen Mitteln eine Kunstgewerbe-Halle ins Leben rufen wollte und den Verein nur um seine moralische Unterstützung des Unternehmens bat. Dieses Anerbieten schien den damals in Berlin anwesenden Vorstandsmitgliedern wichtig genug, um dasselbe zu prüfen und in genaue Erwägung zu ziehen. Der Unternehmer theilte mit, daß es ihm gelungen sei, ein außerordentlich passendes Lokal in dem ersten Stockwerk des Rothen Schlosses sich zu sichern und daß ihm natürlich daran liegen müsse recht bald zu erfahren, ob er sich der Unterstützung des Vereins zu erfreuen haben werde, da er für diesen Fall das Lokal zum 1. October miethen und die Halle noch vor Beginn des Weihnachtsgeschäftes eröffnen werde. Da der Unternehmer die weitgehendsten Concessionen für die Vereinsmitglieder in Aussicht stellte, so hielt es der damalige Vorstand für seine Pflicht, bei der Wichtigkeit der Sache, die eine Verzögerung nicht zuließ, dem Unternehmer die moralische Unterstützung des Vereins in Aussicht zu stellen. Hierauf miethete der Unternehmer das Lokal und erließ Circuläre, welche den Kunstgewerbetreibenden Deutschlands die Gründung seiner Halle anzeigten und um ihre rege Betheiligung baten. Schon in den ersten Tagen des Monat September, als die meisten der Vorstandsmitglieder von ihren Sommerreisen zurückgekehrt waren, zeigte sich im Schoße des Vorstandes eine ziemlich lebhafte Opposition gegen das Unternehmen, und der Vorstand faßte mit einer Stimme Majorität einen Beschluß, worin er sich mißbilligend über das Vorgehen derjenigen seiner Kollegen aussprach, die während des Sommers eine Unterstützung des Unternehmens in Aussicht gestellt hatten. Als Motiv für das feindselige Verhalten zur Gründung der Halle gab man deren ungenügende finanzielle Fundirung an. Diese überängstlichen Sicherheitscommissare waren natürlich Kaufleute, welche zum Theil selbst großen industriellen

Digitized by Google

Unternehmungen vorstehen. Der Gedanke, daß die Befürchtung einer sich selbst zu schaffenden Concurrenz irgend welchen Einfluß auf die Entschließungen dieser Herren ausgeübt haben könnte, muß, bei der anerkannten Ehrenhaftigkeit der betreffenden Herren, von vornherein als ausgeschlossen erachtet werden; das Verhalten der oppositionellen Vorstandsmitglieder findet eine ausreichende Erklärung in dem oben des Näheren beleuchteten Pessimismus, der diese Kreise seit der letzten großen Krisis beherrscht.

In einer sogleich einberufenen Generalversammlung ergab nach stürmischen Debatten die Abstimmung eine kleine Majorität für die Ablehnung der moralischen Unterstützung. In Folge dieser Abstimmung legten der damalige Vorstand des Vereins, die Herren Professoren Doepler und Vogel, sowie der Architekt Prüfer, ihre Aemter nieder, weil sie in dieser Abstimmung ein Mißtrauensvotum für ihr Verhalten bei den Verhandlungen mit dem Unternehmer der Kunstgewerbe-Halle erblicken zu müssen glaubten. Daß diese drei Herren nun mit doppeltem Eifer für das Gelingen des Unternehmens mit ihren Namen und ihrer aufopfernden Thätigkeit eintraten, erklärt sich wohl aus dem Gefühle der Kränkung darüber, daß der Verein in seiner Majorität eine Sache als unzulänglich für seine Zwecke bezeichnete, die ihm von seinen Begründern und seit Jahren bewährten Leitern zur Unterstützung anempfohlen war. So hat der nicht genug zu beklagende Beschluß jener Generalversammlung nicht der Kunstgewerbe-Halle, wohl aber dem Kunstgewerbe-Verein auf das Empfindlichste geschadet. Abgesehen davon, daß den Mitgliedern des Vereins die Vortheile verloren gegangen sind, welche das Unternehmen ihnen gewähren wollte, hat der Verein einen unersetzlichen Verlust durch die Demission der beiden Professoren Vogel und Doepler erlitten, welche denselben gründeten und unter ihrer gemeinsamen Leitung zu seiner jetzigen Bedeutung erhoben hatten.

Das ist in großen Zügen die Geschichte der Kämpfe, welche das junge Unternehmen schon vor seiner Geburt zu bestehen hatte. Die in unglaublich kurzer Zeit geschmackvoll hergerichteten Räume im Rothen Schlosse bergen Alles, was die Kunstindustrie unserer Tage hervorbringt, und wenn man nach der kurzen Zeit, in der die Halle vom Publicum besucht wird, urtheilen darf, so wird das Unternehmen die Unkenrufe der Pessimisten glänzend zu Schanden machen. Die Preise der ausgestellten Gegenstände sind oft von staunenerregender Billigkeit, was sich zum Theil daher erklärt, daß hier dem kleinen Meister, der in irgend einer Vorstadt sein Atelier hat, die Gelegenheit geboten wird, seine Arbeiten dem Publicum in würdiger Weise vorzuführen und durch Vermittlung der Halle zu verkaufen, während er früher für den Verkauf auf die Besitzer von großen Magazinen angewiesen war, welche sich so den Löwenantheil am Nutzen seiner Arbeit sicherten. Wir erachten es als den größten Vorzug der Kunstgewerbe-Halle, so einen fast unmittelbaren Verkehr zwischen dem Producenten und dem Käufer ermöglicht zu haben.

In diesem Umstande liegt die gesunde kaufmännische Fundirung des Unternehmens, man wird dort billiger und besser kaufen als anderwärts. Geschäfte, die auf dieser Basis gegründet werden, pflegen den Stürmen der Zeiten recht kräftig zu widerstehen.

Willibald König.

Notizen.

In der europäischen Constellation, wie sie sich nach den letzten Ereignissen und namentlich nach der Auflösung des wunderlichen Flottenconcerts darstellt, bleibt namentlich England für den ruhigen Beobachter der Gegenstand eines ebenso schwierigen wie interessanten Studiums. Die zahlreichen, oft überaus heftigen Angriffe, die vor Allem in der deutschen Presse gegen die augenblickliche Politik des Inselreiches gerichtet werden, sind nicht durchweg von denselben Motiven bestimmt. Daß die Türkenfreunde von Gladstones scheinbarem Zusammengehen mit Rußland schlecht erbaut sind und ihn nicht besser behandeln wie seinen vermeintlichen Alliirten, ist begreiflich. Aber die von mehreren Seiten auf den Rücken des sonderbaren Heiligen dem stolzen Albion ertheilten Schläge haben oft besondere Gründe. England ist an und für sich in gewissen Kreisen nichts weniger als populär. Sein parlamentarisches Regiment, seine Preßfreiheit nebst sonstigen liberalen Allüren geben ihm einen politischen Vorsprung, welchen festländische Nebenbuhler schwer ertragen, von conservativen Antipathien und Rancunen zu schweigen. Von Gladstone war noch nicht die Rede, als Attaquen auch gegen die Toryregierung zu dem täglichen Sport einer verbreiteten Publicistik gehörten. Man glaubte damit höheren Ortes und auch dem befreundeten Rußland zu gefallen. Erst nachdem das deutsch-östreichische Bündniß trotz anfänglicher interessirter Skepsis in seiner Existenz anerkannt werden und pflichtgemäß gerühmt werden mußte, als Salisbury, wenn auch mit nicht ganz willkommener Indiscretion, den Wiener Ausflug des deutschen Reichskanzlers im September 1879 und dessen politische Resultate als frohe Botschaft laut begrüßte und die russenfreundliche Sprache offenbar, wie die Franzosen sagen, nicht mehr zu der neuen Saison paßte, erst da begann eine Schwenkung, die bis zu den englischen Wahlen währte und die gewohnheitsmäßigen Ergüsse gegen England zurückstaute. Während der letzten Monate haben sich diese wieder Luft gemacht und die unliebsam verlorene Zeit reichlich eingeholt. In jenen Reihen ist England verhaßt und Gladstone nur ein Vorwand für den Ausdruck solcher freundnachbarlicher Gefühle. Man wird das zum Verständniß der fraglichen Polemik nicht vergessen dürfen. Gladstone selbst mag die ihm gewidmeten Vorwürfe und Diatriben reichlich verdient haben. Von auswärtiger Politik versteht er augenscheinlich herzlich wenig. Seine Beziehungen zu schlauen russischen Würdenträgern, Diplomaten und Damen sind notorisch. Er will die Türkei reformiren, die Balkanvölker auf eigene Füße stellen, vielleicht sogar vor Rußlands Uebergriffen schützen. Daß er dabei von diesem überlistet wird, kann Niemand Wunder nehmen. Am seltsamsten wäre sein Irrthum, wenn er die bis zum Herbst vorigen Jahres von Deutschland herüber vernommenen officiösen und nicht officiösen Stimmen zu Gunsten Rußlands im Gedächtniß behalten und eine Verständigung mit dem Zarenreiche durch Vermittelung Deutschlands für möglich gehalten hätte. Der gelehrte Mann ist vielleicht mit dem Homer und mit Hesiod besser vertraut als mit unseren öffentlichen Organen, und man kann sich seine Verwunderung ausmalen, als ihm seine Gefälligkeiten für Rußland von denselben Leuten vorgeworfen wurden, deren Stilübungen ein Jahrzehnt hindurch slawisch geschillert hatten. Er wußte vielleicht nicht, daß die Parole auf deutschem Boden gewechselt hatte und der Dreikaiserbund wirklich in die Brüche gegangen war. Man hatte Englands bedeutsame Stellung in der europäischen Völkerfamilie von jeher widerwillig ertragen und sich geärgert, daß eine Nation ohne stehendes Landheer in allen entscheidenden Wendungen mitsprechen, nicht selten sogar den Ausschlag geben sollte. So erschien England bald vereinzelt und es wandte sich an Frankreich, das indessen andere Sorgen hatte und ein augenblickliches ostensibles Zusammengehen mit Deutschland für ersprießlicher hielt. Gladstone mochte an Frankreichs Initiative in der griechischen Frage sowie auf anderen Punkten appelliren soviel er wollte, er wurde von den Machthabern an den Ufern der Seine verleugnet und im Stiche gelassen. Danach wird er sich einrichten müssen. Frankreich ist in diesem Augenblicke stets und überall auf den Frieden bedacht, so sehr, daß das übertriebene Gebahren in diesem Sinne schon den Spott seiner eigenen witzigen Landsleute hervorgerufen hat. John Lemoinne schrieb neulich in den Debats, Frankreich gleiche dem Kunstreiter im Circus, der nie recht auf das Pferd gerathe, sondern stets von der einen Seite auf die andere heruntergleite, auch oft genug von dem lahmen Rosse Don Quixotes auf den Esel Sancho Pansas komme. Immerhin ist dieser rasche Wechsel der französischen Politik in diesem Augenblicke und bis auf Weiteres thatsächlich dem Weltfrieden günstig. Der Orient wird wohl für die nächste Zeit ruhig bleiben, wenn auch Griechenland sich nicht von Redensarten befriedigt zeigt und sein Minister einem auswärtigen Diplomaten, der ihm sagte: Waffnen Sie sich mit Geduld! erwidert haben soll: Wir werden nur den ersten Theil Ihres Rathschlages, nämlich die Bewaffnung, annehmen können. Das Wort ist verbürgt und beunruhigend genug. Aber auch die Bewaffnung verlangt Zeit und bis es zum Losschlagen kommt, werden die Mächte wohl zwischen Türkei und Griechenland irgend ein Compromiß gefunden haben. Die Diplomatie wird gewiß inmitten der bevorstehenden Wintercampagne, der Festdiners, Soupers und Hofbälle, auch für die Erfüllung dieser nebensächlichen Aufgabe, das heißt die orientalische Friedensstiftung, einige Zeit erübrigen.

* * *

Digitized by Google

„Neue Folge" von Eduard Hildebrandts Aquarellen. Chromo-Facsimiles von R. Steinbock. 5 Blatt auf gr. Folio-Cartons in japanischem Bunt-Umschlag. (Preis 50 Mark.) Verlag von Georg Stilke, Berlin.

E. Hildebrandt hat während seines so bewegten und doch zugleich so außerordentlich schaffensreichen Lebens einen enormen schlechthin unübersehbaren Schatz von echten Meisterwerken der Aquarellmalerei angehäuft; von Landschafts-, Meeres- und Städtebildern, zu welchen ihm alle Zonen des von ihm umwanderten Erdballs Stoff und Motive gaben. Diesen in den Kabinets der Kunstliebhaber verborgenen Schatz auch für die übrige Welt flüssig zu machen, hat sich die zu so hoher Entwicklung gelangte moderne Kunsttechnik des lithographischen Farbendrucks als ganz besonders befähigt erwiesen. Jeder kennt die erstaunlichen Leistungen in der Facsimilecopie Hildebrandt'scher Aquarellen in den bereits seit Jahren erschienenen Collectionen aus der „Reise um die Erde" und „Aus Europa". Aber sehr viele gleich treffliche Arbeiten des Meisters erwarten erst ihre Reproduction. Und sie werden immer willkommen und jederzeit einer gleich günstigen Aufnahme, wie sie jenen geworden ist, gewiß sein dürfen. Das Interesse für Hildebrandts Kunst hat sich noch keineswegs abgestumpft und überlebt. Wie in seinen Oelbildern die Farben vortrefflich „stehen", weder nachgedunkelt noch geborsten sind, wie auf so manchen gepriesenen und beklagenswerthen Gemälden Anderer von gleichem, ja noch jüngerem Alter, und wie der Glanz und die Gluth seiner Aquarellbilder auch nicht um einen Schatten verblaßt ist, so ist auch ihr künstlerischer Reiz und Werth für den Liebhaber wie für die Menge noch unverloren der gleiche. Von dieser gewiß richtigen Ueberzeugung ausgehend, hat die Verlagshandlung von Georg Stilke den erwähnten älteren Sammlungen von Chromofacsimiles Hildebrandt'scher Landschaftsaquarellen noch eine dritte folgen lassen. Die Originale befinden sich im Besitz Sr. Maj. des Kaisers und des Herzogs von Ratibor und sind dem Verleger freundwillig zur Reproduction überlassen worden. Steinbock, welcher mit Loeillot zusammen jene älteren Chromofacsimiles ausführte, hat auch diese geschaffen. Die absolute Treue und der völlig täuschende Schein von Original-Aquarellen ist hier wie dort in jedem Blatt erreicht. Sie können auch ein geübtes Auge irre machen, so genau sind all die Eigenthümlichkeiten Hildebrandt'scher Aquarelltechnik, die besondere Art des Pinselzugs, das Laviren der Massen, das Herauswischen und das gelegentliche Aufsetzen der höchsten Lichter mit compakter Gouachefarbe (ein allerdings von Hildebrandt sehr selten angewendetes Verfahren), die charakteristische Gesammtstimmung im Ton jedes einzelnen Bildes wiedergegeben. Diese Stimmungen der hier vereinigten fünf Bilder sind so verschieden wie möglich, entsprechend der Verschiedenartigkeit des Naturcharakters, des Breitengrades, der Luft und des Lichts der darin dargestellten Gegenden. Ein Marktplatz in den alten arabischen Quartieren Kairos, umgeben von plumpen, weißen, im heißen Sonnenlicht flimmernden Bauten, überragt von Minarets und Moscheenkuppeln; Zelte und Verkaufsläden, vom bunten Volksgewühl belebt, zeigt das eine Bild. Ein anderes die großen Pyramiden von Gizeh mit dem halb im Wüstensand begrabenen Sphinxkoloß, von der Morgensonne mit wohl etwas zu purpurngoldiger Gluth übergossen. Ein drittes dagegen entlehnt sein Motiv dem hohen Norden. Eine von öden, kahlen Gebirgen umhegte weite, spiegelklare Meeresbucht, die von Sörören, erscheint in dem seltsamen kühlen Licht der nordischen Mitternachtsonne. In Landschaften wie diese kommt die ganze Feinheit des malerischen Blicks und der das Naturbild spiegelnden Kunst Hildebrandts noch mehr zur Geltung als in seinen farbenglühendsten Effectbildern. Die beiden anderen Blätter sind ein paar italienische Scenerien. Die Bucht von Genua mit der glänzenden Stadt am Ufer des blaugrünlichen Meeres, dessen Bai im Hintergrunde die zart lila und bläulichen Gebirge der Riviera umschließen; und der Garten der Villa d'Este mit dem stolzen Bau der letzteren im Hintergrunde, im warmen Sonnenglanz des italienischen Tages. Die landschaftlichen Charaktere in diesen fünf Bildern der Sammlung ergänzen sich so glücklich, die Originale sind so meisterhafte und für Hildebrandt bezeichnende Arbeiten und ihre Facsimilereproduction ist eine so durchaus gelungene, daß auch ihnen ein ähnlicher Erfolg nicht ausbleiben kann wie der, welchen ihre Vorgänger gefunden haben.

Die Umschlagmappe dieser Collection verdient noch eine besonders „anerkennende Erwähnung". Die Composition ihrer Zeichnung von E. Hübner, dem bekannten Berliner Maler, ist in echt japanischem Geschmack gehalten und in Erfindung und Farbengebung von feinem, eigenartigem Reiz. Eine Nothwendigkeit zur Wahl gerade dieses Stils dafür lag zwar nicht vor. Es ist eine Caprice, wenn man will. Aber man mag sie nicht mißbilligen, da das Resultat so gefällig ist.

Ludwig Pietsch.

* * *

Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm.*)

Verdeutscht von Friedrich Bodenstedt.

Friedrich Bodenstedt verdankt den dichterischen Vollklang seines Namens besonders der poetischen Anregung, die ihm sein Aufenthalt im Orient gebracht; die Lieder des Mirza Schaffy, die er mit geradezu unübertrefflicher Grazie verkündete, haben seinen Namen im besten Sinne populär gemacht, und keine spätere Veröffentlichung des Dichters konnte jene an Wirkung erreichen. Mit seinem neuesten, obengenannten Buche, das in reicher, geschmackvoller Ausstattung vor uns liegt, hat sich Bodenstedt nun wiederum in jene Literaturregion begeben, für die er das feinfühligste Verständniß besitzt, nur daß er dieses Mal nicht Kaftan und Turban nur angelegt, um im Kostüm des Weisen von Tiflis, in dessen Geiste seine eigenen Lieder anzustimmen, sondern daß er nach sorgfältigem Studium uns das Denken und Dichten eines der erlauchtesten Geister der persischen Literatur in meisterhafter Uebersetzung zu Eigen gemacht.

Omar Chajjâm, der größte Astronom seiner Zeit, wurde ungefähr in der Mitte des 11. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung geboren und lebte ein stilles, bescheidenes Dasein zu Nischapur in Persien. Weithin jedoch drang unter seinen Zeitgenossen sein Ruf als Dichter; seine klaren, wohllautenden Verse, seine schneidigen Sprüche, in denen er sich zumeist wider alles Glänzen und Gleißen, besonders wider alle Glaubensheuchelei wendete, zogen ihm die heftigsten Angriffe zu; als Gotteslästerer wurde er verklagt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß nach Omars Tode seine Feinde alles Mögliche aufboten, um jene zündenden Reimblitze der Vergessenheit zu überliefern. So erklärt sich die Seltenheit und Unvollständigkeit von Abschriften seiner Dichtungen, so die fast völlige Verschollenheit seines Namens, denn, aufrichtig gestanden, wer von uns Allen, außer den Spezialgelehrten, hat bisher viel von Omar Chajjâm gewußt?

Jos. v. Hammer machte in seiner „Geschichte der persischen Redekünste" zuerst auf ihn aufmerksam; er nennt ihn den „persischen Voltaire". Seitdem sind wohl die Rubayat Omars in verschiedenen gedruckten Sammlungen erschienen, die erste Uebertragung dessen gesammten Nachlasses ins Deutsche aber verdanken wir jetzt erst Friedrich Bodenstedt. Und nicht nur eine Uebersetzung dürfen wir diese Arbeit nennen — wie er hier einem eigenartigen Geiste der Vorzeit seine Aeußerungen abgelauscht, und, dem Sinne des Originals getreu, dem Genius unserer Sprache anvertraut hat, das ist mehr als die Arbeit eines Uebersetzers, ist mehr noch als dichterische Formbeherrschung — es ist eine dichterische That!

Nicht als eine literarische Novität wollen wir Bodenstedts Werk bezeichnen, nein, es ist eine Vermehrung unseres literarischen Besitzes! Was dieser alte Omar Chajjâm in seinen Liedern und Sprüchen als seine Anschauung verkündet, ist im Grunde dasjenige, was wir als Probleme des Lebens und Conflicte des Herzens von unseren modernen Philosophen in speculativer Gelehrsamkeit erwogen finden.

„Darf ich Dir sagen mit leisem Munde,
Als was ich den Menschen betrachte im Grunde?
Als ein elendes Geschöpf, das geknetet aus Staub lebt,
Und so lange es lebt, nur dem Kummer zum Raub lebt!"

Nur glaubt Omar Chajjâm freilich nicht, wie mancher jener gelehrten Herrn, der Lösung des Welträthsels nahe getreten zu sein:

„Ueber „Sein" und „Nichtsein" steht viel geschrieben,
Doch ist's meinem Geiste ein Räthsel geblieben:

Der leere Begriff geht ihm schwerer ein
Als dem durstigen Munde ein voller Krug Wein."

Omar Chajjâm ist ein Apostel des reinen Sittlichkeitsprincipes, ihm sind Dogmen nichts, und nichts irgend welche theologische Satzungen.

*) „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm" verdeutscht durch Friedrich Bodenstedt. (Breslau 1881, Schletterische Buchhandlung (E. Franck).

Digitized by Google

Ihm ist Gott der Geist der Wahrheit und des Rechts, der das All zusammenhält und die Ewigkeit seiner Dauer verbürgt; das Streben, diesen Geist zu verstehen, däucht ihm Religion:

So etwa zweiundsiebzig Sekten die Welt der Gläubigen zählt,
Als einziges aller Dogmen hab' ich die Liebe zu Dir erwählt.
Was ist mir Glaub' und Ketzerei? mein einziges Ziel bist Du!
Mag Jeder glauben, was er will: ich strebe Dir nur zu!

Es erscheint ihm auch, trotz aller Resignation, die deutlich aus vielen seiner Sprüche widerklingt, trotz der Wehmuth über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, die Freude am Dasein, der heitere Lebensgenuß, die Mahnung den Augenblick zu nützen, vernünftig und sittlich gerechtfertigt, und schier unerschöpflich ist sein Lob des Weines, dem wohl noch nie so viel Ehre und Preis zuerkannt ward:

„Lebe so munter Du kannst, da die Zeit raschen Lauf nimmt,
Und was sie geboren aus sich, in sich wieder aufnimmt.
Scheuche den Kummer durch Wein, eh' Du wirst zu Staub werden,
Nach Dir kommen noch Viele, die ihm zum Raub werden."

Nicht in dithyrambischer Feier, wie so herrlich im Mirza Schaffy, klingt hier die Dichterleier, statt jenes Schwunges sind Sprüche der Weisheit getreten, statt der Fülle des Tones werden uns Gedankenperlen in edelster Fassung geboten; Bodenstedt hat Recht, wenn er behauptet, daß kein Denkender Omar Chajjâm kennen lernen wird, ohne reichen Gewinn und Freude davon zu haben — wenigstens sicherlich nicht den Omar Chajjâm, wie Bodenstedt ihn uns erschlossen hat!

Albert Weigert.

* * *

Unter den deutschen Verlagshandlungen, die es sich angelegen sein lassen, einerseits das wirklich Gute, die unvergänglichen Schätze unserer Klassiker, wie das Beste, was Neuere schufen, dem Publicum in einer würdigen und dabei doch billigen Ausstattung zugänglich zu machen, andererseits durch ihre Veröffentlichungen die schwer darniederliegenden Gewerbszweige, die der Buchhandel nährt, künstlerisch blühen zu lassen, hat sich die G. Grote'sche in Berlin einen ganz hervorragenden Platz erworben. Aus der Zahl von Werken, womit sie diesmal den Weihnachtsmarkt bereichert, heben wir einige hervor, welche allerdings schon so wie so der beifälligen Kauflust des Publicums gewiß sein dürfen. Im kleinsten Format, in einer Diamantausgabe, präsentirt sich Tennysons „Enoch Arden", von Strodtmann übersetzt — und wie vorzüglich übersetzt, das ist ja bekannt — und von Thumann illustrirt. Diese Illustrationen erinnern an das Beste, was einst Ludwig Richter geschaffen, sie sind ganz ausgezeichnet: dürften wir doch hoffen, daß uns Thumanns echt liebenswürdiges und poetisches Talent ersetzt, was wir durch die vorzeitige Erblindung des Dresdener Meisters verloren! Das Buch ist entsprechend der Eleganz der übrigen Ausstattung, wundervoll gebunden — diese Ausgabe, die schon in 2. Auflage erscheint, verdient unter den unzähligen des englischen Gedichtes entschiedene Bevorzugung. — Wenn von einer Anthologie eine fünfte Auflage nöthig wird, so ist das sicher ein Zeichen beispielloser Beliebtheit. Wir freuen uns, daß solche Gunst des Publicums einem so herrlichen Buche, wie Bodenstedts „Album deutscher Kunst und Dichtung" zu Theil geworden ist. Der Vorzug feinsinnigster Auswahl der gegebenen Poesien, den dasselbe immer besessen hat, bewährt sich auch in der Fülle des Neuaufgenommenen, die so reich ist, daß das Werk den früheren Auflagen fast unähnlich geworden ist. Und was die Illustrirung des „Albums" anlangt, so wüßten wir kein Werk zu nennen, zu dessen Schmückung sich so, wie bei diesem, Deutschlands berufenste und berühmteste Meister mit ihren besten Gaben vereinigt haben. Wir wagen es nicht, einen einzelnen besonders lobend hervorzuheben, um nicht gegen andere, gleich ausgezeichnete ungerecht zu werden — und sie alle zu nennen, dazu ist die Reihe viel zu lang, das würde der höhere Ausstellungskatalog. — Gleichfalls nur erwähnen wollen wir die neue billige Folio-Ausgabe von Rambergs „Hermann und Dorothea": die bekannten Illustrationen in Lichtdrucken aus dem rühmlichst bekannten Atelier von Bruckmann in München. Aber indem wir das Werk durchblicken, können wir uns nicht versagen, dem Zeichner der Ornamente, Adolf Schill, ein ganz besonderes Compliment zu machen: die Kopfstücke sind bei all ihrer stilvollen Schönheit so geistreich und so munter, wie wir selten welche gesehen haben. Auch der Einband, gelbweißes Leder in einfacher, aber höchst geschmackvoller, farbiger Pressung, verdient lobende Erwähnung: er ist schon an und für sich ein Meisterwerk. — Auf Jul. Wolffs „Tannhäuser" können wir heute nur flüchtig aufmerksam machen; das Werk eines so bedeutenden Dichters, das außerdem unter Allem, was er bisher geschrieben, das bedeutendste zu sein scheint, verdient eine ausführlichere Besprechung, als sie hier ihm zu Theil werden könnte, und größere Beachtung, als sie im Sturm und Drang einer Weihnachtsbibliographie finden würde. Eine Empfehlung hat der Tannhäuser ja auch nicht nöthig: die Thatsache, daß er, drei Wochen nach seinem Erscheinen schon in dritter Auflage vorliegt, redet für sich selbst. Das rasche Beliebtwerden Wolffs ist ohne Gleichen in der Geschichte der deutschen Literatur; und, was die Sache erst merkwürdig macht, das ist, daß diese Beliebtheit diesmal einem wirklichen, einem großen Talent, einem Würdigen zu Theil geworden ist. Wer dieses Meerwunder noch nicht von Angesicht kennt, der findet sein feines, schön gescheudtes Gesicht in einer vortrefflichen Radirung nach einer Zeichnung von Knaus dem Tannhäuser vorgeheftet.

* * *

Illustrirte Werke von Gustave Doré.

Gustave Doré ist seit ungefähr zwei Jahrzehnten — seitdem Eduard Hallberger mit den Perrault'schen Märchen den ersten glücklichen Versuch gemacht hat, den genialen Zeichner in Deutschland einzuführen — bei uns nicht minder hoch angeschrieben als in seiner Heimat. Fast alle seine bedeutenden Illustrationswerke, die Bibel, Dantes „Göttliche Komödie", Lafontaines Fabeln ꝛc. haben auch in Deutschland ungewöhnliche künstlerische Erfolge gehabt. In Bezug auf Reichthum und Kühnheit der Phantasie und auf die äußerste technische Vollendung in der Verwerthung des Holzschnitts nimmt Gustave Doré auch unbestritten unter sämmtlichen lebenden Illustratoren die erste Stelle ein. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß unternehmende deutsche Verleger die neusten und bedeutenden Zeichnungen Dorés erworben und Prachtausgaben klassischer Dichtungen veranstaltet haben, welche in jeder Beziehung auf der Höhe der früheren Werke dieses erstaunlich fruchtbaren Künstlers stehen.

Miltons „Verlornes Paradies", illustrirt von Gustave Doré, erscheint in deutscher Ausgabe in der Uebersetzung von A. Böttger in zehn Lieferungen. (Verlag von J. G. Bach in Leipzig.) Die ersten sechs Lieferungen sind bereits ins Publicum gelangt.

Ariosts „Rasender Roland", illustrirt von Gustav Doré, metrisch übersetzt von Hermann Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse, erscheint ebenfalls in Lieferungen im Verlage von S. Schottländer in Breslau.

Wie man sieht, haben unsere Verleger für die deutschen Ausgaben die allerbeste Wahl getroffen. Die Verdeutschung von Miltons „Paradies" durch den vor wenigen Jahren verstorbenen Adolf Böttger wird als eine mustergültige bezeichnet; und ebenso rühmt der Kundigsten einer, Paul Heyse, die Uebersetzung des Ariost von Hermann Kurz als ein wahres Kunstwerk, als die Arbeit eines Dichters, der mehrere Jahre seiner reifsten und frischesten Kraft an diese Aufgabe gewandt und sie gelöst hat, soweit die Nachdichtung dieses Meisterwerks in einer minder melodischen Sprache überhaupt gelingen kann.

Paul Heyse selbst hat die Arbeit seines verstorbenen Freundes sorgfältig revidirt und sich mit Recht veranlaßt gefunden, aus einem Prachtwerk, das den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden, das offen ausliegen und auch den jüngeren Mitgliedern des Hauses zur Freude und Anregung dienen soll, alle jene Stellen zu entfernen, die unsern heutigen Anschauungen von Zucht und Sitte widersprechen, die aber in den freieren und lustigeren Tagen der Renaissance durchaus nicht die Grenzen des erlaubten Uebermuths überschritten. Aber „auch ohne diese allzu dreisten Lichter ist an sonniger Heiterkeit über diese phantastische Welt doch genug verbreitet, um Auge und Herz des Beschauers auf das Innigste zu erfreuen".

Doré hat in der Illustration dieses herrlichen Märchenepos vielleicht einen der dankbarsten seiner Vorwürfe gefunden. Die Zeichnungen, mit welchen die ersten Lieferungen geschmückt sind, sind wahrhafte Meisterwerke. Hier bedarf es keiner Anpreisung, die einfache Anzeige genügt.

p. l.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4,
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedr. Spielhagen's
neueste Werke:

Quisisana.
Dritte Auflage.
Broschirt M. 6.—, elegant gebunden M. 7.—

Platt Land.
Zweite Auflage.
3 Bände, brosch. M. 12.—, eleg. geb. M. 15.—

Festgeschenke für Musikliebhaber
aus
Breitkopf & Härtel's
Lager gebundener Musikwerke.
Special-Kataloge vorräthig in allen grösseren Buch- und Musikalienhandlungen.

Für Clavier zu 2 Händen.	M. Pf.
Bach, Clavierwerke. 7 Bde. 4. (Reinecke.) ... à	4.40
(Bd. V/VI. Wohltemperirtes Clavier à	4.—
Beethoven, 9 Symphonien. 2 Bde. 4. (Liszt.) ... à	6.50
—— Sonaten. 5 Bände. Folio. (Cotta'sche Ausgabe.) M. 9.—, M. 9.—, M. 7.—, M. 9.—, M. 11.—.	
—— 38 Sonaten. 2 Bände. 8. (Reinecke.) ... à	3.70
—— Sämmtliche Variationen. 8.	4.20
Brahms, Ungarische Tänze. 2 Hefte in 1 Bde. 4. ...	9.—
—— Pianofortewerke. 4. ...	11.—
Chopin, Clavierwerke. Mit Fingersatz. (Reinecke.) 10 Bde. Quartausgabe in 2 Abtheilungen ... à	9.50
Gross Octavausgabe in 2 Abtheilungen ... à	6.50
Heller, Pianofortewerke. Band I—III. 4. ... à	8.—
Henselt, Pianofortewerke. 4. ...	9.—
Kirchner-Album. 4. ...	6.—
Liszt, Aus Wagner's Opern. Transscriptionen. 4. ...	7.—
Mendelssohn, Lieder ohne Worte. 4.	4.—
Raff, Oper im Salon. 4. ...	9.50
Rubinstein, Pianofortewerke. 4. ...	9.50
Schubert, Sonaten etc. (Cotta'sche Ausg.) 2 Bde. 4. ... à	8.—
Schumann, Clara, Pianofortewerke. 4. ...	7.—
—— **Robert,** 8 Novelletten. 8. ...	4.20
—— 1. Album für die Jugend. Op. 68. 4. ...	8.—
Strauss-Album. 6 Bände. 8. ... à	4.50
Wagner-Album. 8. ...	5.50
Weber, Pianofortewerke. 4. ...	3.50
—— Sonaten etc. (Cotta'sche Ausg.) 4. 2 Bände. ... Band I	8.—
Band II	5.—
Alte Meister. (Pauer.) 2 Bde. 4. à	7.—
Alte Tänze. Band I. Gavotten. (Pauer.) 8. ...	3.—
Der junge Classiker. (Pauer.) 2 Bände. 8. ... à	4.50
58 Cadenzen zu Bach, Beethoven etc. 4. ...	7.—
Im Salon. Album. 2 Bände. ... à	3.—
Clavier-Concerte. (Reinecke.) 3 Bände. 4. ... à	11.—
Unsre Meister. 10 Bände .... à	3.—
Schule der Technik. (Reinecke.) 3 Bände. 4. ... à	5.—
Ouverturen von Beethoven (11), Cherubini (9), Gluck (5), Mendelssohn (11), Mozart (9), Weber (11) à Band M. 2.20 bis	4.40

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Prachtwerke von Friedrich Bodenstedt.

Der Sänger von Schiras.
Hafisische Lieder verdeutscht
von
Friedrich Bodenstedt.
Mit 7 colorirten Titelblättern
von
Fr. Skarbina.
In hochfeiner Druckausstattung und elegantem Pracht-Einband.
2. Auflage der Diamant-Ausgabe.
Preis 5 M.

Aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's.
Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.
12. Auflage.
Pracht-Ausgaben:
In reichstem mit Goldbruck verziertem Pergament-Einband 20 M.
In Leinwandband m. rothem Schnitt 12 M.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband 6 M.

Bureau des Vereins für Deutsche Literatur (R. Hofmann) in **Berlin.**

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

Die Homöopathie Hahnemann's und die der Neuzeit
von
Dr. **C. Koeppe.**
1881. 8. Preis 2 M.

Interessante Festgeschenke von Ed. Hanslick.

Moderne Oper.
Kritiken und Studien
von
Eduard Hanslick.
Dritte Auflage
in elegantem Leinwandband. Preis 6 M.
Inhalt: Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Marschner, Rossini, Auber, Meyerbeer, Thomas, Gounod, Verdi, Wagner, Rubinstein, Strauss.

Musikalische Stationen.
Neue Folge der Modernen Oper
von
Eduard Hanslick.
In elegantem Halbfranzbande 6 M.
Inhalt: **Italien:** Verdi's Requiem, Patti, Operntheater in Italien.
Frankreich: Musikalische Briefe aus Paris. Delibes, Gounod, Biget.
Deutschland: Richard Wagner's Bühnenfestspiel in Bayreuth. Neue deutsche Opern.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Bureau des Vereins für Deutsche Literatur (R. Hofmann), **Berlin,** Kronenstr. 17.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

In 2. Auflage erschien bereits und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

W. Werner, Contreadmiral a. D., Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Inhalt: Eine erste Seereise. Die deutsche Marine 1848—52, Ernstes und Heiteres aus dem Stillleben der deutschen Marine. Die Seejunker. Mit der Panzerfregatte „Friedrich Carl" nach Westindien und dem Mittelmeer.

Stimmen der Presse über dieses hochinteressante Buch:

Kölnische Zeitung: Die Erzählungen Werner's sind mit solcher Poesie und solchem Humor durchwebt, dass es schwer fällt, beim Lesen die Belehrung von der Unterhaltung zu scheiden. Wir zweifeln nicht, dass sämmtliche Aufsätze zu dem aussergewöhnlichen Erfolge beitragen, den wir dem Werke prophezeien.
Dresdener Journal: Es ist das Buch von Werner ein gutes lehrreiches Buch über das Marineleben aus der praktischen, oft bitteren Erfahrungslehre geschöpft.
Königsberger Zeitung: Das Buch Werner's reiht sich würdig seinen früheren Werken an; man beginnt zu lesen und legt das Buch nicht eher aus der Hand, bis man die letzte Seite umgeblättert hat.

Preis in elegantem Halbfranzband 6 M.
Bureau des Vereins für Deutsche Literatur (R. Hofmann) in **Berlin.**

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Klencke,
Hauslexikon
der
Gesundheitslehre.
7. Auflage.

Preis geh. 14 M., eleg. geb. 16 M. 50 ₰
ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher.

Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.

Neuer Verlag
von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Claus Groth,
Drei plattdeutsche Erzählungen.
8. Geh. 3 M., eleg. gbd. 4 M.

Soeben erschien bei **H. Böhlau** in **Weimar:**

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausg. von **Herman Grimm** u. **Gustav Hinrichs.**
550 S. 10 M.

Diese Briefe eröffnen den Einblick in die reinen, fleckenlosen Seelen und schlichten, liebenswürdigen Charaktere zweier Männer, auf deren Besitz unsere Nation stolz ist. Vor allem aber sind diese Briefe die herrlichsten Beweisstücke für das Verhältniß inniger Liebe und geistigen Zusammenlebens, welches zwischen den Brüdern das ganze Leben hindurch obwaltete und welches einzig in der Geschichte bedeutender Männer dasteht.

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken dargestellt von **Amélie Sohr.**
334 S. 5 M.

Diese Biographie des i. J. 1875 als Professor der Deutschen Litteratur in Breslau gestorbenen Sohnes des Dichters Fr. Rückert wird warme Theilnahme in den litterarischen Kreisen finden, welchen durch sie das charaktervolle und fesselnde Bild eines inhaltreichen deutschen Gelehrtenlebens vorgeführt wird.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Dante Alighieri's Leben u. Werke.
Im Zusammenhang dargestellt
von Dr. Franz X. Wegele,
Professor an der Universität Würzburg.
Dritte veränderte und vermehrte Auflage
mit einer Abbildung
des Dante-Denkmals in Florenz.
Preis broschirt 12 M., elegant gebunden 14 M. 50 ₰.

Wegele's für das grosse gebildete Publikum bestimmte Dante-Biographie erfreut sich einer von Jahr zu Jahr steigenden Beliebtheit. Eine jüngst erschienene Kritik sagt von dieser neuen Auflage: „Das aufs neue sorgfältig geläuterte und aufs umsichtigste ergänzte Bild Wegele's von des Dichters Leben und Politik ist und bleibt eine der ausgezeichnetsten, vollendetsten historischen Darstellungen, die wir von einer grossen weltgeschichtlichen Persönlichkeit besitzen."

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Künstlerbriefe

übersetzt und erläutert
von
Dr. **Ernst Guhl.**

Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage
von
Dr. **Adolf Rosenberg.**

Lex.-8. 18 M.
In Renaissancestil in halb Kalbleder gebunden 21 M.

Das berühmte Buch, welches wie kaum ein zweites lebendig in die Geschichte der Malerei einführt, liegt nunmehr, nachdem dasselbe seit einer Reihe von Jahren vergriffen war, in der neuen, von Dr. Adolf Rosenberg, einem anerkannten Gelehrten und Kunstkritiker, bearbeiteten Auflage in zeitgemässer, gewählter Ausstattung wieder vor.

Das Werk wird in dieser seiner so wesentlich verbesserten und erneuten Gestalt in allen Kreisen, welche sich mit der Kunstgeschichte mehr oder minder eingehend beschäftigen, allgemeinen Anklang finden und zu den älteren neue Freunde werben.

Für die Weihnachtszeit empfohlen.

NIELS W. GADE.

Die heilige Nacht.
Koncertstück für Alt-Solo, Chor und Orchester.
Nach dem Gedicht: „Die Christnacht" von A. v. Platen.
Op. 40.

Partitur	M. 10.—	Solostimme	M. —.50
Orchesterstimmen	„ 9.—	8 Chorstimmen à	„ —.25
Singstimmen	„ 2.50	Klavierauszug mit Text	„ 4.50

FERDINAND HILLER.

Ein Traum in der Christnacht.
Oper in drei Aufzügen
nach Raupach's Drama: „Der Müller und sein Kind"
bearbeitet von **Carl Gollmik.**

Vollständiger Klavierauszug	M. 21.—
Ouverture für Orchester	„ 9.—
Dieselbe für Pianoforte zu 4 Händen	„ 2.50

Einzel-Arien und Chöre, Nr. 1—15 à M. —.50 bis M. 3.50.

CARL REINECKE.

Musik zu Hoffmann's Kindermärchen
vom
Nussknacker und Mausekönig
für Pianoforte zu vier Händen
Op. 46. Preis M. 6.50.

Dasselbe für Pianoforte zu zwei Händen bearbeitet	M. 4.—	Ouverture allein: Zweihändig	M. 1.80
Ouverture allein: Vierhändig	„ 2.—	Verbind. Text. 8. Eleg. geb.	„ 1.50
		Derselbe 16. Brosch.	„ —.20

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

SCHLIEMANN.
ILIOS.

Stadt und Land der Trojaner.
Forschungen und Entdeckungen in der Troas.
Mit gegen 1800 Abbild., Karten u. Plänen. Cart. 42 M., geb. 45 M.
Dieses wichtige, mit einer Vorrede von Professor R. Virchow versehene Werk erschien soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Verlagsbuchhdlg. von **Julius Springer** in **Berlin N.**

Soeben erschien:

Das Leben
des
Staatsrath Kunth
von
Friedrich und Paul Goldschmidt.
Mit dem Bildniss Kunth's.
Preis 5 *M.*

Nach Aufzeichnungen Kunth's, nach seiner Correspondenz mit Stein und mit Wilhelm von Humboldt, sowie nach den Akten der Behörden, denen Kunth von 1789 bis 1829 angehört hat, bearbeitet, giebt dieses Buch nicht nur ein interessantes Lebensbild, sondern zugleich Aufschlüsse über die wirthschaftlichen Zustände in Preussen vor 1806, vor und nach dem Befreiungskriege, namentlich zur Zeit des Erlasses der Zollordnung von 1818.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Zum Weihnachtsfeste empfehle ich als Festgeschenke

folgende von der Kritik allgemein anerkannte bei mir erschienene Schriften meines Bruders, des Oberlehrers Dr. Friedr. Latendorf in Schwerin i/M.: **Kaiserreden** (80 ₰), **Zur Erinnerung an Fritz Reuter** (*M.* 1.20), **Niederdeutsch und Neudeutsch** (60 ₰). Ich erinnere zugleich an seine älteren Schriften über **Seb. Franck** (*M.* 7.20), **Publicistische Wahrheitsliebe** (*M.* 1.50). „Keiner," sagt Ludw. Geiger in der Augsb. Allgem. Zeit. von dem größeren Werke über Seb. Franck, „konnte die Aufgabe würdiger und vollkommener lösen, als es Latendorf gethan hat."

Poesneck, December 1880.

C. Latendorf.

Festgeschenke und Neuigkeiten.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M.* 3, Orig.-Einb. *M.* 4.
—— Röm. Schlendertage. 4. Aufl. mit Titelbild. *M.* 5.60, Orig.-Einb. *M.* 6.50.
—— Marschenbuch. 2. Aufl. *M.* 6, Orig.-Einb. *M.* 7.50.
v. Bronsard, J., 5 Lieder für 1 Singstimme mit Pianobegleitung. *M.* 2.50.
—— 5 Weihnachtslieder für 1 Singstimme mit Pianobegleitung. *M.* 2.
—— 5 Gedichte v. Bodenstedt für 1 Singst. mit Pianobegleitung. *M.* 2.70.
Charl. Droste's Kochbuch für alle Stände. 2. starkverm. Aufl. *M.* 1.50, Orig.-Einb. *M.* 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. mit Titelbild. *M.* 4, Orig.-Einb. *M.* 5.
—— Die Hexe. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
Kaden, W., Italien. Gypsfiguren. *M.* 5.60, Orig.-Einb. *M.* 6.50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 4, Orig.-Einb. *M.* 5.
—— Nassreddin Chodja. Ein osman. Eulenspiegel. 3. Aufl. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
—— Balladen u. Bilder. 2. Aufl. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
Spaeth, H., Samenk. der Wahrheit. Grundwahrheit d. Christenthums in 32 Predigten. *M.* 7, Orig.-Einb. *M.* 8.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M.* 15. In 2 Orig.-Einbdn. *M.* 18.
—— Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. *M.* 6.75, Orig.-Einb. *M.* 8.25.
Volksbote. Volkskal. 1881. 44. Jahrg. Reich illustrirt 50 ₰.

Verl. d. **Schulze'schen Hofbuchh. i. Oldenburg.**

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Johann Sebastian Bach.

Sein Leben und seine Werke
dargestellt von
August Reißmann.
Mit Portrait in Stahlstich und Notenbeilagen.
gr. 8. 7 *M.* Elegant gebunden 8 *M.* 50 ₰.

Der Verfasser der bekannten und geschätzten Biographien Schubert's, Schumann's, Haydn's und Mendelssohn's giebt in diesem seinem neuesten Buche ein lebensvolles Charakterbild Johann Sebastian Bach's, dessen Werke zugleich eine unparteiische und eingehende kritische Würdigung finden.
Das Buch ist auf das Eleganteste ausgestattet und eignet sich vorzüglich zu Festgeschenken.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig.**

Vollständig ist jetzt erschienen:

Allgemeine
Weltgeschichte
mit
besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet
von
Dr. Georg Weber.

Fünfzehn Bände. Mit 4 Registern. gr. 8. Preis geh. *M.* 98.65, einfach geb. *M.* 116.65, elegant geb. *M.* 134.65.

I. Alterthum. Band 1—4 und Register 1. geh. *M.* 25.15.
1. Band: Morgenland. *M.* 5.65. — 2. Band: Griechenland. *M.* 6.—. — 3. Band: Römische Geschichte (Republik.) *M.* 6.—. — 4. Band: Römisches Kaiserreich. *M.* 6.—. — Register 1. *M.* 1.50.

II. Mittelalter. Band 5—8 und Register 2. geh. *M.* 25.50.
5.—8. Band: Mittelalter. 1.—4. Theil à *M.* 6.—. Register 2. *M.* 1.50.

III. Neuere Geschichte. Band 9—12 und Register 3. geh. *M.* 26.25.
9. Band: Vom Mittelalter zur Neuzeit. *M.* 6.—. — 10. Band: Zeitalter der Reformation. *M.* 6.—. — 11. Band: Gegenreformation und Religionskriege. *M.* 6.75. — 12. Band: Fürstenmacht im 17. und 18 Jahrhundert. *M.* 6.—. — Register 3. *M.* 1.50.

IV. Neueste Geschichte. Band 13—15 und Register 4. geh. *M.* 21.75.
13. Band: Reformen und Revolutionen. *M.* 6.75. — 14. Band: 19. Jahrhundert. 1. Abth. *M.* 6.—. — 15. Band: 19. Jahrhundert. 2. Abth *M.* 7.50. — Register. 4. *M.* 1.40. (Erscheint Ende Januar 1881.)

Pro Band einfach gebunden *M.* 1.—; elegant gebunden *M.* 2.—. Für die Registerbände je 75 ₰ und *M.* 1.50 mehr. — Jeder Band ist einzeln käuflich.

Prospecte sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien im Verlage von **Alexander Duncker,** Königlichem Hof-Buchhändler in **Berlin:**

Sonnenscheinchen.
Ein Wald- und Gnomen-Märchen
von
Julius Lohmeyer.
Mit acht großen Farbendrucken nach Aquarellen von **Carl Gehrts.**
Quart in sehr reichem Einband 10 *M.*

Ein kleiner Märchen-Roman aus der Feder des allbeliebten Jugendschriftstellers und Leiters der unübertroffenen deutschen Jugend, wird Alt und Jung durch seinen waldfrischen Duft, den innigen Liebreiz seiner Gestalten und die farbenprächtige Scenerie entzücken. Carl Gehrts, der reich begabte Künstler, dessen geniale Gnomenbilder so großes Aufsehen erregten, läßt in acht künstlerisch bedeutenden, humor- und schönheitsvollen Aquarell-Darstellungen die ganze Pracht dieser geheimnißvollen Zauberwelt an unseren Augen vorüberziehen. Ein sinnvoller Ernst durchweht die Dichtung. — Das kleine Prachtwerk in sehr reich vergoldeter Einband-Decke ist eine Zierde für den Salontisch unserer Damenwelt und wohl die glänzendste Gabe, die der Jugend in diesem Jahre unter den Tannenbaum gelegt werden kann.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** SW., Krausenstraße 36, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Digitized by Google

Passendes Festgeschenk.

Paul Lindau, Theater.

Enthaltend:

Marion. — In diplomatischer Sendung. — Maria und Magdalena. — Diana. — Ein Erfolg. — Tante Therese. — Der Zankapfel. — Johannistrieb.

In 3 hochelegante (Liebhaber-) Bände gebunden. Preis 24 *M.*

Verlag von
Freund & Jeckel in **Berlin.**

In meinem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Musikkenner.

Von

Eugen Weidemann.

Eleg. broch. *M.* —.80.

Eine Satire, die manche Auswüchse unseres Musiklebens geistreich beleuchtet.

Wilh. Helm's Verlag in **Riga.**

Bei direkter Einsendung von 80 Pfennigen in Briefmarken (in Oesterreich 40 Nkr., in Frankreich 60 Centms.) erfolgt Francosendung v. d. Verlagshdlg.

Verlag von **Gebr. Borntträger** in **Berlin.**

Carus Sterne,
Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung.

Zweite umgearbeitete Auflage
mit 392 Holzschnitten und 11 Tafeln.

Preis broch. *M.* 12.—, eleg. geb. *M.* 14.—

Das Werk ist von der Kritik allseitig auf's günstigste beurtheilt, eine Zierde der populär-naturwissenschaftlichen Litteratur, ein Muster der Darstellungsweise und schön ausgestattet.

In Nr. 49 der „Gegenwart" sagt Fr. v. Hellwald darüber: „In meinem Bücherschranke steht es unmittelbar neben Humboldt's Kosmos.... Wir begrüßen es als ein entschieden günstiges Zeichen für den gesunden Sinn des deutschen Volkes, daß ein Werk, wie jenes von Carus Sterne, in zweiter und erweiterter Auflage gerade jetzt auf den Markt gebracht werden konnte."

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Wolfgang Kirchbach,

Salvator Rosa.

Roman in 2 Bänden.

Broschirt *M.* 8.—. Eleg. geb. *M.* 10.

Wolfgang Kirchbach, kürzlich durch eigenartige Märchen bekannt geworden, denen der Ästhetiker F. Vischer, Verf. von „Auch Einer" bedeutsames Lob spendete, tritt mit einem glänzenden Roman auf, der ein treues Bild der Kultur Italiens, über ein Jahrtausend nach F. Dahn's Kampf um Rom, zur Zeit der spanischen Fremdherrschaft in Neapel giebt. Salvator Rosa, die genialste Künstlererscheinung seiner Zeit, als Maler und Komponist wie als Satiriker berühmt, als excentrischer, geistvoller Kopf bekannt, wohl auch zeitweilig im Rufe eines Briganten, hat in die politischen Kämpfe für die Befreiung Italiens in modernem Geiste eingegriffen; er, wie das Haupt der Neapolitaner Malerschule Ribera, stehen im Mittelpunkte des farbenprächtigen Kulturbildes.

Künstler seien noch besonders auf dies Werk hingewiesen.

KLASSIKER-VERLAG
DES
BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS IN LEIPZIG

Gediegene Ausstattung — Prachtvoller Einband — Unübertroffene Korrektheit.

☞ Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Es versammeln sich in der Reihe dieser Ausgaben die hervorragendsten Schriftsteller aus den *Blüte-Epochen* der Litteraturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher und historischer Forschung, in letzterer aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gesucht.

DEUTSCHE KLASSIKER.
(Kritische Textrevision von H. Kurz.)

Goethe, 12 Bände	M. 30,00	Wieland, 3 Bände	M. 6,00
Schiller, 6 Bände	„ 15,00	H. v. Kleist, 2 Bände	„ 4,00
Lessing, 5 Bände	„ 10,00	Chamisso, 2 Bände	„ 4,00
Herder, 4 Bände	„ 10,00	E. T. A. Hoffmann, 2 Bände	„ 4,00

Die ganze Sammlung (36 Bde.) anstatt 83 M. nur 75 M.

AUSLÄNDISCHE KLASSIKER.
(In neuen Musterübersetzungen.)

	M.		M.
Englisch.		Staël, Corinna	2,40
Altenglisches Theater, 2 Bde.	6,00	Töpffer, Rosa und Gertrud	1,40
Burns, Lieder und Balladen	1,50	**Italienisch.**	
Byron, 4 Bände	10,20	Dante, Göttliche Komödie	2,25
Chaucer, Canterbury-Geschichten	2,80	Leopardi, Gedichte	1,20
Defoe, Robinson Crusoe	1,75	Manzoni, Die Verlobten, 2 Bde.	4,00
Goldsmith, Der Landprediger	1,40	**Spanisch und Portugiesisch.**	
Milton, Das verlorne Paradies	1,75	Camoëns, Die Lusiaden	1,60
Scott, Das Fräulein vom See	1,20	Cervantes, Don Quichotte, 2 Bde.	5,40
Shakespeare, *Dingelst.* Ausg., mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bde.	22,00	Cid, Romanzen	1,50
Shakespeare, Sonette	1,20	Spanisches Theater, 3 Bände	8,00
Shelley, Dichtungen	1,75	**Skandinavisch und Russisch.**	
Sterne, Die empfindsame Reise	1,40	Björnson, Bauern-Novellen	1,50
— Tristram Shandy	2,60	— Dramatische Werke	2,25
Tennyson, Gedichte	1,40	Holberg, Komödien, 2 Bände	4,50
Amerikanische Anthologie, Gedichte u. Novellen. 1 Band	2,50	Puschkin, Dichtungen	1,20
Französisch.		Tegnér, Frithjofs-Sage	1,20
Beaumarchais, Figaros Hochzeit	1,20	**Orientalisch.**	
Chateaubriand, Erzählungen	1,40	Kalidasa, Sakuntala	1,20
La Bruyère, Die Charaktere	2,00	Morgenländische Anthologie	1,50
Lesage, Der hinkende Teufel	1,60	**Altertum.**	
Mérimée, Ausgewählte Novellen	1,50	Äschylos, Dramen	1,50
Molière, Charakter-Komödien	2,00	Anthologie griechischer und römischer Lyriker, 2 Bände	2,50
Rabelais, Gargantua, 2 Bände	6,50	Euripides, Ausgew. Dramen	1,75
Racine, Tragödien	1,75	Homer, Odyssee	2,00
Rousseau, Bekenntnisse, 2 Bde.	4,00	— Ilias	3,00
— Briefe	1,20	Sophokles, Dramen	3,00
St. Pierre, Erzählungen	1,20	Mähly, Geschichte der antiken Litteratur, 2 Teile in 1 Band	3,50
Sand, Ländliche Erzählungen	1,50		

Die ganze Sammlung (70 Bde.) anstatt 143,65 M. nur 120 M.

Kabinetts-Bibliothek der antiken Litteratur.

Separatausgabe von Äschylos, Sophokles, Euripides, Homer, Römischen und Griechischen Lyrikern, mit J. Mählys Geschichte der antiken Litteratur, zusammen in 8 Bänden (bessere Ausstattung in Druck und Einband) M. 23.

☞ *Die Preise gelten für Leinwand-Einband; für feinsten Kalblederband mit Goldschnitt sind sie um die Hälfte höher.*

Verlag von
E. Pierson's Buchhandlung in **Dresden.**

Gedichte
von
Hieronymus Lorm.
Erste Gesammt-Ausgabe.

Broch. 3 *M.* 50 *Pf.*

In Prachtband mit Goldschnitt 5 *M.*

Eine willkommene Gabe für die vielen Verehrer des Dichters.

Der ehrliche Name.

Aus den Memoiren einer Wiener Jüdin.
Roman in zwei Bänden
von
Hieronymus Lorm.

Broch. 8 *M.*

Ein farbenprächtiges Bild des Wiener Lebens, fesselnd, pikant und anregend. Von der gesammten Kritik als der beste Roman Lorms anerkannt.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen,** sowie durch **E. Pierson's** Sortiments-Buchhandlung in **Dresden.**

Elegante Festgeschenke.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Bibliothek für unsere Frauen.

Herausgegeben von **Edmund Hoefer.**

6. Bd. **Gazela.** Novelle von **Carit Etlar.** Aus dem Dänischen von **Pauline Schanz.** Min.-Form., br. *M.* 3.—, höchst eleg. geb. mit Goldschn. *M.* 4.—

Früher erschienen:

1. Bd. **Rosy.** Eine Erzählung von **Marie Frank.** Min.-Form., br. *M.* 3.—, höchst eleg. Mosaikbd. *M.* 4.—
2. u. 3. Bd. **Das Erbe der zweiten Frau.** Eine Familiengeschichte von Gräfin **v. Ballestrem.** Min.-Form., br. *M.* 4.—, höchst eleg. geb. *M.* 5.25.
4. Bd. **Auf der Giuderca.** Novelle von **Elise Linhart.** Min.-Form., br. *M.* 3.50, höchst eleg. geb. *M.* 4.75.
5. Bd. **Das Pfarrhaus von Wudnik.** Eine altmodische Kriegs- und Liebesgeschichte von **Edmund Hoefer.** Min.-Form., br. *M.* 3.50, höchst eleg. geb. *M.* 4.75.

☞ Jeder Band ist für sich vollständig und einzeln käuflich.

Digitized by Google

Im unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Wandern und Werden.

Gedichte

von

Ferdinand Avenarius.

Der Verfasser gibt von der „Entwickelung eines Menschen der Gegenwart" nicht Schilderungen, sondern absichtslose Zeugen: „Gelegenheitsgedichte" wie Goethe sie fordert. Reiche dichterische Phantasie und Gestaltungskraft, volle Beherrschung und originelle Behandlung von Sprache und Form rechtfertigen neben der inneren Wahrheit alles Gebotenen die günstige Aufnahme, welche der Band schon jetzt gefunden.

Preis (bei hocheleganter Renaissance-Ausstattung) broch. *M.* 4.—, geb. *M.* 5.—

Zürich und Leipzig.

Meyer & Zeller.

Friedr. Bruckmann's Verlag in München

Soeben erschien, vorräthig in allen Buchhandlungen:

Dr. L. Stacke,

Erzählungen aus der neuesten Geschichte.

(1815—1871.)

Vierte Auflage.

M. 3.50. Eleg. geb. *M.* 4.50.

(Erzählungen aus der mittleren, neuen u. neuesten Geschichte. III. Bd.)

Das Buch ist sowohl für die reifere Jugend als auch als Nachlesebuch für Erwachsene gleich geeignet, wie dies die hervorragendsten literarischen und politischen Blätter mit besonderem Nachdruck betont haben. Ihrer anerkannt frischen und lebendigen Darstellung verdanken die Stackeschen Geschichtserzählungen die rasche und weiteste Verbreitung und sind die sämmtlich erschienenen 5 Bände, die jeder auch einzeln abgegeben werden, als vorzügliches Gelegenheits-Geschenk, für Volks- und Schulbibliotheken ꝛc. besonders zu empfehlen.

Verlag von **Gerhard Stalling** in **Oldenburg.**

Elegante Festgeschenke.

Zu haben in allen Buchhandlungen:

Aeschylos

Tragödien.

In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt

von

Carl Bruch.

Eleg. geb. 7 *M.*

Sophokles

Tragödien.

In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt

von

Carl Bruch.

Eleg. geb. 8 *M.*

Hellas.

Lyrische Dichtungen

aus dem hellenischen Alterthum.

In neuen metrischen Uebersetzungen

von

Carl Bruch.

Feine Ausgabe. Eleg. geb. 6 *M.*

Deutsches Heldenbuch.

Kriegsthaten aus den Jahren 1870 und 1871

von

Moritz Ottmann.

Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte des Kriegsschauplatzes.

Eleg. geb. 12 *M.*

Verlag von E. Morgenstern in Breslau.

Werke von Karl von Holtei.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** sind erschienen:

Erzählende Schriften.

Gesammt-Volksausgabe. 16. In 14 Leinwandbände elegant gebunden Preis 48 *M.*

Inhalt: Kriminalgeschichten. — Noblesse oblige. — Die Vagabunden. — Christian Lammfell. — Ein Schneider. — Die Eselsfresser. — Kleine Erzählungen. — Vierzig Jahre. — Der letzte Komödiant.

Die Vagabunden.
Roman. 6. Auflage.
Mit dem Bilde des Dichters.
8. Eleg. geb. 5 *M.*

Christian Lammfell.
Roman. 4. Auflage.
— Jubiläumsausgabe. —
8. Eleg. geb. *M.* 7.50.

Vierzig Jahre.
6 Bände.
16. Eleg. geb. in 3 Bände 15 *M.*

Theater.
6 Bände.
16. Eleg. geb. in 3 Bände 15 *M.*

Schlesische Gedichte.

17. Auflage.
Ausgabe letzter Hand.
16. Eleg. geb. 3 *M.*

9. Auflage.
Illustrirte Pracht-Ausgabe.
gr. 8. Eleg. geb. *M.* 10.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage der Schletter'schen Buchhandlung (E. Franck) in Breslau erschien:

Die

Lieder und Sprüche

des

Omar Chajjâm

verdeutscht durch

Friedrich Bodenstedt.

In Prachtband 6 *M.*

Verlag von **Adolf Gutbier** in **Dresden.**

Rafael-Werk.

Sämmtliche Tafelbilder und Fresken des Meisters

in Nachbildungen

nach Kupferstichen und Photographien,

herausgegeben von

Adolf Gutbier,

Kgl. Hofkunsthändler.

Mit erläuterndem Text von

Wilhelm Lübke.

Lichtdruck von **Martin Rommel** in Stuttgart

Erster

in sich vollständig abgeschlossener Band:

92 Tafelbilder mit Vorwort von Wilhelm Lübke.

In Prachtband M. 80.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen: A. Bonz & Co. in Stuttgart, Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, Ferd. Hirt & Sohn und Carl Reißner in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51 Berlin, den 18. December 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Eigenthumsfrage. Von Adolph Samter. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. VII. — **Literatur und Kunst:** Der letzte Band der „Ahnen" von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau. — Luxus im Kunstgewerbe. Von F. Luthmer. — Notizen. — Inserate.

Die Eigenthumsfrage.

Von Adolph Samter.

Es gibt keine die Gegenwart und Zukunft in höherem Grade interessirende Frage als es die Eigenthumsfrage ist, und trotzdem oder vielleicht auch deswegen kaum eine, über welche die Ansichten weiter auseinandergehen. Von den Einen wird die sie betreffende Materie als indiscutirbar zurückgewiesen, weil das Eigenthum, wie es vor uns steht, als eine „geheiligte" Institution gilt, die Jedem ein noli me tangere zuruft; von Anderen wird es als Feind der Gesellschaft angesehn, der sobald als möglich niedergeworfen werden muß. Und dieser Gegensatz spiegelt sich auch in der wissenschaftlichen Auffassung des Eigenthums wieder. Ahrens sagt: „Es ist eine auffallende Thatsache, daß eine bei allen Culturvölkern sich vorfindende Einrichtung wie die des Eigenthums noch keine genügende wissenschaftliche Bestimmung, weder in ihrem Grunde und Wesen noch in ihrem Umfange, gefunden hat", wogegen Girtanner der Ansicht ist: „Der Begriff des Eigenthums gehört bisher zu den Gegenständen, über welche in den verschiedenen Lehrbüchern und Systemen eine sonst so seltene Eintracht herrschte."!

Es braucht daher nicht Wunder zu nehmen, daß über ein Buch über das Eigenthum sehr verschiedene Urtheile gefällt werden, und dieses mußte auch das von mir veröffentlichte Buch „Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung" (Jena, Gustav Fischer) erfahren, so daß ich an einem Tage lesen mußte, das Buch sei durchaus verfehlt, und an einem anderen, dasselbe sei sehr bedeutungsvoll; an einem Tage, das Buch komme einige Jahre zu spät, an einem anderen, dieses Buch sei im gegenwärtigen Momente Epoche machend ꝛc. Für diejenigen, welche auf dem Standpunkte der individualistischen Schule stehen, mußte das Buch in der That unbrauchbar sein, und nur diejenigen konnten der Arbeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne die gewiß berechtigten Ausstellungen zu unterdrücken, welche einerseits die Eigenthumsfrage in ihrem vollen Umfange zu würdigen wissen, und für die sich auf dem Eigenthumsgebiete wie auf dem gesammten Boden der Wirthschaft vollziehende Umgestaltung Sinn und Verständniß haben, andererseits die Schwierigkeit des zu behandelnden Gegenstandes nicht verkannten.

Man übersehe nicht, „es handelt sich", wie von Bärenbach sich äußert, „um eine Aufgabe, welche in ihrer Ganzheit bisher kaum gestellt, geschweige denn in umfassender Weise ausgeführt worden ist, eine Aufgabe, deren richtige Ausführung die Ueberwindung der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der römischen Rechtsauffassung involvirt. Es handelt sich angesichts der bedeutsamen werthvollen Einzelforschungen, angesichts der bedeutsamen methodologischen und historischen Arbeiten, angesichts der schlechthin destructiven und im argen Sinne tendenziösen Kritiken der agitatorischen Socialisten um die Anfänge einer positiven Leistung, kurz darum, an die Stelle der Formen, in welche sich das moderne Bewußtsein nicht wohl zwingen läßt, eine zu setzen, welche sich diesem Rechtsbewußtsein anschmiegen, und wenigstens als eine brauchbare Uebergangshypothese bis zur Entdeckung eines vollkommener entsprechenden Principes dienen könne." Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird es rechtfertigen, die Eigenthumsfrage und ihre versuchte Lösung in möglichster Kürze hier zusammen zu fassen.

Nach Adolph Wagner ist „das vornehmste Princip der Eigenthumsordnung das rein individualistisch aufgefaßte, möglichst absolute Eigenthum an allen Arten von Sachgütern". Er weist darauf hin, „daß erst der Sieg des Individualprincips über das Gemeinschaftsprincip die Ansicht geschaffen hat, daß das principiell alle Sachgüter gleichmäßig umfassende, allen Privaten zustehende inhaltlich absolut gefaßte Privateigenthum, bei welchem der Wille des herrschenden Eigenthümers das wesentlich allein entscheidende Moment ist, überhaupt allein Eigenthum sei". Ad. Wagner war zu diesem Ausspruch berechtigt; Savigny u. A. erklärt Eigenthum als „die unbeschränkte und ausschließende Herrschaft einer Person über eine Sache", und Ahrens äußert sich dahin: „Grund und Bestimmung des Eigenthums liegt in der Einzelpersönlichkeit. Das Eigenthumsrecht ist im Vermögensrecht das oberste jus singulorum." Diesen Ansichten gegenüber, welchen auch Wagner entgegentritt, ist es von Wichtigkeit, an die Spitze der Untersuchung über Eigenthum zu setzen: daß neben den Einzelpersonen auch Personenverbände, und Staat und Gemeinde gleichberechtigte Eigenthumssubjecte sind, und daß das Eigenthumsrecht nicht ein absolutes ist, sondern die Rechtsordnung dieses Recht zu bestimmen und zu begrenzen hat. Ebenmäßig äußert sich Ihering: „Das Rechtsverhältniß an Sachen nimmt nach Verschiedenheit der Zwecksubjecte, Individuen, Staat, Gesellschaft die Gestaltung an: Individualeigenthum, Staatseigenthum, Gemeingebrauch (Gemeinschaft). Keine dieser Formen kann fehlen, weder das Individualeigenthum noch das Staatseigenthum." Und in Bezug auf die Grenzen, welche der Herrschaft über das Eigenthum zu setzen: „Die Ansichten der Laien und Juristen stimmen darin überein, daß das Wesen des Eigenthums in der Unumschränktheit des Eigenthümers besteht, und daß jede Beschränkung desselben im Grunde einen Eingriff in dasselbe enthalte, der der Idee des Instituts widerspreche. Meiner Ansicht nach ist diese Idee eine grundirrige. Es ist nicht wahr, daß

Digitized by Google

das Eigenthum seiner Idee nach die absolute Verfügungsgewalt in sich schlösse. Ein Eigenthum in solcher Gestalt kann die Gesellschaft nicht dulden, und hat es nicht geduldet. Es gibt kein der Rücksicht auf die Gesellschaft entbundenes Eigenthum." Dieses ist der unabweisbare Ausgangspunkt der Eigenthumsbetrachtung.

Bevor man in die Materie der Eigenthumsfrage eindringt, ist es erforderlich, die Eigenthumsarten kennen zu lernen. Sehr richtig sagt Schäffle: „Weder die Verschiedenartigkeit der Subjecte und Berufe, deren Eigenthumssphäre zu begrenzen war, weder die Eigenart der Functionen, welche der Eigenthumsdotationen bedürfen, noch der besondere Nutzungscharakter der verschiedenen Sachgüterarten, die im Eigenthum stehn, wurde beachtet." Und dennoch ist es vorweg ausgeschlossen, einen Einblick in die Eigenthumsgestaltung zu erhalten, wenn man nicht die Eigenthumsgegenstände in ihren zu Tage tretenden Verschiedenheiten erfaßt hat.

Die Eigenthumsgegenstände sind zu unterscheiden 1) nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, 2) nach der Verwendung, die sie finden, 3) ist zu beachten, in welchen Händen sie sich befinden. — Von grundlegender Bedeutung wird die Unterscheidung, ob das Gut über Bedarf vorhanden ist oder beschränkt. Wie es bevorzugte Gesellschaftsklassen gibt, gibt es auch bevorzugte Güterklassen. Für die rechtliche Behandlung der betreffenden Eigenthumsarten ist diese Unterscheidung gleichgültig, ganz ebenso wie der Proletarier von dem Recht nicht anders behandelt wird, als der Millionär; aber um so wichtiger ist die Unterscheidung für die socialpolitische Stellung, welche diese Güterkategorien einnehmen, und für deren Behandlung auf dem gesellschaftlichen Boden. — Die Unterscheidung, ob die Eigenthumsgegenstände beweglich oder unbeweglich sind, ist von der Volkswirthschaftslehre ausreichend getroffen, ebenso ob die Güter den Lebens-, Cultur- und Luxusbedürfnissen dienen; dagegen ist ein größeres Gewicht, als bisher geschehen, auf die Unterscheidung zu legen, ob die Güter als Gebrauchsgegenstände benutzt, oder zur Production einer Zahl Güter verwandt werden, ob sie als Nutz- oder Productiveigenthum functioniren. Diese Unterscheidung führt uns mitten in die socialen Kämpfe der Gegenwart. Als der Kampf um das Eigenthum entbrannte, da wurde unterschiedslos gegen das Privateigenthum Front gemacht; hiervon hat die Gegenwart bereits Abstand genommen, auch die enragirtesten Gegner des Privateigenthums zugestehn, daß die Gebrauchsgegenstände in dem Privatbesitz verbleiben, und erklären sich nur dagegen, daß die Arbeitsmittel (Boden und Kapital) in den Händen von Privaten befindlich sind, sie lassen also das Nutzeigenthum bestehen, und reclamiren nur das Productiveigenthum für die Gesellschaft. Die Behauptung, die Socialisten wollen das Eigenthum abschaffen, trifft also nicht zu.

Ferner ist es erforderlich, bei dem Productiveigenthum die weitere Unterscheidung zu treffen, ob die Güter für den Eigenbedarf, oder für die gesellschaftliche Verwerthung zur Verwendung gebracht werden. Hierauf hat H. v. Scheel aufmerksam gemacht, ohne daß diese Unterscheidung in den wirthschaftlichen Lehrbüchern ausreichend beachtet ist. Diese Unterscheidung ist jedoch von Wichtigkeit, weil die Productionsthätigkeit eine andere Richtung einschlägt, wenn ihre Erzeugnisse dazu bestimmt sind, in den Händen der Producenten zu bleiben, oder als Tauschobject zu dienen.

Auch die Eintheilung der Güterkategorien, ob sie zum Gebrauch oder zur Erzeugung neuer Güter verwandt werden, ist nicht ausreichend; es erheischt noch Beachtung, ob sie von den Eigenthümern selbst verwandt, oder Andern zur Benutzung überlassen werden, so daß man nicht nur von Nutz- und Productiveigenthum zu sprechen hat, sondern auch eine dritte Unterabtheilung „Leiheigenthum" constatiren muß. Ob die Eigenthumsgegenstände von den Eigenthümern selbst wirthschaftlich verwandt werden, oder von denen, die sie sich geborgt, fördert so verschiedene wirthschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse zu Tage, daß die Eigenthumsverhältnisse falsch aufgefaßt werden müssen, wenn auf den beregten Unterschied nicht eingegangen wird.

Nächst der Unterscheidung der Eigenthumsarten ist es erforderlich, das Eigenthum als Ganzes, wie es nach seiner geschichtlichen Entwickelung vor uns steht, zu erfassen. Es ist dieses mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft; eine Geschichte des Eigenthumes gibt es nicht, das ausgezeichnete Werk von de Laveleye, De la propriété dans ses formes primitives, übersetzt von Bucher, „Das Ureigenthum" mit werthvollen Zusätzen von demselben versehen, gewährt nur einen Einblick in die ursprüngliche Eigenthumsgestaltung, und die Culturgeschichte liefert nur vereinzeltes und zerstreutes Material. Es ist jedoch vorweg keinem Zweifel unterworfen, daß das Eigenthum in seiner gegenwärtigen Verfassung ein geschichtlich Gewordenes ist und sich im Laufe der Zeiten weiter ändern wird, daß es nichts Absurderes geben kann, als unsere Eigenthumsgestaltung als eine unabänderliche aufzufassen. Im Gegentheil, sie ist nicht nur verbesserungsfähig, sondern ebenso besserungsbedürftig wie irgend eine gesellschaftliche Institution. Aus dem vorhandenen Material läßt sich nachweisen, daß das Eigenthum in der Geschichte der Menschheit sich sehr allmählich entwickelt hat, daß es, soweit es Nutzgegenstände betraf, sich schon sehr frühe festsetzte, daß es dagegen, soweit es zur Erzeugung neuer Güter verwandt wurde, besonders der Grund und Boden der Gemeinschaft gehörte, entweder wie in Rom dem Staate, oder, wie bei den Germanen, den Genossenschaften, den Markgenossenschaften. Wenn auch schon frühe in beiden Fällen sich auch an Grund und Boden Privateigenthum festsetzte, so währte es doch Jahrhunderte bis dasselbe den gegenwärtigen Umfang annahm. Rom zeigte uns den Kampf zwischen Privat- und Staatseigenthum, das Mittelalter den Kampf zwischen Privat- und genossenschaftlichem Eigenthum; erst die Neuzeit verhalf dem Privateigenthum zu dem Siege und der Herrschaft, die wir es jetzt einnehmen sehen. Daß hiermit nicht die geschichtliche Entwickelung abgeschlossen ist, liegt auf der Hand, und es erwächst die Aufgabe, die Bahnen zu erkennen, welche die Entwickelung des Eigenthums nehmen wird und nehmen soll.

Die Untersuchung der bestehenden Eigenthumsgestaltung hat mit den einzelnen Eigenthumskategorien zu beginnen. Die Grundlage der Eigenthumsverhältnisse bildet unzweifelhaft das Privateigenthum. Es tritt bei ihm sofort deutlich hervor, daß das Recht des Privateigenthums nur begrenzt sein kann, und thatsächlich begrenzt wird durch das Zusammenleben der Menschen, sowohl durch das Interesse der Nachbarn, wie durch das Interesse des Gemeinwesens — welches letztere sogar in bestimmten Fällen Enteignungen unabweisbar macht. Die Grenze des Privateigenthums bildet das öffentliche Wohl. — Das Eigenthum in der Familie, so enge es sich auch dem Privateigenthum anschließt, bietet von diesem unterschiedene Momente dar. Da wo Gütergemeinschaft besteht, tritt uns das Eigenthum als „der ehelichen Gesellschaft" gehörig gegenüber. In der Ehe hört das Privateigenthum bereits auf, reines Privateigenthum zu sein; selbst wenn die Ehegatten ihr Eigenthum nach der vermögensrechtlichen Seite sich als Privateigenthum vorbehalten, so können sie es nicht ausschließlich nur als Privateigenthum behandeln, sie müssen es der Familie zur Verfügung stellen. — Neben der Familie wird das Erwerbsleben Anlaß, das Privateigenthum aus seiner Sonderstellung herauszuheben. Der Einzelne hat das Recht, sein Eigenthum productiv zu verwenden, aber der Gang der Production zwingt die Einzelnen, ihr Privateigenthum in verschiedenen Gestaltungen zu combiniren. Hier gewährt es das größte Interesse zuzusehn, wie die Einzelnen, wenn sie sich mit ihrem Eigenthum zusammenthun, zuerst dieses ängstlich und sorgfältig aufrecht erhalten, dann aber, veranlaßt durch das Erwerbsleben, gleichsam immer laxer sich ihrem Privateigenthum gegenüber verhalten, und dasselbe „behufs Erwerbs" Gesellschaftsbildungen in einer Weise übermitteln, daß es immer mehr den Charakter des Privateigenthums abstreift, und den des gesellschaftlichen annimmt. Es ist dieses in ausgeprägter Weise bei dem in Actiengesellschaften angelegten Eigenthum der Fall, welches sich von Schritt zu Schritt von dem Privateigenthum durch die offene Handelsgesellschaft, Commandit- oder Commanditgesellschaft auf Actien entfernt und das Gepräge gesellschaftlichen Eigenthums angenommen hat.

Digitized by Google

Das Eigenthum der Genossenschaften tritt bereits als gesellschaftliches Eigenthum auf. Bei ihm tritt das Einzelinteresse zurück, das gemeinnützige, das Gesellschaftsinteresse in den Vordergrund, das bekundet sich deutlich, daß wir uns ihm gegenüber einer andern Eigenthumskategorie gegenüber befinden, als es das Privateigenthum ist.

Bei dem Eigenthum der freien Personenverbände tritt noch die Zusammengehörigkeit des Privat- und des gesellschaftlichen Eigenthums hervor, indem es durch die Einzelnen gebildet wird, das Eigenthum von Staat und Gemeinde ist eo ipso gesellschaftliches Eigenthum, so daß das Eigenthum der Einzelnen reines Privateigenthum ist, wir uns bei dem Eigenthum der freien Personenverbände auf gemischtem Boden befinden, das Staats- und Gemeindeeigenthum reines gesellschaftliches Eigenthum ist. Sicherlich sind alle drei Eigenthumskategorien — Eigenthum; sie haben ihre gemeinschaftlichen und übereinstimmenden Seiten, weil sie eben Eigenthum sind, und man kann daher recht wohl behaupten, daß Staatseigenthum ebenso Eigenthum ist, wie das Eigenthum eines Bankiers. Das ändert aber nichts daran, daß Staatseigenthum und Privateigenthum in sich unterschieden sind, daß sie selbstständige Gebilde sind und ein eigenartiges Leben führen, und deshalb unterschiedene Behandlung erfordern, auch wenn sich hiergegen die große Mehrzahl der Juristen sträubt. Schon Mohl (Encyklopädie der Staatswissenschaften) sagt: „Es wäre nicht unmöglich und wohl auch nicht grundsätzlich ungerechtfertigt, für die Vermögensverhältnisse des Staates andere Grundsätze festzustellen als für die gleichnamigen Eigenthumsverhältnisse der Privaten.“ Es ist unzulässig bei dem selbstverständlichen Satz, Eigenthum ist Eigenthum, mag es in den Händen des Staates oder der Privaten sein, stehen zu bleiben, es ist erforderlich auf die betreffenden Qualitätsunterschiede, die sich entwickeln je nachdem das Eigenthum in den Händen von Einzelnen oder von Gemeinschaften ist, zu rücksichtigen, wenn man die Rolle, welche das Eigenthum im Leben der Einzelnen wie im Leben der Gesellschaft spielt, erkennen will.

Die Untersuchungen über Eigenthum gipfeln in Feststellung der Functionen der ins Eigenthum übergegangenen Sachgüterarten je nach ihrer Verwendung zu Gebrauchs-, Productions- oder Verborgungszwecken (Nutz-, Productiv-, Leiheigenthum) und je nachdem sie in Händen von Einzelnen, Genossenschaften oder Zwangsgemeinschaften befindlich (Privat-, genossenschaftliches, Gemeinde- und Staatseigenthum) sind; in der Erkenntniß der socialen Stellung, welche das Eigenthum in seiner Totalität wie in seinen particularen Erscheinungen einnimmt.

Bei Betrachtung der Functionen des Eigenthums ist es geboten, die Eigenthumsinstitution nicht nur vom Standpunkt der Nützlichkeitstheorie aufzufassen. Die Sachgüter könnten, wenn auch zweifellos weit weniger wirksam, dem Menschen Dienste leisten, wenn sie nicht ins Eigenthum übergegangen, die Existenzberechtigung hat einen tieferen Grund, die Eigenthumsinstitution ist auf den Menschen selbst zurückzuführen, auf die Persönlichkeit des Einzeleigenthümers, auf die Machtfülle der Personenverbände, welche sich bei dem Staate zu der Möglichkeit zuspitzt, die weitesten gesellschaftlichen Zwecke zu verfolgen. Welchen erhöhten Nutzen auch die Sachgüter gewähren, wenn sie ins Eigenthum übergegangen, erst der Mensch und die Menschen, der Einzelmensch wie die Gesellschaft erheischen die Eigenthumsinstitution. Man nehme dem Menschen das Eigenthum und man raubt ihm seine Persönlichkeit, man nehme der Gemeinschaft das Eigenthum, und sie wird zum wesenlosen Schemen, ebenso zu einem nichtigen bedeutungslosen Dasein verurtheilt, wie der eigenthumslose Einzelne.

Die Existenzberechtigung des Privateigenthums wurzelt demgemäß in der Persönlichkeit des Menschen, welche in der Verfügung über die Sachgüter ihre nächste Bethätigung findet. Die Persönlichkeit hängt selbstredend nicht nur von den Sachgütern ab, welche dem Einzelnen zur Verfügung stehen, aber der zum Eigenthum sich gestaltende Besitz materieller Güter ist die nothwendige Grundlage, auf welcher sich die Persönlichkeit aufbaut. Ohne diese Grundlage verkümmert der Mensch, das Proletarierleben legt hiervon beredtes Zeugniß ab. Deshalb darf es sich nicht darum handeln, das Privateigenthum abzuschaffen oder auch nur zu entleeren und die gesammte Gesellschaft eigenthumslos zu machen, sondern das Bestreben muß dahin gerichtet sein, das Eigenthum zu generalisiren und dadurch das Proletariat aus der Gesellschaft zu bannen. Weil das Privateigenthum in der Persönlichkeit des einzelnen Inhabers wurzelt, wird der Einzelwille und das Eigeninteresse das treibende Element des Privateigenthums. Der Einzelwille, der sich beim Privateigenthum und nur beim Privateigenthum geltend zu machen vermag, macht die Sachgüter in der That dem Inhaber zu Eigen; es ist eben kein Miteigenthümer, der seinen Willen geltend macht. Beim Privateigenthum kommt daher das Wesen des Eigenthums am prägnantesten zum Ausdruck. Das Eigeninteresse ist unbestritten der beste Hüter des Eigenthums und der wirksamste Hebel für seine Verwendung; auch deswegen erscheint das Privateigenthum als die geeignetste Eigenthumsgestaltung. Aber diese beiden mächtigen Triebfedern des Privateigenthums, der Einzelwille und das Eigeninteresse, sind zweischneidige Waffen, und ihr Einfluß äußert sich je nach der Verwendung, welche das Privateigenthum findet, verschieden.

Von unzweifelhaft günstigem Erfolge sind sie auf das private Nutz- und auf das Productiveigenthum, welches zum Eigenbedarf verwandt wird. Denn hier ist der Einzelwille sachgemäß geboten, und das Eigeninteresse wird der beste Regulator der Verwendung. Einerseits zügelt es die Bedarfe, indem es gebietet, mit dem betreffenden Eigenthum Maß zu halten, andererseits dehnt es die Bedarfe aus, indem es dazu antreibt, die betreffenden Sachgüter dem persönlichen Können und Wollen gemäß zu verwenden.

Zwiespältig äußert sich der Einzelwille auf das für gesellschaftliche Zwecke zur productiven Verwendung kommende Eigenthum. Auf die Production haben diese Güter den günstigsten Erfolg gehabt. Der Einzelne sieht sich in seinem Willen unbehindert, und das Eigeninteresse gestattet ihm, auf den „geringsten Kostenaufwand und den größtmöglichsten Nutzen“ bedacht zu sein. — Würde es sich im Gesellschaftsleben nur um Herstellung von Befriedigungsmitteln handeln, so würde das zu Productivzwecken bestimmte Eigenthum in keine bessern Hände gelegt werden können, als in die der Einzelnen. Aber neben der Production der Güter macht sich das ebenso wichtige, ja wichtigere Moment der Vertheilung der hergestellten Güter geltend, und auf diese wirken die Hebel Einzelwille und Eigeninteresse nichts weniger als günstig ein, vielmehr macht sich die Kehrseite derselben in voller Schärfe geltend, indem sie den Egoismus zur herrschenden Macht in der Gesellschaft erheben. Es ist leere Ideologie davon auszugehen, daß der Einzelne seiner selbst willen sein Eigeninteresse mit dem der Gesammtheit in Einklang setzen muß. Vielfach ist dieses der Fall, aber nicht minder herrscht weitgehender Zwiespalt. Bei dem Widerstreit der Interessen, bei dem unvermeidlichen Kampf der Einzelnen auf dem Boden der Production, ist es unabweisbar, daß die wirthschaftlich Starken, und dieses kann nur die Minderzahl sein, siegen, und die große Mehrzahl unterliegt. Und so sehn wir auch in der That in unserer Gesellschaft eine verhältnißmäßig kleine Anzahl in befriedigender Lage, während die große Mehrzahl in unzulänglichen Verhältnissen verharrt.

(Schluß folgt.)

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

VII.

Nach der Erstürmung vom Bourget trat bei uns eine Art von Ruhe ein. Zwar schien der Feind am folgenden Tage Rache nehmen zu wollen, und überschüttete das ganze Terrain,

Digitized by Google

in welchem unsere Truppen liegen konnten, mit seinen mächtigen Granaten. Aber unsere Infanterie deckte sich und vermied die Stellen, nach denen der Feind schoß. Le Bourget ward von jetzt ab stärker besetzt, der Südrand systematisch zur Vertheidigung eingerichtet, und die 5 Compagnien Besatzung fanden gesicherte, wenn auch unbehagliche Unterkunft in den Kellern des stadtartig gebauten Fleckens.

Während der Ruhe wurde die Aufmersamkeit unserer Vorposten fortwährend gehörig rege erhalten. Bald kam das Gerücht von einem bevorstehenden großen Massenausfall oder Durchbruchsversuch der Besatzungsarmee von Paris, mit dem Bemerken, man wisse noch nicht, wohin der Feind sich wenden werde. Bald, bei besonders schönem sonnigem Wetter Nachmittags 2 Uhr, ertönte eine lebhafte Kanonade. Die großen Granaten kamen in Massen an und durchfurchten die Felder. Begab man sich auf den Beobachtungspunkt von Pierrefitte oder von Stains (die letztere Höhe ward, weil sie die ganze Gegend beherrschte, die Wilhelmshöhe getauft), dann sah man Damen mit Sonnenschirmen die Wälle von St. Denis bedecken. Ihnen zum Vergnügen ward scharf geschossen! Wir waren oft versucht, plötzlich mit einem Hagel von Granaten diesen Megären in seidenen Kleidern eine Antwort zu geben, die eine so ernste Sache, wie den Krieg, als Theatervorstellung betrachteten. Aber eine solche Unternehmung widersprach den gegebenen höheren Instructionen, die zwecklose Gefechte vermeiden hieß. Bald ward man durch eine feindliche Infanteriemasse alarmirt, die aus St. Denis ausrückte. Vom Observatorium aus aber sah man, daß diese nur exercierte, und wenn der Wind günstig war konnte man jedes Commando verstehen und so das feindliche Exercierreglement praktisch studiren.

Wenn diese verschiedenen partiellen Alarmirungen auch keine großen Anstrengungen, die Kanonaden nur sehr selten einige Verluste verursachten, so setzte dieser Zustand doch auf die Dauer die Nerven der Truppen stark auf die Probe. Bisher hatten wir, stets siegreich, dem Feinde das Gesetz gegeben. Wo man ihn gesehen hatte, war er von uns angegriffen worden. Sich vor ihm zu verstecken, war keinem Soldaten eingefallen. Jetzt lagen wir still. Wir mußten uns vor dem Feinde verstecken. Wenn sich ein Kopf sehen ließ, kamen vom aufmerksamen Vertheidiger eine Anzahl Granaten an, die, wenn auch selten, doch zuweilen Verluste herbeiführten. Um unnütze Verwundungen zu vermeiden wurde streng befohlen, daß sich kein Kopf sehen lassen dürfe. Der preußische Gardist, der stolze Sieger von St. Privat und Sedan, mußte gebückt in den Verschanzungslinien umherkriechen, die Furcht vor einem feindlichen Schuß ward zur Vorschrift gemacht. Der Eindruck hiervon war niederdrückend. Dazu war das Wetter abscheulich. Regen, Schnee und Sonnenschein wechselten. Die in dem fruchtbaren fetten Erdreich eingegrabenen Verschanzungslinien füllten sich mit Wasser, in welchem der Soldat bis an das Knie watete. Dazu kam die tägliche Lebensgefahr, in der er schwebte. Krankheiten traten auf. Alles sehnte sich nach dem Augenblicke, wo die Anwesenheit von schwerer Belagerungsartillerie uns gestatten möge, dem Feinde ähnliche Geschosse zuzusenden, wie er uns. Aber dieser Augenblick lag noch fern. Erst mußte eine gesicherte Eisenbahnverbindung hergestellt werden. Metz war gefallen. Den 8. November fiel Verdun. Die kleinen Festungen im Elsaß wurden, eine nach der andern, bezwungen, aber noch donnerte bei uns keine der großen Belagerungskanonen, und der Feind uns gegenüber ward immer übermüthiger. Zwar wurde die Wahrscheinlichkeit, daß ein großer Ausfall oder gar ein Durchbruchsversuch nach unserer Seite hin in nächster Zeit in Aussicht stände, von Tag zu Tag im Laufe des Novembers geringer, denn in unserm Rücken ging Manteuffel vor, säuberte das nördliche Frankreich von Franctireurs und wies schließlich die neugebildete Armee durch die Schlacht von Amiens in die Festungen zurück. Und die Pariser hatten ja durch Luftballons, Brieftauben und Spione Verbindung mit der Außenwelt und mußten dies erfahren.

In der That machten sich auch viele Anzeichen bemerkbar, daß der Feind plane nach Osten auszubrechen, um sich dann nach Süden zu wenden und der Loirearmee die Hand zu reichen. Es wurden deshalb bei uns alle Truppen nach links geschoben, wodurch sich bei uns die Einschließungslinie sehr verdünnte, aber das ganze sächsische Corps verfügbar ward, um die Württemberger zu unterstützen, während von der andern Seite das 2. Corps zu demselben Zweck herbeieilte. So ward es möglich, in den heißen Tagen vom 30. November, 1. und 2. December, die Franzosen in der Schlacht von Brie und Champigny nach Paris wieder hineinzuwerfen. Pommern, Württemberger und Sachsen hatten Schulter an Schulter gekämpft. Das sächsische Schützenregiment hat sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt.

Gegen uns hatte der Feind nur demonstrirt. Wir verfolgten mit unsern Fernröhren den Gang der Schlacht und die weißen Wolken, welche sich vom Kanonenfeuer am Horizont abzeichneten. Unsere Truppen standen gefechtsbereit, kamen aber nicht zur Thätigkeit und wußten sich die Langeweile des Wartens durch drollige Einfälle zu vertreiben. „Wenn ick man wüßte," sagte ein Berliner zum andern, „warum die Franzosen immer am 30. einen Ausfall machen." „Na des is klar," sagte der Andere, „damit sie am nächsten Ersten nicht so ville Tractement zu zahlen haben."

Rechts von uns aber überfiel eine feindliche Brigade, die erst anscheinend harmlos bei St. Denis exerciert hatte, Epinay, und nahm es, so daß das 4. Armeecorps gezwungen ward, diesen Ort wieder zu erstürmen.

Frost und Regen wechselten ab. Vom 4. December ab hielt die Kälte an und der Soldat hatte wenigstens trockene Füße. Die Krankheiten nahmen ab. Aber vom 12. December an trat wieder Thauwetter und das alte Leiden ein.

Seit einiger Zeit waren Befehle gegeben worden, Batteriebau-Materialien anzufertigen. Diese Befehle wurden mit Jubel begrüßt und mit Eifer ausgeführt. Denn endlich schien es, daß schwere Geschütze zur Beschießung von Paris ankommen sollten, die Materialien wurden vom 14. December ab nach der Gegend von Brou geschafft, wo sich Belagerungstruppen und Belagerungsmaterial sammelte, um gegen den Mont Avron vorzugehen, der, im Besitz des Feindes gelassen, Verderben bringend in die Schlacht von Brie und Champigny eingegriffen hatte. Die langen Züge mit dem gesammten Material bedeckten den Weg nach Aulnay in der Ebene nördlich von Paris, angesichts der französischen Beobachter auf der Kathedrale von St. Denis und auf dem Montmartre. Aber ein dichter Nebel begünstigte uns, und der Feind sah nur sich bewegende Massen und konnte nicht unterscheiden, was dort marschirte. Pariser Zeitungen sprachen daher davon, daß wir anfingen, die Einschließung von Paris aufzugeben und abzumarschiren, und erfüllten die Bevölkerung mit Hoffnung.

Nach der Mitte des Monats December sprachen verschiedene Anzeichen dafür, daß wir einen feindlichen Anfall zu erwarten hätten. Die Armee im Norden Frankreichs hatte sich zwischen ihren Festungen erholt und regte sich. Ob sie ihre Operationen auf St. Quentin oder Amiens richten würde, war noch ungewiß. In Uebereinstimmung mit diesen Bewegungen bereiteten die Belagerten einen Ausfall vor, um den von Norden erwarteten Befreiern die Hand zu bieten. Während gegen die erstgenannten Operationen Manteuffel seine Armee in der Gegend von Amiens concentrirte, waren wir gegen Paris auf Alles gefaßt.

Am 19. und 20. December sah man feindliche Generale mit größerem Gefolge vor unserer Front herumreiten und recognosciren. Bedeutende feindliche Massen marschirten am 20. aus Paris heraus und bivouakirten auf dem Mont Avron und bei den Forts Rosny und Noisy. Wir vermutheten danach einen Ausfall gegen das sächsische Armeecorps. Aber auch das Gardecorps machte sich bereit, namentlich konnte die 2. Gardedivision in und zu beiden Seiten von Le Bourget angegriffen werden. Deshalb wurden ihr von der 1. Gardedivision alle disponibeln Reserven mit Tagesanbruch zur Verfügung gestellt.

Am 21. December früh 8 Uhr ertönte das Alarmsignal. Der Feind ging in einem wohl combinirten Angriff gegen Le Bourget vor. Von Drancy und Aubervilliers her überschüttete

Digitized by Google

eine zahlreiche Feldartillerie ebenso wie sämmtliche in der Nähe befindlichen Forts, 6 an der Zahl, den Ort mit Projectilen aller Art. Von St. Denis her fuhren außerdem gepanzerte Locomotiven mit angehängten Panzerbatterien so weit, als die Eisenbahn nicht in unserem Vorpostenbereich — also zerstört — war, und entluden sich in einem Mitrailleusenschauer über den Ort. Die Vertheidiger, 5 Compagnien stark, eilten an den Südrand desselben auf ihre Plätze. Eine große feindliche Infanteriemasse, auf 12 Bataillone geschätzt, entwickelte sich von Drancy bis Fort Aubervilliers und ging in Gefechtsformation auf den Ort los. Während die 5 Compagnien daselbst mit den sich nähernden Tirailleuren des Feindes das Feuergefecht begannen, stürmten andere feindliche Massen aus St. Denis heraus, traten ins Gefecht zum Theil gegen den Bourget, zum Theil gegen Dugny, ein Bataillon Marineinfanterie aber eilte mit eben soviel Entschlossenheit als Geschicklichkeit zwischen beiden Orten unbemerkt hindurch, eine deckende Terrainmulde benutzend, und erreichte das Nordende des Bourget, wo die Route de Lille von uns her in den Ort eintritt, also keine Vertheidiger standen. So von hinten in das Dorf eindringend, lief das Bataillon nach Süden und gelangte plötzlich in den Rücken der Vertheidiger, die mit den andern Angreifern beschäftigt waren. Hätten diese 5 Compagnien, vorn von 12 Bataillonen angegriffen, im Rücken von den Marinesoldaten überraschend angefallen, jetzt die Waffen gestreckt, man würde das menschlich gefunden und fast verziehen haben. Aber daran dachten die Garden nicht. Kalten Blutes machten die Soutiens kehrt und eröffneten ihr Schnellfeuer gegen die Marinesoldaten, während nach vorn der Kampf gegen jene 12 Bataillone ungeschwächt fortgesetzt wurde. In diesem kritischen Augenblick kam Hülfe. Das Infanteriebataillon, welches am Pont Iblon in Baracken stand, war nach dem Bourget zu Hülfe gesandt, und eilte im Laufschritt die Route de Lille entlang dahin. So lief es denselben Weg in den Ort hinein, den kurz zuvor das feindliche Marinebataillon eingeschlagen hatte, und hinter diesem her. Jetzt wandte sich das Blatt. Die Marinetruppen waren ihrerseits zwischen zwei Feuer genommen, wehrten sich wie die Löwen und wurden vernichtet. Nachdem der größte Theil des Bataillons gefallen war, ward der Rest zu Gefangenen gemacht.

Die erwünsche Hülfe konnte die Vertheidiger des Orts auch noch gegen den Hauptangriff unterstützen.

Unterdessen war aber der Kirchhof rechts vom Bourget zwischen diesem Ort und Dugny in Feindes Hand gerathen, nachdem alle Offiziere der Vertheidiger darin gefallen waren. Die Franzosen hatten den Triumph, daraus einige wenige Vertheidiger als Gefangene nach Paris führen zu können. Ein neues Bataillon rückte gegen den Kirchhof vor und nahm ihn wieder.

Jetzt standen 13 Compagnien im Ort, und man konnte sich darauf verlassen, daß sie gegen die zehnfache Uebermacht ausreichen würden.

Die Angriffe des Feindes rechts gegen Dugny trugen nur einen demonstrativen Charakter. Dagegen entwickelte er neue bedeutende Massen, welche bereit waren, den Angriff zu wiederholen, und vermehrte seine Feldartillerie, die gegen den Bourget, Le Blanc Mesnil, Aulnay und Sevran wirkte. Auch bildeten sich Infanterie-Angriffsmassen gegen diesen unsern linken Flügel. Wir zählten Alles in Allem etwa 80 feindliche Bataillone. — In der That erfuhren wir später, daß der Plan des Feindes gewesen war, den sehr exponirten Bourget zu überrumpeln und, an diesen mit dem linken Flügel gestützt, die Hauptstöße auf Aulnay zu richten und da durchzubrechen, dem nächsten Wege, auf dem man dem von Norden her erwarteten General Faidherbe die Hand reichen konnte.

Als diese Absicht des Feindes erkannt ward, konnte man über die Reserven disponiren. Zunächst, während die Infanteriereserven nach Aulnay marschirten, ward um 12 Uhr Artillerie über die Inundation geführt und links vom Bourget gegen die feindlichen Massen in Thätigkeit gesetzt. Hauptmann Seeger hatte wieder Gelegenheit, mit seinen Batterien dieselbe Position gegen Drancy einzunehmen, wie am 30. October. Aber heute erging es ihm nicht so gut, wie an jenem Tage. Früh war der Boden noch weich gewesen, aber im Laufe des Vormittags trat starker Frost ein, und um Mittag war das Erdreich schon so hart, daß selbst die schweren Brummer aus den Forts darin nicht eindrangen, sondern Menschen und Pferde mit einem Hagel von Eisenstücken umschwirrten, nachdem sie geplatzt waren. Trotz schwerer Verluste (bei der einen Batterie gab es zuletzt kein unverwundetes Pferd mehr) hielten die Batterien indessen aus, bis mehr Hülfe kam. Erst eilten die reitenden, dann noch mehr Fußbatterien in die Linie, und bald donnerten 60 Geschütze den feindlichen Truppen ein gebieterisches Halt! entgegen. Die Stellungen, die unsere Infanterie eingenommen hatte, wurden nun vom feindlichen Artilleriefeuer verschont, denn der Feind versuchte zunächst unsere Artillerie zu vertreiben, ehe er neue Angriffe unternahm.

So verwandelte sich das Gefecht nach 1 Uhr allmählich in eine heftige Kanonade, bei der unsere Artillerie die Ueberlegenheit gewann, so daß der Feind in der dritten Nachmittagsstunde das Gefecht zurückweichend führte. Seine Infanteriemassen bewegten sich dahin, wo sie hergekommen waren, und schlugen Zelte auf. Unsere Geschütze konnten dem Feind nicht folgen, denn schon schlugen ja die schweren Geschosse von 6 Forts zwischen ihnen ein, denen sie nicht antworten konnten. Als daher der Feind abzog und sich der kurze Tag zu Ende neigte, wurden die Vorposten wieder da ausgesetzt, wo sie in der letzten Nacht gestanden hatten, die Batterien wurden zurückgenommen und die Truppen gingen in ihre Quartiere, um warm zu essen und zu kochen, während die Franzosen bei bitterer Kälte unter dünnen Zelten lagen und nicht unerhebliche Verluste durch Frost hatten. Eine gewiß sehr merkwürdige Erscheinung, daß der Belagerer die Nacht im Warmen zubringt, der Belagerte aber im Freien erfrieren muß! Eine verkehrte Welt, die uns sehr zum Nutzen gereichte.

Die französische Armee blieb noch zwei Tage demonstrirend in den Bivouacs innerhalb der Linie der Forts, und fror des Nachts. Wir schliefen und aßen warm und standen bei Tagesanbruch in unseren Stellungen. Am 22. December verhielt sich der Feind ruhig. Am 23. December aber schoß er unaufhörlich aus leichtem und schwerem Geschütz, ohne uns Schaden zu thun. Wir erwarteten also am 24. einen neuen Angriff, und der Kronprinz von Sachsen versammelte zu diesem Tage mit Tagesanbruch noch größere Massen. Aber die französische Armee zog nach Paris hinein, um dort von ihren vergeblichen Heldenthaten auszuruhen. Pariser Zeitungen geben an, daß in diesen Nächten 700 Mann durch den Frost dienstunbrauchbar geworden seien.

Unser Verlust am 21. December bezifferte sich wieder auf 400 Mann. Der des Feindes im Gefecht ward von ihm auf fast 1000 Mann angegeben, darunter fast 400 Gefangene, meist vom Marinebataillon. Unter diesen Gefangenen traf einer meiner Einquartierungskameraden einen Bekannten, der ihn begrüßte. Es war ein Soldat, der ihn in Yokohama vor einigen Jahren am Bord des „Tankred" gesehen hatte. Ein eigenthümliches Wiedersehen!

Nun hatten wir wieder für einige Tage Ruhe, denn die Bestrebungen der französischen Nordarmee mißglückten ebenfalls. Manteuffel wies sie in den Weihnachtsfeiertagen in der dreitägigen Schlacht an der Hallue zurück.

Inzwischen waren auch Soissons, La Fère, Diedenhofen und Montmédy gefallen, und die Zeit, wo wir über eine zweite Eisenbahnlinie nach der Heimat gebieten würden, rückte immer näher.

**

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Der letzte Band der „Ahnen" von Gustav Freytag.

„Aus einer kleinen Stadt".*)

Mit dem vorliegenden sechsten Bande, „Aus einer kleinen Stadt", hat Gustav Freytag die Serie von Romanen, welche den Collectivtitel „Die Ahnen" führt, abgeschlossen. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes „Ingo und Ingraban" im November 1872 sind volle acht Jahre vergangen. Gustav Freytag will das große Werk — unbeschadet der Unabhängigkeit der einzelnen Theile voneinander — doch, wie schon aus dem gemeinsamen Titel hervorgeht, als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet wissen. Dasselbe läßt sich als solches eben erst jetzt nach der Veröffentlichung des letzten Bandes beurtheilen, und bei dieser Beurtheilung kommen natürlich ganz andere Gesichtspunkte in Betracht als bei der Beurtheilung des einzelnen Theiles. Die Prüfung der Frage: inwiefern das dieser Freytagschen Schöpfung zu Grunde liegende Motiv: die Geschichte einer deutschen Familie von den frühesten Ueberlieferungen bis an die Schwelle der Gegenwart im Zusammenhange mit der Geschichte des Vaterlandes in freier Erfindung darzustellen, ein poetisch und dichterisch berechtigtes sei; die Untersuchung der Art und Weise, in welcher Freytag diese Idee ausgeführt, welche Epochen er für die Schilderung des Schicksals der einzelnen Geschlechter gewählt und welche sprachlichen Formen er für die einzelnen Geschichten als die angemessenen betrachtet hat; die Beobachtung der Eigenthümlichkeit, wie sich endlich durch anderthalb Jahrtausende gewisse starke Charakterzüge in allen den Gliedern derselben Familie, denen wir begegnen, immer wieder zeigen, natürlich unter der mächtigen Beeinflussung der veränderten Zeiten — alles das würde in die allgemeine Würdigung des Gesammtwerkes gehören.

Auf eine solche darf ohne Zweifel das Werk, an welchem einer unsrer ersten und respectabelsten deutschen Dichter und Forscher acht lange Jahre hindurch rastlos gearbeitet hat, vollen Anspruch erheben, und ich gedenke mich dieser schwierigen, aber dankbaren Aufgabe mit der vollen Liebe zur Sache und mit der vollen Hochachtung vor der Person später auch zu unterziehen. Für heute will ich indessen nur den soeben erschienenen letzten Band „Aus einer kleinen Stadt", wie es früher geschehen ist, allein besprechen, ohne auf den Zusammenhang mit den früheren Geschichten besondere Rücksicht zu nehmen.

Das Verlaufen der großen Geschichte, die mit dem gewaltigen Vandalen Ingo angehoben hat, in die kleinbürgerlichen und kleinlichen Verhältnisse einer schlesischen Kreisstadt hat etwas Wehmüthig-Satirisches. Wenn man bedenkt, daß der Nachkomme des gewaltigen Helden, der im vierten Jahrhundert ein Schrecken der Römer gewesen war, nun zu Anfang des neunzehnten — der neue Roman beginnt zur Zeit der Fremdherrschaft — als rechtschaffner braver Doctor in einer kleinen Stadt prakticirt, mit dem Steuereinnehmer in der Weinstube am Honoratorentische sich niederläßt, und daß diesem Dr. Ernst König, dessen Ahnen gegen die Sorben gekämpft, mit Bonifacius das Christenthum verbreitet und mit Dr. Martin Luther für den neuen Glauben gestritten haben, nunmehr das Steigen eines Luftballons, ein Concert auf der Glasharmonika, die Ausstellung einer Menagerie in dem einförmigen, langweiligen und ereignißlosen Städtchen als besondere Vergnüglichkeiten gepriesen werden, so überkommt einen ein Gefühl milden Bedauerns und sanfter Wehmuth. Der Dichter hat ja vielleicht vollkommen Recht: das ist der Lauf der Welt! Aber es ist schade, daß es so ist. Es ist ja sehr wohl möglich, daß heut zu Tage im Bureau eines unbeschäftigten Rechtsanwaltes zu Athen, daß am Ende sogar in einer Amtsstube zu Wusterhausen — wer kann's wissen? — als Diätar mit Schreibärmeln ein elendes abgehagertes Individuum beschäftigt ist, dessen Vorfahr den mauerschirmenden Hektor um die Mauern von Troja geschleift hat; ich glaube aber kaum, daß diesem zu Ehren Homer die Ilias gedichtet haben würde.

Unser Dr. Ernst König ist sehr ehrenhaft und schätzenswerth, und wenn er ohne den gewaltigen Vortrab von Ingo und Ingraban, Immo, Ivo ꝛc. schlecht und recht als der einfache Sproß einer braven deutschen protestantischen Familie vor uns erschiene, so würde er nur sympathisch auf uns wirken. Aber niemals habe ich die tiefe Richtigkeit des französischen Sprüchwortes noblesse oblige so herausgefühlt, wie bei der Lecture dieses neusten Romans. So tüchtige Handlungen Dr. Ernst König vollführt, ein so verdienstvoller und trefflicher Mensch sein wohlgerathener Sohn, von dem wir als Redacteur einer liberalen Zeitschrift scheiden, zu werden verspricht — all ihr edles Thun und Treiben erscheint uns klein und gedrückt, wenn wir der reckenhaften Vorfahren gedenken. Und daran werden wir schon durch die Aeußerlichkeit, durch den Titel, durch die Bezeichnung dieses selbstständigen Werkes als eines sechsten Bandes des großen Romans „Die Ahnen" beständig gemahnt. Die beiden König, Vater und Sohn, die Helden unsrer jetzigen Geschichte, sind unschuldig daran. Sie leiden eben nur unter dem Fluche, Enkel zu sein. Aber so, wie sie uns hier entgegentreten, erscheinen sie uns wie gesagt, bei aller Achtung, die uns ihr edler Charakter und ihre mannhafte That abnöthigen, nicht mächtig und stark genug, um uns voll zu befriedigen.

Im Jahre 1805, also zur Zeit der tiefen Erniedrigung und Entmuthigung unsres Vaterlandes, hat sich Dr. Ernst König in derselben kleinen schlesischen Stadt als Arzt niedergelassen, in der sein Vater gelebt hat. Freytag besitzt für die Schilderung der Kleinstadt eine ganz besondere Gabe. Die Darstellung ist mit den feinsten humoristischen Zügen ausgestattet; er versteht es ganz meisterlich, das harmlos gespreizte Gebahren der Kleinstädter, die Wichtigthuerei mit Unerheblichem schon stilistisch zu veranschaulichen. Er mengt in die Darstellung von Kleinigkeiten die größten Worte ein, die in einem sehr lächerlich wirkenden Verhältnisse zu der geschilderten Begebenheit stehen, und verweilt andächtig und feierlich bei thörichten kleinen Späßen, für die der blasirte Großstädter kaum ein flüchtiges Lächeln haben würde, die aber für die an Ereignissen arme Kleinstadt gar wichtige Begebenheiten sind. Man kann sich nichts Vergnüglicheres und durch die verborgene Komik Anmuthigeres denken, als z. B. die Geschichte vom Rehbraten, die der Dichter mit stockernsthafter Miene vorträgt. Dr. König wird von seinem Freunde, dem Steuereinnehmer Köhler — wie ich gleich bemerken will, einer der vorzüglichsten Figuren nicht nur dieses Romans — zur Verspeisung eines Rehziemers eingeladen. Hauptmann von Buskow, der vorüberkommt, riecht den Braten und will als ungeladener Gast sich mit zu Tisch setzen. Der findige Steuereinnehmer will den unerwünschten Kostgänger loswerden und erzählt ihm nun unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er dem Doctor, der einmal für die Berechtigung der Abneigung gegen Hundebraten plaidirt hat, einen wohl zubereiteten Mops vorsetzen werde. Der Offizier erkundigt sich mit langem Gesichte, ob denn nichts Anderes in der Küche sei. „Nichts", entgegnet der verschlagene Steuereinnehmer. Darauf verabschiedet sich der Hauptmann schleunig. Nach einigen Tagen erkundigt er sich beim Doctor, wie ihm der Braten geschmeckt habe. Dieser versteht gar nicht, was das sagen soll. Der Steuereinnehmer nimmt das Wort und sagt: Denken Sie sich nur, die Köchin hat sich widerspenstig gezeigt und uns anstatt des Hundebratens einen Rehbraten vorgesetzt! Aus diesem Vorfall wurde dann, wie Gustav Freytag immer mit demselben unerschütterlichen Ernste fortfährt, „offne Feindseligkeit zwischen dem Einnehmer und der bewaffneten Macht".

Solche Geschichten und ähnliche bewegen die Gemüther der Kleinstadt; der Dichter trägt sie uns mit köstlicher Schalkhaftigkeit vor, und an diesen ist Ingos Nachkomme betheiligt. Dr. König fühlt sich übrigens sehr wohl. Er erwirbt sich bald das Vertrauen und ist binnen kurzem ein vielbeschäftigter Arzt. Seine Praxis führt ihn auf einen einsamen Pfarrhof, der einige Stun-

*) Leipzig 1880, S. Hirzel.

Digitized by Google

den von der Stadt entfernt liegt, und dort lernt er die einzige noch ledige Pfarrerstochter, Henriette, kennen. Die Beiden verlieben sich. Kein andrer deutscher Dichter vermag die züchtige Liebe so keusch, so kindlich, so wahrhaft naiv zu schildern wie Freytag, oder wenigstens kein andrer hat den Muth dazu. Wenn man sich die Scene vergegenwärtigt, in der der junge Doctor mit der Pfarrerstochter, mit Jettchen, ohne daß es zu einer wirklichen Erklärung kommt, den ersten Liebesgruß austauscht, so kann man sich unter den modernen Künstlern nur einen denken, der uns ein ebenso einfaches, schlichtes holdes Bildchen davon geben könnte: Theodor Minthrop. Die Beiden suchen vierblättrige Kleeblätter auf dem alten Wallring. Jettchen ist so glücklich gewesen, eins zu finden und reicht es ihm. „Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingerissen von der heiteren Unschuld ihres Wesens und dem warmen Blick, mit dem sie ihn bittend ansah, neigte er sich zu ihr und küßte sie leise auf den Mund. Sie stand still und schloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf sah sie, mit rosigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keines von Beiden sprach."

Noch mehr als diese liebenswürdige Schilderung gefällt mir der Ernst, mit dem gleich darauf die heikle Kußfrage, wenn ich mich so ausdrücken darf, debattirt wird. Da wird nicht mit dem flüchtigen Troste des Leichtsinns: „Einen Kuß in Ehren soll Niemand wehren", hinweggegangen; die Frage ist eben für den keuschen Dichter nicht heikel, sie wird ebenso ruhig wie alles Andere erwogen und weislich besprochen. Freytag schreibt: „Nun war zu seiner (des Doctors) Zeit ein Kuß noch kein Beweis von Liebe; ernsthafte Männer und ehrbare Frauen gönnten diesen Beweis freundlicher Gesinnung einander gern, und vor Andern waren die Landsleute des Doctors bereitwillig. Aber Jedermann wußte auch, daß es dabei große Unterschiede gab." Wer von dem Reize dieser köstlichen Naivetät unberührt bleibt, für den sind diese Zeilen nicht geschrieben.

Inzwischen verwüstet der unglückliche Krieg, der mit erneuter Heftigkeit entbrannt ist, deutsches Land und verwirrt deutsche Gemüther. Freytag ist in der Schilderung der großen Zeitbilder, wie man weiß, ein Meister. Auch hier entrollt er uns ein stark wirkendes, ja ergreifendes Gemälde von jener schrecklichen Zeit. Wir sehen, wie da die Charakterlosigkeit verheerend um sich greift, wie das Nationalgefühl zu Schanden geht, wie sich namentlich in den gebildeten Kreisen die gefährliche Neigung, sich mit dem Fremden zu befreunden, festsetzt. Die wenigen warmherzigen Patrioten, die das Vertrauen zur deutschen Volkskraft noch nicht verloren haben, finden in den sogenannten gebildeten Klassen so gut wie keine Stütze; diese sind es im Gegentheil, die eine schlaffe Vernunftpolitik predigen, das Dogma der gewaltigen Ereignisse, wenn auch zögernd, anerkennen und behutsam anrathen, sich in das Unvermeidliche zu schicken. Inzwischen sind die Franzosen auch in Schlesien eingebrochen, sie haben den Pfarrhof verwüstet, und rohe Gesellen haben an der Schönheit Henriettens ein bestialisches Gefallen gefunden. Das Mädchen wird von der entsetzlichsten Gefahr bedroht, als ein junger französischer Kapitän, Dessalle, sich dazwischen wirft, die halbohnmächtige Henriette den lüsternen Gesellen entreißt und sie als seine Braut schützt. Unter diesen eigenthümlichen Umständen werden die Ringe gewechselt. Der junge französische Kapitän zieht seiner Wege.

Henriette ist durch diese einseitige und unerwartete Verlobung ganz geknickt. Sie liebt den Kapitän natürlich nicht, denn sie liebt ja den Doctor, aber sie erachtet sich gleichwohl für gebunden an den Mann, der ihren Ring am Finger trägt, und der Doctor macht zunächst keinen Versuch, sie auf andre Gedanken zu bringen, sondern ist blos tief betrübt über diesen wunderbaren und traurigen Verlauf der Dinge.

Durch die kriegerischen Ereignisse werden die Beiden auf längere Zeit von einander getrennt. Der Doctor begibt sich zum Gouverneur der Grafschaft Glatz, zum Grafen Götzen, einem ganzen Patrioten und wackeren Manne, einem der Wenigen, die in ihrer Treue zu König und Vaterland nicht wanken, und mit einem Häuflein zuverlässiger Männer bis zum letzten Augenblicke Stand halten gegen den Fremden, der das ganze Land unterjocht hat. Der Tilsiter Friede besiegelt die Schmach und Demüthigung unsres Vaterlandes. Zwar haben Henriette und der Doctor noch einmal eine Zusammenkunft, aber sie führt zu keiner Verständigung. Das Mädchen seufzt noch immer unter der schweren Last der seltsamen Verlobung, und Kapitän Dessalle, der inzwischen von seiner Regierung nach Spanien geschickt worden ist, hält mit einer Ausdauer, die ganz ungewöhnlich ist, an dem Ernste dieser Zwangsverlobung fest. Er hat das Mädchen nur ein einziges Mal und nur auf kurze Augenblicke gesehen, aber er betrachtet sie als seine Braut, und gibt von Zeit zu Zeit Kunde von seinen für Henriette so tragischen Auffassungen.

Die wahren Patrioten können sich dem Gedanken, daß der elende Friede Deutschlands Geschicke definitiv festgestellt habe, nicht anbequemen. Sie bereiten sich im Geheimen auf den neuen Krieg vor, üben sich in den Waffen, verschaffen sich Monturen und Munition, und einer der Eifrigsten unter diesen ist der junge Doctor Ernst König. Spione setzen die französische Regierung davon in Kenntniß, und es wird von dieser die Aufhebung des Doctors angeordnet. Daß dieselbe dem Völkerrechte ins Gesicht schlägt, kümmert den übermüthigen Imperator nicht. Durch einen Zufall erhält Henriette Kenntniß davon. Durch Nacht und Nebel eilt das tapfere und treue Mädchen vom Pfarrhofe nach der Stadt und theilt dem Freunde, der nach ihrem sehr ernsten Pflichtgefühl ihr Bräutigam nicht sein kann, mit, was gegen ihn im Werke ist. Die Schilderung dieser nächtlichen Wanderung Henriettens gehört zu den sehr schönen Seiten des Romans. Jetzt erst — es ist allerdings etwas spät — fangen wir an, ein wahrhaftes Interesse an Henriette zu nehmen; denn jetzt sehen wir sie zum erstenmale handeln. Wir sehen, daß ein starkes Gefühl sie bewegt und sie zu kühner That entflammt. Der Doctor flüchtet sich und entkommt den französischen Häschern. Nun hat auch Henriette den Muth, ihrem Vater zu erklären, daß sie Dessalle, der inzwischen zum Major befördert ist, nicht angehören kann. Sie läßt ihm seinen Ring zurückschicken und erbittet sich den ihrigen.

Es vollziehen sich nun die großen Ereignisse. Während der wahnsinnige Ehrgeiz Napoleon in das Verderben jagt und ihm zunächst den Zug nach Rußland einbläst, findet sich allmählich das deutsche Volk wieder zurecht. Freytag hat da eine Seite über Napoleon eingefügt, welche in ihrer erschöpfenden Knappheit und großartigen Auffassung zu den bedeutendsten Charakterisirungen Napoleons gezählt werden darf. Er schreibt:

Daß er schlecht war und ein Bösewicht im Purpur, das wußten Millionen, aber während auch seine Gegner in ihm noch den starken überlegenen Geist bewunderten, war er in der That bereits ein berückter Träumer, den Wahngebilde das Hirn betäubten. Einst hatten ihn phantastische Ideen seiner Jugend zu den Sanddünen der Pyramiden geführt, die grünen Fluren am Nil sollten damals eine Station werden für seinen Alexanderzug nach Osten, weit über Syrien hinaus ins unermeßliche Blaue. Seitdem hatte er unter schwachen Dynastien und verrotteten Staatswesen aufgeräumt, und bei dieser Arbeit eines Todtengräbers Alles eingebüßt, was die Seele des Mannes festigt gegen unsinnige Einfälle. Die Menschen und Völker waren ihm geworden wie Brettsteine, die er hin- und hersetzte. Achtung vor menschlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren, und verloren war ihm zugleich die Fähigkeit, sich selbst zu beschränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigne und fremde Kraft verständig zu berechnen. Und in dem verwüsteten Geist erhob sich aufs Neue der Unsinn aus seiner Lieutenantszeit; den Blick nach Osten gewandt träumte er wieder sich und sein Heer über Steppen und Ströme hinaus tausende von Meilen bis an die Fluthen des Ganges und darüber ins unermeßliche Leere. Mancher aus seiner Umgebung erschrak, wenn er einmal wie ein Trunkener von seinen Plänen sprach, Keiner wußte, wie sehr der Wurm in ihm bereits das Mark des Lebens zerfressen hatte. Die Klugen wußten es nicht, aber der einfältige Sinn des Volkes ahnte, daß unsichtbare Gewalten gegen ihn geschäftig waren.

Im elendesten Zustande kehrt die große Armee aus Rußland zurück, und in dem Städtchen, in dem Dr. König noch immer prakticirt, erheischt ein höherer französischer Offizier die ärztliche

Digitized by Google

Hülfe. Es ist Dessalle. Der Doctor pflegt seinen Erzfeind mit rührender Gewissenhaftigkeit; denn als solchen, als den Bräutigam des geliebten Mädchens, betrachtet er Dessalle noch immer, und auch Dessalle hält an dieser Auffassung fest. Freytag muthet uns da etwas viel zu. Seit dem Augenblicke, in dem sich diese eigenthümliche Verlobung unter den bewußten Zwangsverhältnissen vollzogen hat, sind sieben Jahre ins Land gegangen; die Beiden haben sich nicht wiedergesehen; gleichwohl scheinen Alle es ganz in der Ordnung zu finden, daß das Mädchen sich als für immer an den Mann gefesselt betrachtet, den sie einmal gesehen, den sie nie geliebt hat. Und auch Dessalle hat durch diese sieben langen Jahre, während deren er von der spanischen Sonne verbrannt und im russischen Schnee fast erfroren ist, dem deutschen Mädchen, das er einmal gesehen, die Treue gehalten. Wir fragen uns allerdings: „Was war der Grund ihrer Angst und was schloß ihr den Mund? War es zu hochgespanntes Pflichtgefühl gegenüber einer nichtigen Verlobung oder war es geheime Sorge, daß der Doctor mit dem Fremden in tödtlichen Streit gerathen könnte?“ Wir fragen uns das, was der Dichter fragt, und wir finden keine Antwort darauf; aber wir sehen, daß Henriette wegen der unglücklichen Geschichte todkrank wird und in wilde Verzweiflung geräth. Dessalle begibt sich zur Nachkur auf den Pfarrhof, wo er freundlichste Aufnahme findet; aber die Liebe des Mädchens gewinnt er nicht. Wohl aber lernt er nun Henriettens edeln Charakter mehr und mehr schätzen, und er denkt nun weniger denn je daran, zu entsagen. Er hofft, daß es ihm doch gelingen werde, die Braut, die er sich erzwungen, allmählich sanft und ohne Gewaltmittel zu sich herüberzuführen. Einstweilen aber wird er durch sein Vaterland abgerufen, um in dem wieder begonnenen Kriege noch einmal gegen Deutschland den Degen zu ziehen.

Nun ist die Erhebung Deutschlands aus seiner Erniedrigung eine allgemeine geworden, und auch der Doctor tritt als Freiwilliger in die Armee ein. Der Zufall fügt es, daß er mit den Waffen in der Hand seinem Feinde Dessalle gegenübertritt und ihn überwältigt. Dessalle wird schwer verwundet gefangen genommen und auf Parole entlassen. Als sich die Beiden gegenüber gestanden haben, ein Jeder mit der Absicht den Andern zu tödten, — da ist ein unbeschreibliches Gefühl über sie gekommen, das sie sich nicht zu erklären wissen. Dessalle aber gibt das Mädchen frei und findet, wie wir später erfahren, auf dem Schlachtfelde von Waterloo seinen Tod.

Nachdem der Doctor in die Heimatstadt zurückgekehrt ist, erhält er Henriette, um die er neun Jahre in Treuen geworben hat, zur Frau. Die Ehe ist glücklich, ruhig und heiter. Es entsprießen derselben zwei Kinder, Victor und Katharina. Die beiden Kinder gedeihen geistig und körperlich. Victor macht seine Studien und der Zufall fügt es so — ist es ein Zufall? — daß der flotte Student bei dem Corps der Vandalen einspringt. Und so schließt sich denn gewissermaßen der Ring: der Nachkomme Ingos des Vandalen ist wieder Vandale. Er macht seinen Doctorexamen und schreibt ein ästhetisches Buch, das Talent verräth. Eine Schauspielerin, die er als kleines Kind in seiner Heimat gesehen hat und die er nun als berühmte Künstlerin in der Hauptstadt wiederfindet, bringt in sein ruhiges Leben eine anmuthige Bewegung, die aber keine Erschütterung wird. Die Künstlerin, die sich in ihn und in die er sich verliebt hatte, ohne daß dabei gerade an die gesetzliche Regulirung eines solchen Verhältnisses gedacht worden wäre, verläßt die Stadt. Victor lenkt in die Bahn der gesetzlichen ehrenhaften Ehe ein und heirathet ein junges Mädchen aus der Kreisstadt, eine Freundin seiner Schwester. Diese, Katharine, vermählt sich an demselben Tage mit dem Schriftsteller von Henner — wir sind den Henners schon in den früheren Bänden der „Ahnen“ begegnet — der zunächst Victors erbitterter Gegner auf der Universität gewesen war, mit dem er sich aber später in Freundschaft zu gemeinsamer Arbeit für das öffentliche Wohl verbindet und mit dem er eine neue freisinnige Zeitschrift ins Leben ruft, — etwa die „Grenzboten“. Denn nun hat die Märzrevolution die Censur beseitigt, und die freigewordene Presse darf ihr Werk beginnen.

So schließt dieser Roman freundlich und harmonisch, wenn auch nicht so rauschend und gewaltig, wie es die Introduction erwarten ließ. Betrachtet man als diese „Ingo und Ingraban“, so wird man das Finale „Aus einer kleinen Stadt“ gar zu bescheiden in den Motiven und gar zu discret in der Instrumentation finden müssen. Der Zusammenhang dieser letzten Sprossen des Vandalenhäuptlings mit den Vorfahren wird auf derselben Veste Koburg klargelegt, auf der sich die großen Ereignisse in der frühesten Geschichte dieses Geschlechts vollzogen hatten. Da wird aus einer Erbschaft dem altgewordenen Dr. Ernst König eine Bibel überbracht, ein durch lange Jahre abhanden gekommenes Familienstück, das weiland Dr. Martinus Luther mit eigenhändiger Widmung dem Sohn des Marcus König verehrt hatte; und da sind auch auf den ersten Blättern die Mitglieder der alten Familie König verzeichnet, und da stellt sich endlich heraus, daß Dessalle des Dr. Ernst Königs leiblicher Vetter gewesen ist.

Der beiden gelungensten Figuren habe ich bei dieser natürlich sehr ungenügenden Nacherzählung nur flüchtig, eigentlich gar nicht gedenken können. Es sind dies der Steuereinnehmer Köhler, der später zum Geheimrath im Ministerium befördert wird, und Minchen von Buskow, die Schwester jenes Hauptmanns, der den Rehbraten nicht mitessen sollte. Auf diese beiden Figuren, namentlich auf die des klugen und jovialen Einnehmers, hat der Dichter die volle Schale seines glücklichsten Humors ausgeschüttet. Jedes Wort, das dieser prächtige Einnehmer sagt, übt eine freundlich erheiternde Wirkung. Und wie ist sein Verhältniß zu Minchen geschildert, zu der kleinen behenden und rührigen Person, die er so gern an seiner Verehrung für Jean Paul theilnehmen lassen möchte, die aber den Lieblingsdichter nicht versteht und lieber Robinson Crusoe liest! Hat sie Poesie? Hat sie keine Poesie? — der Einnehmer fragt es sich beständig und kann sich diese Frage nicht beantworten, bis er endlich durch einige recht mittelmäßige Verse, die Minchen dichtet, um ihn zu versöhnen, zu der Entscheidung kommt: sie hat doch Poesie, und sie nun als Gattin heimführt. Man sieht es der Gestalt des Steuereinnehmers an, wie der Dichter an ihr seine besondere Freude gehabt hat. Er hat sie ganz besonders fein herausgearbeitet, und es ist ihm in der That ein kleines Meisterstück gelungen.

Und dieses Minchen, das Prachtstück der kleinen Verhältnisse! Man braucht sie nur ein einziges Mal zu sehen, und man vergißt sie nie wieder. Freytag hat da in wenigen Zeilen ein philiströses Genrebildchen geschaffen, das in seiner Art ganz einzig genannt werden kann. Der Hauptmann ist krank, der Doctor besucht ihn. Er hört auf der Treppe Musik und was sieht er! — „Der Hauptmann saß im Bett und spielte leise auf einer alten Geige, Minchen aber stand daneben vor ihrem Notenheft und blies die Flöte. Da der Doctor vor Jahren sich auf demselben Instrument geübt hatte, so verstand er, daß sie mit Fertigkeit und gutem Ansatz zu blasen wußte.“ — Ja, Minchen muß die Flöte blasen, und noch dazu mit gutem Ansatze! Diese trockne Komik, vorgetragen mit einem Gesichte, das keine Miene verzieht, — sie ist ganz Gustav Freytag zu eigen. Wie köstlich ist es, wenn er einen Spießbürger, der sich während der allgemeinen Volksbewaffnung mit einer unsinnig schweren Pike ausrüstet, uns gegenüberstellt, wie dieser die unhandliche Waffe auf den Boden stemmt, bewundernd zu dem Eisen der Spitze aufsieht und zu Herrn Köhler sagt: „Es ist die beste Waffe der Welt, aber sie verlangt einen ruhigen Feind!“

Wie man sieht ist auch in diesem neuen Roman des Guten die Hülle und Fülle, wenn man auch mit Recht manche Einwendung gegen das Einzelne und vielleicht sogar gegen Hauptsächliches machen darf. Ich habe ja meine Bedenken darüber schon geäußert: ob diese beiden König, Vater und Sohn, uns als ausreichend qualificirte Nachkommen der „Ahnen“ erscheinen können, ob sie durch ihre ehrliche, aber nicht sehr aufregende Thätigkeit im Stande sind, unsre Theilnahme in genügendem Grade zu gewinnen.

Die Freytag'schen Gestalten sind, wenn ich so sagen darf,

Digitized by Google

stilisirte Figuren. Sie haben eine eigene Art zu denken, eine eigene Art zu sprechen, und zwar ist diese eigene Art in gewissem Grade ihnen allen gemeinsam: dem Doctor, Henrietten, dem Sohne Victor, Minchen, ja, sogar dem Einnehmer Köhler. Es sind alle echt Freytag'sche Schöpfungen. Bei wahrer Vornehmheit der Gesinnung, bei edlem Handeln haben sie etwas Gewollt-Steifes und Zurückhaltendes, das selbst dem freundlichen Leser die Annäherung an sie erschwert. Wie man von Buffon erzählt, daß er mit gekräuseltem Jabot und dem Galanteriedegen an der Hüfte geschrieben habe, so kann man sich Gustav Freytag in seinem Arbeitszimmer auch nicht anders vorstellen denn im Feiertagskleide, mit tadellosem, zugeknöpftem Gesellschaftsrock und gesteiftem Stehkragen. Es ist, als ob er mit seiner Muse nicht in vertrautem Verkehr lebe, als ob aller Verdruß, aller Aerger aus dem Verkehr mit ihr verbannt sei, als ob er sich auch nie zu einer wilden Leidenschaftlichkeit hinreißen lasse. Er beobachtet sich, meistert sich und dämpft eine jede Wallung, welche unziemlich enden könnte. Für den edeln Mann ist die Schriftstellerei gewissermaßen ein Tempel, den er mit Ehrfurcht betritt und in dem er in stets weihevoller Stimmung gläubig und zuversichtlich seine Andacht verrichtet. Deshalb sprechen seine Figuren auch alle eine ganz besondere sehr gewählte Sprache. Sie haben eine solche Angst davor, in das Gemeine zu verfallen, daß sie sogar das Gewöhnliche meiden und auch da, wo eben der gewöhnliche Ausdruck menschlich richtig und am guten Platze wäre, lieber nach einer vornehmen Umschreibung greifen. Sie wählen nicht das Einfachste und Natürlichste, nach dem sie nur die Hand auszustrecken brauchen; sie strengen sich an und greifen weiter, und wenn sie das Gesuchte finden, so macht es ihnen offenbar Freude. „Wollen Sie vor dem Essen noch eine Tasse Kaffee trinken?" heißt bei Freytag: „Lassen Sie sich als Reisender noch eine Schale gefallen; unterdessen gewinnt die Küche Zeit, ihre Pflicht zu thun," und der Kaffee selbst heißt später der „geschätzte Trank". Als der Doctor nicht mehr Kaffee trinken will, heißt es: „Die Erklärung, daß er an der Grenze des Möglichen angelangt sei, wurde von ihr geachtet." Eine Katzenmusik von Straßenjungen wird bezeichnet: als ein „unerfreuliches Ständchen behender Musiker". Für das Ungeziefer der Russen wird der Ausdruck gebraucht: „Die Moskowiter tragen Unzähliges an sich, was kriecht und springt." Jemandem eine Grobheit sagen heißt: „Nachdrückliche Worte Jemandem widmen." Die energische Beschließung einer studentischen Contrahage mit dem bewußten „dummen Jungen" wird bezeichnet: als die „bedeutsamen Worte, welche dem Betroffenen das Gegentheil von männlicher Klugheit zur Last legen", und eine Mensur heißt: „ein Geschäft, bei welchem für die Betheiligten der Hingang auf eigenen Beinen sicherer ist als die Heimkehr". Eine Brezel wird ein „Werk des Kuchenbäckers" genannt, Schinken und Wurst heißen: „wohlthätige Werke der Küche und Wirthschaft" oder auch: „Gewöhnliches und Vergnügliches aus dem Rauchfang".

Das sind eben besondere Liebhabereien des Dichters, die mir bei jedem seiner neuen Werke auffallen und die ich aus kritischer Gewissenspflicht vermerke, selbstverständlich ohne das geringste Bestreben, den Dichter zu corrigiren.

Und so ist denn dieses Werk, an dem einer unsrer größten und edelsten deutschen Dichter fast ein Jahrzehnt gearbeitet hat, seinem Ende zugeführt. Alle Sprossen der großen Familie, von dem ungeschlachten Vandalen Ingo bis auf den hochcivilisirten Redacteur einer liberalen Wochenschrift haben die Hauptsache gemeinsam: ein redliches Pflichtgefühl, Mannesmuth, Treue, Haß gegen Unterdrücker, keusche Verehrung gegen Frauen, mit einem Worte: echte, vornehme Art. Das Geschlecht ist nicht entartet. Man darf dem Dichter auf alle Fälle Glück wünschen, ein Werk auf dieser breiten Grundlage, das einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden umfaßt, vollendet zu haben, — doppelt Glück wünschen, wenn die Helden, die er uns in den „Ahnen" vorgeführt hat, seinem eigenen Geschlecht angehören.

Paul Lindau.

Luxus im Kunstgewerbe.

Von F. Luthmer.

Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß unter den idealen Interessen unserer Tage das Kunstgewerbe wohl die kleinste Gemeinde hat. Interesse an den bildenden und vor Allem an den darstellenden Künsten, Musik und Theater, ist in der sogenannten höheren Bildung unerläßlich. Warum aber, und wie unser Alltagsleben, die tägliche Erscheinung unseres Hauses, unserer Tafel von der Kunst geadelt werden kann: für diese Frage dürfen wir leider erst bei einer kleinen Minderheit der Gebildeten Interesse und Verständniß voraussetzen. Und es sollte mich durchaus nicht wundern, wenn gerade aus dieser Minderheit, die das Kunstgewerbe kennt und über dasselbe zu denken gewohnt ist, der Titel dieses Aufsatzes Befremden erregte, und die Frage hervorriefe: Ist nicht Luxus und Kunstgewerbe dasselbe? Beginnt nicht die Kunst erst da das Gewerbe zu veredeln, wo das Bedürfniß befriedigt ist und der Ueberfluß anfängt. Steigt Ihr wohl je mit Euren Lehren und Anweisungen hinunter in jene Kreise, in denen nur erst vom Nothwendigen die Rede ist?

Man kann täglich die Erfahrung machen, daß diese Meinung die verbreitetste, in den betreffenden Kreisen ganz allgemeine ist.

So lange der Kunsthandwerker im Stande heiliger Unschuld sein Geschäft so betrieb, wie sein Vater es betrieben, und von keiner Seite als höchstens von der finanziellen eine unbequeme Kritik zu befürchten hatte, befand er sich bei seinem Schlendrian ganz wohl. Nur war die Art, wie der Vater es getrieben hatte, schon nicht die richtige gewesen — vielmehr befand sich das Kunsthandwerk schon seit mehreren Generationen auf dem abschüssigen Boden langsamer Verschlechterung. Erst als die Posaunentöne des Gerichts in Gestalt der verschiedenen Weltausstellungen ihn unliebsam aus dem Schlafe rüttelten, als die Nationalökonomen kamen und die Abnahme des Nationalwohlstandes nachrechneten, welche die Verschlechterung des Geschmackes mit sich führe, als wieder Künstler sich fanden, welche die Entwürfe zu den Arbeiten des Handwerkers machten: da wurde die Sache ungemüthlich. Das Alte, das leider nicht nur schlecht und billig, sondern recht oft schlecht und theuer gewesen, wurde jetzt, unter dem scharfen Auge der Kritik, die wie früher auf Bilder und Statuen, jetzt auch auf Oefen, Lampen und Bucheinbände ihre Wachsamkeit richtete, im besten Falle gut und theuer, theurer als früher. Und mit der Vertheuerung wurde der Abnehmerkreis kleiner, und was früher, in schlechter Form, für Viele erreichbar war, wird jetzt in veredelter Form, ein Luxusartikel für Wenige.

Also doch Luxus? Es wird Zeit, daß wir uns den Begriff, mit welchem wir uns beschäftigen, etwas näher ansehen und eine Definition davon versuchen. Was ist Luxus? Die Antwort hierauf ist genau so schwer wie auf die Fragen: Was ist Schönheit? was ist Geschmack? Die Antwort wird lauten müssen: Für jeden etwas Anderes. Denn Luxus ist ein subjectives Wort: es bezeichnet keine Thatsache, kein Ding, sondern ein Urtheil. Sein Gegensatz ist Bedürfniß. Es kann aber sehr gut für den Einen noch Bedürfniß heißen, was für den Andern schon als Luxus gilt; ja, derselbe Mensch, dieselbe Familie wird, in dem Maße wie ihre Verhältnisse sich bessern, in der Ernährung und Wohnungsausstattung, in Reisen und Vergnügungen etwas als Bedürfniß empfinden lernen, was ihr früher als Luxus galt. Und nicht einmal die Geldfrage ist hier immer die entscheidende: Der Mann der Wissenschaft wird es als ein Anstandsbedürfniß empfinden, die zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten nöthigen Werke zu eigen zu besitzen, während der, zehnfach mit Glücksgütern gesegnete Geldmann in Bezug auf Bücher meist der guten deutschen Institution der Leihbibliotheken huldigt und es als Luxus betrachten würde, sich seinen Freytag, Ebers, Heyse, Spielhagen anzuschaffen.

Um über den Begriff des Luxus einen allgemeineren Gesichtspunkt zu gewinnen, müssen wir uns schon einen Blick in

Digitized by Google

die Vergangenheit gestatten, um zu sehen, unter welchen Culturbedingungen der Luxus uns da entgegentritt.

Wir erfahren von ihm meist dann, wenn er eine der Allgemeinheit erträgliche Grenze überschritten hat und die zur Herrschaft oder Sittenaufsicht bestellten Organe sich veranlaßt sehen, mit Verboten unter obligater Strafandrohung gegen ihn einzuschreiten. Derartige Verbote, sogen. Luxusgesetze, finden wir nun in den Gesetzsammlungen aller Zeiten und Völker.

Man fürchte nicht von mir eine Aufzählung all dieser verschiedenen Verbote von der Lex Oppia der republikanischen Römer aus dem Jahre 215 v. Chr., welche den einer edlen Römerin erlaubten Goldschmuck auf ½ Unze festsetzte, bis zu den Erlassen vom Jahre 1750, welche den hübschen Münchener Mädchen die Riegelhaube und den goldgestickten Brustlatz verbieten wollten. Meist bezogen sie sich auf den Luxus in Kleidern, Spitzen, Hüten, Handschuhen, oft auch auf die Verwendung von Gold- und Silberschmuck und edlen Gesteinen. Nicht selten aber dringt auch das Auge der Polizei in die Einrichtung des Hauses, verbietet gewisse Gewebe, Täfelungen, vergoldete Decken, gemalte Fenster, üppige Gelage. Erfolg haben diese Luxusverbote nie gehabt, denn wir finden sie immer paarweise auftretend; bald nach ihrem ersten Erlaß werden sie wiederholt und die Strafandrohungen verschärft. Vermuthlich sind sie auch nach der Verschärfung nicht befolgt worden. Riegelhäubchen und Brustlatze haben die bayrischen Mädchen noch in unserer Generation getragen. Aber diese Gesetze konnten auch keinen Erfolg haben, sie kämpfen gegen etwas, das wie eine Naturerscheinung nicht hintanzuhalten ist. Denn das ist das Gemeinsame, was wir aus all diesen Erscheinungen ableiten können: der Luxus und die Versuche zu seiner Bekämpfung treten immer da auf, wo das allgemeine Wohlbefinden, die gesammte Cultur eines Volkes einen entschiedenen Schritt vorwärts thut. Die treibenden Elemente im Volke wollen dieser lebhaften Empfindung des Fortschrittes, der erhöhten Lebenskraft und Lebenslust auch einen äußeren Ausdruck geben. Die zurückhaltenden Elemente, deren eine Volksgemeinschaft so wenig entbehrt und entbehren kann, wie die Uhr der Kette, bezeichnen diesen Ausdruck der erhöhten Lebensthätigkeit als Verschwendung, als Luxus, beweisen seine Gemeingefährlichkeit und rufen, wenn sie die Macht dazu haben, die Polizei dagegen auf.

Letztere aber, wie schon gesagt, erweist sich meist als machtlos gegen einen Trieb, der in gesunder, natürlicher Weise aus dem Volke hervorwächst. Es ist ein gährender Most, der die Dauben des Fasses sprengt, mag man noch so viel Luxusgesetze als Schutzreifen darum treiben. Oder, um mich eines andern Bildes zu bedienen: der Luxus zeigt sich uns wohl als ein Krankheitssymptom des Kunstgewerbes, aber einer Krankheit, wie ihr nur ganz kräftige Organismen ausgesetzt sind: einer Art Vollblütigkeit, die zu übertriebenen Kraftäußerungen verleitet.

Diese Thatsache werden wir fest im Auge zu behalten haben, wenn wir zu dem übergehen wollen, was diese Betrachtung für uns interessant und vielleicht nutzbar macht: unser modernes Kunstgewerbe und das Auftreten des Luxus in demselben.

Ist unser Kunstgewerbe ein so robuster Bursche, der mit seiner Kraft nicht weiß wohin, der alle Fesseln sprengen möchte, um seinem Schaffensdrange Spielraum zu gewinnen? Keiner, der das Kunstgewerbe kennt und es gut mit ihm meint, wird diese Frage anders als mit einem lauten und deutlichen Nein beantworten können! Ach nein — gesund ist unser Kunstgewerbe noch nicht! Es hat traurige Zeiten durchmachen müssen, die seinen innersten Lebenskern getroffen haben, und als es sich kaum davon zu erholen begann, da kam eine Zeit der Dürftigkeit und des Darbens, welche die Genesung auf unbestimmte Zeit verzögert hat. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts meine, welche die stolze Blüthe deutscher Renaissance im Kunstgewerbe geknickt haben. Und jene dürren Jahre, das waren die nach den französischen Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts. Sie waren es, in denen sich Deutschland für die Wahrung idealer Güter materiell so zu Grunde gerichtet hatte, daß Dürftigkeit und Nüchternheit Jahrzehnte lang alle Schöpfungen des Staates wie der Privaten beherrschte. Kein Wunder, daß unser Handwerkerstand dieser Misère nicht Widerstand leisten konnte. Hat er doch seinen Namen von der Handübung, die sich wohl von Vater auf Sohn vererbt, dafür aber auch, einmal verloren, in Generationen nicht wiedergewonnen wird. So kamen die Niederlagen der deutschen Kunstindustrie, so oft die Nationen im Wettkampf der Weltausstellungen ihre Kräfte maßen — so kam endlich die Erkenntniß, und damit in den betheiligten Kreisen die energischen Versuche der Besserung.

Aber wer waren diese Kreise? Ein paar Großindustrielle, denen die Ehre des deutschen Namens am Herzen lag; ein paar Künstler, die sich überlegten, daß es doch wohl nicht so entehrend sein müßte, da mit anzugreifen, wo ein Holbein Hand angelegt hatte — endlich auch ein paar Beamte. Die Regierung, welche eingesehen haben mochte, daß es auch auf diesem Gebiete von gefährlichen Consequenzen sein könnte, wenn man Alles der Selbsthülfe des Bürgers überließe, beauftragte einige ihrer Organe, sich in die Frage des Kunstgewerbes „einzuarbeiten".

Ist das nun das Volk?! Können wir, wenn die Interessen sich inzwischen auch etwas verbreitet haben, deshalb behaupten: die kunstgewerbliche Bewegung in Deutschland sei volksthümlich?

Leider nicht! wir müssen festhalten, daß nur von der verstandesmäßigen Erkenntniß unserer Inferiorität die gegenwärtige kunstgewerbliche Strömung ihren Ausgang nahm. Daß sie nicht aus dem Herzen des Volkes erwachsen ist, zeigt uns ein Blick auf die sehr bescheidene lokale Ausdehnung, welche sie bis jetzt besitzt. Wohl sind in den größern Städten im Nord und Süden, Ost und Westen unseres Vaterlandes Anfänge zu Schulen und Museen gemacht worden. Aber forschen wir einmal ehrlich, wie groß in Folge dieser Belehrungsmittel die Zahl der Personen ist, welche, die allernächst betheiligten Kreise ausgenommen, in ihren Einrichtungen, ihren Ankäufen ein selbstständiges kunstgewerbliches Urtheil haben. Und nun gehe man aus diesen wenigen geistigen Centren in die Provinz; man prüfe die Möbel, die Service im ersten besten Gasthof einer Landstadt, im Hause des Pfarrers und des Arztes, also der Gebildeten des Ortes — man wird erschrecken darüber, wie wenig tief die Grundsätze des Geschmacks, die seit Jahrzehnten übereinstimmend überall gepredigt werden, in Fleisch und Blut unseres Volkes übergegangen sind!

Diese Thatsache nun, daß die Ausbildung des Geschmacks bei uns noch nicht nationale Herzenssache geworden ist, wofür ich auch noch die Vernachlässigung des Zeichenunterrichtes in unseren Schulen als trauriges Symptom anführen könnte, hat eine Reihe charakteristischer Erscheinungen im Gefolge.

Zunächst dürfen wir die oft ausgesprochene und ebenso oft beklagte Thatsache als eine der Consequenzen hiervon bezeichnen, daß es unserer Zeit an einem ausgesprochenen Stil in den technischen Künsten fehlt. Den Stil einer Zeit nennen wir die Summe und den künstlerischen Ausdruck gewisser von der Allgemeinheit angenommener Geschmacksgesetze. So lange das Volk als solches die Frage des Geschmackes also noch nicht in die Reihe seiner Herzensinteressen aufgenommen hat, kann von einer einheitlichen, allseitig befriedigenden Antwort nicht die Rede sein.

Diesem Mangel eines Stils des 19. Jahrhunderts gegenüber hat man sich heute im Allgemeinen mit dem Auswege geholfen, die ausgesprochenen Stile der Vergangenheit zu copiren, so gut es geht, womit sich natürlich ein weiter Tummelplatz für den individuellen Geschmack eröffnet. Die Buntscheckigkeit unserer modernen Stadtphysiognomien verdanken wir diesem Auswählen, dieser eklektischen Richtung, die nicht weniger den Weg ins Innere unserer Wohnungen gefunden hat. Die Gelehrsamkeit und das Entgegenkommen unserer Tapezierer hat es dahin gebracht, daß wir uns jedes Zimmer in dem Geschmack einer andern Geschichtsepoche einrichten können. In Paris wenigstens würde kein Tapezierer auf der Höhe zu stehen meinen, wenn er dem Kunden nicht fertige Zimmer von Louis XI., durch François I.

Digitized by Google

und sämmtliche Henris und Louis hindurch bis zum Empire in seinem Etablissement vorführen kann.

Ist es nun so leicht, im Stile einer vergangenen Zeit zu arbeiten, zu componiren? Für das Bedürfniß der großen Menge und Dank unserer fleißigen Literatur — o ja! Aber — es ist doch ein Aber dabei. Was uns erhalten ist aus dem späten Mittelalter, aus der Zeit der Holbein, Raffael, Michelangelo, aus der Zeit der Henri II. und Louis XIV., das sind verhältnißmäßig viele, immer aber doch nur solche Reste, die von vorn herein auf eine große Dauer berechnet, mit Solidität und Reichthum ausgeführt waren. Es sind eben Gemächer in Fürstenschlössern, Rathhäusern, reichen Klöstern. Unzweifelhaft zeigt sich an ihnen der jeweilige Stil in höchster Entfaltung, also auch im höchsten Grade lehrreich. Aber eben in dieser Prachtentfaltung liegt für uns, die wir meist nicht so sehr lernen als nachahmen wollen, die größte Gefahr. Wir erliegen der Versuchung, die Schönheit und Pracht des Originals an Stellen zu wiederholen, wo es gar nicht hingehört und damit im höheren ästhetischen Sinne eine Geschmacklosigkeit zu begehen. Oder wäre es, um nur ein Beispiel anzuführen, keine Geschmacklosigkeit, wenn der zur Ruhe gesetzte Pariser Epicier in seinem Landhause zu Meudon in eben solchem Himmelbett schlafen muß, wie das, an welchem Louis XV. die Großen seines Hofes zum Lever versammelte?

Also hier haben wir den Luxus im heutigen Kunstgewerbe an der falschen Stelle. Wenn wir einmal nachahmen wollen — und ich glaube allerdings, daß diese Art Nachahmung kein übler Weg zur Verbesserung unseres kunstgewerblichen Vermögens ist — so suchen wir uns doch für unsere Aufgaben die entsprechenden Vorbilder! Nehmen wir nicht das Fürstenschloß, sondern das Bürgerhaus der Renaissance zum Vorbild für unser Bürgerhaus. Man wende mir nicht ein, daß uns die Beispiele fehlen! Wir suchen sie nur nicht auf, weil jene glänzenden Reste unsere ganze Aufmerksamkeit absorbiren. Wer sich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, von den großen Touristenzielen abseits gelegene Jagdgebiete zu betreten, dem kann ich aus Erfahrung sagen, daß er beispielsweise in den deutschen, tiroler und welschen Alpen, sowie in wenig besuchten Schweizerthälern eine Fülle bescheiden reizender Motive findet in alten Posthaltereien, Bergschlössern armer Edelleute, Pfarrhöfen und Sakristeien. Freilich darf man hier keine reichgeschnitzten Plafonds, keine zimmerhohen Marmorkamine, keine gemalten Fenster suchen: aber Wandtäfelungen und Holzdecken von Arvenholz, solide und reizend mit den billigsten Mitteln hergestellt, oft ein hübschgebildeter Erker mit Butzenscheiben, eine schlichte Holzthüre mit blankverzinntem Eisenbeschlag — sie können uns bessere Vorbilder solider bürgerlicher Behaglichkeit abgeben als unsere beliebten Nachahmungen der Rathszimmer im Dogenpalast.

Einen unleugbaren Antheil an der Schuld, daß wir hier in eine schiefe Richtung gerathen sind, tragen die Gewerbe-Ausstellungen der letzten Jahre. Es ist zur Sitte geworden, im Ausstellungsraum kleine Kabinete, sogen. Kojen, in einem bestimmten Stile ausgestattet, zur Ausstellung zu bringen. Hier handelt es sich darum, die Kunst des Erfinders, die handwerkliche Tüchtigkeit der ausführenden Gewerbe zu zeigen; was Wunder, daß sich da Jeder sein Ziel so hoch wie möglich steckt. So hat sich von Wien und München an durch Hannover, Berlin, Leipzig und Düsseldorf, selbst bis Offenbach und Mannheim hinab der Luxus der Kojenausstattung bis zu einem Grade gesteigert, der für manche Geschäfte, falls die Einrichtung nicht zur Verlosung angekauft wurde, hart an die Grenze des Ruins streifte.

Allerdings haben diejenigen, welche dem Ausstellungsfieber, dieser modernsten Epidemie, so bedeutende Opfer bringen, den Vorgang der Künstler auf ihrer Seite, die beispielsweise in Düsseldorf und Brüssel mit einem reichen Bestand alter Originalmöbel Gemächer aus den verschiedenen Stilperioden zusammengestellt hatten: gewiß ein sehr schönes und lehrreiches Unternehmen, wenn es nur nicht von der großen Mehrzahl der Beschauer so leicht falsch aufgefaßt würde. Die irrige Ansicht, daß ein Zimmer im flämischen Stil des 17., im französischen des 18. Jahrhunderts nun gerade so und nicht anders aussehen müsse, ist zu Brüssel damit in unzählige urtheilslose Köpfe gepflanzt worden, während in nächster Nähe, in Antwerpen, in dem Hause der alten Verlegerfamilie Plantin-Moretus, eine Reihe solcher altflandrischen Zimmer in ihrer ganzen imponirenden Einfachheit erhalten sind, wie dies Jul. Lessing erst kürzlich in einem sehr beherzigenswerthen Feuilleton der Frankfurter Zeitung des Weiteren ausgeführt hat.

Man könnte mir nun einwenden: „Wenn die Anordner unserer Ausstellungen nun einmal so übertrieben handeln, so laßt sie dies doch auf ihre Gefahr und Kosten thun. Jeder Beschauer wird wissen, daß dies doch nur für Ausstellungszwecke so gearbeitet, so zusammengestellt ist," — aber darin liegt ja eben die Gefahr, daß das nicht der Fall ist. Das ist es ja, warum die Gewerbeausstellungen im Verhältniß so wenig auf den Geschmack des Publicums einwirken. Es können nämlich zwei Fälle eintreten: der Durchschnittsbesucher wird an diesen schönen Dingen vorbeigehen, die Achseln zucken und sagen: Ja, wer sich die Herrlichkeiten anschaffen könnte! Wie oft habe ich nicht die ganz zutreffende Bemerkung gehört: Um in einem solchen Zimmer wohnen zu können, müßte man aber ein Maskenkostüm von Sammet und Seide tragen. Die meisten Beschauer werden also ohne jede persönliche Beziehung zu dem Ausstellungsstück bleiben, der Gedanke, sich auch so einzurichten, wird ihnen nicht kommen. Der zweite, seltenere Fall ist der, daß die Lust des Besitzes wirklich erwacht, daß mit verhältnißmäßig großen Opfern eine ähnliche Einrichtung erstanden und damit in das Haus des Bürgers thatsächlich ein Luxus eingeführt wird, wie er aus innern Gründen nicht motivirt werden kann. Es kommt dann so, wie ich oben charakterisirt habe: das Höchste an kunstgewerblicher Leistung, was sich Könige und Fürsten in vergangener Zeit gestattet haben, ist für den heutigen Bürger gerade eben gut genug.

Man wende mir nicht ein, daß solche Beispiele zu vereinzelt wären, um allgemeinschädlich zu wirken. Ich meine, daß durch unsere ganze Zeit solch ein Zug hohler Vornehmheit geht, der sich in tausend kleinen Aeußerungen bemerkbar macht. Ich will nur einen nennen: die Verachtung gewisser Materialien zu Gunsten anderer, die unsere Anschauung ohne weiteres als „anständigere" bezeichnet. Ich will nicht einmal vom Porzellan im Gegensatz zum Töpfergeschirr sprechen. Das glasharte Porzellan mag für eine sehr „eigene" Hausfrau immerhin den Reiz größerer Sauberkeit haben, als die weißglasirte oder gar die bunte Töpferwaare. Künstlerisch werthvoller ist unbedingt die letztere mit ihren lebhaften, kräftigen Farben, mit der Möglichkeit, ihr alle künstlerischen Formen zu geben, die im Brennen nicht, wie beim Porzellan, zusammenfließen. Aber man mache einmal einer „anständigen" Familie die Proposition, ihrer Tochter decorirtes Steingut zum Tischgebrauch an Stelle des Porzellans in die Ausstattung mitzugeben! In der Küche, für die Dienstboten — allenfalls! Es liegt ein gewisser Humor darin, wie sich die verachtete Töpferwaare gerächt hat; da sie zur Küche hinausgeworfen ist, kommt sie zum Salon wieder herein. Sie heißt jetzt Majolica oder Doulton-Ware, und kostet das Fünfzigfache gegen früher. Ferner: was hat das Zinn verbrochen, daß es in unseren Tischgeräthen so ganz als „unnobel" gebrandmarkt ist? Seine Erscheinung ist die schönste und glänzendste, die sich denken läßt. Bedeutende Künstler der Renaissance haben decorirte Stücke darin hinterlassen, die jetzt von Sammlern mit dem Fünffachen ihres Gewichts in Silber bezahlt werden. Bin ich nicht berechtigt von hohler Vornehmheit zu sprechen, wenn ich sehe, wie in dem pauvresten Haushalt man es für ganz unschicklich halten würde, von zinnernen Tellern zu essen, in zinnernen Krügen das Bier zu holen? Was auf unsern Tisch an blankem Metall kommt, muß Silber sein; und wem das plundrige, bis an die Grenzen seiner Dehnbarkeit ausgewalzte Silber, das leider den Durchschnitt unserer Silberwaare ausmacht, noch zu theuer ist, begnügt sich mit versilbertem Messing, Christofle, Alfenide, also mit einer Täuschung.

Digitized by Google

Und nun gar unsere Möbel! Wie unberechenbar sind wir da in der Schätzung der Hölzer! Nachdem glücklich das Mahagoniholz von seiner früheren Alleinherrschaft depossedirt ist, hat sich der „vornehme Geschmack" dem sogen. Ebenholz zugewendet. Leider ist dasselbe, wie es uns in jedem fashionablen Damenzimmer begegnet, gemeines, schwarz gefärbtes Buchen- und Erlenholz, aber es ist nobel! Und darüber vergessen wir, daß in unsern Wäldern ein Baum von so herrlicher Structur des Holzes wächst, daß nur an seiner Billigkeit seine Einführung in das sogen. „herrschaftliche Mobiliar" scheitert: die deutsche Kiefer. Vielleicht trägt die kunstgewerbliche Concurrenz für ein bürgerliches Schlafzimmer, welche jetzt im Berliner Kunstgewerbe-Museum ausgestellt ist und dieses Material vorschreibt, zur Wiedereinführung dieses glänzend schönen Holzes bei. Vorläufig gilt es dem großen Publicum noch als der gemeine „Kien"; ein Mann aus der Gesellschaft würde sich entsetzen vor dem Gedanken, die Möbel und die Wände seines Wohnzimmers aus Kienholz zu machen. Und warum das wieder? Weil uns durch einen falschen und hohlen Luxus eine ganze Menge schiefer Urtheile über Werth und Unwerth der Materialien beigebracht sind, die jeder vernünftigen oder ästhetischen Begründung entbehren.

So weit hatte uns in letzter Consequenz der Umstand geführt, daß das Interesse für Kunstgewerbe bei uns noch nicht im Volke wurzelt. Wir können aber noch weitere schlimme Folgen dieser bedauerlichen Thatsache aufzählen.

Zunächst ist es unser Handwerkerstand, der darunter zu leiden hat. Es liegt im Wesen der Handarbeit begründet, daß die Fertigkeit nur durch Uebung erhalten werden kann, daß mit dem Fehlen tüchtiger Aufgaben sehr bald das Niveau der Geschicklichkeit sinken wird.

Schon der Name „ausgefallene Arbeit", mit dem der Handwerker jedes aus dem Bereich der Alltags-Dutzendwaare hervorragende Stück bezeichnet, beweist, wie eng er selbst die Grenzen der gewohnten Leistungsfähigkeit zieht. Kommt einmal eine solche Bestellung mit erhöhten Ansprüchen, ein Jubiläumsalbum oder ein Tafelaufsatz für eine bestimmte Veranlassung, so erschrickt nicht blos der Besteller, sondern auch der Ausführende über den Preis, den der letztere fordern muß. Und doch ist diese Vertheuerung ganz natürlich. Für das „ausgefallene Stück" fehlt jede Vorbereitung: die vorhandenen, auf Dutzendwaare eingearbeiteten Gehülfen sind der Aufgabe nicht gewachsen. Der Geschickteste muß also zuvor darauf eingelernt werden; vielleicht ist es sogar nöthig einen besonders Tüchtigen von auswärts kommen zu lassen. Aber auch dieser wird noch einige mißlungene Versuche machen, die Arbeitslohn und Material kosten; all diese Extraausgaben muß das fertige Stück tragen. Und ferner trägt es noch eine Sorte Spesen, die den Handwerker oft am meisten schmerzen: das Honorar an den Architekten, der die Zeichnung, den Bildhauer, der das Modell gemacht hat. Wäre der Handwerker durch häufigere Wiederkehr solcher Arbeiten auf ein höheres Niveau gehoben, so wie er es im Mittelalter war, so würde er im Stande sein, auch dieser fremden Hülfe zu entbehren.

Unter allen Umständen wird also ein Stück, das über die gewöhnlichste Marktwaare hinausgeht, theuer, und damit für die große Mehrzahl derer, für welche es eigentlich bestimmt sein sollte, unerreichbar, ein Luxus. Denn wir sind einmal eine arme Nation und leider gezwungen, unsere Kraft auf Gebieten anzuspannen, die unseren künstlerischen Interessen recht fern liegen. Dennoch aber, wie ich vorher ausgeführt, will keiner auf den Schein einer gewissen Vornehmheit verzichten: eine Frugalität, die sich an Zinnschüsseln und Kiefernholzmöbeln erfreut, würden wir geneigt sein, als bäurisch zu bezeichnen. Unsere Ausstellungen, unsere Hotels mit ihrem fürstlichen Prunk, die Schaufenster unserer Läden mit einem durch die Concurrenz gesteigerten Aufwand, haben in uns ein gesteigertes Luxusbedürfniß geschaffen, das innerlich ungesund ist, wie wir aus der Art erkennen mögen, in der es seine Befriedigung sucht.

Da ihm der Besitz der echten und kostbaren Erzeugnisse des Kunstgewerbes versagt ist, so hält es sich an der billigen Nachahmung, der Contrefaçon, dem Shoddy schadlos, die ihm auch von der stets gefälligen Speculation bereitwilligst dargeboten werden. Und nicht blos gefällig ist die Speculation in diesem Falle, sie ist gesinnungslos, sie wüthet gegen sich selbst. Mit schlechtgearbeiteten, in gemeinem Material ausgeführten Nachahmungen edler Muster weiß sie diese im Umsehn „auf die Drehorgel" zu bringen und damit dem feineren Sinne zu verleiden. Daß sie sich damit selbst das Geschäft verdirbt, ist der Speculation ebenso gleichgültig, wie der Schaden, den sie dem Handwerkerstand zufügt. Denn der billigen Concurrenz gegenüber hält der sorgsame Kleinmeister, der jedes Stück mit Liebe durchführt, nicht Stand. Die kleinste Werkstatt wird zur Fabrik mit Arbeitstheilung und Massenproduction, und die Handfertigkeit, die eigentliche Grundbedingung des Kunsthandwerks, geht mehr und mehr verloren.

Es ist kein eben erfreuliches Bild, welches sich uns da entrollt, und doch wird man leider zugeben müssen, daß es richtig ist. Diese thatsächlichen Zustände müssen den Versuch rechtfertigen, schon jetzt vom Luxus im Kunstgewerbe zu sprechen und damit einer Bewegung hemmend entgegenzutreten, welche eben erst im Begriffe ist, in reichere, weitere Bahnen einzulenken.

Aber wir befinden uns da in einem Kreise von Folgen und Ursachen, der für ein gesundes Wachsthum unseres Kunstgewerbes die schwersten Gefahren birgt: ein unnatürliches, weil weder in unserem Kunstinteresse noch in unserem Vermögenszustande wurzelndes Luxusbedürfniß erzeugt schlechte und billige Arbeit, diese verdirbt wieder den Handwerkerstand. Das ist eine Gefahr, die ganz im Stillen schleicht, weil sie in unseren Gewohnheiten, unserem häuslichen Leben wurzelt. Wir mögen nach außen noch so viel und so energisch an der Hebung des Kunstgewerbes arbeiten durch Museen und Schulen: in unser geschäftliches Leben, in das eigentliche Volksleben werden diese Bestrebungen nicht eindringen, so lange ihnen von unserer Seite das Bedürfniß nach einem hohlen, unwahren Luxus entgegensteht. Aus diesem Grunde glaube ich auch behaupten zu dürfen, daß, abgesehen von einzelnen Besserungsversuchen, die wir namentlich als von England und Süddeutschland ausgehend begrüßen können, doch die eigentliche, gründliche Besserung der vorgeführten Uebelstände in uns selbst liegt. Ja, die Bekämpfung des falschen Luxus im Kunstgewerbe ist in letzter Instanz eine rein sittliche Frage, an deren Lösung Jeder theilnehmen kann und theilnehmen sollte. Wenn wir einem Menschen begegnen, der seine Rede mit Floskeln und gelehrten Brocken schmückt, mit denen er uns zu imponiren sucht, von denen wir aber wissen, daß sie in seiner Bildung durchaus nicht begründet sind, so nennen wir Alle einen solchen einen unangenehmen, unwahren Patron. Nun, wer seine Häuslichkeit mit einem Luxus ausstattet, wie er in früheren gesunderen Zeiten für Könige und Fürsten aufgespart wurde, einem Luxus, der weder zu seiner allgemeinen Bildung noch zu seinem Geldbeutel im richtigen Verhältniß steht — ist der weniger unwahr als Jener? Das eben ist die sittliche Forderung, die sich aus unseren schiefen Zuständen heraus an jeden Einzelnen richtet: kehren wir zurück zur Wahrheit gegen uns selbst und gegen unsern Nächsten, entsagen wir einem Prunk, der uns in den meisten Fällen nicht zukommt, und der oft, nur zu oft sich mit Nachahmung des Echten, mit Schein und Täuschung begnügen muß; lernen wir uns wieder erfreuen an dem Einfachschönen, das die Grenzen unseres Vermögens ehrlich und klar ausspricht. Dann werden wir außer dem Gefühl des Behagens und der Sicherheit, welches stets der Ehrlichkeit Lohn zu sein pflegt, auch das Bewußtsein haben, zu einer gesunden Entwickelung des Kunstgewerbes beizutragen.

Digitized by Google

Notizen.

Die Verhandlungen in unseren Kammern während der letzten Zeit waren zwar sehr lehrreich, aber durchweg unerfreulich. Debatten über Gründerwesen und verwandte Dinge füllten die Sitzungen aus, förderten wenig und kosteten dem Steuerzahler, der doch am Ende die Diäten für die Herren Landboten aufbringen muß, ein schweres Geld. Man denke sich die Befriedigung eines von unseren Orthodoxen verfolgten modernen Parias, der ausrechnet, wie viel er zu einer Ludwig'schen Brandrede an klingender Münze beitragen muß. Dieser in Ziffern zum Ausdruck kommende Gesichtspunkt nimmt sich allerdings kleinlich aus. Aber die Bewegung gegen das mobile Kapital und dessen angestammte Träger hat ohnehin den Stempel des Krähwinkelthums deutlich genug an der Stirn. Man hat nach dem innern Impulse jener Agitation vielfach geforscht und sie auf spezifischen angeblich deutschen Neid, unbehagliche, auf Rechnung der liberalen Gesetzgeber gebrachte Geldklemme der ländlichen Grundbesitzer, sowie ähnliche psychologische Momente zurückgeführt. Möglich, daß solche nichts weniger als heroische Beweggründe dabei mitwirken. Aber einer der triftigsten, wenn auch ein für die landläufige Auffassung wohl etwas unerwarteter Erklärungsgrund ist ohne Zweifel die Erbschaft der Kleinstaaterei. Dieser fehlte Jahrzehnte hindurch der weite politische Horizont. An die Scholle gewiesen, auf schmale Budgets eingeschränkt, war auch die preußische Gentry sparsam, fromm, aber hin und wieder langweilig und zu landstädtischem, mehr malitiösem als geistvollem Klatsch geneigt. Von dem, was in der großen Welt vorgeht, hatte sie nur eine dunkle Vorstellung und begnügte sich mit der spärlichen, publicistischen Speise der Lokalblättchen. Solche Lebensgewohnheiten sind ansteckend. Niemand, auch nicht der äußerlich besser gestellte Staatsbürger entgeht leicht den Einwirkungen seiner Umgebung und seiner Standesgenossen. Ein hochgeborener heimischer Aristokrat, Millionär und vor längeren Jahren sogar Präsident des Ministeriums, hatte, als er an die Spitze der Geschäfte gelangte, niemals Paris gesehen. War er zu Hause vollkommen zufrieden, so wird Niemand ihm verargen, daß er das nähere Gute dem Schweifen in die Ferne vorgezogen hat. Aber seinem Verständniß der Welthändel konnte der Mangel einer wenn auch nur zeitweiligen Bewegung in anderen großstädtischen Kreisen nicht förderlich sein. Auch hat man nicht vernommen, daß die englische Art, welche die Söhne vornehmer Familien, bevor sie in das politische Leben eintreten, eine festländische Tour unter ausreichender pädagogischer Begleitung unternehmen läßt, ihrer späteren häuslichen Wohlfahrt hinderlich gewesen wäre. Selbst das Bergsteigen der jungen Lordssöhne erweist sich vortheilhaft für ihre physische und geistige Beschaffenheit, stählt sie gewissermaßen auch für das öffentliche Leben in nachhaltiger Weise. Man kann wetten, daß, wer einen Sonnenaufgang auf dem Pilatus oder dem Gorner Grat bewundert hat, nach dem Niedersteigen am Abend in Luzern oder Zermatt eine Touristenunterhaltung über Racenunterschiede in der Heimat schwerlich sehr anregend finden, auch wohl einige reinere Empfindungen mit nach Hause nehmen werde. Eine andere bedenkliche Eigenart desjenigen Theils unserer feudalen Politiker, wie man sie früher nannte, denen die Schöpfung des deutschen Reiches über Nacht gekommen und in ihren hohen Zielen unverständlich geblieben ist, darf man in der Gleichgültigkeit gegen den Eindruck erblicken, welchen unsere parlamentarischen Debatten draußen, in Paris, London und Rom hervorbringen. Wenn man die Leute hört, sollte man glauben, sie wären unter sich, debattirten wie vor dreißig Jahren in der Herrenkurie bei verschlossenen Thüren und könnten des Beifalls der europäischen Galerie vollkommen entbehren. Ganz ohne ungünstige Wirkung auch für unseren politischen Einfluß ist es aber doch nicht, ob man uns jenseit der Grenze als gebildete Menschen oder als gelehrte Pedanten und adelsstolze Halbbarbaren ansieht. Man hat gut der Times die Leviten lesen, wenn das Cityblatt zu unseren mittelalterlichen Streitigkeiten die Nase rümpft und sich immerhin etwas pharisäisch im Gefühl höherer Cultur in die Brust wirft. Man mag England an die eigenen Schäden in Irland und Afghanistan erinnern, so seltsam die Zusammenstellung jener Gegenden mit unserem Mühlendamm sich ausnimmt. Wer aber auch von der französischen Eitelkeit, die stets glaubt, daß die Augen Europas auf den gallischen Hahn gerichtet wären und das Universum sein jeweiliges Krähen eifrig studire, wenig erbaut ist; wer den englischen Uebermuth den Fremden gegenüber vorkommenden Falles in seine Schranken zurückzuweisen als Pflicht erachtet, würde doch bedauern, wenn die seit einem Decennium auf der Weltbühne glorreich erschienenen Germanen, wo sie Dank der bundestäglichen Misère ein halbes Jahrhundert hindurch über die Achsel angesehen waren, unverständigen Rathschlägen und Einflüsterungen folgen, sich andauernd unliebenswürdig geberden und das: Oderint dum metuant! zur ausschließlichen Devise erwählen sollten.

* * *

„Kain"*) von Gustav Kastropp.

Es ist eine Dichtung großartigen Stiles, die Gustav Kastropp in seinem „Kain" uns darbietet — das kann keine Frage sein! Wir bewundern an ihr die Unerschöpflichkeit der dichterischen Phantasie und den hinreißenden Schwung in dem Pathos der Darstellung. Die meisterhaften Schilderungen der gewaltigsten Naturerscheinungen sowohl, als des Blühens und Leuchtens im schattigen Walde, auf der bunten Flur, und des Kampfes der menschlichen Leidenschaften, und des patriarchalisch-innigen Zusammenlebens der ersten Menschenfamilie, treten mit beredter Anschaulichkeit vor uns, die Stimmungen erzeugend, die dem Dichter für seine Situationen die entsprechenden scheinen. Und diese Situationen selbst sind machtvoll und spannend, es sind Elementarkräfte, die hier auf einander wirken, und in epischem Vollton entwickelt sich an vielen Stellen die Handlung.

So weit also können wir uneingeschränkt dem Lobe Ausdruck geben, und die hervorragende, die imposante dichterische Schönheit des Werkes dankbar anerkennen — manche Bedenken aber erregt uns die Wahl des Stoffes, und die Weise wie er behandelt und durchgeführt ist.

Der Dichter hat dem aus dem Paradiese vertriebenen ersten Menschenpaare, Adam und Eva, außer dessen Söhnen Kain und Abel, auch eine Tochter, Ada, bescheert — das sind die Menschen in der Dichtung und zugleich auch, außer der Thatsache des Brudermordes Kains, die einzigen Momente, die der biblischen Erzählung entnommen sind; erst ganz am Schlusse des Epos führt Noah und seine Arche die Handlung wieder in den Rahmen der Bibel zurück. Der Dichter brauchte diese ersten Menschen um einen Uranfang zu bezeichnen, und läßt dann so wenig als irgend möglich seiner Phantasie durch die Ueberlieferung Fesseln anlegen, und dennoch sind selbst diese leisen Anklänge schon die Veranlassung zu dichterischen Unzuträglichkeiten. Kain und Abel lieben beide ihre Schwester Ada; Kain mit der lodernden Gluth sinnlicher Leidenschaft, Abel keuscher und inniger, wie das in seinem Charakter liegt, immerhin aber doch mit der Hingezogenheit des Mannes zum Weibe — diese Liebe unter den Geschwistern macht, trotz der vorsündfluthlichen Umgebung, einen peinlichen Eindruck. Die Bibel ist vorsichtiger darin, sie läßt die Frage der Fortpflanzung der Menschen unerörtert, unseres Wissens verzeichnet sie nichts von einer Tochter des Adam; aber der Dichter des „Kain" mußte dieses heikle Thema wegen der dramatischen Gliederung seiner Handlung in Betracht ziehen, er bedurfte der Schuld und auch der Sühne. Und zur Schuld führt bei ihm, ähnlich wie in Miltons verlorenem Paradiese, die sinnliche Liebe — hier aber entbrannt zwischen Bruder und Schwester, und diese ersten Menschen, die doch schon von „Menschensatzungen" sprechen, von der Welt, mit der im Kampfe sich der Mann befindet, diese ersten Menschen sind uns selbst zu ähnlich, um daß uns jenes geschwisterliche Verhältniß nicht wie ein Verbrechen berühren sollte.

Der dichterische Grundgedanke des Epos ist — wiederum erinnernd an Miltons Meisterwerk — der Kampf zwischen Himmel und Hölle, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen dem Guten und dem Bösen! Da ist es aber doch recht mißlich, daß Gott selbst in die Erscheinung tritt:

„Auf seinem Strahlenthron, umhüllt von Licht
Saß Gott der Herr,
Der Himmel war sein Antlitz,
Das Walten der Natur sein Kleid!

so erschauen wir ihn, und auch Augen hat er, mit denen er „winkt", und auch ein „Sonnenauge", das er aufschlägt. Wir halten es für einen dichterischen Fehler, Gott in seiner Allmacht gewissermaßen persönlich vorzuführen; die Anhäufung von Metaphern und Hyperbeln, die dabei aufgeboten werden muß, wirkt leicht unschön.

Kain, der Held des Epos, erscheint uns halb wie Faust, und dann auch Manfred'sch angehaucht, und wie eine Art von Ahasver, und als ein Vorgänger des Tannhäuser — diese Complication muß zu Wiederholungen und Widersprüchen führen, die auch wirklich in der Dichtung nicht ausbleiben.

„Warum schenktest
Du mir das Leben, wenn ich sterben muß?
Soll mit dem letzten Athemzug verrinnen
Der Stolz, der mich Dir gleichmacht, all' das Streben
Nach Wissen und Erkenntniß, und das Sehnen
Nach Glück und Liebe?

*) „Kain" von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde von Karl Gehrts (Stuttgart 1880, Ad. Bonz & Comp.).

Digitized by Google

Ist denn alle Hoffnung
Nur Schein und Trug und hohles Wahngebild?
Es packt mich niederschmetternd der Gedanke,
Daß jenes Ziel, nach dem mich rastlos treibt
Ein glühendes Verlangen — unerreichbar!"

so tritt Kain vor uns — erinnert das nicht lebhaft an Faust?

„Es treibt mich das Verlangen hin zu Ada,
Die stets ich liebte, nie vergessen konnte!
Ja selbst wenn Du in meinen Armen ruhtest,
Gedacht' ich ihrer und ich küßte Dich!" —

das sind die Worte, mit denen Kain sich von Lilith, dem Dämon der Verführung, in dessen Zauberschlosse er geweilt, losreißt, und:

„Was Du gesagt, verbannt auf ewig Dich
Aus meiner Nähe! niemals werd' ich wieder
Erscheinen Dir, es sei denn, daß Du mich
Mit angstzerrissener Seele suchst, daß Du
Mit Schuld und Fluch beladen, wieder Dich
Nach mir und meiner Liebe weinend sehnst" —

so wird ihm von Lilith zur Antwort — Tannhäuser I. Act, II. Scene. —

Der Raum erlaubt uns leider nicht, unsere Bedenken weiter ausführlich zu motiviren, übrigens sind auch sie ein Beweis, wie grandios die Dichtung angelegt ist; eine gewaltige poetische Kraft regt hier ihre Schwingen, eine Kraft, die sich nicht in abstracten Reflexionen verbraucht, oder sich in Liedern genug thut, sondern mit einem schöpferischen „Werde" warm pulsirendes Leben in ergreifender Realität gestaltet. Die formvollendete Schönheit der Sprache (fünffüßige, ungereimte Jamben) erhöht noch den dichterischen Werth des hervorragenden Werkes, das übrigens im Gewand eines hoch geschmackvollen Prachtbuches vor uns liegt.

Albert Weigert.

* * *

Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Von P. Chr. Asbjörnsen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen von H. Gute, A. Tidemand ꝛc. Leipzig, Refelshöfer.

Nicht zum erstenmal erscheint ein Theil dieser Märchen im deutschen Gewande, sondern eine vollständige Sammlung derselben von Asbjörnsen und Moe wurde bereits im Jahre 1847 von Friedrich Bresemann, einem der gründlichsten Kenner der skandinavischen Literatur, in einer vortrefflichen Uebersetzung veröffentlicht, und diese Uebertragung hat kein Geringerer als Ludwig Tieck mit begleitendem Vorworte geschmückt. Seit jener Zeit sind einzelne dieser Märchen mir in gar mancher Sammlung nordischer Sagen entgegengetreten, so daß man kaum wird annehmen können, sie seien gänzlich unbekannt in Deutschland. Trotzdem aber halte ich die Arbeit des Herrn Denhardt, über dessen Auswahl sich freilich streiten ließe, weil ich Manches mir liebe und bekannte darin vermisse, keineswegs für überflüssig, sondern vielmehr für eine höchst beachtens- und dankenswerthe That und möchte dieselbe auf das Wärmste jedem Freunde volksthümlicher Lectüre empfehlen. Denn Herrn Denhardt gebührt das unbestreitbare Verdienst, daß er neben einer Auswahl bereits früher von Bresemann mitgetheilter Märchen, hauptsächlich die in ungemein volksthümlicher Sprache geschriebenen: norske Huldre-Eventyr og Folkesagn von Asbjörnsen, welche Bresemann nicht benutzte, dem deutschen Lesepublicum wenigstens zum Theil zugänglich gemacht hat. Außerdem ist das Buch mit Illustrationen der besten norwegischen Maler geziert und schon um deswillen interessant und werthvoll; auch die Druckausstattung ist zu loben. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen wohlgelungen, wenn ich auch nach echter Kritikerart die Mängel nicht verschweigen will. So hätten gar manche Wörter, die allzu oft sich wiederholen, durch andere Ausdrücke ersetzt werden können. Die norwegische Sprache, welche wortarmer ist als die deutsche, kann solche Wiederholungen nicht vermeiden, im Deutschen aber wirken dieselben unschön. Ob der Uebersetzer gut daran gethan hat, Nisse in Heinzelmännchen und Huldre in Waldgeist zu übertragen, möchte ich bezweifeln. Denn der Nisse des skandinavischen Volksglaubens ist doch ein anderer Kobold als unser Heinzelmännchen, wie jedem Leser des Buches klar werden wird; und Hulder, Huldre läßt sich besser durch den Ausdruck Waldnymphe anstatt Waldgeist wiedergeben, weil es sich um ein weibliches Wesen handelt, während man unter Waldgeist sowohl Weiblein als Männlein verstehen kann; auch der Name Aschenhans will mir nicht gefallen. Die norwegische Bezeichnung Askeladden entspricht unserm Aschenbrödel, nur daß Askeladden masculini generis ist. Die Verschiedenheit des Geschlechts thut aber nichts zur Sache. Denn wollte der Herr Uebersetzer für Askeladden nicht Aschenbrödel einfach setzen und dazu die nöthige Erklärung geben, welche der männliche Aschenbrödel gerechtfertigt hätte, so wäre es besser gewesen, die Ausdrücke: Askeladden, Nisse und Huldre beizubehalten und ihnen eine erklärende Bemerkung unter dem Text auf die Lebensreise mitzugeben. Alt und Jung in Deutschland hätten sicher Huldre, Nisse und Askeladden liebgewonnen, so gut wie die Ausdrücke: Fjord, Holm, Svensk Banko ꝛc. — Auch einen Irrthum habe ich zu berichtigen. Der Herr Uebersetzer sagt in der Vorrede, die Märchen seien allein von Asbjörnsen erzählt, den in früheren Jahren Jörgen Moe unterstützt habe. Dem ist nicht so. Die Märchen: der Bursch und der Teufel, von dem Riesen, der sein Herz nicht bei sich hatte, vom Schmiede, den sie nicht in die Hölle hineinließen, von den Burschen, der zu dem Nordwinde ging, sind von Moe und nicht von Asbjörnsen. In der dritten Auflage des ersten Theiles der „norske Folke-Eventyr" ist das im Inhaltsverzeichniß ausdrücklich angegeben.

Diese Ausstellungen, welche ich mehr im Interesse der Sache als aus Lust am Kritisiren gemacht habe, verschwinden indessen vollständig gegenüber dem wirklich Vortrefflichen, das uns geboten wird. Ich erkenne das dankbar an. Und so wünsche ich denn dem Buche viele, recht viele Freunde!

Walter Reinmar.

* * *

Theodor Ströfer in München hat in seinem Kunstverlag ein Album von Holzschnitten **Birket Fosters** erscheinen lassen. Die Blätter des englischen Künstlers sind der höchsten Bewunderung würdig. Seine Zeichnungen für den Holzstock, die ausschließlich Motive von der See, allerlei Landschaftliches aus England und ländliche Scenen behandeln, zeichnen sich ebensowohl durch feine Stimmung, die sich ja häufig bei seinen Landsleuten findet, als auch ganz besonders durch eine blendende Beherrschung des Technischen aus. Die Uebertragung auf den Stock ist von Englands hervorragenden Meistern, den Gebrüdern Dalziel, Cooper und Evans ausgeführt worden, und das in einer Weise, die über jedes Lob erhaben ist. Das Werk reiht sich dem Besten, was wir auf dem Gebiet des modernen Holzschnittes besitzen, würdig an die Seite. — Georg Scherer hat es übernommen, die Gedichte, welche den Zeichnungen beigefügt sind, zu verdeutschen. Er hat sich dieser Aufgabe mit Geschick und Verständniß entledigt, allein es muß doch ein recht undankbares Geschäft gewesen sein, diese englischen Poesien, die ihrem dichterischen Werth nach höchst ungleichartig sind, und welche in einem Werke dieser Art natürlich erst in zweiter Reihe in Betracht kommen, zu bearbeiten.

Derselbe Verlag hat das verdienstvolle Unternehmen gewagt, Kate Greenaways Kinderbücher in Deutschland einzuführen. Das Schicksal solcher Schriften vorauszusagen ist ein schwieriges Ding — bei dem Geschmack der Kinder selbst, auf die es doch vornehmlich ankommt, sprechen Factoren mit, die Unsereinem immer mehr oder weniger unverständlich bleiben. Immerhin ist der beispiellose Erfolg, den diese Schriften in England hatten, ein günstiges Prognostikon. Und jedenfalls sind diese Sachen für unser eigenes Auge wirklich reizend. Allerdings nicht frei von Manier, doch scheint es ja, als gehörte eine gewisse Dosis Manier dazu, den Kindern etwas mundrecht zu machen. Kate Greenaway stattet ihre Kindergestalten mit außerordentlicher Grazie aus, und zwar gelingen ihr die Kinder, die sie darstellt, desto natürlicher, je jünger sie sind. Zur Bearbeitung des Textes hat die Verlagshandlung Kräfte gewonnen, die sich auf diesem Gebiete des ausgezeichnetsten Rufes erfreuen. Es sind bis jetzt drei Bücher der Art veröffentlicht worden. **„Am Fenster"** mit deutschen Versen von Käthe Freiligrath-Kroeker: eine Sammlung von ungefähr siebenzig Bildern; der Text entspricht dem bewährten Renommée der Verfasserin. Beispielsweise lautet der Text zu einem der reizendsten Bilder, das drei angelnde Knaben darstellt:

So beiß doch an, mein lieber Fisch!
So kommst du auch auf unsern Tisch;
Die Köchin brät dich gelb und fein,
Thut auch ein Stückchen Zucker nein,
Was schmeckst du prächtig, Fischchen, dann —
Ich bitt' dich, lieber Fisch, beiß an!

Das **„Geburtstagsbuch für Kinder"** enthält zwölf vollseitige Monatsbilder und außerdem zu jedem der 366 Tage des Jahres einige niedliche Kinderfigürchen. Außerdem ist natürlich zu jedem Tag ein Verschen (von Helene Binder) gedichtet und auf der gegenüberstehenden Seite Raum zum Einschreiben der betreffenden Geburtstage gelassen. Die Illustrationen beider Bücher sind von W. Evans musterhaft in farbigem Holzschnitt ausgeführt, die Ausstattung auch sonst in Druck und Einband splendid und dauerhaft. — Die dritte Publication ist K. Greenaways **„Malbuch für das kleine Volk"** und enthält 112 Holzschnitte zum Coloriren (als Muster dient das Titelblatt). Für den Preis von 4 Mark erhält man das Buch und einen Malkasten obendrein. Zu den Bilderchen ist in Versen und Erzählungen eine Art Text beigefügt, den Fanny Stockhausen nach dem Englischen G. Weatherlys bearbeitet hat. Aber die Zeichnungen sind so wunderhübsch, daß es uns eigentlich um sie leid thut bei der Vorstellung, daß sie von Kinderhänden verklext — denn auf Anderes kommt es doch nicht heraus — werden sollen. Meinen Gefühlen widerstrebt es überhaupt, einem Kinde ein Buch in dieser Weise zum Zerstören preiszugeben. Bücher wollen mit Respect behandelt sein, das kann man, sollte ich meinen, dem heranwachsenden Geschlecht nicht früh genug einprägen. — Indeß, das mag eine Grille sein, und davon abgesehen verdient das Malbuch, wie die obengenannten, die wärmste Empfehlung.

* * *

Gewissenhafte Eltern können nicht streng genug in der Auswahl der Bücher sein, welche sie ihren Kindern in die Hand geben. Immer drängender machen einsichtige Pädagogen auf die außerordentliche Bedeutung der ersten Lectüre aufmerksam. Eine unglaubliche Masse von Schlechtem und Mittelmäßigem drängt sich auf den Markt. Wir empfehlen daher wiederholt die in Wort und Bild anerkannt schönste und gediegenste Jugendschrift, die „Deutsche Jugend", herausgegeben von Julius Lohmeyer (Verlag von Alphons Dürr in Leipzig). Alle Kenner der Jugendliteratur sind darüber einig, daß keine andere Nation ein in literarischer und künstlerischer Beziehung bedeutenderes Jugendwerk besitzt. Das preußische Unterrichtsministerium bezeichnet dasselbe bekannt-

Digitized by Google

lich als Muster der Jugendliteratur, und die hervorragendsten Pädagogen, unter diesen Dir. Fr. Dittes, Schulrath A. Berthelt, Prof W. Osterland, Seminardirector C. Kehr, Schulrath L. Kellner, Dir. R. Schornstein, Prof. R. V. Stoy, Dir. Dr. J. V. Widmann, Prof. Heinr. Viehoff, Dir. Dr. Friedländer, Dir. Fr. Kreyssig, Dir. Th. Bach, Dr. Werner Hahn, Dr. Wichard Lange, Dr. A. W. Grube u. s. w. schließen sich diesem Urtheile in einer kürzlich erschienenen, an Eltern und Erzieher gerichteten Publication in lebhaftester und anerkennendster Weise an. Das ausgezeichnete Jugendwerk bietet in seinen Erzählungen, Natur- und Geschichtsbildern, Märchen und Sagen, Balladen, Spielen, Verstandesübungen, humoristischen Gaben und seinem unübertroffenen Bilderschmuck, welcher von den ersten Meistern der Illustration wie L. Burger, F. Flinzer, Wold. Friedrich, J. Kleinmichel, E. Klimsch, O. Pletsch, Ludw. Richter, Paul Thumann, A. v. Werner ausgeführt wird, ein reiches Füllhorn des wahrhaft Guten und Schönen.

Unsere bedeutendsten Jugendschriftsteller und Poeten, unter diesen B. Blüthgen, Felix Dahn, Emil Frommel, A. W. Grube, Fr. Güll, Herm. Kletke, F. von Köppen, G. Lang, R. Löwicke, Herm. Schmid, Th. Storm, Johs. Trojan, Jul. Sturm, Karl Gerock widmen dem Werke ihre dauernde Mitwirkung. Jeder Band, der ein abgeschlossenes Ganze für sich bildet, empfiehlt sich als eine der glänzendsten und werthvollsten Weihnachtsgaben für Kinder vom achten bis zum vierzehnten Lebensjahre.

* * *

Im Anschluß an die Besprechung, die Gustav Freytags neuester Roman in der vorliegenden Nummer dieser Blätter gefunden hat, wird ein Hinweis auf die von E. Schloemp in Leipzig verlegte **Freytag-Galerie** nicht unzeitgemäß erscheinen. Man kann dieselbe allerdings wohl kaum schon als complett betrachten, denn es ist doch nicht daran zu zweifeln, daß auch der Schlußband der „Ahnen" noch seinen Illustrator finden wird. Aber diese Sammlung erfreut sich ja jetzt schon großen Erfolges, eines Erfolges, der sich nicht blos aus der weitverzweigten Beliebtheit Gustav Freytags erklärt. Sie hat sich vielmehr diese Gunst des Publicums auch durch innere Vorzüge erworben. Die meisten jener Bilder sind nicht blos Illustrationen glattweg, sondern ganz abgesehen von den äußerlichen Beziehungen des Dargestellten wirklich schöne Compositionen. Einzelne unter ihnen Kunstwerke im höchsten Sinne des Wortes. Die dramatische Lebendigkeit in dem Blick des großen, unerreichten Friedrichsmalers, Menzel, erzielt eine ergreifende Wirkung — sein Kollege Paul Meyerheim hat in seiner Illustration zur „Verlorenen Handschrift" ein ganz idyllisches Sujet, den Gang der heimgekehrten Ilsa durch den Stall gewählt — ein Herausgreifen des scharf Charakteristischen, wie es nur dem ganzen, geistverwandten Künstler glückt. Und wie das Blatt componirt ist! — Doch alle diese Illustrationen sind ja längst bekannt: es hieße Holz in den Wald tragen, wollte man auf die schönen Beiträge eines Liezen-Meyer, eines Thumann erst noch weitläufig eingehen. — Der neueste Zuwachs der Sammlung, die gegenwärtig siebenundzwanzig Nummern zählt, besteht natürlich in zwei Illustrationen zu den „Geschwistern". Die eine von Werner Schuch stellt ein schönes Renaissance-Interieur dar — fast unwahrscheinlich schön, bedenkt man die wüsten Zeiten, wohinein die Handlung verlegt ist. Der verwundete Rittmeister Bernhard erzählte der eifrig, beinahe andächtig zuhörenden Judith ihm gegenüber. Dieser Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit auf dem feinen verständigen Gesichtchen ist ganz vortrefflich gelungen. Indeß steht das andere Bild, das seinen Ursprung dem jungen, frisch aufstrebenden Talent Woldemar Friedrichs zu danken hat, vielleicht noch höher. Es schildert den Abschied Fritz Königs von Dorchen. Dieser tugendhafte Musterknabe ist in seiner Beklommenheit ein Meisterstück. W. Friedrich scheint eine besondere Stärke in der Gestaltung des Rococo zu haben und vermeidet dabei äußerst glücklich den naheliegenden Fehler, dem Geleckten und Gezierten zu verfallen. Beide Blätter sind, wenn sie auch die oben genannten Compositionen Menzels oder Meyerheims nicht verdunkeln werden, eine schöne Bereicherung der Sammlung. Das bekannte Bruckmann'sche Atelier in München hat die Reproduction der Bilder übernommen, und die Ausführung ist demgemäß eine excellente. Daß zu den Bildern eine geschmackvolle Mappe in der jetzt so gebräuchlichen rothen, schwarz und golden gepreßten Leinwand geliefert wird, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich, daß verschiedene Ausgaben, von einer in Folio bis hinunter zu Kabinetformat, erschienen sind.

* * *

Der Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin hat sicherlich mit keinem von den Werken, die er für den Literaturverein herausgegeben, einen so großen, über die Grenzen des Vereins so weit hinausgehenden Erfolg gehabt, als mit dem „**Nachlaß Mirza Schaffys**" von Bodenstedt. Aber man muß auch anerkennen, daß er Alles thut, um diesen Erfolg zu rechtfertigen. Die Prachtausgabe des genannten Werkes, welche schon in zweiter Auflage erscheint, ist in ihrer Art eine Meisterleistung der deutschen Typographie. Sehr gutes Papier, graziös erfundene Initialen, Randleisten und vor jeder Abtheilung Titelbilder in persischem Stil, in vorzüglichem Farbendruck ausgeführt: die Firma L. C. Zamarsky in Wien, welche die Herstellung des Buches übernommen, hat eine Arbeit geliefert, die jeder Bibliothek zur Zierde, ihr selbst zur höchsten Ehre gereicht. Der Leinenband in reicher, gleichfalls persisch stilisirter Pressung, mit rothem Schnitt, ist äußerst gefällig. Der Preis von 12 Mark für das Buch ist beispiellos gering. — In elfter, stark vermehrter Auflage erscheint die kleinere Ausgabe des „Nachlasses", ebenfalls sehr hübsch, wenn auch einfacher ausgestattet und vortrefflich gebunden. Besonders elegant ist der schwarz und golden gemusterte Schnitt. Der Preis beträgt 6 Mark.

* * *

Von unseren beliebten Erzählern bringt fast ein jeder dem deutschen Publicum seine Weihnachtsgabe — auf einen Schlag eine fast erdrückende Fülle von Novitäten. Hans Hopfen läßt sein „**Mein Onkel Don Juan**" — Vielen schon aus dem „Familienblatt" bekannt — nun auch im Buch erscheinen (F. Schneider & Comp., Berlin), außerdem kündigt die National-Zeitung eine Doppelnovelle aus seiner Feder an; Georg Ebers zeichnet in „**Der Kaiser**" (bei Ed. Hallberger, Stuttgart) ein Bild ägyptischer Zustände zur Zeit Hadrians, welcher selbst hier nicht der Held aber die Mittelfigur des Romanes ist; Gustav Freytag schließt mit dem sechsten Bande „**Aus einer kleinen Stadt**" die Reihe seiner „Ahnen" ab (Sal. Hirzel, Leipzig); Indiscrete behaupten, dieser letzte Ahn sei Niemand anders, als der Dichter selber; Wilbrandts „**Meister Amor**" (L. Rosner in Wien) hat in diesen Blättern schon Besprechung erfahren; Spielhagens neueste Schrift endlich wird zuerst im „Berliner Tageblatt" erscheinen — wir dürfen nur verrathen, daß sie sich „**Angela**" betitelt und von dem Autor als Erzählung bezeichnet wird, eine Bezeichnung, deren Anwendung auf eine so umfangreiche Dichtung der Autor (Spielhagen theoretisirt ja gerne!) in der Vorrede erklärt. Für heute nur diese Ankündigung — näheres Eingehen auf die eine oder die andere dieser Publicationen behalten wir uns vor.

* * *

Wir machen auf die Buntdrucke der **Gebr. Obpacher** in München aufmerksam, entzückende Bilderchen, die sich vorzüglich zu kleinen Geschenken für Kinder eignen. Ein vorsorglicher Hausvater, bei dem solch Völkchen verkehrt, sollte diese Sachen immer vorräthig haben. Die Sachen sind hübsch, billig und für Kinderaugen gewiß unschätzbare Gaben. Daneben aber auch Tisch- und Einladungskarten, wirkliche Kunstwerke darunter, die von Hermine Stilke und Malvine Schrödter herrühren könnten. Besonders zeitgemäß ist eine Serie bunter Kalender in allen Formaten und eine andere von Neujahrswünschen — letztere besonders so hübsch und lustig erfunden, wie wir uns kaum etwas gesehen zu haben erinnern.

* * *

„**Illustrirter Hausschatz für die Jugend**" (W. Nitzschke, Stuttgart) nennt sich eine Anthologie, die Maximilian Bern zusammengestellt hat. Der Verfasser hat sich auch hier, wie früher in ähnlichem Falle, als ein Mann von Geschmack und Verständniß bewährt: der Text bietet eine Zusammenstellung des Besten, was sich zur Kinderlectüre eignet, die Illustrationen sind hübsch, einzelne vorzüglich — besonders ältere, schon bekannte Sachen, durch deren Aufnahme Bern sich ein entschiedenes Verdienst erworben hat. Das Schaffen eines Mannes wie L. Richter darf keiner Generation der Jugend aus den Augen schwinden.

* * *

Von Mrs. Annie Brassey, der Verfasserin der „Segelfahrt um die Welt", ist ein neues Werk erschienen, das Anna Helm unter dem Titel „**Sonnenschein und Sturm im Osten**" verdeutscht und bei F. Hirt & Sohn in Leipzig herausgegeben hat. Das Buch ist ganz hübsch ausgestattet und wird unter den Freunden derartiger Literatur Anklang finden.

Abonnement der „Gegenwart"
pro I. Quartal 1881.

Mit der nächsten Nummer schliesst das IV. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das I. Quartal 1881 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.**

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der Nummer **52** schliessenden **XVIII. Bande** der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin W., Behrenstrasse 4.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von
Heinrich Keller in **Frankfurt a. M.**

Zu Festgeschenken bestens empfohlen:

Schenkenbuch.
Rhein- und Weinlieder
von
Friedr. Hornseck.
Elegant gebunden. Preis *M.* 5.—

Gedichte
in Frankfurter Mundart
von
Friedrich Stoltze.
Elegant gebunden. Preis *M.* 4.—

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Meister Amor.
Roman in 2 Bänden
von
Adolf Wilbrandt.
8. 268 und 237 Seiten. Elegant adjustirt.
Preis fl. 4.— = *M.* 8.— Eleg. geb.
fl. 4.60 = *M.* 9.20.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kain von Gustav Kastropp.

Mit einem Titelbild von Carl Gehrts in Düsseldorf.

Hochelegant geb. mit cisel. Silberschnitt *M.* 9.—

Ein Epos großartigen Stiles und eine der hervorragendsten Dichtungen der Neuzeit. Der Stoff ist der Bibel entnommen und mit gewaltiger, hinreißender Sprache bearbeitet. In einer bis zum Schlusse spannenden Handlung gibt das Werk ein ergreifendes Gemälde menschlicher Leidenschaften.

Wir empfehlen dieses Buch, als namentlich zu Festgeschenken sehr geeignet, zahlreicher Abnahme.

Adolf Bonz & Co.,
Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Dante Alighieri's Leben u. Werke.
Im Zusammenhang dargestellt
von Dr. **Franz X. Wegele,**
Professor an der Universität Würzburg.
Dritte veränderte und vermehrte Auflage
mit einer Abbildung
des Dante-Denkmals in Florenz.
Preis broschirt 12 *M.*, elegant gebunden 14 *M.* 50 *S.*

Wegele's für das grosse gebildete Publikum bestimmte Dante-Biographie erfreut sich einer von Jahr zu Jahr steigenden Beliebtheit. Eine jüngst erschienene Kritik sagt von dieser neuen Auflage: „Das aufs neue sorgfältig geläuterte und aufs umsichtigste ergänzte Bild Wegele's von des Dichters Leben und Politik **ist und bleibt eine der ausgezeichnetsten, vollendetsten historischen Darstellungen, die wir von einer grossen weltgeschichtlichen Persönlichkeit besitzen.**“

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur** (R. Hofmann) in **Berlin** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Oper.
Kritiken und Studien
von
Eduard Hanslick.
3. Auflage in eleg. Leinwandband 6 *M.*

Musikalische Stationen.
Neue Folge der Modernen Oper
von
Eduard Hanslick.
In elegantem Halbfranzband 6 *M.*

Werner, Contre-Admiral a. D., **Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.**

Inhalt: Eine erste Seereise. Die deutsche Marine 1848—52, Ernstes und Heiteres, Bilder aus dem Stillleben der deutschen Marine. Der Seejunker. Mit der Panzerfregatte „Friedrich Karl“ nach Westindien und dem Mittelmeer.

2. Auflage. In elegantem Halbfranzband Preis 6 *M.*

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Weihnachts-Ausgabe

Den Abnehmern ungebundener Ausgaben des Werkes möge die hier abgebildete **Einbanddecke** (Preis (**Mk. 2.—**) zum Ankauf empfohlen sein!

Mit 810 Text-Illustrationen und 23 Tonbildern.

in Ganzleinen mit reicher Goldpressung
Preis *M.* 18.—

„Ueber Land und Meer“: „Wir besitzen in Leixner's Werk eine der gewissenhaftesten Literaturgeschichten von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Der Autor hat ethisch wie künstlerisch einen strengen Standpunkt gewahrt. Sein kritischer Sinn ist auf Ausscheidung des Idealen, Bleibenden, Tiefen aus dem Wust des Gemachten und Unwahren gerichtet, des Echten, Wahren und Sittlichen in künstlerischer Form, deshalb ist diese Literaturgeschichte vor Allem ein Schatz für das heranwachsende Geschlecht.“

Prachtwerke von Friedrich Bodenstedt.

Aus dem Nachlasse
Mirza Schaffy's.
Neues Liederbuch.

Sie sagen ich lebe zu locker,
Und das bringe dem Alter Gefahr;
Ihr albernen Stubenhocker,
Mein Leben bleibt wie's war.

Lehrt Eure trockne Tugend
Dem nüchternen Geschlecht;
Noch keiner starb in der Jugend,
Wer bis zum Alter gezecht.

12 Auflage. Prachtausgaben.

In Pergamentband mit ciselirtem Goldschnitt 20 *M.* In Leinwandband mit rothem Schnitt 12 *M.* Miniaturausgabe in Prachtband 6 *M.*

Der Sänger von Schiras.
Hafisische Lieder
verdeutscht von
Friedrich Bodenstedt.
Mit 7 color. Titelblättern von **Fr. Skarbina.**

Ich sagte: Deine Lippen sind —
Sie sprach: Der reine Quell des Lebens;
Ich sagte: Und Dein Mund, mein Kind —
Sie sprach: Ist Glutborn süßen Gebens;
Ich sagte: Und Dein Wort mein Kind —
Sie sprach: Singt Hafis nicht vergebens,
So kann mein Wort von allem Bösen
Die Weisen dieser Welt erlösen.

In hochfeiner Druckausstattung und elegantem Prachteinband. 2. Auflage der Diamantausgabe, Preis 5 *M.*

Verlag des Vereins für Deutsche Literatur (R. Hofmann) in Berlin, Kronenstraße 17.

Digitized by Google

Neues illustrirtes Prachtwerk.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und kann durch jede Buch- und Musikalienhandlung bezogen werden:

Die schöne Müllerin.

Liedercyklus von W. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrirte Pracht-Ausgabe
mit 60 Originalzeichnungen von A. Baumann und R. Schuster.
Preis elegant cartonnirt 12 *M.*, in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt und reicher Verzierung 18 *M.*

Vorzüglich ein Geschenk für Damen.

In meinem Verlage erschien:

Auch Ich.

Eine Selbstparodie

von

H. Winzig.

Preis 80 Pfennige.

Auf Büttenpapier in grünem Text, rothen Initialen, und verschiedenen Schriftgattungen gedruckt, ist dieses amüsante Buch eine Satire auf die Ausschreitungen in der Buchausstattung, das talentlose Schreiberthum, das geduldige Publikum, wie die moderne Büchermacherei überhaupt.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Ulrich Klein,
Berlin, NW., Dorotheenstr. 80.

Empfehlenswerthe Festgeschenke.

Molière. Sein Leben und Seine Werke von **Ferdinand Lotheissen.** Mit dem Bildniss Molière's. Geb. in Halbfrz. *M.* 12.—, in Leinw. *M.* 10.—

Dante-Allighieri. Seine Zeit, Sein Leben und Seine Werke von **Joh. Andr. Scartazzini.** 2. Ausgabe. Geb. in Leinw. *M.* 9.—

Goethe-Jahrbuch, herausg. von **Ludwig Geiger.** *I. Band. 1880.* Geb. in Halbfrz. *M.* 12.50, in Leinw. *M.* 10.—

Goethe-Forschungen v. **W.** Frhr. **v. Biedermann.** Geb. in Leinw. *M.* 9.—

Goethe in Italien. Original-Photographie nach dem Gemälde von Tischbein. *M.* 10.—

Frankfurt a. Main.

Literarische Anstalt,
Rütten & Loening.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Sammlung musikalischer Vorträge.

Ein Almanach für die musikalische Welt.

Herausgegeben von

Paul Graf Waldersee.

Neue Reihe.

8. IV. 374 S. Auf Velinpapier m. künstlerischem Bücherschmuck, eleg. brosch. *M.* 9. — In elegantem Renaissance-Einband *M.* 10.—

Mit Beiträgen von **P. Graf Waldersee, F. Liszt, La Mara, A. Niggli, M. Goldstein, H. M. Schletterer, W. J. von Wasielewski, S. Bagge, H. Kretzschmar, H. Vetters.**

Diese mannigfaltige Sammlung gut geschriebener Essays eignet sich in dieser Bandausgabe zum jährlichen Festgeschenk für die musikalisch Gebildeten. **Prospekte gratis.**

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Geschichte der französischen Literatur

im achtzehnten Jahrhundert.

Von

Hermann Hettner.

Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierte verbesserte Auflage.

gr. 8. geh. Preis *M.* 8.—

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Italienische Studien.

Zur Geschichte der Renaissance.

Von

Hermann Hettner.

Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. gr. 8. geh. Preis *M.* 9.—

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Danae.

Eine Erzählung aus der römischen Kaiserzeit.

Von **Otto Haggenmacher.**

Kl. 8. Preis 2 *M.* 50 *S.* Geb. 3 *M.* 20 *S.*

Freunden und Freundinnen einer guten Lectüre vertrauensvoll empfohlen.

Das Jenseits.

Kulturgeschichtliche Darstellung

der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich.

Von **Otto Henne Am Rhyn.**

8. Preis 4 *M.*

Das „Buch vom Jenseits" hat keine Tendenz; es will die Lehre vom Fortleben der Seele nach dem Tode weder vertheidigen noch angreifen, sondern blos, ohne Parteilichkeit für die eine oder andere Ansicht, an der Hand der Kultur- und Religionsgeschichte berichten, was in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern und Persönlichkeiten hinsichtlich des Schicksals der Seele, beziehungsweise des Geistes, nach dem Tode geglaubt worden ist.

Vorlesungen über Eßkunst.

Von **Antonius Anthus.**

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst."

2. Aufl., in vortrefflicher Ausstattung. Preis 3 *M.* 60 *S.*

Der Verfasser sagt am Schluß seiner Vorrede: „Uebrigens sind diese Vorlesungen zwar zunächst für sinnige Eßliebhaber bestimmt, doch wird auch jeder Gelehrte und Künstler, der Philosoph, Arzt und Zahnarzt, Philolog und Pädagog, Bürstenbinder, Chemiker, Koch, Staatsmann, Gastwirth, Messerschmied, Schauspieler, Wurstfabrikant ꝛc. ꝛc., kurz Jeder, wohl dies und jenes ihm speciell Zusagende oder Nichtzusagende darinnen antreffen. Und hiermit sei der geneigte Leser Gott befohlen, oder wie man sonst gar lieb sagte: „Vale faveque, lector benevole!"

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Torso.

Kunst, Künstler und Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums.

Von

Adolf Stahr.

Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe letzter Hand.

In zwei Theilen. gr. 8. geh. Preis zus. *M.* 20.—

Digitized by Google

Im unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Wandern und Werden.

Gedichte

von

Ferdinand Avenarius.

Der Verfasser gibt von der „Entwickelung eines Menschen der Gegenwart" nicht Schilderungen, sondern absichtslose Zeugen: „Gelegenheitsgedichte" wie Goethe sie fordert. Reiche dichterische Phantasie und Gestaltungskraft, volle Beherrschung und originelle Behandlung von Sprache und Form rechtfertigen neben der inneren Wahrheit alles Gebotenen die günstige Aufnahme, welche der Band schon jetzt gefunden.

Preis (bei hocheleganter Renaissance-Ausstattung) broch. *M.* 4.—, geb. *M.* 5.—

Zürich und Leipzig.

Meyer & Zeller.

Methode Toussaint-Langenscheidt.
Original. 29. vervollkommn. Aufl.

Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener.

Englisch v. d. Professoren Dr. van Dalen, Lloyd und Langenscheidt, Berlin.

Französisch von Toussaint und Prof. G. Langenscheidt.

Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 M. Kurs. 1 u. 2 auf einmal nur 27 M.

Deutsch von Prof. Dr. Dan. Sanders. Ein Kursus, 20 Briefe, nur komplet, 20 M.

Probebrief jeder Sprache nebst Prospekt à 1 M. (Post-Anw.)

Urtheil: „Diese Unterrichtsbr. verdienen d. Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. **Diesterweg,** Dir. Dr. **Freund,** Prof. Dr. **Herrig,** Prof. Dr. **Scheler,** Prof. Dr. **Schmitz,** Prof. Dr. **Städler,** Dir. Dr. **Viehoff** u. and. Autoritäten geworden ist." (Lehrerztg.)

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh.
(Prof. G. L.) Berlin SW., Möckernstr. 133.

Verlag von **Gebr. Borntträger** in **Berlin.**

Carus Sterne,
Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung.

Zweite umgearbeitete Auflage
mit 392 Holzschnitten und 11 Tafeln.

Preis broch. *M.* 12.—, eleg. geb. *M.* 14.—

Das Werk ist von der Kritik allseitig auf's günstigste beurtheilt, eine Zierde der populär-naturwissenschaftlichen Literatur, ein Muster der Darstellungsweise und schön ausgestattet.

In Nr. 49 der „Gegenwart" sagt Fr. v. Hellwald darüber: „In meinem Bücherschranke steht es unmittelbar neben Humboldt's Kosmos. ... Wir begrüßen es als ein entschieden günstiges Zeichen für den gesunden Sinn des deutschen Volkes, daß ein Werk, wie jenes von Carus Sterne, in zweiter und erweiterter Auflage gerade jetzt auf den Markt gebracht werden konnte."

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Friedr. Spielhagen's
neueste Werke:

Quisisana.

Dritte Auflage.

Broschirt *M.* 6.—, elegant gebunden *M.* 7.—

Platt Land.

Zweite Auflage.

3 Bände, brosch. *M.* 12.—, eleg. geb. *M.* 15.—

Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart.**

Rheinfahrt

Von den Quellen des Rheins bis zum Meere.

Schilderungen von

Karl Stieler. H. Wachenhusen, J. W. Hackländer.

Illustrirt von

R. Püttner, A. und **O. Achenbach, A. Baur, C. F. Deiker, W. Dietz, G. Franz, F. Keller, L. Knaus, L. Ritter, C. Scheuren, G. Schönleber, Th. Schütz, W. Simmler, B. Vautier, Th. Weber, L. Willroider** u. A.

Gr. Folio-Format.

Preis in glänzendem Prachtband 60 *M.*

☛ Das Werk enthält in 60 ganzseitigen Tondruckbildern und gegen 400 Textillustrationen die berühmtesten Punkte des an Naturschönheiten und interessanten Architekturen so reichen Stromgebiets, Darstellungen aus Geschichte, Sage, aus dem Volksleben ꝛc.

Wanderungen
im
Bayerischen Gebirge und Salzkammergut.

Geschildert von

Herman v. Schmid und **Karl Stieler.**

Illustrirt von

Gust. Closs, W. Dietz, A. Gabl, R. Püttner, A. v. Ramberg, R. Raupp, L. Ritter, J. G. Steffan, Fr. Voltz, J. Watter, J. Wopfner u. A.

Zweite Auflage.

☛ Die erste Auflage erschien unter dem Titel:

„Aus deutschen Bergen."

Gr. Folio-Format.

Preis in glänzendem Prachtband 24 *M.*

Inhalt: **Die Berge grüßen! — Vor den Bergen. — In den Bergen.** — I. Oberbayern. — II. Schwaben. — III. Salzburg. — IV. Die Seen des Salzkammerguts. — V. Giselabahn. — **Bergschlösser. — Das Bergdorf. — Städtisches Landleben. — Behüt' dich Gott. — Anhang.**

☛ **Das Werk enthält 36 ganzseitige Tondruckbilder und 180 größere und kleinere Textillustrationen.**

Digitized by Google

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Kaiser.

Roman

von **Georg Ebers.**

2 Bände. Preis broschirt *M.* 10.—; fein gebunden *M.* 12.—

Elegante u. solide

BUCH-EINBÄNDE

Specialität:

Halbfranzbände

Liebhaber-Band (Elzevir)

(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)

Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*

Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung

Carl Fraenkel

BERLIN, W.

Französische Str. 33d.

Festgeschenke und Neuh.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M.* 3, Orig.-Einb. *M.* 4.
—— Röm. Schlendertage. 4. Aufl. mit Titelbild. *M.* 5.60, Orig.-Einb. *M.* 6.50.
—— Marschenbuch. 2. Aufl. *M.* 6, Orig.-Einb. *M.* 7.50.
v. Bronsart, J., 5 Lieder für 1 Singstimme mit Pianobegleitung. *M.* 2.50.
—— 5 Weihnachtslieder für 1 Singstimme mit Pianobegleitung. *M.* 2.
—— 5 Gedichte v. Bodenstedt für 1 Singst. mit Pianobegleitung. *M.* 2.70.
Charl. Droste's Kochbuch für alle Stände. 2. stark verm. Aufl. *M.* 1.50, Orig.-Einb. *M.* 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. mit Titelbild. *M.* 4, Orig.-Einb. *M.* 5.
—— Die Hexe. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
Kaden, W., Italien. Gypsfiguren. *M.* 5.60, Orig.-Einb. *M.* 6.50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 4, Orig.-Einb. *M.* 5.
—— Nassreddin Chodja. Ein osman. Eulenspiegel. 3. Aufl. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
—— Balladen u. Bilder. 2. Aufl. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
Spaeth, H., Samenk. der Wahrheit. Grundwahrheit d. Christenthums in 32 Predigten. *M.* 7, Orig.-Einb. *M.* 8.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M.* 15. In 2 Orig.-Einbdn. *M.* 18.
—— Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. *M.* 6.75, Orig.-Einb. *M.* 8.25.
Volksbote. Volkskal. 1881. 44. Jahrg. Reich illustrirt 50 ₰.

Verl. d. **Schulze**'schen Hofbuchh. i. **Oldenburg.**

Prächtige Kinderschrift.

Im Flügelkleide.

Bilder und Reime aus der Kinderwelt.

Von

Julius Kleinschmidt und **Victor Blüthgen.**

Eleg. geb. Preis 5 *M.*

Dieses Kinderbuch in Greenaway'scher Manier wird als eine willkommene Gabe jedem Weihnachtstisch zur Zierde gereichen.

Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin.

Neuer Verlag von **W. Spemann** in **Stuttgart.**

Die Reliefs an der Balustrade der Athena Nike.

Nach neuen Zeichnungen und Entwürfen von

Ludwig Otto,

herausgegeben von

Reinhard Kekulé.

Mit Beiträgen von G. Loeschcke und R. Bohn.

7 Tafeln in Kupfer, 1 Plantafel in 2 Farben lithographirt und 16 Abbildungen im Text von 30 Seiten fol. gebunden *M.* 42.—

Jeder neue Fund und vor Allem die Ausgrabungen in Olympia haben die Augen dafür geöffnet, welche ausserordentliche und allem übrigen weit überlegene Höhe die monumentale Plastik Athens im Perikleischen Zeitalter für sich behauptet.

Den unvergleichlichen Schöpfungen der Parthenonsculpturen stellen sich zunächst und allein würdig zur Seite die kostbaren Ueberreste der Reliefs, welche die Balustrade des Tempels der Athena Nike am Eingang der Akropolis zu Athen schmückten. Die daran angebrachten Siegesgöttinnen verzierten Trophäen zu Ehren der Göttin aus und brachten die Opferthiere in feierlichem Zug zu ihrem Altar. Diese Reliefs, welche sich noch alle in Athen befinden und daher im Original nur den Besuchern Athens, in Gipsabgüssen und Abbildungen nur in einzelnen Proben bekannt waren, sind in der vorliegenden Publikation zum erstenmale vollständig mitgetheilt. In die Publikation sind aufgenommen auch die im Frühjahr dieses Jahres vom Baumeister Bohn ausgegrabenen Stücke, deren Fund so grosses Aufsehen machte.

Die Tafeln sind von dem Historienmaler Ludwig Otto, dessen Reproduction der Tanagrafiguren so vielen Beifall gefunden hat, mit Feder gezeichnet, dann von Klič in Wien in Kupferlichtdruck reproducirt und unter Aufsicht des Herrn Professor Louis Jacoby in Kupferstich retouchirt worden.

Ludwig Otto hat sämmtlichen Stücken und Fragmenten Ergänzungsskizzen beigesellt und auf einer Tafel zusammenfassende Entwürfe gegeben.

Tafel VIII enthält die erste ganz vollständige und genaue Aufnahme der Terrasse des Tempels, mit Benutzung der Resultate der von ihm selbst gemachten Ausgrabungen gezeichnet vom Baumeister Herr R. Bohn.

Soeben erschien bei Duncker & Humblot in Leipzig und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Weltgeschichte.

Von **Leopold von Ranke.**

Erster Theil: Geschichte des alten Orients und der Griechen.

2 Bände in Groß-Octav. Preis brosch. 18 *M.*, geb. 21 *M.*

Die Weltgeschichte L. von Ranke's wird in ca. 6 Theilen erscheinen, von welchen einzelne mehrere Bände umfassen werden. — Eine Aufnahme in die „Sämmtlichen Werke" findet erst nach Vollendung des Werkes in der Separatausgabe statt.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** SW., Krausenstraße 36, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van' Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Digitized by Google

Festgeschenke aus dem G. Grote'schen Verlage in Berlin.

Neue billige Pracht-Ausgabe von
Goethe-Ramberg,

Hermann und Dorothea

mit 8 Photographien.

Großes Folio-Format; in elegantem Goldschnitteinband. Preis 12 Mark.

Die Zahl der Kunstwerke, die man ohne langes Besinnen jedem Hause schenken kann, ist nicht groß; hier ist ein solches und deshalb sei es allgemein empfohlen.

„Der Abschied" von Paul Thumann
aus
Friedrich Bodenstedt's

Album deutscher Kunst und Dichtung.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.
In gediegenster Ausstattung und Prachtband *M.* 18.50.

Julius Wolff's Dichtungen.

Till Eulenspiegel redivivus.
Achte Auflage.

Der wilde Jäger.
Neunte Auflage.

Der
Rattenfänger von Hameln.
Zwölfte Auflage.

Tannhäuser.
2 Bände. Dritte Auflage.

Preis pro Band leicht cart. 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark. „Tannhäuser" ist auch in einen Band gebunden à 7 Mark 20 Pfg. zu haben.

Illustrirte Classiker.

Goethe's Werke.
Ausgabe in 20 Bänden; eleg. geb. in 10 Bände. *M.* 30.—
Ausgabe in 30 Bänden; eleg. geb. in 16 Bände. *M.* 45.—

Schiller's Werke.
Ausgabe in 6 Bänden; eleg. geb. *M.* 22.50.
Ausgabe in 8 Bänden; eleg. geb. *M.* 30.—

Lessing's Werke.
8 Bände. Eleg. gebunden *M.* 30.—

Hauff's Werke.
4 Bände. Eleg. gebunden *M.* 15.—

Körner's sämmtliche Werke.
2 Bände. Eleg. gebunden *M.* 6.—

Chamisso's Werke.
2 Bände. Eleg. gebunden *M.* 7.50.

Shakespeare's dramatische Werke.
8 Bände. Eleg. gebunden *M.* 30.—

Walter Scott's Romane.
12 Bände. Eleg. gebunden *M.* 45.—
Auch zu beziehen als: 1. Serie. (Bd. 1—6.) Eleg. geb. *M.* 22.50. 2. Serie. (Bd. 7—12.) Eleg. geb. *M.* 22.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

G. Grote'scher Verlag in Berlin.

Hierzu Beilagen von folgenden Verlagshandlungen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, Wilh. Engelmann in Leipzig, A. Hartleben's Verlag in Wien, Paul Neff in Stuttgart und Otto Wigand in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 25. December 1880. Band XVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

MUSEUM

Inhalt: „Die Secession." Von Agrippa. — Die Eigenthumsfrage. Von Adolph Samter. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Weihnachten. Von J. Trojan. — Ernst Wicherts Heinrich von Plauen. Von Johannes Proelß. — Schwarze und weiße Weihnachten. Von Max Goldstein. — Jähns' Geschichte des älteren Kriegswesens. Von A. P. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: Haus Lonei. Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf L'Arronge. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

„Die Secession."

Unter der Aufschrift „Die Secession" ist eine Broschüre erschienen, welche die Aufmerksamkeit der Politiker berechtigter Weise auf sich lenkt. Sie ist nächst einer kurzen im Sommer geschehenen Veröffentlichung das erste Wort, das die neugebildete Partei der Secessionisten an die Bevölkerung des Landes richtet. Der Austritt einer Reihe Liberaler aus der bisherigen nationalliberalen Partei war lange Zeit erwartet worden, man hatte nicht einmal begriffen, weshalb er sich so sehr verzögerte. Und als er endlich geschah, verstand man nicht, warum die vollzogene Trennung mit einer gewissen unverkennbaren Schüchternheit publicirt wurde. Die Färbung, welche die neue Partei als ihr Kennzeichen aufzuweisen schien, war für viele gebildete Politiker recht anziehend. Sie verband dem äußeren Befunde nach die dem unabhängigen Liberalen erwünschte Dosis von Freiheitssinn mit dem für den Vaterlandsfreund unentbehrlichen Streben nach Regierungstüchtigkeit. Gewiß hat auch mancher Fortschrittsmann der neuen Formation heimliche Sympathien entgegengebracht. Denn es gibt Fortschrittsleute genug, zumal in den Provinzen, welche sich nur deshalb so weit nach links gewendet haben, weil ein Mittelglied zwischen ihrer Partei und den Nationalliberalen bislang fehlte.

In dem Verfasser der Broschüre darf man ohne Bedenken einen der herrvorragendsten Führer der Secessionisten erkennen. Schon a priori ist anzunehmen, daß nur ein solcher unter Zustimmung seiner politischen Freunde es gewagt habe, ein erstes gewichtiges Wort Namens der Partei zu sprechen. Die Eleganz der Form, die pointirte Feinheit der Diction verräth den hochgebildeten Dialektiker, die Wärme, von der das Ganze durchsogen ist, läßt den vaterlandsliebenden, zugleich den berufsmäßigen Politiker erkennen.

Diese Vorzüge können indeß nicht in erster Linie ins Gewicht fallen, wenn es sich, wie hier, um die Kundgebung des Programms einer neuen politischen Partei handelt. Hier würde selbst eine mehr holperige Darstellung, eine weniger ideenreiche, minder elegante Entwickelung hingenommen werden, wenn das Programm nur befriedigende Mittheilungen über die Kardinalfrage böte: was die Partei bringe, was die Ursache ihres Entstehens sei, wie ihre Ziele beschaffen seien, welche Wege sie einzuschlagen gedenke. Und ob die Broschüre in dieser Hinsicht dem wohlwollenden Leser Befriedigung gewährt oder ihm eine Enttäuschung bereitet habe, das ist eine andere Frage.

Der Ideengang der 77 Druckseiten umfassenden Schrift läßt sich in drei große Hauptabschnitte zerlegen. Der erste dient der Erklärung, daß man sich definitiv von der nationalliberalen Partei getrennt habe, und daß die neue Partei in Opposition zu der Politik des Reichskanzlers treten werde. Obwohl dieser mehrere Capitel umfassende Abschnitt der größte von allen ist, so bietet er für denjenigen, welcher den Reichstagsverhandlungen der letzten Session gefolgt ist, wenig Neues. Der Verfasser gibt eine mit vielfachen interessanten Aperçus durchflochtene Recapitulation der von Gereizheit und Gekränktheit erfüllten Aeußerungen und Urtheile des secessionistischen Theils der Nationalliberalen. Selbstverständlich gestaltet sich dieser Abschnitt im Grunde zu einem heftigen Angriff gegen den Reichskanzler. Zwischen den wiederholten Bemühungen, der Größe des Kanzlers, seiner urwüchsigen Kraft und Genialität und seinen imposanten Leistungen Anerkennung zu zollen, blitzen zahllose Merkzeichen einer grenzenlos[illegible]ntipathie auf, und zwar so hell, daß sie in ihrer Gesam[illegible]eit jenes krampfhafte Streben nach Objectivität gänzlich in den Schatten stellen. Wäre der Kanzler so, wie er in diesem Theile der Schrift dargestellt ist, dann müßte man sagen, er sei eine der abstoßendsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Es [illegible]e nicht zu verstehen, wie die Natur sich so vergriffen haben könnte, gerade diesen Mann auszuwählen, um dem deutschen Volke das Ziel seiner vielhundertjährigen Sehnsucht erringen zu helfen. Das möchte aber noch hingehen; man weiß ja, daß die neue Partei hervorgegangen ist aus den verbitterten Elementen einer anderen; und der Verbitterung kann man Manches zugutehalten, wenn es auch nicht gerade hoffnungsvoll ist, daß die neuen Früchte auf einem von solcher Stimmung durchtränkten Boden emporwachsen sollen. Nicht zu billigen aber, sondern offen zu verurtheilen ist es, wenn bei dieser Gelegenheit historische Unwahrheiten mit unterlaufen; und es kann dem Verfasser der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er sich von solchen nicht frei hält. Er kennzeichnet Bismarck als den alten unverbesserlichen Junker, der den Traditionen der preußischen Junker gemäß die Einheitlichkeit stets mißachtet, und auch bei der Herstellung des Reiches nur insoweit angestrebt habe, als sie für die Macht nach außen nothwendig war. „Eines allein war wichtig: ein möglichst großes Heer, ein Oberbefehl, eine leitende Hand, zu alledem das nöthige Geld und damit basta" heißt es wörtlich. Im Uebrigen soll es dem Kanzler ganz recht gewesen sein, von dem schnörkelhaften und schwerfälligen Plunder des alten Bundesinventars so viel wie möglich in die neue Ordnung hinüberzunehmen. Dieser Theil der Darstellung gipfelt dann in einem Satze, welcher wörtlich lautet: „Mainlinie, bayerische Reservatrechte mit der barocken itio in partes,

Digitized by Google

württembergische, badische Sonderrechte, klimperkleine Landeshoheiten, Reichsland in nebelhaftem Staatsgewande, alles vortrefflich, je bunter, je besser; nur doctrinäre Narren verlangen Einheit und Gleichmaß." — Es ist tief zu bedauern, daß der Verfasser diesen Satz geschrieben hat, der, wenn die Historiker künftiger Tage unglücklicher Weise auf die vorliegende Broschüre als alleinige Quelle der Forschung angewiesen wären, eine eclatante Geschichtsfälschung zu Wege bringen müßte. Die Mainlinie soll Bismarcks Wünschen entsprochen haben, während Jedermann doch weiß, daß die freie Handlungsbefugniß Preußens nördlich vom Main das Aeußerste war, was sich im Nikolsburger Frieden dem nur momentan zu Boden geworfenen Oestreich unter den drohenden Augen Frankreichs abtrotzen ließ. Die bayerischen Reservatrechte wären nach Bismarcks Geschmack gewesen, während er sie einfach hinnehmen mußte, nachdem die bayerischen Staatsmänner in kluger Erkenntniß der Verhältnisse die aus den Siegen gegen Frankreich emporgewachsene deutsche Einheitsbewegung dadurch geschickt zu meistern begonnen hatten, daß sie ihrem Könige riethen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Offenbar nicht aus Sentimentalität, sondern auf wohlersonnenen Rath hin bot König Ludwig dem preußischen Könige die Kaiserkrone an, indem er sich gleichzeitig jene Reservatrechte vorbehielt. Hätte man Bayern zur Zeit zwingen sollen, sich auch ohne Reservatrechte zu beugen, hätte man es vielleicht unternehmen sollen, dem getreuen Verbündeten um der Beseitigung jener Vorbehalte willen das siegreiche Schwert in den Rücken zu stoßen? Wenn das der Verfasser meint, so sollte er es nur aussprechen, wenn nicht, was bezweckt er mit jenem Vorwurf? Und gar die klimperkleinen Landeshoheiten! Wer weiß nicht in deutschen Landen, daß die preußischen Eroberungen von 1866 im Dienste der deutschen Einheitsidee geschahen und nur aus diesem Gesichtspunkte den Beifall des preußischen wie des deutschen Volkes gefunden haben? „Alle, die mit mir sind im Dienste der deutschen Einheitsidee, will ich beschirmen wie mich selbst; nur wer gegen mich ist, soll mein Feind sein" — das war die Parole, mit der Preußen auszog. Ein Zoll breit Landes der klimperkleinsten unter den verbündeten Landeshoheiten entrissen, hätte den preußischen Befreier auf das Niveau des gemeinen Eroberers herabgedrückt. Ist das dem Verfasser der Broschüre entgangen, und wenn nicht, wie ist es zu begreifen, daß er sich zu Anschuldigungen hinreißen läßt, die dem erhitzten Redner der parlamentarischen Debatte wohl einmal entschlüpfen können, die aber dem Programm einer neuen politischen Partei unter allen Umständen fern bleiben müßten?

Kürzer, jedoch weit wichtiger ist der zweite Abschnitt der Schrift, welche den Zweck hat, sich mit der Bevölkerung des Landes wegen der Compromißpolitik der Nationalliberalen auseinanderzusetzen. Es ist selbstverständlich, daß die Secessionisten, deren Führer ehedem zu den tonangebendeu Führern der Nationalliberalen gezählt haben, diese interessante Frage auf breitester Basis erörtern mußten. Denn die Compromißpolitik war so sehr kennzeichnend für die Nationalliberalen geworden, daß sie ein weit lebendigeres Merkmal der Partei war, als selbst der Liberalismus. Sind nun auch diese Führer ausgeschieden, so haben sie doch ihre Natur nicht so verändert, daß sie ihr früheres Verhalten schlechthin desavouiren könnten. Und dies um so weniger, als sie sämmtlich Männer in vorgerückten Jahren sind, welche sich des Vorwurfes jugendlicher Unbesonnenheit nicht zeihen werden, und deren bedeutsamste politische Thätigkeit, wenn sie einst die Summe ihres Lebens ziehen, gleichviel was noch kommen mag, höchst wahrscheinlich in jener nun abgeschlossenen Epoche zu finden sein wird. Wer also aus einer solchen Compromißpartei ausscheidet, um frei von ihr weiter parlamentarisch thätig zu sein, der muß doch vor Allem bekennen, wie er es mit den Compromissen künftig zu halten gedenke. Riskirt es ja der Secessionist, daß der Nationalliberale ihm bei der nächsten Gelegenheit das alte, liebgewordene Spiel zu wiederholen, entgegenruft, wie Gretchen dem Faust:

Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast 's Küssen verlernt?

Hier bringt die Broschüre, was Manchen überrascht, aber gewiß Wenige erfreut. Der Verfasser ist weit davon ab, in jenem gewohnheitsmäßigen Compromißschließen einen Fehler zu erkennen. Er sucht vielmehr darzulegen, daß alle Parteien zu allen Zeiten und bei allen Völkern zu derlei Vereinbarungen genöthigt gewesen seien, und immer genöthigt sein werden. Ja er wirft den Fortschrittsmännern in der Form eines Lobes die sanfte — vielleicht nicht ganz unzutreffende — Beschuldigung an den Hals, daß gerade die einsichtsvollen unter ihnen ihr stets negatives Verhalten mehr in der Hoffnung auf Nichterfolg als auf Erfolg ihres eigenen ablehnenden Votums gewagt hätten. Jenes so viel verspottete Abschließen von Compromissen wäre, wenn der Verfasser der Broschüre Recht behalten kann, sogar die einzig vernünftige politische Taktik; und mit keinem Wort geht aus der Broschüre hervor, daß die neue Partei, wenn es sich einmal wieder verlohnen sollte, nicht geneigt sein würde, auf diese Species der politischen Action zurückzukommen. Die Sache hat eine vielleicht geringe praktische Bedeutung; aber von moralischem Standpunkte ist sie ungemein wichtig, zumal die ganze Schrift einen Ton der Unfehlbarkeit athmet, der selbst auf den leidenschaftslosen Urtheiler herausfordernd wirkt. Deshalb muß ausgesprochen werden, daß es sich doch mit der Compromißpolitik der nationalliberalen Partei ganz anders verhalten hat, vielleicht jetzt, wo die secessionistischen Elemente ausgeschieden sind, wiederum ganz anders verhalten wird. Freilich kann man das ganze Thun und Treiben jedes einzelnen Menschen von einem gewissen Gesichtspunkte aus als eine fortlaufende Reihe von Compromissen betrachten. Niemand ist frei in seinem Handeln, Jeder thut das Meiste ganz oder theilweise gezwungen, oder wenigstens unter dem Drucke von Umständen, die seinem Willen entgegentreten. Auch im Parlamente findet in diesem Sinne ein fortwährendes „sich von Fall zu Fall Verständigen" statt, zumal in Versammlungen, die, wie der deutsche Reichstag, aus einer ungewöhnlich großen Zahl kleiner, für sich allein nicht herrschender Fractionen gebildet ist. Das war aber bei weitem nicht der Inhalt jener nationalliberalen Compromisse, die Jahre hindurch auf allen Seiten Spott und Abneigung hervorgerufen haben.

Die nationalliberale Partei entstand im unmittelbaren Anschluß an die Ereignisse von 1866, welche das hohe Ziel der Einigung Deutschlands mit einem Schlage in eine überraschende Nähe gerückt hatten. Diejenigen Liberalen, welche mehr Neigung zu positiven Leistungen als zu systematischer Opposition hatten, begaben sich in den Dienst dieses hohen und edlen Zieles. Ein Gleiches that der Bundeskanzler. Bei aller Verschiedenheit der Ansichten begegnete man sich in solchem Bestreben. Weder wurden jene Liberalen conservativ, noch wurde der Bundeskanzler wirklich ein Liberaler. Aber man empfand gegenseitige Sympathien im Dienste der Einheitsidee. Zweifellos sind der deutschen Sache daraus große Vortheile erwachsen. Indeß, bald nach dem französischen Kriege und der äußeren Erreichung des Zieles änderte sich die Sachlage. Die nationalliberale Partei erfuhr durch allzu bereitwillige Aufnahme nicht ganz homogener Elemente eine Art von Verwässerung; die Partei wurde das Eldorado derjenigen politischen Streber, welche mit der Ergebenheit gegen die Regierung, der Neigung ihr im Parlamente zu dienen, ein bischen liberales Vergnügen verbinden wollten. Und die Führer, verwöhnt durch die Macht, welche die Herrschaft über eine so große Fraction ihnen gewährte, sich nicht mit Unrecht als halbe Minister fühlend, acceptirten die Ausdehnung der Partei auf Kosten ihres Metallgehaltes. Die nationalliberale Partei ging seit 1871 abwärts, der Reichskanzler aufwärts. Für ihn befestigte sich in dem Herzen des Volkes, und zwar aller Parteien, ein bewunderndes Vertrauen, das in seinen Leistungen wurzelte und kaum jemals wieder schwinden wird. Er seinerseits erblickte in den Nationalliberalen nicht den Gipfel alles politischen Glücks,

Digitized by Google

hatte ein richtiges Gefühl für ihre Verwässerung, für die Abnahme ihrer Popularität und für das Schwinden ihrer Macht. So entstand nach und nach ein höchst anomales Verhältniß. Die Nationalliberalen wollten bismarckisch sein und konnten es nicht. Sie erklärten sich als des Kanzlers Verbündete und wurden jezuweilen von ihm desavouirt. Nach außen prahlten sie mit ihrem Einfluß auf die Regierung — der im Schwinden war, nach innen drohten sie Bismarck mit ihrer Macht — an welche dieser nicht glaubte. Dieses abgeschmackte Spiel wiederholte sich bei jedem wichtigen Gesetz: in den zweiten Lesungen stolze Drohungen, in den dritten ein Ohnmacht verrathendes Nachgeben, bis in dem ersten Momente, als die ernsthafte Zumuthung einer gänzlichen Verleugnung ihrer Traditionen an die Partei herantrat, diese auseinanderplatzte und in die beiden Theile zerfiel, deren einem Bismarck, deren anderem gewisse wirthschaftliche Grundsätze das wichtigere Ingrediens der Mischung zu sein schienen. Daß ein solcher Zustand der correcte sei, in welche alle politischen Parteien gerathen könnten oder müßten, mag der Verfasser der Broschüre wohl behaupten; er hat aber wenig Aussicht, damit Glauben zu finden. Es mag ganz richtig sein, daß dieses Verhalten der Nationalliberalen manche Gesetze zu Stande gebracht hat, die sonst heute nicht existirten; — aber was ist damit bewiesen? Doch nicht etwa, daß man sich so verhalten solle? Und wenn der Verfasser dies meint, wenn er Namens der neuen Partei die Politik der Compromisse ausdrücklich billigt, wozu dann der Lärm, wozu die Secession?

Auf diese Frage gibt in der That auch erst der dritte Abschnitt der Broschüre Auskunft, derjenige, welcher die wirthschaftlichen Gegensätze behandelt. Jedem aufmerksamen Leser der Schrift wird an diesem Abschnitte eines ohne weiteres klar: auf dem Gebiet der wirthschaftlichen Fragen fühlt sich der Verfasser am meisten heimisch, sie sind sein eigentliches Feld. Er ist ein Anhänger des Freihandels, nein, ein Fanatiker desselben. Er bekämpft seine Gegner nicht, er verachtet sie, er tritt sie mit Füßen, er läßt über die Frage: ob Freihandel ob Schutzzoll? nicht einmal eine Discussion zu. Ihm ist Gegner des Freihandels beinahe identisch mit Verbrecher. Demgemäß ist auch die Darstellung des dritten Abschnittes gehalten. Es hagelt Püffe nach allen Seiten. Keineswegs wird etwa eine erschöpfende Erörterung schutzzöllnerischer Bestrebungen geboten; der Schutzzoll wird nur aus dem Gesichtspunkte der Vortheile behandelt, welche die geschützten Industriellen daraus zu ziehen vermögen. Nur aus diesem Gesichtspunkte scheint er dem Verfasser auch verständlich und aus demselben Grunde übrigens ein wirksames Lockmittel in der Hand desjenigen, welcher durch schutzzöllnerische Concessionen andere politische Zwecke leichter erreichen will.

Es handelt sich in diesen Zeilen nicht um Freihandel und Schutzzoll; keinem der beiden Principien soll das Wort geredet werden. Ob es nach der wirthschaftlichen Seite ein für alle Völker ausreichendes Generalrecept gibt, ob Adam Smith seine unsterblichen Lehren auch als für Deutschland gemeingültig erachtet habe, ob nicht überhaupt das Wohl des Vaterlandes das einzig erstrebenswerthe Ziel ist, welchem Freihandel und Schutzzoll, je nachdem der eine und der andere den concreten Verhältnissen mehr entspricht, vorwiegend anzupassen ist — das Alles ist hier nicht Gegenstand der Erörterung. Vielleicht ist der Freihandel das schönste idealste Ziel, der Schutzzoll die unwillkommene Beschränkung, welche ein Volk im Interesse seiner Selbstständigkeit sich auferlegt, — weder das Eine noch das Andere kommt an dieser Stelle in Betracht. Aber wichtig ist es hier zu constatiren, daß die neue Partei, wenn die vorliegende Schrift als ihr officielles Programm zu gelten hat, die Freihandelsfrage zum Ausgangspunkt der Secession genommen hat. Und wenn zur Rechtfertigung dessen in der Broschüre ausdrücklich bemerkt wird, daß in einer und derselben politischen Partei niemals Raum für die entgegengesetzten wirthschaftlichen Auffassungen sei, so mag dieser Zusammenhang dem von wirthschaftlichen Fragen völlig präoccupirten Verfasser wohl sehr willkommen sein; — aber so willkommen er ihm ist, so unbewiesen steht er da. Unbewiesen nicht blos, sondern desavouirt von der Entwickelung aller großen Culturvölker. Weder sind die englischen Freihändler sämmtlich liberal, noch sind die amerikanischen und französischen Schutzzöllner alle conservativ. Nur dadurch unterscheiden sich vielleicht diese drei Völker von dem deutschen, daß sie sich auf ihre materiellen Vortheile besser verstehen als dieses, und daß sie denjenigen mit Spott zurückweisen, der in wirthschaftlichen Fragen Principien reiten will. Die Meinung, daß Jeder, der vom Schutzzoll gewisse Vortheile erwartet, ein roher Empiriker sei, welcher die erhabene Wissenschaft mit Füßen trete, daß andererseits selbst ein Mann wie Bismarck trotz mehrjähriger Studien der wirthschaftlichen Verhältnisse durchaus und für alle Zeit unfähig sein soll, sich etwas von jener Wissenschaft zu eigen zu machen, welche in der Broschüre als die allein heilbringende erachtet wird, ist eine ausschließliche Eigenthümlichkeit des in ihr vertretenen Standpunktes. Zu dieser Bismarck zugeschriebenen unüberwindlichen Ungelehrigkeit ließe sich leicht eine vernichtende Parallele ziehen in dem Hinweis auf gewisse jetzt den Secessionisten angehörige Führer der nationalliberalen Partei, welche in Fragen, die ihren Studien und ihrer Berufsthätigkeit durchaus fern lagen, oft so rasch und so vorlaut als Meister aufgetreten sind. Man kann also resümiren: Die Secessionisten verdammen nicht die politische, sondern nur die wirthschaftliche Position der Partei, von der sie sich getrennt haben. Darin allein liegt das Unterscheidungsmoment zwischen alter und neuer Fraction. Weil sie sich aber von ihren früheren Freunden getrennt haben und sich nun im Gegensatz zur Regierung wissen, werden sie die so lange stiefmütterlich behandelten liberalen Principien auch sonst energischer anfassen. Bietet sich aber künftig wieder die Gelegenheit eines Zusammengehens mit der Regierung auf wirthschaftlichem Gebiete, so ist auch die Rückkehr zu den alten Gewohnheiten im Bereiche der Politik nicht ausgeschlossen.

Daß die Partei mit solchem Programm die auf sie von manchen Seiten gesetzten Hoffnungen erfüllen werde, ist billig zu bezweifeln. Neue politische Parteien haben in Deutschland nur dann eine Berechtigung, wenn sie eine Erhöhung des Standpunktes aufweisen. Verbitterung ist überdies Gift für den Politiker. Und wie der deutsche Parlamentarismus im Augenblicke beschaffen ist, wäre einer neuen Partei nichts unentbehrlicher, als neue, frische, gänzlich unverbrauchte Kräfte. Vor Allem aber muß der deutsche Politiker, der im Jahre des Heils 1880 eine neue Partei schafft, mit der Erscheinung Bismarcks zu rechnen verstehen. Wem bei seinem politischen Vormarsch Bismarck wie ein schwerer Balken quer über dem Wege liegt, der möchte gut thun, sich auch ein wenig auf sich selbst zu besinnen. Nur wer mit Bismarcks Größe zu rechnen versteht, kann seinem Volke derzeit erfolgreiche Dienste leisten.

Agrippa.

Die Eigenthumsfrage.

Von Adolph Samter.

(Schluß.)

Ein überwiegend ungünstiger Erfolg für das Gesellschaftsleben ist bei dem Eigenthum zu constatiren, welches zum Verborgen benutzt wird. Es soll nicht geleugnet werden, daß das Ausleihen von Kapital mannichfachen Nutzen schafft, ja auf dem Boden unserer Wirthschaft unerläßlich ist, doch darf man sich nicht gegen die Thatsache verschließen, daß das Borgsystem, wie es durch den Kapitalismus unserer Zeit ins Werk gesetzt ist, unhaltbare Zustände geschaffen hat. Bei diesem Verborgen kehrt das Eigeninteresse seine bedenklichste Seite heraus, wie solche beim Wucher sich in der widerlichsten Weise kundgibt. Das Resultat ist weitreichende Herrschaft der Kapitalmacht, weit-

*

Digitized by Google

getriebene Abhängigkeit der verschiedenen wirthschaftlichen Klassen. Das Borgsystem ist einer der wundesten Flecken des privatwirthschaftlichen Systems.

Also: das private Nutzeigenthum, sowie das zum Eigenbedarf zur Verwendung kommende Productiveigenthum ist unbedingte gesellschaftliche Nothwendigkeit; das für gesellschaftliche Bedürfnisse zur Verwendung kommende private Productiveigenthum vermag nur bedingte Geltung zu beanspruchen; seine Wirksamkeit ist zu intensiv, als daß man auf sie Verzicht leisten könnte, aber sie ist mit Nachtheilen begleitet, welche Gegenbestrebungen herausfordern. Das Leiheigenthum stellt sich zunächst noch als Nothwendigkeit heraus, droht aber am meisten in seinem unhaltbaren Bau zusammenzubrechen. Von einer Abschaffung oder fundamentalen Untergrabung des Privateigenthums darf keine Rede sein; aber eine Ergänzung, eine Correctur, wie Wagner sich ausdrückt, stellt sich als unabweisbar heraus.

Wesentlich andere Gesichtspunkte und Erscheinungen bietet das Eigenthum dar, das in den Händen der Genossenschaften zur Verwendung kommt. Der beim Privateigenthum wirksame Einzelwille wird durch einen Majoritätswillen ersetzt; das Eigeninteresse fehlt zwar nicht, macht sich aber nur quotenweise geltend und muß seinen Ersatz im Gemeininteresse finden. Letzteres mag ein höheres ethisches Moment in sich schließen, als das nackte Eigeninteresse, aber es ist deshalb nicht geeigneter, als materieller Hebel für die Verwendung des Eigenthums zu dienen. Der hier berührte Unterschied macht sich ganz besonders bei dem Productiveigenthum geltend. Dasselbe fordert stramme Directive, und diese vermag der Majoritätswille weniger erfolgreich als der Einzelwille ins Werk zu setzen. Der Erfolg der productiven Verwendung drängt sich den einzelnen Genossen nicht mit derselben Unmittelbarkeit auf, wie es beim Privateigenthum dem Einzeleigenthümer gegenüber der Fall ist. Das genossenschaftliche Productiveigenthum wird mithin nicht so wirksam in Bewegung gesetzt, als das Privateigenthum.

Dieses ist jedoch nicht allgemein zutreffend. In den weitaus meisten Fällen kann das Productiveigenthum nicht von dem Eigenthümer selbst zur Verwendung gebracht werden, sondern er muß sich dazu Lohnarbeiter bedienen. Hierdurch erhält das gerühmte Eigeninteresse bei dem Privateigenthum ein anderes Aussehn. Nur wo der Eigenthümer selbst (bezw. mit der Familie), also für den Eigenbedarf, oder mit Hülfe von nur wenigen Arbeitern, also im Kleinbetriebe thätig ist, verdient das private Productiveigenthum unbedingt den Vorzug vor jeder andern Eigenthumsgestaltung; bei den Unternehmen, welche eine größere Anzahl Mitarbeiter erfordern, also im Großbetriebe, ist das Interesse der Genossen wirksamer, als bei dem durch Hülfe von Arbeitern ins Werk gesetzten privaten Productivbetrieb.

Diese Frage der größeren oder geringeren Wirksamkeit des privaten oder genossenschaftlichen Betriebes tritt übrigens vor der Thatsache zurück, daß das Productiveigenthum der Privaten, einzeln zur Verwendung gebracht, nicht mehr genügt, den Productionsansprüchen zu genügen. Diese fordern vielmehr das Zusammenlegen von Einzelvermögen, d. h. genossenschaftliches Productiveigenthum. Es ist dem Umstande zuzuschreiben, daß Productivgenossenschaften bisher in verhältnißmäßig geringem Umfange existiren, daß die Bedeutung des genossenschaftlichen Eigenthums nicht ausreichend gewürdigt ist. Dem scharfen Beobachter der gesellschaftlichen Entwickelung wird es nicht entgehen, daß das genossenschaftliche Eigenthum dazu berufen ist, eine große Rolle zu spielen. Ausschließlich zu existiren, hat es keine Berechtigung, aber es bildet den nächsten Schritt aus dem ausschließlichen Privateigenthum und zugleich den geeigneten Uebergang zu dem Collectiv-, dem Staats- und Gemeindeeigenthum.

Das Staats- und Gemeindeeigenthum, obwohl es ebenso vollgültiges Eigenthum ist wie das Privateigenthum, bewegt sich auf einem von diesem wesentlich verschiedenen Boden. Beim Privateigenthum handelt es sich der Hauptsache nach um Sonderinteressen, bei dem Staatseigenthum um die Gesammtheit. Und ebenso verschieden sind die Triebräder. An Stelle des beim Privateigenthum waltenden einheitlichen Willens und vollen Eigeninteresses kommt bei dem Staatseigenthum der Wille durch die hierzu bestimmten Staatsorgane zur Geltung, zu dessen Vollzug ein mehr oder minder weitläufiger Apparat ins Werk gesetzt werden muß, und das Eigeninteresse muß durch die Pflichttreue der Staatsbeamten ersetzt werden. Der Zusammenhang zwischen Privateigenthum und Privateigenthümer ist der denkbar innigste, zwischen Staatseigenthum und Staat schiebt sich eine mehr oder minder große Kluft.

Dieser Unterschied macht sich bereits beim Nutzeigenthum, welches der Staat zu den Zwecken der Gesellschaft verwendet, geltend, und bietet beachtenswerthe Gesichtspunkte dar, auf welche hier einzugehn wir uns jedoch versagen müssen; derselbe tritt ebenfalls ganz besonders scharf bei dem Productiveigenthum hervor. Die Frage, wie sich das Productiveigenthum des Staates zu gestalten hat, ist im vollsten Sinne des Wortes die Frage der gesellschaftlichen Zukunft, in ihrer Falte ist die jetzt die Welt bewegende sociale Frage enthalten.

Während bei den Einzelpersonen von einer Production für den Eigenbedarf nur in beschränktem Umfange und zwar gemeinhin nur in der bäuerlichen Wirthschaft die Rede sein kann, gewinnt dieselbe bei dem Staate und der Gemeinde angesichts der umfangreichen Consumtion eine große Bedeutung, und es wirft sich sofort die Frage auf, ob die Production der betreffenden Güter der Privatindustrie überlassen, oder vom Staate betrieben werden soll. Bereits hier macht sich die Productivitätsfrage geltend. Da wo das Privateigenthum wirksamer zur Verwendung gebracht werden kann, wie im Kleinbetrieb, empfiehlt es sich von der Staatsproduction Abstand zu nehmen, und diese nur dann eintreten zu lassen, wenn ein Betrieb im Großen anwendbar und angebracht ist. Der Staatsbetrieb ist überall geboten, wo die Privatunternehmen einen monopolistischen Charakter annehmen können, und die Gefahr vorliegt, daß der Staat (oder Gemeinde) in Abhängigkeit kommen können. Unter den socialpolitischen Rücksichten, die hier in Frage kommen, mag nur hervorgehoben worden, daß der Staat, nicht wie die Großindustrie, die kleinen Betriebe unterdrücken darf, und er Gelegenheit hat, und solche benutzen muß, die gesellschaftlich so wichtigen genossenschaftlichen Betriebe zu fördern.

Mehr noch als bei Beschaffung der Befriedigungsmittel für den Eigenbedarf des Staates tritt bei der Production der Güter für die Bedürfnisse der Gesellschaft seitens des Staates die Productivitätsfrage in den Vordergrund. Vorweg muß anerkannt werden, daß das productive Staats- oder Gemeindeeigenthum weniger intensiv arbeitet, als das Privateigenthum, diesem daher vom Standpunkt der Production nachsteht. Hiermit ist jedoch wenig entschieden. Zunächst gibt es Productionsbetriebe, an welche die Einzelthätigkeit nicht heranreicht, und selbst die Thätigkeit der Actiengesellschaften und Genossenschaften sich als unzureichend erweist, hier ist also die Verwendung des Staatseigenthums an sich geboten, aber auch da, wo die Productivitätsfrage zu Gunsten des Privateigenthums und der freien Personenverbände ausfällt, ist die Verwendung des Staatseigenthums nicht zu entbehren. Nicht die Production, die Vertheilung des Wirthschaftsertrags ist das Ziel der Wirthschaftsbewegung, und um ihretwillen, der Vertheilung des Volkseinkommens wegen, darf der Staat bei dem Productionsproceß nicht müßiger Zuschauer bleiben, vielmehr ist hier der Punkt, wo er in Erfüllung seiner weitreichenden Aufgaben einzusetzen hat. Die Function des Productiveigenthums erstreckt sich nicht auf Herstellung der Güter, sondern sie führt den Producenten ihr Einkommen zu, und weil die Vertheilung des Einkommens der Machtsphäre des Staates nicht vorenthalten werden darf, muß ihm die Verwendung von Productiveigenthum zuerkannt werden. Das Productiveigenthum in den Händen des Staates soll nicht nur Productionsmittel, sondern Factor der Einkommensvertheilung sein.

Der Gesichtspunkt, welcher den Staat bei Verwendung des Productiveigenthums zu leiten hat, ist von dem der Privateigen-

Digitized by Google

thümer fundamental verschieden. Jene wollen sich durch die productive Verwendung des Eigenthums lediglich ein Einkommen verschaffen, für sie ist dieses der Zweck und alles Uebrige, auch der Arbeiter, Mittel. Der Staat soll bei der productiven Verwendung des Eigenthums einen anderen Zweck verfolgen; bei ihm soll nicht der Erwerb, sondern das gesellschaftliche Wohl das Ziel der Verwendung des Privateigenthums sein; speciell der Arbeiter wird hier Zweck, nicht wie bei der Privatwirthschaft Mittel. Der bei dem Privateigenthum vorherrschende finanzielle Gesichtspunkt wird vertauscht mit den höchsten Zwecken der Gemeinschaft, im Dienste der arbeitenden Volksklassen verwandt zu werden.

Die hierbei dem Staate erwachsenden Aufgaben sind folgende. Der Staat hat seinerseits der Production die Richtung zu geben, welche dem Interesse der Gesellschaft am besten dient. Bei der Verwendung des Privateigenthums wird producirt, was dem Unternehmer den meisten Gewinn abwirft, nicht was den Gesammttheil am meisten frommt. Demnächst hat der Staat Einfluß auf den Arbeitslohn im Interesse der Arbeiter zu üben. Er kann nicht beliebig hohen Lohn zahlen, und die wirthschaftlichen Rücksichten außer Acht lassen, aber er braucht auch nicht ausschließlich das Productionsinteresse im Auge zu behalten, um die Arbeitskraft so niedrig als möglich auf dem „Wirthschaftsmarkte" zu beschaffen, so daß der Arbeiter wie jedes Productionsmaterial, Kohle u. s. w., behandelt wird, und kann es im Auge behalten, daß der Arbeiter mehr als Waare ist, und daß die Production sich nur im Hinblick auf sein ausreichendes Einkommen vollziehen soll. Das privatwirthschaftliche System drängt unaufhaltsam dahin, das Arbeitslohn zu ermäßigen, der Staat soll es als seine Aufgabe betrachten, die sociale Macht zu sein, welche auf Erhöhung des Lohnes hinarbeitet. Schließlich muß es sein Bestreben sein, dahin zu wirken, daß ein möglichst großer Theil der Bevölkerung zu einer wirthschaftlichen Selbstständigkeit gelange, und daß die weitaus größte Anzahl der Arbeiter nicht Zeit ihres Lebens Lohnarbeiter bleibe. Es ist dieses einer der wesentlichsten Mißstände, der mit der ausschließlichen Verwendung des Privateigenthums verknüpft ist.

Und alle diese Aufgaben kann der Staat nur erfüllen, er vermag nur den Mißständen entgegenzutreten, welche sich aus der weit überwiegenden Herrschaft des Privateigenthums im Laufe der Zeiten herausgebildet haben, wenn ihm umfangreiches Eigenthum zur producitiven Verfügung steht.

Hier ist die hochwichtige Frage zur Entscheidung zu bringen, ob der Staat der Privat-, bezw. der genossenschaftlichen Thätig-Concurrenz machen soll, oder ob es zweckmäßiger ist, daß zwischen Privat- und Staatseigenthum sich soweit als thunlich eine Scheidung vollzieht, und jedes derselben eine besondere Unterlage erhält. Unzweifelhaft ist letzteres vorzuziehen, daß dem Einzelnen und dem Staate möglichst eine besondere Domäne zugewiesen wird, damit der immerhin nicht ganz zu vermeidende Kampf zwischen Privat- und Staatseigenthum in möglichst enge Grenzen gebannt werde. Diese Frage ist um so mehr in diesem Sinne zu entscheiden, als es Eigenthumsarten gibt, welche sich ganz vorzugsweise für die productive Verwendung seitens der Einzelnen oder Genossenschaften eignen, wie alle Rohstoffe behufs Verarbeitung seitens der Industrie, und wiederum Eigenthumsarten, welche von Natur aus einen gesellschaftlichen Charakter haben, und welche für sich zu reclamiren behufs productiver Verwendung, der Staat daher ein gewisses Recht hat. Es ist dieses der Grund und Boden. Im Grund und Boden ist die productive Kraft der Natur thätig, und dieses weist ihm dem Menschen gegenüber eine besondere Stellung an, es ist, wie Mill sich ausdrückt „das ursprüngliche Erbtheil des ganzen Menschengeschlechts". Hierzu tritt der gewichtige Umstand, daß der Grund und Boden nicht beliebig vermehrbar ist, und deshalb in der fortschreitenden Gesellschaft die Tendenz verfolgt, andauernd im Werthe zu steigen. Es erscheint angezeigt, diese Werthsteigerung nicht ausschließlich Einzelnen, sondern der Gesammtheit zu überantworten, das Grundeigenthum nicht den Privaten, sondern als Collectiveigenthum dem Staate und der Gemeinde zu überweisen.

Es ist dieses nicht so zu verstehen, daß alles Grundeigenthum in Collectiveigenthum umzuwandeln sei; soweit die Einzelnen oder Personenverbände dasselbe als Nutzeigenthum oder für ihren Eigenbedarf productiv verwenden, ist ihnen dieses in bestimmten Grenzen nicht zu verwehren; es ist nur festzuhalten, daß, weil es unerläßlich ist, dem Staate Productiveigenthum in größerem Umfange zu überweisen, und es erforderlich ist, Privat- und Staatseigenthum möglichst gesondert zu halten, das Grundeigenthum sich am besten zum Productiveigenthum für Staat und Gemeinde eignet.

Ebenso wenig darf in Aussicht genommen werden, daß das in den Händen von Einzelnen befindliche Grundeigenthum urplötzlich in die Hände des Staates übergeführt werden wird. Jahrhunderte hat es gewährt, bis das in den Händen der Gemeinschaften befindliche Grundeigenthum zum größten Theile in die Hände der Einzelnen gekommen ist, und es ist eine lange Periode in Aussicht zu nehmen, bis der Proceß der Umwandlung des Grund und Bodens in Collectiveigenthum sich vollzogen haben wird. Deshalb ist dieser Proceß nicht weniger erforderlich und steht nicht weniger in bestimmter Aussicht. Das Wesen des Eigenthums wie die thatsächlichen Verhältnisse machen ihn unabweisbar.

Die sociale Tragweite eines umfangreichen öffentlichen Eigenthums kann nicht verkannt werden. Durch Uebermittelung ausreichenden Grundeigenthums an die Gesellschaft wird für die Gesammtheit ein Eigenthum geschaffen. Mill sagt treffend: „Es ist für Niemand eine Bedrückung von dem ausgeschlossen zu sein, was Andere hervorgebracht haben, aber es ist eine Bedrückung auf Erden geboren zu sein, und keinen Raum für den Ankömmling freigelassen zu finden." Wenn auch dem Ankömmling nicht ein Stück Erde zu seinem ausschließlichen Besitz überantwortet werden kann, so kehrt er doch in eine Gesellschaft ein, welche der Gesammtheit der Angehörigen ein Eigenthum vorbehält, und welche das wirksame sociale Machtmittel, das Grundeigenthum, im Interesse aller Mitglieder zu verwenden vermag. Der Staat kann dem Grund und Boden die Productionsrichtung geben, welche der Gesammtheit am besten frommt, er kann den betreffenden Arbeitern möglichst hohen Lohn zahlen, er kann durch Verpachtungen einem großen Theile der Bevölkerung, welche jetzt im Lohnverhältnisse steht, eine selbstständige wirthschaftliche Stellung verschaffen. Jetzt spitzt sich in der wirthschaftlichen Action Alles darauf zu, dem individuellen Eigennutz unterworfen zu werden, alle Wirthschaftsfactoren, auch der nicht beliebig vermehrbare Boden, wird diesem individuellen Erwerbsgewinn, dem individuellen Eigennutz überantwortet; die Gesellschaft muß aus dieser Misère herauskommen, und dieses wird dadurch bewirkt, daß der Staat, freilich mit fundamental anderen Gesichtspunkten, als sie das Privateigenthum aufstellt, das ihm zu überweisende gesellschaftliche Eigenthum zur Verwendung bringt.

Die Erforschung des Wesens des Eigenthums ergibt, daß sowohl das Privateigenthum, wie das genossenschaftliche Eigenthum, wie das Staats- und Gemeindeeigenthum seine Berechtigung und Vorzüge hat, und keines in der gesellschaftlichen Ordnung entbehrt werden kann, daß alle drei Eigenthumsgestaltungen sich gegenseitig ergänzen und demgemäß gleiche Ausbildung und Pflege erheischen.

In eine detaillirte Schilderung, wie die Gesellschaftsordnung sich dem entsprechend zu gestalten hat, was Sache der Staats- oder Gesellschaftswissenschaft wäre, oder gar in ein Recept, wie die socialen Schäden zu heilen sind, ein Recept, das wohl niemals gefunden werden wird, können die Untersuchungen über das Eigenthum nicht münden; wohl aber können sie es zum Bewußtsein bringen, daß sowohl der einseitige Standpunkt der Anhänger des privatwirthschaftlichen Systems wie der Heißsporne des ausschließlichen socialen Systems unzulässig, der eine unhaltbar, der andere verderblich ist; daß eine neue Gesellschaftsordnung sich Bahn bricht, in welcher neben der Einzelthätigkeit die Ausbildung des Genossenschaftswesens und die wachsende Staatsthätigkeit unabweisbar ist.

**

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Weihnachten.

Wie steht so schön der Stadt doch zu Gesicht
Das Tannengrün! So lieblich kleidet nicht
Der Birke Laub sie, wenn sie pfingstlich prangt,
Vom Mai mit Grün und Blumen überrankt.
Die von den fernen Waldgebirgen stammen,
Jetzt auf den Straßen stehen sie zusammen,
Die Tannenbäumchen; jedes wartet still
Des Mannes, der nach Hauf' es tragen will.
Wie viel sind ihrer — gar zu viele! Kaum
Wird an sein Ziel gelangen jeder Baum.
So mancher, fürcht' ich, selbst der schönsten findet
Den Käufer nicht und bleibt unangezündet.

Doch war einmal — zehn Jahre sind es her —
An Bäumen Mangel: eilig wurden leer
Die Plätze, wo sparsam sie standen, bald
War ausverkauft der schnellerbaute Wald.
Im Jahre war's, als mancher deutsche Mann
Hinwarf das Beil und legt' ein Schwert sich an.
Und weil so viele, die sonst Bäume schlugen,
Die Waffen damals gegen Frankreich trugen,
So war an Bäumen Mangel. Wer nicht früh
Zu Markte kam, der fand trotz aller Müh'
Am Ende höchstens ein verwachsen Ding,
Für das der Händler schweres Geld empfing.

O Jahr, an Ruhm doch auch an Schmerzen reich,
Dein Weihnachtsfest war nicht den andern gleich!
Wie viele Thränen fielen wohl hernieder
Auf bunte Thierchen, starre Puppenglieder!
In wieviel feuchten Augen wohl zerfloß
Das lichte Bild, das ihnen sich erschloß!
Die Kinder, die der Mutter Thränen sahn,
Sie wußten nicht, was ihr so weh gethan;
Sie merkten nur, daß Kummer sei vorhanden,
Sie weinten mit, ob auch sie nichts verstanden,
Und gingen bald getröstet doch zur Ruh'.
Ach, andre Augen schlossen nicht sich zu.
Und durch die stille Nacht geschäftig gingen
Viel Boten aus, heimlichen Gruß zu bringen:
Die Einen, vom heimischen Herd entsandt
Zum Lagerfeuer fern in Feindesland,
Von dort die Andern zum geliebten Herde.
Kalt war die Nacht und Schnee lag auf der Erde,
Sie aber gingen sacht, des Postens Ohr
Hört nicht den Schritt, der kam und sich verlor.
Leis' gingen sie mit ihren holden Grüßen,
Der Schnee trug keine Spur von ihren Füßen.
So hier und dort in Sehnsucht ward gewacht,
Geweint, gebetet. Lang' hielt an die Nacht.

Das liegt so fern schon! Längst schon wieder läßt
Ein sichrer Friede seinen Glanz dem Fest.
O Fest, so süß, wo nicht das Herz beschwert
Trostloses Leid, Noth nicht der Freude wehrt;
Wo Elternhand gesorgt hat, frohen Blickes
Sie beide sich erfreu'n kindlichen Glückes;
Wo keins auch fehlet in der kleinen Schaar,
Vielleicht eins mehr noch als im letzten Jahr
Wird in den Lichterglanz hineingetragen!
Erst ist es starr, dann plötzlich, voller Zagen
Abwendend sich, mit offnen Aermchen fällt
Es um den Hals der Mutter, die es hält.

O Fest, so schön, wo nicht umsonst verhallt
Der Engel Gruß, der doch so lieblich schallt!
Wo Solches ist als Bestes uns beschieden:
Im Land, im Hauf' und auch im Herzen Frieden!

J. Trojan.

Ernst Wicherts Heinrich von Plauen.

Als im ersten Jahre des Jahrzehnts, dessen Abschluß bald die Sylvesterglocken verkünden werden, das unter siegreichen Kämpfen errungene deutsche Reich erstanden war; als ein Ideal Verwirklichung gefunden hatte, welches eine lange Zeit hindurch nur in der deutschen Dichtung, als Wunschziel in Liedern und Epigrammen, in Erzählungen und Dramen gelebt hatte, fehlte es nicht an Leuten, welche sich nicht genug wundern zu können glaubten, daß die historische Wandlung nicht auch umgehend in bedeutenden Literaturschöpfungen eine ideale Spiegelung fand. Die Diogenesse der literarischen Kritik leuchteten in alle Winkel der Buchläden und Schriftstellerstuben, um die neue Reichsliteratur zu entdecken. Patriotische Lyriker, welche während des Krieges ihre Begeisterung außer durch Sendungen von Liebescigarren und Erbswurstfafeln nach dem Kriegsschauplatz durch Publication von sauberen Miniaturbändchen bethätigt hatten, die nicht Körners Leier und Schwert, sondern des alten Gleim Grenadierweisen in Liedern zu Schutz und Trutz und Liedern vom neuen deutschen Reich hatten aufleben lassen, verwiesen auf die Vorräthe dieser Schmerzenskinder: da ist sie! Industriöse Stahlfederschwinger, welche aus Zeitungsausschnitten verkäufliche Geschichtswerke mit findiger Hand zusammengeleimt hatten, welche die Wiedergeburt des deutschen Reiches „quellenmäßig" erzählten, riefen: Reichsliteratur? Hier habt ihr sie frisch vom Faß! Die literarischen Fährtensucher schüttelten aber die Häupter. Was sie suchten war etwas Anderes; wurde von allen denen, die am literarischen Leben der Nation warmen Antheil nahmen mit ihnen erhofft und erwartet; nur daß der ruhig Denkende sich sagte: gut Ding will Weile haben und der Einfluß der politischen Erstarkung des Reichs auf die Literatur, die Ausprägung derselben in dichterischen Werken kann nur allmählich sich offenbaren. Pallas Athene entstieg zwar reif und gerüstet dem Haupt Jupiters, aber nicht als dieser ein Knabe war, sondern als er selbst reif und gerüstet dastand.

Die Forderung, gleich nach Begründung des deutschen Reichs den erfreulichen Folgen des Ereignisses in der Literatur zu begegnen, war eine Eulenspiegelei; solche zu erwarten, war dagegen ein gemeinsames Recht. Die Physiognomie der literarischen Entwickelung während des letzten Jahrzehents weist bereits deutliche Spuren dieser unausbleiblichen Wechselwirkung aus. Selbst Dichter, welche mit einer gewissen Aengstlichkeit — um nicht dem Fluche der Tendenzpoesie zu verfallen — der Berührung mit politischen, namentlich zeitgeschichtlichen Angelegenheiten aus dem Wege gehen, haben ihr Schaffen dem mächtigen Eindruck der großen Kriegsjahre und ihrer Folgen nicht entziehen können. Es würde mich zu weit abführen, hier in Einzelheiten zu gehen, die Erwähnung der reizenden Novelle von Paul Heyse „Und er soll Dein Herr sein", des Schlusses von dessen Künstlerroman „Im Paradiese" genüge für viele Beispiele, zu denen fast alle namhaften Romanschriftsteller der Gegenwart beigesteuert haben. Charakteristischer noch für diese neue Phase der nationalen Literatur als die poetische Verwerthung der von der Gegenwart direct gegebenen Motive, welche namentlich auch im modernen Lustspiel und Schauspiel an den Tag tritt, ist die poetische Dar-

Digitized by Google

stellung von „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", um einen Ausdruck desjenigen zu brauchen, der mit Scheffel als Führer zu betrachten ist: Gustav Freytags. Ich habe soeben eine Reihe von biographischen Artikeln für ein encyklopädisches Werk zu bearbeiten gehabt, welche die hervorragenderen unter der jüngeren Generation der deutschen Schriftstellerwelt zum Gegenstand haben. Es ist erstaunlich, wie sehr als gemeinsamer Grundzug in deren Schaffen die Vorliebe für Stoffe aus der deutschen Geschichte hervortritt. Wer sich die Mühe nimmt, die Production im Gebiete des ernsteren Dramas zu verfolgen, findet, daß an die Stelle antiker Stoffe und solcher aus der englischen Geschichte mit erdrückender Majorität der reiche Schatz der deutschen Geschichte getreten ist. Das wichtigste aller dieser Werke sind Freytags „Ahnen", dieser geistvoll entworfene Romancyclus, welcher uns die Söhne eines deutschen Geschlechts in den politischen Wirren der Völkerwanderung, der Christianisirung Deutschlands, der Zeit der Kreuzzüge, der Nationalisirung des preußischen Ordenslandes u. s. w. vorführt, bis uns der letzte Band den Enkel derselben als friedlichen Bürger des neuen Reiches vorstellt. Während wir diesen abschließenden Band, dessen Erscheinen in diesen Tagen bevorsteht, erwarten, tritt uns ein anderer Roman entgegen, welcher in dieser Gruppe von poetischen Werken eine der ersten Stellen einzunehmen berufen ist und der nicht nur in seiner Eigenschaft als nationalhistorische Dichtung eine gewisse Verwandtschaft mit Freytags Ahnenwerk hat, sondern einen ganz bestimmten höchst charakteristischen Zug mit demselben theilt.

Als der vierte Band der „Ahnen", den ich übrigens auch ästhetisch am höchsten stelle, erschien, waren nicht Wenige erstaunt, daß dieser „Marcus König" uns in die entlegene Stadt Thorn führte und geschichtliche Ereignisse berührte, welche dem öffentlichen Bewußtsein ziemlich fremd gegenüber standen. Und doch bildet gerade dieser Band und sein historischer Inhalt die Axe des ganzen Cyclus, wenn wir dessen historische Bedeutung untersuchen. Wir sehen am Schlusse der „Brüder vom deutschen Hause" wie die culturelle Mission der Kreuzzüge, nachdem die Bewegung im Orient verlaufen, im Osten Deutschlands eine neue Aufgabe fand. Der nächste Band zeigt uns, daß diese deutschen Ritter, welche im heidnischen Preußenlande Burgen und Städte erbauten, das Werkzeug waren, durch das sich eine große politische Wandlung vollzog, als deren Gipfelpunkt wir das neue deutsche Reich mit der Vormacht Preußen zu betrachten haben. Statt der Kämpfe zwischen Ghibelinen und Welfen ist uns aus jener frühen Zeit zum Mittelpunkt des Interesses der stille vorwärts dringende Kampf des deutschen Ordens geworden, der mit mannhaftem Schwert allem deutschen Lande eine Grenzmark, ein Bollwerk damals eroberte und befestigte, welches die deutsche Cultur vor slawischer Ueberfluthung geschützt hat und aus der sich später ein deutsches Herzogthum bildete, dessen Herrschaft die Kurfürsten von Brandenburg und die preußischen Könige übernahmen, deren jetzt lebender Vertreter zugleich die deutsche Kaiserkrone trägt. Die bedrängte Lage Preußens bedingte die deutsch-nationale Politik ihrer Kurfürsten, die im Verlauf ihrem Lande zur Hegemonie in Deutschland verhalf, während die excentrische Hauspolitik der Habsburger deren Geschlecht um das Reichsscepter brachte. Wichtiger für die Nachwelt als das Weltreich Karls des V., in welchem die Sonne nicht unterging, war der Schritt des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, des protestantischen Hohenzollers, der im Jahre 1525 aus dem Ordensland Preußen ein weltliches Herzogthum machte, in welchem Luthers Lehre Eingang fand und das später der Herrschaft der brandenburgischen Kurfürsten zufiel.

Während Freytag in seinem Roman gerade die politischen und socialen Zustände jener Periode schildert, wo der jugendliche Albrecht, um das Ordensland zu retten, ein weltliches Herzogthum aus ihm macht, das zunächst unter polnischer Oberlehnshoheit steht, hat Wichert ein Jahrhundert weiter zurückgegriffen; er schildert uns eine Zeit, wo jene Gährungen zum Ausbruch kamen, als deren Abschluß der Schritt Albrechts zu betrachten ist. Die Rolle des alten Thorner Bürgers Marcus König, welcher den letzten Hochmeister vor den Polen warnt, welcher, weil er selbst noch in sich die Tugenden und Vorzüge einer ausgelebten Zeit in voller Kraft besitzt, nicht an die Schwäche seiner Umgebung, nicht an neue Tugenden und neue Anschauungen einer neuen Zeit zu glauben vermag, spielt in Wicherts Roman ein Träger des Hochmeisteramts selbst, der „letzte Deutschritter", nach welchem das Werk benannt ist, Heinrich von Plauen.

In der Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 wurde das Ordensheer unter Ulrich von Jungingen zum ersten Male seit dem Bestande des Ordens besiegt und aufs Haupt geschlagen. Mit der Leiche des Hochmeisters bedeckten 10,000 Kämpfer des deutschen Heeres das Schlachtfeld. König Jagello von Polen triumphirte. Der Orden war nicht mehr, das Land war sein, so glaubte er und kaum war Jemand, der dies zu bezweifeln gewagt hätte. Aber derselbe ritterliche Geist, welcher den gefallenen Hochmeister verleitet hatte, den Vortheilen moderner Kriegsführung zu entsagen und den Traditionen des Ordens gemäß im offenen Felde sich preiszugeben, wirkte und lebte in dem Ritter Heinrich von Plauen, welcher vor dem Aufbruche ins Feld, von seiner Comthurei Schwetz nach der Marienburg als Comthur berufen worden war, in welcher sonst der Hochmeister residirte. Und vor diesem ritterlichen Geiste, welcher dies letzte Bollwerk mit zähester Kraft vertheidigte, ward der stolze Uebermuth des Polenkönigs zu Schanden. Er mußte nach langer Belagerung der Marienburg abziehen, die meisten seiner Vortheile aufgeben und zunächst in einen, seinem ersten Erfolg wenig entsprechenden Frieden willigen. Durch die treue Vollführung der Grundsätze des Ordens hatte Plauen die Burg und das Land errettet, durch dieselbe Treue wollte nun er, den man zum Hochmeister gewählt hatte, auch das Land kräftigen und vor fernerer Gefahr wahren. Dies ist sein historischer Irrthum, an dem er zu Grunde ging. Zur Vertheidigung der Burg reichte der stolze Muth, die zähe Tapferkeit des Ritters aus; einen historisch nothwendigen Proceß der Zersetzung konnte er nicht aufhalten. Der deutsche Orden hatte sich überlebt. Seine Mission war erfüllt, seine Verfassung war auf diese Mission zugeschnitten. Ein Ritterbund mit den Pflichten des Gehorsams, der Keuschheit, der Vermögenslosigkeit war für den Krieg geschaffen, nicht für Zeiten und Zustände des Friedens. Als die ersten Deutschherren unter Konrad Balk ins heidnische Preußenland kamen, hatte dasselbe keine Städte; inzwischen waren solche aufgeblüht, Städte wie Danzig, Elbing, Thorn und Königsberg wetteiferten mit Bremen und Hamburg im überseeischen Handel; das Bürgerthum war erstarkt und die durch die Ritterschaft ausgeübte Hemmung und Oberbotmäßigkeit machte sie aufsässig. Fast hülflos stand ihrem Trotz der Hochmeister gegenüber. Auf seine Ritterschaft, welche mehr und mehr dem weltlichen Geist erlag, konnte er sich nicht stützen; die Blüthe derselben war bei Tannenberg gefallen. Die Würdenträger ferner wollten sich dem strengen Regimente nicht fügen und empfanden des Hochmeisters starres Verhalten zu Polen als einen Fehlgriff. Das Reich ließ ihn ohne Hülfe; die Säckel des Ordens hatte die an Polen zu zahlende Kriegskostenentschädigung geleert. So fiel der ritterliche Mann den Intriguen eines Rivalen zum Opfer, dessen Geist dem modernen Zuge der Zeit sich beugte, der ein schwächerer Charakter war, aber ein klügerer Kopf. Dessen Machinationen gelang es, daß das Ordenskapitel den eisernen Hochmeister absetzte, daß eine Verleumdung den gefürchteten löwenherzigen Märtyrer seiner Treue gegen die Satzungen des Ordens in den Kerker brachte, der ihn bald lange gefangen hielt.

Diese Begebenheiten bilden das Geschichtegerüst nicht nur, sondern die Haupthandlung des Romans. Heinrich von Plauen ist sein Held, dessen Geschick von echt tragischem Charakter ist. Er geht als heldenhafter Verfechter einer an sich überlebt habenden Weltanschauung unter, von deren berechtigter Mission er durchdrungen ist, hat er ihren Sieg doch selbst erlebt. Die neue Zeit siegte, aber ihr Sieg wirft sein verklärendes Licht auf den Unterliegenden. Doch der Roman hat nicht nur diese tragische Seite. Am Schluß des Romans bringt den gebrochenen Helden

Digitized by Google

ein hohes Glück zum Bewußtsein, daß er zu jenen Titanen gehörte, welche das Schwungrad der Zeit in guter Absicht aufzuhalten versuchen. Er selbst hatte in jungen Jahren die Mächte des Lebens kennen gelernt, welche die Verschmelzung von Ritterthum und mönchischer Askese als Irrthum erscheinen lassen. Er hat einst geliebt, leidenschaftlich geliebt, armer Eltern Kind. Er entführte es aus deren Hütte, sie gebar ihm zwei Kinder, und so lebte er glücklich mit ihr, bis ein vom Vater der holden Gattin in der Wuth, welche eine plötzliche Begegnung mit der Tochter erzeugte, verübter Todschlag ihn dieses Glückes beraubte. Der Schmerz erzeugte die Resignation, welche ihn zu der glänzenden Ausübung der alten Ordensregeln befähigte. Und als er an deren starrer Vertheidigung zu Grunde gegangen ist, wird ihm die Freude, seine beiden Kinder unter den Segnungen des neuen Zeitgeistes, den er bekämpfte, glücklich zu sehen, glücklich an der Seite liebender Gatten, im Kreise glücklicher Kinder. Die Schicksale dieser beiden natürlichen Kinder, für die er mit treuer Liebe sorgt, ohne sich ihnen als ihr Vater zu erkennen zu geben, bis Noth und Verlegenheit ihn dazu zwingen, hat Wichert eng mit den historischen Begebenheiten seines Romans verwebt. Während in deren Darstellung die plastisch treue Veranschaulichung der Ueberlieferung triumphirt, hat an den Liebesgeschichten der beiden Geschwister Heinz von Waldstein und Waltrudis die Phantasie des Dichters treu mitgeholfen. Die Hindernisse, welche beide zu überwinden haben, bis er als Schiffshauptmann von Bremen die Geliebte seiner Jugend, eine Danziger Patriziertochter, vor den Altar führen kann und sie die glückliche Gattin des Junkers Hans von der Buche wird, sind abenteuerreich und lebensvoll dargestellt. Ihr Schicksal führt uns in die reiche Handelsstadt Danzig, wo wir die Sitten und Gebräuche der Zeit, im Artushof wie in der Schreibstube der Kaufherren, im Rathhaussaal wie auf den Wellen der Weichsel an der Hand eines Führers kennen lernen, dessen Zuverlässigkeit ihres Gleichen sucht. Und dieselbe Hand führt uns in die dichten preußischen Wälder, wo der alte heidnische Preußenglaube seine heimlichen Culte noch feiert, an den Hof des Königs von Polen, dessen lockere Sitten und diplomatische Gepflogenheiten sich zu einem künstlerisch gestimmten Gegensatz vereinen, der dem ernsten Treiben in der Umgebung des Hochmeisters eine Folie gibt, dessen Licht auf die ehrliche, reckenhafte Gestalt desselben verklärend fällt. Sie geleitet uns zu der Heimlichkeit der „Eidechsen", eines Ritterbundes, der mit Polen liebäugelt; an den Hof eines Ritters, der eine polnische Dame zur Frau nahm, welche einer echt polnischen Wirthschaft vorsteht und die in ihrer Tochter Natalie ein wunderliches Mädchen hat frei heranwachsen lassen, deren Charakter die seltsamsten Widersprüche zeigt. Gerade deren Gestalt erinnert mich daran, daß dem geschichtskundigen Gestalter der Vorzeit, dem wir lauschen, immer der Dichter zur Seite geht, der jene Schilderungen ausschmückt und belebt. Dieses temperamentvolle Mädchen, welches von einer rasenden Leidenschaft zu Heinz von Waldstein ergriffen wird, dessen Herz einer Andern gehört, ist ein echtes Geschöpf dichterischer Gestaltung. Auch sie bildet einen wirksamen Gegensatz zu der Verkörperung deutscher Mannestugend, zu welcher Wichert den Hochmeister gemeißelt hat.

Der dreibändige Roman ist keine alltägliche Lectüre, er bietet ebenso reiche Belehrung wie edle Unterhaltung. Ein norddeutscher Zug kraftvoller Gediegenheit zeichnet die Composition des Ganzen wie den Stil im Einzelnen aus. Bei aller Liebe für eingehende Schilderung von Sitte und Brauch deutscher Vorzeit, der Oertlichkeiten, in welche uns die Handlung einführt, erhält der Leser große, feste, zusammenfassende Eindrücke. In dieser Erzielung voller, klarer, mit breitem Pinselstrich gemalter Bilder unter Anwendung einer Technik, welche sich scheinbar in genauester Wiedergabe der Details gefällt, scheint mir das wesentliche Charakteristicum des hier angewandten echt epischen Stiles zu liegen. Wicherts „Heinrich von Plauen" bereichert die Gattung des historischen, nicht des archäologischen Romans, um ein bedeutendes Werk, das zu lesen jedem gebildeten Deutschen geziemt. Es ist ein Buch, das namentlich auch erwachsenen Söhnen und Töchtern in die Hände gegeben werden sollte, es enthält eine reiche Fülle besten Bildungsgehaltes neben einer Erzählung, welche vor unserem Auge einen der wichtigsten Momente der neueren Deutschen Geschichte mit allen Mitteln einer realistischen Epik aufleben läßt.

Johannes Proelß.

Schwarze und weiße Weihnachten.

Von Max Goldstein.

Am 25. December 1873 landete ich in Colon, oder Aspinwall, wie die Amerikaner diesen östlichen Hafen des Isthmus von Panama nennen. Es war Mittag, als wir unser Schiff, einen Hamburger Dampfer, verließen. Vier Wochen hatten wir auf ihm gelebt; mit Pelzen und sonstiger energischer Wintergarderobe waren wir abgereist — nun war uns ein sehr leichter, feiner Leinenanzug zu schwer. Den Weihnachtsbaum in der Kajüte grüßten wir zum Abschied nicht ohne Anflug von Ironie. Er stand so verlassen und zusammenhangslos da — so winterledig — so traurig. Hundert und drei Grad Fahrenheit wärmte die Sonne draußen! Und auch der letzte, leiseste Gedanke an den Schnee der Heimat mußte uns schwinden beim Anblick der kohlrabenschwarzen Eingeborenen, die träge und gleichgültig am Ufer arbeiteten oder der Arbeit harrten. Und die entfernteste Vorstellung von Festesfreude sank hin vor dem leblosen, dunklen Wasser des Hafens, das nicht einmal durch das Gleiten von Booten oder durch Ruderschlag bewegt wurde. Auch die Matrosen schienen wenig festlich gestimmt, sie schickten sich an gehörig zu ruhen; an der Venezuelaküste, hinter Porto Cabello, hatten sie einen harten Kampf mit Sturm und Wetter bestanden. Das bischen deutscher Gemüthsmensch, das in Jedem von ihnen stecken mochte, äußerte sich kaum anders als durch ein Vorsichhinbrüten, welches man gütig als tiefsinniges Gedenken der trauten Heimat auffassen konnte.

Ich wanderte mit einem Kaufmann und einem Kunstdrechsler, beide nach Lima „bestimmt", in die sogenannte Stadt, was uns eben nicht sonderlich anstrengte, da die eine Straße, welche diesen Namen einigermaßen verdient, sich eng an die Ausfahrt des Hafenspeichers anschließt, und zwar als Bahnhof der Panamaeisenbahn. Die Züge gehen mitten von der Straße ab; an der linken Seite steht das Hôtel des Ortes, einige Häuser mit Kaufläden umgeben es — Alles aus Holz mit Verandafaçaden gebaut; das Ende der Straße ziert rechts die Gebäulichkeit der Pacific-Mail-Steamship-Company, in welchem auch der Agent der Hamburger Packetfahrt-Actiengesellschaft, Herr J. Fürth (gleichzeitig östreichischer Consul in Panama) seine Bureaux hat. Von diesem liebenswürdigen Herrn begleitet sahen wir, was sonst noch zu sehen war: enge, schmutzige Gassen, menschenunwürdige Wohnungen, nackte und halbnackte Kinder, häßliche Negerfrauen und hübsche Mulattenmädchen — erblüht im Alter von 14 Jahren —, hin und wieder ein „feiertagsmäßig" gekleidetes Menschenexemplar, gleichsam als Störung des Verkommenheitsensembles, welches herrschend erschien.

Die Hauptsache aber erblickten wir auf einem baumbestandenen, doch recht schattenlosen Platze, an dessen einer Seite mehrere relativ stattliche Häuser standen, während gegenüber sich ein teichartiges Wasser von ewiger Trägheit auszuruhen schien. Hier begingen die schwarzen Bürger der Republik ihr Weihnachtsfest. Sie tanzten. Dazu sangen sie manchmal. Beides nach ihrer Façon. Auch die Tanzmusik war ihre eigene. Hätte sie ein Strauß componirt, er würde seinen Kopf dann unverzüglich in den Sand gesteckt haben, um nie wieder ein menschliches Antlitz sehen zu müssen. Dennoch wirkten die beiden Musiker zu allgemeiner Zufriedenheit. Der eine schlug mit einem Erzstück auf einen Stein, daß es alle andern Steine erbarmen mußte, der zweite entlockte mit einem Stein einer Messingplatte Klagetöne von wahrhaft imperatorischer Dringlichkeit; ganz unbeschreiblich wurde das Ganze dadurch, daß beide Musici zu gleicher Zeit ihre Schläge executirten, so daß

Digitized by Google

man ein Musikstück zu hören bekam, welches, endlos an sich, aus lauter Takten von einer Hälfte Schlag und einer Hälfte Pause bestand; die meisten Pausen wurden durch Jubellaute der Tanzenden ausgefüllt; wir hielten diese Laute für gelungene Imitationen von Hyänengeheul. Der Tanz sah aus wie die Sprünge einer gereizten Katze sich machen. In der That war eine Reizung wirksamster Art wohl vorhanden: die Sonne nämlich, welche, nach unsrer Idee, auf den vielen nackten Köpfen der dunklen Elegants wie pures Feuer brennen mußte. Darüber beruhigte uns indessen, wenigstens einigermaßen, ein junger Tänzer, der uns in gebrochenem Englisch sagte:

„Heiß? nein, bewahre; es ist ja Weihnachtszeit! Warm ist's ein wenig — aber das Arbeiten drüben bei den Schiffen macht viel wärmer, als das Tanzen. Und" — fügte er hinzu, seine weißen Zähne fletschend und die dicken Lippen ins Unendliche ausdehnend — „beim Arbeiten kann man überdies nicht lieben, wie hier. Freilich, die dort weiter unten im Hause tanzen zu der Musik, die der gottvergessene Spanier mit seiner Fiedel macht, die haben's schlimm; sie wissen nicht, was schön ist; ist denn das anzuhören, was der Gelbschnabel Musik nennt? Früher durfte so etwas bei uns nicht passiren. Mich genirt's aber nicht."

„Dort unten im Hause" tanzten richtig Schwarze und Gelbe nach den leidlich gespielten Walzern und Polkas einer sächsischen Fabrikgeige, vier Thaler das Dutzend für den Export. Dies waren die von den „Conservativen" geschmähten Anhänger der „neueren Richtung". Wie wohl uns diese Geigenklänge thaten! Ich habe sie nicht vergessen, und als ich bei der Philadelphier Weltausstellung ein gutes Wort einlegte für die Prämiirung dieser Exportations-Fabrikation, dachte ich daran. Auf, auf, ihr sächsischen und östreichischen Fabrikanten, exportirt, exportirt!

Wohin flüchtet man sich nach der Wahrnehmung solcher Culturlosigkeit lieber, als an das Meer? Still betrachtend saßen wir bei Sonnenuntergang am Ufer des Oceans. Goldig gesprenkelt schimmerten graue Wolkenmassen im Osten; dunkel und ruhig sich wälzend lag die unabsehbare Wassermasse vor unsern Blicken; kein Segel, kein Boot — nichts schaffte Abwechslung dem Auge; aber diese großartige Einförmigkeit fesselte unser ganzes Sein mit Zaubergewalt. Wird eine Zeit kommen, da jene Eingeborenen es zu fühlen im Stande sein werden, wie schön das Meer ist? Da sie begreifen werden, daß sie durch dies Meer sich verbinden können mit der Cultur — mit den Menschen?

Es fing an zu dunkeln — nein es dunkelte, es war finster. Plötzlich, fast ohne Uebergang, trat die Nacht ein.

Nacht. Eine schlimme Antwort auf jene Gedanken, meinte ich. Aber wie eine andre, bessere Antwort klang soeben, was Fürth nun sagte:

„Sehen Sie, da hinter uns, diese wenigen Lichter; an Werktagen sind es mehr. Industrielichter, mein Lieber; die amerikanischen Eisenbahnwerkstätten!"

So vereinzelt diese Industrielichter in die Nacht blickten — es war doch ein Erleuchtungsanfang.

Leider freilich noch so wenig mehr als Anfang, daß die Nacht und die Schwärze als Eindruck herrschend blieben.

Schwarz die Menschen, schwarz die Zustände, dunkel aussehend das Erdreich, dunkel das Meer — und trotz des tiefblauen Himmels das Ganze schwarz.

Wir hatten schwarze Weihnachten erlebt.

Unwillkürlich ward ich jenes Tages am 25. December des Jahres 1879 erinnert, als ich in Davos, dem „Sibirien der Lungenheilkunde" — wie man es wegen seines strengen Winters und des gefängnißartigen Aussehens der Landschaft nennen kann — von der Schatzalp aus, so weit das Auge reichte, nichts sah als Schnee. Aber nicht die üppige Schneepracht allein war es, welche mir das „Weiß" als Gegensatz zu jenem „Schwarz" in den Sinn drängte; in Verbindung damit that dies vielmehr die lichte Wintermärchen-Eigenthümlichkeit dieses schweizerischen Hochthales, seine Sonne, und sein Himmel, und seine Luft.

Wie viele Touristen haben eine Vorstellung vom Berge besteigen am Weihnachtsfeste? Und gar erst von einem Weihnachtstage im Hochgebirg, der mit über zwanzig Grad Réaumur Kälte beginnt, dessen Mittag aber dem Wanderer durch ein-Temperatur von über zwölf Grad Wärme das Ueberkleid abzwängt! Die ganze Landschaft — im Sommer von merkwürdig traurigem und fadem Aussehen — lacht im Winterschmucke, und der tiefblaue, die Nähe Italiens verrathende Himmel küßt sie in entzückender Lieblichkeit, und das Tagesgestirn spielt in tausend Glitzereien ein Liebesspiel mit ihr, und mit der blendenden Weiße weit und breit contrastiren da und dort die dunklen, schneefrei gewordenen Zwergbäume der Abhänge, die aber durch ihre schneebesternten Spitzchen immer noch ein klein Theilchen im allgemeinen Lichtspiele mitwirken. Die Krone des merkwürdigen Ensembles aber ist die balsamische, herrliche Luft. Von solchem Sommer in den Adern und solchem Winter in den Augen versucht sich wohl Jeder, der es nicht gesehen und gefühlt, vergeblich eine Idee zu bilden. Das Ganze ist eine Apotheke des lieben Gottes, gerechterweise etwas schwierig erreichbar; aber die Arznei bekommt man, wie sie auch unbezahlbar wäre, gratis.

Ungetrübt ist nun leider keine Freude! Ein Blick auf die einzelnen Berge in der gegenüberliegenden, das lange enge Thal anderseitig einschließenden Kette erinnert wieder an das „Sibirien", an den Verbannungsort. Steil fällt gerade vor uns ein ungeschlachter Koloß ab, weiter südlich lagert sich, wie ein gewaltiges Naturschloß, ein riesiger Rücken quer vor das Thal, und wie seine Schließerin ragt am Ende die nackte Pyramide des Tinzenhorns in die Luft; sie sieht aus wie eine ungeheure Wuchernase, die nicht müde wird im Aufspüren ihrer Objecte und vor Allem treulich wacht, daß ihr keines derselben zur Unzeit entwischt. Auch ist sie so nackt und unbedeckt wie eine Schnauze, denn kein Schnee kann auf ihrem Thurmgiebel liegen bleiben, wie auf anderen Gipfeln. Solche Spionirexistenzen stehen immer vereinsamt da. Ein Blick auf die gefängnißartigen Kasernenhötels des Kurortes unten ist um nichts erfreulicher. Könnten wenigstens Alle, die dahin von den souveränen Fürsten des Reiches „Lungenheilkunde" — von den Aerzten — verbannt sind, sich dieses Weihnachtsmärchens im Freien erlaben! Aber ach, Manche unter ihnen sind lebenslänglich Verbannte — rettungslos Verlorene.

Und wieder kam ich, bei diesem Gedanken, an einem Gegensatze an, den diese weißen Weihnachten zu jenen schwarzen aufweisen. Dort der völlige Mangel an Cultur — die Finsterniß, kaum anfänglich angeleuchtet, hier das bleiche Bild des Erliegens im Kampfe um die moderne Culturexistenz, oder das noch blassere Bild der schlechten Folgen cultur-modernster Jugenderziehung. Aus unachtsam erzogenen oder überarbeiteten Menschen besteht zu einem großen Theile die Kurbewohnerschaft des Ortes.

Bedenkt man nun, daß beinahe tausend Heilungsuchende den Winter dort zubringen, daß diese Zahl aus stets vermehrtem Zuspruch entstanden ist und ferner noch wachsen wird, erwägt man endlich, daß hier nur von einem Kurort die Rede — so geräth man wohl in ernstes, trauriges Sinnen .....

Die Ursprünglichen von der schwarzen Weihnachtsfeier sterben nur; krank sind sie nicht.

Auch kränkliche Gewohnheiten, wie die des Klatsches, der Verleumdung — in Kurorten neben sonstigen geselligen Veranstaltungen mit Vorliebe betrieben — haben sie noch nicht.

Mit den Importgeigen werden sie diese freilich nach und nach auch importiren; ist unsre Zeit mit mancher ihrer modernen Krankheiten aber nicht bei der Art von Mißtönen angelangt, mit denen jene „Wilden" ihre Christfeier im Kampfe gegen die civilisatorische Geige begehen?

Digitized by Google

Jähns' Geschichte des älteren Kriegswesens.*)

Die Entwickelung des Kriegswesens spielt eine gewichtige Rolle in der Geschichte der Menschheit, und so enthält die vorliegende Schilderung, der technischen Theile desselben, eine Fülle werthvoller Beiträge zur Geschichte der menschlichen Cultur überhaupt. Der „Kampf ums Dasein", der den Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe begleitet, findet sein Spiegelbild in den größeren Kämpfen erst einzelner Stämme, bald ganzer Völker, sei's gegen die Hemmnisse, welche die Natur selbst der Thätigkeit der Menschen entgegenstellt, sei's gegen die feindlichen Bestrebungen anderer Menschen.

In den ältesten Zeiten waren die Werkzeuge, mit denen der Mensch sich seinen Lebensunterhalt verschaffte, und die Wehr und Waffe, die gegen seinesgleichen ihn schützte, noch Eins; das Fell der Thiere, Laub und Rinde der Bäume, dienten als Kleidung gegen die Unbilden des Wetters und zugleich als Schutzwehr gegen Verletzung durch feindliche Waffen; die Wohnung des Menschen war auch der Versteck oder der Wall, der ihn dem Auge und dem Angriff seiner Feinde entzog. Erst die fortschreitende Cultur vermehrte und verbesserte die Werkzeuge der Vernichtung, die Waffen; sie fügte der deckenden Kleidung besondere Schutzwehren hinzu, sie schuf aus der schützenden Wohnung eine vertheidigungsfähige Feste, sie führte endlich die Menschen wie zu gemeinsamer Arbeit so zu gemeinsamem Widerstande und Angriff zusammen und lehrte sie, ihre Thätigkeit dabei in gleichmäßige feste Formen zu fügen.

Von der Urzeit und den Anfängen der Cultur führt das Buch des Major Jähns hinab durch die Jahrhunderte bis an die Grenzsteine der neuen Zeit, wo die Renaissance in Kunst und Wissenschaft, im Verein mit den großen Entdeckungen und Erfindungen und mit der Uebertragung europäischer Cultur auf die fremden Erdtheile, auch das Kriegswesen (und zumeist die Technik desselben) aus den bisherigen engen nationalen Grenzen zu einer alle Culturstaaten der Welt umfassenden Einheitlichkeit erhob, neben der die ihr fern bleibenden Völker fortan jede maßgebende Bedeutung verloren.

Das Buch von Jähns umfaßt sonach die Jahrhunderte der Vielgestaltigkeit, es führt die Ausrüstung und Bewaffnung, die taktischen Formen, das Befestigungswesen, den Festungskrieg, das Militärverkehrswesen und schließlich das Seewesen nach großen Zeitabschnitten und in diesen nach einzelnen Völkern oder Nationalitätsgruppen gesondert vor.

Die Hauptabschnitte des Werkes sind: das Alterthum, Zeitalter der Völkerwanderungen, das frühere Mittelalter bis zum Ausgange der Kreuzzüge, das spätere Mittelalter bis zur Renaissance, Vorblick (auf den Rest des 16. Jahrhunderts) und Seewesen des Mittelalters. — Unter „Alterthum" sind in einzelnen Kapiteln behandelt: die Urzeit und die Naturvölker, erstere auf Grund der erhaltenen Bildwerke, Beschreibungen und archäologischen Funde, letztere nach den in Australien, Afrika und Amerika bis auf unsere Zeit erhaltenen Stämmen. Bei den Despotien Alt-Amerikas, Afrikas und Asiens sind erstere vorangestellt als einzige Vertreter einer hoch entwickelten Cultur aus der Stein- und Bronzezeit, mit denen die Europäer bekannt geworden sind, während wir Aegypten und die Vorderasiatischen Staaten der alten Zeit schon in der Eisenzeit kennen lernen. Die Kapitel Hellas und Rom fußen, wie die Vorrede angibt, wesentlich auf derselben Grundlage wie die, den Stand des heutigen Wissens über diese Staaten zusammenfassenden Arbeiten von Köchly-Rüstow und Marquardt-Mommsen. Für die anderen Abschnitte des Werkes fehlen solche zusammenfassende Arbeiten noch ganz, so daß wir hier zum Theil recht umfangreiche selbstständige Neuschöpfungen vor uns haben.

Aus dem „Zeitalter der Völkerwanderungen" sind geschildert die Kelten, die Germanen, die Byzantiner, die Parther und Neuperser und die Moslemin. Das sechste Kapitel dieses Abschnitts faßt die orientalischen und griechischen Kriegsfeuer zusammen. Der Abschnitt „das frühere Mittelalter" scheidet noch die Abendländer und die Turkvölker (Hunnen, Avaren und Ungarn, dann Mongolen, Tataren und Türken), gibt aber bei den letzteren auch diejenigen Angaben, welche zeitlich erst in die folgende Periode gehören würden. In dem Abschnitte „das spätere Mittelalter" sind dann nur noch europäische Staaten behandelt, ziemlich einheitlich in der Bewaffnung und im Befestigungswesen, während das Kapitel über Kriegführung und Taktik die einzelnen europäischen Länder in besonderen Unterabschnitten zur Darstellung bringt. Ganz knapp gehalten ist der Vorblick auf den Rest des 16. Jahrhunderts, welcher gewissermaßen nur die Fäden enthält, um die von Jähns gegebenen Darstellungen mit demjenigen zu verbinden, was die moderne Kriegswissenschaft in den Fächern der Waffenlehre, der Befestigungskunst, der Taktik und des Festungskrieges zu lehren hat. Den Schluß des Werkes bildet eine zusammenhängende Darstellung des Seewesens im Mittelalter.

Die einzelnen Theile des reichhaltigen Stoffes sind räumlich wie sachlich nicht alle gleichmäßig, vielmehr diejenigen besonders eingehend behandelt, welche auf die Entwickelung unserer heutigen Verhältnisse von directem Einflusse gewesen sind. Durch die Art der Behandlung aber hat der Verfasser Sorge getragen, nicht nur von jedem einzelnen darzustellenden Gegenstande ein klares in sich abgerundetes Bild zu geben, sondern er stellt durch Citate, Quellenangaben unter dem Text, Literaturnachweise an der Spitze aller einzelnen Abschnitte, endlich durch Verweisungen auf verwandte Stellen im Buche selbst genau fest, woher die einzelnen Züge des Bildes entlehnt sind, so daß ein Jeder die Richtigkeit desselben prüfen und zu weiterem eingehenderen Studium auf die Originalquellen zurückgehen kann. Die nach den besten Mustern gegebenen Abbildungen aller irgendwie bildlich darstellbaren Gegenstände tragen nicht nur zum raschen Verständniß des Textes wesentlich bei, sie geben vielmehr auch an sich selbst dem Fachmanne und Gelehrten wie dem Laien ein in dieser übersichtlichen Zusammenfassung wohl noch nirgends gebotenes Hülfsmittel, über die Entwickelung eines Kleidungsstückes, einer Waffe u. dgl. bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten sich rasch und in zuverlässiger Weise zu orientiren. Die vielleicht oft übertriebene Genauigkeit, mit der Jähns die von ihm benutzten Quellen angibt, drückt dem Buche einen eigenthümlichen Stempel auf; es ist nicht nur ein Handbuch der Geschichte des Kriegswesens, sondern zugleich auch ein Repertorium der ganzen einschläglichen Literatur, so weit sie Europäern zugänglich geworden. Aus Tausenden von Büchern, Monographien, Zeitschriften, Katalogen von Sammlungen ꝛc. hat Jähns unter stetem Zurückgehen auf die ersten Quellen das Material sorgfältig zusammengetragen und dabei Vieles, was lange vergessen und begraben lag, gewissermaßen wieder neu entdeckt. Das Buch ist somit ein in vieler Beziehung abschließendes Werk, das auf Jahrzehnte hinaus als werthvolles Nachschlagebuch auf dem Tische keines Gelehrten wird fehlen, bei keiner wissenschaftlichen Arbeit, die in das von Jähns berührte Gebiet einschlägt, wird unbeachtet bleiben dürfen. Die Benutzung des Buches zu bloßer Lectüre oder zu eingehendem Studium wird übrigens dadurch erleichtert, daß Alles, was aus dem Rahmen der fortlaufenden Darstellung heraustritt, durch kleineren Druck auch äußerlich kenntlich gemacht ist. Die Darstellungen sind sehr anschaulich aber mit einer Kürze des Ausdrucks gegeben, welche beim Lesen stete Aufmerksamkeit erfordert; die vielen Citate, meist in der Ursprache und in der Ausdrucksweise der Zeit, um die es sich handelt, sowie die Wiedergabe aller Namen, Kunstausdrücke ꝛc in der Sprache und Form, wie sie seiner Zeit wirklich in Gebrauch waren, geben der Schilderung ein eigenthümliches so zu sagen lokales Colorit und führen unwillkürlich in die Anschauungsweise der Zeit und des Volkes ein, von dem gerade die Rede ist. Bei den technischen Ausdrücken

*) Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance. Technischer Theil. Bewaffnung, Kampfweise, Befestigung, Belagerung, Seewesen. 81 Bogen gr. Lex. 8°. Nebst einem Atlas von 100 Tafeln von Max Jähns, Major. Leipzig 1880.

Digitized by Google

hat Jähns, wie er in der Vorrede sagt, den Grundsatz befolgt: „Nomina, omina“, und er hat die Wiedergabe aller Wandlungen der Benennung mit der Darstellung aller Wandlungen in Form und Gestalt der Dinge selbst verbunden. Auch nach dieser Richtung wird das Werk der Sprachforschung manchen neuen Anhalt bieten.

Aus dem reichen Inhalte des umfangreichen Bandes auch nur Einzelnes herauszuheben, dürfte zu weit führen. Das Buch will selbst gelesen sein und kann Jedem empfohlen werden, der für culturgeschichtliche Dinge sich interessirt. Es ist kein lediglich militärisches Werk das hier vorliegt; dasselbe wendet sich an alle Gebildeten, und Abhandlungen wie z. B. diejenigen über die Grenzeinrichtungen und die Heerstraßen der Römer, den Burgenbau des Mittelalters, die Wagenburgen der Böhmen und Deutschen, die Heereseinrichtungen der Mongolen, der Slaven, der spanischen Mauren, über das Seewesen der alten Zeit und des Mittelalters finden ihren Leserkreis vielleicht mehr in bürgerlichen und gelehrten Kreisen als in dem der Soldaten von Beruf. Ein Jeder, der die militärischen Umwälzungen unserer Zeit verstehen will, wird gern die Genesis derselben in älterer Zeit verfolgen, vielleicht um staunend zu entdecken, daß Feldpost und Kriegstelegraphie, Hinterlader und Panzerplatten im Alterthum und Mittelalter bereits ebenso wohl ihre Rolle spielten wie in den von uns durchlebten Tagen. A. P.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Haus Lonei.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf L'Arronge.

Es ließe sich ein Langes und Breites sagen über alle die Schwierigkeiten, die heut zu Tage jeder einigermaßen bekannte Autor eines dramatischen Werkes zu überwinden hat, bis es ihm gelingt, sich den Vortheil zu verschaffen, dessen sich der in dieser Beziehung glücklichere epische Dichter von vorn herein zu erfreuen hat: daß nämlich seine Arbeit nach ihren wirklichen guten oder schlechten Eigenschaften beurtheilt werde. Sobald irgendwo ein neues dramatisches Werk in Sicht ist, füllen sich auch schon die Spalten aller Blätter mit freundlichen oder unfreundlichen Notizen darüber. Man spricht von einer Scene, die ganz besonders gelungen, von einem Charakter, der sehr wirksam, von einem Acte, der schwach, von einem Grundgedanken, der bedeutend und neu oder veraltet und albern sei — mit einem Worte: es werden für oder wider das Werk, das noch gar nicht geboren ist, Vorurtheile aller Art wissentlich oder unwissentlich wach gerufen und geschürt. Wird das Drama, wie dies jetzt sehr oft geschieht, an irgend einer auswärtigen Bühne zum erstenmale aufgeführt, so erzählen alle Blätter von dem Geschick, das das Stück — oft unter den ganz veränderten Verhältnissen — an der fremden Bühne gehabt hat; es werden günstige oder mißgünstige Kritiken reproducirt, und so weiß dann jeder Theaterbesucher, bevor er noch sein Billet an der Kasse gelöst hat, schon tausend Dinge über das Stück, ohne das Stück selbst zu kennen. Von der ganz unverhältnißmäßigen Wichtigkeit der ersten Vorstellung, die in Berlin und wohl auch in Wien und andern großen Städten immer eine ganz bestimmte und besondere Physiognomie hat, und bei der die Gesinnungen persönlicher Freundschaft für den Verfasser oder persönlichen Uebelwollens gegen denselben stärker als bei allen andern zum Ausdruck kommen — davon will ich sogar ganz absehen. Sicherlich hat sich L'Arronge bei der ersten Vorstellung seines neuen Lustspiels, das ich lieber ein Schauspiel nennen möchte, durch viel Widerwärtigkeiten, an denen er gar keine Schuld trug, den Weg bahnen müssen, um zum Ziele zu gelangen. Er hat sich seinen Erfolg, der ein unzweifelhafter und großer gewesen ist, im Bunde mit einer ausgezeichneten Darstellung redlich erkämpft.

„Haus Lonei“ ist ein neuer Schritt weiter auf dem Wege, den L'Arronge, seitdem er mit „Mein Leopold“ den Uebergang vom derbhumoristischen Volksstücke mit sentimentalen Zuthaten zum ernsthaften bürgerlichen Lust- und Schauspiel gefunden, eingeschlagen hat. So ernsthaft wie diesmal ist er zuvor nie gewesen. Man darf sogar gegen ihn den Vorwurf aussprechen, daß er den Conflict selbst zu ernsthaft genommen habe. Die Frage: ob der Sohn eines achtbaren Bürgers, auf den dieser seine ganze Hoffnung gesetzt hat und der der alleinige Erbe seines Namens ist, das Abiturientenexamen macht oder nicht, kann allerdings für die betreffende Familie von entscheidender Bedeutung sein, und es ist doch etwas gar zu wohlfeil, sich dem gegenüber einfach abwehrend zu verhalten und zu sagen: was geht es uns an, ob der Junge sein Examen in diesem Jahre oder später macht? — Aber diese Frage hätte allerdings, wenn deren Entscheidung von wahrhaft tragischen Folgen wie in dem L'Arronge'schen Schauspiel begleitet ist, unter andern, schwereren und bedeutsameren Bedingungen als den gewöhnlichen gestellt werden sollen. Man hätte die Richtigkeit jener Bemerkung, die der alte Lonei einmal nebenbei macht: „Macht er diesmal sein Examen nicht, so macht er es überhaupt nicht,“ schärfer herausfühlen müssen, und in diesem Falle hätte denn auch das Versäumte nicht in einem halben Jahre wieder gut gemacht werden dürfen. Wäre das Examen für den Erben des Hauses Lonei ein Tag, der definitiv für sein Leben entschiede, müßte der Alte annehmen, daß der verhängnißschwere Tag die schönsten Hoffnungen zertrümmerte, gewissermaßen das Werk seines Lebens vernichtete, indem eben der unglückliche Ausfall der Prüfung ihm die definitive Gewißheit brächte, daß sein Sohn zu nichts nütze ist, dann könnte die Sache allerdings auf die Höhe einer wahren Familienkatastrophe hinaufgetrieben werden, dann würde man die Verzweiflung des Alten nachempfinden. So aber handelt es sich in der That nur um eine Zeitfrage, die freilich eine große Unannehmlichkeit ist. Der junge Mensch kommt ein halbes Jahr später auf die Universität. Diese Unannehmlichkeit hat L'Arronge, wie ich glaube, zu schwer genommen, und er hat ihr zu tragische Folgen gegeben.

Aber das große Talent dieses gewissenhaften und rastlos arbeitenden Bühnenschriftstellers täuscht uns über die Geringfügigkeit der Voraussetzungen hinweg. L'Arronge gibt von dem Kummer, in den eine ganze Familie durch den jugendlichen Leichtsinn, durch die zwar unbesonnenen, aber im Grunde genommen gar nicht so unverzeihlichen Jugendstreiche des Primaners Kurt Lonei versenkt wird, namentlich von der Verzweiflung des Vaters, dessen Strenge eine übertriebene ist, ein so stark wirkendes, ja ergreifendes Bild, daß wir uns nicht mehr fragen, ob denn dieser überaus heftige Auftritt in richtigem Verhältniß steht zu der Veranlassung; daß wir vielmehr nur mit der aufrichtigsten Theilnahme sowohl für den jungen Menschen, wie für den unglücklichen Vater erfaßt werden. Die Scene im dritten Act, zwischen Vater und Sohn, die damit endet, daß der alte Lonei Kurt aus dem Hause jagt — den ungerathenen Sohn, der in seiner tiefgedrückten Stimmung die grausamsten Vorwürfe des Alten über sich ergehen lassen muß, der in Folge dessen ganz außer Fassung geräth und es in der Gereiztheit an der schuldigen Ehrerbietung mangeln läßt —, dieser Auftritt gehört nach meiner Meinung zu L'Arronges stärksten und gelungensten dichterischen Wirkungen.

Ich will die Handlung oder vielmehr die Handlungen des Stückes — denn es sind deren drei, von denen zwei miteinander verflochten sind — hier nicht ausführlich nacherzählen. Wenige Worte werden zur Orientirung auch genügen.

In der Mitte steht diesmal, wie ich schon andeutete, eine Handlung ohne Liebe, das Schauspiel: Vater und Sohn. Nach der lebhaften Auseinandersetzung mit seinem Vater stürzt Kurt zu dem Schauspieler Reinhard, einem gebildeten, vortrefflichen Manne, dem er sich früher einmal in der Voraussicht, daß es mit seinem Examen schief gehen würde, mit der Bitte genaht hatte, ihm Declamationsstunden zu geben. Kurt ist nicht der erste durchgefallene Abiturient, in dem das Mißgeschick auf der Schulbank die Neigung zur Bühne entfacht hat. Er findet den Schauspieler nicht zu Hause, er läuft in der Verzweiflung davon und wirft sich ins Wasser. Der Schauspieler Reinhard rettet ihn. Bei diesem findet der junge Mann, der sich von dem Sturzbade bald erholt, gastliche Aufnahme und die moralische Unterstützung eines wahrhaften Freundes. Er arbeitet tüchtig, vielleicht mit dem Schauspieler zusammen, der ja selbst studirt hat, und er besteht also das nächste Mal in glänzender Weise sein Examen. Der Schauspieler ist durch diese Verhältnisse der Familie des Commerzienraths Lonei natürlich sehr nahe getreten. Er hat durch die Anständigkeit seines Charakters, durch seine Bildung und seine guten gesellschaftlichen Manieren die Vorurtheile, die

Digitized by Google

der brave Bürger vom Hause aus gegen den ganzen Stand gehegt hat, so gründlich überwunden, daß ihm der Vater selbst die Hand seiner Tochter, der liebenswürdigen Marie, die mit dem Schauspieler längst einig geworden ist, anträgt. Das ist die erste Nebenhandlung.

Die zweite, die zu den beiden eben erzählten Geschichten eigentlich nur in sehr loser Beziehung steht und ohne Schädigung des Ganzen sogar ausgeschieden werden könnte, betrifft die Liebesgeschichte eines unbemittelten, im Punkte der Ehre ungemein empfindlichen Advokaten aristokratischer Herkunft und einer Anverwandten des Hauses Lonei, der anmuthigen Pauline Freysing, die durch den Tod eines alten Erbonkels ein reiches Mädchen wird. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird der unerwartete Reichthum einer Braut nicht gerade als ein großes Unglück aufgefaßt; aber da es sich zufällig so trifft, daß Dr. Bruno von Seewald, der Rechtsanwalt, das Testament jenes Erbonkels selbst aufgesetzt und also von dem Vermögen seiner Braut Kunde erhalten hat, so kann ja die böse Welt den durchaus lauteren Gesinnungen des Liebenden höchst verdächtige Motive unterschieben; und das beunruhigt das Zartgefühl des Rechtsanwalts so stark, daß er drauf und dran ist, sich von dem Mädchen, das ihn liebt, und das von ihm geliebt wird, zu trennen, weil er eben besorgt, daß die Verleumdung die Reinheit des Verhältnisses beflecken und am Ende gar die Gefühle des geliebten Mädchens mit ihrem Gifte inficiren könne. Zum Glück wird, ohne daß er sich selbst darum bemüht, durch einen harmlosen Dritten unter ganz eigenthümlichen Bedingungen der schriftliche Beweis erbracht — ein untrügbarer, actenmäßiger Beweis mit Datum und allem Möglichen —, daß Bruno von Seewald Pauline Freysing schon geliebt hat, bevor noch das verhängnißvolle Testament von ihm aufgesetzt worden war. Zur Constatirung dieser Thatsache hat L'Arronge einen recht complicirten Apparat in Anwendung gebracht, der an sich ganz originell ist und einer freundlich-komischen Wirkung nicht ermangelt, der aber vielleicht etwas zu schwerfällig erscheint für die Verrichtung, die er hier zu besorgen hat.

Wie schon die kurze Skizzirung dieser zweiten Nebenhandlung in der Racherzählung den größten Raum beansprucht, so nimmt dieselbe in ihrer Ausführung auch auf der Bühne einen zu ungebührlich großen Raum ein. Der Zuschauer interessirt sich in erster Linie für den alten Lonei und den Sohn, in zweiter Linie für den Schauspieler, dem zu Liebe er auch mit der Tochter Loneis, mit Marie, sympathisirt; dem farblosen Biedermann, dem aristokratischen Rechtsanwalt und dessen Braut aber steht er ziemlich gleichgültig gegenüber. Wir werden an diesen Rechtsanwalt immer nur erinnert, wenn er auf die Bühne kommt, und wir vermissen ihn nicht, wenn er nicht da ist. Die Wandlung seiner Gefühle für Pauline Freysing, seine Annäherung an das arme, seine Abwendung von dem reichen Mädchen lassen uns ziemlich kalt, und daß gerade diesem zu Liebe ein besonderes originelles Mittel ersonnen ist, um ihm die Verlobung mit Paulinen unbedenklich zu gestatten, daß zur Ausführung dieses Mittels ein verwickeltes Verfahren im ersten Acte explicirt werden muß und im letzten Acte eine ganze Familie das Experiment vollführt — das erscheint uns als ein übertriebener Kraftaufwand für die nicht genügend interessanten Persönlichkeiten. Der Apparat arbeitet nicht am rechten Flecke, wie mir scheint.

Und dieser Rechtsanwalt bringt nun noch obenein eine in jedem Sinne unliebenswürdige und unangenehme Tante mit — eine hochnäsige, alle Welt gesellschaftlich verletzende Person, die einmal in einer unbedachten Stunde eine sehr anständige Handlung begangen, sich zu Gunsten ihres verstorbenen Bruders und zur Wahrung der Ehre ihrer Familie ihres Vermögens entäußert hat, nun aber diese Gutthat beständig an die große Glocke schlägt und ihren Neffen durch eine ewige Erinnerung an das „Opfer", das sie gebracht, zur Verzweiflung bringt. Das verstimmt uns vollends gegen diesen Bruno von Seewald, den Neffen einer solchen Tante!

Aus diesem Grunde hat denn auch der erste Act, in dem die leidige Tante und der unerquickliche Neffe im Vordergrunde stehen, und der Schauspieler introducirt wird, am wenigsten angesprochen. Und wenn wir nach dem Facit des Abends uns fragen: weshalb denn dieser Act überhaupt uns mit den Verhältnissen der Familie Seewald so vollkommen vertraut macht, jener Familie, die ganz in den Hintergrund tritt, sobald das Haus Lonei sich vor unsern Augen erhebt, wenn wir uns fragen: weswegen Adolf L'Arronge, der sonst so knapp und lichtvoll zu exponiren weiß, unsern Blick zu Beginn des Stückes auf lauter Dinge lenkt, die uns vom zweiten Act an eigentlich gar nichts mehr angehen, so finden wir keine genügende Antwort darauf. Da wird eine Köchin weggeschickt, weil der Haushofmeister, ein altes Inventarstück des Hauses — einer jener Haushofmeister, wie sie im Buche stehen, aber in der Wirklichkeit immer seltener werden — die Markteinkäufe selbst besorgt und dadurch die Köchin um den Marktgroschen bringt. Da wird uns das Menu einer ganzen Woche vorgetragen. Wir erfahren, daß es am Sonntag Rindfleisch gibt, sintemalen am Tage vorher wegen des Geburtstages des gnädigen Herrn Hühner und junge Schoten servirt worden sind. Wir haben wirklich kein Interesse zur Sache! Diese kleinen Züge des Haushaltes, die in den früheren Stücken L'Arronges, in Folge ihrer Anspruchslosigkeit und Natürlichkeit, ihre erheiternde Wirkung nie verfehlt haben, machen sich hier mit einer gewissen Absichtlichkeit zu breit und büßen dadurch viel von ihrem Reize ein. L'Arronge macht ja dergleichen besser als irgend ein Anderer; aber er sollte sich doch in dieser Beziehung eine gewisse Beschränkung auferlegen. Der Küchenzettel im ersten Acte, die Geburtstagsgeschenke im folgenden — und was für Geburtstagsgeschenke: eine Cigarrentasche mit Perlenstickerei, eine gehäkelte Schlummerrolle, gestickte Pantoffeln mit wundervollen ganz rothen Rosen gerade in der Mitte! — die Küchenschürze der Tochter im letzten Acte — Marie erscheint mit geschwungnem Kochlöffel und versalzt die süßen Speisen — das ist des Kleinhäuslichen gar zu viel!

Sobald wir den unfreundlichen Salon des Freifräuleins von Seewald verlassen haben und die gute Stube des Herrn Lonei betreten, ist die Stimmung da, und L'Arronge steigert nun die Wirkung von Scene zu Scene und von Act zu Act. Die Charaktere der Familie Lonei, des strengen, aber dabei gutmüthigen Vaters, der vortrefflichen Mutter, des jungen unüberlegten aber nicht schlechten Sohnes Kurt und der freundlichen heiteren Tochter, die natürlich eine Autographensammlung besitzt — alle die Charaktere sind von L'Arronge mit fester Hand gezeichnet und mit großer Sorgfalt und Kunst durchgeführt. Der alte Lonei ist ein Mann aus einem Stück, eine lebenswahre gesunde und originelle Figur, wie sie L'Arronge besser wohl nie geglückt ist. Lonei steht dem alten Gottlieb-Weigelt, dem Vater Leopolds, und dem braven Hasemann ebenbürtig zur Seite und weit über Dr. Klaus und dem Major in „Wohlthätige Frauen".

Und da ist noch ein andrer, ein komischer Charakter in dem Stücke, der Schwager des Commerzienraths Lonei, Christian Hummel, der, namentlich wenn er eine so vortreffliche Darstellung findet, wie er sie hier gefunden hat, allein hinreichen würde, um uns einen guten Theaterabend zu gewähren. Hummel ist — wie soll ich diese köstliche Figur hier charakterisiren? man muß sie sehen — Hummel ist ehrlich-dumm, unschädlich, gutmüthig, gefällig, liebenswürdig. Die Dummheit dominirt bei ihm, aber in so reizender Weise und in so treuherziger Komik, daß sie eben nur dem unausgesetzten Behagen des Zuschauers dient. Nach meinem Geschmack ist Hummel die beste komische Gestalt, die der in der Erfindung drolliger Typen so reiche Adolf L'Arronge uns gegeben hat. Lubowski ist vielleicht drastischer, aber der Doctorkutscher ist viel conventioneller und in seiner Komik viel einseitiger als dieser köstliche, zum Photographen degradirte, talentlose Maler, der in dem Zustande der holdesten Einfalt und Selbstbethörung durch das Dasein trollt, sich mit seiner ebenfalls thörichten und noch obenein arroganten Frau, „Nickelchen", wie er sie nennt, wie im Paradiese fühlt, der keine Ahnung davon hat, daß er mit der äußersten Geringschätzung im Hause des Commerzienrathes behandelt wird, und kreuzfidel ist, wenn er nur eine gute Cigarre dort rauchen und den reichen Schwager anpumpen kann. Er ist immer vergnügt, dieser Hummel; er sieht Alles im rosigsten Lichte, und als der Junge durch das Examen gefallen ist, und die ganze Familie trauert und wehklagt, kommt er lächelnd und triumphirend daher, reibt sich die Hände und sagt: „Nun, es ist ja Alles gut gegangen, Alles! — bis auf das Latein. Weshalb muß der eigensinnige Schulrath auch in einem falschen Klassiker examiniren? Kurt war so schön auf den Horaz präparirt, kein Wunder, daß er vom Sallust nicht viel wußte." Und Hummel freut sich königlich, daß Kurt in allen andern Fächern so gut Bescheid gewußt hat.

Dieser köstliche Mensch erobert sich sofort die Wohlgesinntheit aller Zuschauer, und mit jener souveränen Beherrschung der theatralischen Technik, die L'Arronge zu eigen ist, wird er vom Dichter immer vorgeschoben, wenn das Pathos seine Schuldigkeit gethan hat und das Publicum zu ermatten droht. Dann springt alsbald Hummel hervor und bringt Frische und Heiterkeit in das Haus. In dieser kunstgerechten

Digitized by Google

Ablösung des Ernsten durch das Scherzhafte ist L'Arronge ein Meister. Ich kenne von den modernen Bühnenschriftstellern kaum einen, der den Uebergang vom Sentimentalen und Pathetischen zum Heiteren und Ausgelassenen so glücklich herzustellen vermöchte, wie dies L'Arronge jedesmal gelingt. Er tastet da nicht unsicher umher, er greift sofort mit kecker Hand zu. Er bringt ein gutes treffendes, wahrhaft komisches Wort, das das gesammte Auditorium mit magischer Gewalt zur heiteren Stimmung zwingt. Dies ist ein besonderer Reiz auch unseres neuen Schauspiels.

Gewöhnlich thut man den dramatischen Autoren keinen Gefallen damit, wenn man ihr neustes Werk mit den früheren vergleicht; es sei denn, daß man dem zuletzt entstandenen den Vorzug vor allen übrigen gäbe. Das kann ich nun freilich nicht thun; aber ich finde allerdings, wenn ich von dem ersten schleppenden, ja sogar langweiligen Expositionsacte absehe, daß „Haus Lonei" erheblich über „Wohlthätige Frauen" zu stellen ist. Das Stück ist anspruchsloser, in seinen ernsten Scenen viel ergreifender und in seinen lustigen Situationen und Personen frischer. Es ist auch literarischer. Die Sprache ist sorgfältiger gepflegt, schlichter und wahrer. Das Hochtrabende, das sich in „Hasemanns Töchter" noch in störender Weise bemerklich machte, ist hier ganz vermieden. Nach meinem Wunsche wären noch einige Fremdwörter, die mich auf der deutschen Bühne immer unangenehm berühren, wenn sie durch gute deutsche Wörter vollkommen ersetzt werden können, zu beseitigen.

Das Stück verlangt eine sehr gute Aufführung, und eine solche hat es hier im Wallnertheater gefunden. Die Darstellung des „Haus Lonei" ist ein Ehrentag für das Wallnertheater gewesen, überhaupt eine der besten Darstellungen, die ich seit langer Zeit gesehen habe. Lebrun (Commerzienrath Lonei) hat seit dem Pommeau in der „Armen Löwin" eine so schauspielerisch bedeutende, tief wirkende und ergreifende Leistung nicht wieder zu verzeichnen gehabt. Den Fehler, den man an einigen seiner letzten Rollen rügen durfte: das langsame Tempo, hat er hier völlig abgestreift. Lebhaft, natürlich und liebenswürdig in der Komik, mächtig wirkend, ja erschütternd in den pathetischen Momenten, so hat Lebrun diesen Lonei unter dem stürmischen Beifall des gesammten Publicums gespielt. Man muß ihn sehen, wenn er nach der Kunde vom unglücklichen Verlaufe des Examens in das Zimmer tritt, langsam auf Kurt zugeht und nach einer langen und bangen Pause kopfschüttelnd und schwerathmend an den Jungen die Frage richtet: „Was nun?!" — In dem jugendlichen Schauspieler, Herrn Dumont, der den Sohn spielt, haben wir die Bekanntschaft mit einem jungen Künstler erneuert, der uns bei der Vorstellung der „Novitätenbühne" zum erstenmal aufgefallen war. Herr Dumont hat die Voraussetzung, daß da möglicherweise ein tüchtiges und entwicklungsfähiges Talent uns entgegenträte, in glänzender Weise bestätigt. Er hat die Rolle mit wirklichem Temperament und mit richtiger Natürlichkeit gespielt. Auf Engels' Meisterleistung als Hummel habe ich schon hingewiesen. Man kann sich nichts Gemüthlich-Komischeres denken, als diesen köstlich dummen Schwager. Ganz ausgezeichnet hat auch Herr Kadelburg den gebildeten und talentvollen Schauspieler gegeben. Wer Herrn Kadelburg am Wiener Stadttheater gesehen hat, und ihn hier auf dem Wallnertheater sieht, wo er seine Laufbahn begonnen hat und voraussichtlich auch beschließen wird — der erkennt ihn kaum wieder. Dort schien er sich unbehaglich und eingeengt zu fühlen, hier bewegt er sich frei, mit frischem Humor, und er findet auch für den Ernst die richtigsten Töne. Mit einem ganz besonderen Lobe muß der in ihrer Weise meisterhaften Leistung der Frau Carlsen als Frau Lonei gedacht werden. Man kann die nicht sehr bedeutende Rolle nicht gemüthlicher, nicht individueller darstellen, als es von Seiten dieser vorzüglichen Künstlerin geschieht. Die beiden jungen Mädchen wurden von Fräulein Kopp und Schüle recht hübsch gespielt. Frau Schmidt entledigte sich der sehr unangenehmen Tante mit großem schauspielerischem Geschick, und Herr Gallewski spielte den aristokratischen Rechtsanwalt sehr anständig. Endlich fand noch der Haushofmeister in Herrn Guthery eine komisch wirkende Darstellung.

In einer so vollkommen guten Besetzung ist denn auch das sehr sorgsam einstudirte Stück zu seinem vollen Rechte gekommen und hat am ersten Abend einen Erfolg errungen, der an Echtheit und Intensivität hinter keinem der glücklichen Abende, die L'Arronge zu verzeichnen hat, zurückbleibt.

Paul Lindau.

Notizen.

Die letzten Vorgänge in Frankreich haben einmal wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf das stets bewegte Land mächtig hingelenkt. Die täglichen Berichte über das Duell zwischen dem Laternenmann und dem räthselhaften Kammerpräsidenten, der von Freund und Feind als Frankreichs künftiger Regent angesehen wird, lasen sich wie ein bedenklicher Roman aus der realistischen Schule. Es war dasselbe für einen gewissen Geschmack fesselnde ungesunde Interesse, oft genug auch dieselbe nichts weniger als salonfähige Sprache. Ueber der im Halbdunkel liegenden Scene schwebt eine Atmosphäre von sittlicher Verkommenheit und von schwer gezähmter Wuth, die, sollte die apokalyptische Bestie wie vor zehn Jahren wieder losbrechen, jeden ruhigen französischen Bürger, geschweige den ausländischen Beobachter, mit schweren Sorgen wegen der Zukunft des Landes erfüllen muß. Wer möchte verbürgen, daß nicht auch die Nachbarstaaten die Folgen einer solchen Katastrophe empfinden würden. Gambetta wird in hundert Fällen anders handeln als ein Bonaparte. Aber in einem könnte er ihm gleichen. Die schon oft laut gewordene Befürchtung, auch er werde eine Ablenkung von inneren seine Allgewalt bedrohenden Krisen durch eine auswärtige Diversion suchen, ist sicherlich nicht ganz unberechtigt. Das bedeutet also Krieg. Rochefort mag auch in den Augen seiner radicalen Genossen abgethan sein. Aber die Kluft zwischen den letzteren und Gambetta wird doch nur für den Augenblick nothdürftig überbrückt werden. Unaufhaltsam wird der Kampf ausbrechen, wenn Gambetta erst die Zügel der Regierung selbst ergreifen muß. Dann wird er, wie jeder französische Machthaber von links her heftig angegriffen, sein Prestige durch ruhmreiche Erfolge jenseit der Grenze zu decken suchen. Man sagt ihm nach, er mache aus seinen Zukunftsplänen kein Geheimniß und wolle mit Deutschland auf friedlichem Wege durch einen vortheilhaften Handel eine Auseinandersetzung an den Vogesen erreichen. Es ist nicht genug bekannt, daß, wie Eingeweihte versichern, Gambetta sich mit der unglaublichen Hoffnung tragen soll, das deutsche Reich werde sich wenigstens Lothringen abkaufen lassen! Der Himmel mag wissen, wie diese schmachvolle Zumuthung in seinem stets arbeitenden, aber offenbar wenigstens in auswärtigen Dingen nicht selten verworrenen Kopfe Platz greifen konnte. Bei uns weiß jedes Kind, daß Deutschland, um Metz zu behaupten, seinen letzten Thaler und noch mehr kostbare Güter opfern würde. Bei Gambettas trügerischen Calcüls wird natürlich auch wieder eine Verständigung auf Kosten Dritter, wie etwa Belgiens, ihre Rolle spielen. Stets jedoch bleibt die wenigstens diplomatische Revanche für 1870 sein unverrückt festgehaltenes Object. Mißlingt sie im Frieden, dann ist dem bedenklichsten Abenteuer Thür und Thor geöffnet. Die Beschwichtigung, mit der Macht wachse die Verantwortlichkeit, der Präsident Gambetta werde daher ein anderer sein als der republikanische Dauphin, mag plausibel klingen. Auch wird Niemand das ökonomisch arbeitende Frankreich mit dem Pariser Tollhause, das solche pessimistische Betrachtungen überall aufsteigen läßt, verwechseln. Aber man begreift, daß die Staatslenker in Berlin und Wien, was an den Ufern der Seine geschieht, scharf im Auge behalten und ganz im Stillen ihre Vorkehrungen darnach treffen. Die orientalische Frage ist ersichtlich nur der Vorwand für die Stellungnahme der Mächte und die äußere Decoration für viel ernstere Dinge, die sich dahinter entwickeln. Das Kommen und Gehen der Diplomaten beschäftigt den Zeitungsleser und läßt zahlreiche, zum Theil recht heitere Sensationserfindungen, wie die neuliche haarsträubende des Standard, auffliegen. Die Türkei wird natürlich als krank behandelt und die Conferenzen der Aerzte nehmen kein Ende. Die famose vom vorigen Sommer hier am Orte hatte den Wirrwar, gelinde gesagt, nicht vermindert. Unehrerbietige Spötter verglichen sie mit der berühmten Scene in einem Molière'schen Lustspiel, wo die zur Consultation berufenen Aerzte sich mit allerlei möglichen Dingen, nur nicht mit der angeblich leidenden Person beschäftigen, was gleich darauf ihrer feierlichen Verkündigung der vereinbarten Recepte keinen Abbruch thut. Diese sind denn auch darnach, und von den Mitgliedern des Areopags ist Niemand stolz auf die Autorschaft. Was Wunder, daß neuere Berathungen über dieselben Themata einer unverbesserlichen Skepsis begegnen und das Publicum kalt lassen? Man fühlt heraus, daß Komödie gespielt wird und hat an der ersten Enttäuschung

Digitized by Google

genug. Türkei und Griechenland sind vorgeschobene Marionetten, während der wirkliche Knoten sich unter der Herrschaft ganz anderer Factoren unsichtbar schürzt. Die beiden Völkerschaften wollen sich das jedoch nicht gefallen lassen und ihre eigenen Interessen ernstlich gewahrt wissen. Diese offenherzige Skizze des gegenwärtigen Zwiespalts erklärt die letzten Ereignisse besser als fünfzig Leitartikel und wird auch den Schlüssel bieten für die kommenden Vorgänge dieses Winters, bei welchen übrigens, wenn es nach Rußlands Plänen geht, die von ihren vermeintlichen Freunden falsch berathene und zum Widerstand um jeden Preis ermuthigte Türkei schließlich nochmals die Zeche bezahlen soll.

* * *

Heutzutage, wo fast jeder gebildete Mann ganz erträglich vorzulesen versteht, geht es mit den Vorlesern wie mit den Klaviervirtuosen: unzählige drängen sich an die Oeffentlichkeit, Beachtung der ernsthaften Kritik und bleibende Theilnahme des Publicums kann nur eine ganz vollkommene Leistung gewinnen. — Herr Alfred Fabian, der am Abend des 15. December im Saale des Hôtel de Rome einige ausgewählte Stücke aus neueren Dichtern vortrug, wird schwerlich beanspruchen, schon jetzt zu den Meistern seiner Kunst gezählt zu werden. Allein er scheint ein Jünger zu sein, der ernstlich strebt und sich die Erreichung seines gewählten Zieles hat redlich sauer werden lassen. Seine Tonbildung ist, unterstützt durch ein wohllautendes und mächtiges Baritonorgan, eine sehr schöne; seine Aussprache eine fast tadellose — nur begegnete es ihm noch einige Male, daß sich verwandte Laute in seinem Munde unwillkürlich assimilirten. Indeß hat er noch nicht jene Geläufigkeit errungen, welche die Schwierigkeiten der Aussprache spielend bewältigt: noch merkt man derselben die Kunst, das Studirte an, und diese Wahrnehmung schädigt den Eindruck der Natürlichkeit. — Das Hauptstück des Programmes bildete der Vortrag eines Gesanges aus Wolffs „Tannhäuser". Diese Wahl war insofern eine gute, als sie Gelegenheit bot, die Darstellungskraft des Vortragenden im Dialog zu erproben; ist doch der Dialog das Gebiet, wo sich die Meisterschaft am ehesten erweist. Leider trat es gerade hier an den Tag, daß Herr Fabian zur Stunde diese Meisterschaft noch nicht besitzt; er vergriff sich in der Auffassung der beiden herrlichen Figuren, Tannhäusers und Irmgards, und machte aus dem dämonisch glühenden, unheimlich selbstbewußten Minnesänger einen haltlosen Renommisten, aus der zarten und doch so seelenstarken Frau einen lamentirenden Trotzkopf. Dazu kam, daß Herr Fabian gegen den Schluß hin, wo er sich wohl einige Effectchen herausarbeiten wollte, sein Organ zu Sprüngen mißbrauchte, die geradezu unschön wirkten. Auch in der Behandlung des Verses vergißt Herr Fabian zu sehr die „Bescheidenheit der Natur". Er möchte am liebsten jedes Wort, jedes nichtssagende Adjectiv in seiner vollen Bedeutung dem Hörer zum Bewußtsein bringen und zerstört dadurch den Gesammteindruck des Satzes. So wirkten seine Verse manchmal recht melodisch, aber nicht klar, denn einen Hauptaccent kann ein Vers nur tragen. — Außerdem gab Herr Fabian einige Gedichte Petöfys und Mussets zum besten. Musset gut vorzutragen, halte ich für außerordentlich schwer: diese kleinen Sachen sind entzückend, so lange sie anspruchslos auftreten — aber sie sind nur für einen ganz intimen Genuß, nicht für ein großes Publicum. Und dann erscheint Musset doch dem Deutschen ziemlich fremdartig. — Uebrigens will ich constatiren, daß Herr Fabian an jenem Abend seinen vollsten Erfolg mit Mussets „Dupont und Durand" erzielte — ein Beweis dafür, daß in diesem Gedicht, obwohl die feineren, satirischen Beziehungen dem Laien schon unverständlich geworden sind, eine große komische Kraft in sich birgt. Allerdings scheint Herr Fabian eine gewisse Anlage zu trockener Komik zu besitzen, wodurch die Wirkung der Musset'schen Satire verstärkt wurde.

C. G.

* * *

Rafael-Werk. Sämmtliche Tafelbilder und Fresken des Meisters in Nachbildungen nach Kupferstichen und Photographien herausgegeben von Adolf Gutbier, Königl. Hofkunsthändler. Mit erläuterndem Text von Wilh. Lübke. Lichtdruck von M. Rommel in Stuttgart. Dresden 1881, Adolf Gutbier.

Von allen Malern ist vielleicht keiner so häufig in einzelnen seiner Werke vervielfältigt worden, wie Rafael; die berühmten Stiche seiner berühmtesten Tafelbilder und auch Fresken sind allbekannt, aber bis jetzt existirte noch keine Gesammtausgabe seiner sämmtlichen Werke. Und doch verdient keiner es wie Rafael, in seinem ganzen Schaffen allgemein bekannt zu werden.

Herr Kunsthändler Adolf Gutbier in Dresden hat es unternommen, nachdem er schon im Jahre 1879 eine Ausstellung von Nachbildungen sämmtlicher Rafael'schen Werke veranstaltet hatte, uns diese Sammlung in einem geschlossenen Werke vorzuführen. Erschienen ist bis jetzt der erste Band, der ca. 90 Blatt, sämmtliche Tafelbilder des Meisters, enthält. Diesem wird sich im nächsten Jahre ein zweiter (Schluß-) Band anreihen, der die Fresken des Vatikans, der Farnesina und die Tapeten bringt. Jeder Band umfaßt 24 Lieferungen à 3 M.

Als Reproductionsmittel hat der Herausgeber den Lichtdruck gewählt und zwar nach den besten vorhandenen Stichen, welche ihm öffentliche wie private Kupferstichsammlungen bereitwilligst zum Zwecke der Vervielfältigung überließen. Der Lichtdruck ist von Martin Rommel in Stuttgart ausgeführt, der sich auf diesem Gebiet schon wiederholt hervorragend bethätigt hat. Zwar stehen hier nicht alle Wiedergaben auf gleicher Höhe, doch liegt dies auch oft an dem Stiche, der, je nach der Manier seines Meisters mehr oder weniger für den Lichtdruck geeignet ist.

Dem Ganzen wird ein erklärender und zugleich begleitender Text beigegeben, und daß dieser sowohl in geistig anregender wie streng wissenschaftlicher Weise geschrieben ist, dafür bürgt der Name Lübkes. Die äußere Ausstattung (Druck von W. Drugulin in Leipzig) ist eine sehr geschmackvolle.

Ohne Zweifel wird dieses Werk nicht nur bei dem Kunstkenner und Forscher, sondern auch bei dem größeren, kunstliebenden und gebildeten Publicum rasch die Aufnahme finden, die es gemäß seines inneren Werthes verdient. B.

* * *

Unter dem Titel **„Deutsche illustrirte Volksbücher"** ist bei Bielefeld in Karlsruhe eine Sammlung der kleinen Schriften Berthold Auerbachs erschienen. Im Verhältniß zu dem niedrigen Preis (3 Bände in dreißig Lieferungen zu 30 Pf.) ist die Ausstattung in Druck und Papier, mit Holzschnitten nach den bekannten Zeichnungen unserer ersten Meister, eine ganz vorzügliche. Das Experiment, das die Buchhandlung hier nach dem Muster der französischen Sous-Ausgaben macht, ist immerhin ein gewagtes — zehntausende von Exemplaren müssen verkauft werden, ehe das Unternehmen sich rentirt. Dasselbe hat unsere wärmsten Sympathien, und wir hoffen auf den besten Erfolg. Die Sammlung jener kleinen Schriften, die Auerbach wirklich für das Volk im besten Sinne geschrieben hat, ist ja bereits aus einer größeren Ausgabe bekannt; allein man kann ihr, die nach jeder Richtung hin ganz vorzüglich ist, gar nicht genug Verbreitung wünschen; tüchtig und gediegen in jeder Beziehung verdient sie ein wirkliches Volksbuch zu werden, das in keiner Familie fehlt.

* * *

Eigentliche Prachtausgaben von Musikstücken haben uns bis zur Herausgabe der Schubert-Müller-Lieder bei Hallberger fast gänzlich gefehlt — jetzt hat sich der Verlag von Edwin Schloemp in Leipzig die Aufgabe gestellt dem abzuhelfen. Nach der uns vorliegenden Probe, dem ersten Bande der **„Deutschen Hausmusik mit Bildern"** (**Ausgewählte Lieder** — es werden noch zwei andere vorbereitet, deren einer „Ausgewählte Volkslieder", der andere „Freie Tonbilder aus Sonatensätzen" enthalten soll) kann man diesem Versuche nur das wärmste Lob aussprechen und seinem Erfolge das günstigste Prognostikon stellen. Ein so competenter Kenner wie Carl Reinecke hat es übernommen, die 16 hier veröffentlichten Lieder auszusuchen, und seine Wahl ist, wie nicht anders zu erwarten, eine wohlgelungene. Die höchste Anerkennung aber verdient die Ausstattung — nicht nur die Illustrationen und Leisten, die von der Hand erster Künstler entworfen und ausnahmlos vortrefflich sind, sondern auch die unübertreffliche Wiedergabe durch den Lichtdruck von C. Naumann & Schröder in Leipzig, der accurate Notenstich und das schwere, wundervolle Papier. Ein Wort specieller Anerkennung gebührt auch dem Einband aus Leder mit einer Füllung imitirter Elfenbein-Intarsia.

In demselben Verlage ist eins der originellsten Besitzthümer der Königl. Nationalgalerie herausgegeben worden: **„Die Kaffeeklecksbilder"**. Ueber die Entstehung dieser drolligen Sammlung gibt ein Vorwort dahin Aufschluß, daß zur Zeit, als Kaulbach behufs Ausführung seiner Fresken in Berlin weilte, er und seine Schüler Muhr und Echter die Gewohnheit hatten, bei Olfers, dem damaligen Director des Museums, Kaffee zu trinken. Zum Dank für die genossene Gastfreundschaft hatten sie sich verpflichtet, das Album ihres Wirthes mit Handzeichnungen zu bereichern. In Ermangelung geeignetem Materials benutzten sie häufig statt der

Digitized by Google

Tusche Kaffee und kamen so schließlich auf die übermüthige Idee, einige Tropfen Kaffee beliebig auf das Papier zu schütten und in oder um den so entstandenen Umriß eine Skizze zu componiren. Das so entstandene Skizzenbuch wird nun hier dem Publicum vorgelegt. Wie jener Einfall originell und drollig war, so sind auch die in dieser Weise ausgeführten Skizzen. Die Reproduction in Lichtdruck von W. Frisch ist durchweg gelungen, auf die Mappe ist ein reizend erfundenes Titelbild geklebt — das einzige, was wir nicht loben können, ist die übel angebrachte Sparsamkeit, beide Seiten des Cartons zu bekleben. Das ist unbequem für den Betrachter.

* * *

Im Flügelkleide. Aus der Kinderwelt. Bilder von J. Kleinmichel, Reime von Victor Blüthgen. (Verlag von A. Hofmann & Co., Berlin.) Die Reime von Blüthgen sind allerliebst, einige sind sogar mehr als das. Ebenso erweisen die hübschen Kinderköpfchen und niedlichen Figuren das große Talent Kleinmichels. Aber wir haben hier doch einem starken Bedenken Ausdruck zu geben. Das Buch ist eine vollkommne, man muß sogar den bösen Ausdruck anwenden: eine knechtische Nachahmung der englischen Kinderbücher von Kate Greenaway. Alles, was an eine eigene künstlerische Schöpfung erinnern könnte, ist wie mit Vorbedacht und Ueberlegung sorgsam vermieden worden. „Im Flügelkleide" sieht aus wie ein gelungener Scherz, den ein talentvoller Maler sich gemacht hat, um einmal zu zeigen, daß er die Eigenartigkeiten einer fremden künstlerischen Individualität täuschend nachmachen kann. Es ist derselbe Scherz, den Alfred Grünfeld mit den musikalischen Meistern und Fritz Mauthner mit bekannten Schriftstellern gemacht hat — derselbe Scherz ins Malerische übertragen. Als solchem ließe sich ihm nur das Lob einer ungewöhnlichen Virtuosität in der Nachbildung spenden. Die fünf Kinder im Bett, die sechs Kinder auf der Bank ꝛc. ꝛc. sind so täuschend in der bekannten Manier der Kate Greenaway gehalten, daß sie sich vom Original kaum unterscheiden lassen. Kleinmichel hat auch all die kleinen Späße in der Anordnung nachgemacht, z. B. die Stühle zu den Reimen „Anne-Kathrinchen" sowie die lustig falsche Perspective zu den Reimen: „Seht nur den Chinesen an" ꝛc. Abgesehen von dem gänzlichen Mangel an Originalität sind die Zeichnungen von Kleinmichel sehr gelungen; es sind kleine Kunstwerke. Auch äußerlich schon, durch die Farbe des Deckels, hat man das englische Vorbild zu copiren gesucht. Diese Uebernahme der englischen Auffassung ins Deutsche führt allerdings zu einigen Unzukömmlichkeiten. Deutsche Kinder sehen eben anders aus als englische; sie sind anders angezogen. Diese merkwürdigen Kinderkleider mit den furchtbaren Hüten sind alles Mögliche, nur nicht deutsch. Die englischen Kinderbücher sind durch colorirten Holzschnitt vervielfältigt, hier hat man die Zinkotypie gewählt, welche die Contouren weniger scharf wiedergibt und die präcise Farbengebung des Drucks erschwert. Wir wiederholen, daß im Uebrigen die Kleinmichel'schen Zeichnungen ganz reizend sind, und daß er dem Vorwurfe, der wahrscheinlich von vielen Seiten gegen das Buch erhoben werden wird, durch die einfache Angabe: „Bilder in der Manier der Kate Greenaway" hätte entgehen können.

* * *

Conversationslexika. Meyers Bibliographisches Institut in Leipzig gibt jetzt das zweite Jahressupplement 1880/81 heraus, das sich auch als der achtzehnte Band des großen Conversationslexikons darstellt. Man weiß, daß die Verlagshandlung den sehr guten Gedanken gehabt hat, durch alljährlich wiederkehrende Supplemente die Artikel des großen Werkes bis auf den Tag weiter zu führen, so daß der Redaction des Lexikons beständig die Gelegenheit geboten wird, nachzutragen und zu berichtigen. Auf diese Weise erhält sich das große Werk seine volle Frische und seinen Werth; die größte Gefahr der Nachschlagebücher: die Gefahr des Veraltens, ist ausgeschlossen. Man kann bei diesem Verfahren gar nicht absehen, wann jemals eine neue Auflage nothwendig werden sollte. Das „Jahressupplement" ist, auch als ein abgeschlossenes Ganzes für sich betrachtet, von großem praktischen Werthe. Es gibt eine umfassende, mit Fleiß, Gründlichkeit und Sorgfalt redigirte Uebersicht über alle Gebiete des menschlichen Schaffens im verflossenen Jahre. Das Material ist wie bei dem großen Lexikon alphabetisch geordnet, eine systematische Angabe des sachlichen Inhalts ist außerdem beigegeben, so daß die Auffindung dessen, was man sucht, möglichst vereinfacht und erleichtert wird. Von diesem zweiten „Jahressupplement" sind bis jetzt drei Lieferungen (6 Hefte), von A—G erschienen. Das Supplement wird bis Februar vollständig sein. Wir empfehlen das Werk als eine sehr nothwendige Ergänzung allen Besitzern des Meyer'schen Conversationslexikons auf das Angelegentlichste.

Gleichzeitig wollen wir die Aufmerksamkeit auf den in demselben Verlage erschienenen „Schlüssel zu Meyers Conversationslexikon" hinlenken. Es ist ein systematisches Verzeichniß sämmtlicher Artikel nach den Wissenschaften, Künsten und Gewerben übersichtlich geordnet und gegliedert. Der „Schlüssel" ist ein ungemein zweckmäßiges und nützliches Buch. Die alphabetische Reihenfolge, welche in den großen Conversationslexiken natürlich innegehalten werden muß, reißt das sachlich Zusammengehörige ebenso naturgemäß auseinander. Wer z. B. sich aus dem Conversationslexikon unterrichten wollte über das Leben und Wirken der bedeutendsten modernen deutschen Maler, würde in einem jeden der sechszehn Bände so und so viele Artikel finden, die für ihn Interesse haben — oder er würde sie vielleicht auch nicht finden! Es wäre sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß er manchen sehr wichtigen Aufsatz übersehen würde. Vermöge des „Schlüssels" aber wird ihm die langwierige und unnütze Arbeit des eignen Nachsuchens erspart. Dort findet man unter dem Titel: „Bildende Künste", Unterabtheilung: „Maler", zweite Unterabtheilung: „Neuere deutsche Maler" auf Seite 161—171 der Reihenfolge nach alle die Namen aufgeführt, deren Trägern in dem großen Werke mehr oder minder ausführliche Besprechungen gewidmet sind. An diesem einen Beispiele, das aufs Gerathewohl gewählt ist, wird man schon erkennen, wie nützlich, ja, wie unentbehrlich dieser Schlüssel für alle fleißigen Benutzer des trefflichen Nachschlagebuches ist.

Illustrirtes Conversationslexikon der Gegenwart (Verlag von Otto Spamer). Das unter diesem Titel erscheinende „Nachschlagebuch für Haus und Familie zu täglichem Gebrauch" liegt jetzt bis zum Abschluß des ersten Bandes, A—F, vor. Das Werk unterscheidet sich sehr wesentlich von den großen Conversationslexiken von Meyer, Brockhaus ꝛc. Es berücksichtigt nur die Gegenwart und nennt sich daher in seinem Prospect auch „eine Revue der Gegenwart in lexikalischer Form". Es ist sehr populär geschrieben und schon seiner äußeren Gestalt nach mit den zahlreichen Illustrationen — es werden deren im Ganzen gegen fünfzehnhundert werden — und wegen seines relativ billigen Preises zu einer Verbreitung in den weitesten Kreisen bestimmt. Wir haben das Nachschlagebuch auf verschiedene Fälle hin probirt und es da bewährt gefunden. Bei der Würdigung der Schriftsteller, Gelehrten, Künstler ꝛc. könnte vielleicht die übrigens niemals gehässige, aber bisweilen doch zu deutlich hervortretende persönliche Ansicht der Verfasser der betreffenden Artikel noch mehr zurückgedrängt werden. In einem solchen Sammelwerke, an dem so und so viel anonyme Verfasser mitarbeiten, deren jeder seine eigne Auffassung hat, muß, soweit es eben menschenmöglich ist, die ungetrübte Objectivität herrschen; sonst sind Widersprüche zwischen dem einen und dem andern Aufsatze unvermeidlich. Das „Illustrirte Conversationslexikon" ist mit vielem Fleiß und vieler Sorgfalt zusammengestellt. Es sei unsern Lesern empfohlen.

* * *

Das Prachtwerk **„Spanien"** (Verlag von Gebr. Paetel in Berlin) hat mit dem Erscheinen der Lieferungen 24—29 (Granada behandelnd) seinen Abschluß erreicht. Wir gedenken über das Werk, nachdem es somit als Ganzes vorliegt, eine eingehende Besprechung zu bringen.

* * *

Im Verlage der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin ist auch in diesem Jahre der **„Damen-Almanach"**, Notiz- und Schreibkalender für das Jahr 1881, mit einer Illustration in Farbendruck von Th. Laudin in der bekannten eleganten Ausstattung mit einigen praktischen Notizen und einem Erinnerungsblatt „aus vergangenen Tagen", erschienen.

* * *

Als Ergänzung des vortrefflichen „Menu" des Herrn von Malortie erscheint im Verlage von Klindworth in Hannover **„Feine Küche"**, eine Sammlung von Recepten, die ein „vormalig königlich hannoverscher Oberhofkoch" und Besitzer des besonderen Vertrauens Herrn von Malorties niedergeschrieben hat. Den Glücklichen, die in der Lage sind, eine Tafel nach allen Regeln der Kunst zu halten, wird das Buch eine willkommene Gabe sein.

* * *

Digitized by Google

Der Verlag von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig veröffentlicht die ersten Lieferungen eines neuen Prachtwerkes „**Nordlandfahrten**". Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Als Bearbeiter des Textes, der übrigens Sage, Geschichte, Literatur und Kunst besonders berücksichtigen will, werden gute Namen genannt: A. Brennecke, Francis Broemel, Hans Hoffmann, Richard Oberländer, Joh. Proelß, H. v. Wobeser und der verstorbene H. Scheube. Nach der uns vorliegenden Probe hält der Text, was die Ankündigung verspricht, ist frisch und anschaulich geschrieben. Was den künstlerischen Theil des Werkes anlangt, so werden einzelne Mitarbeiter nicht namhaft gemacht, doch sind die Illustrationen lobenswerth, einzelne sogar entschieden schön. Aber Norwegen (das die beiden ersten Lieferungen behandeln) muß ein curioses Land sein: es ist kein Bild ohne Wasserfall. Jedenfalls eine grandiose und uns völlig fremdartige Natur, welcher dies enge Aneinanderreihen von Gebirge und See einen ganz eigenthümlichen, von dem der Alpen völlig verschiedenen, landschaftlichen Reiz gewährt. — Es ist ein dankbares Unternehmen, jene nordischen Gegenden, die unserer Kenntniß und vielleicht auch unserem Verstehen vielfach noch gar zu fern liegen, und welche doch des Ursprünglichen und Schönen so viel bieten, dem Publicum durch eine gute Darstellung in Wort und Bild näher zu rücken. Wir sind überzeugt, daß eine sorgfältige Ausführung den glücklichen Gedanken des Hirt'schen Verlags zu Ehren bringen wird.

* * *

Von neuen Publicationen des Verlages von A. Hartleben (Wien, Pest und Leipzig) ist zu verzeichnen: „**Das Dampfhaus**" (2 Bde.) und „**Der Triumph des neunzehnten Jahrhunderts**" (2 Bde.), beide von Jules Verne (Bd. 35—38 der ganzen Sammlung). Ferner Rudolf Falb „**Die Umwälzungen im Weltall**"; das Buch, eine deutsche Bearbeitung des ursprünglich spanisch herausgegebenen Werkes, enthält neben anderem Interessanten eine Darstellung der Erdbebentheorie des auf diesem Gebiete als eine Autorität genannten Verfassers. Endlich ist zu erwähnen, daß das Lieferungswerk „**Frauenleben der Erde**" von Schweizer-Lerchenfeld nun abgeschlossen vorliegt. Dem Verfasser hat bei der Darstellung seines so vielfach interessanten Stoffes seine Absicht, ein Familienbuch zu schreiben, eine gewisse Schranke auferlegt, innerhalb deren er sich indeß immer noch geschickt genug bewegt. Das Werk ist von A. Wanjura mit ungefähr 200 Originalzeichnungen illustrirt. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß dieselben auf künstlerische Vollendung keinen Anspruch machen, der Werth derselben vielmehr auf ihrer Naturtreue beruht.

* * *

Vom „**Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger**", herausgegeben von Ernst Gettke, hat soeben der neunte Jahrgang, 1881, die Presse verlassen. Wir haben auf das sehr verdienstliche Werk schon früher hingewiesen und können nur wiederholen, daß es sich allen Bühnenangehörigen durch seine Selbstständigkeit und Sachlichkeit nützlich macht, überhaupt allen Freunden des deutschen Theaters als Nachschlagebuch ein willkommner Rathgeber ist.

* * *

Von der bei F. W. Grunow in Leipzig erscheinenden Prachtausgabe der „**Dichtungen**" Alfred Meißners ist dieser Tage der vierte Band erschienen, „Werinher", „König Sadal" und „Herbstblumen" enthaltend. Die Ausstattung ist eine überaus gediegene und elegante, nicht gewöhnliche Fabrikarbeit, sondern eine solche, die das Auge des Liebhabers wahrhaft erfreut. Der Druck auf Büttenpapier ist mit Schwabacher Lettern in der Officin von Carl Marquart in Leipzig hergestellt, die reizenden Initialen, Vignetten und Kopfleisten, sowie das schön erfundene Titelblatt stammen aus dem rühmlich bekannten Atelier von Kaeseberg & Oertel ebendaselbst.

* * *

Dr. David Müllers „**Geschichte des deutschen Volkes**" (Berlin, Franz Vahlen) erscheint in neunter, von Dr. E. Junge bearbeiteter Auflage als Prachtausgabe. Das Werk, dessen Entstehen ungefähr mit der Zeit des schleswig-holstein'schen Feldzuges zusammenfällt, hat sich durch die Volksthümlichkeit seiner Darstellung rasch überall Eingang zu verschaffen gewußt. Bücher dieser Art fehlen uns noch viel zu sehr; hoffentlich ermuthigt der schöne Erfolg des vorliegenden zur Nachfolge. Die Prachtausgabe ist mit Vignetten und Kopfstücken sehr würdig ausgestattet und mit einem Porträt des Kaisers nach der bekannten Kreidezeichnung A. v. Werners geschmückt.

* * *

Ein „**Illustrirtes Donau-Album**" ist im Verlage von A. Hartleben in Wien und Leipzig erschienen. Eine große Menge von Illustrationen und eine elegante Ausstattung sind die Vorzüge dieses Buches, welches durch seinen viersprachigen Text auf Verwendung als Andenken für das internationale Reisepublicum der Donauländer berechnet scheint.

* * *

Eine neue musikalische Zeitschrift.

Eine neue Musikzeitung! Kaum wird auf den ersten Blick Jemand behaupten mögen, daß damit wirklich einem „vorhandenen Bedürfnisse" genügt werde. Musikzeitungen gibt es allerdings in unserm lieben Vaterlande in Hülle und Fülle. Aber welchen Charakter haben dieselben? Im besten Falle sind es Musikerzeitungen, im schlechtesten, und leider in den meisten Fällen, Verlegerzeitungen. Jeder Musikalienverleger sucht sich in den Besitz eines Blattes zu setzen, um eine Stellung in der Presse einzunehmen, und theils selbst eine Stimme zu gewinnen, theils fremde Stimmen nach dem Grundsatze „eine Hand wäscht die andere" im eigenen Interesse zu beeinflussen. Die Musikerzeitungen aber beschränken sich entweder auf rein Fachliches oder streben das Ideal einer statistischen Vollständigkeit an, d. h. kein Concertprogramm, keine Novität unerwähnt zu lassen. Daß beide Kategorien das große Publicum nicht befriedigen können, liegt auf der Hand. Und doch hat dies Publicum das allerstärkste musikalische Interesse, ja man kann wohl sagen, das Interesse an der Musik ist das einzige rein künstlerische Interesse, welches heutzutage auch ein großes Publicum leidenschaftlich zu bewegen vermag, zumal in Deutschland. Eine Zeitschrift, welche sich diesem allgemeinen Interesse dienstbar macht, entspricht deshalb allerdings einem vorhandenen Bedürfnisse, weil sie eine Lücke ausfüllt. Daß dies sich so verhält, hat überdies der große Erfolg bewiesen, den die neueste musikalische Zeitschrift: „Musikwelt, musikalische Wochenschrift für die Familie und den Musiker, herausgegeben von Max Goldstein", sofort nach ihrem ersten Erscheinen gehabt. Das Programm des Blattes, dem L. Ehlert in der ersten Nummer einen vortrefflichen Geleitsbrief geschrieben, liegt deutlich in den Worten „für die Familie und den Musiker" ausgedrückt. Das Publicum, die Familie soll zum Standpunkte des Künstlers emporgehoben werden, an seinem freien Urtheil, an seiner Sachkenntniß Antheil haben, so daß beide Theile dabei auf die Rechnung kommen. Die vorliegenden vier Nummern liefern den Beleg, daß es dem Herausgeber mit der Durchführung dieses Programmes Ernst ist. Sie sind nach jeder Richtung hin belehrend und im Belehrenden unterhaltend. Der Standpunkt ist der möglichster Unbefangenheit. Die neueren Meister finden die gebührende Anerkennung, ohne daß über die Anhänger des Alten rücksichtslos der Stab gebrochen würde. Der Herausgeber selber geht hierin mit gutem Beispiele voran: er sucht ebenso dem jüngst in Hamburg aufgeführten „Dämon" Anton Rubinsteins gerecht zu werden, wie er mit feinsinniger Begeisterung in die Großartigkeit einer so individuell eigenartigen Schöpfung, wie es Berlioz' phantastische Symphonie ist, einführt. Einen scharfen Kritiker scheint die Musikwelt an G. Dömpke zu besitzen, der in einer Reihe von Artikeln „Händelianer und Bachianer" die Excentricitäten und Monstrositäten eines Chrysander, Gervinus und Spitta geißelt. Auch der „Führer durch die musikalische Literatur", als welcher H. Wolff fungirt, ist dankend zu erwähnen, ebenso die mythologischen Erörterungen des Prof. Paulus Cassel „aus dem Königreiche des Gral", mit deren phantastischen Combinationen der Kritiker zwar nicht immer einverstanden sein kann, die aber Jeden durch die Fülle des gebotenen Stoffes interessiren und anregen müssen. Wir zweifeln nicht, daß die „Musikwelt" sich einen immer größeren Leserkreis erobern, das allgemeine Verständniß fördern und damit schließlich auch der Versöhnung der sich so heftig bekämpfenden musikalischen Parteien dienen wird. H. H.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Mit dem 1. Januar 1881 beginnt das 1. Quartal der

„Hamburger Nachrichten"

und bitten die Unterzeichneten die Bestellungen für dasselbe **möglichst frühzeitig** zu machen, damit die Nummern vollständig geliefert werden können.

Die **„Hamburger Nachrichten"** (gegründet 1792), bekanntlich die größte, bedeutendste und verbreitetste politische Zeitung namentlich des nordwestlichen Deutschlands, erscheinen täglich in **2 Ausgaben** Morgens um 7 und Abends um 6½ Uhr; am Sonntag erscheint nur die Morgen-, am Montag nur die Abendausgabe. Die Versendung geschieht mit erster Post nach der Ausgabe. Abonnementspreis im deutschen Postgebiet incl. Postaufschlag ℳ 10 per Quartal. Sämmtliche Postanstalten nehmen Abonnements an.

Für Anzeigen beträgt der Insertionspreis die Petitzeile 40 Pfennige Reichsmünze. Die Einsendungen von Inseraten sind franco an die Expedition der „Hamburger Nachrichten" zu adressiren, welche auch auf franco Anfragen betr. Preis ꝛc. umgehend Auskunft franco ertheilt. Gleichfalls nehmen die am Kopf des Blattes bezeichneten Annoncen-Bureaux auswärtige Anzeigen für die „Hamburger Nachrichten" an.

Hamburg, Dezember 1880.

Hermann's Erben,
Herausgeber u. Verleger d. „Hamb. Nachrichten".

Neuer Verlag von **Cäsar Schmidt** in **Zürich.**

Schattentanz

von

Alfred Meissner.

2 Bände. — Preis 10 Fr.

I. **Inhalt:** Bilder aus dem Italien von ehedem: Frühlingstage in Ober-Italien. — Ugolino. — Ein Tag in Genua. — Deutsche Stationen: Das Hôtel Solitude. — Ein Friedensstifter. — Geschichte eines Malers. — Das Portrait. — Geschichte von 10,000 Gulden. — Aus dem neuen Italien: Rom im Jahre 1874. — Frühlingstage auf Capri. — Von Sorrent nach Amalfi. — Amalfi. — Allerlei Trödel. — Heinrich Martin's denkwürdige Nacht.

II. **Inhalt:** Toni. Kleine Episoden: Aus der Knabenzeit. — Die kleine Comtesse. — Hans Seeling. — Der Tisch der Malcontenten. — Drei Tage aus dem Leben des Pfarrers von Hellthal. — Preussisches Land am Bodensee. — Am Ufer des Acheron. — Vom Tagewerk des deutschen Schriftstellers. — Letzte Erinnerung an Heinrich Heine.

Der Name des Autors und der reiche Inhalt sprechen für sich selbst.

Literarisches. — **Die Rache der Bajadere.** Romantisches Gedicht in 6 Gesängen von **Herm. Friedrichs.** Zürich, Cäsar Schmidt. ℳ 1.60.

„Mit der vorstehenden Dichtung führt sich ein Talent glücklich in die Literatur ein. — Der Verfasser bewegt sich nicht in ausgetretenen Geleisen. Die Hauptvorzüge liegen in dem stimmungsvollen Colorit des exotischen Landschaftsbildes und der warmen poetischen Sprache."

(Joh. Proelß in der literar. Correspondenz.)

„Das Gedicht hat die erste und unerläßliche Eigenschaft der Poesie, es ist Phantasie darin. Vers und Sprache sind leicht, die Erzählung schreitet rasch und nicht ohne Spannung fort."

(Gottfr. Kinkel, Westermann's Monatshefte.)

---

hat das **„Berliner Tageblatt"** zur ausschließlichen Veröffentlichung in Deutschland erworben und wird bereits Anfang Januar mit der Veröffentlichung dieses hochbedeutenden Werkes beginnen, wobei ausdrücklich bemerkt wird, daß der Roman in **keinem anderen Blatte** in Deutschland erscheint.

„Angela" ist ebenso wie „Quisisana", die zuletzt erschienene Erzählung des Dichters, welche beim Publikum eine so außergewöhnlich glänzende Aufnahme gefunden, eine echte und rechte Herzensgeschichte, die an den Ufern des Genfersees sich abspielt und in einer erschütternden Katastrophe gipfelt.

Berliner Tageblatt

mit seinen 8 Beiblättern:

illustr. Witzblatt **„ULK"**, belletristische Wochenschrift: **„Deutsche Lesehalle"** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**"

besitzt gegenwärtig **ca. 76 Tausend Abonnenten,** welche über ganz Deutschland verbreitet sind und ist dasselbe

die bei Weitem gelesenste Zeitung Deutschlands.

Aus dem reichen Inhalt wollen wir hier nur Einiges hervorheben: Die täglichen **Leitartikel** des **„Berliner Tageblatt"** zeichnen sich durch klaren, leicht faßlichen Stil, durch die freimüthige, doch nicht agitatorische Sprache aus, unter strenger Beobachtung des Prinzips, sich keiner politischen Fraktion dienstbar zu machen — sondern zu jeder Frage ein eigenes, nach reiflicher und unbefangener Prüfung gebildetes Urtheil abzugeben. — Durch eine täglich 2malige Ausgabe, eines **Morgen-** und **Abendblattes,** ist das **B. T.** in der Lage, seinen Lesern alle Nachrichten stets 12 Stunden früher als jede nur einmal täglich erscheinende Zeitung zu bringen. Das **B. T.** unterhält an allen politisch wichtigen Plätzen, wie Paris, London, St. Petersburg, Wien, Rom, Brüssel ꝛc. **Special-Correspondenten,** und ist durch diese in den Stand gesetzt, mit raschen und zuverlässigen Berichten, meistens vermittelst kostspieliger Privat-Telegramme, allen anderen Zeitungen voranzueilen. Es ist eine Thatsache, daß das **B. T.** einem großen Theil der deutschen, auch ausländischen Presse als vorzugsweise Quelle für neue Nachrichten dient. — Das **B. T.** unterhält ein **eigenes parlamentarisches Bureau** und bringt in Folge dessen unmittelbar nach den Sitzungen ausführliche **unparteiische** Berichte. — **Den Ereignissen in der Reichshauptstadt** folgt das **B. T.** mit seinen umfassenden „Lokal-Nachrichten" stets auf dem Fuße. — Dem Handel und der Industrie wird durch eine **besondere Handelszeitung** nebst vollständigem Courszettel der Berliner Börse eingehende Beachtung geschenkt und besonders darauf Bedacht genommen, daß das Publikum vor gewagten Spekulationen und schwindelhaften Unternehmungen stets **rechtzeitig gewarnt** werde. Außerdem bringt das **B. T.** die vollständigen **Ziehungslisten** der Preußischen und Sächsischen Lotterie. — **Theater, Kunst** und **Wissenschaft** werden im Feuilleton in ausgedehntem Maße gepflegt. — Das **„Berliner Tageblatt"** bleibt stets bemüht, seinen Inhalt zu erweitern und zu vervollkommnen, um sich nicht allein auf dem erreichten Standpunkt zu erhalten, sondern auch immer weitere Kreise an sich zu fesseln.

Probe-Nummern werden auf Wunsch **gratis** und **franco** zugesandt.

Der Abonnementspreis beträgt bei allen Postanstalten, welche jederzeit Bestellungen entgegennehmen, für alle 4 Blätter zusammen

nur 5 Mark 25 Pf. pro Quartal.

Paul Beyer's Lese-Institut in Leipzig.

Die soeben erschienenen Romane:

Ebers, Der Kaiser, 2 Bde.

Freytag, Ahnen, Bd. VI: **Aus einer kleinen Stadt.**

sind in zahlreichen Exemplaren angeschafft worden.

Das Lese-Institut bietet neue Romane, Novellen, Dramen, sowie wissenschaftliche Literatur von allgemeinem Interesse alsbald nach Erscheinen in sauberen, gebundenen Exemplaren — keine abgegriffenen Leihbibliotheksbände — leihweise sowohl einzeln als im Abonnement.

Auswärtigen Lesern und Lese-Vereinen wird besonders ein Abonnement auf 10 Bände empfohlen, das bei beliebigem Wechsel dieser Bücher gegen andre 10 vierteljährlich nur 15 ℳ kostet.

Leipzig. **Paul Beyer.**

Digitized by Google

Soeben erschien:

Nachgelassene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet von

Arnold Wellmer.

Dritter (Schluß-) Band.

37¼ Bogen. geh. 8 M, eleg. geb. 9 M. 50 Pf.

Inhalt:

1829—1877. — Gräfin Montgomery. — Prinz Leopold. — Petersburg. — Wien. — Dresden. — Felix Lichnowsky. — Gräfin Plater?

Preis für die beiden früher erschienenen Bände geheftet je 6 M, in eleg. Originalbande je 7 M. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, Berlin SW., Wilhelmstraße 32.

Tribüne

mit der

illustrirten

humoristisch-satirischen

Wochenschrift

Berliner Wespen

als

Gratisbeilage.

Abonnementspr. f. beide Blätter M. 5,30 vierteljährlich bei allen Post-Anstalten.

Im Verlage von **Carl Reißner** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Heinrich von Plauen.

Historischer Roman

in drei Bänden

von **Ernst Wichert.**

Preis 15 M, eleg. geb. 18 M.

In meisterhafter Schilderung entwirft der Verfasser ein, an großen und markigen, wie an lieblichen Zügen reiches Bild aus der bewegtesten Zeit der Geschichte des deutschen Ordens. Dieses echt nationale und literarisch bedeutendste Werk Ernst Wicherts darf auf die vollste Beachtung aller gebildeten Kreise Deutschlands Anspruch erheben.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Gesammelte Schriften

von

Franz Liszt.

Zweiter Band:

Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst.

In das Deutsche übertragen von L. Ramann.

Preis brosch. M 6.—, eleg. geb. M 7.50.

Band I. **Fr. Chopin. (La Mara.)** Brosch. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.50.

Musiker-Biographien.

(Sammlung musikalischer Vorträge.)

Johann Sebastian Bach.	Von Ph. Spitta	M. 1.—
Wolfgang Amadeus Mozart.	Von Emil Naumann	„ 1.—
Friedrich Chopin.	Von A. Niggli	„ 1.—
Franz Schubert.	Von A. Niggli	„ 1.—
Giovanni Battista Pergolese.	Von H. M. Schletterer	„ 1.—
Peter Cornelius.	Von Herm. Kretzschmar	„ 1.—
Johannes Brahms.	Von Hermann Deiters	„ 2.—

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Siegfried Lipiner.

Der entfesselte Prometheus.

Eine Dichtung in 5 Gesängen.

1876. gr. 8. VIII. 174 S. M. 4.—.
Eleg. geb. M. 5.50.

Renatus.

Eine Dichtung in 5 Gesängen.

1878. gr. 8. VIII. 161 S. M 4.50.
Eleg. geb. M 6.—

Buch der Freude.

1880. gr. 8. IV. 168 S. M 4.50.
Eleg. geb. M. 6.—

Alfred Baumbach.

Horand und Hilde.

Eine nordische Dichtung.

1878. 8. VI. 146 S. M. 4.—.
Eleg. geb. M. 5.—

Georg von Oertzen.

Deutsche Träume, deutsche Siege.

1848—1871.

1877. gr. 8. VIII. 176 S. M. 4.—.
Eleg. geb. M. 5.—

Keime eines Verschollenen.

1877. gr. 8. VIII. 226 S. M 5.—.
Eleg. geb. M. 6.—

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** SW., Krausenstraße 36, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Digitized by Google

MEHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!

Neuer überaus fesselnder Roman aus der Feder eines hervorragenden Gelehrten, beginnt mit Neujahr im

Deutschen Familienblatt.

Redigirt von Julius Lohmeyer.

Ferner von: **Levin Schücking,**

Das Fräulein von Thoreck.

Preis vierteljährlich nur *M.* 1.60 oder in Heften zu 30 oder 50 ₰.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Weihnachts-Novität.

ABC

von

Paul Meyerheim

27 aquarellirte Originalzeichnungen mit Reimen von

J. Trojan.

Farbenholzschnitte von Kaeseberg u. Oertel.

Preis *M.* 7.50.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, Behrenstraße 4.

In Hermann Schönrock's Verlag in Landsberg a. W. erschien soeben:

Die Lügnerin Germania

ertappt, entlarvt und gebrandmarkt von

Prof. Dr. **Fr. Michelis.**

Preis *M.* —.80.

Durch alle Buchhandlungen:

Fitger, Die Hexe.

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

2. Aufl. 2 *M.*, Prachtbd. 3 *M.*

Fahrendes Volk.

Gedichte.

2. Aufl. 4 *M.*, Prachtbd. 5 *M.*

Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchh.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Tuchlauben 22.

Der Schandfleck.

Roman von **L. Anzengruber.**

8. 24 Bogen. Elegant broschirt. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—, eleg. geb. fl. 3 = *M.* 6.—.

Was der Verfasser des „Pfarrer von Kirchfeld" hier bietet, ist ein Meisterwerk. Diese unbestritten glänzende literarische Production hat mächtiges Aufsehen gemacht.

Dorfgänge.

Gesammelte Bauerngeschichten von **L. Anzengruber.**

2 Theile. Preis fl. 3.— = *M.* 6.—.

Inhalt: Eine Plauderei. — Die Polizze. — Gänseliesel. — Diebs-Annerl. — Eine Begegnung. — Wie der Huber ungläubig wurde. — Der gottüberlegene Jakob. — Die fromme Kathrin. — Das Sandkind.

Diese Dorfgeschichten gehören mit zu dem Besten, was unsere Literatur hervorgebracht hat. Es sind wahre Cabinetsstücke.

Der Schelm von Bergen.

Einer halbverklungenen Sage nacherzählt von **Julius von der Traun.**

8. Preis fl. 1.20 = *M.* 2.40.

Elegant gebunden fl. 1.80 = *M.* 3.60.

Reizende humorvolle Erzählung dieses farbenprächtigen Poeten.

Ein neues Novellenbuch

von **Adolf Wilbrandt.**

8. 340 Seiten. Preis fl. 3.— = *M.* 6.—.

Inhalt: Dämonen. — Die Bande des Bluts. — Die Königin v. Castilien. — Unser Rechtsbewußtsein. — Der erste Mensch.

Wilbrandt's Erzähler-Talent ist bekannt. Es braucht nichts zu seinem Lobe gesagt zu werden.

Literarische Herzenssachen

von **Ferd. Kürnberger.**

8. 376 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—.

Ferd. Kürnberger, der Meister der Essays, hat mit großer Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt. Es hängt sein Herz daran, und er möchte, daß sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge.

Wiener Blut.

Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt von **Friedrich Schlögl.**

Vierte Auflage. 400 Seiten. Eleg. brosch. Preis fl. 3.— = *M.* 6.—, geb. fl. 3.70 = *M.* 7.40.

Wiener Luft.

(Fortsetzung von „Wiener Blut".)

Zweite Auflage.

fl. 3.— = *M.* 6.—, geb. fl. 3.70 = *M.* 7.40.

Diese Kulturbilder haben Tausender Herzen erfreut.

Aus der

Mappe des alten Fabulisten

von **Bauernfeld.**

8. 342 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 3.—, geb. fl. 3.— = *M.* 6.—

Als Supplement zu seinen sämmtlichen Werken bietet Bauernfeld hier eine Masse des Lustigen.

Der Wunder-Rabbi.

Roman von **J. Thenen.**

8. 293 Seiten. fl. 2.— = *M.* 4.—

Goldschmied-Kinder.

Roman von **Julius von der Traun.**

8. 280 Seiten. fl. 2.50. = *M.* 5.—

Elegant gebunden fl. 3.— = *M.* 6.—

In der Sommernacht.

Novelle in Versen von **Carl Caro.**

Min.-Ausg. 100 Seiten.

fl. 1.— = *M.* 2.—, geb. fl. 1.60 = *M.* 3.—

Der Kuß.

Lustspiel in 4 Aufzügen von **Ludwig Dorzy.**

Min.-Ausgabe auf Bütten-Papier, eleg. geb. fl. 2.50. = *M.* 5.—

In meinem Verlage ist heute erschienen:

Das Leben des Feldmarschalls

Grafen Neithardt von Gneisenau.

Fünfter Band. (Schluß.)

Von **Hans Delbrück.**

Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von **G. H. Pertz.**

Broch. 10 *M.*, — geb. 11 *M.*

Berlin, den 15. Dezember 1880. **G. Reimer.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Das Eigenthum

in seiner socialen Bedeutung

von

Adolph Samter.

Preis 9 *M.*

Digitized by Google

Methode
Original. Toussaint-
29. vervollkomm. Aufl. Langenscheidt.

Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener.

Englisch v. d. Professoren Dr. van Dalen, Lloyd und Langenscheidt, Berlin.

Französisch von Toussaint und Prof. G. Langenscheidt.

Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 M. Kurs. 1 u. 2 auf einmal nur 27 M.

Deutsch von Prof. Dr. Dan. Sanders. Ein Kursus, 20 Briefe, nur komplet, 20 M.

Probebrief jeder Sprache nebst Prospekt à 1 M. (Post-Anw.)

Urtheil: „Diese Unterrichtsbr. verdienen d. Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. **Diesterweg**, Dir. Dr. **Freund**, Prof. Dr. **Herrig**, Prof. Dr. **Scheler**, Prof. Dr. **Schmitz**, Prof. Dr. **Städler**, Dir. Dr. **Viehoff** u. and. Autoritäten geworden ist." (Lehrerztg.)

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh.
(Prof. G. L.) Berlin SW., Möckernstr. 133.

Gediegenes und billiges Familienblatt.

Neues Journal

Spannende Novellen. Interessante Aufsätze. Reiche Illustrationen.

Preis pro Quartal nur 80 Pfennige.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **H. Alexander** in **Leipzig** und **Pr. Stargardt.**

Soeben erschien im Verlage von **Alfred Krüger** in **Leipzig** und ist direct sowie durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Gegen den Strom.
(Gedichte.)
Von **Hartwig Köhler.**
3. veränderte Auflage.

8 Bogen, 16. Mit Schwabacher Lettern u. eleg. Kopfleisten, fein broschirt *M.* 1.50, in Miniaturprachtband mit Goldschnitt *M.* 2.50.

„Die Verlagshandlung empfiehlt diese trotz des billigen Preises hochelegant ausgestatteten Gedichte Hartwig Köhler's, welche binnen Jahresfrist die 3. Auflage erlebt haben, als sinniges Weihnachtsgeschenk."

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Meister Amor.
Roman in 2 Bänden
von
Adolf Wilbrandt.

8. 268 und 237 Seiten. Elegant adjustirt. Preis fl. 4.— = *M.* 8.— Eleg. geb. fl. 4.60 = *M.* 9.20.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Meister der griechischen Litteratur.
Eine Uebersicht
der klassischen Litteratur der Griechen
für
die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.
Von
H. W. Stoll.

1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Lord Beaconsfield's neuer Roman.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben:

Endymion.

Von
Earl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli).

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Erster Theil. 8. Geh. 6 *M.* Geb. 7 *M.*

Der zweite und dritte Theil wird in kurzem folgen und damit der soeben veröffentlichte Roman des berühmten englischen Staatsmannes in deutscher Ausgabe vollständig vorliegen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte literarisch-politische Wochenschrift zählt die **ersten Autoren Deutschlands** zu ihren ständigen Mitarbeitern und interessirt seine Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nationen. Die Zuverlässigkeit seiner politischen Informationen, die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, machten es bald zum

Lieblingsorgan der geistigen Aristokratie

und der **billige Abonnementspreis** von 2 *M.* 50 ₰ pro Vierteljahr erleichterte seine Verbreitung in den gebildeten Kreisen deutscher Zunge. Alle **Buchhandlungen und Postanstalten** — man verweise auf Nr. 1251 der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1881 — nehmen Bestellungen entgegen. — **Probe-Nummern** versendet auf gefl. Verlangen die **Expedition des „Deutschen Montags-Blattes", Berlin SW.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Die Schule der Technik.
Studiensammlung für das Pianoforte.

Aus den bewährtesten Werken älterer und neuerer Komponisten gewählt und progressiv geordnet von

Carl Reinecke.

3 Bände. 4. Brosch. à 3 *M.*, geb. à 5 *M.*

Inhalt: **Bach, Bertini, Chopin, Clementi, Cramer, Deprosse, Field, Händel, Heller, Henselt, Hiller, Köhler, Krause, Liszt, Mendelssohn, Paradies, Plaidy, Scarlatti, Thalberg, Vogt, Weber.**

Urania. 1877. No. 4. Wer etwas Tüchtiges in Bezug auf Technik auf dem Pianoforte leisten, oder wer seine bereits erworbene Technik durch stetige Übung erhalten will, der greife nach dieser Mustersammlung von Meisterstudien, die in ihrer Art alle vorhandenen übertrifft. Wer diese herrliche Anthologie gehörig durchgearbeitet hat, der kann auch was Ordentliches und wird so ziemlich mit den meisten schwierigen und schwierigsten Klavierwerken ohne enormen Kraftaufwand fertig werden.

Sonaten-Studien
in Sätzen klassischer und neuerer Meister,

als nothwendiges Material für den Klavierunterricht zubereitet und mit theoretischem Texte herausgegeben von

Louis Köhler.

Op. 165. In 12 Heften à 3 *M.* oder in 2 Bänden à 9 *M.*

Inhalt: **Clementi, Dussek, Haydn, Hummel, Kalkbrenner, Kuhlau, Mozart.**

Signale. 1877. No. 51. 75 Sonatensätze sorgfältig ausgewählt, in richtiger Progression geordnet und mit Fingersatz versehen, so dass man überall des Herausgebers oft bewährten, richtigen instruktiven und pädagogischen Takt wieder herauserkennt und dem Studirenden auf alle Weise die richtigsten und besten Wege gewiesen sieht.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

15
MAY 69
N. MANCHESTER,
INDIANA

Digitized by Google

Digitized by Google